

# Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.



Achtundsechzigster Band.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

1909.

# Inhalt.

---

<p>Aehrenthal, Graf . . . . . 304</p> <p>Aktionär, der arme . . . . . 70</p> <p>Allotria . . . . . 145</p> <p>Americana . . . . . 105</p> <p>Aera, neue . . . . . 109</p> <p>Arnold f. Humanisten.</p> <p>Augustus in Griechenland . . . . . 269</p> <p>Baritus f. Duodlibet.</p> <p>Barth, Theodor . . . . . 51</p> <p>Bauforderungen . . . . . 284</p> <p>Bethmann Hollweg f. Aera, neue, f. a. Paracentese.</p> <p>Blériot f. Allotria.</p> <p>Blod f. Moriz und Rina.</p> <p>Briefe, zwei . . . . . 457</p> <p>Bülow f. Moriz und Rina, f. a. Fürstenruf, Diptychon und Aera, neue.</p> <p>Carlyle f. Humanisten.</p> <p>Caesarenwahnsinn . . . . . 168</p> <p>Cassel, Ernst f. Moriz und Rina.</p> <p>Chinesisches Finanzwesen . . . . . 426</p> <p>Clemenceau f. Allotria.</p> <p>Cosas de España . . . . . 181</p> <p>Diptychon . . . . . 73</p> <p>Dualismus in der Welt der Werthe . 412</p> <p>Effektensteuern . . . . . 140</p> <p>Effleßiazusen . . . . . 429</p> <p>Elektroindustrie f. Hauffe.</p>	<p>Emerson f. Humanisten.</p> <p>Engel, Georg . . . . . 206</p> <p>Englich-russisches Abkommen f. Allotria.</p> <p>Erlöser, ein, von der Fraueneman- zipation . . . . . 434</p> <p>Flotte, die f. Moriz und Rina.</p> <p>Forscher, junge und alte . . . . . 22</p> <p>Frau, die . . . . . 55</p> <p>Frauenemanzipation f. Erlöser.</p> <p>Friedensidee, die, in Deutschland . . 309</p> <p>Fürstenruf . . . . . 37</p> <p>Galliffet f. Diptychon.</p> <p>Gartenzene f. Aera, neue.</p> <p>Gebeugte, der . . . . . 29</p> <p>Gedichte . . . . . 164</p> <p>Griechenland . . . . . 325 f. a. Augustus f. a. Areta.</p> <p>Hain, der ruhige . . . . . 205</p> <p>Harrimans Erbe . . . . . 451 f. a. Hauffe.</p> <p>Hauffe . . . . . 391</p> <p>Hermannschlacht f. Duodlibet.</p> <p>Historisches Institut, ein neues . . . 341</p> <p>Hobler f. Signorelli.</p> <p>von Holstein, Fritz . . . . . 124</p> <p>Hügelmühle, die . . . . . 138</p> <p>Humanisten, vier . . . . . 193</p> <p>Huyßmans . . . . . 16</p> <p>Ingenieurnoth . . . . . 36</p>
--	---



Institut für Kultur und Universal- geschichte f. Historisches.		Duodlibet . . . . .	289
Kaisermanöver . . . . .	387	Renaissance, die, des Oesterreicher- thums . . . . .	436
Kanzler, vier . . . . .	128	von Renvers, Rudolf . . . . .	232
Kanzlerwechsel f. Moritz und Rina f. a. Aera, neue.		Richter, der . . . . .	131
Kapital . . . . .	321	Romains, Jules . . . . .	236
Kleist, Heinrich von f. Duodlibet.		Roms, Größe und Niedergang f. Augustus.	
Kölnische Maschinenbaugesellschaft f. Aktionär, der arme.		Rosengarten, der, von Berlin . . .	351
Kolonialpapiere f. Hauffe.		Rußin f. Humanisten.	
Kolonialschwärmer . . . . .	32	Russische Industrie . . . . .	213
Krankenhaus, im . . . . .	321	Schweden f. Duodlibet.	
Kreta . . . . .	217	Seelenforschung f. Drakel.	
f. a. Paracentese f. a. Grie- chenland.		Selbstanzeigen . . . . .	317, 422
Kunst fürs Volk . . . . .	425	Sexuelle Krise, die . . . . .	355
Liliencron f. Gedichte.		Signorelli und Hobler . . . . .	159
Männlich und Weiblich . . . . .	443	Spanien f. Cosas.	
Marik, die scheue . . . . .	209	Steuern, neue f. Moritz und Rina f. a. Duodlibet.	
Marokko f. Cosas de España.		Steuerpolitik . . . . .	361
Moritz und Rina . . . . .	1	Steuerreform f. Fürsteneruf.	
Nicolai II. f. Allotria.		Stuß im Fuß . . . . .	69
Notturmo . . . . .	379	Tell . . . . .	129
Drakel, die alten . . . . .	96	Traum, der . . . . .	381
Oesterreicherthum f. Renaissance.		von Tschudi, Hugo . . . . .	87
Paderborner Bank f. Aktionär.		Türkei f. Duodlibet.	
Papstthum und Deutschthum . . . .	239	Ueberzeugungen . . . . .	395
Paracentese . . . . .	253	Verse . . . . .	386
Parlamentarismus . . . . .	401	Visionen . . . . .	267
Paul, Jean . . . . .	352	Watteau . . . . .	370
Philippe Egalité . . . . .	417	Weltstaat und Friedensproblem f. Friedensidee.	
Probleme der Seelenforschung f. Drakel.		Widhoff, Franz . . . . .	315
Psychische Grenzzustände f. Cäsa- renwahnsinn.		Wiederkunft, die . . . . .	91
		Zeppelin-Marsch f. Duodlibet f. a. Briefe.	





Berlin, den 3. Juli 1909.

## Moritz und Rina.

Kressin, am Tag von Alsen-Gitschin, 1909.

O my prophetic soul!

So darfst Du Dich nennen; mit besserem Recht als irgendein Dänenprinz von Amleto (Salvini! Unwahrscheinlich lange her!) bis auf Den in Athen, der von Kreti und Pleti jetzt das Näschen voll hat. Zu ahnen, daß Onkel Claudius den Thron nicht auf sauberen Stufen erklettert hatte, war schließlich nicht schwer; und daß Onkel Eduard die ansehnliche Kreta wie eine Dame, die zu haben ist, behandeln würde, sah selbst die in Hinterpommern Verhugelte voraus. Nichts Enormes. Deine Verdienste blieben im Stillen. Imponiren Einer aber riesig. Die gestern abends, während unten mit Kreißspitzen sanft gepickelt wurde, Stunden lang in Deinen Briefen gekramt hat. Alles da. Und fabelhaft früh! Am dreißigsten Dezember 1908 schriebs Du mir über den Herrn Kanzler: „Fort muß er: mot d'ordre. Wenn nicht früher, vom Grab seiner Finanzreform, der deshalb sehr hoch Betitelte die Sense an den dünnen Leib wünschen. Das wird ein heißes Streiten. Ohne ungehemmten Hochdruck nicht mal ein halber Sieg. Kaiserliche Botschaft nach bismärckischem Muster oder, scheint diese Form gerade heute nicht recht paßlich, wenigstens Mobilmachung sämtlicher Bundesrathsgrößen für eine auch den süddeutschen Wünschen (Wasserkraft!) angenäherte Vorlage. Was gemacht werden kann, wird der pro domo sua stets höchst Geschickte machen. Fehlt freilich die sichere Mehrheit; daß Oldenburg-Januschau und Stadtrath Wiemer, der ostpreussische Kanitz und der mitteldeutsche Mommsen nicht lange an dem selben Halfterband zu gängeln sein würden, sah ein beim Stimmzettelsammeln ergrauter



Saaldiener voraus. Die persönliche Schwierigkeit wird jetzt durch die Sehnsucht der Wahlverwandten gesteigert, die in natürliche Beziehungen zurückverlangen. Merkwürdiger ist, daß der Knigge des Umganges mit Journalisten in seiner schweren Stunde nicht so gut von der Presse bedient wird, wie man erwarten durfte. Die müßte ganz anders für ihn ins Zeug gehen. Zeigen, daß stärker gesteuert werden muß, wenn die theuren Rähne nicht auf Sandbänke laufen sollen. Und dem schwarzen Haufen der Angreifer mit dem Ungestüm fröhlicher Offensive an den Kragen rücken. Dann wäre das Feld bald gemäht. Jetzt wehrt lahmer Stahl kaum das Aergste ab. Alles ohne rechten Schmiß.“ Wörtlich; vor sechs Monaten. Alles Prophetische, von Jesaja bis auf Maleachi, dagegen Kinderspiel. Im Ernst: bin mal wieder stolz auf den Bruder und, in schafiger Milde, bereit, unverheilte Wunden unter Charpie zu lassen. Bist mir eben über. Alles genau so gekommen. Seine Steuer-geschichte ist in die Binsen gegangen, alle Behendheit hat diesmal nicht geholfen und seine Presse ist lahm geblieben, bis es zu spät war und die Hiebe nur noch die Luft prügeln. Sogar die Kaiserliche Botschaft soll er ja zu extrahiren versucht haben. In Wiesbaden. S. M. habe geantwortet: „Das geht nicht. Sie wollen doch kein persönliches Regiment!“ Memento siebenzehnten November. Wird hier erzählt und sehr witzig gefunden. Uebrigens auch nachher zu Bod (auf der Grunewaldrennbahn), der vom Befehl Seiner Majestät gesprochen hatte: „Das Befehlen habt Ihr mir ja abgewöhnt!“ Womit unser Elferauschuß, Manteuffel und Henckell, sein Fett bekommen sollte.

Schon am Neroberg roch es nicht nach Hochzeit. Keine Einholung (vor dem November de rigueur); Wedel und Radolin servirt, die für den Gast nicht sehr schmackhaft; Isolation ohne Glanz und alles Drum und Dran knapp wie bei Empfängen zweiter Klasse. Kurios die Verschiedenheit der Lesarten damals. Die Bülowischen behaupteten, Rücktritt sei angeboten und abgelehnt worden. Die vom Hof, der Kanzler habe gesagt, er würde ja gern gehen, doch könne sein Rücktritt in diesem Augenblick als Kapitulation der Krone vor einer Parlamentsmehrheit gedeutet werden, was unter allen Umständen, als der Anfang vom Ende, vermieden werden müsse. Wo ist Wahrheit? Im Rhodendendrenviertel weiß man's vielleicht; hier, unter Erntesorgen, froh, wenn überhaupt was herdringt. Daß in Kiel kein behagliches Klima gewesen sein kann, war auch von Weitem zu spüren. Machte mir mein Bild, noch ehe ich S. M. zwischen Kanzler und Kabinetschef an Bord photographirt sah. (Hatte eigentlich gehofft, auch gehört, die Kieler Alljährlichkeit sei mit ähnlichem Zauber abgethan, und war nicht sehr entzückt davon, daß zwischen Regatta und



Preisvertheilung, amerikanischen Schweineschlächtern und berliner Wasserjuden die wichtigsten Staatsgeschäfte erledigt wurden. Deine Schwester lernt nicht mehr um. Sollte gezeigt werden, daß diese Personalfrage nicht so wichtig sei?) Der Fürst, immerhin Sechzig und nicht der Robusteste, kommt nach einer Nachtfahrt an. Vom Bahnhof auf die Pinasse. Von Neun bis Elf Vortrag auf Deck (mit Valentini; der doch noch kein Lucanus sein kann). Danach zieht S. M. sich zurück, giebt Unterschriften, geht zu einem französischen Chocofabrikanten (Moulinet aus dem „Hüttenbesitzer“, grinst Dein gebildeter Schwager) frühstücken und um Zwei wird der (inzwischen zur Erholung isolirte) Kanzler wieder unter Dampf gesetzt. Dann kommt eine pflaumenweiche Erklärung: Abschied verweigert; S. M. werde dem Gesuch erst näher treten, wenn die Finanzsache unter Dach gebracht sei. Woraus noch Hoffnung auf Dauer der Herrlichkeit zu schöpfen war. Erst zwölf Stunden nach der Rückkehr des flügsten Oberhofmarschalls aus Kiel lasen wir von unwiderruflichem Rücktritt. Scheint also schwer gewesen zu sein. Macht ist doch süß, sagte Caprivi; der ja auch mal sehr berühmt war. So sieht mein Bild aus. Findest es vielleicht ganz dumm und verzeichnet. Nur der Schelm giebt mehr, als er hat.

In die Steuer Sache rede ich drum nicht drein. Keinen Schimmer. Weiß nur, daß man hier quietischvergnügt ist, die Einigung für kinderleicht hält und vor Wahlen, von denen immer noch geschrien wird, schon gar keine Angst hat. Adolf der Weise: „Das Ding ist so fein gedreht worden, daß der Landadel nichts riskirt. Dafür, daß Ehefrauen und Kinder, die es bei der Herauszahlung der Erbtheile ohnehin oft höllisch schwer haben, den ganzen ererbten Ritt versteuern, kriegen sie unsere Bauern nicht auf die Beine. Und wo sind denn die Leute, denen die Herzkruste schmilzt, wenn sie hören, daß die Börsenjuden fünfzig Millionen ausschütten sollen? Darauf käme die Wahlparole doch hinaus. Börsenzulassungsgebühr, Börsenumsatzsteuer, Wechsel- und Cheekstempel.“ (Für Dich notirt; so was bleibt nicht in meinem Schädel.) „Alles Andere ist ja ziemlich im Hafen und die Landung der letzten Boote nur durch Privatinkerlichchen des Lootsenkommandanten erschwert.“ (Nautik ist sein Neustes; redet, als hätte er, nicht Baudissin, Wilhelmshaven bekommen. Infektion durch die angeheirathete Marine.) „Wenn Der will, ist's jetzt schnell im Schuppen. Auflösung wäre der hellste Blödsinn. Wird auch fast nur von Denen gefordert, die sicher sind, daß der Bundesrath dafür nicht zu haben ist, und den Wählern ein kostenloses Schreiplaisir machen. Im Ernst wünschen sie nur die Allerröthesten, denen die halbe Milliarde neuer Steuern fetten Zins tragen würde. Deine Partei kann lachen. Leider, sage ich. Denn ich bin so frei,



Eure Politik, Euren Widerstand gegen Wahlrechtsänderung etc. pp. unflug zu finden, und hätte Euch lieber von einer starken Faust zur *Raison* gezwungen gesehen als wieder im Heildirfranz." Da hast Du ihn; in Lebensgröße. Je le donne pour ce qu'il vaut; und hätte ihn nicht, wie einen richtig gehenden Geist, citirt, wenn ein gegen die Schwester Schabernedischer nicht immer thäte, als sehe er in dem Rebellenmajor einen der schlauesten Politiküsse.

Aber nichts Persönliches heute. Weißt ja, wie grün und bunt es um Peter-Paul hier oben und unten aussieht. (Und wie grau und fahl in der Ehe, die Du im achten Himmel geschlossen hast.) Gutes Jahr; nicht zu trocken und wenig Hitzebelästigung. Der Finanzmann neben mir rechnet auf anständige Preise und hatte vorgestern den Leichtsinn, mir mit *Sanct-Moritz*-Dorf den Mund wässerig zu machen. Grand Hotel wäre so ziemlich Paradies (und sogar für die Vermöghtheit eines Lieben und Getreuen an Komfort und Futter ausreichend). Bereits wohl schon wieder; aber ich lasse nicht locker. Möchte, ehe es Zwölf schlägt, noch ein Bißchen Landschaft schlemmen. Nichts Neues sonst seit Berlin, wo es, take him for all in all, wundervoll war. Dank Eurer Netttheit im Superlativ. Bis auf Topfhüte und Hüftenparade, an die ich mich, wie Puttkamers karziner Köchin „an dem Einsamen“, nicht mehr gewöhnen werde. Bei Mariechen gings diesmal ja glatt (der Junge scheint fidel zu übersommern und die Eltern schnäbeln noch wie im Mai) und „geboten“ wurde uns wirklich in Hülle und Fülle; so viel, daß hier nachher gar nicht schmecken wollte. Stilles Einerlei mit Spargel und Schoten. Angenehm unterbrochen durch Besuch des Schwiegerseemanns, der einiges Neues mitbrachte. Nicht nur Gutes. Der Kommandirende, der den Prinzen Heinrich beerben soll, gilt nicht als Mann von Chefskaliber; einen ganzen Haufen Qualitäten, aber nicht den Sakrifunken (wie die Blaumeißen sagen), den ein Führer haben muß, damit die Leute blind für ihn in den Tod gehen. Wäre schlimm; der Prinz, der die Flotte gern noch ein Jahr behalten hätte, sitzt fest im Vertrauen der Mannschaft. Schlimmer ist, daß die vom Flottengesetz gelieferten Geldmittel nicht langen, weil ein großer Kahn heute ungefähr das Doppelte von dazumal kostet und an die fünfzig Millionen kommt, und daß man deshalb in einer Gegend spart, wo es selbst einer Landratte bedenklich scheinen muß. Die fertigen Schiffe werden nämlich nicht in Dienst gestellt. Nur bauen, denkt Tirpitz; weiter reicht das Geld nicht und das Uebrige findet sich später. Die Aktiven schütteln den Kopf, fragen, was mit Kasernen, die nicht bezogen sind, oder mit Kerlen, die nicht schießen gelernt haben, wohl anzufangen sei, und sehen die Kriegsbereitschaft der Flotte durch dieses System geschwächt. Der



Eidam, die ruhige Korrektheit in Person, wurde ganz warm. „Der Kanal ist zu eng und für die großen Dinger erst in Jahren passirbar. Das neue Material wird nicht in Dienst gestellt. Und dabei ist der Friede durchaus nicht auf lange Sicht garantirt. Aber Tirpitz kann nur noch Schiffe bestellen und den Reichstagsleuten Zucker geben.“ Tamariskenmanna für Adolf, der allsogleich die Fehler Tirpitzens, von Kiautschau bis nach Samoa und den Philippinen, auf Ellenliste von sich gab. Ich stehe draußen und bin nicht Fachfrau (auch die Sorte giebt's in unserer verwässerten Zeit ja schon); meine aber, man sollte entweder ohne Hundeangst das nöthige Kleingeld fordern oder langsamer bauen. Das Zweite wäre mir lieber; weil dann leichter mit England in Ordnung kämen. Daß alle Farben, Rosebery und Lansdowne, Grey und Balfour, Haldane und Roberts, Sturm und Gewitter voraussagen, ist doch nicht als Kinderspiel anzusehen. Und daß der Premier im Parlament spöttisch brummt, er habe die Rede unseres Herrn (auf der Unterelbe) in voller Seelenruhe gelesen, stimmt mich auch nicht heiter. Wohin rutschen wir? Der Schwiegerliche erzählt von der Dreadnoughtepidemie in Frankreich, Italien, Oesterreich und meint, wir müßten, um mitzukönnen, viel tiefer in die Tasche greifen. Gesegnete Mahlzeit! Dann stünde 1911 wieder Finanzreform mit Schaumflößen als Hauptgericht auf dem Tisch des „Hohen Hauses“. Dein Adolf, immer für Eisenbarkturen, hat natürlich sofort ein Rezept: Verständigung mit England, das uns Java und Sumatra läßt und Frankreich preisgiebt. Nach der vierten Flasche; nach der sechsten marschirte er, mit Bewilligungsschein vom Haus Lancaster, durch Holland und Belgien. Für so gewaltsame Sachen fehlt mir der Animus. Bin aber, contre vent et marée, für würdige Verständigung.

Weil wir bei England sind: daß Herr Ernst Cassel, jüdisch-deutscher Bankier, das Rittergroßkreuz des Bathordens bekommen hat, geht doch über die höchsten Akazien. Carmesinmantel, neun goldene Kronen, acht Szepter, Rose, Distel, Klee; „Ich diene“ und „Drei in Einem vereint“. Was doch nicht nach Altem Testament schmeckt. Heinrich Bolingbroke (Englische Geschichte die einzige, wo die alte Shakespeareschwärmerin halbwegs Bescheid weiß) muß sich im Grab umgedreht haben. Als er den Taufbadorden stiftete, waren sämtliche Cassels noch wasserscheu. Die regiren jetzt. Müßten wirs auch so weit bringen? Danke für Backobst. Deshalb, trotzdem Centrum nicht meine Couleur, schließlich doch froh, daß die Karre nicht mehr nach links läuft. Viel zu lange schon. Als die Leute mitregirten, sahen sie ordentlich aus. Jetzt erst, in ihrer Wuth, zeigt das Gebrüll, welches Geistes Kinder sie sind. Und daß sie nicht eine Prise politischen Verständnisses haben, merkt eine Bauersfrau ohne



Brille. Neulich, beim Schmökern (der Eheherrliche ist zu guten drei Vierteln marinirt), kam ich mal wieder über den Ghodwig und fand eine hübsche Stelle. Bismarck sagt zu Hohenlohe: „Mit solchen unfähigen Politikern wie Bennigsen und Miquel, die auf die Oeffentliche Meinung horchen, mit solchen Karlchen-Mießnick-Tertianern und Kindern kann ich nichts machen. Die Kerle sind so dumm, daß nichts mit ihnen anzufangen ist.“ Mai 1880. Bülow wird wohl ähnlich denken; hütet aber die Zunge. Ein wahrer Segen, daß wir noch den sicheren Instinkt haben; sonst säßen wir schon unter dem Deckel des Wurstkessels. Wer aber kommt nun? Bethmann, mit dem S. M. seinen ersten Boß geschossen und der sich im Vertrauen gehalten hat, könnte doch nur provisorisch sein; nicht sehr kräftig und nie mit Auswärtigem beschäftigt. Marschall: bis auf die Reige verbraucht; Mann der Handelsverträge, der Tauschgeschichte, des Krügertelegramms und weder in Wien noch in London gut angeschrieben; nur in Paris, seit er im Haag mit Herrn Bourgeois angebändelt und mit Holstein verspielt hat. Aber noch sehr rührig und auch im Centrum beliebt, weil er gesagt haben soll, wenn er im Herrenhaus säße, hätte er gegen das Polengesetz gestimmt. Noch bequemer wäre den Polen (die ich nicht gern in einer Front mit unserer Garde sehe) der Trachenberger, den Meiner den Polonisor Obereschlesiens betitelt. Der kann auf Anhieb Reden schwingen, hat sich in den letzten Wochen als Friedensstifter zu empfehlen versucht, ist aber aus persönlichen Gründen undenkbar. Wedel? Goltz? Am End' weiß Keiner nix, sang der famose Girardi, den wir Dir verdanken. Eines Abends wirds ja im Reichsanzeiger stehen. Nur kommts Einem vor, als seien wir an Männern recht arm geworden. Guer Liebden? „Wenn solche Köpfe feiern, welch ein Verlust für meinen Staat!“ Hättest beim Metier bleiben sollen. Wer weiß, was dann morgen würde.

Abwarten und Thee trinken; meinetwegen auch Erdbeerbowle. Ich bin zufrieden, wenn der Kommende ein Mann ist. Ruhig, ernsthaft, unbeugsam, preußisch. Die Risottomanier und das Astispumantegeprickel kriegte nachgerade Jeder satt. Bildung ist schön; aber Reineke Waldersee hatte nicht Unrecht, als er sagte, ein leitender Staatsmann brauche vor allen anderen Dingen eine eiserne Faust und eine eiserne Stirn. Auf Nummer Zwei (nicht schwer zu finden) verzichte ich; doch wenn sich die Hand ballt, muß die Kasselbande draußen und drin einen Schreck kriegen. Hoffen wir, lieber Leser. Lange kann die Ungewißheit ja nicht mehr dauern. Bin ich nicht lammhaft geduldig? Man wird eben alt. Nur Einer nie, zu Lotkas Kummer. Immergrün. Siebenhundert Grüße ihr. Dir, Propheete links, den Respekt Deiner

Rina.



Berlin, Pauli Gedächtniß 1909.

Fromme Schwester!

Alt? Wird nicht zugegeben. Abgeklärt: wie edler Wein, der sich unter Tag die Blume bewahrt hat. Jünger noch als wir Alle. Nur im Lauf der Zeit milder auf der Zunge geworden. Schmeckst Du prächtig! Und kein Tadelswörtchen diesmal; keine Rüge unbrüderlicher Schreibfaulheit. Wäre auch nicht verdient gewesen. Denn heute, als am letzten Quartalstag, sollte die Epistel abgehen; auf großes Ehrenwort. Wußte, daß zum Ersten fällig. Und zu readiness durch die Ehre verpflichtet, in wichtigeren Momenten befohlen zu sein.

Jetzt ist einer. Auch für Den, der sich von der Uebertreibung der Redner und Schreiber degoutirt abwendet. Dieses dumme Geschrei! Als ob wir allein auf der Erdkugel wohnten und Keiner horchen könnte! Was soll man draußen denken? Daß wir dem Bankerot nah sind und noch näher der finstersten Reaktion. Solche Blechmusik, die nach kurzen Pausen ja immer wieder anhebt, ist an unserer Unbeliebtheit mitschuld. Das Ausland hört nur, daß bei uns niederträchtige Junker herrschen, die Freiheit keine Stätte hat und der Bürger von Raubrittern ausgeplündert wird. Franzmann und Brite glauben gern und fühlen sich als die überlegenen Kulturträger. So wars von je her. Lies mal Tiedemanns Buch „Sechs Jahre Chef der Reichskanzlei unter dem Fürsten Bismarck.“ Schmerzhaft lehrreich; der Vergleich mit den Zuständen von heute sengt Einem die Haut. Wurde da gearbeitet! Sonst wäre selbst Otto der Einzige mit der schreißüchtigen Dummheit, die damals nicht kleiner war, als sie heute ist, nicht fertig geworden. Vor dreißig Jahren, bei der Revision der Zölle und Steuern, sollte Deutschlands Untergang sicher sein. Das stand in allen Hauptblättern; und die Leute, die es im Reichstag aussprachen, waren von anderem Wuchs als das jetzt fuchtelnde Kropzeug. Trotzdem hatte schon Christoph Tiedemann einen gehörigen Horror vor den „Popularitätjägern, Piepmeiern, unklaren Köpfen“, die mit den Brusttönen ihres Liberalismus bis in die Reihen der Freikonservativen Partei gedrungen waren. Und wie oft haben wir seit dieser Zeit den selben Unfug erlebt! Schutz Zoll und Sozialreform, Handelsverträge und Börsengesetz: jedesmal ist's mit Handel und Wandel, Gewerbe und Industrie für alle Ewigkeit aus. Diese Blödsinnsorte gedeiht nur auf unserem Boden. Als ein paar Cityleute in der vorigen Woche erklärten, die Steuererhöhungen im Budget des radikalen Herrn Lloyd George müßten Englands Handel ruiniren, wars nicht so ernst gemeint; wirkte aber wie eine Parodie deutscher Unsitte. Frage Adolsum, den wirklich Weisen, ob seine



Papierchen sehr gelitten haben. Nein? Dann finden die Herren, die Erdbeben und Weltuntergang prophezeien, ihre Aktien und Obligationen also nicht durch die drohende Gefahr entwerthet. Und das liebe Vaterland mag ruhig sein.

In England fordert die liberale Regierung, die sich auf eine große Mehrheit stützt und in der kein Funke sitzt, für Arbeiterversicherung und Landesvertheidigung ungefähr dreihundert Millionen; und hat sie noch nicht und hört aus der City (die ja für die Konservativen mehr übrig hat), sie vernichte das Gewerbe. (Wobei mir, aus Tiedemann, noch einfällt, daß der schlaue Bleichröder 1878 schon die Zeit kommen sieht, wo der amerikanische Export die Engländer zwingen wird, vom Freihandel zum Schutz Zoll überzugehen; an Deutschland als Konkurrenten dachte vor der neuen Zollaera Niemand. Die nach Bamberger und Konsorten doch der Anfang vom Ende sein sollte.) Im Reichstag werden fünfhundert Millionen verlangt, von denen vierhundert längst sicher sind. Die Scham sehnte sich nach einem Feigenblatt. Eine Viertelmilliarde auf ein Brett: Das gab es noch nie und nirgends. Und in Preußen war eben ein Viertel zugeschlagen worden. Sucht Besitzsteuern! Einkommen, Vermögen, Verkehr und Benachbartes lassen die Einzelstaaten nicht los. Bleibt die Besteuerung des Luxus, der Aktienmärkte, einzelner Gewerbe und der Erbschaftsmassen. Was der Schatzsekretär vorschlägt, mißfällt allgemein. Er kann auch anders; klebt Pflasterchen auf die Schnittwunden, ändert, streicht und bringt als Hauptstück die Steuerpflicht für das den Vatten und Kindern Hinterlassene. Ich (schilt nicht, Patriotin!) habe nichts dagegen und bin sicher, daß auch diese Steuer mal kommt; muß aber gestehen, daß erstens jede Erbschaftsteuer eine verkappte Vermögensteuer ist, die also dem Reich nicht gebührt, und daß zweitens gegen die Belastung des direktesten Erbanfalls immerhin Tristiges vorzubringen wäre. Auch von Bülow, Rheinbaben und höchst Liberalen vorgebracht worden ist. Damit langweile ich Dein junges Herz nicht. Nur das Hauptbedenken. Sobald dem Reich das Geld knapp wird, zieht man hier die Schraube rasch fester an und die Steuersätze gehen in die Höhe. Erster Schritt in den Staatsbezirk der Vermögenskonfiskation. So sagt Hennebrand. Der einer künftigen demokratischen Mehrheit das Geschäft nicht erleichtern will. Und eben so sagt, wie ein Mann, das ganze Centrum. Man könnte sich in aller Ruhe verständigen. Selbst die aufgeklärteste Absolutistin wird zugeben, daß die Regierung verpflichtet ist, einer Mehrheit, die ihr vierhundert Millionen bewilligt hat und noch hundert zusammenfragen will, ein Streckchen entgegenzukommen. Die Majorität braucht doch nicht Alles zu schlucken, was ihr vor den Schnabel gehalten wird. Aber der Kanzler will seinen Block



nicht zerhämmern lassen. (Die alten Kartellparteien plus Freisinn dreierlei Sorte: um solches Monstrum zu zeugen, brauchte kein Geist sich aus dem Grab zu bemühen.) Und die Herren Junkers wollen am Königsplatz nicht den Triumph des Mannes bereiten, der in der Prinz-Albrecht-Straße den Ast unter ihrem warmen Nest absägt. Auf beiden Seiten also nicht sachliche Politik, sondern Nebenzwecke. Die bald, obwohl man sie verbergen möchte, den Steuerkram überwachsen. Daß die Sache mit dem Bloß nicht zu machen sein werde, war klar wie Hotelbrühe. Deine Güte erwähnt, was ich im Dezember 1908 schrieb; kannst das Selbe, mit anderen Worten, schon in Briefen aus dem Januar 1907 finden. Erinnerst Dich noch der pariser Posse, wo die Hochzeitnacht eines Paares immer wieder durch die hochnothpeinliche Frage der Zollbeamten gestört wurde: Rien à déclarer? So, prophezeite im Reichstag der polnische Graf Brudzewo-Mielzynski, wird es auch den auf Bülow's Wunsch Gepaarten gehen: sie werden nicht zum Vollzug der Ehe kommen, weil im schönsten Moment immer was zu verzollen sein wird. Nur war den Nationalliberalen, der Industriepartei, zuzutrauen, daß sie auch in einer unliebsam erweiterten Mehrheit bleiben und werthvolle Konzessionen durchsetzen würden. Die waren von Heydebrand und von Müller aus Fulda zu haben. Denn Konservative und Centrum möchten nicht von einander abhängig werden. Sahen nur keinen Grund, bei weitreichender Gemeinschaft der Interessen und Grundauffassungen einander in Groll zu meiden, auf daß es dem Kanzler und den Liberalen wohl-ergehe und sie lange leben auf Erden. Viel zu handeln. Doch Mancher lernt's nie. Als Bennigsen nur ins Ministerium wollte, wenn ihm ein obsoleter Verfassungsartikel geopfert werde, rief Bismarck ärgerlich: „Steigen Sie doch erst zu uns ins Schiff und versuchen Sie dann, es nach Ihren Wünschen zu steuern; aber verlangen Sie nicht, daß ich Ihnen auf dem Präsentirteller eine Verfassungbestimmung entgegentrage, über deren Fortbestand ganz andere Faktoren als Sie und ich zu entscheiden haben.“ Heute wie damals; fast noch unflüger. Statt die entstehende Mehrheit zu artiger Rücksicht zu zwingen und als Bürgschaft der Machtdauer ein Reichsamt, Schatz oder Justiz, zu fördern, spielen sie die Beleidigten und laufen davon. „Ohne Erbanfallsteuer hat die ganze Finanzreform keinen Zweck.“ Die gestern noch unaufschiebbar sein sollte. Und nun kommt, was kommen mußte. Konservative und Centrum sagen sich: Wenn die Liberalen doch nicht mitmachen, können wir dem Handel und besonders der Börse ja ganz andere Summen abknöpfen, als wir bisher wollten, und zunächst mal Steuersätze fabriziren, die bei der Schachermachei nachher Etwas einbringen. Kotirung, Umsatz, Stempel: wie in einem Kampfsoll-



tarif, dessen Bestimmung ist, gegen anständigen Entgelt zerstückt zu werden. Genau so . . . Aber ich fürchte, die Majorin Domus ist des trockenen Tones satt und schläft mir ein, wenn der Duell nicht bald munterer sprudelt.

Bin gleich damit fertig. Der Freisinn: va bene. Ist, nach den schönen Tagen der Händedrücke und Orden, aus der Regierungsmöglichkeit gedrängt und muß schreien, um die Rückkehr in Feindeslager zu maskiren. (Daß er, dessen Eugen nur mit Centrumshilfe in den Reichstag kam, jedes Bündniß mit der Katholikenparlei, als habe es die Firma Windthorst-Richter nie gegeben, wie eine Schandthat verschreit, ist ja ein Bißchen stark.) Aber die Nationalliberalen? Aus Rand und Band; weil die Mehrheit, der sie entlaufen sind, so bodenlos frech ist, ihren Willen durchzusetzen. Daß sie die Elektrizität- und die Inseratensteuer abgelehnt haben, war ihr gutes Recht; daß die Koalirten das Gatten- und Kindererbe freilassen wollen, ist „ein ganz persönlicher Affront“; „die denkbar schwerste Beleidigung des Fürsten Bülow“. „Einem solchen Haus darf kein liberaler Mann präsidiren.“ Kindisch. Die Stimmung scheint denn auch zu schwanken. Gestern: Ohne Erbanfallsteuer bewilligen wir nichts. (Was einfach frivol wäre. Jede Partei, die dem Reich aus der Noth helfen will, hat die Pflicht, jede ihr vernünftig und erträglich scheinende Steuerbedingunglos zu bewilligen.) Heute: Wir beantragen eine Dividendensteuer. (Deren Wirkung von der einer Rotirungssteuer nicht wesentlich unterschieden wäre, die nach konservativer Auffassung aber den Einzelstaaten gebührt, nicht dem Reich.) Das hindert die selben Herren nicht, noch immer nach der Auflösung zu heulen. Darüber hat Dein Brachteremplar Unübertreffliches gesagt. Wäre im nächsten Reichstag eine liberale Mehrheit möglich? Nein. Den Verbündeten Regierungen willkommen? Nein. Ob die Nationalliberalen auch nur ihre hannoversche Domäne überall halten, sämtliche Freisinnscorps auch nur ein Duzend Mandate einheimfen könnten, ist ungewiß; sicher, daß Sozialdemokraten, Centrum, Polen gewinnen. Wer die Auflösung empfiehlt, zeigt dadurch, daß er von Politik keinen blauen Dunst hat oder aufs Vaterland pfeift. Warum denn? Weil man über ein Achtel des Nothwendigen noch nicht ganz einig ist? Geschäftsleute, die aus der Lehre sind, setzen sich dann hin und berathen mit einander. „Ihr wollt der Börse (was Ihr so nennt) fünfzig Millionen abzapsen; wir wollen höchstens dreißig von ihr. Einigen wir uns auf vierzig; und überlegen mal ruhig, wo und wie die mit möglichst geringer Belästigung zu holen sind. Zulassungsgebühr geht allenfalls für Ultimopapiere. Vielleicht, wenns bei der Zuckersteuer bleibt, kommen wir damit, nebst Check, Wechselstempel, Schlußnotensteuer, aus. Rechnet nach. Sonst müssen noch



mehr Quittungen ans Messer.“ Darum auflösen und Monate lang Trara blasen? Statt, wie es so leicht war, dem Ausland zu zeigen, daß zur Bewilligung der halben Milliarde alle bürgerlichen Parteien sich vereint haben? Um den Nationalliberalen einen Gefallen zu thun, konnte der Bundesrath obendrein erklären, daß er an dem Gedanken der Erbanfallsteuer festhalte, beim nächsten Bedarf darauf zurückgreifen werde, jetzt aber dem Einvernehmen mit den großen Parteien einen Wunsch opfere. Machen wir auch, durfte dann der Herr Bassermann sagen; und, als wieder erprobter Patriot, das Wachsthum parlamentarischer Macht preisen. Wozu er als Liberaler allen Grund hatte.

Der Kanzler wäre auch dann nicht zu retten gewesen (worüber später); aber nicht so puzig-schmählich gefallen. Und die Liberalen hätten sich das Blindheitattest und die Blamage erspart, herumzuwimmern: Wir sind ausgeschaltet! Bin, Kinetten zum Leid, den Leuten ja näher als allen anderen; überzeugt, daß in unser Staatliches viel mehr echter Liberalismus hineinmuß und daß die städtischen Gewerbe, nach ihrer Leistung fürs Reich, stärkere Interessenvertretung fordern können. Aber auch flügere. Alberne Ueber-treibung nützt ihnen nicht. Thun, als bräche die Barbarei herein, weil die Erb-geschichte gestrichen ist: nicht mal für die reifere Jugend. Können wirs ohne allzu dicke Unvernunft einrichten, daß Ehegatten und Kinder noch von der Erbsteuer verschont bleiben: tant mieux; von jedem Standpunkt aus. Un-vernünftig wäre die hohe Kotirungsteuer (trotzdem auch sie keine kräftige Ge-sellschaft zu kleinerer Dividende zwingen würde); war ja aber nur als Abwehr-waffe gedacht. Was jetzt zwischen den Verbündeten und der Mehrheit verab-redet wird (und vor wie nach dem kieler Tag von dem Konsortium Sydow-Rheinbaben-Loebell-Richtshofen-Trachenberg verabredet werden konnte), schnürt keinem Aktienmann die Gurgel zu. Und mit Freiheit, Kultur und lauter solchen Sachen hats schon gar nicht zu thun. Mit Brimborium aus der Zauberfiste geben andere Völker sich erst nicht lange ab. In den Zeitungen stand, die Allgemeine Elektrizität-Gesellschaft müsse, nach den Sätzen der Kommis-sion, für die Kotirung siebenhunderttausend Mark zahlen. Das neueste Groß-kreuz des Bathordens (übrigens ein sehr gescheiter Mann und nicht bloß Freund der Allerhöchsten Freundin) könnte fragen: Wenn schon? Die leiseste Konjunkturschwankung bringt ganz andere Verluste und ein guter Abschluß scheffelt die Siebenhunderttausend wieder herein. Nee, Kinder: so gehts nicht. Als die Landwirthe jammerten, zogen sie im besten Durchschnittsfall drei Prozent aus dem Boden. Da war das Gezeter noch begreiflich.

Der Kanzler war nicht zu retten. Geschieht es heute nicht, so geschieht



es sicher morgen, sagt, glaube ich, der Däne in ernstem Schwarz. Sehr spaßhaft, jetzt zu lesen, Alles sei eigentlich Mißverständnis gewesen und weder Kaiser noch Konservative haben an Rücktritt gedacht. Hättest am Johannis-tag nach Sieben Deine Parteigenossen mal hören müssen. Fein gedeichelt war die Sache. Das Centrum hatte gegen die Erbsteuer alles Erreichbare herangeschleppt; sogar zwei Schwerkranke. Auch die Polen, mit ganz sachlicher Begründung, nicht wie anno Admiralski bei Caprivis Militärvorlage, dagegen. Gaben den Ausschlag; und blieben, trotz Genossenprovokation, sitzen, als für den sozialdemokratischen Antrag, den Paragraphen über die Erbsteuerfreiheit der Landesfürsten zu streichen, von Bassermann bis Singer Alles aufstand. Verdienen für Taktik ein Doppellob. Von den Nationalliberalen fehlten Henl und Oriola, also bestes Kaliber; von den Sozialdemokraten, die nur für einen möglichen Wahlkampf das fraktionelle Ja brauchten, Bebel und Stadthagen. Als der Gesetzentwurf gefallen war, rührte sich Niemand. Man hatte beschlossen, die Freude zu unterdrücken. Erst draußen ging's los. „Jetzt ist er geliefert.“ „Wo giebt's in der Nähe Trauerflor?“ „Hier riecht's schon nach Leiche.“ Und so weiter. Bis in die Fraktionkneipen. Nicht nach meinem Geschmack. Aber das Recht, Regierende zu stürzen, hat ein Parlament, das eins ist, nun einmal; und des Gelingens sich etwas laut zu freuen, ist menschlich. Allerdings hatte gerade Bülow immer gesagt, parlamentarischen Schwierigkeiten werde er nicht ausweichen. Früher. Jetzt war nur noch für den guten Abgang zu sorgen. Darüber hat der in seiner Privatpolitik so riesig Geschickte sich wohl nicht getäuscht. Er hatte das rothe Mäppchen, in dem die Auflösungordre zu liegen pflegt, mußte aber, daß der Bundesrath sich auf dieses Abenteuer nicht einließ, und sah ziemlich zerknittert aus, ehe er sich für den Galeriephotographen zusammenriß. Poor Yorick! Das Neueste ist, daß die Offiziösen gegen den Bundesrath vorgehen. Fehlte noch. Für die Bevollmächtigten gab's doch nur ein Ziel: das Geld; natürlich mußte es auf gangbarem Weg zu holen sein. Wer es bewilligte, war einerlei. Sollten die Excellenzen, die in München, Karlsruhe, Stuttgart mit den Bessschwarzen Geschäfte machen und aus der Reichsgeschichte wissen, wie bequem sich mit dem Centrum arbeitet, plötzlich Jungfernscham markiren? Quatsch (sagte am Brandenburger Thor der Schuhmann, als ein Ehrenfräulein gefragt hatte, ob Onkel Eduard zu Pferd kommen werde). Bundesrath und Reichstagsmehrheit waren fast einig und konnten, ohne Rücksicht auf persönlichste Wünsche des Kanzlers, in drei Tagen ganz werden. Die Erbsteuerabstimmung war nicht mal entscheidend. (Polen dagegen, Sozialdemokraten dafür: Das gleicht sich selbst für die Nationalisten aus.) Denn mit dieser Steuer hätten die Hendebrändler



die Schlüssel weitergegeben. Nicht hyperpatriotisch; doch des Landes so der Brauch. Und zu sagen, mit einer bestimmten Zuthat werde das Gericht ungenießbar, ist jedenfalls vernünftiger, als zu plärren: Wenn die Rosine nicht drin ist, nehme ich von dem Kuchen nichts. Laßt den Bundesrath aus dem Spiel! Er konnte, wenn er gewissenhaft war, nicht anders handeln.

Neurolog macht die heßste Borussia sich allein. Ginge auch über die Greisenkraft. Die Fehler trifft ein Blinder ja mit dem Krückstock. Zunächst mal die Blockgeschichte überhaupt. „Die Regierung hat durch die konservativ-liberale Konstellation sich nicht nur die Mitarbeit der Konservativen und der Liberalen sichern, sondern auch dadurch Gegensätzen und Kämpfen vorbeugen wollen, die das zukünftige politische Leben Deutschlands ungünstig beeinflussen können. Daß Das ein staatsmännischer Gedanke war, wird die Zukunft lehren und die Geschichte anerkennen, gleichviel, ob der Träger dieses Gedankens früher oder später von seinem Platz abtreten wird.“ Bülow am sechzehnten Juni. Mir ist, als ob ich in eine Muschel hineinhorche. Da summt's; giebt aber keinen Sinn. Sechzig Jahre lang, von 1847 bis 1907, hat der waschechte Liberale gesagt, der Junker sei der Erzfeind. In der Wirthschaft, Kirche, Schule, Gesellschaft will die eine Partei ungefähr das Gegentheil dessen, was die andere will. Thut nichts: die Trennungslinien werden wegradirt und von morgen an ist's eine Einheit. Notabene: nicht nur die Kartellparteien, Alles, was Bismarck unter den Begriff Konservativ brachte, sondern auch Freisinn und Demokratie, die noch den Zolltarif niederzuheulen versuchten und dessen Anhänger wie Schweinhunde behandelten. Die müssen mit in die Konstellation; sonst langt's nicht. Stacheldraht um Centrum, Polen, Sozialdemokratie; der Block trägt Alles. Ja (ich möchte, wie die kleine Dame bei Tbsen, hier gern „Donnerwetter“ sagen), sind die Parteigegensätze denn nicht der Ausdruck verdammt ernststen Interessenzwiespaltes? Ist dem ersten Kanzler zum Zeitvertreib die Gelbsucht an den Hals geärgert worden? Landwirtschaft, Schwere Industrie und ein Theil des Handwerkes können eine hübsche Strecke zusammengehen. Schutz Zoll und Autoritätbedürfniß binden sie für eine Weile. Alles Andere hält nicht. Ein forrumpirender Gedanke, nicht ein staatsmännischer, scheint meinem alten Kopf; und, wie erwiesen ist, einer, der nicht leben kann. Wer den Grafen de Mun mit Herrn Clemenceau zusammenspannen wollte, würde ausgelacht. Daß ein solches Paar den Staatskarren im Sand stecken läßt, braucht doch nicht erst bewiesen zu werden. War das Experiment nöthig? Für das Leben des Reichskanzlers, nicht des Reiches. Das kam mit dem Centrum (nüchternen Leuten von Verstand und Weltkenntniß, die nur, wie jede starke Partei, unterm Daumen des Verantwortlichen bleiben müssen) ganz gut aus. Aber Bülow war



zu schwach für die Sozietät. Ließ sich den Compagnon über den Kopf wachsen. Wurde, als noch der internationale Geschäftsabschluß ans Licht kam, beinahe unmöglich. Blättere mal nach, was ihm damals von rechts und links gesagt worden ist. Die Hofgruppe des Evangelischen Bundes auch gegen ihn. Da mußte der coup de théâtre helfen. Gestern Centrum's Liebling; heute Pfaffenhammer. Danke ergebenst. Für eine Weile ging's mit dem staatsmännischen Gedanken und dem Blick auf die anerkennende Geschichte. In der Novemberkrisis hat er ja beim Glockenauß und noch viel höher Stützen gesucht und gefunden. Konnte aber nicht dauern, weil's aus Taktikernothdurft, nicht aus fester Ueberzeugung kam. Dann der Steuerfeldzug. Irgendwo hat er sich den Herrn Sydom notirt. Der hat ein Duzend Jahre im Reichspostamt verlebt, für die Telegraphie geschuftet, Kupferdraht eingekauft. Nun vor die Finanzfront. Paßt er? Wird's schon machen. So geht's nun doch nicht. Schlimm genug, wenn der Kanzler selbst gar nichts davon versteht. Sein Bruder (der jetzt in Bern ist) soll, nach der Uebersiedlung aus 76 in 77, gesagt haben: „Bernhard wird mit Allem fertig; fürchten würde ich für ihn nur, wenn er für eine große Finanzsache selbst eintreten müßte; da ist er stockfremd.“ Stimmt. Und es war nicht erhebend, hinter den rasch rezipirten Zahlen und Daten die völlige Ahnungslosigkeit zu merken. An Fleiß hat's nicht gefehlt; an der Fähigkeit, die Dinge von innen zu sehen. Er konnte sich zurückhalten und einen tüchtigen Spezialisten (aus Karlsruhe) verschreiben. Wollte aber auch diesen Kranz. An den Bloß geseilt. Die Liberalen fordern ein Trinkgeld; also muß in der Thronrede die Aenderung des preußischen Wahlrechtes versprochen werden. In der Session, die, wegen der halben Milliarde, mehr als jede andere auf die gute Stimmung der unerseßlichen Konservativen angewiesen ist. Schlechter Start; und nachher jeder erdenkliche Fehler. Kennst das Register. Kaiserliche Anregungen, die auszuführen oder wegzuplaudern waren, gab's nicht mehr; Holstein morsch; Hammann monomanisch mit seiner schlimmen Sache beschäftigt; und auf Eigenem wuchs nichts Rechtes. Nur der gute Abgang wurde noch gesucht; und auch dazu die Gelegenheit verpaßt. Ende Mai war höchste Eisenbahnzeit. Erbanfall und Notirung: bin nicht sicher, ob der Schein zu wahren sein wird, da sei für moderne Kultur und Gedankenfreiheit Einer im Kampf gefallen.

S. M. war nicht, wie das wachsame Preußenherz fürchtet, in Regattafidelitas. Sehr ernst; wollte nach Berlin zurück, als Bülow's Depesche kam. Hat sich bei der Klage über die Untreue der Konservativen wohl sein Teilchen gedacht. Daß im Herbst ein neuer Mann kommen werde, stand fest; war auch schon designirt. Wenn Alles flappte, wäre Bülow unmittelbar nach seinem Abschiedsgesuch gegangen. (Das Provisorium kann noch gefährlich werden.)



Nun hat er Zeit zur Abwicklung und bekommt wohl sämtliches Eichenslaub, das zu einer Einbuddelung Erster Klasse gehört. Rathe Deinen Parteigenossen, ihren Dampf nicht zu sparen. So weit ich sehen kann, sehnt Alles, wie der Schuppige im Nibelungenring, Eins nur herbei: das Ende. Hoffe, daß Heydenbrand mit sich reden läßt. Auch Börse muß sein; sogar Kraft und Lebenslust haben. Hauptsache ist, dem Ausland Potenz zu beweisen. Das wird schon wieder bramfig. Die Rede des Herrn Barthou, Ministers der Majestät Clemenceau, viel toller als alles Britische. Aufruf an die verlorenen Provinzen. So was nahm man früher nicht hin. Als ein französischer Bischof in seinem Hirtenschreiben die Frommen ermahnt hatte, den Himmel um die Rückgabe der Provinzen zu flehen, war Gontaut-Biron froh darüber, daß er die disziplinarische Ahndung der Unflugheit rasch in Berlin melden und der Abbittepflicht ausbiegen konnte. Heute ist's anders; und auch davon kann ich Bülow, bei aller Hochschätzung seiner Meriten, nicht freisprechen. Manchmal, als fühle er die Wunden des Vaterlandes nicht. Transfusion von Pommernblut, kressiner Auslese, konnte nützen. Der Nachfolger soll, um Gottes Willen, nicht so entsetzlich geschickt sein. (Bestimmtes weiß hier noch Keiner; möglich, daß im letzten Augenblick Zweifel entstanden sind. Bülow betont, daß er so schnell wie möglich fort möchte, und scheint für Ersatz durch Bethmann.) Muthig, ernsthaft, zuverlässig und den Geschäften nicht fremd. Von Geschicklichkeit und Kunststücken hat Jeder genug. Der Fünfte soll sich rar machen; aber, wenn er sich sehen läßt, seinen Mann stehen. Applaus braucht er nicht; nur Vertrauen; nicht Erfolg, sondern Wirkung. Wichtiger ist die Wahl diesmal als seit 90. Denn den Wunsch, sein eigener Kanzler zu sein, hat S. M. sich inzwischen wohl abgewöhnt. Ein fester deutscher Kerl muß ins Feuer. Der weiß, was Regiren ist und was 1909 die Glocke geschlagen hat. Dann geht's auch mit Centrum und Agrariern. Alles dummer Kram. Bei den folg'samen Deutschen liegt's immer nur an der Führung.

Beispiel vom häuslichen Herd? Passe lieber; Parole: Nichts Persönliches heute. Sachlich, daß selbst Dir die Lider sinken. Wenn Sanct Moriß (er hats dazu), macht Ihr ja hier Station und der Invalide kann den besseren Theil seines Herzens ausschütten. Bis dahin will auch dem Marinenovum, daß es in sich hat, auf den Grund kommen. Nur nicht, wie die Zeitungsmenschheit, von Katastrophe träumen! Juli statt des Oktobertermins; sonst Alles programmgemäß. Wir sind (ich meine nicht nur die grüßende Lotte und mich) gesund und haben einen Haufen Arbeit vor uns. Für die Macht des Reiches; also auch Finanzen. Die Arbeit nimmt uns kein Kanzler ab. Und wenn's ein Bismarck wäre. Küsse den Gebieter. Ich bleibe bis Sonnenuntergang Dein Moriß.



## Huysmans.

„À rebours“ heißt ein Roman von Huysmans; „à rebours“ könnte man sein ganzes Lebenswerk nennen: so paradox ist seine Künstlerart. In diesem Roman tritt eine einzige Person auf, ein einzelner unsympathischer, im Genuß des Lebens verdorbener Mensch, der weder handelt noch erlebt, weder in einer kraftvollen Gedankenwelt geistig arbeitet noch von äußeren Ereignissen umhergeworfen wird. Kein Schicksal, keine Menschenstimme dringt in das kleine Haus, in dessen fest verschlossenen Räumen dieser eigenthümliche Held ein neues, selbstgeschaffenes Dasein beginnen will, ohne die hoffende Kraft einer gläubigen Mönchseele. Herz und Gemüth des freiwillig Einsamen sind abgestorben. Er hat die Liebe in allen Gestalten auf der Straße gesucht und sich schließlich von Allem, was er gefunden, voll Ekel abgewandt. Aber die Sinne sind rege und lebendig geblieben. Furchtbar, als wären sie losgelassene Geister der Hölle, überfallen sie den Mann, der allein sein will, nur weil ihm die Welt keine Befriedigung bot. Er erkennt in der Einsamkeit den größeren Fluch, weil statt einer Hoffnung auf Erlösung die empörten Sinne seine Gedanken beherrschen. Dem Sterben nah, flieht der Einsiedler am Ende des Romans in das Leben zurück, das er am Anfang als Flüchtling verlassen hatte.

Das Buch ist eine Episode, bezeichnend für den Verdegang des Dichters, bezeichnend für die suchende, trotz allem Ueberfluß unbefriedigte Sehnsucht der Zeit. Huysmans hat dem Helden von „À rebours“ einen Hauch des eigenen unruhig forschenden, künstlerisch phantastischen Geistes gegeben und dadurch dem merkwürdigen Roman einen widerspruchsvollen Reiz verliehen, der den Leser zurückstößt und fesselt, anwidert und zur Bewunderung zwingt. Mit so seltsamen Mitteln ein wahrhaft erschütterndes Werk schaffen: Das verräth die Hand eines Meisters. Es ist freilich kein freundlicher Meister mit wohlwollend lächelndem Mund, patriarchalischem Silberhaar und mit Augen, in denen die Güte großer Weisheit ruht. Unter dem modernen Gewand gleicht der flämisch-französische Dichter einem finsternen Alchemisten, der, von den Schrecken höllischer Geister umgeben, sich über den brodelnden Kessel beugt.

Dieses Talent regt zu Vergleichen an im Gebiet der Bildenden Kunst; sein grimmiger Humor erinnert an Goya und Hogarth; fragenhaft, aber lebendig bis zu den gemeinsten Aeußerungen des Lebens sind seine Gestalten, hustend und spuckend wie die Zeitgenossen des großen britischen Zeichners. Drückend liegt die Luft auf seinen Erzählungen. Sie sind Nachtstücke wie die wunderbaren Visionen Hoffmanns, Träume wie die Märchen Poe und zugleich Schilderungen des schamlosen, verderbten, bis in die kleinsten Regungen wirklichen Lebens. Die Meisterschaft der Sprache, die nur manchmal in einigen



Lieblingausdrücken gesucht erscheint, erinnert an den Stil Flauberts und Gautiers. Der mystische Schwung und der eigenthümlich geschärfte Blick für das Detail aller Dinge läßt an die altolämischen Tafelbilder denken, mit ihrer miniaturhaften Zeichnung und schmelzenden Leuchtkraft der Farben. Fühlt sich auch vor diesen Bildern eines engen mystischen Ideenkreises niemals das Herz geweitet und der Sinn von drückender Enge befreit, wie vor den höchsten Schöpfungen klassischer Kunst, so wird man sich vor ihnen doch der Kraft des Forschens und Beobachtens bewußt, des künstlerischen Eindringens in die Materie, der Kraft, die zum Erkennen führt, wenn auch nicht zum Bewundern.

Ebenmaß und Harmonie fehlen den Mystikern. Ohne feindlich zusammengezogene Brauen können sie die arme Erde nicht betrachten. Mit erschreckender Deutlichkeit ist in Hunsmans' Augen Alles von den Spinnengeweben des Gemeinen und Häßlichen bedeckt. Aus der holdesten Landschaft, in der man singen, jubeln und Blumen pflücken möchte, weht der Hauch des Todes. Im harmlosesten Menschenantlitz erkennt er unter der Maske der Schönheit die verführerische Sünde, unter dem Blick der Güte nur eine Sonderart des Eigennuzes.

Es ist natürlich, daß aus dieser kellerdumpfen Tiefe, aus diesem Düster sich das qualvolle Herz nach einem göttlichen Licht sehnt und für die Seele ein Heil sucht, an dem das sterblich Vergängliche des Menschen keinen Teil hat. Aehnlich wird sich die Welt in den Augen der Mönche und Einsiedler gespiegelt haben, die der Freude entflohen, um nach einem fernen Himmel zu weinen, statt, wie die antiken Menschen, Genügen in sich und in der irdischen Schönheit zu finden.

Eins der besten Werke Hunsmans ist „La Bièvre“, die Biographie des armen Flößchens, das in seiner Kindheit sich fröhlich durch die Wiesen schlängelt und dessen klares Wasser Gottes blauen Himmel widerspiegelt, ehe es nach Paris gelangt und, von der Stadt eingefangen, unterirdisch geleitet, getrübt, verschmutzt, zu den niedrigsten Gewerben verurtheilt, in der Kloake endigt. Er vergleicht den Lebenslauf dieses Flößchens mit dem harmlos fröhlichen Dasein eines frischen Landmädchens, das in die Stadt kommt, seine ländliche Unschuld und Reinheit verliert und moralisch immer tiefer sinkt, bis es in seinem ungeheuren Elend untergeht.

Doch der Vergleich erweitert sich und wird dem Dichter zum Bilde der menschlichen Seele, die, von den Verführungen der Welt umstrickt, in das tiefe, furchtbare Grab des Elends gezogen wird. Eine solche Seele ist typisch in Durtal dargestellt, dem gelehrten und kunstbegeisterten Schriftsteller, in dessen Hülle Hunsmans oft die eigene Seele schlüpfen läßt, um innere Erlebnisse, Gefühlschicksale darzustellen. Durch die Romane *La-bas*, *En route*, *La Cathédrale*, *L'Oblât* zieht sich die Entwicklung dieser vertieften, feinfühlenden Natur. Aus dem Reich des menschlich Schönen durch Grübeln und



Erkennen gestoßen, sucht die Seele an den Gestaden des himmlisch Herrlichen zu landen. Durtal ist wohl genußfähig und begabt, aber sein unglücklicher Gang, über Alles bis zum Wahnsinn nachzudenken, verbietet ihm, sich von der Fluth des Lebens gleichmüthig im Rahn der Freude schaukeln zu lassen. Suchend und grübelnd steigt er in die Abgründe des Sinnentaumels. Wo Andere thierähnlich schmelzen oder ungläubig spotten, sucht er etwas Wirkliches zu erleben, etwas Erstrebenswerthes zu entdecken; denn in einem Winkel seines Herzens wohnt schon der mystische Glaube, dem später seine reiche, empfängliche Natur zum Opfer fällt. Nur mystisch angelegte Menschen können sich für den Spuß der Teufelsmesse begeistern und auf ein ernstes Studium des Satanismus verfallen. Nur wer an gewisse christliche Mysterien schauernd glaubt, kann im Spott eine seelische Lust empfinden und in der Verehrung des bösen (Gott und Christus gegenüberstehenden) Prinzips, in der Anbetung Satans das dämonisch Anziehende des Lüsternen, Unheimlichen, das wehevolle Geheimniß einer Zauberei entdecken. Wie es ohne Gottesglauben weder Kirchen noch Messen geben könnte, so giebt es ohne gläubige Furcht keine Schwarze Magie und keine Beschwörung des Bösen.

In dieses Reich des Furchterlichen läßt der Dichter Durtal hinabsteigen ohne dem gepeinigten, zweifelnden Mann Befriedigung zu gönnen. In den folgenden Romanen (*En route*, *La Cathédrale* und *L'oblât*) zeigt Hunsmans, wie sich diese arme Seele emporringt. Von der Umarmung verrückter Sinnlichkeit befreit, sucht Durtal in einem schwärmerischen, aber dennoch frevelhaft egoistischen Mystizismus das Heil seines Lebens, bis der Wandernde todmüde an die Klosterpforte klopft und Aufnahme findet.

Diese Biographie einer suchenden Seele ist eben so bezeichnend für die neulatholische Richtung der modernen Schriftsteller Frankreichs wie auch interessant durch die Kunst der Darstellung und die Fülle von Belehrung auf allen Gebieten satanischer Gotteslästerung und christlicher Gottesverehrung.

Hunsmans ist ein Meister in den verschiedensten Reichen der Kunst und der Kirche. Er kleidet sein reiches Wissen mit Vorliebe in das Gewand des Romans. Niemand, nicht einmal Ruskin, der fanatische Verehrer der Gothik, hat mit so gewaltiger Begeisterung und Liebe das „steingewordene, brünstige Gebet“, die gothische Kathedrale gefeiert wie Hunsmans. Er macht uns vertraut mit allem Zarten und Geheimnißvollen, mit allem Mächtigen und Furchtbaren der Weltanschauung, aus der einst der schlank emporstrebende Bau mit Thurm und Kreuzgewölb logisch hervornwuchs. Sicherem Schrittes wandert der Dichter durch den Irrgarten der Symbolik und die steinernen Räthsel der Domespforten entwirren sich vor seinem Auge wie die Spitzfindigkeiten vergangener Theologengeschlechter und berühmter Kirchenväter. Diese krause, seltsame, fremdartige Welt baut sich durch seine Kunst folgerichtig und in sich



harmonisch auf. Die Kathedrale wird zur christlichen Arche Noah, zur Zufluchtstätte vor den Wogen der immer mächtiger rauschenden Sünde. In einem kleinen Aufsatz, „Le monstre“, der vom Schrecklichen in der Kunst handelt, spricht Hunsmans von den gothischen Fragen, die unter dem Dach von Notre-Dame auf Paris herabschauen. Aus diesem Aufsatz spricht der mächtige Zorn eines Glaubensleugners, den der Hang zum Uebernatürlichen und Symbolischen ergriffen hat und in die Arme Derer zurückführt, die er einst mit den Zerrbildern des Bösen besiegen wollte.

Für jeden Dichter ist bezeichnend, wie er das Weib beurtheilt. Man erkennt die Tiefe seiner Natur an dem Verständniß, das er dem anderen Geschlecht entgegenbringt. Vom Erotiker bis zum Weiberfeind nimmt Jeder eine feste Stellung dem „feindlichen Wesen“ gegenüber ein, das er bezwingen oder verachten, lieben oder hassen will. Dabei entsteht in seiner geistigen Welt ein eng umgrenztes, bestimmtes Verhältniß, das für seine Art als Künstler maßgebend wird. Hunsmans steht auf dem Standpunkt der christlichen Mystik, die das Weib nur, wenn es seiner Weiblichkeit entkleidet ist, in Kunst und Leben duldet. Vollendete Schönheit und der sinnliche Reiz des Ueppigen werden ihm zum Blendwerk der Hölle und er sieht in rosigten Armen, die sich liebend um seinen Nacken winden, Schlingen des Teufels. Der fromm gewordene Mann verlangt überschlanke Heilige, deren lange, schmale Hände sich wohl zu ekstatischem Gebet falten können, aber vor lieblosenden, frauenhaften Geberden wie entweiht zurückbeben. Daß diese Auffassung der Lehre des christlichen Erlösers entspreche, darf man nicht sagen. Christus hat nie ein hartes Wort über jugendliche Sinnlichkeit gesprochen. Hätte er von den Menschen verlangt, der schönen Gabe frischer, selig liebender Lust zu entsagen, und den Preis dieser Erde im trüben, einsamen Brüten, in furchtsam feiger Weltflucht gefunden, so hätte er nicht bei der Hochzeit zu Kana mitgeschmaust und die Gäste mit dem Zaubergeschenk des süßen Weines erfreut. Dieses Fest, die wunderbaren Worte an die freigesprochene Ehebrecherin und der herrliche Trost für die von den Pharisäern verachtete Maria Magdalena wurden immer vergessen, sobald religiöser Fanatismus die Askese als etwas Verdienstvolles pries.

Schlimmer als die schlimmsten Orgien des Alterthums sind die einsamen Teufelsversuchungen, die, wenn wir Hunsmans' meisterhafter Schilderung glauben dürfen, noch nicht aus den Klöstern verschwunden sind und seinem Durtal Leib und Seele gräßlich peinigen.

Die durch und durch ungesunde, unmoralische Ansicht, das Weib sei ein Werkzeug der Sünde und ihm zu entsagen ein besonderes Verdienst, dringt wie kalter Moderhauch aus den Romanen, deren Verfasser in Raffaels Madonnen keine Mutter Gottes und keine Himmelkönigin sieht, sondern Weiber aus dem Volk, zu denen zu beten unwürdig sei. Der Geist des Mittelalters hat den



Dichter so gefangen und geblendet, daß er das wahrhaft Göttliche nicht mehr in der Vollendung des Menschenthums sucht, sondern jenseits vom Körperlichen in der Ekstase. Diesen Standpunkt vertritt Huxsmans als Philosoph und Kunstkritiker. In dieser mystischen Vorstellung wird das Weib nicht nur zum körperlos Göttlichen einer Himmelskönigin erhoben, vor der die Frommen andächtig schmachten, es wird auch zum Schreckbild der Hure, der Verführerin herabgewürdigt. Der mater gloriosa steht das unglückliche Wesen gegenüber, das seinen Leib dem Teufel weihet, mit ihm frägenhaft schlechte Menschen zu zeugen. Diese Ausgeburt krankhafter Phantasterei erleichtert das Urtheil über die ganze Richtung, die fromm sein will und ihren Gott herabsetzt, statt ihn zu erhöhen.

Die Neukatholiken dieser literarischen Richtung wie die überspannten Mönche des Mittelalters nähren die Vorstellung von einer Gottheit, die an einer wider natürlichen Lebensweise der Menschen Gefallen finde und ein zweckloses geistiges oder körperliches Opfer ihrer eigenen Geschöpfe verlange. Die Verzerrung des Christenthums führt zu den widrigsten, unnatürlichsten Erscheinungen. Nur vom pathologischen Standpunkt aus ist zu verstehen, daß ein feingebildeter, der Schönheit kundiger, vielwissender Mann wie Huxsmans zu solchen Verirrungen gelangen konnte. Der pariser Schriftsteller suchte Frieden in den Mauern eines stillen französischen Provinz Klosters. Was konnte dieses eintönige Leben einem solchen Geist auf die Dauer bieten?

Dem geistig Armen, der, sorgenfrei und eingewiegt durch das monoton Regelmäßige der Stunden, nicht zum Bewußtsein seiner Unfreiheit kommt, dem Unglücklichen, der einen unaussprechlichen Schmerz stumpf und dumpf herunterbeten will, könnte vielleicht ein grabähnlicher Friede in diesem selbst gewählten Gefängniß zu Theil werden; aber für den philosophisch geschulten modernen Geist giebt es keinen Hafen, in den er vor der Verantwortlichkeit fliehen, vor Pflichten des Lebens sich verkriechen kann. „A la longue“ sagt Durtal in „La cathédrale“, „ces malaises ont engendré la maladie dont je souffre, une anémie profonde d'âme, aggravée par la peur du malade qui, n'ignorant pas la nature de son affection, l'exagère“. In „Là-bas“ gab er den Roman des Satanismus, der mit der gründlichen Absage vom Naturalismus begann. Aber Huxsmans gab ihn auch als Mystiker noch nicht ganz auf. Er legte vielmehr seinem Helden Durtal in „En route“, „La cathédrale“ und „L'oblât“ die Absicht bei, dem auf Erden gezeichneten Wege Zolas eine „Parallelbahn in der Luft“ zu geben und auf diese Art einen „spiritualistischen Naturalismus“ zu begründen. Als einzigen schwachen Versuch dieser Richtung nennt Durtal selbst die Romane des Russen Dostojewskij. Der Satanismus, den Huxsmans anfangs nur als ein günstiges Thema ansah, um spiritualistischen Naturalismus zu treiben, erfüllte ihn mehr und mehr mit Grausen und Abscheu; und so war es eine fast natürliche Reaktion, daß er vier Jahre später



seinen Durtal in „En route“ in ein Trappistenkloster schickte, wo er gern geblieben wäre, wenn sein elender Wagen die harte Klosterkost vertragen hätte. Einen Schritt weiter macht Durtal-Huyßmans in „La cathédrale“; ein Aufenthalt in Chartres gestattet ihm, in der Kathedrale dieses Ortes, einer der ältesten und vollkommensten gothischen Kirchen, sein religiöses und sein ästhetisches Gewissen in Einklang zu bringen. In der selben Zeit widmete Huyßmans aber auch als Historiker der holländischen Heiligen Lindwine von Schiedam eine von Bewunderung überfließende Studie, worin er ihre unwahrscheinlichsten Wunderthaten unbedingt vertheidigte. So war es denn für Niemand eine Ueerraschung mehr, als er sich, sobald er als zweiter Bureauchef im Ministerium seine Pensionirung verlangen konnte, nach Viguhé bei Poitiers begab, um bei den dortigen Benediktinern als Oblat (außerhalb des Klosters wohnender Bruder) einzutreten. Der Roman „L'oblât“ erzählt diese neue Stufe der Entwicklung, die nach des Dichters Plan nicht die letzte bleiben sollte: denn er bedauerte am Schluß, noch nicht dahin gelangt zu sein, über Gott sich selbst und die Welt zu vergessen. Das war einem letzten Bande vorbehalten. Statt dessen gab Huyßmans seinen Verehrern ein Buch, in dem er auf jede romanhafte Einkleidung verzichtete und nur seine Meinung über Lourdes bot. Durch seinen eines antiken Stoikers würdigen Tod unter schmerzhaftesten Leiden hat Huyßmans bewiesen, daß er wirklich in seinem Kirchenglauben den höchsten Muth und den höchsten Trost fand. Er sprach unbefangen über seine Krankheit, ordnete selbst die Letzte Delung an und schrieb seine eigene Todesanzeige. Doch wer sich nicht hüten mag nach dem bescheidenen Schönen und Guten, an dem er Tag vor Tag vorüberwandert, sondern verzückten Heiligen nachstrebt, steht kaum mehr anders zum Leben als der Genußmensch, der sein Heil im Sinnentaumel sucht. Jedes thatenlose Brüten über sich selbst und den eigenen Werth führt nur zu zerseßenden Seelenstimmungen, wie sie Huyßmans darstellt.

Die übertriebene Wichtigkeit, die fast alle Mystik dem Geschlechtsleben beimißt, fälscht die Eindrücke unbefangener Sinne. Den wunderlichen „Modernen“ aber, wie sie uns in den Gestalten von Huyßmans und vor Allem in Durtal begegnet sind, gilt das goethische Wort:

Mach' Dir doch deutlich, daß das Leben  
Zum Leben eigentlich gegeben!  
Nicht solls in Grillen, Phantasien  
Und Spintisirerei entfliehen;  
So lang man lebt, sei man lebendig!

München.

Alexander von Gleichen-Rußwurm.





## Junge und alte Forscher.\*)

**S**ie galt als Regel (wenn auch nicht als ausnahmsloses Gesetz): Männer, die der Menschheit Wohlthat erwiesen, müssen ihr Unternehmen damit bezahlen, daß sie verkannt und verlassen sterben, worauf erst nach ihrem Tode die Bedeutung ihrer Leistungen an das Licht tritt. Kopernikus hat das erste Exemplar seines bahnbrechenden Werkes auf dem Sterbebett in die Hand genommen und Kepler ist in Dürftigkeit gestorben. Doch konnte bereits Newton die zweite Hälfte seines Lebens, in welcher er nichts mehr für die Wissenschaft gethan hat, in würdiger Ruhe und unter behaglichen Lebensumständen als Münzmeister zubringen; und seitdem mehrten sich schnell die Beispiele der großen Männer, die auch ohne ererbtes Vermögen oder sonstige äußerliche Vortheile auf Grund ihrer Arbeiten selbst noch zu Lebzeiten den Dank der Menschheit geerntet haben.

Ich habe keine Statistik solcher Verhältnisse angelegt und kann daher nur von dem allgemeinen Eindruck sprechen, daß diese Verhältnisse sich bis in unsere Tage stets in gleichem Sinn verschoben haben und daß die Anerkennung und der Dank für die großen Leistungen in immer frühere Lebensjahre der Entdecker gefallen sind. Ich schreibe Dies dem Umstand zu, daß die Entwicklungsgeschwindigkeit der Wissenschaft sehr viel größer geworden ist, als sie noch vor einem Jahrhundert war. Jetzt, wo wir inmitten der Wissenschaft leben, wo sie einen Theil unseres Lebens nach dem anderen ergreift, um ihn zu regeln und zu erleichtern, fällt es uns außerordentlich schwer, uns die isolirte, ja, gefährliche Stellung Dessen vorzustellen, der vor drei Jahrhunderten Wissenschaft (also Naturwissenschaft) zu treiben wagte. Denn die Bedeutung, die jetzt in zunehmendem Maße die Wissenschaft erlangt, nahm damals die Kirche für sich in Anspruch und mit der auf vielhundertjährige praktische Menschenkenntniß begründeten Urtheilskraft in ihren vitalen Angelegenheiten erkannte sie in der Wissenschaft bereits im Keim den gefährlichsten Rivalen, zunächst im Hinblick auf ihre weltlichen Ansprüche. Und welche Bedeutung die in der Reformation neben der kirchlichen Befreiung ausgeführte Popularisirung der Wissenschaften durch Melanchthon gehabt hat, erkennt man aus der gewaltigen Ueberlegenheit, die seitdem die protestantischen Länder in der Entwicklung der Wissenschaft gewonnen haben.

Während also in den früheren Jahrhunderten die Wissenschaft nur langsam und unter aktiv wie passiv bethätigten Hinderungen fortschreiten mußte, ist sie

---

\*) Ein neues Buch von Ostwald; und eins, das, wie sein Titel („Große Männer“) zeigt, nicht von der Chemie handelt, sondern von allgemeiner verständlichem Wissensstoff. Von Davy und Faraday, Mayer und Liebig, Laurent und Helmholtz. Von der Jugend, dem Werk, dem Altern großer Männer der Wissenschaft. Auf Fragen, die kaum je gestellt wurden, wird die Antwort gesucht und gefunden. Ein Buch, das zum Nachdenken stimmt und (wie die hier veröffentlichten Bruchstücke erweisen) nicht an der Oberfläche des Gebietes bleibt. Des Gebietes, auf dem menschliches Wissen wächst. „Ein Neben-ergebnis meiner wissenschaftlichen Arbeiten, das mir zeitweilig zum Hauptergebnis geworden ist“, nennt Geheimrath Ostwald diese „Studien“ (die in der Leipziger Akademischen Verlagsgesellschaft erscheinen). Seine Freunde werden ihm dankbar dafür sein, daß er der reichen Lebensernte dieses bunte, nährgehaltvolle Garbenbündel hinzugefügt hat.



inzwischen als Vormacht aller kulturellen Entwicklung erkannt und allmählich auch in entsprechende Pflege genommen worden. Die Einsicht, daß für den Wettbewerb der Völker die Förderung der heimischen Wissenschaft unvergleichlich viel wichtiger ist als der Bau von Kriegsschiffen und die Unterhaltung von Armeen, ergreift immer weitere Kreise der fortgeschrittenen Männer aller Nationen und wird die entsprechenden Wirkungen schneller haben, als man sich träumen läßt. Zunächst ist durch dieses Vordringen der Wissenschaft die Stellung ihrer Vertreter von Grund aus anders geworden. Die Durchsetzung und Anerkennung eines großen Gedankens erfordert jetzt nicht mehr ein ganzes Jahrhundert, sondern im schlimmsten Fall ein Jahrzehnt: und so erlebt noch in den meisten Fällen der Schöpfer den Dank seines Volkes und der Menschheit, ja, zuweilen den zweiten noch früher als den ersten, weil immer noch der Prophet am Wenigsten in seinem Vaterlande gilt, insbesondere in Deutschland. In der That wüßte ich unter den großen wissenschaftlichen Fortschritten der letzten zwanzig Jahre kaum ein Beispiel dafür zu nennen, daß ein solcher, übersehen, längere Zeit auf Anerkennung gewartet hätte. Einige hergehörige Fälle, wie Mendels Vererbungs-gesetz, erklären sich durch die Unzugänglichkeit der ersten Veröffentlichung, die einem Versteckten gleichsam und für die wissenschaftliche Allgemeinheit keinen Vorwurf bewußten Uebersehens bedingt.

Dagegen tritt eine andere Erscheinung auf, die in ihrer Art nicht minder tragisch ist als die mangelnde Anerkennung während der Lebenszeit. Es ist das Ueberleben der Person über den neuen Gedanken. Bei verschiedenen Gelegenheiten ist hervorgehoben worden, daß die wissenschaftlichen Fortschritte ihren individuellen Charakter nur während einiger Zeit behalten, wie an der Mündung eines Flusses in das Meer das Flußwasser noch einige Zeit vom Meerwasser unterschieden werden kann. Durch einen nothwendigen Diffusionvorgang, indem nämlich der neue Gedanke auf immer mehr Gebiete der Wissenschaft Anwendung findet, verbindet er sich mehr und mehr mit anderen, gleichwerthigen Gedanken; und in dem neuen Gesamtbilde haben die Anthelle nur noch eine untergeordnete Bedeutung. Betrachtet man etwa eine moderne elektrische Anlage und überlegt, wer dazu beigetragen hat, daß sie achgemäß ausgeführt werden konnte, so findet man eine solche Fülle von Namen, daß es kaum ausführbar erscheint, die Analyse erschöpfend anzustellen. Im selben Maß verschwindet der einzelne Forscher im Gesamtbilde der Wissenschaft. Und dieser Diffusionvorgang ist in unserer Zeit schon so geschwind geworden, daß der Entdecker ihn oft überlebt. Man ist dann, wenn etwa die Nachricht von seinem Tode durch die Zeitungen geht, ganz erstaunt, daß er noch gelebt hat, da doch sein Werk so weit im Nebel der Vergangenheit zu liegen scheint.

Volta's Erfindung der Elektrischen Säule brachte durch die Eröffnung der Elektrochemie eine so rasche Entwicklung des Gebietes und eine solche Ueber-schüttung der damals noch nicht daran gewöhnten Menschheit mit neuen That-sachen, daß der Entdecker, der 1827 starb, wie ein lebender Anachronismus in die Zeiten von Davy und Ohm hineinragte, zumal er an der Entwicklung der Sache selbst keinen weiteren Antheil genommen hatte. Denn er schloß seine Arbeiten mit der Säule ab und brachte das letzte Vierteljahrhundert seines Lebens ohne weitere wissenschaftliche Leistungen zu. In unseren Tagen konnte Wilhelm Hittorf die Anerkennung seiner grundlegenden Gedanken über die Wanderung der Ionen erst in vorgeschrittenem Alter erleben, nachdem er vorher alle Leiden des zurückgesetzten



Entdeckers durchgemacht hatte. So lassen sich noch mannichfache Entdeckerschicksale schildern, die aber alle durch die allgemeine Erscheinung der stark beschleunigten Aufnahme wissenschaftlicher Fortschritte gekennzeichnet sind.

Hierdurch wird bewirkt, daß die Gestalt des unterdrückten großen Geistes, der sich trotz hervorragenden Leistungen nicht zur Geltung zu bringen vermocht hat, praktisch verschwunden ist. Das rührt zunächst daher, daß die Zahl der wissenschaftlichen Stellungen, solcher, bei denen wissenschaftliche Arbeit im Hauptberuf gefordert wird, in stärkerem Verhältniß zugenommen hat als die Zahl der Entdecker und Forscher ersten Ranges. So betrachten wir es jetzt schon als eine Sache, die nicht sein sollte, wenn ein einigermaßen leistungsfähiger Forscher sich gezwungen sieht, seinen Lebensunterhalt als Lehrer an einer Höheren Schule, etwa einem Gymnasium, zu erwerben, abgesehen von den Fällen, in denen er aus Liebe zur Sache oder aus anderen persönlichen Gründen in solcher Stellung bleibt. Diese Wendung, die in Deutschland den letzten Jahrzehnten angehört, ist in erster Linie durch den schnell zunehmenden Bedarf der Technik und der Erwerbsthätigkeit im Allgemeinen an wissenschaftlichen Mitarbeitern bewirkt worden. In dem Maß, wie die technischen Unternehmungen, Bergwerke, Eisenwerke, Chemische Fabriken und so weiter, sich zu immer größeren, schließlich ganz riesigen Einheiten entwickeln, konnte und mußte sich auch eine zunehmende Arbeitstheilung bei ihnen ausbilden; und während der Begründer einer solchen Weltfirma Ingenieur, Kaufmann und Erfinder zugleich sein mußte, finden wir jetzt diese Funktionen getrennt durch geeignete Männer vertreten, wobei für den wissenschaftlich ausgebildeten und leistungsfähigen Mann reichliche Verwendungsmöglichkeit übrig bleibt. Sind auch solche Männer gewöhnlich nicht Forscher ersten Ranges (was schon durch die Form ihrer Berufsthätigkeit ausgeschlossen zu sein pflegt), so haben sie doch durch ihren Uebergang in die Technik den spezifischen Forschern die anderen Stellungen freigelassen, an denen sich diese besondere Betätigung entfalten kann.

Diese Stellungen sind in Deutschland fast ausnahmslos Lehrstellungen an den Universitäten. Die Technischen Hochschulen haben sich trotz ihrer schnellen und großen Entwicklung in den letzten Jahrzehnten doch noch nicht ganz zu gleichwerthigen Anstalten ausgebildet; sind aber auf dem besten Weg dahin. Das Hinderniß ist außer dem Trägheitsgesetz und dem philologischen Hochmuth der „leitenden“ Stände anscheinend noch ein Rest ihrer früheren schulmäßigen Verfassung. Dieser wird allerdings von den Nächstbetheiligten in Abrede gestellt und man darf auch zugeben, daß formell die erwünschte Freiheit des Studiums besteht. Thatsächlich aber handelt es sich hier um einen durch Regeln nicht alsbald herstellbaren allgemeinen Charakter, der sich langsam an den Stellen der Arbeit entwickelt und an den Technischen Hochschulen noch erst im Sinn des freien wissenschaftlichen Interesses entwickelt werden muß. Das schwerste Hinderniß ist das Examinirwesen, das an den Technischen Hochschulen von früher her einen noch viel zu breiten Raum einnimmt. Nur langsam bricht sich die Erkenntniß Bahn, daß gerade Das, was den jungen Mann in erster Linie leistungsfähig macht, im Examen kaum oder gar nicht zum Ausdruck kommt: die Selbstständigkeit des Denkens, die für das glückliche Bestehen einer Prüfung eher nachtheilig als förderlich ist. Damit aber eine Prüfung auf diese Eigenschaft eingerichtet wird, müßte sie als höchste erst von den prüfenden Lehrern anerkannt sein, müßten sich also unter ihnen originale Köpfe



in genügender Zahl befinden, um den Charakter der ganzen Anstalt zu bestimmen. Hier ist es, wo das Trägheitsgesetz besonders hemmend wirkt.

So finden wir denn auch die deutschen großen Entdecker zum größten Theil als Universitätsprofessoren thätig; und zwar sind die meisten bereits in ziemlich jungen Jahren zu entsprechenden Stellungen gelangt. Hierfür funktioniert also die Verfassung unserer Universitäten, so verbesserungsbedürftig sie nach anderen Richtungen sein mag, recht gut. Die Habilitation setzt, nach den alten Traditionen, wesentlich nur eine ausreichende wissenschaftliche Leistung voraus, und während die Zulassung oft von den Vertretern der älteren, insbesondere der philologischen Disziplinen eingeschränkt wird, besteht bei den naturwissenschaftlichen Professoren eher eine Neigung, recht viele Privatdozenten in diesen Beruf zu befördern. Das riesige Manuscriptbedürfniß des deutschen Buchverlagsgeschäftes gewährt hier auch ärmeren Anfängern die Möglichkeit, sich wenigstens für eine Reihe von Jahren finanziell durchzuschlagen. Hier helfen auch die Assistenten- und ähnlichen Hilfstellen bei Unterricht und Forschung an den wissenschaftlichen Instituten, wodurch dem jungen Mann die Mittel der betreffenden Anstalt zur Verfügung gestellt werden, was ein Vielfaches des gewöhnlich recht geringen Gehalts bedeutet. So liegen die Möglichkeiten der persönlichen Entwicklung ziemlich frei da, und hat der junge Mann einige beachtenswerthe Arbeiten geleistet, so findet sich auch bald die eine oder andere kleinere Universität, die sich der jungen Kraft versichert und ihr eine Stellung mit ausreichender Entwicklungsmöglichkeit gewährt.

Diese Umstände erklären, warum bei uns das unglückliche Genie nur in dem Fall aufzutreten pflegt, wo es an den erforderlichen persönlichen Eigenschaften, insbesondere Ausdauer und Konzentrationfähigkeit, gefehlt hat. Wir dürfen also auch die Voraussetzung gelten lassen, daß die wirklich werthvollen Persönlichkeiten meist schon in jungen Jahren in solchen Stellungen sind, in denen sie ihre Gaben frei entfalten können. Allerdings besteht heute in Deutschland die schädliche Tendenz, diese Jahre durch äußerliche Reglementirung hinauszuschieben; doch darf gehofft werden, daß eine genauere Bekanntschaft mit der Biologie der großen Männer rechtzeitig ein Einlenken in die richtigen Bahnen bewirken wird. Gerade weil diese Männer fast ohne Ausnahme den Universitätsweg wählen müssen, ist es unbedingt nothwendig, den Weg so zu gestalten, daß den frühreifen Genies, die ja die Mehrzahl bilden, keine unnöthigen Widerstände geschaffen werden. So liegt insbesondere gar kein Grund für die fast überall vorhandene Karezzeit vor, die zwischen Promotion und Habilitation amtlich verlangt zu werden pflegt. Kann der junge Mann binnen Jahr und Tag nach erworbenem Doktor mit einer stattlichen Habilitationsschrift antreten, so soll man ihn nicht abweisen, sondern willkommen heißen, denn es ist sehr wahrscheinlich einer der künftigen Ruhmessterne der Anstalt.

In den anderen Kulturländern hat sich ein solcher zweckmäßiger Weg der freien Entwicklung der großen Forscher nicht von selbst herausgebildet; überall wird das deutsche Verfahren mit den Privatdozenten nachgeahmt. Am Frühesten hat man den Werth dieses Systems in Nordamerika begriffen; doch entzieht dort Technik und Handel die hervorragenden jungen Männer mit solcher Intensität der freien Wissenschaft, daß bei deren verhältnißmäßig niedriger Werthschätzung in der populären Anschauung\*) hier noch sehr erhebliche Widerstände zu überwinden

\*) Einer meiner amerikanischen Schüler sagte mir, allerdings vor etwa



sind. Die Bewegung hat aber, wie man anerkennen muß, im richtigen Sinn so intensiv eingesetzt, daß der Reichthum jenes Landes auch bald die noch vorhandenen äußeren Widerstände überwinden und eine schnelle wissenschaftliche Blüthe entstehen lassen wird.

Am Schlechtesten haben sich die allgemeinen Einrichtungen für die Züchtung der großen Forscher in Frankreich bewährt. Das Verfahren der Centralisation, das in unmittelbarem Widerspruch zu der Aufgabe steht, originale Köpfe zu entwickeln, trägt hieran die Hauptschuld. Das ist dort begriffen worden; doch können natürlich Maßregeln, so zweckmäßig sie auch sein mögen, einen erworbenen Rasseninstinkt nicht in wenigen Jahren wieder zum Verschwinden bringen.

In England hat es niemals an originalen Köpfen gefehlt; wohl aber an deren Verbindung mit der Universität. Das gilt in erster Linie für das eigentliche England, dessen alte Universitäten in ihrer früheren Verfassung mit der Forschung nicht eben viel zu thun hatten. Ganz anders haben sich in dieser Beziehung die schottischen Universitäten verhalten, deren Organisation unserer viel ähnlicher ist. Doch hat sie nicht verhindert, daß, als vor einem halben Jahrhundert in Aberdeen die dort vorhandenen beiden Colleges vereinigt und einige hierbei überflüssig gewordene Professoren entlassen wurden, sich Clerk Maxwell unter den für entbehrlich Angesehenen befand. William Thomson freilich wurde in Glasgow mit zweiundzwanzig Jahren Professor. Unter den englischen Forschern sind ungemein viele, die durch ererbtes Vermögen unabhängig dastanden; insbesondere lieferte und liefert England fast die einzigen Forscher aus adeligen Familien: eine Tradition, die sich zur Ehre der englischen Gentry bis auf unsere Tage lebendig erhalten hat, denn einer der ersten lebenden Gelehrten dieses Landes trägt den historischen Namen Lord Rayleigh. Dies erklärt, warum unter den Forschern Englands so viele Schotten sind und warum die Royal Institution stets in der Lage war, ungewöhnlich ausgezeichnete Männer als Vortragendprofessoren zu gewinnen, trotzdem sie nur eine private Unternehmung ist. Denn da die Universitäten in ihrer früheren Verfassung Leute mit „unregelmäßiger Vorbildung“ eben so wenig zuließen wie solche aus den unteren Ständen, so waren die großen Forscher unter ihnen auf freie Stellungen angewiesen. Inzwischen ist Dies allerdings wesentlich anders geworden, denn es sind nicht nur viele neue Universitäten entstanden, die in gewissen Beziehungen noch universeller und freier organisiert sind als die deutschen, sondern auch die alten Universitäten haben sich so erfolgreich einer Umwandlung im modernen Sinn unterzogen, daß sie schon einen nicht unerheblichen Theil der freien wissenschaftlichen Production übernommen haben. Englands wissenschaftliche Leistungsfähigkeit blüht und hat gute Zukunftsaussichten.

... Die Frage, was mit altgewordenen Forschern zu geschehen habe, ist nicht leicht zu beantworten. Man ist zunächst sehr wenig geneigt, die Thatsache anzuerkennen, daß sie an der ausgezeichneten Stelle, die fast alle einnehmen, wenn sie zu Jahren gekommen sind, im Lauf der Zeit mehr und mehr schädlich wirken; man entschließt sich schwer, die regelmäßigen Folgen des Altwerdens auch bei ihnen anzuerkennen. Trotzdem ist es so, und so lange diese Männer selbst sich nicht an

fünfzehn Jahren: „Wenn bei uns ein junger Mann seinem Vater sagt, daß er Gelehrter werden will, so schickt Dieser nach dem Hausarzt und läßt ihn auf seinen Geisteszustand untersuchen.“



den Gedanken gewöhnen, daß sie im hohen Alter nicht mehr die physiologischen Voraussetzungen erfüllen, die für eine regenreiche Betätigung in der Wissenschaft unbedingt erforderlich sind, so lange sie es als eine Art Schande ansehen, an sich selbst die naturgesetzliche Wirkung der Zeit zuzugestehen, die doch tatsächlich weder abzuleugnen noch abzuändern ist, müssen Uebelstände eintreten, die schließlich zu tragischen Schicksalen führen. Solche möchten wir am Meisten Denen ersparen, denen wir so viel Dank schulden, während wir doch wiederum das Wohl der Gesamtheit über jenen persönlichen Dank stellen müssen. Hieraus entstand ein Dilemma, das man auf verschiedene Weise zu lösen versucht hat.

In Deutschland hat der Professor der Hochschule das Recht, seinen Platz bis zum Tode oder bis zu zweifelloser körperlicher oder geistiger Unfähigkeit zu behalten. So kommt es, daß regelmäßig eine Anzahl Ordentlicher Professuren durch unzulänglich gewordene alte Herren besetzt ist, die Verdienste gehabt haben, aber längst nicht mehr den inzwischen gestiegenen Anforderungen entsprechen. Freilich haben gerade Männer, die sich während ihrer Arbeitjahre nicht besonders angestrengt hatten, Aussicht auf ein langes und gesundes Alter, während die leidenschaftliche Hingabe an die Arbeit die Gesundheit zu schädigen pflegt. Immerhin giebt es auch eine merklliche Anzahl ausgezeichnete Forscher, die ein hohes Alter erreicht haben, und zwar meist ohne Aufgabe ihrer akademischen Thätigkeit, so weit sie sich von vorn herein in solcher befunden hatten.

Die automatische Korrektur dieser Verhältnisse vollzieht sich in Deutschland durch die akademische Freizügigkeit und die Wanderlust des deutschen Studenten. Ist ein Fach, das ihn interessiert, an seiner Universität eben durch eine solche ehrwürdige Ruine vertreten, die als ihr eigenes Denkmal dasitzt, so wandert er nach einer anderen Universität, wo er den Gegenstand bei einem jungen, zukunftfrohen Dozenten hören kann. Gelegentlich erfolgt ein solcher Ersatz auch an der selben Universität durch eine Nebenprofessur, wobei nur die Frage der Kollegiengelder Unbequemlichkeiten macht. Am Besten wird sie unter diesen Voraussetzungen beantwortet, wenn der alte Professor selbst die Berufung eines jungen Kollegen beantragt, der die Hauptvorlesungen zu übernehmen hat; auf solche Weise hat sich der Nationalökonom Roscher an der Leipziger Universität ein glückliches Lebensende gesichert. Allerdings scheinen nur Wenige sich entschließen zu können, so dem Geseß der Zeit Rechnung tragen. Die Verbreitung einer naturwissenschaftlichen Auffassung dieser Verhältnisse wird vielleicht dazu beitragen, daß mehr und mehr Betheiligte diesen leichten Weg zum Guten finden werden. Meist erklären sie es für ihre „Pflicht“, bis zum letzten Athemzug auszuharren, wo doch ihre Pflicht, der jungen Generation Platz zu machen, sehr viel dringender ist.

In Oesterreich wird der Professor mit dem siebenzigsten Lebensjahre pensionirt oder, wie mir gelegentlich ein dortiger Kollege sagte, „behördlich für einen Trottel erklärt“. Dieses Verfahren ist nicht ohne Grausamkeit, da nur Wenige es länger als ein Jahr überleben, falls sie nicht rechtzeitig für einen anderen Lebensinhalt gesorgt hatten. Denn in diesem Lebensalter ist man gewöhnlich schon viel zu steif geworden, um noch ein neues Leben anzufangen; und so vertragen es Viele nicht mehr, sondern sterben.

In Rußland wird man nach fünfundzwanzig Jahren pensionfähig, kann noch zweimal auf je fünf Jahre im Amt bestätigt werden und wird nach fünf-



unddreißigjährigem Dienst mit vollem Gehalt und dem Recht verabschiedet, sich an jeder Universität als Privatdozent zu habilitiren. Da der Dienst als Dozent oder Assistent mitgerechnet wird, so entspricht Dies im günstigen Fall einer Pensionirung etwa im sechzigsten Lebensjahr, was physiologisch meist noch nicht zu spät ist. Auch kann der Umstand, daß Männer, die früh begonnen haben, auch früh den Abschied erhalten, als sachgemäß und günstig bezeichnet werden, da sie der Ruhe auch früher bedürfen werden. So weit sich also eine solche Angelegenheit schematisiren läßt, scheint das russische Schema wesentliche Vorzüge zu haben.

In Frankreich pflegt der große Forscher im Alter verschiedene Ehrenstellungen in Paris einzunehmen, unter denen eine Professur am Collège de France die wissenschaftlichste ist, da sie nur zu Vorlesungen über eigene Forschungen verpflichtet und mit keiner Schulmeisterarbeit verbunden ist. Hiermit pflegt ein entscheidender Einfluß auf die wissenschaftliche Politik des ganzen Landes, mindestens im eigenen Fach, verbunden zu sein. Daß diese Einrichtung nicht wohlthätig wirkt, lehrt die Lebensgeschichte Gerhards, wo die absolute Monarchie, die sich in Dumas verkörperte, einen entscheidenden Einfluß auf die ganze Gestaltung des wissenschaftlichen Lebens in der Chemie und den angrenzenden Gebieten hatte. Nach Dumas' Tode wurde die selbe absolute Herrschaft von Berthelot übernommen und während zweier Jahrzehnte ausgeübt. Schon jetzt giebt es wohl keinen Zweifel mehr darüber, daß diese Neigung der Franzosen, sich einem wissenschaftlichen Alleinherrscher unterzuordnen, die in so wunderlichem Gegensatz zu ihrem politischen Radikalismus steht, für die Entwicklung ihrer wissenschaftlichen Leistungsfähigkeit sehr schädlich ist. Im vorliegenden Fall kann man sehr deutlich das Zurückbleiben der Franzosen in der Chemie auf die despotisch-reaktionäre Gesinnung zurückführen, in welcher Berthelot seinen Einfluß bethätigt hat. Zum Glück ist man auch dort jetzt zur Erkenntniß gekommen; die Gefahr eines neuen absoluten Herrschers über die französische Chemie ist vorübergegangen und wird sich hoffentlich nicht erneuern. Allerdings wird es noch außerordentliche Anstrengungen persönlicher und finanzieller Art kosten, um den Vorsprung einzuholen, den nicht nur Deutschland, sondern auch England inzwischen gemacht hat. Der beste Weg hierzu, die Selbständigmachung der Provinzuniversitäten und die gesteigerte Entwicklung solcher Wissenschaften an ihnen, für die in der Umgebung ein besonderes Interesse besteht, ist bereits erkannt worden.

Für die alten Männer mit ausgezeichneten Leistungen muß jedenfalls besonders gesorgt werden. Die auch in Deutschland allmählich auftauchenden wissenschaftlichen Donatoren dürfen vielleicht hier auf eine günstige Form der Verwendung überschüssiger Reichthümer hingewiesen werden. Sie würde in der Gründung von Ehrenprofessuren bestehen, die auf den Namen des Donators getauft sind und den Zweck haben, hochverdienten Forschern in ihren älteren Tagen ein ehrenvolles Verhältniß zu der Universität zu übermitteln, das den ganzen Werth ihrer persönlichen Antheilnahme zur Geltung bringt, ohne die Reste ihrer Energie für sekundäre Aufgaben, wie Verwaltung und Examina, zu verschwenden. Eine solche Stellung, die zugleich ein persönliches Verhältniß zu einer großen Anzahl gleichstrebender Männer vermittelt, ist den großen Förderern der Wissenschaft auf ihre alten Tage um so eher zu gönnen, als sie sehr oft in ihren persönlichen Familienschicksalen mit allerlei Kummer zu kämpfen haben.

Groß-Bothen.

Geheimrath Professor Dr. Wilhelm Ostwald.



## Der Gebeugte.\*)

Seinen Namen hören wir nicht. Père L . . . von der Gesellschaft Jesu: Das ist sein Inognito. Von Station zu Station wandert sein Fuß, ohne eigenen Willen. Aus London, wo ihn ein britischer Ordensmann, ein ehemaliger Reverend, herumführt, aus Rochampton, wo er den Frauen des Heiligen Kreuzes predigt, holt ihn der Provinzial nach Lothringen zurück. Seine Mutter stirbt. Er ist ihrem Begräbniß fern. Denn dreihundert Jöglinge sollen Lehrstunden erhalten, die er nicht versäumen darf. „Ich habe mich dem Priesterthum geweiht und Gottes Altar ist mein Platz.“ Seine Heimath sind trübe Kirchen, durch die seine Worte fröstelnd hallen. Raum hat er in einer Stadt geendet: da ruft ein Telegramm ihn nach neuem Ziel. Gerade hat er Zeit, das Hemd zu wechseln. Fahl, mit gerötheten Augen sitzt er in der Bahn. Dann steht er hochaufgerichtet in einer Kathedrale und redet über Petri Fortleben in seinen Nachfolgern. Es ist das Jahr des Vatikanischen Konzils. Ruhmlos stützt er das Dogma von des Papstes Unfehlbarkeit. Er wird nach Rom befohlen, an den Sitz des Ordensgewaltigen. Die Episode ängstigt ihn. Von Basilika schweift er zu Basilika, von Madonna zu Madonna. Er wohnt im Haus des Heiligen Ludwig, sieht Pius den Neunten, küßt ihm die Füße und nimmt als Gnadenbeweis einen Sündennachlaß in articulo mortis für seine Schwestern mit. Er preßt die schmalen Lippen auf die Ketten der Märtyrer, taucht seine knöchigen Finger ins Wasser gesegneter Brunnen. Durch preussische Posten hindurch reist er über Straßburg, Nancy und Metz, um den Brüdern den Wunsch ihres Generals zu bestellen. Er großt der Republik und gern würde er das Loß der fünf Blutzengen theilen, die von den Communards erschossen werden. In Amiens geht er mit einer Prozession unter dem Fenster vorbei, an das seine Schwester sich geschleppt hat, um noch einmal das Bild der Himmlischen Jungfrau zu erblicken. Der Mutter Gottes verspricht er, eine Geschichte seiner Pilgerfahrt zu schreiben, wenn sie die Kranke genesen lasse. Hierauf erkennt er, daß diese Bedingung frevelhaft war, und wiederholt sein Gelöbniß bedingungslos. Die Schwester lebt noch einige Wochen. „Der Herr wollte sie bei sich haben, des Herrn Wille ist wohlgethan.“ Das Alter kommt. Seine Tapferkeit schwindet. Das Rheuma meldet sich, wenn er vor seinem Gott niederkniet. Er wird Rektor in Dijon. Sechshunddreißig Stunden bleibt er unterwegs, wallt in strömenden Regen durch die Straßen von Lourdes. Der Tod ereilt ihn, da er schon sich anschickt, in Paris, Rue de Sèvres, die Kanzel zu betreten.

---

\*) Lettres de direction du Père L . . . de la Compagnie de Jésus. 1869—1890. Paris, Lucien Bodin.



Aber dieses Leben hatte seine heimliche Blüthe, einen Traum, von dem es nur zögernd ließ, mit dem es zerbrach. Vierundvierzig Jahre alt, hat der Père L . . . an das blutjunge Fräulein Marie-Anne de Fallois, den Gegenstand seiner geistlichen Sorge, den ersten Brief gerichtet. Mit einundsechzig schreibt er ihr zum letzten Mal. Sie hat einen Offizier geheirathet, den zum Obersten aufsteigenden Herrn de X, und denkt an ihren Beichtvater nicht mehr. Sie erinnert sich nur noch eines Verdresses, den seine Thorheit ihr zugefügt hat, als habgierige Nonnen, denen sie ein Waisenhaus einrichtete, sammt den größeren Schülerinnen entflohen. Mit ihrem Gatten ist sie in einer algerischen Garnison. Eine Familienanzeige, die sie zwischen dem Lesen der Revue des deux Mondes und weltlichen Geschäften couvertirt und mit der Adresse des Père versieht, liefert ihm den Vorwand, sie zu begrüßen. Sie antwortet nicht. Bald darauf findet sie in einer Zeitung, daß er „entschlafen“ ist. Sie hat noch alle zweiundsiebenzig Zuschriften. Ein Blutsverwandter, ihr Bruder vielleicht, läßt sie drucken und giebt sie heraus. In der Einleitung hadert er mit Klerikalismus und Jesuitismus. Doch das Buch ist noch etwas Anderes als ein Beitrag zur Religion in Frankreich: ein Roman von spröder, unreiner, trauriger Melodie. Kein beschämendes Wort ist darin, kein Wort, das nicht von der Illusion erfüllter Pflicht getragen würde. Aber vergebens ist der Aufwand an Gewissensernst, an Theologie, an spiritualistischer Selbsttäuschung. Eine dunkle Komplikation hat über den Menschen Macht. Würgendes Leid nur kann ihm beschieden sein. Er ist ausgeschlossen. So will er, nach dem ewigen Gesetz der Schwäche, wenigstens eine fremde Seele mit sich ziehen.

Zuerst weicht die Korrespondenz von den Floskeln des priesterlichen Verkehrs mit einem vornehmen Mündel nirgend ab. Leise nur erräth man zarte Ueberraschung, zarte Unruhe. Der Père L . . . beklagt sich, wenn das Fräulein ihn vergessen hat, taftvoll, mit halber Stimme. Er fragt, warum sie ihn so grausam bestrafe. Er schildert ihr, wie die Laienschwester, die Hüterin der Pforte, mit dem ersehnten Brief in seine Stube tritt und wie er das Siegel aufbricht. „Schnell, schnell“, so schreibt er eines Maimorgens, vor der Frühmesse, „weßhalb eilt meine Feder nicht wie mein Herz?“ Das deutsche Wort „Heimweh“ soll seine Spannung verdolmetschen. Er ist stolz auf sie, die seiner Höflichkeit unerreichbar edel erscheint. Demüthig wirbt er um ihr Vertrauen. Ihn bedrückt der Zweifel ihrer Jugend. Er möchte die Hände ausbreiten, um sie zu trösten.

Dann wird er, ohne den Uebergang zu spüren, heftiger. Ein flackerndes Fieber kriecht ihm in die hohlen Wangen. Plötzlich steht auf dem Papier: „Sine cruce non bene vivit amor. Sie lassen es mich fühlen.“ Er stockt, ihn erschreckt die Herrschaft, die er gewonnen hat. Zitternd hält er an sich, zitternd ahnt er, daß zwischen der ideellen Gemeinschaft und dem Drang



der Sinne ein Band ist: „Sur ces pentes si douces je crains un entraînement.“ Er, das Vorbild eines Klerikers, opfert seinen Rosenkranz, sein Brevier, um eine halbe Stunde für einen Brief an sie zu stehlen. In Rom schlägt die Leidenschaft über ihm zusammen. Er streift durch Subiaco, auf den Spuren des heilig unheiligen Benedikt, von dem Montalembert erzählt: „Die Versuchungen werden ihm nicht erspart. So sehr plagt die Wollust seine rebellischen Sinne, daß er nah daran ist, seine Zuflucht zu verlassen und einem Weib nachzulaufen, dessen Schönheit ihn einst ergriffen hatte. Bei der Grotte war ein Dorngebüsch. Er reißt das Thierfell ab, in das er sich zu kleiden pflegte, und wälzt sich nackt umher, bis sein Leib nur noch eine Wunde und das innere Feuer, das in der Einöde ihn verzehrte, ganz erloschen war.“ In Assisi, Voretto, Padua erwacht der gequälte Mann aus der Dumpfheit dieser Legende. Die mystische Krise ist überstanden. Doch als ein Zeichen seiner Gefangenschaft dringt die beklommene Erotik des Katholizismus, das Spiel mit der Unbeflecktheit, in seine Ermahnungen. Jesum ruft er an, dessen Blut er für sie vergieße, der die Arme nach ihr strecke. Die schwer duftenden Lilien, die sie ihm schickt, legt er in sein Evangelienbuch.

Sie strebt trotz Allem in die Welt, die er fürchtet, in der er lächerlich ist, in der jeder Fant ihn überstrahlt. Eifervoll neidet er ihr die Möglichkeiten einer heirathsfähigen Dame, deren Eltern ein Landgut bei Verdun besitzen und nicht nur mit den Jesuiten, sondern auch mit Herren von Stand Beziehungen haben. Gleich die ersten Briefe gelten einem grellen Konflikt, einem Dumasstoff. Marc, ein abgewiesener Freier, hat dem Fräulein geschrieben, wenn sie sich von ihm nicht entführen lasse, müsse er sich eine Maitresse zu legen und Anne werde schuld daran sein. Der Père L . . . ist entsetzt: „Welcher Sturz, daß er es wagen darf, Ihnen so zu drohen!“ Er fordert, sie solle Marc aus ihrem Gedächtniß tilgen. Er stellt sich ein Drama vor, bei dem einer ihrer Brüder gezwungen sein werde, einem Schänder ihrer Ehre eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Man merkt, wie es ihn peinigt, irgendwann auf ihrer Stirn den Schimmer der „bohêmes de l'erreur et du vice“, den Schimmer erlaubter, alltäglicher, nur für seine Kindlichkeit gefährdenreicher Lust sehen zu müssen. Er wacht an ihrer Schwelle. „Und Sie, Anne?“ fragt er sie aus; „noch nichts? So darf ich Sie für mich behalten?“ Er wirft ihr vor, daß sie einen Ball besucht, daß sie ihr Lächeln feilgeboten hat, während er zu Christus betete. Er warnt sie vor einer künstlichen Liebe, die in den Treibhäusern der Welt aufsprießt, und möchte eher Unglück für sie als Glück, eher die Resignation als das Behagen: „Verzeihen Sie mir! Das ist Egoismus.“ Wenn sie ihm von ihren Triumphen berichtet, tadelt er ihre Gefallsucht und man entdeckt, daß ihn selbst ihre Anmuth eines hübschen, sauberen Thierchens, das Sprühfeuer ihrer Augen am Meisten erregen. Un-



gewandt formt er ein Kompliment: „Belle et cruelle: der alte Reim ist immer noch wahr.“ Auf den Plan tritt Mr. de K., der Erforene, der eine Vergangenheit hat, Esprit und Distinktion. Der Père L . . . wittert den Feind. Er kämpft gegen ihn: „Ich will diesen Wahnwitz nicht.“ Unter Thränen beschwört er sie, ihm sein Gut, ihr kristallenes Herz nicht zu rauben, dem Bunde treu zu sein, den aufzuheben sie nicht befugt sei. Er, der Dulden- de, entwürdigt sich zur Rauheit. Als sie schwankt, vergeht er. Als sie ihm wie- derum genommen ist, stammelt er: „Erbarmen Sie sich eines Greises. Ich bin nicht jung wie Sie.“ Ihrem Wunsch, ins Kloster zu gehen, ihr schwarzes Haar unter der Haube zu bergen, weigert er die Gewährung. Hochmüthig schreibt er ihr, daß sie alle Rechte auf ihn habe, die mit dem Vorrecht des Heilandes vereinbar seien. „Gehorchen Sie Ihren Neigungen, ertränken Sie sich, doch heißen Sie meinen Beifall nicht.“ Zuletzt giebt er nach, mit einem Rest von Hoffnung, daß ihm der Garten ihres Gewissens auch fürderhin offen sein werde. Bang fleht er zum Unbekannten (daß er den Himmel nennt), ihre erschütterte Gesundheit möge sich kräftigen, ihre Mutterschaft (die ihr nie zu Theil wird) nicht mit dem Tod zu bezahlen sein. Umsonst klopft er an die Thür der Verheiratheten, seiner „Tochter“, seiner „Protestantin“, die er kein einziges Mal ohne Zeugen spricht.

Er wird ein stumpfer Mönch, der in seiner Dürftigkeit um den Buch- staben zankt. Der vierzig Jahre lang von der Neugier der Späher abhängig gewesen ist. Der einsam ist in einem System, dessen gebieterischer Sinn über ihn hinausreicht.

Ein grauer Schatten verwächst langsam, ganz langsam mit dem Nichts.

Brag.

Paul Wiegler.



## Kolonialschwärmer.

Der Börse ist die Sorge um die Zukunft der Reichsfinanzen nicht allzu tief unter die Epidermis gekrochen. Das lehrte der Lärm auf dem Freiplatz der Kolonialpapiere, wo Alles neugierig auf den noch heruntergelassenen Vorhang blickte. Was wird die enthüllte Bühne zeigen? Die Antheile der Deutschen Ko- lonialgesellschaft für Südwestafrika kletterten bis 1900 Prozent über den Normal- punkt. Sie erreichten damit eine Höhe von 2000 Prozent. Vor einem Jahr stand das Papier auf 200, war Ultimo 1908 auf 400 gestiegen, vor etwa vier Wochen auf 1100; dann also 2000. Diese Höhe hat es allerdings nicht lange behauptet, sondern sich rasch wieder in tiefere Regionen gesenkt. Die Antheile haben einen Nominalwerth von 1000 Mark. Der Preis ist, unter den heutigen Verhältnissen, achtzehn- bis zwanzigmal höher als der Normalsatz. Ein einzelnes Stück dieser Effekten repräsentirt ein kleines Vermögen. Wodurch ist der enorme Werthzuwachs



entstanden? Man erwartet Wunder von den Diamantenfunden, über die allerlei Nachrichten verbreitet werden. Der Vorstand der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika ist von dem Eifer der Spekulation offenbar nicht entzückt. Er veröffentlichte im Mai eine Darstellung der Verhältnisse. Da hieß es, „das Fortschreiten der Verwerthung des Landbesitzes der Gesellschaft und der Gang der kaufmännischen Unternehmungen stelle keine besonders hohen Gewinne in Aussicht. Die hohe Werthung der Antheile dürfte deshalb allein in den Diamantenfunden ihre Ursache haben.“ Die Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika ist an der Diamantenproduktion ihres Sperrgebietes doppelt theilhaftig. Sie erhält vom Werth aller geförderten und verkauften Diamanten 2 bis 5 Prozent und besitzt vier Fünftel des Kapitals der Deutschen Diamantengesellschaft m. b. H. Dieses Unternehmen wurde zur Ausbeutung der Diamantensfelder im staatlichen Sperrgebiet gegründet. Deren Werth ist natürlich ein wesentliches Attribut der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika; aber seine Größe ist noch nicht sicher. In der erwähnten Erklärung war sogar betont worden, man werde vielleicht erst nach Monaten annähernd übersehen, was von den Feldern zu hoffen sei. So unbestimmte Auskunft giebt keinen Grund zu einer tollen Kurstreiberei. Die war möglich, weil von den 2000 Antheilen der Gesellschaft nur ein kleiner Bruchtheil im Verkehr ist. Das erleben wir ja nicht selten. Je kleiner der Umsatz, desto wilder die Kurssprünge. Gerade diese Art von Werthveränderungen wird stets als bedenklich bezeichnet. Wenn von den 2000 Antheilen der Kolonialgründung nur 100 im Verkehr sind, so muß man in der Kursentwicklung die spekulative Macht erkennen. Und da einzelne Bankiers dem Publikum den Erwerb von Antheilen der Deutschen Kolonialgesellschaft direkt empfohlen haben, kann man nicht mehr, um das spekulative Wesen zu beschönigen, sagen, daß die Sache sich en petit comité abgespielt habe.

Die Vermuthung, die Kleinheit des auf den Markt kommenden Materials werde einen Kurssturz hindern, ist durch die Thatsache widerlegt, daß der Kurs in wenigen Tagen um 500 Prozent gefallen ist. Das ergiebt für den einzelnen Antheil einen Verlust von 5000 Mark. Wer zu 20 000 Mark gekauft hatte, brauchte freilich nicht zu 15 000 zu verkaufen. Daß man aber von der Seßhaftigkeit der Antheile auf neutralem Boden nicht immer fest überzeugt war, hat der Beschluß der Generalversammlung im Februar 1909 erwiesen, der, um eine deutsche Majorität zu sichern, 2 Millionen Mark sechszprozentige Vorzugsantheile ausgeben ließ. Das wäre nicht nöthig gewesen, wenn man angenommen hätte, daß der größte Theil der Stammaktien unter der Obhut der ersten Besitzer bleiben werde. Soll man nun bei der Kapitalisierungsart die Rentabilität des Papiers völlig außer Acht lassen? Solche Forderung würde die Faktoren verkennen, die den Werth der Aktie bestimmen. Da ist doch wohl nicht nur der Einfluß der Börse, sondern auch die Dividende maßgebend. Wie sieht es damit bei der Deutschen Kolonialgesellschaft aus? Für das Geschäftsjahr 1907/08 wurde eine Dividende von 20 Prozent gezahlt. Für das am einunddreißigsten März 1909 abgelaufene Rechnungsjahr ist die Quote noch nicht festgesetzt. Vielleicht wird sie höher sein als die vorige. Aber welche Höhe müßte sie erreichen, um dem Kurs von heute halbwegs zu entsprechen! Eine Aktie, auf die 20 Prozent gezahlt werden, darf nicht über 400 notirt werden. Als die Aktie der Auergesellschaft den höchsten Kurs von 1000 Prozent erklettert hatte, zahlte sie Dividenden von 100 Prozent. Trotzdem ist die Kursentwicklung



damals scharf kritisiert worden. Und dabei war das numerische Verhältniß dem ähnlich, das für die Antheile der Deutschen Kolonialgesellschaft gilt. Das Aktienkapital der Deutschen Gasglühgesellschaft war in der Zeit des höchsten Kurses niedriger als heute das Stammkapital der Kolonialgesellschaft; es betrug bis zum Jahr 1896 1 465 000 Mark. Also nur 1465 Aktien gegen 2000 Antheile der Deutschen Kolonialgesellschaft. Und ein nicht geringer Theil dieser Aktien war in festen Händen. Damals hätte man eben so gut sagen können: „Die Entwicklung des Kurses ruht sicher auf dem Mangel an Material für den offenen Markt.“ Dabei fand der Kurs eine Stütze in den Dividenden; aber nach der neuesten Theorie soll die Rentabilität ja kaum in Betracht kommen. Was bestimmt den Kurs eines Papiers? Die Laune der Spekulation. Gut. Aber doch nicht allein? Die Käufer von Kolonialantheilen mögen jetzt nur an die Erzielung leicht realisirbaren Kursgewinnes denken. Aber es giebt ernste Leute, die nur die Aussicht auf hohe Dividenden lockt. Und diesen Kauflustigen scheint der hohe Preis des Papiers die Ergiebigkeit zu verbürgen. Hier stehen also Kurs und Dividende in Wechselwirkung. Die läßt sich nicht wegdisputiren. Sie ist da und hat ihren Rang unter den Elementen des Kapitalisierungsprozesses an der Börse. Der würde zur niedrigsten spekulativen Note heruntersinken, wenn er sich von der Sorge um den Ertrag der Papiere löste. Wer sich ernsthaft um das Schicksal unserer Kolonien kümmert, kann solche Auffassung nicht wünschen, sondern muß fragen: „Welchen Einfluß würde eine starke Produktion hochwertiger Diamanten in Deutsch-Südwestafrika auf den Diamantenmarkt haben?“ Nach landläufiger Auffassung bewirkt eine erhebliche Zunahme der Produktion, wenn die Nachfrage nicht eben so rasch wächst, einen Preisfall. Quitt aus dem Sande der Lüderixbucht wirklich ein schier unerschöpflicher Reichtum an Diamanten, so hat der Marktpreis davon noch nichts zu hoffen. Selbst das Diamantensyndikat könnte den Preisdruck nicht hindern; nur durch künstliches Eindämmen der Produktion läßt sich das natürliche Verhältniß von Angebot und Nachfrage verschieben. Durch Förderungeinschränkungen, wie sie beim Rheinisch-Westfälischen Kohlenyndikat üblich sind. An die kann man doch jetzt noch nicht denken; die Ausbeutung der Diamantensfelder fängt ja erst an. Wenn der Vorschlag stimmt, giebt es eine Ueberproduktion. Will man die wegleugnen, so bleibt nur die andere Möglichkeit: das Ergebnis wird kleiner, als die Kursbewegung vermuthen läßt. In beiden Fällen wäre über dem Besitzer von Kolonialantheilen der Himmel nicht ganz hell. Die Krisen, die der londoner Diamantenmarkt erlebt hat, könnten den Spekulanten abschrecken. Und die starken Schwingungen des Werthkoeffizienten der Debeersaktie geben einen Begriff von den Ereignissen, die zu erwarten wären, wenn es auch in Deutschland einmal zu einer Diamantenkrisis käme.

Was auf Sachverständige zu geben ist, zeigte ich hier schon, als das Diamantenfieber begann. Jetzt hat, zur Abwechslung, wieder Einer gesagt, die Diamanten seien hinübergeweht und die Herrlichkeit werde nicht lange dauern. Natürlich wird widersprochen. Schließlich ist man ja aber auf Gutachten angewiesen, bis der Werth der Diamantenfunde durch die „Erfahrungen des Marktes“ erwiesen ward. Thut nichts. Der Spekulant fühlt sich in der Kolonialecke, wo „inoffiziell“ gehandelt wird, besonders wohl. Börsenvorstand und Zulassungsstelle können nicht hineingucken; es giebt weder eine Kontrolle des Umsatzes noch eine amtliche Notirung. Dem Publikum zum Schaden, der Spekulation zum Vortheil. Die Börse aber macht



man für die Ausschreitungen der Südwestafrikaner verantwortlich, weil der Schauplatz dieser Manipulationen unter ihrem Dach ist. Die Engländer sehen dem Treiben aufmerksam zu. Die londoner Manager sind nicht so thöricht, sich offen für deutsche Kolonialpapiere zu interessiren. Sie haben ihre Vertrauensmänner, die ihnen den zum Eingriff geeigneten Augenblick melden werden. Wenn die Papiere billig zu haben sind, kauft sie John Bull. Bis es dahin kommt, wartet er ruhig ab und legt heimlich seine Minen im Diamantenreich. Ließe man das Publikum in Ruhe und behielte die Kolonie dem Großkapital als Domäne vor, so könnte uns der Gang der Ereignisse gleichgiltig sein. Die Großen können einen Puff vertragen und wissen sich rechtzeitig ihrer Haut zu wehren. Aber der Outsider, der von Anlagepapieren mit märchenhaften Zinsen träumt und diesen Traum in Südwest Wirklichkeit werden sieht, muß geschützt werden. Ihm soll man sagen, daß er sich, statt unter Palmen zu wandeln, lieber im Walde deutscher Anleihen ergehen soll, der dem Schutz des Publikums dringend empfohlen werden muß. Denn die Finanzreformer haben arg darin gehaust. Reichsanleihe und Konsols, die man für eine gute Weile gesichert glaubte, haben den Grund wieder verloren und sind auf den offenen Markt getrieben worden. Mir erzählte der Vorsteher einer großen Depositenkasse, daß die Leute ihre guten Anlagepapiere verkaufen, um sich Kolonialwerthe anzuschaffen. Die Finanzreform hat die Geduld des Publikums erschöpft. Man ist nervös geworden und sieht die Notirungsteuer als Würgeengel durchs Land der Dividenden schreiten. Bedenkt dabei aber nicht, daß auch die Anthelle der Kolonialgesellschaften, als Werthe ohne Börsennotiz, der Steuer unterlägen. Ist nicht nett, daß jetzt schon die „Sanirung“ der Reichsfinanzen eine ungesunde Spekulation fördert? Ich glaube nicht, daß man tendenziös irrt, wenn man behauptet, daß dieses Kolonialpapierfieber nur in der Zeit der neuen Furcht vor Börsenbedrängniß so jäh auflobern konnte. In der Zeit angstvoller Ungewißheit, was der nächste Tag bringen werde.

Nach jeder Entscheidung findet man sich irgendwie mit dem Unvermeidlichen ab. Die Ungewißheit aber läßt nur Schmarozer gedeihen. Dringt erst einmal die Ueberzeugung durch, daß dem Kapital im Inland kein Weizen mehr blüht, dann haben die Kolonialgründer leichtes Spiel. Denn das Publikum ist völlig ahnungslos. Oft fliegt Einem jetzt ein Briefchen auf den Tisch, das den Adressaten in den höchsten Tönen um Mittheilung über die Aussichten irgendeiner Pflanzungsgesellschaft auf Borneo oder Neu-Guinea bittet. Ein Lehrer in der Oberpfalz hat seine Ersparnisse (2000 Mark) einer Gründung der Firma Mertens anvertraut. Nun will er wissen, wann er eine Rente zu erwarten hat. Ihn habe die „allgemeine Kolonialbegeisterung“ zu dem Entschluß getrieben, seine bayerische Staatsanleihe zu verkaufen und dafür Anthelle der Kamerun Kautschuk Compagnie zu nehmen. Neulich war die Generalversammlung dieser Gesellschaft. Ein nettes Pendant zu den Treibereien auf dem Börsenmarkt der Kolonialpapiere. Oberst von Boß aus Bonn sprach besonders scharf gegen die Firma Mertens; er habe sich an der Kamerun Kautschuk Compagnie betheiligt, weil so große Namen unter dem Prospekt standen. Das alte Lied. Aristokraten, hohe Offiziere, Professoren, Geheimräthe, beseelt vom Drang nach Bethätigung ihrer kolonialen Schwärmerei, geben ihre Namen zur Dekoration von Gründerprospekten her, ohne sich die Tragweite solcher Statistikerleistung klar zu machen. Durch völlige Unkenntniß geschäftlicher Dinge sind sie über jeden Verdacht erhaben; aber üble Erfahrungen sollten we-



nigstens zu größerer Vorsicht in der Herleihung von Namen und Titeln bestimmen. Nationalgefühl ist löblich; aber eins, das dem Privatkapital Schaden stiftet, müßte heute noch zu den für Deutschland unerschwinglichen Luxusartikeln gehören.

Labon.



## Ingenieurnoth.

Unter den vielen Briefen, die ich über dieses Thema erhielt, ist einer, den ein technisch gebildeter Kaufmann aus der Procura eines unserer größten Werke der Maschinen- und Montanindustrie schrieb. Er sagt: „Nachdem Sie einen jungen Ingenieur und einen Großindustriellen zum Wort gelassen haben, werden Sie es Einem, der seit zwei Jahrzehnten in der Großindustrie thätig ist, nicht weigern. Mir scheint, daß beide Herren, die bisher zu Wort gekommen sind, Recht und Unrecht haben. Wenn der junge Mann allgemein über die Mißstände im Ingenieurberuf klagt, hat er Recht; Unrecht, wenn er glaubt, sie durch ein Auftreten, wie das von ihm geschilderte, bessern zu können. Wenn der Großindustrielle dieses Auftreten tadelt, so hat er Recht; Unrecht, wenn er glaubt, daß gute, für Techniker geeignete Stellen fünf- und zehnfach zu besetzen seien, es aber an den dazu geeigneten Menschen fehle. Das wäre ja ein schlimmes Armutzeugniß für unseren technischen Nachwuchs. Gar manchem tüchtigen Ingenieur gelingt es erst spät oder nie, auf einen hervorragenden Posten zu kommen, wenn ihm nicht durch persönliche Beziehungen die Wege dahin geebnet werden. Die wenigsten Direktoren geben sich die Mühe, ihr Personal selbst gründlich kennen zu lernen. Meist mangelt es ihnen dazu auch an Zeit. ‚Auf Gehalt wird gar nicht gesehen‘, sagt der Großindustrielle. Davon habe ich bisher nichts gemerkt. Obwohl ich selbst keinen Grund zur Klage habe. Ausnahmen sprechen nicht gegen die Regel. Hat ein Ingenieur Familie und war er nicht vorsichtig in der Wahl seiner Eltern oder Schwiegereltern, so geht ihm mit der Bewegungsfreiheit auch bald sein bisches Standesbewußtsein verloren (was die Leiter der Werke nicht selten auszunützen verstehen). Der Vorgesetzte sieht in den Technikern, trotz ihrer akademischen Bildung, meist eben nur Subalterne, denen er weder gesellschaftliche noch andere Rücksichten schuldig zu sein glaubt. Ganz besonders haben hierunter die Betriebsingenieure zu leiden, die Frontoffiziere der Industriarmee, die nicht auf Rosen gebettet sind. Ihr Großindustrieller findet für einen neu eintretenden Ingenieur ein Monatsgehalt von hundertfünfzig Mark angemessen, sogar reichlich. Der selbe Großindustrielle würde sich wahrscheinlich geniren, einem jungen Assessor das Dreifache anzubieten, wenn auch dessen Leistungen ‚zunächst gleich Null‘ sein werden. Ein Gehalt, womit der Jurist im Industriedienst anfängt, erreicht der Ingenieur erst als alternder Mann, wenn ihn nicht besondere Befähigung, neben Glück und Gunst, in Ausnahmestellungen kommen läßt. Man darf ruhig behaupten, daß es einem vielseitig gebildeten Kaufmann mittlerer Begabung eher gelingt, einen Industriekapitänposten zu erringen, als einem noch so tüchtigen Ingenieur, der eben ‚nur Techniker‘ ist. Unsere (im Allgemeinen ja sehr tüchtigen) Direktoren sollten sich mit diesen Fragen ernstlich beschäftigen, ehe die Organisation der Ingenieure, die kommen muß, sie dazu zwingt.“





Berlin, den 10. Juli 1909.

## Fürstenruf.

Seit es sich fühlen lernte, langt das Deutsche Reich nach einer Finanzreform. Am Eingang in die zweite Legislaturperiode stand noch das stolze Wort: „Die gemeinschaftliche Finanzwirthschaft ist auf Grundlage der Verfassung geordnet.“ Bald aber zeigt sich die Unzulänglichkeit dieser Ordnung. Im Oktober 1875 muß Rudolf Delbrück, der Präsident des Reichskanzleramtes, vor der Erhöhung der Matrifularbeiträge warnen und die Besteuerung des Verbrauchs und Verkehrs empfehlen. Die Brausteuern soll erhöht und eine Stempelabgabe von Börsengeschäften und Werthpapieren eingeführt werden. Da Eugen Richter bezweifelt hat, ob der Reichskanzler, „der den größten Theil des Jahres auf seinem entlegenen Gut in Hinterpommern weilt und für den Reichstag mehr und mehr eine mythische Person geworden ist“, für die neuen Steuern das Gewicht seiner Persönlichkeit einsetzen werde, kommt Bismarck in den Reichstag. Am zweiundzwanzigsten November sagt er: „Eine totale Steuerreform inklusive der Zollreform: wer wünschte sie nicht! Aber sie ist eine Herkulesarbeit, die man versuchsweise angefaßt haben muß, um ihre Schwierigkeiten vollständig zu übersehen. Nach einem Zug an dem Netz, unter dem wir jetzt in steuerlicher Beziehung gefangen sind, klirren alle Maschinen bis in die kleinsten Staaten hinein; jeder hat seine besonderen Wünsche. Ich weiß nicht, ob die Gedanken, die ich über Steuerreform habe, im Allgemeinen Anklang finden; wenn sie ihn nicht finden, würde mich Das nicht abhalten, sie nach meiner Ueberzeugung zu befolgen und abzuwarten, in welcher Weise es gelingt, sie bei den bewilligenden Körperschaften durchzubringen.“



Er will die Matrikularumlagen vermindern oder, wenns irgend geht, ganz abschaffen und das Reichsbedürfniß durch indirekte Steuern befriedigen. „Wir müßten die zehn oder fünfzehn Artikel, die die größten Einnahmen gewähren, so viel abgeben lassen, wie wir aus den Zollquellen für unsere Finanzen nehmen wollen. Als solche Gegenstände der Verzollung und zugleich einer entsprechenden Besteuerung im Inland sehe ich die Verzehrungsgegenstände an, deren man sich, ohne das Leben zu schädigen, in gewissem Maß wenigstens zu enthalten vermag.“ Tabak, Bier, Branntwein, Zucker, Petroleum und andere „Luxusgegenstände der großen Masse“. „Die Luxusgegenstände der reichen Leute würde ich sehr hoch zu besteuern geneigt sein; sie bringen aber nicht viel. Trüffeln und Equipagen: was können sie bringen? . . . Wenn Sie unseren wohlgemeinten Versuch, die ersten Schritte zu der Steuerreform zu thun, ablehnen, so sind Sie allerdings in Ihrem Recht; wir können nichts thun als Das ruhig einstecken, sehen, wie wir uns helfen, und das nächste Mal wieder mit der Vorlage kommen. Von Empfindlichkeiten, Kabinettsfragen und Vergleichen kann bei dieser Gelegenheit nicht die Rede sein. Wenn Sie nicht unserer Meinung sind, so müssen wir uns mit der Hoffnung trösten, daß Sie es künftig werden.“ Vier Jahre später, als die Nationalliberalen seine Zollpolitik bekämpfen, sagt er ruhig: „Ob ich auf der Bahn Niederlagen erleide, ob ich wieder von vorn anfangen muß: so lange ich Minister bleibe, werde ich in diesen Bestrebungen nicht nachlassen. Mein Vorbild ist darin Robert Bruce in seiner Geschichte mit der Spinne, an deren stetem Wiederaufklimmen nach dem Herunterfallen er sich ermutigte, um Das, was er für Recht und seinem Vaterland für nützlich hielt, auch bei den übelsten Aspekten nicht aufzugeben. Ich werde den Weg, den ich im Interesse des Vaterlandes für den rechten erkenne, unbeirrt bis ans Ende gehen. Mag ich Haß oder Liebe dafür ernten: Das ist mir gleichgiltig.“ Wieder drei Jahre später; bei der Berathung der Reichssteuerreform und des Tabakmonopols: „Wir waren in der pflichtgemäßen Nothwendigkeit, Ihnen zunächst das beste unter den Mitteln, die wir kennen, vorzulegen; und erst nach dessen Ablehnung können wir zu minderwerthigen Surrogaten schreiten. Wir brauchen Ihre Ablehnung, um unsere Verantwortlichkeit für die Zukunft zu decken, damit man nicht später, wenn das Monopol dennoch vielleicht von einer anderen Regierung gebracht wird, sagt: Die damalige Regierung, unter dem ersten Reichskanzler, hat die Thorheit begangen, dieses Mittel nicht von Haus aus vorzuschlagen. Die Verantwortlichkeit wollen wir auf die Majorität dieses Reichstages abschieben und dann werden wir in Ruhe sagen: Darum keine Feindschaft! Aber wir brauchen



Ihre Ablehnung, bevor wir zu minder guten Vorlagen schreiten. Was sollen wir uns quälen mit der Sisyphusarbeit, eine weitere Erleichterung und Reform zu schaffen? Beneficia non obtruduntur. Ich kann Das aushalten, sobald ich ein reines Gewissen habe; und mein Gewissen zu befreien, ist der Grund meines Auftretens. Ich frage nicht danach, ob meine Sache populär ist; ich frage nur danach, ob sie vernünftig und zweckmäßig ist. Die Popularität ist eine vorübergehende Sache, die sich heute auf Das, morgen auf Jenes richtet, die ich genossen und verloren habe, worüber ich mich leicht tröste, sobald ich das Gefühl habe, meine Schuldigkeit zu thun. Die Popularität einer Sache macht mich vielmehr zweifelhaft und nöthigt mich, mein Gewissen noch einmal zu fragen: Ist sie auch wirklich vernünftig? Denn ich habe zu oft gefunden, daß man auf Afflamation stößt, wenn man auf unrichtigem Weg ist. Wir erkennen Ihnen aber das volle Recht zu, zwischen den Wegen eine Auswahl zu treffen. Die Frage liegt auf Ihrem Gebiet und in Ihrer Attribution und ich kann, wenn Sie das Monopol ablehnen, nur, mit einer alten berliner Redensart, sagen: Darum keine Feindschaft! Keinem wird einfallen, Ihre Berechtigung zur Ablehnung in Zweifel zu ziehen. Ich verstehe nicht, warum der zornige Eifer über diese reine Utilitätsfrage überhaupt entstanden ist. Ich habe mit dem Geld nichts zu thun; Sie bewilligen nicht mir, sondern dem Volke Geld, der Nation, dem Reich. Sie beschließen, daß so und so viel für bestimmte Zwecke aufgewendet werden soll, und wir können es ohne Sie nicht aufwenden; aber wir schulden Ihnen keinen Dank dafür. Der Ausdruck, Sie hätten mir Etwas bewilligt, klingt fast komisch; mir ist vollständig gleichgiltig, was Sie bewilligen. Aber die Einigkeit ist die Vorbedingung unserer nationalen Unabhängigkeit. Deshalb hüten Sie sich vor der Zersahrenheit, der unser Parteileben, bei der unglücklichen Zanksucht der Deutschen und der Furcht vor der Oeffentlichen Meinung, bei der byzantinischen Dienerei vor der Popularität, ausgesetzt ist. Seien Sie einig und lassen Sie den nationalen Gedanken vor Europa leuchten! Er ist augenblicklich in der Verfinsterung begriffen." So ist's weiter gegangen. Immer neue Versuche, das Reich aus eigener Kraft lebensfähig zu machen; immer der selbe Ton gelassener Ruhe. Sie wollen diesen Zoll, diese Steuer, dieses Monopol nicht? Gut. Wir sind zur Forderung, Sie zur Ablehnung berechtigt. An große Aktionen, gar an Kabinettsfragen braucht man deßhalb nicht zu denken. Wieviele Finanzpläne sind unter Wilhelm dem Ersten in Reichstag und Landtag bestattet worden! Bismarck ist auf seinem Platz geblieben. Das Reich war, noch nicht auf eigenen Beinen, an die Schwelle des Schwabenalters gelangt, als wir hörten, der Kanzler müsse



aus seinem Amt scheiden, weil eine von ihm geforderte Steuer nicht bewilligt worden sei. Eine Steuer, die in dem unter seiner Leitung gebundenen Strauß nur ein Blümchen war; eine, die ungefähr ein Zehntel des verlangten Gesamtertrages bringen sollte und für die reichlicher Ersatz geboten wurde.

Daß die Reichsfinanzfrage endlich Antwort heischt, ist unbestreitbar. Mit Recht hat, vor siebenzehn Jahren, Treitschke als Abgeordneter an die Geschichte des alten Reiches deutscher Nation erinnert. „Dieses alte Reich ist wesentlich an seiner Armuth, an der Erbärmlichkeit seiner finanziellen Mittel zu Grunde gegangen. Und auch der letzte Grund der kläglichen Politik, die den Staat Friedrichs des Großen zu den Friedensschlüssen von Basel und Tilsit geführt hat, liegt zu allermeist auf finanziellem Gebiet. Denken Sie an diese alten Erfahrungen, so werden Sie begreifen, daß ein Unitarier wie ich der Meinung ist, es sei die höchste Zeit, bevor die Noth kommt, durch die Vermehrung der indirekten Steuern dafür zu sorgen, daß unser Reich den Stürmen der Zukunft in Sicherheit entgegengehen kann... Von kleinen und mittleren Staaten kann man nicht fordern, sie sollten aus eigenen Kräften dem Aufwand gerecht werden, den ein großes Reich von seinen Mitgliedern verlangen muß. Alle unsere Bundesstaaten leiden in ihrem Haushalt mittelbar oder unmittelbar. Sie leiden unmittelbar, weil wir noch heute nicht einmal so weit sind, die Matrifularbeiträge ganz aufgeben zu können; sie leiden viel schwerer mittelbar, weil ihnen das Reich rechtlich oder thatsächlich Steuerquellen verstopft, die in früheren Zeiten für die Einzelstaaten geflossen sind.“ Das ist zum größten Theil leider noch heute richtig. Trotzdem mußte der Deutsche staunen, da er vernahm, der Kanzler gehe, weil eine Steuer vom Reichstag abgelehnt worden ist.

Eine Steuer, die Ehegatten und Kinder in der Stunde des Erbanfalls dem Reich tributpflichtig machen will. Jeder kennt heute die Gründe, die gegen solche Dehnung der Steuerpflicht vorgebracht werden. Erster Schritt auf die Straße, von deren Ende her die Vermögenskonfiskation droht; denn bei dem (schon schwer erträglichen) Maximalsatz von drei Prozent wirds, unter der Herrschaft der Besitzlosen, nicht lange bleiben. Eltern und Kinder leben in einer natürlichen Wirthschaftssozietät; was der Mann seiner Frau, der Vater dem Sohn vererbt, wechselt, im eigentlichen Sinn des Wortes, nicht den Besitzer und ist deshalb nicht zu hoher Abgabe verpflichtet. Für die Erlaubniß, aus eigener Macht Rechts-handlungen vorzunehmen, mag eine schmale Stempelgebühr berechtigt sein. Wenn jeder Erbe, nah oder fern, ein Hundertstel ans Reich abgeben muß, ist er nicht zu schwer belastet und die der Reichskasse zufließende Summe dennoch ansehnlich. Euer Plan aber lähmt den Spar-



trieb und den Willen zur Wohlthätigkeit („Warum soll ich für den Fiskus sparen? Warum, da meine Frau oder mein Junge ihm doch einen Haufen Geld geben muß, deren Erbe noch durch Legate für Gemeinnütziges schmälern?“); hindert den Zuzug wohlhabender Fremden und treibt reiche Deutsche ins Ausland; packt obendrein mit festem Griff nur das unbewegliche Kapital und läßt dem mobilen allerlei Schleichpfade offen, auf denen es dem Fiskalanspruch entchlüpfen kann. Eine allgemeine Besitzsteuer? Die Finder rühmen ihr ja nach, daß von hundert Besitzenden neunzig sie nicht zu bezahlen brauchen. Ein Mann hat in eifriger Arbeit vier Millionen erworben, die in verschiedenen Industrien angelegt sind und nur unter großen Verlusten flüssig zu machen wären. Wenn ich morgen sterbe, denkt er, muß meine arme Frau Bankcredit erbetteln, um die hundertzwanzigtausend Mark Erbsteuer zahlen zu können; ist's da nicht vernünftiger, den Wohnsitz in ein von solcher Last freies Land zu verlegen? Häufen sich diese Fälle, dann verliert, durch die Abwanderung von Steuerträgern und Konsumenten, das Deutsche Reich mehr, als es aus der Erbanfallsteuer der seßhaften Gatten und Kinder gewinnen kann. Und so weiter. Eine Steuer, die überall (fragt die Alsterrepublikaner) böses Blut gemacht hat und die Beliebtheit des Reiches namentlich bei den Frauen nicht mehrten wird. Ist sie unentbehrlich, ihr errechenbarer Ertrag nicht aus anderer Quelle zu schöpfen, so muß man sie hinnehmen; jedes gescheiten Vorschlages sich aber freuen, der sie der deutschen Familie fürs Erste noch erspart.

Der Plan kam aus Süddeutschland, aus einem Bundesstaat, wo die großen Vermögen rar sind, nur wenige Kinder und Gatten also den Erbanfall hoch zu versteuern hätten; und wurde in Berlin verworfen. Von dem Reichskanzler, dem preußischen Finanzminister, der Nationalliberalen (Baasche) und der Konservativen Partei. Das Centrum wäre, unter gewissen Bedingungen, dafür zu haben gewesen; noch aber galt die sakramentale Formel: „Der Block muß die Finanzreform machen.“ (Eine Trugformel: erstens war nicht von einer Finanzreform, sondern von neuen Steuern die Rede; zweitens war nicht ein Felsblock gefunden, sondern zwischen den einander feindlichsten Interessen der Spalt nothdürftig verkittet worden.) Die preußischen Stimmführer und die Nationalliberalen befehlen sich; die Konservativen bleiben zäh und steif. Wie anno 1896, als sie die Herren von Manteuffel und von Stein erklären ließen, auf ihre weitere Mitarbeit an dem Bürgerlichen Gesetzbuch sei nicht zu rechnen, wenn aus dem Wildschadenparagraphen nicht der Hase gestrichen werde. Ueber den Hasenschaden wurde damals im Reichstag mehr geredet als über die wichtigsten Abschnitte des Gesetzbuches; wem's auffällt, wird finden,



daß Paragraph 835 von Schwarz-, Roth-, Elch-, Damm-, Rehwild und von Fasänen spricht. Diesmal war die Bewegung wichtiger. Eben erst hat man, ohne viel Lärm, in Preußen die schwere Schullast auf sich genommen: und soll nun das Gatten- und Deszendentererbe versteuern? Nein. Nicht nur Knickerseibstsucht sprach so: auch Männer vom Schlag Holsteins, der keine Frau, kein Kind und kein Vermögen hinterließ, brachte der Gedanke in helle Wuth; auch ihnen schien er eine Wurzel konservativen Rechtsempfindens zu lockern. Die Wuth wächst, da den Weigernden zugeschrien wird: „Ihr lehnt die Erbanfallsteuer ja nur ab, weil sie die Steuerhinterziehung, die Euch Junkern Gewohnheit ist, entschleiern müßte.“ Seitdem ist der Rückweg gesperrt. Einzelne Abgeordnete, die nur mit liberalen Stimmen wiedergewählt werden könnten, splintern ab. Die Fraktion aber erklärt, sie müsse, nach Recht und Pflicht, die halbe Milliarde, die sie dem Reich gern bewilligen möchte, weigern, wenn ein Theil davon durch die Erbanfallsteuer aufgebracht werden solle.

Diese Erklärung nennt der nationalliberale Rechtsanwalt Ernst Bassermann einen „Faustschlag in das Gesicht der Verbündeten Regirungen“. Also eine unerlaubte Handlung; einen rohen Frevel, der die Rechtsordnung bricht und gesühnt werden muß. Ist diese Auffassung richtig, dann haben die Verbündeten Regirungen seit dreißig Jahren sehr oft die Faust der Nationalliberalen gefühlt. Wozu, Herr Rechtsanwalt, brauchen wir ein Reichsparlament, wenn dessen Parteien Gesetzentwürfe, die ihnen mißfallen, nicht ablehnen dürfen? Müßten Sie, als Liberaler, sich nicht der Thatsache freuen, daß die Konservativen auch gegen Regierende den Muth der Ueberzeugung haben? Selbst wenn diese Ueberzeugung Sie irrig dünkt? Dem Gewimmer des Lohgerbers, der ein schlecht behütetes Fell wegschwimmen sieht, antwortet kaum ein mitleidiges Lächeln. Die Aufgabe der Nationalliberalen war von nüchternen Blicken nicht zu verkennen. Herr Bassermann mußte Herrn Dr. Ernst von Hendebrand und der Lase aufsuchen und ihm sagen: „Sie haben zwei Wünsche. Möchten die neuen Finanzgesetze nicht ohne das Centrum machen, das sonst vor den Wählern die Verantwortlichkeit für die lästigen Steuern ablehnen kann, und das Erbe der Gatten und Kinder frei lassen. Beide Wünsche wollen wir erfüllen, wenn Sie uns ein Streckchen entgegenkommen und Ihren Leuten nicht erlauben, wieder gegen das bewegliche Kapital zu wüthen. Ueber vierhundertundetliche Millionen sind wir einig; guter Wille wird den Rest leicht finden.“ (Leicht. Warum soll nicht auch bei uns, wie in anderen Ländern, jede Quittung, mag sie von der Deutschen Bank oder von Tieß, vom Hauswirth oder vom Grünramhändler ausgestellt sein, eine Stempelmarke



tragen? Vor achtzehn Jahren schrieb Lagarde: „Ich sehe es nicht als beschwerlich an, eine Stempelmarke auf eine Quittung zu drücken, so wenig ich es als beschwerlich ansehe, eine Postmarke auf einen Brief zu kleben.“ Noch aber ist die Quittung, die Rechnung nicht stempelpflichtig. Auch die winzigste Abgabe brächte, wenn sie in jedem Fall, von der Miethquittung und von der Wäsche-rechnung, in der Markthalle und bei Borchardt, zu zahlen wäre, große Summen. Und nach vier Wochen wäre man dran gewöhnt.) Zu den Parteigenossen mußte er sprechen: „Die Geschichte wird nachgerade brennlich. Wenn wir die Deszendenterbesteuer, für die unsere Großkapitalisten nicht sind und die in unserer Landtagsfraktion keine Mehrheit fände, nicht durchsetzen, ist's für unsere Parteikasse gut. Daß die Konservativen sich in die Gemeinschaft mit dem Centrum zurückziehen, ist sicher. Sollen wir draußen bleiben? Allein oder als Sozien des Freisinns, der jetzt wieder, durch sein Zögern vor der Annahme der indirekten Steuern, zeigt, daß er zu ernsthafter Politik untauglich ist? Dann werden wir mehrlos, die Verbündeten Regierungen haben nur noch die Kirche, den Ackerbau und die organisirte Arbeiterschaft zu fürchten, nur deren politischen Wünschen nachzufragen und Industrie und Großhandel, deren Interessen wir vertreten, werden auf Jahre hinaus der Pachtträger des Reiches. Unsere einzige Chance sehe ich darin, daß Heydebrand nicht auf Spahn, Spahn nicht auf Heydebrand angewiesen sein möchte. Beide wollen die Möglichkeit haben, mit uns zu marschiren, und werden sich, wenn wir im Steuerconcern bleiben, hüten, uns leichtfertig zu ärgern. Nur so erschweren wir auch den Sturz des Kanzlers, der den Schein meiden muß, gegen unseren Willen zu handeln.“ Statt so zu sprechen, so vorzusorgen, liefern die Nationalliberalen den Gegnern Sprengstoff (Cigarenbanderole; Branntweinsteuer). Erklären, daß sie ohne Deszendenterbesteuer nicht einen Pfennig bewilligen. Künden eine Dividendensteuer an, schlagen sie aber nicht vor und lehnen jede Betheiligung an der Ersatzsteuersuche ab. Kramen die alten, rostigen Schlagwörter aus der Kulturkampfzeit vor, zelnern über Untreue und Reaction und bescheinigen sich, daß des bösen Nachbarn teuflische Taktik sie ausgeschaltet habe. (Wie Goethes Regentin der Niederlande, die, weil ihr Kunsthof leer bleibt, über Undankbarkeit und Unweisheit klagt, mit schrecklichen Aussichten in die Zukunft und mit dem Entschluß droht, nicht mehr mitzumachen.) Im Bezirk der Fraktion, wo Hinz den Kunz, Kunz den Hinz einen großen Politikus heißt, fehlt's nicht an Beifall. Doch die Regirenden und die Häupter des Großgewerbes merken wieder einmal, was von dieser Gruppe zu hoffen ist. Der fünfte Kanzler wird für solche Bundesgenossenschaft (die der vierte grausam bespöttelt) keinen all-



zu hohen Preis zahlen. Und die zwei Millionen, die Industrie und Handel alljährlich, wenns gar nicht anders geht, für politische Arbeit ausgeben wollen, bekommt nicht die Nationalliberale Partei, sondern der Hansabund.

„Die Popularität einer Sache macht mich viel eher zweifelhaft und nöthigt mich, mein Gewissen noch einmal zu fragen: Ist sie auch wirklich vernünftig? Denn ich habe zu oft gefunden, daß man auf Afflamation stößt, wenn man auf unrichtigem Weg ist.“ So sprach Bismarck. „Hunderte von Zuschriften aus dem Lande beweisen, daß uns die Strömung und Stimmung nie so günstig war wie heute.“ So spricht Herr Bassermann; und nennt die Ablehnung der Erbanfallsteuer „das schärfste Mißtrauensvotum, das dem Kanzler ertheilt werden konnte.“ Eine Partei, die ihr Ablehnungsrecht ausübt, zeigt damit dem verantwortlichen Geschäftsführer noch kein Mißtrauen. Und wenn sie's thäte: wäre sie dafür unter allen Umständen zu tadeln? Hört, liberale Männer, was Citykaufleute und Lords gegen die Steuervorschläge des Herrn Lloyd George sagen. „Das ist nicht ein Budget, sondern eine Revolution“, ruft Lord Rosebery. Die Primrose League schilt die Vorschläge verfassungswidrig und destruktiv; „ihre Durchführung würde das Land korrumpiren und den Vermögensraub legalisiren“. Den Herzog von Marlborough und Lord Rothschild, den Marquis von Londonderry und Herrn Meyer, Konservative und Liberale vereint der Zorn über ein Budget, „das Grundbesitz, Gewerbe und Handel dem Untergang weihet“. Ganz wie bei uns. Nur ist drüben noch keinem Verständigen eingefallen, die Interessenvertreter, die sich gegen eine Steuerlast stemmen, als schlechte Kerle und Staatsverbrecher hinzustellen. Solche Scherze sollte man auch bei uns unschicklich finden. Doch wenn die Nationalliberale Fraktion die Freunde von gestern als vaterlandlose Räuber beschreiben, sich selbst die Möglichkeit eines Kartells mit den Katholiken der Industriestädte verrammeln und den Kampf gegen Konservative, Bund der Landwirthe, Centrum, Kleinbürgerpartei, Sozialdemokratie wagen will, mag sie's thun. Nur darf sie nicht, um ihren Leuten den Ruhm des reineren Patriotismus und Idealismus zu sichern, den Geschäftsbericht färben. Die Steuerentwürfe der Verbündeten Regierungen haben nirgends gefallen. Was im Lauf dieses Jahres daraus wurde, ist, bis auf ein Fünfstel, von den Nationalliberalen gebilligt worden. Die kannten die Konservative Partei nicht seit Sonntag, wußten, daß sie sich nicht, ihnen zu Liebe, ändern werde, hatten aus dem Munde des Freiherrn von Richthofen-Damisdorf im Reichstag früh genug ein unzweideutiges Warnwort („Die Ueberzeugung geht uns über jede Parteikonstellation“) gehört und seitdem mindestens keinen Grund, über Verrath zu zetern, weil eine Steuer abgelehnt wurde, die auch den Bülow, Rheinbaben,



Kirdorf, Heyl, Oriola, Baasche und hundert Anderen nicht behagt. Ihr Rücktritt aus dem Steuerconcern, den nach ihnen natürlich auch die Freisinnigen und die Demokraten verlassen mußten, hatte drei Wirkungen. Das mobile Kapital konnte nun nach Herzenslust angezapft und die Versöhnung der Konservativen mit dem Centrum nicht länger aufgeschoben werden. (Viertes Kapitel der Wahlverwandtschaften: „Stelle Dir nur das Wasser, das Del, das Quecksilber vor, so wirst Du eine Einigkeit, einen Zusammenhang ihrer Theile finden. Diese Einung verlassen sie nicht, außer durch Gewalt oder sonstige Bestimmung. Ist diese beseitigt, so treten sie gleich wieder zusammen. Ihr Verhältniß zu einander wird nach Verschiedenheit der Wesen verschieden sein. Bald werden sie sich als Freunde und alte Bekannte begegnen, die schnell zusammentreten, sich vereinigen, ohne an einander Etwas zu verändern, wie sich Wein mit Wasser vermischt. Dagegen werden Andere fremd neben einander verharren und selbst durch mechanisches Mischen und Reiben sich keineswegs verbinden; wie Del und Wasser, zusammengerüttelt, sich den Augenblick wieder aus einander sondert. Die meiste Aehnlichkeit mit diesen seelenlosen Wesen haben die Massen, die in der Welt sich einander gegenüberstellen, die Stände, die Berufsbestimmungen, der Adel und der Dritte Stand, der Soldat und der Civilist.“ Die Erinnerung an dieses Kapitel mußte von dem Bloßbluff abmahnen.) Dritte Wirkung: Der Kanzler wurde gedrängt, seine Entlassung zu erbitten. Nicht von Denen, die eine Steuer abgelehnt, sondern von Denen, die aus dieser Ablehnung eine Haupt- und Staatsaktion gemacht und die Arbeit eingestellt hatten. Ob einer Partei, der so Alles zerrann, die Stunde wirklich so hold ist, wie Herr Bassermann wähnt? Uebersetzt es ins Privatgeschäftliche. Zwei Unternehmergruppen sind nach langer Verhandlung fast einig; als im letzten Viertel eine Differenz entsteht, schlagen die Schwächeren, statt durch kluge Nachgiebigkeit sich neue Vortheile und das Recht zur Kontrolle zu sichern, wüthend auf den Tisch und laufen davon. Trotzdem vor der Thür eine Gruppe wartet, die das Geschäft machen will. Die Ausreißer mögen sich selbst als echte Erben parsisalischer Tugend preisen. Jeder Geschäftsfundige wird ihnen sagen, daß sie ihre Sache miserabel gemacht und die Interessen, deren Vertretung ihnen anvertraut war, vor dem Feind ohne Nothigung preisgegeben haben.

Auf dem „Vertretertag“ hat ein nationalliberaler Herr in den Kaiser-saal des schmidtschen Rheingoldhauses gerufen: „Die Verbündeten Regierungen werden sich mit der neuen Mehrheit einigen. Denen kommt's ja nur darauf an, daß sie das nöthige Geld erhalten!“ Und die Stimme bebte von Zorn und Verachtung. So schlimm ist, denkt nur, dieser Bundesrath; so ganz und gar schändlich sein Trachten. Er braucht für das Reich Geld und nimmt es da,



wo es zu haben ist. Auch wenn ihm nicht alle Wünsche erfüllt werden. Er thut, wie Bismarck that, als ihn die Nationalliberalen im Stich ließen. Er weiß, daß Neuwahlen (zu deren Anordnung nur das robusteste Gewissen sich heute entschließen könnte) ihn nicht in bequemere Lage brächten, und schickt sich drum in die Zeit. Most horrible! Zwar sind wir für Parlamentsmacht und Mehrheitsherrschaft und müßten deshalb, als auch unter dunklem Himmel aufrechte Männer, die Regierenden loben, die sich dem Willen der Mehrheit anzupassen versuchen. Fällt uns nicht ein. „Unser Wirthschaftsleben ist gestört, unser Ansehen im Ausland gefährdet, unser ganzes Staatswesen schweren Erschütterungen ausgesetzt. Für alles Das machen wir die Konservative Partei und das Centrum mit seinem polnischen Anhang vor dem deutschen Volk verantwortlich. Und unter das Joch dieser neuen Koalition wollen die Verbündeten Regierungen sich beugen! Das deutsche Bürgerthum in Stadt und Land rufen wir auf zu Widerstand und Kampf.“ Gegen die Verbündeten Regierungen? Nein: gegen die neue Koalition. Im Bundesrath ward lange schon nicht so gelacht.

Begeisterung kann die Steuermachei dieser Wochen nicht wecken. (Ein Civilanwalt sagte neulich, er müsse Urlaub nehmen, um auch nur die anderthalbhundert Paragraphen des Branntweinsteuergesetzes verstehen zu lernen.) War die Vorlage des Herrn Sydom viel schöner? Dann wärs besser gewesen, sie, sammt Elektrizität- und Inseratensteuer, anzunehmen. Und war beim Zolltarif das Schlußrennen nicht fast eben so fuchswild und hastig? Daß er eben so wichtig war, zeigt jetzt die Exporterschwerung, die unsere Industrie zu keinem rechten Aufschwung mehr kommen läßt. Damals haben die Nationalliberalen munter mitdemacht. (Meminisse juvat: wie in diesen nicht fernen Tagen die Nationalliberalen mit der jetzt schlimmster Sünde gezeichneten Koalition, die sich in keinem Wesenszug doch verändert hat, zusammengingen und drum vom Freisinn geschimpft wurden, dessen erhabenem Geist sie sich heute so nah fühlen. Nehmt, Zuschauer, solche Schlägerei nur nicht allzu ernst.) Einerlei. Stempelerhöhung, Schlußnoten-, Talon-, Checksteuer sind schließlich zu tragen. Wird Schädliches beschlossen, so sind die Verbündeten Regierungen die Hauptschuldigen. Und der Exponent ihres Willens, der Kanzler, kann sich der Verantwortlichkeit nicht dadurch entziehen, daß er, re male gesta, wegläuft.

Geht er wirklich, wie dem braven Bürger eingeredet werden soll, weil die Erbanfallsteuer abgelehnt worden ist? Hat ihn eine Abstimmung der Reichstagsparteien gestürzt? Das wäre nur möglich, wenn wir parliamentary government hätten, wie von Glasgow bis Belgrad jetzt jeder europäische Staat. Dann müßte die Mehrheit die Regierung übernehmen, zeigen, was sie aus eigener Kraft vermag, und die Angst vor ihrer Herrschaft entweder als Spuk-



furcht erweisen oder sich auf lange Frist um Kredit und Anhang bringen. Das ist des Deutschen Reiches nicht der Brauch. Leider; sonst säßen andere Kerle in unseren Parlamenten. Der Reichstag kann den Kanzler nicht stürzen. Und Fürst Bülow hat am sechzehnten Juni die Erbanfallsteuer beinahe schon aufgegeben. Gesagt, eine andere Erbschaftsteuer werde, früh oder spät, kommen. Die Nationalliberalen getadelt, weil sie nicht „agrarsfreundlich“ genug seien und sachlicher Erörterung eine nutzlose Demonstration vorgezogen haben. Be-theuert, daß er im Bundesrath niemals Steuern vertreten werde, „die Handel und Gewerbe schwer schädigen und die wirthschaftliche Stellung des Landes verschlechtern“. Solche Gefahr kann er von den neuen Kapitalsteuern nicht fürchten: denn er vertritt sie im Bundesrath. (Er ist noch Kanzler und, auch wenn er die Verhandlung den Ressortsekretären überläßt, für Vorlagen und Bundesrathsbeschlüsse verantwortlich.) Wer diese Steuern schilt, darf den Kanzler nicht preisen. Der hat am sechzehnten Juni noch Einiges gesagt. „Ich bleibe, so lange Seine Majestät der Kaiser glaubt, daß meine Mitwirkung in der inneren und äußeren Politik für das Reich nützlich ist, und so lange ich selbst, nach meiner eigenen politischen Ueberzeugung, nützlich wirken zu können glaube. Wenn ich mich überzeugen sollte, daß meine Person das Zustandekommen der Reichsfinanzreform hindert, daß ein Anderer leichter ans Ziel gelangt, oder wenn sich die Verhältnisse in einer Richtung entwickeln sollten, die ich nicht mitmachen kann, will und werde, so wird es mir auch möglich sein, den Träger der Krone von der Opportunität meines Rücktrittes zu überzeugen.“ Wilhelm, so lesen wir überall, wollte, daß sein Kanzler (der einzige Minister des Kaisers) bleibe. Die Steuer-gesetze werden unter seinem Kommando in den Hafen gelootet; er kann und will also „die Richtung mitmachen“. Dennoch geht er. Ein ganz vollkommener Widerspruch? Nein. Die Möglichkeit einer Erklärung bliebe immerhin noch: die eigene politische Ueberzeugung hat den Fürsten Bülow gelehrt, daß er über den Sommer hinaus nicht mehr nützlich zu wirken vermag.

Als er im Reichstag, wie ein mild mahnender Klassenlehrer, sprach, hatte er diese Ueberzeugung noch nicht. Wollte nur für den schlimmsten Fall vorsorgen. Wer mag ihn informiert haben? Von Allem, was ringsum geschehen und noch im Werden war, wußte er offenbar nichts. Nur, daß die Konservativen dem Mann seines Vertrauens erklärt hatten, sie seien zur Mitarbeit an den Finanzgesetzen bereit, wenn er das Centrum nicht ausschließe. Damit war er einverstanden. (Brief vom letzten Dezentag des Jahres 1906: „Die wichtigsten Aufgaben, Verstärkung der Seewehr, Handelsverträge, Finanzreform, sind mit der Hilfe des Centrums gelöst worden. Ich arbeite mit jeder Partei, welche die großen nationalen Gesichtspunkte achtet.“) That aber nichts,



um das Centrum diese Absicht kennen zu lehren. Von der Branntweinerplosion, die den Kunstblock entkittete, hört er zu spät; hört zugleich, der Riß sei nicht so arg und bald wieder zu verkleben. Soll er nicht doch lieber direkt mit Spahn oder Hertling verhandeln? Er ist entschlossen. Die Liberalen kommen ihm immer mit ihrem papiernen Programm. Zu dumm. Plärren einsam im Winkel und bedenken nicht, daß man zur Ausführung eines Programms zunächst einmal Macht braucht. „Kein vernünftiger Mensch kann mir Inkonsequenz vorwerfen, wenn ich mich mit den Leuten verständige. Bismarck ist auch nach Canossa gegangen.“ Noch aber, sagt man ihm, sei es nicht nöthig. Das Steuerbündel werde, in unwesentlich veränderter Packung, angenommen und er könne sich ruhig zurückhalten. Müsse sogar, um nichts zu verderben. Die Herren von Rheinbaben und Sydom sind des Sieges gewiß. Auch mit der Erbsteuer wirds schließlich wie mit der Polenenteignung im Herrenhaus. Heydenbrand läßt drei Mann zu Haus bleiben und Stolberg giebt mit seiner Stimme den Ausschlag. So klingt es bis in die Johannisnacht. Nun aber kam Johannistag. Alle Konservativen und Centrumsmänner auf Deck, Herr Korsantj für das Privileg des Preußenkönigs auf der Wacht und Graf Udo Stolberg krank gemeldet. Keine Erbanfallsteuer also. Das wäre zu ertragen. Doch die Nationalliberalen sind allzu flink ins falsche Boot geflettet. Herr Bassermann (an Dinerischen plaudert eine anmuthige Dame aus) wähnt, den Kanzler von der Pflicht zur Auflösung des Reichstages überzeugt zu haben. „Kampf gegen Reaktion, Egoismus, klerikale Herrschsucht! Der konservative Fisch hat auf den Köder gebissen, den der kluge Centrumsfischer auswarf.“ (Wörtlich) Die von solcher Hoffnung erfüllte Fraktion Bassermann erklärt, sie lehne nun Alles ab. Und der Kanzler hat doch eben erst gesagt, daß ihm „die Mitwirkung der Liberalen in hohem Grade wünschenswerth scheine.“ Unbequem. Im Bundesrath ist für die Auflösung keine Mehrheit zu erlangen. (Das mußten die Preußen, die drin sitzen, vorher wittern.) Hält man den Fürsten Bülow, der sich dort fast nie zeigt, für einen dem Tod Geweihten. Setzt noch ums Centrum werben? In extremis? Ohne eine zuverlässige Partei hinter sich? Das würde zu theuer; und hülfte am Ende nicht lange. Das System ist verbraucht. „Ihr verführt mir Keinen mehr!“ Als Bekenner moderner Weltanschauung den Martyrertod sterben: da winkt noch ein Trost. Fürst Bülow fährt nach Kiel und erbittet die Entlassung. Erhält sie nach höflichem Sträuben. Soll die Steuern aber noch unter Dach bringen. Kann seinen Wunsch also nicht mit der Schädlichkeit dieser Steuern motivirt haben. Sonst dürfte er an ihrer Vergung nicht mitwirken. Ein Kanzler des Deutschen Reiches ist kein Hausknecht, den man, „weil er sich verändern will“, gehen läßt, aber verpflichtet, beim Großreinmachen noch



mitzuhelfen. Der Zeitungsleser schüttelt den Kopf. Ungemein herzlichster Empfang. Wilhelm bittet den Fürsten, sein Freund zu bleiben, recht oft in seiner Nähe zu sein und ihm, wenn er fern ist, fleißig zu schreiben; bittet ihn, selbst seinen Nachfolger zu wählen. Nur die Finanzsache soll er noch in Ordnung bringen. Das, denkt der Leser, wollte Bülow doch gerade nicht; deshalb ist er ja nach Kiel gefahren. Und nun macht der pffiffige Techniker einen unbegreiflichen Fehler: kündigt selbst den Leuten, daß ihm der Abschied für den Tag zugesagt ist, wo er die Steuern sicher hat. Statt zu sagen: „Die Audienz hat ergeben, daß Kaiser und Kanzler in der Beurtheilung der Situation völlig übereinstimmen. Da endgiltige Beschlüsse des Reichstages noch nicht vorliegen, war für den verantwortlichen Leiter der Reichsgeschäfte auch noch kein Anlaß zu bestimmten Vorschlägen.“ Was veröffentlicht wurde, brachte den Kanzler um den Rest seines Ansehens und nahm ihm für die letzten Tage des Amtslebens die zu Verhandlungen nöthige Autorität. Hat er die Kunst verlernt? So lange Holstein lebte und Hammann im Amt saß, war solche Unflugheit nicht möglich.

Hat Wilhelm sich wirklich schweren Herzens nur zu der Trennung vom Fürsten Bülow entschlossen? Dann ist mit seinem Namen ein schändliches Spiel getrieben worden. Seit Monaten wird gewispert, der Kaiser wolle den Mann, den er einst duzte, so schnell wie möglich lossein. Habe ihm nicht verziehen, daß er im November den dem Kaisernimbus gefährlichsten Verdacht nicht mit der Wurzel ausjätete; nicht laut sagte: „Was Seine Majestät in der Zeit des Burenkrieges über Bündnißvorschläge nach London schrieb, war vorher, in meinem Auftrag, dem Auswärtigen Amt des Britenreiches offiziell mitgetheilt worden. Den Versuch, Engländer hohen Ranges im Gespräch von seiner friedlichen Gesinnung zu überzeugen, hat der Kaiser auf meinen ausdrücklichen Wunsch gemacht und mir über diese Gespräche Tag vor Tag berichtet.“ Er lobe die Schreiber und Redner, die den Kanzler als schlechten Diener angreifen. Spreche nicht nur vor Vertrauten von ihm wie von einem Ungetreuen, der die Vasallenpflicht gröblich verletzt habe. Und so sei im ganzen Hofbereich die Stimmung. Auf einem Tennisplaze sei schon im Frühlenz das Prinzenwort gefallen: „Hoffentlich purzelt der große Seiltänzer bald.“ Ueberall wurde dem Gewisper geglaubt; im Bundesrath und im Reichstag. „Aber S. M. hat doch gestern wieder bei Bülow gegessen?“ „Er muß ihn, der zwölf Dienstjahre, zwölf Jahre Allerhöchsten Vertrauens hinter sich hat und auch als Privatmann redselig werden könnte, vor der Welt gut behandeln; wäre aber froh, wenn er ohne Stoß von oben stolperte.“ Der sonst von Geberdenpähern und Geschichtenträgern so gut bediente Fürst sah und hörte nichts. Erfuhr nicht, daß diese Mären unter den Konservativen und



Centrumsmannen von Mund zu Mund gingen und Kronzeugen zu Konventionen geladen wurden. Fühlte nur ringsum unüberwindliche Widerstände und merkte zu spät, daß ihm nicht von zärtlicher Freundschaft, die seine Gesundheit und sein Prestige schonen wollte, Zurückhaltung empfohlen worden war. „Zurückhaltung“: das Wort hatte er selbst einmal gesprochen. Im Neuen Palais; am siebenzehnten November 1908. Selbst aber auch gehört: „Wer erzählt, daß ich Dir was nachtrage, sagt die Unwahrheit.“ Dennoch findet er sich nicht mehr vorwärts. Sieht auf allen Seiten Gewehrläufe blinken. Und heller dräuen ihm nun die Hörner ins Ohr. Halali! Die Waidmannschaft jauchzt, als habe sie von dem Jagdherrn, dem sie das Wild umstellt hat, Dank zu erwarten.

Der wird ihr gewiß nicht. Selbst wenn Wilhelms Unmuth manchmal bis auf die Lippe stieg: diesen Diener wird er vermissen. Warum er ihn gehen läßt, werden wir vielleicht niemals erfahren. „Fürst Bülow sah sich, als moderner Mensch und Freund freier Geister, einer Koalition von Junkern und Pfaffen gegenüber, die ihm nicht verzieh, daß er in Preußen der Masse des arbeitenden Volkes zum Stimmrecht verhelfen und im Reich die Zwingburgen Roms brechen wollte. In seinem großherzigen Patriotismus glaubte er, seine Person opfern und einem weniger Gehähten das Feld räumen zu müssen. In letzter Stunde aber erwachte auch in den Feinden das Gefühl für die Bedeutung des Mannes und sie senkten vor dem Scheidenden zur Huldigung den Degen. Und sein Kaiser bewies ihm durch die Fülle persönlicher Ehrungen, daß er in ihm nicht nur den Staatsmann von unvergänglichem Verdienst, sondern auch den Freund von erprobter Treue sehe.“ So wirds wohl im Duzendgeschichtsbuch stehen. Laboulayes vérité officielle. Die auf den Trümmern des Blocks Verbündeten hätten einem Kanzler, den sie vom Kaiser geschirmt glaubten, kein Härchen gekrümmt. Mit Denen wäre solcher Kanzler, auch ein minder behender, mehr von Skrupeln geplagter, leicht fertig geworden. Und wie soll der Enkel den Helden träumen, der schädlichem Nachtgevägel das Feld räumt? Zwirnsfäden hätten den Fürsten Bülow nicht gebunden; Reichstagsvoten ihn nicht weggescheucht. Warum er ging? Die Frage mag ruhen, bis der Name des neuen Kanzlers im Reichsanzeiger steht. Jeder Tag hat seine Last, seine Pflicht. Das Reich braucht Geld und braucht einen neuen Geschäftsführer. Wer's vor seinem Gewissen irgend verantworten kann, muß das Geld bewilligen. Wer seinem Vaterlande draußen Achtung werben will, darf nicht flennen, der Scheidende sei unerseßlich. Wir haben Geld; wir haben Männer; wir sind nicht von Räubern und Rattenbrüdern ins Joch gezwungen. Endet den Schwatz! Sonst hält der Fremde für wahr, was Parteiprofitsucht erfunden hat.



## Theodor Barth.

Noch immer zittert in leis verwehenden Tönen die Totenklage um Theodor Barth durch die deutsche Welt. Darin ist etwas Schönes, woran auch dem politisch anders Meinenden Antheil zu nehmen vergönnt ist. Man hatte sich gewöhnt, in Barth einen Unglücklichen zu sehen, dem Politik und Leben zerronnen war. Der, ruhelos von Zeltlager zu Zeltlager wandernd, Anhänger-schaft und Möglichkeit eines Wirkens ins Breite eingebüßt hatte und schließlich resignirt und verbittert bei einem Häuflein gelandet war, das gleich ihm drohend die Fäuste wider das Schicksal ballt, weil die Welt nun einmal so ganz anders ist, als diese Leute sie konstruirten. Nun nimmt man mit stillem Staunen wahr, daß es dem im Grundzug tragischen Lebensgang nicht an Treue gefehlt hat; daß nicht alle Anregungen, die der in der Pfingstwoche Heimgerufene durch ein Menschenalter redend und schreibend streute, auf ein steiniges Erdreich fielen; daß manche von ihnen sogar überraschend, wenn auch erst verschämt bei seinem Tode, aufgingen. Das ist das Versöhnende an dem Sterben dieses Literaten. Denn gerade Dies: das Publizistische, die Gabe des anmuthigen Ausdruckes, des leisen Werbens in der Zwiesprache mit einem andächtigen, kultivirten Leser war das weitaus Stärkste an Barth. Ueber das Grab hinaus begeisterte Freundschaft hat ihn in den Nekrologen einen großen Redner geheißt. Das war er nie; dazu fehlten ihm schon die äußeren Mittel, die des Redners Glück machen. Wenn er im Reichstag sprach, den schwächlichen Oberkörper an die Bank gelehnt und mit dem Bleistift emsige Kreise in der Luft beschreibend, dann hatte man immer den Eindruck eines eifernden Oberlehrers. Nichts Zwingendes ging von dieser dünnen metallosen Stimme aus. Nichts, was die Sinne gefangen nahm, von der phantasiearmen Logik des Sprechers. Selbst wo er sich in Hitze redete, blieb man kalt; so sehr mangelte seiner Leidenschaft die Kraft, mit fortzureißen und sich mitzutheilen.

Ganz anders der Schriftsteller Barth. Da übt dieß seine und vielseitige Talent seine tiefsten Wirkungen. Journalistenarbeit (Barth spricht es einmal selbst aus) gehört inmitten der irdischen Vergänglichkeiten zu den allervergänglichsten Dingen. Sogar die Werke der Kochkunst, fügt er in wehmüthiger Selbstironie hinzu, haben eine längere Dauer. Trotzdem hat er manchmal den Versuch gemacht, die über verschiedene Journale, insbesondere die dreiundzwanzig Jahrgänge seiner vortrefflichen „Nation“ verstreuten Aufsätze zu sammeln. Eine dieser Sammlungen, die „Politischen Portraits“, gehört zu dem Reifsten, was in unseren Zeitläuften die Publizistik der Deutschen hervorgebracht hat. Genauer ausgedrückt: zu den wenigen ausgereiften Stücken, die sie überhaupt noch zu erzeugen vermocht hat. Denn diese Publizistik liegt



neuerdings bei uns sehr im Urgen. Vollends, seit jede zufällige parlamentarische Tagesgröße den Beruf dazu von den Wählerschaften mit überkommen zu haben glaubt, wenn sie pessimo actorum diurnorum stilo allerlei Unbeträchtigkeiten der Taktik erörtert, ist das Gefühl, daß auch der politische Essay-Klein Kunst sein kann (und in einer hochgebildeten Nation es zu sein hat) rasch im Schwinden. In diesen „Politischen Portraits“ führt Barth uns in die Welt des älteren deutschen Liberalismus. In den Kreis, da umfassendste Bildung und eigenthümliche Weltfremdheit, feinste Persönlichkeitkultur und theoretische Starrheit, idealistischer Schwung und manchesterliche Herzensthätigkeit sich so wunderlich vermählten. Und sonderbar: Barth war jünger als sie Alle, deren intimster Wesenheit er in diesen Skizzen mit spürsamem Verständnis nachging; viel jünger als die Bamberger und Stauffenberg, die Georg von Bunsen, Theodor Mommsen und Alexander Meyer. Und doch war's im Grunde seine Welt, von der er, trotz manchen Konzessionen der letzten zehn oder zwölf Lebensjahre, nie ganz freigekommen ist.

Dabei ist Barth (wenn er oft auch so erschienen ist) nicht eigentlich Das, was man einen verbohrtten Doktrinär, einen verrannten Parteifanatiker heißen könnte. Als bei Capriolo's Militärvorlage Eugen Richter zur „unentwegten“ Opposition aufruft, weil einen Minister, selbst einen wohlgesinnten, zu stürzen, immer verdienstlich sei, löst er sich mit entschlossenem Schritt von der freilich längst widerwillig getragenen Gemeinschaft. Auch die gigantische Erscheinung Otto's von Bismarck hat in Barth einen unbefangenen Bewunderer, obwohl das zornige Stirnrunzeln des Großen ihn sein bremisches Staatsamt kostet. „Er ist der Einiger Deutschlands“, entgegnet er mit Nachdruck der behenden höfischen Legende und der Geschichtsklitterung von Karl Marxens seligen Erben. Und den preußischen Konflikt nennt er vorurtheillos eine historische Nothwendigkeit, weil ohne diesen Konflikt Bismarck seinen alten König, den innerlich dem ihm unheimlichen Thun Widerstrebenden, nie für die großen Ziele seiner auswärtigen Politik an sich zu fesseln vermocht hätte. Das ist bezeichnend für die keineswegs festgefrorene Sinnesart Barth's, dem auch sonst mancherlei Entwicklung durchzumachen beschieden ist. Er war in seinen jungen Jahren gegen den Gedanken der Reichseisenbahnen und die preußische Verstaatlichungaktion aufgetreten und mußte, ein eifriger Amerikafahrer, an dem Gang der Dinge in der Union erkennen, um wie viel höher das Staatsmonopol steht als das faktische Privatmonopol einzelner Kapitalistentrusts, die die Allgemeinheit zwingen, ihrem Eigennuz zu fronen. Er hatte als Dreißiger die sozialdemokratische Gedankenwelt ganz nach dem Schema der Männer vom Volkswirthschaftlichen Kongreß bekämpft und lachte später selbst der Thorheit, die sich die Köpfe zerbrach, um ausfindig zu machen, wie es im Zukunftstaate einmal aussehen würde. Er war bis über seines Lebens Mittagshöhe ein getreuer Bastiatschüler und schalt,



weil sie die angebliche natürliche Harmonie der Interessen störe, noch 1889 (in einem rechtschaffenen oberflächlichen Aufsatz) auf die „sozialistische Quacksalberei“ der Zwangsversicherung. Und hat hinterher doch mit dem jüngeren Liberalismus, zu dem er dem Alter nach zählte, einsehen gelernt, daß ein gewisses Maß sozialer Fürsorge dem Industriestaat schlechthin Lebensnothdurft ist. In Einem nur blieb er unbelehrbar, in dem auch der starre, in die abstrakte Idee verliebte Doktrinär bis ans Ende: in seiner Auffassung handelspolitischer Probleme. Als Barth ins öffentliche Leben trat, dominierten in der politischen Erörterung die Faucher, Prince-Smith, H. B. Oppenheim, Karl Braun, in der Beamtenschaft die Schule Rudolf Delbrücks. Die pflegten sich, wenn zur Begründung ihrer Anschauungen der Konsumentenstandpunkt und der Vortheil der internationalen Arbeitstheilung nicht ausreichten, damit zu brüsten, daß die gesammte wissenschaftliche Erkenntniß hinter ihnen stehe. Das war schon damals nicht richtig; denn bereits wirkten Adolf Wagner und Gustav Schmoller und seit 1872 hatte der fast nur aus Politikern und Publizisten bestehende Kongreß Deutscher Volkswirthe sein gelehrteres Gegenbild am Verein für Sozialpolitik gefunden. Dennoch fühlt Theodor Barth in einer Streitschrift, die er 1879 der „Entwicklungsgeschichte der heutigen reaktionären Wirthschaftspolitik“ widmet (einer temperamentvoll und anschaulich geschriebenen Schrift, die auch jetzt wohl noch zu lesen lohnt) sich ganz und gar als literarischen Vollstrecker strenger deutscher Wissenschaftlichkeit. Inzwischen ist die Wirthschaftslehre nun ja weiter fortgeschritten. Die Freihändler sind auf deutschen Rathedern nicht ganz ausgestorben; aber die Zahl der Schutzzöllner, mindestens der bedingten, hat sich vermehrt und aus dem Hinüber und Herüber und vor Allem aus der Betrachtung der historischen Abfolge in dem Verhalten der einzelnen Völker hat sich eine Art Vermittelungslehre herausgebildet, die man mit den Worten Schmollers bezeichnen könnte: „Wir sehen heute in Schutzzoll und Freihandel nicht mehr eine Prinzipienfrage, sondern nur wechselnde Mittel für die Handelspolitik; wir sehen im Schutzzoll nicht mehr ein sicheres Bereicherungsmittel, aber auch nicht mehr eine ganz unbefugte Einmischung in die harmonische Naturordnung der volks- und weltwirthschaftlichen Prozesse.“ Barth ward von diesem Wandel nicht berührt; ihm blieb der Freihandel eine Prinzipienfrage bis zur Todesstunde und noch seine letzten Klagen galten dem „protektionistischen Sumpf“ und der „intellektuellen und moralischen Perversität der Schutzzöllnerei“. An diesem fanatischen Freihändlerthum hat er sich auch verblutet.

Am Freihändlerthum. Aber nicht an ihm allein. Barth, ich sagte es vorhin, war von Haus aus kein Doktrinär im engherzigen Wortsinne. Zum Fortschrittsphilister war er zu gebildet; hatte er zu viel von der Welt gesehen; auch in seines Lebens Führung zu starke ästhetische Bedürfnisse. Er konnte in früheren Jahren manchmal recht herzlich über radikale Phantastereien und



revolutionäre Phrasen spotten. Mit Vorliebe citirte er Theodor Mommsens Wort: „Dem rechten Mann liegt das Ideal im Ziel, nicht in den Wegen.“ Und als Windthorst starb, schrieb er in seiner „Nation“ den hübschen, den Kern aller politisch-parlamentarischen Arbeit aufweisenden Satz: „Windthorst wußte, daß in der Politik Alles blattweise gegessen zu werden pflegt, wie bei der Artischocke.“ In seinen letzten Lebensjahren hat Barth das „blattweise“ Essen nicht mehr genügt. Da war er zum doktrinären Eiferer geworden, der ingrimmig gegen Alle zu Felde zog, die nicht gerade auf seinen Wegen waren. Die nicht von ihm sich überzeugen lassen mochten, daß, um ans Ziel zu kommen, man just seine Pfade einschlagen müsse. „Die Demokratisirung Deutschlands!“ Wer (man braucht sich nicht an die Babel zu klammern), der nicht gerade großagrarischen Schichten entstammt, wünscht sie im Grunde nicht auch? Wer fühlt nicht, daß dieses Volk der Händler und Industriellen, des von Jahr zu Jahr anschwellenden neuen Mittelstandes und der energisch vorwärtstrebenden Arbeiterschaft auf die Dauer unmöglich in Formen regirt werden kann, die auf dem ungeschriebenen Staatsgrundgesetz sich aufbauen, daß in Gesellschaft und Wirthschaft, in Verwaltung und hier und da selbst in der Justiz dem Großgrundbesitz und Allem, was ihm verflochten ist oder sonstwie mit ihm zusammenhängt, ein Praecipuum zu gewähren ist? Nur glaubten wir Anderen Barth nicht, daß zu solchem Ende das liebelehrende Umgirren der Sozialdemokratie der rechte Weg war. Für eine Verbrüderung mit ihr schien uns bei den nun einmal hüben und drüben vorhandenen Antipathien fürs Erste überhaupt keine Möglichkeit zu bestehen. Vor Barths Flammengruft hat ein Sozialdemokrat gesprochen; ein anderer hat ihm später in Berlin einen Nachruf gesendet. Ist Das ein Zeichen dafür, daß Barths Saat langsam aufzugehen beginnt, oder beweist es nur (worauf auch andere Beobachtungen deuten), daß die aus jugendlicher Schwarmgeisterie in die Sozialdemokratie verschlagenen Akademiker inmitten der klassenbewußten Unduldsamkeit zu frieren beginnt; daß sie, die die Industriearbeiterschaft nicht begreift und nicht begreifen will, sich hinaussehen in eine bürgerliche Demokratie? Ich weiß es nicht. Nur, daß Barth in seinen letzten Jahren einem Schemen, einem blutleeren Erzeugniß seiner überhitzten Phantasie nachgejagt ist. Es ging ihm wie Hebbels Meister Anton: auch er verstand die Welt nicht mehr. Nur trug er anders. Er trat in Zorn und Leidenschaft auf uns herum und fühlte nicht, wie er sich selbst dabei zertrat. Sein feines Talent, das für die grobe Agitation viel zu schade war, und sein Leben.

Dr. Richard Bahr.





## Die Frau.\*)

Das ewig Weibliche zieht uns hinan. Sie Alle kennen die Schlußworte des Faust und es wird Sie nicht wundern, daß sie mir in den Ohren klingen, wenn ich zu Ihnen über die Frauenfrage sprechen will. Ich weiß nicht, ob je eine Frau den Ernst dieses einen Satzes begriffen hat, der das Weib für das Handeln der Menschen verantwortlich macht. Ich glaube es nicht, glaube es so wenig, daß ich lange Zeit nicht verstanden habe, warum Goethes letztes Wort an die Frauen gerichtet war. Jetzt weiß ich, daß eine Wahrheit selbst dann gesagt werden muß, wenn sie ungehört verhallt, daß sie wie die Quelle ist, die hervorbricht aus der Erde, ohne zu fragen, ob irgendein Durstiger daraus trinkt. Ich weiß auch, daß es die tiefste Wahrheit ist, und scheue mich nicht, sie hier zu wiederholen: Die Frau trägt die Verantwortung für die Zukunft. Das ewig Weibliche zieht uns hinan.

Alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß. Ich kann Ihnen den Ort nicht mehr nennen, in dem ich es erlebte, vielleicht war es Rom oder Berlin oder London, irgendeine große Stadt jedenfalls, in der ich mitten unter fremden Menschen ging, unter rohen, hastenden Menschen, wie sie ihrer Arbeit nachgehen und mit verbissenem Born gegen den Zwang des Lebens durch die Straßen eilen. An diesem Tag fiel mir auf, daß all diese Leute an einer bestimmten Stelle ihre Gile mäßigten und, wenn sie dann weiterschritten, in ihren Gesichtern einen Ausdruck seltsamen Ernstes zeigten, als ob sie etwas Heiliges gesehen hätten. Als ich näher kam, sah ich unter dem Bogen einer Hochbahn (es muß doch wohl Berlin gewesen sein) in die Ecke geschmiegt eine Frau sitzen, die, unbekümmert um Alles rings umher, ihr Kind tränkte. Es war eine ganz gewöhnliche Frau. Niemand, der ihr begegnet wäre, hätte sie auch nur angesehen; und jetzt hemmte diese eine Frau den Strom der Großstadt und wehte Jedem, der sie sah, Tag und Stunde. Das Ereigniß ist mir Jahre hindurch nachgegangen und erst lange Zeit nachher begriff ich, daß ich und Alle, die es sahen, ein Gleichniß geschaut hatten, ein Symbol von Gottnatur. Das hatte uns über uns selbst erhoben. Erst dann lernte ich auch ein Wenig das Wesen der Frauen kennen, das mir so lange fremd geblieben war und das ich verehrte, ohne zu wissen, warum, der Frau, die ich nicht fassen kann wie den Mann, wenn er mir als starke, selbstbewußte und thätige Persön-

---

\*) Ein merkwürdiges Buch erscheint um die Julimitte bei G. Hirzel in Leipzig. Ein Buch, das manches Kopfschütteln bewirken, Viele (namentlich viele Frauen) grimmig ärgern, vielleicht auch Viele, mindestens einzelne Gruppen zu heller Begeisterung entflammen wird. Das Jeden aber, Feind und Freund, zu dem Geständniß drängen mußte: Hier ist Einer; eine Persönlichkeit, die Etwas zu sagen hat. Dr. Georg Grodded hat das Büchlein geschrieben; Nervenarzt, Schweningerschüler, Leiter eines Sanatoriums in Baden-Baden. Einer, der lange geschwiegen, hier und da nur zum Thema der Arztkunst gehörige Fragen erörtert hat und nun mit einem Glaubensbekenntniß ans Licht tritt. Der Titel: „Hin zu Gottnatur!“ Fünf Vorträge. Der letzte wird hier veröffentlicht. Doch darf nur urtheilen, wer alle fünf kennt. Und wer der Persönlichkeit nicht das Recht wehrt, die Welt aus eigenen Augen zu sehen. Harte Lehre findet Ihr hier; in Nießsches Wegspur den Versuch, giltige Werthe umzuwerthen. Die Kraft und der Reiz der Darstellung wird Jeden fesseln. Richten darf nur, wer ernstlich geprüft hat, ob diese männlichen Gedanken Eines, der Christ zu sein glaubt, bis ans letzte Ende gedacht sind.



lichkeit gegenübertritt, der Frau, die niemals eine Persönlichkeit ist. Niemals. Die Frau ist nie eine Persönlichkeit. Sie ist ein Gleichniß allen Geschehens, Gottnatur symbolisch gestaltet, etwas unnennbar Heiliges, das jedes Mannes Herz überwältigt, wie der Blick in den unendlichen Raum des Himmels. Keine Persönlichkeit, aber Gottnatur, ein Wesen, aus dem die Welt widerklingt in den Worten:

Und sofern Du Das nicht hast,  
Dieses Stirb und Werde,  
Bist Du nur ein trüber Gast  
Auf der schönen Erde.

Wir, die wir Männer sind, durchstürmen die Welt nach dieser Einsicht, suchen und kämpfen und ringen bis an des Lebens Ende, um dann endlich müde und alt vom Tode zu hören: „Ja, Du, Mensch, bist nichts als ein Stück der Welt, auch in Dir lebt Gottnatur, auch Du bist ewig, kein Ich, kein Gott der Erde, keine Persönlichkeit, aber Du bist mehr, denn Du bist ein Gleichniß; und alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß.“ Das ist das Ende eines langen Lebens, das Ziel des Lebens, ein ruhig ernstes Wort, eine tiefe Einsicht, gefolgt von Entsagung und doch beglückend. Und neben uns Kämpfern lebt ein Wesen dahin, das diesen Streit nicht kennt, dem in die Wiege gelegt ward, was uns vorschwebt, ein Wesen, ganz von den Kräften der Natur durchtränkt und belebt, immer und ohne Unterlaß geheiligt als Träger des höchsten Symbols, ein Gleichniß davon, wie das Leben vom Tode zehrt, ein Wesen, nicht in sich geschlossen, sondern Alles in sich fassend, Vergangenheit und Zukunft; ein Gleichniß alles Vergänglichen. Und sollten wir da nicht dieses Wesen lieben, sollten wir nicht die Frau lieben?

Aber freilich: diese Liebe sieht beim Mann ganz anders aus als beim Weibe; und deshalb ist das Sittengesetz des Mannes ein anderes als das der Frau. Der Inhalt des weiblichen Lebens ist die Liebe; und so ist ihre Moral eine Moral der Liebe, des gegenseitigen Verhältnisses von Mann und Weib, eine Gefühls-moral. Der Inhalt des männlichen Lebens ist das Handeln, seine Moral ist intellektuell, eine Verstandesmoral. Die Frau liebt die Persönlichkeit des einen Mannes, sie liebt diesen einen bestimmten Mann, sein Ich, seine Individualität; sie kann gar nicht anders: denn von dem Augenblick an, in dem sie sich ihm ergiebt, wird sie ein Theil von ihm, ein Geschöpf von ihm. Sie fällt ihm anheim, sie muß ihm treu sein, es ist ein Naturgesetz, und wenn sie es nicht ist, sündigt sie wider ihr eigenes Wesen, wider sich selbst. Die Treue der Frau ist keine Frage der Moral: sie ist ein physiologischer Zwang. Beim Mann aber ist die Treue eine freie That seines Willens; er muß sich selbst bezwingen, um treu zu sein; seine Treue ist in Wahrheit eine moralische Handlung, ein Zeugniß seiner Selbstbeherrschung und Kraft. Denn der Mann liebt in seiner Frau nicht die Persönlichkeit (wie sollte er, da nie eine Frau Persönlichkeit besaß noch je besitzen wird?); in seinem Weibe liebt er Gottnatur, sie ist ihm das Symbol des Alls, gewiß das Herrlichste, was er kennt, es ist Ehrfurcht in seiner Liebe, viel mehr als in der seines Weibes. Er weiß es vielleicht selbst nicht, aber doch ist die Frau, die er liebt, die höchste Idee seines Lebens, das Bild Dessen, was da war und sein wird, das Gleichniß Gottnatur's. Er ist nicht, wie die Frau, von seiner Liebe gezwungen, treu zu sein. Ihn zwingt nur die Idee, der er seinen Trieb opferte, opfern kann, wenn er will.

Aber es ist nicht immer bei ihm ein Zeichen moralischer Größe, wenn er treu ist. Je unbedeutender der Mann ist, je enger er denkt, um so eher kann er



treu sein; ja, vielen Männern ist es kaum eine Mühe. Je größer aber die Persönlichkeit des Mannes ist, je höher sein Geist und Wesen strebt, um so schwerer ist ihm die Treue, denn wie er dann mehr von sich verlangt, so verlangt er auch mehr von seinem Weibe, diesem vergänglichen Gleichniß von Gott und Welt. Nur unter drei Bedingungen kann er dann treu sein. Entweder er erkannte schon in jungen Jahren richtig und wahr, daß diese eine Frau, die er wählt, für ihn Gottnatur ist, — gewiß der seltenste Fall; denn wer hätte in der Zeit der Werbung Einsicht genug, um wie ein Weiser zu urtheilen? Der seltenste Fall, sicherlich, man könnte sagen: ein Glücksfall. Die zweite Möglichkeit ist die, daß er sich sagt: Ja, ich täuschte mich; die ich wählte, ist ein schwaches Gefäß Gottes, und wenn ich juchte, fände ich wohl ein anderes Weib, das mir mehr wäre. Warum aber sollte ich suchen? Diese erste Frau, die ich traf, lehrte mich Gottnatur schauen. Sie war einmal für mich das Gleichniß der Welt und ich habe sie mir zu eigen gemacht, dienstbar gemacht, sie ist in gewissem Sinn mein Werk. Jetzt sind meine Augen offen, und wo ich hinblide, sehe ich die ewige Welt, das Stirb und Werde. Ich sehe wohl hier eine Frau, die vollkommener das Bild des Gottes zeigt; warum aber sollte ich sie mir zu eigen machen? Was sie mich lehren kann, nehme ich von ihr, ohne sie zu berühren, ehrfürchtig und schonend, mit ruhiger Kraft meine Triebe beherrschend; denn Das kann ich, wenn ich will. Das ist der zweite Fall, der Fall der großen Männer, der wirklichen Männer, der Fall Goethes. Es giebt noch eine dritte Möglichkeit, daß ein bedeutender Mann, eine Persönlichkeit, die auch unter Männern selten sind, treu sein kann; eine überaus traurige Möglichkeit, die nur allzu häufig ist und an der diese Persönlichkeiten zu Grunde gehen. Das sind die Frebler an ihrem Besten, die aus eitel Eigensinn oder aus bigotter Frömmigkeit gegen das einmal gewählte Ideal mit vollem Bewußtsein die Augen vor Gottnatur schließen und, weil sie in der eigenen Frau nicht mehr Gottnatur zu schauen vermögen, auch keine andere mehr ansehen; die sich vor der Gewalt ihrer Triebe und der eigenen Schwäche fürchten. Sie haben weibliche Moral, keine männliche, Gefühlsmoral, aber keine des Intellectes. Das sind die Feigen, sind die Männer, die wider den Heiligen Geist lügen, durchaus keine moralischen Menschen, sondern schlechte Menschen, Lügner wider sich selbst. Diese drei Möglichkeiten giebt es für die Treue des Mannes, der Persönlichkeit hat. Die Menschen der Masse aber sind nur treu, weil es Moral ist, oder untreu, weil sie Gelegenheit dazu haben: Beide verächtliche Wichte. Wer aber Persönlichkeit hat und Kraft genug besitzt und hält die Treue doch nicht, Der möge es selbst verantworten; denn er allein kann beurtheilen, warum er sich selbst so schadet. Er allein hat das Recht und die Pflicht, über sich zu urtheilen, sich freizusprechen oder zu verdammen; denn er allein weiß, was ihn zum Treubruch trieb. Eine allgemeine Moral, die den Mann zum Sklaven der Treue machte, giebt es nicht und darf es nie geben. Das hieße, ein Gesetz, das die Natur dem Weibe gab, frevelhaft dem Mann vorschreiben, dem es seine innersten Kräfte lähmte.

Sie sehen: da stehe ich mitten in der Frauenfrage, mitten in dem wahnfinnigen Treiben unserer Zeit, die dem Manne Weibermoral beibringen will, die den Mann zum Weibe macht, mitten im Feminismus. Man fängt nun auch an, zu verstehen, was ich mit den Worten meinte, daß die Frauenfrage die entscheidende unserer Zeit ist. Gelingt es der Frauenbewegung, dem Manne den letzten Rest von Persönlichkeitgefühl zu rauben (er ist gering genug), dann ist es vorbei mit



aller Herrlichkeit und aller Zukunft. Denn auf dem Persönlichkeitsgefühl des Mannes ruht sein Pflichtgefühl, seine Thatkraft, seine Aufopferungsfähigkeit, seine Ehrfurcht vor der Idee. Und ohne diese Ehrfurcht vor der Idee, die in Wahrheit und allein alle Thaten des Mannes (mit anderen Worten: des Menschen) geschaffen hat und die des Mannes Zierde ist, geht Alles verloren, was erworben wurde. Alles Große und Schöne im Menschenleben ist Werk des Mannes, ist Werk der Persönlichkeit im Manne. Und Das wird immer so bleiben, denn nur ein Mensch, der Persönlichkeit hat, kann schaffend wirken; und die Frau hat keine Persönlichkeit.

Ich weiß, daß dieser Satz auf Widerspruch stoßen wird; muß ihn aber trotzdem festhalten. Er ist nicht etwa eine Ausgeburt meiner Phantasie, sondern ein Naturgesetz. Ich sagte es schon: die Frau steht Gottnatur näher als der Mann, oder, um es anders auszudrücken: sie ist viel enger an die Natur gefesselt, sie ist ein anders geartetes Werkzeug für andere Zwecke, nicht etwa ein schlechteres, aber eins, das für andere Dinge gebraucht wird und deshalb nicht so viel Bewegungsmöglichkeiten hat. Es ist wie mit Anderem auch. Ein Thier kann sich frei bewegen, es ist ungebundener als der Baum, der in der Erde wurzelt. Aber deshalb ist das Thier nicht werthvoller als der Baum. Mit einem Automobil kann ich durch die halbe Welt fahren, aber deshalb ist es nicht werthvoller als die Dampfmaschine, die fest im Elektrizitätswerk steht und Hunderte von Häusern mit Licht versieht. Der Streit darüber, ob Mann oder Weib höher organisiert seien, ist dumm. Sie sind nicht gegen einander abzusätzen, da sie verschiedenem Zweck dienen, und man kann ruhig sagen: Beide sind vollkommen. Der Zweck des Weibes aber, der Mutterberuf, kann nur erreicht werden, wenn die Frau in ihrer Bewegungsfreiheit gehemmt wird. Sollte sie schaffend nach außen Das leisten, was der Mann leistet, so würde die Ausbildung des Kindes dadurch geschädigt. Nun hat aber auch die Natur der Frau doch schon durch ihren Körper eine Fessel angelegt, die sie überall hindert. Die gesunde, normale Frau wird in regelmäßigen Zeiträumen von der Natur lahmgelegt und damit ihrer Kraft eine Grenze gesetzt, die von dem weiblichen Geschlecht nicht überschritten werden kann. Man überhört diese Mahnung der Natur jetzt in den Feministentreisen geflissentlich. Aber Das wird nicht helfen. An einem bestimmten Punkt wird und muß die Frauenbewegung stillstehen. Es handelt sich da gar nicht etwa um rein körperliche Zustände, obwohl die allein genügen, um die Leistungsfähigkeit der Frau zu vermindern. Die Frau, selbst die gesündeste (und die erst recht), ist in diesen Zeiten stets mehr oder weniger intellektuell unzurechnungsfähig. Ihr Wesen geräth dann mit unentrinnbarer Nothwendigkeit in einen vollständigen Aufruhr, der an die Zeit der Entwicklung vom Kind zum Mädchen erinnert, sie wird gewissermaßen jedesmal wieder ein Mädchen mit mädchenhaften Ideen, kommt unter den Druck einer Gewalt, von der sie beherrscht wird, statt sie zu beherrschen. Die Frau ist im allerhöchsten Grade abhängig von ihrem Frausein und niemals, niemals wird sie Das überwinden. Niemals wird sie deshalb auch nach außen leisten können, was der Mann leistet. Diesem Theil der Frauenfrage steht der Mann sehr ruhig gegenüber. Die Frau bleibt Dilettant im Schaffen. Sie ist zu anderen Dingen bestimmt.

Die Natur hat wunderbar gearbeitet, um die Frau vor einem Abwenden von ihrer Bestimmung zu bewahren, um sie von dem Thätigkeitsfelde des Mannes zurückzuhalten, ihr jede schöpferische Thätigkeit unmöglich zu machen. Nicht genug, daß sie das Weib schwächer schuf, nicht genug, daß sie die Frau mit wiederkehren-



der Regelmäßigkeit daran erinnert, daß sie im Dienst des Geschlechts steht, wie sie auch zum Wahrzeichen dieses Verfallenseins an die Geschlechtlichkeit der Frau die Brüste gab, die sie zu allen schweren Arbeiten unfähig machen, nicht genug damit: sie gestaltete den Charakter, das Wesen der Frau so, daß sie auch nicht im Stande ist, geistige Probleme zu lösen. Sie versagte ihr den Persönlichkeitstrieb des Mannes fast ganz, und was sie ihr davon gab, war nicht der Wunsch, Etwas zu leisten, sondern der, glücklich zu werden und glücklich zu machen, diese beiden Triebfedern weiblichen Handelns. Wie hoch eine Frau stehen mag, was sie auch erreichen mag: sie sieht die Dinge immer unter dem Gesichtspunkte des Glücks. Dieses unablässige Hindrängen nach dem Glück und Beglücken muß sie auch haben; es ist ihr mit voller Ueberlegung gegeben worden. Denn sonst wäre sie unfähig für ihren Mutterberuf, ja, sie wäre sogar unfähig, Mutter zu werden, da nur der Glückshunger die Frau veranlaßt, sich dem Mann hinzugeben und die Qualen des Gebärens auf sich zu nehmen. So sieht sie denn von vorn herein die Dinge falsch oder mindestens einseitig. Es kommt aber noch hinzu, daß die vorsichtige Natur, immer besorgt, den Hauptzweck auf tausendfache Weise herbeizuführen und jedes Ding in bestimmten Grenzen zu bestimmten Zwecken zu verwenden, das Wesen der Frau in die Schranken der nächsten Nähe körperlich und geistig gebannt hat. Wie der weibliche Körper nicht den Anstrengungen der gefährvollen Bewegung gewachsen ist, wie ihm wenigstens durch die Mahnung der Natur jede über Monate hinaus dauernde Bewegung unterbrochen wird, was ja allein schon genügt, um ihm die Gefahr des Entdeckens zu verbieten, so ist auch der weibliche Geist genau durch das selbe Mittel verhindert, große Entdeckungen zu machen, da ihm die fortgesetzte geistige Arbeit regelmäßig durch den Raptus der Periode unterbrochen wird. Der Frau ist es versagt, mit ihrem Geist in die Ferne zu schweifen, Jahrtausende zu umspannen, weltvergessen an tiefen, schweren Problemen zu arbeiten. Gottnatur hat sie an den Boden gefesselt, an ihren Mann, an ihr Kind, an ihre Geschlechtlichkeit. Wie ernst es Natur mit dem Beruf der Frau nimmt, zeigt sie zweimal mit beweisender Deutlichkeit: in den Entwicklungsjahren und in der Zeit des Ueberganges. Körper und Geist der Frau werden in beiden Zeiten völlig zerüttelt und in Aufruhr gebracht. Das sind Vorgänge, zu denen sich im Leben des Mannes gar keine Parallelen finden lassen. Die Natur will die Thätigkeit der Frau nicht, sie hat der Frauenbewegung Grenzen gesetzt: und deshalb kann der Mann ihr ruhig zusehen, ja, er kann und soll sie unterstützen.

Die Natur will die Thätigkeit der Frau nicht. Oder wird etwa nicht von dem Moment an, in dem die Frau empfangen hat, jede andere geistige Regung von der einen Gewißheit des wachsenden Kindes verschlungen? Die gescheiteste, gebildetste Frau, ja, selbst das Genie, wenn es ein solches unter Frauen gäbe, wird durch die Empfängniß gezwungen, ihre Arbeit zu lassen oder schlecht zu vollführen, mag es nun Studium oder Kunst sein oder irgend etwas Anderes, sie wird der freien Verfügung über ihre Geistes- und Körperkräfte beraubt, sie verdummt gewissermaßen für Alles, was Weltgeschehen ist, so weit es nicht ihr Kind betrifft. Und nun das Merkwürdige dabei: diese Frau wird auf einmal schön. Und wenn Schönsein die Harmonie der Eigenschaften mit dem Zweck ist, das Erfülltsein eines Zweckes, was doch wohl eine richtige Definition ist, dann ist dieses Schönwerden der Frau der deutliche Beweis dafür, daß das Wesen der Frau im Muttersein liegt und daß alles Andere nur ein Ersatz oder ein Schmuck ist. Die Frau ist das



Symbol von Gottnatur, das Symbol des ewig Schaffenden, das ohne Bewußtsein und ohne Absicht, ohne alle menschlichen Schwächen und Zuthaten Reines wirkt und die Zukunft gestaltet. Sie waltet wie die Sonne oder die Erde, weit über den Schranken menschlichen Verständigseins, sie waltet eines Amtes, das nicht mit menschlichem Maß gemessen werden kann. Und um ihr diese Erhabenheit über Menschenwitz und Menschenurtheil zu geben, verkürzte ihr der Gott das Kennzeichen des Menschseins, die Größe und die Kleinheit des Menschseins, die Persönlichkeit mit all ihren Leistungen und Fesseln. Denn die Frau ist keine Persönlichkeit.

Vom Mädchen wird man mir Das ohne Weiteres zugeben. Bei der Frau aber waltet ein eigenthümliches Gesetz, das man freilich nicht anerkennen will, das aber deshalb nicht minder gilt. Das Wesen des Weibes wird durch den Verkehr mit dem Mann umgestaltet. Die Frau empfängt nicht nur das Kind, sondern durch die Empfängniß wird ihre ganze Existenz, Körper und Geist, verändert, von dem Wesen des Mannes durchtränkt, sie wird dem Manne ähnlich, ja, man kann sagen, sie wird ein Stück, ein Glied des Mannes. Von dem ersten Kind an ist die Frau nicht mehr Das, was sie früher war, sondern sie ist eine Mischung aus Mädchen und Mann. Das ist eine wissenschaftlich festbegründete und unumstößliche Thatsache. Daher die äußere Ähnlichkeit der Ehepaare, daher die unerschütterliche Liebe des Weibes zu ihrem Mann, die Alles überlebt. Daher aber auch die unbestreitbare Giltigkeit des Satzes: Die Frau sei unterthan dem Manne. Unbestreitbar, wenn auch mit Heftigkeit bestritten. An diesem Verhältniß der Unterthänigkeit wird die Frauenbewegung auch nie Etwas ändern. Der Mann dient der Welt, die Frau aber dient dem Manne; und dienen lerne das Weib bei Zeiten: Das ist aller Frauenweisheit Anfang und Ende. Der Mann ist und bleibt der Herr des Weibes, sie wird immer ihm gehorchen, sie kann nicht anders, genau so, wie die Hand dem Gehirn gehorcht. Und wie es ein Zeichen schwerer Erkrankung ist, wenn die Hand dem Willen nicht mehr unterthan ist, so ist es ein Zeichen schwerer Erkrankung, wenn die Frau sich emanzipirt. Erreichen wird sie damit nichts. Denn die sogenannte Befreiung der Frau ist nicht etwa ein Beweis für die Kraft, sondern nur ein Beweis für die Schwäche des Mannes, für seine Degeneration oder zum Mindesten seine Krankheit. Früher oder später geräth die Frau doch wieder in Abhängigkeit und das einzige Resultat dieser merkwürdigen Bewegung, die auf der Degeneration des Mannes beruht, wird sein, daß der zukünftige Herr des Weibes weniger werth ist als der, den sie jetzt bekämpft, daß sie diesem zukünftigen Herrn gehorchen muß, obwohl sie ihn verachten wird, während sie ihm früher in Ehrfurcht unterthan war.

Denn hier liegt der Ernst der Frauenfrage: nur in Dem, wie die Frau die Zukunft gestaltet, wie sie ihres Amtes als Mutter waltet; nicht in dem Wahlrecht oder der Studienfreiheit oder der Verfügung über das Vermögen. Die Frau trägt die Verantwortung für die Zukunft, eine schwere Verantwortung, an die man sie täglich und stündlich erinnern sollte; mit Güte und Härte, unermüdlich. Ihr seid verantwortlich, Ihr habt kein Recht, aber Ihr habt eine Pflicht, die erdrückend schwer ist. Das, was man so im Allgemeinen Frauenfrage nennt, ist eine Spielerei, ein weibliches Vergnügen, an dem sich der Mann erfreut und das er im rechten Moment zu benutzen wissen wird. Denn an sich ist gar nichts dagegen einzuwenden, daß die Frau im täglichen Leben mitarbeitet. Warum sollten ihre Kräfte brach liegen? Aber was sie arbeiten und leisten wird, wissenschaftlich, künstlerisch, im



Berufsleben oder in der Forschung, wird immer nur im Dienst des Mannes geleistet werden; er wird die Früchte der fleißigen Arbeit sammeln und aus den Steinen, die die Frau herbeischleppt, den Bau seiner Kunst, seiner Religionen, seiner Welt aufführen. Sie wird auch als studirte, gebildete Frau, nur in anderer Form, das Selbe sein, was sie dem alten Deutschen war, was sie immer und immer war und sein muß: die Magd, die die grobe Arbeit vollführt. Wenn sie danach geküßt, sie, das Symbol von Gottnatur, mag sie es thun. Sie hilft dann wenigstens wieder, während sie im letzten Jahrhundert nur ein Hinderniß der Kultur war. Die Frauenfrage ist in diesem Sinn überhaupt eine Männerfrage; und die Männer sollten die Entwicklung der Frau so viel wie möglich befördern, da sie sich dadurch ihr bestes Werkzeug vervollkommen. Ihr bestes Werkzeug. Denn die Frau besitzt nicht nur eine viel höhere Kraft der Intuition als der Mann, sie weiß nicht nur viel rascher eine Situation, einen Werth zu fassen, einen Gedanken zu begreifen: sie ist vor Allem die große Anregerin alles Dessen, was der Mann schafft, sie, die Gottnatur ist, sie, die alle Kräfte im Mann entfesselt und wiederum in einem Sinne Herrin und Ziel des Mannes ist. Es giebt Ziele für die Frau, die kein Mann erreichen kann. Aber sie weiß davon noch nichts. Und doch muß sie danach streben, wenn nicht Alles zu Grunde gehen soll. Denn die Frau trägt die Verantwortung für die Zukunft. Zum Bauen der Gegenwart, zum Schaffen aber ist die Frau unfähig. Ihr fehlt die Persönlichkeit.

Die Frau ist keine Persönlichkeit. Sehr bezeichnend drückte Das einer meiner Kranken aus, der in einer melancholischen Stimmung den Wunsch äußerte, so lange zu leben, bis er seinen Enkel kenne. „Und was für eine Schwiegertochter Ihnen Ihr Sohn zuführen wird, dafür interessieren Sie sich nicht?“ fragte man ihn, „Nein, die Schwiegertochter ist eine vorübergehende Erscheinung.“ Da liegt ein tiefer Sinn verborgen. Da stehen wir dem Werthmesser gegenüber, der über Güte oder Schlechtigkeit der Frau entscheidet. Aus ihr selbst kann man ihren Werth oder Unwerth nicht erkennen, denn sie ist nur eine vorübergehende Erscheinung. Ihren Werth zeigen die Kinder. Des Mannes Werth zeigt seine That, denn er ist eine von Gottnatur abgewandte Person, die sich von Gottnatur abwenden muß: er hat den Trieb dazu. Der Frau Werth zeigt ihre Frucht, genau so, wie der Baum an seiner Frucht erkannt wird; denn sie ist nah bei Gottnatur, so nah wie der Baum, sie ist hingewandt zu dem **AA**, eine vorübergehende Erscheinung, keine Persönlichkeit, kein Wesen, das Werthe schafft oder die Welt umändert, wenigstens nicht aus eigener Kraft. Aber sie hat Werkzeuge, durch die sie Einfluß üben kann, und es liegt in ihrer Macht, diese Werkzeuge so oder so zu gebrauchen, sie so oder so zu bilden: Das ist der Mann, dem sie gehört, und sind ihre Kinder, denen sie gehört. Die Frau ist in viel engerem Sinn eine Naturgewalt als der Mann. Sie wirkt ähnlich wie die Sonne, die durch ihr Dasein schafft, durch ihr Leuchten und Leben, sie wirkt absichtlos, sie ist wie der Wald, dessen Zauber dem Menschen ein bestimmtes Gepräge giebt. Wie das Gebirge den Bergbewohner so gestaltet und die Ebene den Menschen des Thals anders und das Meer wieder einen anderen Menschen, so wirkt die Frau. Sie ist nah an Gottnatur: daher stammt ihre dämonische Kraft, das blizardartige Aufleuchten von Geisteslicht, das man nie bei dem Manne findet, das künstlerische Wesen der Frau, das Wesen der Muse, das Wesen, ein Ziel zu sein. Darin liegt aber auch ihre Verantwortung, ihre Pflicht. Sie darf sich nicht von Gottnatur abwenden. Sie zerstört damit die Zukunft.



Wie steht nun die Frau dieser Verantwortung gegenüber, wie erfüllt sie ihre Pflicht, wie sorgt sie für die Zukunft? Das ist die Frauenfrage. Das allein. Die Frauenfrage ist eine Frage der Pflicht, nicht die eines Rechtes. Rechte! Kein Mensch hat Rechte; am Wenigsten die Frau. Denn sie hat nichts gethan für den Menschen, sie kann gar nichts für den Menschen thun, es widerspricht der Natur. Sie hat nicht die Wälder gerodet und nicht die Thiere vertilgt, sie hat kein Haus gebaut und kein Lied erdacht, sie ist ganz unbetheiligt an der Eroberung der Welt durch den Menschen. Sie ist aber die Einzige, die den Menschen der Welt erobern kann: und Das ist ihre Pflicht. Es giebt kein Frauenrecht; nur eine Frauenpflicht.

Und nun, noch einmal, wie steht die Frau zu dieser Pflicht? Bisher noch gar nicht; denn sie kennt sie noch nicht einmal. Und es fragt sich, ob sie diese Pflicht begreift, wenn man sie ihr zeigt. Denn die Frau ist ein wunderlich Wesen; leicht verletzt und schwer versöhnt. Sie ist wie das Wasser, in dessen reinem Spiegel sich das Bild klar zeigt, so lange das Wasser ruht. Trifft aber ein Schlag die Tiefe des Wassers oder die Seele des Weibes, so verzerrt sich das Bild in den Wellen oder in Haß und Leidenschaft. Möge der Spiegel klar bleiben! Denn ich habe harte Dinge zu sagen.

Zunächst also das Schuldkonto der Männer; denn, um Das gleich vorwegzunehmen, nicht die Frauen haben die unhaltbaren Zustände geschaffen, hinter denen das Verderben der Nationen lauert, sondern die Männer. Aber herausführen aus diesen Zuständen können wiederum nicht die Männer, sondern nur die Frauen. Es handelt sich um die Entscheidung, ob wir in Wahrheit den Weg zu Gottnatur betreten werden, und diese Entscheidung kann nur die Frau treffen, die dem Wesen der Welt näher steht, die das Stirb und Werde in sich trägt.

Jeder Mensch weiß es, und wer es noch nicht weiß, wird es in kurzem erfahren, daß der Mann das weibliche Geschlecht Jahrhunderte lang unterdrückt hat, daß er es als sein Spielzeug und sein Arbeitsthier betrachtet, es aber mit vollem Bewußtsein jeder Möglichkeit beraubt hat, in dem Durcheilen menschlicher Entwicklungsstadien Schritt zu halten. Man hat der Frau alles Wissen und Denken ferngehalten, man hat sie künstlich zur Puppe abgerichtet und ihr die „holde Weiblichkeit“ angezückt, eine alberne Badfischnaivetät, die noch genug Männer als das Wünschenswerthe an einer Frau betrachten. Das ändert sich ja jetzt, nicht durch die Männer (sie taugen als Männer durch die Bank nichts mehr, sind nur noch tüchtig als Berufsleute), sondern durch die Kraft der Frauen. Gewiß eine bedeutende Leistung, ein Streben, das die Billigung jedes Mannes haben wird. Aber Das ist nicht der Kernpunkt der Sache; und mit Mädchengymnasien, Wahlrechtsagitation und Vereinen für die sittliche Hebung der Männer (darauf kommt es ja hinaus) wird man an diesen Kernpunkt überhaupt nicht herankommen. Das, was den Frauen fehlt, ist das Pflichtbewußtsein. Es ist ihnen von den Männern genommen worden, langsam und gründlich; und jetzt, es muß gesagt werden, jetzt sind die Frauen pflichtvergessen. Ich weiß, daß dieser Satz Entrüstung hervorrufen wird. Wenn Sie mich aber geduldig anhören, wird an die Stelle der Empörung doch vielleicht Nachdenklichkeit treten; ja, ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß Sie mir im tiefsten Innern Recht geben. Und dann verzichte ich gern auf den lauten Beifall.

Ich sagte Ihnen schon, daß das Persönlichkeitsgefühl des Menschen, sein Selbstbewußtsein, gesunken ist, sein Stolz, für sich zu stehen und aus sich heraus



Großes zu leisten. Dabei ist die Erkenntniß von Gottnatur noch nicht Gemeingut geworden, ja, selbst die Wenigen, die Etwas davon ahnen, haben noch nicht vermocht, auch nicht versucht, ihr Leben mit dieser Erkenntniß in Einklang zu bringen. Die Harmonie des Menschen mit dem Weltall ist noch nicht erreicht. Statt Dessen hat man sich den Begriff der Menschheit konstruirt, dem man den Einzelnen als dienendes Glied einreihet, dem gegenüber der Einzelne Verpflichtungen hat. Diese Menschheit ist gewissermaßen an die Stelle des persönlichen Gottes getreten; sie zu fördern, ihr zu helfen, ist die höchste Aufgabe geworden. Und es läßt sich nicht leugnen, daß in gewissem Sinne die Religion der Nächstenliebe jetzt Wahrheit geworden ist. Dabei hat man nun (ausgehend von der Göttlichkeit dieses Begriffes Menschheit) dem neuen Gott Rechte beigelegt, die berühmten Menschenrechte, die bald diesen, bald jenen Namen tragen: Recht auf Arbeit, Recht auf freie Entwicklung, Recht auf Ernährung und so weiter. Alle unsere sozialen Institutionen sind darauf aufgebaut und unser ganzes modernes Denken und Handeln ist von dem Gesetz der Nächstenliebe, von der Frömmigkeit gegen den neuen Gott Menschheit durchtränkt. Seltsamer Weise und in einem Widerspruch, der die Verwirrung der Begriffe recht deutlich kennzeichnet, der aber aus dem Wesen des Menschen erklärlich ist, ist nun mitten in der Zeit, in der das Persönlichkeitsgefühl sich minderte, in der die Persönlichkeiten verkümmerten, ein Gerede aufgetommen von der freien Persönlichkeit, von dem Sichausleben, von dem Recht auf Persönlichkeit, — oder wie es sonst genannt werden mag. Und an dieses Gerede glaubt man. Auch die Frau glaubt daran, ja, ihr besonders hat man es eingeredet und sie hat sich nun mit ihrer lebhaften Phantasie die Sache ausgemalt. Recht auf Persönlichkeit: damit konnte sie nichts anfangen. Sie hat ja keine Persönlichkeit, ist eine vorübergehende Erscheinung, ein Stück Mann und eine Mutter, ein Symbol. Für die Frau ist der Ausdruck Persönlichkeit eine unverständliche Phrase. Um sie ihrem Verständniß nah zu bringen, mußte sie Etwas hinzufügen. Das war das Wort Glück. So daß es nun lautet: das Recht auf Glück der Persönlichkeit. Natürlich hat man Das nicht ausdrücklich so formulirt; aber im Stillen ist es geschehen, denn die Frau kann sich unter dem Ziel einer Persönlichkeit gar nichts Anderes vorstellen als das Glück und das Beglücken. Sich ausleben, eine Persönlichkeit sein, ist für sie ein Wort, das seltsame Begriffe in ihr weckt. Das Sichausleben der Frau war ja einmal Mode, ist es in gewissen Kreisen noch und Jeder weiß aus Erfahrung, was für Früchte diese Lebensanschauung zeitigt. Die Ueberweiber zeigen aber nur das Uebermaß. Frei ist keine Frau mehr von dem Gedanken, sie habe ein Recht auf Persönlichkeit. Das heißt: auf Glück. Und hier beginnt nun Das, was ich die Pflichtvergessenheit, die Gewissenlosigkeit der Frau nenne.

Glücklich werden und glücklich machen: Das sind die Grundtriebe der Frau. Sie müssen da sein; die Zwecke, die die Natur mit diesem Geschenk an die Frau verfolgt, sind klar erkennbar. Wenn überhaupt ein Naturgesetz bewiesen ist, so ist es das von der Erhaltung der Art, daß die Natur alle Kräfte aufwendet, um die Fortpflanzung zu sichern. Das Mittel bei den Menschen ist der Glückshunger der Frau. Er treibt sie immer wieder in die Arme des Mannes, und so oft auch die Illusion vom Glück vernichtet wird (es ist eine Illusion), so oft wacht sie wieder auf. Es würde kein Kind mehr geboren werden, wenn dieser unersättliche Glückshunger nicht in das tiefste Wesen der Frau eingepflanzt wäre. Der Naturtrieb darf nicht noch künstlich genährt werden; sollen durch ihn nicht alle anderen Re-



gungen überwuchert und erdrückt werden, so muß man ihn hintanhalten, ja, wo es noththut, beschneiden. Ein Schaden kann damit nie angerichtet werden. Die Kraft des Triebes ist so groß, daß er selbst die größten Hindernisse überwindet. Bis in die letzte Zeit nun ist dieser Glückshunger, dieser Naturtrieb der Frau, durch die eigenthümliche Stellung des Weibes und durch seine Erziehung in den richtigen Schranken gehalten worden. Seit der Mann jedoch sein Selbstvertrauen verloren hat, seit er keine Persönlichkeit mehr ist, aber auch nicht in Harmonie mit dem Weltall lebt, seit er es nicht mehr wagt, die Frau in Unterthänigkeit und Gehorsam zu halten, weil er sich einbildet, sie habe ein Menschenrecht, seit er die Frau überhaupt nicht mehr beherrschen kann, weil er zu schwach geworden ist (denn so liegen die Sachen jetzt), seitdem ist der Glückstrieb der Frau üppig emporgeschossen und hat ihr natürliches Gewissen erstickt, mindestens abgestumpft, aber ich fürchte: erstickt. Sie werden mir Das vielleicht bestreiten; aber überlegen Sie sich doch die Sache. Das Wichtigste im Leben der Frau ist die Ehe. Das werden Sie mir zugeben. Es ist nicht nur in ihrer eigenen Idee das Wichtigste, es ist auch für die waltende Natur das Wichtigste, da die Ehe das Mittel zum Zweck der Frau ist. Nun überlegen Sie sich, bitte, aus welchem Gesichtspunkte die Frau die Ehe ansieht. Sie denkt dabei zuerst: Werde ich mit diesem Manne glücklich oder kann ich ihn wenigstens glücklich machen, wenn ich selbst verzichten muß? So denkt das Mädchen bei der Werbung, so denkt die Mutter, wenn sie ihr Kind hingeben soll. Das ist doch einfach ein Verbrechen. Ist denn das Glück das Ziel der Ehe? Ganz gewiß nicht. Das hieße sehr niedrig von diesem Sakrament denken. Sie hören, ich nenne es Sakrament, obwohl ich Protestant im schroffsten Sinn des Wortes bin. Jahrtausende haben nicht so von der Ehe gedacht, der echte Mann denkt auch heute noch nicht so niedrig; und gar die Natur! Was geht die das Glück der Frau an, überhaupt des Menschen! Der Natur steht der Stein oder der Bach so nah wie der Mensch. Beide sind ihr ein Werkzeug; und das Glückseligsein ist ihr auch nur ein Mittel zu ihrem unerforschlichen Zwecke. Für Den, der Gottnatur kennt, hat die Ehe nur einen Sinn, den Sinn, den Nietzsche hineinlegt in seinen Worten über den Worten der Ehe, den Sinn, daß das Kind wohl gerathe, daß es hinauswache über die Eltern. Das ist Gottnatur. Wie aber, wenn die Frau, dieses Symbol Gottnatur's, diese Mutter, deren Namen man nur in Ehrfurcht nennt, dieses Vorbild für die Mutter Erde, für die Mutter Sonne, für die Mutter Natur, für die Mutter Gottes, wenn diese Mutter nach dem Glück ausschaut, statt ihres Amtes zu walten? Wenn sie sich dem Manne hingiebt, der ihr gefällt, ganz gleich, ob er krank ist, ganz gleich, ob er seiner Klasse nach zu ihr paßt, ob er ein Norddeutscher ist oder ein Süddeutscher, ein Graf oder ein Pfarrer, ein Italiener oder ein Germane, wenn sie ihn nur liebt?

Die Liebe eines jungen Mädchens! Der erfahrene Mann lacht, wenn er Das hört. Also die Liebe eines jungen Mädchens, der blinde, maßlose Trieb, ist zum Richter der Zukunft geworden. Von diesem Trieb eines dummen Gänschens hängt die Welt ab. Recht auf Liebe? Jede Frau darf ihrer Liebe folgen? Nur aus Liebe darf man heirathen, sonst wird die Frau entwürdigt, sonst wird die Ehe Prostitution? Nun wahrhaftig, mich ekelst, wenn ich diese sinnlosen Phrasen höre, diese verruchten Phrasen. Das Recht, aus Liebe zu heirathen, gebührt nur den Größten unter den Menschen, den Wenigen, die Gottnatur kennen, denen wirklich ein Weib begegnet, das ihnen Gottnatur ist; bei allen anderen ist dieses Recht ein



Unrecht. Vor Allem aber geführt es nur dem Manne, denn nur der Mann kann unpersönlich lieben, kann in dem Weibe Gottnatur verehren; die Frau aber liebt die Persönlichkeit. Und diese Liebe ist eine sehr menschliche. Glauben Sie mir: hier haben Sie die Frauenfrage vor sich, hier haben Sie das Richteramt der Frau, die Verantwortlichkeit der Frau. Und ich wiederhole: es ist pflichtvergessen, es ist gewissenlos, es ist ein Abwenden von Gottnatur, die Zukunft der Welt von den Empfindungen eines Mädchens abhängig zu machen. Noch dazu unserer jungen Mädchen, deren Erziehung die schlechteste ist, die überhaupt denkbar ist, deren Erziehung (und auch dafür mache ich die Frauen verantwortlich) nichts Anderes ist als ein wahnsinniges Hochziehen des Glückstriebes.

Die Liebe eines Mädchens! Man soll sich doch nichts weismachen lassen. Eine solche Liebe existirt gar nicht. Es ist einfach eine Lüge. Die Liebe des Weibes beginnt erst mit der Ehe; erst wenn sie Eigenthum des Mannes geworden ist, kann eine Frau lieben; bis dahin ist es ein eben so niederer Trieb wie der Hunger oder der Durst. Wenn sie aber erst Eigenthum des Mannes wurde, dann muß sie ihn lieben; sie kann gar nicht anders. Die Liebe kommt dann von selbst. Die Natur ist keine Stümperin. Sie hat gute Arbeit gethan und erzwingt die Liebe der Frau durch die Ehe, denn durch die Empfängniß wird die Frau ein Stück des Mannes, sie liebt ihn dann, weil sie sich liebt. Sie ist er geworden, ihr Körper sein Körper, ihr Geist sein Geist. Das ist der Sinn des Wortes: Ihr sollt sein ein Fleisch und ein Blut. Das allein.

Sie werden mir gewiß nicht Recht geben, aber ich wiederhole es trotzdem: die Frau trägt die Verantwortung für die Zukunft und sie handelt pflichtvergessen. Die Schuld daran, daß die edelste Rasse der Welt, die einzig edle, elend zu Grunde geht, tragen die Frauen. Das ist meine Antwort auf die Frauenfrage. Oder wenn Sie es in anderer Form vorziehen: die moderne Frau ist noch nicht im Stande, sich selbst zu regiren, sondern sie läßt sich von ihrem Glückstrieb regiren. Sie hat kein Pflichtbewußtsein. Und dieser Mangel an Pflichtbewußtsein erklärt auch eine andere Thatsache, die bei der Erörterung der Frauenfrage immer als wichtiges Argument ins Feld geführt wird: die große Zahl der ledigen Frauen. Die Frau hat die Pflicht, zu heirathen, sie muß mit allen Mitteln versuchen, einen Mann zu gewinnen, mit allen Mitteln, die Frauenlist jemals erfunden und erdacht hat; denn nur als Gefährtin des Mannes, als Mutter, löst sie ihre erste natürliche Aufgabe. Das ist das Erste, was man von einem jungen Mädchen verlangen muß, daß sie sich mit hellen, klaren, nicht von der Verliebtheit geblendeten Augen umsieht nach ihrem Herrn, der sie zum Menschen machen kann. Das sollte das Ziel weiblicher Erziehung sein. Die dann hoch genug von sich selbst denkt, um allein durch die Welt zu gehen, soll wenigstens wissen, daß sie diese Welt um ihre Zukunft beraubt, daß sie schuld daran ist, wenn ein ganzes Geschlecht, das in ihr ruht, nicht zum Blühen kommt, daß sie Leben erstickt. Und wenn sie dann noch die Kühnheit hat, aus Rücksicht auf ihr Glück (es giebt ja auch andere Rücksichten, ehelos zu bleiben, die ich voll anerkenne und ehre), wenn sie aber aus Rücksicht auf ihr Glück ledig bleibt, so soll sie es nur thun. Denn ein solches Mädchen verdient nicht, Kinder zu haben. Sie ist unwürdig, der Zukunft zu walten.

Das ist der Glückshunger der Frau, die große Gefahr, die die Rasse verdirbt, die slavisches und romanisches Blut mit dem unseren vermischt hat und die



jetzt gar Japanern, Chinesen, Negern europäisches Blut preisgiebt, in Indien, in Amerika, in Afrika. Diese Gefahr läßt kaum noch Hoffnung für die Zukunft.

Der zweite Grundtrieb weiblichen Wesens, allem Hilfslosen zu helfen, alles Schwache zu unterstützen und es emporzuheben, glücklich zu machen, verdoppelt die Gefahr. Auch dieser Trieb ist tief in das Wesen der Frau eingepflanzt, muß in ihr walten, denn in ihm wurzelt die Mutterliebe, dieses größte aller Wunder, das allein das Fortbestehen der Menschen ermöglicht. Auch dieser Trieb ist zu üppig gewuchert, auch in ihm zeigt sich, daß die Frau ihre Pflicht nicht kennt. Man kann verzeihen, wenn eine Mutter ihr schwaches Kind mit aller Sorgfalt hochzieht, man kann selbst Das verstehen, wenn sie auch noch das idiotische Kind am Leben erhält. Daß sie aber in thörichter Prahlerei ihre milde Pflgeethätigkeit bei Siechen und Krüppeln, bei Trunksüchtigen und Epileptikern rühmt, daß sie die Verrücktheit der Zeit, die alles Schlechte am Leben zu erhalten sucht, unterstützt und vorangeht bei Allem, was die Zukunft der Rasse schädigt, ist nicht minder verwerflich als ihr lässiges Verfahren in der Eheschließung. Auch da zeigt sie, daß sie sich nicht beherrschen kann, daß sie sich von ihren Trieben beherrschen läßt, daß sie einen Herrn braucht, der sie in Gottnatur festhält.

Was also soll die Frau thun? Auch darauf gibt es eine Antwort. Sie soll sich den Herrn erziehen, dem sie mit Ehren und in Ehrfurcht dienen kann. Leider steht diese Antwort im Widerspruch mit dem Strom der Zeit. Das lebende Geschlecht ist weitab von Kultur und Harmonie mit Gottnatur. Vom Mann läßt sich schon gar nicht reden. Ich sagte es Ihnen: er ist ein Berufsflabe geworden und zu drei Vierteln Weib. Alle Ideale der Zeit sind weibliche Ideale, Ideale des Beglückens, des Friedens auf Erden, gewiß keine Ziele, die die Kraft des Mannes üben. So ist ihm denn auch die Herrschaft verloren gegangen. Und die Frau? Auch sie ist, eine Glückssucherin, nicht im Stande, zu Gottnatur zu führen. Aber sie hält das Mittel in Händen, mit dem sie die Zukunft gestalten kann: die Erziehung der Kinder. Langsam und unmerklich ist der Einfluß des Vaters gesunken, und wo man auch hinblickt: überall ist es die Mutter, die erzieht. Ich will Sie nicht nochmals dadurch kränken, daß ich die Sünden dieser Erziehung ans Licht bringe. Ziehen Sie die Schlußfolgerungen selbst aus Dem, was die Erziehung thun muß und was sie thut. Nur der Mann kann die Welt umgestalten, nur er hat die Kraft der Persönlichkeit, um menschlich Großes und Bleibendes zu leisten, nur er ist Schöpfer der Kultur. So ist denn die erste Sorge die Erziehung des Knaben zum Mann. Das heißt zum Kampf, zur Gefahr, zur That. Der Knabe gehört nicht in die Kinderstube, er gehört auf die Straße, ins Menschenleben hinein von frühesten Kindheit an. Er gehört auch nicht in die Schule, sondern in die Natur, in den Verkehr mit den elementaren Kräften, in die Freundschaft und Feindschaft mit seinen Brüdern in Baum und Fels, in Meer und Sonne, in Thier und Himmel. Man erlöse ihn endlich von dem blöden Gedächtnißkram, man gebe ihm Aufgaben des Handelns, des Schaffens, man mache ihn hart gegen sich und gegen die Welt, man zeige ihm, daß er wie die Natur ist und daß der Natur die Nächstenliebe fernliegt, daß sie hart ist und unbarmherzig ihr Ziel verfolgt. Man lehre ihn die Gefahr lieben, man lehre ihn, daß sie ein Spiel ist, daß sie das Höchste in der Welt ist. Man lehre ihn gehorchen, damit er befehlen kann, denn er ist der geborene Herr unter den Menschen. Man lehre ihn sich selbst beherrschen. Die große Entsaung, deren er fähig ist, unterdrücke man nicht, man



lasse seinen Launen freien Spielraum; aber man helfe ihm nicht, wenn er unterzugehen scheint. Arzt, hilf Dir selber: Das ist der Leitspruch des männlichen Lebens, der Leitspruch der Erziehung. Man rode unbarmherzig jede Sentimentalität aus; das gesunde Gefühl bleibt doch bestehen. Man lehre ihn von frühester Kindheit an Ehrfurcht vor Gottnatur und vor dessen Symbol, dem Weibe, man lehre ihn, daß er nicht blind ein Weib nehmen darf, wo es ihn lockt, daß er der Gründer eines Geschlechtes ist, daß er stark an Leib und Seele sein muß, um Kinder zeugen zu dürfen, daß es seine erste und heiligste Pflicht ist, eine Ehe zu schließen, nicht im Himmel, sondern auf Erden, mit dem Bewußtsein der Verantwortung, daß er aber lieber auf jede Liebe verzichten soll, wenn er nicht stark an Leib und Seele ist. Beschränkt die Kinderzahl. Das ist ganz gut. Was sollen die vielen Menschen? Aber das Kind, das geboren wird, soll gut sein. Der Knabe soll los von dem Gängelbände der Mutter. Die Mutter soll ihn zum zukünftigen Herrn des Weibes erziehen. Sie soll ihm alle weiblichen Ideale verächtlich machen. Sie soll ihn lehren, das Glück zu verachten. Sie soll ihn lehren, daß er Pflichten hat und nicht Rechte, daß er ein Werkzeug ist in der Hand Gottnatur. Sie soll ihn lehren, im Theil das Ganze zu schauen, seine Selbstsucht zu bändigen, ihn an die Erde fesseln, ihm zeigen: Du bist nicht mehr als das Weib, aber Du bist anders. Du bist nicht mehr als der Baum, aber Du bist anders. Du bist nicht edler als ein Wesen neben Dir, aber Du bist anders. Deine Gefahr ist nicht größer als die des Vogels in der Luft und Dein Leben ist nicht mehr werth. Verachte es. Strebe nicht nach Glück. Du bist keine Frau. Dir sei das Glück fern. Verkehre mit Gottnatur. Lerne ihn verstehen. Achte in Dir selbst Gottnatur. Habe Ehrfurcht vor dem Weibe; sie ist auch Gottnatur. Habe Ehrfurcht vor jedem Ding, das da ist, und vor dem Ganzen, lerne bewundern und staunen; und vor Allem lerne handeln. Du trägst die Verantwortung für Alles, was geschieht.

Wo aber sind nun die Mütter, die ihren Sohn hinaus in die Gefahr schicken? Die sich freuen an seiner Kühnheit und seiner Verachtung des Glückes? Wo ist die Frauenbewegung, die die Macht der Schulen bricht? Wo sind die Frauen, die den Knaben Gottnatur lehren? Die ihm zeigen: Du bist ein Mensch, nicht etwa ein unsterbliches Wesen mit einer unsterblichen Seele. Von Dir bleibt nicht mehr übrig als von dem Blatt, das der Wind vom Ast weht, von Dir bleibt nichts übrig als Deine Thaten. Du leidest nicht mehr, wenn Du an Leib und Seele verwundet wirst, als der Fluß, in den Du den Stein wirfst; Dein Leid ist nichts, Deine Wunden sind nichts, Deine Gefahren sind nichts. Jedes Geschöpf hat das selbe Leid wie Du, jedes trägt schweigend sein Loos und thut schweigend sein Werk; und nur Du, ein Mann, willst weinen? Höre das Lied, das der Baum singt, wenn der Sturm ihn umbraust. Das ist die Lust der Gefahr. Höre den tosenden Eifer des Baches, der mit dem Felsen ringt. Das ist die Lust der Gefahr. Tauchze dem Leben entgegen, dem Kampf, der Freude, dem Untergang. Wo ist die Mutter, die ihm im Symbol der Natur die Rangordnung der Welt zeigt, die ihm sagt: Auf Dein Können kommt nichts an, Du mußt können, und wenn Du dabei zu Grunde gehst? Der Baum wird nicht danach gefragt, ob seine Aeste unter den Früchten brechen; er muß sie tragen. So thue auch Du. Lerne gehorchen. Jedes Geschöpf muß gehorchen; die ganze Natur gehorcht ewigen Gesetzen. Füge Dich in Dein Schicksal und liebe es. Ueberall giebt es Hoch und



Niedrig; prüfe Dich, ob Du berufen bist, Herr zu sein, prüfe Dich unablässig, und wenn Du die Kraft nicht hast, so sei Knecht willig und gern und ohne Reid.

So sollte die Erziehung der Knaben sein. Die Mutter sollte die Affenliebe in sich bezwingen, sie sollte erkennen, daß ihr ein ewiger Werth anvertraut ist. Sie sollte sich sagen, wenn ihr der Knabe verunglückt: Nun ja, er war mir lieb, aber besser, er ging ehrenvoll unter, als daß er feig lebt. Die Natur hat Millionen von Keimen in ihrem Schoß. Das tote Kind wird begraben, aber dort drüben wird ein neues geboren und dort wieder eins; und vielleicht ist es mehr werth als Deins. Der Baum giebt seine Früchte her, seine Kinder, die Luft thut es und der Fels, sie Alle leiden wie Du, aber sie thun es doch. Es ist Dein Schicksal, liebe Dein Schicksal, füge Dich darein. Dir geschieht nicht mehr Leid als Allen und Du bist kein Ganzes, Du bist nur ein Stück im All, ein Diener Gottnatur. Erkenne das Stirb und Werde, so wird Dein Leid zu tragen sein. Erkenne es und habe Ehrfurcht vor der Ewigkeit, denn sofern Du Das nicht hast, dieses Stirb und Werde, bist Du nur ein trüber Gast auf der schönen Erde.

Das sind harte Forderungen; ich weiß es. Aber sie sind nothwendig. Sie sind nothwendig, obwohl sie Allem widersprechen, was der Mensch jetzt hoch und heilig nennt, Allem, was die Frau fühlt und was sie für ihr Bestes hält, was sie ihren Töchtern zeigt und sie vorbildlich lehrt; denn auch die Töchter wollen anders erzogen werden, ganz anders. Und sie sind leicht zu erziehen, denn in ihnen liegt Gottnatur. Es braucht nur eines einzigen Anstoßes und das Mädchen wird finden, was in ihr liegt: die schaffende Gewalt der Zukunft. Aber freilich: diesen Anstoß muß man ihr geben. Sie muß wissen, wozu sie in der Welt ist. Sie muß erfahren, daß sie dazu geboren wurde, Mutter zu sein. Sie muß lernen, daß die Rede von der einen und einzigen Liebe eben nur eine Rede ist und keine Wahrheit. Sie muß lernen, daß Leid und Lust der Liebe durchaus nichts Besonderes ist, was wie eine Narität gepflegt werden müßte, sondern daß es das Alltägliche ist. Sie muß lernen, daß ihre Gefühle durchaus nicht heilig sind, obwohl sie heilig gesprochen werden (denn was sagt man nicht der zarten Empfindung eines jungen Mädchens nach), sondern daß es die Triebe der Natur sind, genau die selben Triebe, die die Blume zum Blühen bringen oder den Vogel zum Singen und den Fels zum Verwittern, daß es kein Vorrecht des Menschen ist, zu lieben, und daß er, der Herrlichste von Allen, durchaus keine Ausnahme ist, daß die Liebe überhaupt nichts Heiliges ist, sondern eine Pflicht und daß das Weib zum Dulden und Tragen und Dienen geboren ist und zu nichts Anderem, daß das Glück nur ein Lockmittel der Natur ist, daß dieses selbe Irrlicht des Glücks immer wieder auftauchen wird vor ihren Augen, so lange sie Frau ist, genau wie der Baum alljährlich in Hoffnung auf Glück seine Aeste schmückt. Wo aber ist die Mutter, die ihrer Tochter mitten in den thörichten Mädchenträumen den Schmetterling weist und ihr sagt: Siehe, Das bist Du. Das ist das Stirb und Werde. Wenige Tage, so ist der bunte Sommervogel gestorben, an seiner Liebe gestorben, gestorben, damit Etwas wird; und so bist Du. Du bist nichts werth. Nur die Frucht macht Dich werthvoll. Du siehst schön aus wie die Blüthe am Baum, aber von Dir bleibt nichts als die Frucht. Du selbst gehst unter. Habe Ehrfurcht vor Deinem Beruf. Sieh nicht auf Dein Glück, sondern auf Deine Pflicht. Schaue hinein in das Innere der Natur: überall wirst Du das Gleiche finden wie in Dir, die selbe Liebe, das selbe Glück, den selben Schmerz. Es sind



nur Mittel zum Zweck, es sind keine heiligen Gefühle, es sind Werkzeuge Gott-natur, so wie Du selbst ein Werkzeug bist. Habe Ehrfurcht vor Deinem Zweck und wirf Dich nicht an Deine blinde Liebe weg. Deine Liebe ist keine Liebe; sie ist ein Sehnen, aber kein Lieben. Lieben kann man nur, was man besitzt; was man nicht hat, ersehnt man. Und diese Sehnsucht, die Du Liebe nennst, ist Etwas, was Du theilst mit allen Wesen Deines Frühlingsalters. Es ist kein persönliches Gefühl, sondern ein allgemeines, das nicht diesem Manne gilt, den Du ja nicht kennst, sondern das Du hast, damit Du zum Blühen kommst, genau so, wie es der Fliederbusch hat und der Rosenstrauch. Du bist eine Blüthe, die Frucht aber ist Das, was Dich adelt. Suche nicht das Glück, begreife aber, daß Du ein Symbol der Welt bist, ein Gleichniß alles Vergänglichen, ein Glied nah am Herzen Gott-natur, ein Wesen, das stirbt und wird.

Ein Gleichniß Gottes: Das ist die Frau. In ihr liebt der Mann Vergangenheit und Zukunft, aus ihr strömt ihm die Schaffenskraft zu, der Wille, das strebende Bemühen. Die Frau ist in Wahrheit der Quell des Schönsten, was es auf Erden giebt, ein Wesen, dessen Lobpreis nie enden wird, ein Symbol, das uns hinaranzieht, in Wahrheit eine Mutter Gottes.

Baden-Baden.

Dr. Georg Grobdeck.



## Stuß im Jus.

Stuß im Jus. Ein lustiges Buch von Juristen und schweren Verbrechern.

Verlag der Lustigen Blätter. Herausgegeben von Alexander Moszkowski.

Der Herausgeber der „Zukunft“, der oft genug dem Stuß im Jus mit blitzenden Waffen entgegengetreten ist, hatte die Freundlichkeit, einem Partner, der statt der Klinge nur die Pritsche schwingt, die Anzeige eines losen Streiches zu gestatten.

Meine Sammlung will in jocosier Weise den klassischen Ausspruch illustriren: „Die ganze Juristerei ist nur dazu da, um für den Laien klare Dinge wissenschaftlich zu verwirren.“ Dieses lapidare Wort soll als Leitmotiv Jeden begleiten, der hier die Wanderung durch die krausen Irrgänge des Rechts- und Unrechtslebens antritt. Definiren wir getrost: Jurist ist Jeder, der mit dem Jus zu thun hat. Beschäftigst Du Dich nicht mit ihm, sei sicher: Dich vergift das Jus nicht, es erhöht und erniedrigt Dich, es diktiert Dir seinen Willen, und dreh' Dich, wie Du magst: Du kommst nicht von ihm los. Selten ist seine Berührung angenehm. Aber selbst aus den widrigsten Kontakten sprühen die Funken. Jede juristische Ladung ist wie eine elektrische; es prasselt, es blitzt daraus; und alle die großen und kleinen Flammen können sich für den Betrachter, wenn er nur den richtigen Standpunkt wählt, zu einem höchst sehenswerthen Feuerwerk vereinigen. Ich habe mir Mühe gegeben, dieses Feuerwerk zu arrangiren und abzubrennen. Ob meine Figuren Etwas taugen, mögen Andere beurtheilen; aber das Eine gilt mir als erwiesen: in dem von mir benutzten Stoff steckt Explosivkraft.

Den hohen Tribunalen, die mir in ihren Sentenzen diesen Stoff so reichlich geliefert haben, bleibe ich zu besonderem Dank verpflichtet.

Alexander Moszkowski.





## Der arme Aktionär.

Der Aktionär ist als Einzelwesen auf ein Minimum von Einfluß beschränkt. Auch die Generalversammlung hat meist nur das Recht, die Darstellung zu billigen oder zu verwerfen, die ihr die verantwortlichen Geschäftsleiter geben. Die herrschen; und ihr Gewissen und Augenmaß bestimmt ihre Stellung zu den Paragraphen des Handelsgesetzbuches. Manchmal sucht der Ehrgeiz die Schlingen zu lockern; man möchte sich doch frei bewegen können und liest auf der Gesetzestafel nur die Aufschrift: „Laß Dich nicht erwischen!“ Paragraph 312 des Handelsgesetzbuches droht: „Mitglieder des Vorstandes oder des Aufsichtsrathes oder Liquidatoren werden, wenn sie absichtlich zum Nachtheil der Gesellschaft handeln, mit Gefängniß und zugleich mit Geldstrafe bis zu zweitausend Mark bestraft. Außerdem kann auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden.“ Doch selbst das Schreckmittel solcher Drohung wirkt nicht immer. Der Nachweis, daß die Verwaltung „absichtlich“ zum Nachtheil der Gesellschaft gehandelt habe, ist nicht leicht zu erbringen; schon über den Begriff „Gesellschaft“ gehen die Meinungen ja noch auseinander. Wenn heute ein Direktor erklärt, er pfeife auf die Aktionäre, so spricht er nur offen aus, was die Mehrheit seiner Kollegen denkt, und kann sogar nachweisen, daß die Geringschätzung der Aktionärsinteressen der Gesellschaft nützt. Natürlich haben die Aktionäre keinerlei Neigung, sich an diese Auffassung zu gewöhnen, und freuen sich, wenn die volle Wucht des Paragraphen 312 einmal wirksam wird. Das Drama der Solinger Bank hat jüngst mit der Verurtheilung des einzigen überlebenden Direktors den das „beleidigte Rechtsgefühl“ sühnenden Abschluß gefunden. Herr Becker wurde wegen Vergehens gegen den Paragraphen 312 zu vier Monaten Gefängniß und 1000 Mark Geldstrafe verurteilt. Die Aktionäre haben davon sehr wenig. Ihr Geld ist für immer verloren; und auch die Gläubiger der Bank werden den größten Theil der gepumpten Summe nicht wiedersehen. Den von der Direktion angerichteten Schaden zu decken, sind Aufsichtsrathsmitglieder selten bereit. In Baderborn scheinen sie und einige Großaktionäre den Geschädigten das Schlimmste erspart zu haben. Der schuldige Direktor hat sich dort selbst dem Gericht gestellt.

Die Baderborner Bank, ein Institut mit zum größten Theil katholischer Kundschaft (Bonn, Hildesheim, Baderborn: Katholikengeld hat in letzter Zeit recht oft bluten müssen. Nachdenkliches zum Kapitel „Beichtstuhl und Depositentasse“), hatte einen für alles Spekulative begeisterten Direktor, der rasch Rentier werden wollte und, als die eigenen Mittel für große Transaktionen nicht reichten, nach den Depositen griff. Die wurden bei den Banken, mit denen der Herr Direktor arbeitete, als Unterlagen für die eigenen Geschäfte deponirt. Vergehen gegen den Paragraphen 8 des Depotgesetzes, nach dem ein Bankier, der einem Dritten fremde Werthpapiere zum Zweck der Aufbewahrung oder zu anderen Zwecken übergiebt, ausdrücklich sagen muß, daß die Papiere aus fremdem Besitz stammen. Verschweigt ers, zum Schaden des Deponenten, so gewinnt der Dritte, also die Bank, mit der der Bankier arbeitet, ein Pfandrecht an den Effekten und kann sie, wenn der Bankier nicht zahlt, verlaufen. Der Baderborner ließ, um Spekulationverluste, wenns irgend ging, seiner Bank aufzubürden, die Bücher fälschen. Die Bank hatte auf dem Effektenkonto so große Verluste, daß sie für das Jahr 1908 keine Dividende geben konnte. Der Direktor animirte auch paderborner Bürger zur Spekulation; er wollte das



Risiko eben mit den Stadtgenossen theilen. Ein Institut, das, wie die Baderborner Bank, mit einem Aktienkapital von nur 750 000 Mark arbeitet, muß allen Effekten-geschäften fernbleiben und sich in den Grenzen des legalen Bankgeschäftes halten. Dem Aufsichtsrath fiel nicht einmal die eigenartige Entwicklung des Effektenkontos auf, die doch der statutarischen Bestimmung widersprach, daß „Spekulationsgeschäfte ausgeschlossen“ seien. Die kleine Bank hatte zwei Direktoren; aber das schöne Prinzip: „Zwei sind besser als Einer, weil der Eine den Anderen kontrolliren kann“, hat sich hier als unwirksam erwiesen: der Zweite ließ den Ersten ruhig schalten. Handelsgesetzbuch und Depotgesetz haben versagt; natürlich: kein Gesetz vermag die Gilde der Spitzbuben auszuroden. Mord, Raub, Diebstahl und Betrug giebt es ja auch heute noch, obwohl seit Urbölkerzeit Gesetze solche Verbrechen mit Strafe bedrohen. Das „Auge des Gesetzes“ kann das eigene Sehvermögen nicht ersetzen.

In einem dem Paragraphen 312 benachbarten Grenzgebiet hat sich ein Vorfall abgespielt, der zwar in der Generalversammlung scharf kritisiert wurde, aber ohne greifbare Folgen blieb. Es handelt sich um die Verschmelzung der Kölner Maschinenbau-Aktiengesellschaft in Köln-Bayenthal mit der Berlin-Anhaltischen Maschinenbau-Aktiengesellschaft. Die Generalversammlung beschloß mit 462 gegen 3 Stimmen die Uebertragung des Vermögens der Kölner Maschinenbaugesellschaft auf die Berlin-Anhaltische Gesellschaft; für je 6000 Mark Kölner sollten je 3000 Mark berliner Aktien gegeben werden. Die Transaktion war die Folge einer „Interessenschiebung“, durch die eine Aktionärsminderheit sich geschädigt fühlte. Das alte Lied; die Gemeinschaft muß ja „vorbereitet“ werden. Die Berlin-Anhalter machte ihre Offerte den Kölnern natürlich nicht erst in der Generalversammlung, sondern hatte durch „Aktienkäufe“ vorgearbeitet. In der entscheidenden Versammlung waren 1213 Stimmen vertreten; davon entfielen 748 auf die berliner Gruppe. Nach der Vorschrift des Paragraphen 252 des Handelsgesetzbuches (in allen Fällen, wo die Beschlußfassung ein Rechtsgeschäft mit einem Aktionär zum Gegenstand hat, darf der Aktionär nicht mit abstimmen) hatten sich die 748 Aktien der Stimme zu enthalten. Das scheint, wenigstens zunächst, nicht geschehen zu sein, da ein Aktionär gegen die Abstimmung protestirte. Erst nachdem der Protest sehr energisch wiederholt worden war, verließ der Vertreter der Berlin-Anhalter den Saal. Schließlich sind von den 1213 Aktien überhaupt nur 465 stimmberechtigt geblieben. Daß es zur Feststellung dieses Verhältnisses wiederholter Proteste bedurfte, ist nicht gerade erfreulich. Ein auf den Paragraphen 252 gestützter Einspruch würde beim Gericht wohl durchdringen, aber praktisch nichts Rechtes bewirken; eine neue Generalversammlung würde nicht anders beschließen als die vorige. Der Kölner Verwaltung wurden übrigens Vorwürfe gemacht, die bis heute noch nicht beseitigt sind. Ueber das Verhältniß zwischen den Kölnern und den Berlin-Anhaltern sei nie genügender Aufschluß gegeben worden; man habe nicht gewußt, daß Köln nur noch arbeite, was Berlin-Anhalt ihm zuweise, nur noch bestimmt sei, den Berlinern den Wettbewerb im Westen vom Hals zu halten. Ob dabei Gewinne erzielt wurden, sei nicht entscheidend gewesen. Die Verwaltung habe nicht an den Nutzen der Aktionäre, sondern an das Interesse einer anderen Aktiengesellschaft gedacht, deren Absicht war, die schwächere Gesellschaft in ihre Gewalt zu bekommen. Schließlich hieß es gar, der Kölner Direktor habe einen Antheil vom Reingewinn der Berliner erhalten, sei an dem Gedeihen dieses fremden Unternehmens also interessirt ge-



wesen. Da den Kölnern schon einmal Interessentkollision nachgesagt worden war, mußten sie sich diesmal vor der Generalversammlung schnell und gründlich reinigen; erklärten aber nur, es handle sich um „Interna“ der Gesellschaft, die nicht in die Öffentlichkeit gehörten. Dieser Auffassung muß energisch widersprochen werden. Eine Betheiligung des kölnner Generaldirektors am Gewinn der berliner Gesellschaft würde unter den Paragraphen 312 des Handelsgesetzbuches fallen, wenn dem Direktor nachgewiesen werden könnte, daß er zum Schaden seiner Gesellschaft gehandelt hat. Der verantwortliche Leiter eines Unternehmens darf dem Aufsichtsrath einer anderen Gesellschaft angehören. Das im Paragraphen 236 ausgesprochene Konkurrenzverbot trifft nur Geschäfte, die mit der Thätigkeit der Gesellschaft kollidiren, oder die Uebernahme eines Direktorpostens bei einem Konkurrenzunternehmen. Kein gewissenhafter Direktor wird aber in den Aufsichtsrath einer Konkurrenzgesellschaft gehen; jeder wird auch den Schein selbststüchtigen Handelns sorgsam meiden.

Die Aktie der Kölnischen Maschinenbaugesellschaft soll 155 Prozent werth sein. Da der von Berlin-Anhalt gezahlte Preis nur die Hälfte des Aktienwerthes gewährt (bei einem Kurs von 214 also 107 Prozent), so hätte Köln um beinahe 50 Prozent weniger bekommen, als es fordern durfte. Bei Fusionen leidet natürlich stets ein Theil; der schwächere Kontrahent muß dem stärkeren Tribut zahlen. Ist das Bild der Verhältnisse aber künstlich zum Nachteil des Einen verändert worden, so ist der Thatbestand des Schutzparagraphen 312 gegeben. Die Mehrheit wohnt ja immer im Recht; das Gesetz kümmert sich nicht darum, wie sie zu Stande gekommen ist. Bei keiner der großen Interessengemeinschaften, die in den letzten Jahren entstanden sind, ist Alles „mit rechten Dingen“ zugegangen. Vor der Aktion wurde von den Schiebern der gewünschte Kurs hergestellt; dann kamen Proteste von den verrathenen Minoritäten und gekränkten Managern, die zu spät an die Schlüssel gerufen waren. Die kölnner Fusion ist das letzte Glied in einer langen Kette; sie schließt den Ring der Maschinenbaugesellschaften, der den Konkurrenzkampf in bestimmten Zweigen der Fabrikation ausschalten soll. Dem Concern gehören sieben Gesellschaften an, die ein Aktienkapital von 39 Millionen haben. Solche Schutzkartelle haben ihre Existenzberechtigung noch nicht erwiesen. Dem Elektrokartell wird schädliche Unterbietung bei Submissionen nachgesagt. Die Gefahr solcher Schiebungen droht überall, wo die Interessengemeinschaft nicht durch einen Trust ersetzt ist, der der einzelnen Gesellschaft die Selbstständigkeit nimmt. Tritt der Ring als ein einheitlich geleitetes Unternehmen ans Licht, so kann er bei Submissionen nur ein Angebot machen; sonst kommt jede dem Kartell angehörende Firma mit einer anderen Offerte: und alle sind doch nach einem gemeinsamen Plan vorbereitet und bestimmt, Außenseiter fernzuhalten. Deshalb endet die Preisskala des Ringes dann unter dem Niveau der Selbstkosten. Der Auftrag wird um jeden Preis angenommen, damit kein Fremder ins Geschäft komme. Ueber die Herrschaft der Schutzkartelle im Submissionenreich wird schon lange geklagt. Eben so laut über die Verschachtelung der Interessen verschiedener Gesellschaften. Der Aktionär fühlt das Walten einer Interessenpolitik, von der er sich auf Schritt und Tritt geschädigt glaubt. Und die schönen Vorschriften des Handelsgesetzbuches, die eine objektive Führung der Geschäfte verbürgen sollen, bleiben tote Lettern auf holzfreiem Papier, so lange die Alloverwalter sich vor der ärgsten Ungeschicklichkeit und vor strafbaren Verbrechen hüten. **La don.**





Berlin, den 17. Juli 1909.

## Diptychon.

Auf allen Höhen und Hügeln gallischer Dichtung begegnet, von den Tagen D'Ufès, des Asträazeugers, bis in die Republikanerzeit der Banville, Coppée, Richopin, dem Wanderer der abenteuernde Ritter, dems nie an Witz, immer an Geld fehlt und der stets bereit ist, für eine gute Sache zu fechten und furchtlos mit dem Teufel selbst um eine arme Seele zu raufen. In Hugos Don César de Bazan (der in Deutschland erst bekannt wurde, als er die Operettenbühne erklettert hatte), in Gautiers Fracasse und in den Musketieren des alten Dumas hat sich der Typus, in je nach der Mode verändertem Kleid, dem lustig aufleuchtenden Auge gezeigt; und seit die Romantiker in der Paarung ungleich Geschaffener einen neuen Reiz entdeckt hatten, sah man den fröhlichen Landfahrer mit den leeren Taschen oft auch in ein über Menschenvorstellung edles Jungfräulein verliebt, als vor de terre amoureux d'une étoile, nach Hugos tönendem Wort. Aus dem spanischen Ritterroman, auf dessen Eisgipfel, in erhabener Einsamkeit, Don Quixote thront, stammt dieser Liebling romanischer Phantasie. Und als Herr Edmond Rostand ihm Cyrano's Riechkolben und ein dem Modegeschmack angepasstes Wams gab, jauchzte Allgallien in heller Lust. Endlich sah der Franzos auf seinen Brettern, wo allzu lange Skandinaven und Russen, Sozialisten und Symbolisten geherrscht hatten, wieder den echten Franzosen mit dem blanken Degen und der spitzen Zunge, den Idealgallier, der auf Schlachtfeldern und in Schlafzimmern seinen Mann steht. Daß der Herkules von Bergerac so spott-häßlich und zum Liebhaber drum nicht geboren war, schadete ihm nicht; pfefferte noch den Genuß. Vor dieser Gestalt konnte die Nation sich in ihr Heidenalter zurückträumen, dessen letzter Glanzspender, Joachim Murat, in Kala-



brien als Hochverräther und Usurpator erschossen ward. Reitergeneral und Boudoirheld: so recht ein Mann für die Gallierlegende. Dreizehnter Vendémiaire und achtzehnter Brumaire, Saint Jean d'Acrc und Abukir, Austerlitz und Jena: überall vornan. Daß er den Rückzug von Smolensk nach Wilna leitete und, als König von Sizilien, nach der Schlacht von Leipzig zu den Oesterreichern überging, hat das Gedächtniß ihm nicht verargt. Murat hat dem Kaiser von Elba aus ja wieder auf den Thron geholfen und bis zum letzten Bank für Frankreichs Waffenehre gekämpft. Und wie viele Schlißröckchen waren durch das bunte Leben des Gastwirthssohnes gerauscht! In Cahors, der Heimath Gambettas, ragt ihm ein Denkmal. Er blieb der Letzte, dessen Namen solche Leistung der Volksphantasie einprägte. Sein Erbe wurde im Heldenroman D'Artagnan, der berühmteste der drei Dumasmusketiere; in der Alltagslegende des Heeres Gaston Alexandre Auguste Marquis de Galliffet, der nun, am achten Juliabend, gestorben ist. Ob er wirklich, wie, nicht erst seit der Dreyfußzeit, behauptet wird, von dem Juden Porceret Coulet abstammte, der sich am Ende des sechzehnten Jahrhunderts in der Provence taufen und als Franzosen naturalisiren ließ (Gallus factus: daher der Name Galliffet), ob er seines Stammbaumes Wurzel nur bis zu Joseph de Galliffet ertasten konnte, der im siebzehnten Jahrhundert, als ein tapferer Glibustierhäuptling, im französischen Westen von Santo Domingo Gouverneur war: seine wahren Ahnen hießen Bayard, Lauzun, Murat, Bazan, D'Artagnan. Ihnen hat er zu ähneln versucht. Im Getümmel vornan, bis an die Schwelle des Greisenalters der Held beschwagter Weibergeschichten, immer in Schulden und immer ein Epigramm auf der Lippe. Der repräsentative Mann des alten Frankreich (an dem noch das neuste in zärtlicher Andacht hängt). Der nicht seltene Fall, daß ein Lebender sich einem beliebten Literaturtypus anzupassen trachtet. Einzelne Wesenszüge der Abenteueritter brachte Galliffet wohl aus der Wiege mit; doch er wollte alle haben und frisirte sich, bis er ihren Kopf hatte.

Vor Aller Augen; an dem Schaufenster, vor das die Menge sich drängte. Je mehr über ihn geredet wurde, um so behaglicher fühlte er sich; schlürfte die böshafte Anekdote wie Nektar. Ziel den Anderen nichts ein, so suchte und fand er selbst was. Der 1830, im Jahr des Romantikertriumphes, Geborene kennt seine Landsleute und weiß, daß Theophil Gautier, trotz dem Fortunio, den Émaux et Camées, dem Capitaine Fracasse, ohne die leuchtende Sammetweste nicht so rasch berühmt geworden wäre und daß einem französischen Kriegsmann, der populär sein möchte, nichts so nöthig ist wie der panache, der ihn im dichtesten Gedräng dem Auge von Weitem erkennbar macht. Dafür sorgt er denn auch, in Afrika und der Krim, in Italien und Mexiko. Ist



bis zur Tollkühnheit tapfer; vergißt nachher aber nie, zum Herold seiner Thaten zu werden. „Bei Puebla reißt mich eine Granate vom Gaul. Als ich zu mir komme, sehe ich meine Eingeweide aus dem Bauch quellen. Was ist dabei? Einem Jagdhund, dem ein Eber den Bauch geschlitzt hat, stecken wir die Kutteln wieder hinein und nähen die Haut dann zu. Also vorwärts! Zuerst krabbelte ich mich auf, stopfte die Eingeweide in meine Mütze: und nun los ins Feldlazareth. Der Bauch wurde nachher mit einer Silberplatte geflickt. Als der Silberpreis ins Bodenlose sank, haben meine Gläubiger sich schön geärgert.“ Das ist ein Probchen. So sprach er; schrieb er auch. „Ich habe ein Bombenglück gehabt. Wenn sich mir wieder eine Gelegenheit bot, dachte ich jedesmal: Die Anderen müssen doch zum Riesenrindvieh gehören! Schließlich taugte ich nicht so viel mehr als sie; aber ich hatte Glück, witterte die Gelegenheiten und wußte stets, wohin ich gehen müsse. Deshalb lassen alle Redereien und Schimpfereien mich kalt wie eine Hundeschнауze. Ich thue meine Pflicht und pfeife auf Alles, was mir dabei passiren kann.“ Mußte solcher Reiter sich nicht in die Volksgunst betten? Wenns drauf ankam, ein ganzer Kerl (die Attaque bei Sedan; die eiserne Senkersfaust gegen die Communards); und nach dem Frankfurter Frieden der Hört und die Hoffnung, der Drillmeister und Tröster des geschlagenen Heeres. Nicht ohne Grund hat ihn der Herzog von Numale dem Montmorency verglichen, der Herzog von Luxemburg und Marschall von Frankreich hieß, vom Volk aber, weil er aus der Franche-Comté und aus Flandern so viele Fahnen heimgebracht hatte, der Tapezirer von Notre Dame genannt und, trotz seiner skrupellosen Wüstheit, vergöttert wurde. Feldsoldat und Lebemann, Heroß und Gassenjunge, die Zunge beim Angriff so flink wie der Gaul: Das gefällt dem Franzosen; noch mehr der Französin. Die Schönen der republikanischen Gesellschaft waren in den Armee-Inspecteur noch eben so vernarrt wie Eugenie einst in den Ordonnanzoffizier ihres Louis. Irgend ein Herzkämmerchen hatte der Marquis auch immer frei. Mit der Bänkerstochter (Fräulein Laffitte) die er, nach dem Muster des zweiten Fürsten von der Moskwa, heirathete, um sich auf seine Art eine Finanzreform zu sichern, hielt er nicht lange aus; und der gefesselte Weiberreigen währte dann länger, als dem Durchschnitt die Mannheit erlaubt. (Eine Weibersache hat ihn auch dem grimmen Rochefort verfeindet. Feindschaft, die ins Politische übergreift und neue Parteiung wirkt, ward oft in einem Alfoven geboren; modernstes Beispiel: King Edward und Sir Charles Beresford.) Ein kleines Wunder, daß dieser abgehegte Schürzenjäger im Drang niemals die ruhige Sicherheit des Blickes verlor; noch in Algerien und später als Manöverkommandant so frisch und beweglich war wie der jüngste Lieutenant. Auch so bereit, über den Vordermann, wie über ein anderes Hinder-



niß, nach kurzem Ansaß wegzuspringen. Sein Haß hat den Demagogen André eben so hitzig verfolgt wie den gaufelnden grand général Boulanger. Der, prasselte es von seiner Lippe, „darf nicht ans Ziel. Ein Infanterist, der zu Pferd schlecht aussieht. Und für die Rolle, nach der er langt, war ich geschaffen.“ Wenns nach ihm gegangen wäre, hätte man den Paradegeneral vom Knappen geholt und, nach kriegsgerichtlichem Spruch, an der nächsten Mauer erschossen.

Die Bonaparterolle, von der Beide auf dem Marsfeld und hinter dem Invalidendom träumten, hat auch Galliffet nicht gespielt. Nur, ein halbes Menschenleben lang, Maske, Kostüm und Requisiten vorbereitet. Und am Abend vielleicht bitter bereut, daß er an die Inszenirung so viel Zeit verschwendet habe, statt das Drama beginnen zu lassen. Der Mann sah wohl stärker aus, als er war; und wenn der in heftigen Wehen sich windende Schöpferwille spürte, daß er nichts Rechtes gebären könne, half er sich mit einem Epigramm, einem frechen Scherz über so schmerzhaftes Erkenntniß hinweg. (Der Fall Hans von Bülow. Auch Dem war solche Entladung Lebensnothwendigkeit und seine brüskten Späße wurden fast so berühmt wie Galliffets.) Nach der Commune: „Man wirft mir vor, daß ich die Araber milder als die Pariser behandelt habe. Stimmt. Die Araber hatten einen Gott und ein Vaterland; unsere Communehelden waren stolz darauf, gottlos und vaterlandlos zu sein. Uebrigens habe ich das Leben, namentlich das der Anderen, nie sehr hoch geschätzt. Und wenn ich der Mordskerl, den man aus mir machen will, gewesen wäre, hätten die Vorgesetzten mich nicht für den Kommandeurrang der Ehrenlegion vorgeschlagen. Ich hatte aber keine Lust, im Blut meiner Mitbürger ein Bändchen zu fischen.“ Als sein Freund Gambetta an neue Diktatur dachte und den Corpsführer ins Geheimniß zog: „Für Krisenzeiten passe ich wie kein Anderer. Die Verantwortlichkeit, die ich ablehnen würde, möchte ich mal kennen lernen. Nur, lieber Freund: als Soldat bin ich stärker als Sie; und lasse Sie ohne Federlesen einsperren, wenn Sie mich langweilen.“ („Darauf bin ich gefaßt“, antwortete Gambetta; „da die Politik Ihnen aber keinen Spaß machen wird, werden Sie mich rasch wieder aus dem Gefängniß holen.“) Als die loi de prévoyance den finnen Fünfundsechziger zum Abschied von der Armee zwang: „So blödsinnige Gesetze konnten nur die Parlamentsidioten beschließen. Als ob ich nicht Kraft und Verve für zehn Dienstjahre in mir hätte!“ Vier Jahre danach ließ er sich von den Parlamentsidioten fördern. Waldeck-Rousseau brauchte für das Kriegsministerium einen Namen, dem das vom Dreyfusanklagedesorganisirte Heer vertraute: und Galliffet ließ sich von den Brüdern Meinach zur Annahme des Amtes bestimmen, trotzdem ihm offen gesagt wurde, er sei ausermählt, die Rettung des jüdischen Hauptmanns mit seiner Ver-



antwortlichkeit zu decken. Das graue Leben des verabschiedeten Offiziers, an dem die Schmeichler von gestern mit flüchtigem Gruß vorüberschritten, behagte dem Rüstigen, Betriebsamen nicht, der so lange in den Sonnen der Oeffentlichkeit geschwelgt hatte: und so entschloß er sich schnell, der Kriegsminister der dreyfusards zu werden. „Durfte ich die Armee, der mein Leben gehört, ihren schlimmsten Feinden überlassen?“ Daß man ihm nachsagte, er habe das alte Semitenherz wieder entdeckt und Josef Reinach (den Rochefort Boule-de-Juif nannte) habe ihn für die Judensache gekauft, kümmerte ihn nicht. Da ers nicht bis zum Generalissimus gebracht und nie ein Heer ins Treffen geführt hatte, wollte er wenigstens Kriegsminister sein. Elf Monate war ers. Saß, ein glitzernder, rasselnder Gallier, neben dem britisch kühlen Waldeck und, trotz dem Mehgerruf, neben dem Sozialdemokraten Millerand im Palais Bourbon auf der Ersten Bank. Gab nach dem Spruch von Rennes die Losung aus: „L'incident est clos!“ Setzte für alle in den Dreyfushandel Verwickelten die Amnestie durch und nahm den Hohn der Nationalisten und Antisemiten wie Hagelwetter im Herbst hin. „Das gehört nun mal zur Saison.“ Dann ward er der neuen Rolle überdrüssig. Dreyfus vom Höchsten Gerichtshofe freisprechen lassen und an der Demokratisirung, der Sozialisirung des Staatswesens mitwirken? So hatte ers nicht gemeint. Wollte nicht immer Armee und Patriotenliga gegen sich, Ausland und Heeresfeinde für sich haben. Rechnete vielleicht auch auf eine Reaktion, die ihren Degen suchen würde. Sicher nicht im Parlament. Nur keine Gelegenheit versäumen! An einem Mainachmittag setzt er sich auf die stramme Hose und schreibt an Waldeck: „Ne pouvant digérer les énormes coulevres et les crapauds que vous me faites avaler en ce moment, je donne ma démission.“ Er hat das Abschiedsgesuch nachher in korrektere Form gebracht. In der ersten Wuth aber wirklich von den Mattern und Kröten gesprochen, die er hinunterwürgen solle und nicht verdauen könne. Fand sich zu gut, um als Aushängeschild einer schlechten Firma verbraucht zu werden. Und war drei Tage lang wieder, wie nach Puebla und Sedan, der Held des Tages und das Hauptthema des Boulevardschwatzes.

Im Kriegsministerium habe ich ihn kennen gelernt. Ein ihm befreundeter Akademiker hatte mir vorgeschlagen, mich bei ihm einzuführen. „Sie werden etwas Merkwürdiges sehen; das letzte Exemplar einer aussterbenden Gattung.“ Galliffet mußte in der Kammer einem nationalistischen Abgeordneten Rede stehen; hatte aber anderthalb Stunden für uns frei. Da steht der fast Siebenzigjährige. Kaum mittelgroß; schlank und biegsam noch wie eine junge Gerte. Dichte weiße Stoppeln über dem bronzirten Gesicht mit der fest vorspringenden Nase und den lustig funkelnden Glibustieraugen. Die



Händchen soignirt wie einer Modedame. Trotz dem Schnurrbart mit den gewirbelten Spitzen nicht martialisch; mehr Kavaliere als Kavallerist. Die elegante Gestalt vom Hauch des Ancien Régime umwittert. Sichtbar (wie bei seinem Todfeind Rochefort in dessen bester Zeit) das Streben, den Marquis und den homme à femmes auf den ersten Blick erkennen zu lassen. Vom Wirbel bis zur Zehe Edelmann und Salonheld. Und das Blandertalent des echten Parisers. Das sprudelt wie ein unverfälschter Born. „Heute muß ich wieder mal vor die Scheibe. Macht nichts. So leicht bin ich nicht unterzukriegen. Aber komische Käuze sind unsere Patrioten. Ihr Kaiser, der mit aller Gewalt die Versöhnung beschleunigen möchte, kennt die Sorte nicht. Wenn er nur den Gedanken aufgäbe, nach Paris zu kommen! Wir hätten ja nichts dagegen. Aber da ist Déroulède, den ich sehr hoch schätze, da sind die beiden Patriotenlügen, da ist Herr Rochefort, den jeder Droschkenfutscher liebt. Wenn diese Herren Lärm schlagen, haben wir den schönsten Straßenskandal mit unabsehbaren Folgen. Schon deshalb dürfte keine Regierung die Verantwortlichkeit für solchen Besuch auf sich nehmen. Den muß man dem Kaiser ausreden. Wer kann's? Mich hält er vielleicht für nicht ganz glaubwürdig, seit ich im August wider meinen Willen ins Fettaßchen gerathen bin. Eine wunderliche Geschichte. Erinnern Sie sich der Rede, die er im August auf dem Schlachtfeld von Saint-Privat hielt und die, so zu sagen, zwei Fronten hatte? „Auch der französische Soldat hat tapfer für Kaiser und Vaterland gekämpft; und wir gedenken in trauernder Bewunderung all Derer, die, Deutsche und Franzosen, nach heißem Ringen jetzt in ewigem Gottesfrieden am Thron des höchsten Richters vereint sind.“ Die Rede hat hier nicht gewirkt; wurde eher als peinlich empfunden. Ihr Kaiser muß aber viel davon erwartet haben. Zwei Tage vorher ließ Fürst Münster, der Botschafter, fragen, ob ich ihn am Achtebnten sehr früh empfangen könne. Gern. Im letzten Augenblick mußte ich absagen, weil ein Ministerrath einberufen war. Der ging doch vor. Als Münster dann kam, war er genirt und beinahe ärgerlich. Der Kaiser, sagte er, habe ihm ausdrücklich befohlen, mir den Text der Rede in der selben Stunde, in der sie an unserer Ostgrenze gehalten werde, vorzulesen; und nun müsse er melden, daß die pünktliche Ausführung des Befehles vereitelt worden sei. Sehr artig; nur ein Bißchen zu romantisch. Seitdem bin ich nicht mehr ganz so gut angeschrieben wie früher. Diese Diplomaten denken immer, Unsereins habe eben so wenig zu thun wie sie und müsse stets zur Verfügung sein. Gerade bei Ihnen sollte man's aber besser wissen; da kennt man die Arbeit, die auf einem armen Kriegsminister lastet. Ihre Armee ist höchster Anerkennung würdig. Sie hat uns geschlagen. Als Franzose, der sein Vaterland liebt, kann ich nie



aufhören, dieses nationale Unglück zu beklagen. Doch der Soldat, der Fachmann muß offen aussprechen: Unsere Niederlage war verdient. In Organisation, Strategie und Mannszucht war das deutsche Heer unserem weit voraus und sein Sieg drum kein Glücksfall, sondern eine dem Völkerschicksal abgerungene Nothwendigkeit. Wenn die ungeheure Arbeit Ihrer Moltke und Roon fruchtlos geblieben wäre, müßte der Junstsoldat an seinem Berufe verzweifeln. Warum hatten wir nicht eben so fleißig geschuftet? Warum haperte es in unseren Generalstäben fast überall? Wir hatten unsere Niederlage verschuldet. Und mein altes Soldatenherz freut sich, in allem Patriotenschmerz, der Erfahrung, daß die große Leistung nach Gebühr belohnt worden ist. Die Gerechtigkeit forderte damals Deutschlands Sieg... Aber verrathen Sie mich, bitte, nicht. Sonst wird aus allen Kübeln der Unrath auf mein Haupt geschüttet.“

Das prasselte wie Granatenregen. Keine Spur von Heucheltünche. Eher das Streben, den Fremdling zu verblüffen. Der hatte gewiß noch mit keinem französischen Kriegsminister gesprochen und mußte die Augen aufreißen, wenn er just von Galliffet, dem Abgott seiner Reiter, solches Urtheil über das deutsche Heer hörte. Dem witzigen General wäre schließlich auch diese Lebererleichterung verziehen worden. Er durfte, in der Heimath des Herrn Chauvin, sagen, in der französischen Armee genüge eigentlich nur die Musik berechtigtem Anspruch: und die Hörer lachten. Als Ferrys Sturz vorbereitet wurde, lief Galliffet, der damals das Zwölfte Corps führte, in Paris herum und erzählte Jedem, der's hören wollte, daß er der Republik nächstens das Lebenslicht ausblasen werde. Als *exécuteur de la volonté nationale*, versteht sich. Das Volk sei der Republik satt und würde sich laut für die Monarchie erklären, wenn es nicht fürchten müßte, daß Deutschland darin den *casus belli* sehe. Ein antirepublikanischer Artikel in der Kölnischen Zeitung: und die Wahlen bringen eine konservative Kammer. Dieses Stichwort rufe ihn aus der Coullisse. Er werde die frechsten Republikaner hängen, die Preßfreiheit abschaffen und mindestens anderthalb Jahre ohne Parlament regiren. Dann erst könne Frankreich den Liberalismus und den Regenschirm des Grafen von Paris vertragen. George Monck, der für Cromwell focht, dann dessen Parlament Fehde ansetzte und Karl den Zweiten nach London zurückführte, war sein Vorbild. Jeden Anderen hätte die leiseste Andeutung solcher Absicht (über die Hohenlohe als Botschafter einen langen Bericht an Bismarck schickte) vors Kriegsgericht gebracht. Gaston Alexandre Auguste blieb der blanke Degen von Frankreich. Decazes und seine Leute nannten ihn „unseren Monck“; doch er hat für die Restauration der Orleans nichts Wirkames gethan und mit all seinem Wortgeknatter nicht erreicht, daß die Politiker ihn je ernst nahmen. Gestern



Gambetta's Intimus und heute die Hoffnung der Monarchisten; gestern Rebellen-schlächter und heute Kollege des Genossen Millerand. Flibustier, wie der Ahn, mit einem Stich ins Tarasconische. Aber Puebla, Sedan und der weithin flimmernde panache: genug für eine Unsterblichkeit, die bis ans Lebensende währt. Nicht länger. In der Legende mag Galliffet weiterleben; die Geschichte wird ihn vergessen. Denn sein Wille zur Macht ward nur von kurzathmigen Knirpsen bedient und von Fortunen drum immer wieder genarrt.

✱

Zurück in die Heimath. „Der Reichskanzler hat sich bis an sein Amtsende als den ritterlichen Mann der geraden Wege gezeigt. Als ein redlicher, von allen Regirungen geschätzter Mann verläßt er sein Amt. Auch die Gegner seiner Politik können ihm das Zeugniß nicht versagen, daß er sich als einen ehrlichen, auch nach oben hin selbständigen Staatsmann bewährt hat. Im Vergleich mit ihm wird jeder Nachfolger einen schweren Stand haben. Er ist, wenn er des rechten Weges sich bewußt war, entschlossen vorwärts gegangen. Dadurch wurde er den Junkern so unbequem. Die mögen nun triumphiren, da ihnen gelungen ist, den Verhaßten zu stürzen.“ Das ist im Oktober 1894, nach Caprivis Entlassung, gedruckt worden; könnte aber auch im Juli 1909 gedruckt worden sein. Beinahe Wort vor Wort laß man's jetzt wieder. Nur: lauter Lob und leiseren, fast zaghaften Tadel. Damals waren die konservativen und die bismärckischen Blätter gegen den Kanzler; jetzt find's nur die des Centrums und der Polen: und diese im Kampf gedrückte Truppe weiß ihre Freude zu bergen. Damals hieß es, der Kanzler sei von Agrariern und Dunkelmännern gestürzt worden, weil er sich geweigert habe, eine ihren Wünschen genügende Umsturzvorlage zu vertreten; daß er den Wechselbalg, der dem müden Onkel Othlodwig nachher solche Sorge machte, gezeugt habe, wurde weislich verschwiegen. Jetzt heißt's wieder, der Junkerflügel habe den Kanzler besiegt, der ihm die Tasche aufknöpfen wollte; und wieder wird verschwiegen, daß dieser Kanzler für die neuen Steuergesetze, auch wenn er sie nicht mit seinem Namen zeichnet, verantwortlich ist. Die äußeren Umstände ähneln einander nicht. Damals ging Alles schnell. Am fünfundzwanzigsten Oktober wird dem Kaiser in Liebenberg das Abschiedsgesuch des Ministerpräsidenten Grafen Botho zu Gulemburg vorgelegt, der erklärt, den Angriffen der caprivischen Presse im Interesse des Dienstes weichen zu müssen. Am selben Tag kündigt die Kölnische Zeitung den Sieg des Kanzlers, der Kaiser und Bundesrath für sich habe. Zwölf Stunden danach wird Caprivi von Lucanus „im Allerhöchsten Auftrag“ zur Rede gestellt; und um zwei Uhr mittags bestätigt ihm im Schloß der Kaiser, der mit der Serviette aus dem Frühstückszimmer kommt, daß er gehen könne. Jetzt



hats lange gedauert und der Demissionär hat außer dem Auftrag, das Finanzgeschäft ist mit dem Reichstag abzumwickeln, allerlei sichtbare und unsichtbare Huldbeweise erhalten. Der Blick, der nicht an der Oberfläche haftet, muß erkennen, daß Graf Caprivi nicht über die Umsturzworlage, Fürst Bülow nicht über die Steuergesetze gestolpert ist. Die sind ja, während er noch im Amt saß, unter Dach gebracht worden. Und müssen den Verbündeten Regierungen wohl genügen: sonst hätten deren Vertreter bei der Annahme wider Pflicht und Ehre gehandelt. (Daß die Herren Sydom, Delbrück und leider auch Rheinbaben einzelne Steuern öffentlich hart tadelten und dennoch annahmen, zeugt nur wider ihren Geschmack, nicht wider ihr Gewissen: sie fanden die Steuerpläne gar nicht so schlecht; empfahlen sich nur, unter der Bucht des „neuen Blocks“, der Gnade der Meinungsmacher.) Weßhalb also das endlose Geschimpf? Weils nicht gelungen ist, die Erbanfallsteuer, das Palladion aller nach Freiheit Dürstenden, in den Vestatempel des Reiches zu retten? Immer noch deshalb? Hört! „Die Erbschaftsteuer trifft das mobile Kapital weniger scharf als das immobile. Die Umgehung der Erbschaftsteuer durch Zuwendungen unter Lebenden läßt sich, ohne gehässige Eingriffe in die Privatverhältnisse, beim mobilen Kapital sehr schwer verhindern. Wer bewegliches Kapital erbt, kann die Steuer leicht flüssig machen. Wer Immobilien erbt, wird, da neben den Grundstücken oft wenig, manchmal gar kein Barvermögen vorhanden ist, nicht selten Schulden machen müssen, um die Erbschaftsteuer zu zahlen.“ Also sprach Fürst Bülow am sechsten Dezember 1905. Am nächsten Tag Freiherr von Rheinbaben: „Hier handelt es sich nicht nur um materielle, sondern um viel höhere, um ideelle Interessen. Es entspricht nicht dem deutschen Familiensinn, daß die Erben einen Theil Dessen herausgeben sollen, was der Vater mit Mühe erworben hat. Auch die nothwendige Prägravation des ländlichen Besizes kommt in Betracht. Vielfach müßte die Aufnahme einer neuen Hypothek die Zahlung der Erbschaftsteuer ermöglichen. Daraus ergäbe sich eine Disparität mit dem mobilen Kapital; und sie würde erweitert durch die dann unvermeidliche Besteuerung der Geschenke unter Lebenden. Die Rückwirkung auf den bäuerlichen Besiz weckt in mir die stärksten Bedenken. Die Sozialdemokraten würden freilich gern in diese Kerbe hauen.“ Am elften Mai sagte Herr Wiemer, ein Führer der Freisinnigen Volkspartei: „Auf Ehegatten und Deszendenten wollen wir die Besteuerung nicht ausgedehnt wissen. Das entspräche nicht der deutschen Rechtsauffassung von der Einheit des Familienvermögens.“ Im November 1908 verwarf die Nationalliberale Partei die Nachlaßsteuer, die „auf dem Lande die äußerste Erbitterung bewirken müsse.“ So sprach Herr Baasche; und fügte hinzu: „Nicht nur der Familiensinn wird



geschädigt, sondern es giebt im Volk eine unruhige Erregung, die mehr schaden wird, als die Steuer je nützen kann.“ Im selben Monat sagte der freikonservative Abgeordnete Arendt: „Die Besteuerung des Erbes der Kinder und Ehegatten haben wir im Jahr 1906 abgelehnt und Sie können doch nicht erwarten, daß wir jetzt mit Hurra dafür eintreten.“ Die Konservativen (Dietrich, Manteuffel, Normann, Kettich, Riehthofen, Schwerin, Stolberg) haben seit 1905 keinen Zweifel darüber gelassen, daß sie für diese Steuer, „den ersten Schritt in den Kommunismus“, niemals zu haben sein würden. Ist es ein Verbrechen, daß sie eine Ueberzeugung bewahrt haben, die damals von den Regierenden und von den Liberalsten der Liberalen getheilt wurde? Ist der Ersatz schlecht (vom Börsenhermometer war irgendeine Wirkung der Talonsteuer nicht abzulesen), dann scheltet den Kanzler, der sich nicht gegen die Anträge gestemmt hat und seine Verantwortlichkeit nicht abwälzen kann; scheltet die Nationalliberalen, die keinen halbwegs brauchbaren Vorschlag gemacht, die beleidigte Unschuld gemimt, auf dem Holzweg ihren feinsten Kopf, Freiherrn Heyl zu Herrnsheim, den Grafen Oriola und den Gutsbefitzer Lehmann verloren haben (und, wenn sie sich weiter von unaufrichtigen Applaushaschern leiten lassen, noch manche Stütze verlieren werden). Der Rest ist Schwindel. Was die Regierung wollte, war nicht durchzusetzen; erst recht nicht in einem neu zu wählenden Reichstag. Die Vertreter der Industrie, des Großhandels, der Verkehrsgesellschaften und der städtische Arbeiter liefen, statt ihren Interessen Beachtung zu erzwingen, davon und nannten die Arbeitgefährten von gestern Räuber und Strolche. Die dachten: „Wenn wir zu dem Odium des Steuerfinders noch den Schimpf heim schleppen sollen und bis in die letzte Stunde mit der Möglichkeit einer Reichstagsauflösung rechnen müssen, befiehlt die schon dem Klipp-schüler erreichbare Klugheit, das Ding so zu drehen, daß unsere Wähler sich weniger ärgern als die unserer Feinde.“ Ueber solchen Entschluß können nur Kinder staunen, die vom politischen Geschäft keine Ahnung haben.

Und der Ausführung des Entschlusses hat ein verständiger Sinn für die richtigen Maße präsidirt, auf den man kaum hoffen durfte. Die Konservativen haben beim Zucker und beim Spiritus der res publica Opfer gebracht und sind im Ganzen (mit der Immobilienumsatzsteuer) materiell schlechter dran, als sie gewesen wären, wenn sie der Erbanfallsteuer zugestimmt hätten. Aber Effekten- und Checkstempel, Talon- und Fahrkartensteuer: das Alles, wird täglich geschrien, trifft ja nicht den Besitz. Was denn sonst? Wer heute bewegliches Vermögen hat, kommt auch in die Lage, mit Checks, Aktien, Obligationen zu wirthschaften; muß also die Steuern mittragen, die Banken und Börse natürlich der Kundschaft aufbürden werden. Und wer kein bewegliches Ver-



mögen hat, darf, ohne zum Staatsbettler hinabzusinken, Schonung seines Besitzes fordern. Das wird bestritten; die Grundbesitzer werden „eine unerhört bevorzugte, herrschsüchtige und habgierige Klasse“ genannt. Politisch bevorzugt? Mag sein; Tradition und Gewöhnung in feste Ehr- und Pflichtbegriffe sind nicht leicht zu entwurzeln. Aber die Beseler, Bethmann, Breitenbach, Delbrück, Dernburg, Nieberding, Schoen, Studt, Sydow, Tirpitz gehören doch wohl nicht zum Grundadel. Wirthschaftlich? Jeder kennt heute wenigstens ein Duzend tüchtiger Leute, die aus Industrie oder Handel Millionäreinkommen ziehen. Wo sind die Schaaren der Landwirthe, die es in einem Menschenalter so weit gebracht haben? Herrschsucht und Habgier der Grundbesitzer mögen die Exponenten mossischer Weltanschauung all in ihrer selbstlosen Tugend bekämpfen; mit dem Gezeter über „Bevorzugung“ werden sie nicht viel erwirken. Nur ein Tropf kann den Werth der Leistung verkennen, die unserer Industrie und Technik, unserem Handel gelungen ist; nur ein Vorurtheilender leugnen, daß dieser Leistung das Deutsche Reich den sichersten Theil seiner Geltung auf dem Erdball verdankt. Doch nicht klüger, nicht unbefangener wäre Einer, der nicht einsähe, daß gerade das hastige Tempo deutscher Industrialisirung den Staat, der nicht verkümmern, verkränkeln und seinen Menschenacht selbst verschütten will, gebieterisch zwingt, für die Erhaltung des Ackerbaues und der seit Jahrhunderten auf ihrer Scholle Sitzenden Alles zu thun, was seiner Kraft erreichbar ist. Liberal oder Konservativ: hier gehts um eine Lebensfrage der Nation. In jedem Land ähnlicher Entwicklung hat man erkannt, in Republiken und Monarchien; und überall ist eine Reaktion gegen die nur dem Städterbedürfniß noch angepaßte Gesetzgebung fühlbar. Diese Rückfluth hat manche den Stadtgewerben nützliche Schanze und Mauer weggeschwemmt, manche dem Handel bequeme Fahrstraße zerstört; und in Deutschland muß man schärfer noch als anderswo aufpassen, um Lebensgefahr von der jungen Industrie abzuwenden, die allzu arge Dummheit der Regirungen und Parteien ohne ernststen Schaden nicht überdauern könnte. Aber man soll Erwachsenen nicht vorplärren, daß in unserem Reich der Industriefartelle und Großbanken, in dem Deutschen Reich, dessen Haupt- und Mittelstädte im Lauf weniger Jahre ins Ungeheure gewachsen sind, der Grundbesitzer herrsche, den Bürger ausbeute und von jedem Milchnapf die Sahne abschöpfe. Mit so alberner Uebertreibung dient man der guten Sache des modernen Bürgerrechtes nicht; und wenn sich, wider Erwarten, auch der Hansabund darauf einließe, würde er nur beweisen, daß die Industriellen und Kaufleute nicht kurzsichtig waren, die ihn neben den alten Verbänden unnöthig fanden. Er soll vorsichtiger Expansion Raum erobern, soll



beweisen, daß auch der Händler, der Bankier dem Volksbesitz wichtige Werthe schafft; die Kraft aber nicht an die Niederreißung papierner Wälle verzetteln.

... Fürs Erste hat Jeder wohl von dem Reichsfinanzschwaß genug. Nur eine knappe Bilanz also noch. Daß in die Scheune Gefahrene ist etwas besser als das vom Schatzsekretär für den Schnitt Bestimmte. Aber nicht gut. An Technik und Psychologie hats gefehlt; die Gesetze sind dem Alltagsbedürfniß der Praxis schwer anzupassen und die Imponderabilien nicht beachtet, die in der Seele des Steuerzahlers die Stimmung machen. Das Reich bekommt alljährlich eine halbe Milliarde; aber keine Finanzreform. Die wird erst möglich, wenn die Steuersysteme und Steuerlasten der Bundesstaaten ins Gleichgewicht gebracht worden sind. Bis dahin ist noch viel Arbeit zu leisten. Herr Sydow konnte es nicht; vielleicht kanns Herr Vermuth, der hier schon für eine selbständige Ressortleitung empfohlen wurde (im Preussischen Handelsministerium wird Sydow, im Reichsamt des Inneren Delbrück nicht schaden). Sparsamkeit, nicht nur auf geduldigem Papier, in Reich und Einzelstaat; namentlich auch in den Gemeinden. Keine Luxusbahnhöfe, Prachtkasernen, Postpaläste. Keine Marmororgien und Einzugs saturnalien. Nur das Nöthige. Auch in der Vertheidigung deutscher Küsten und deutschen Exporthandels. Zehn Dreadnoughts: dann sind die fünfhundert Millionen bis auf das letzte Nickelstückchen verpulvert. Lange werden sie jedenfalls nicht ausreichen. (Herr Kanzler Bethmann: da winkt ein Kranz!) Wenn der umständliche Handel die Verbündeten Regierungen für eine Weile schreckt und, weil dem Ewigen Bund nicht so leicht wie einem Einheitstaat das Fett abzuschneiden ist, in farge Bescheidung zwingt, dürfen wir den spröden Reichstag nicht schelten.

Der hat in der letzten Woche seiner Sommeression Etwas erlebt, das kaum Einer im Hohen Haus noch für möglich hielt: eine Rede, die zu hören, sogar zu lesen lohnt. Als, statt des schmollenden Kanzlers, Herr von Bethmann-Hollweg erklärt hatte, die Verbündeten Regierungen seien ausnahmslos überzeugt, durch die Annahme der von den Konservativen, dem Centrum, der Wirtschaftlichen Vereinigung und den Polen beschlossenen Steuergesetze dem Vaterland einen Dienst zu leisten, stand Herr Dr. jur. Ernst von Hendebrand auf. Endlich. Oft genug war er, als Organisator des Krieges, des Sieges, durch spitzige Reden und Zwischenrufe herausgefordert worden. Der Besitzer des schlesischen Rittergutes Klein-Tschunkawe, der Jura studirt, als Achter Dragoner den Feldzug mitgemacht und die Landrathsämter in Rosel und Militisch-Trachenberg verwaltet hat, ließ sich nicht in die Schußlinie locken. Blieb ruhig an seinem Strategentisch, von dem die Truppenführer ihre Weisungen holten. Wie ein japanischer Feldmarschall. Auch so klein und dunkelhaarig. Achtundfünfzig Jahre alt; doch agil und sehdefroh wie ein Dreißiger.



Nichts Junferliches. Von der Haarwurzel bis zur Sohle behende Intelligenz. Endlich spricht er also; wagt sich ins offene Gelände. Warum? Er sitzt im Preussischen Landtag der Konservativen Fraktion des Abgeordnetenhauses vor. Die ist durch die Wirrniß stiftende Preßtreiberei bedroht. Um die Sache der preussischen Konservativen handelt sich heute. Die muß geführt werden, daß der Freund zu zweifeln aufhört, der Feind Respekt bekommt. Das können die Herren Kreth, von Normann, von Nithofen nicht. Kann nur Hendebrand.

Nach den ersten Sätzen merkt mans. Kein Rhetor, der sich an seinen Wortkünsten gladstonisch berauscht; kein Dialektiker, der jeder Sache, auch der ihm fremdesten, hülowisch Beifall zu werben vermag. Schlechte Perioden, bröckelnde Konstruktionen; die ganze Architektur kunstlos und ohne Glanz. Dennoch: ein tiefer Eindruck; dessen Spur nicht leicht zu verwischen sein wird. Endlich ein Mann. Klug, tapfer, ehrlich, nobel ohne Steifheit und bereit, für seine Ueberzeugung bis zum Verbluten zu fechten. Ein staatsmännischer Kopf. Und die Nerven des für die Regentenarbeit Geborenen. Ringsum höhnts, wiehert und pöbelt: den kleinen Necken bekümmerts nicht eine Sekunde. „Sind Sie fertig, meine Herren? Sonst warte ich noch ein Bißchen.“ Immer höflich („biß auf die Galgenleiter“, sagte sein größter märkischer Vetter); dabei von rückhaltloser Offenheit. „Einem vom allgemeinen und gleichen Stimmrecht erwählten Parlament geben wir nicht eine Steuer, die es nach und nach so verschärfen kann, daß schließlich eine Expropriation des Besitzes daraus wird.“ Gleiche politische Rechte und die Steuerlast von einem Achtel, einem Zehntel höchstens aller Staatsbürger getragen: Vernunft wird Unsinn. Unter vier Augen habens die Liberalsten hundertmal gesagt; wer aber hat öffentlich je solches Wort gegen die Woge geschleudert? Keiner, seit Bismarck ging. (Herr Bassermann redet anders. „In solcher Noth des Reiches muß auch der Reiche steuern.“ Als ob der Reiche an direkten und indirekten Steuern bisher nichts aufgebracht hätte. Zu solcher Demagogie darf der Führer der Industriepartei sich erniedern.) „Unser Werk ist anfechtbar: Das leugne ich gar nicht. Machen Sie uns mal vor, wie man fünfhundert Millionen aufbringt, ohne sich berechtigten Angriffen aussetzen. Wie sah es denn aus, als Sie den Karren führten? Im Sumpflager; zwei Pferde zogen rechtwärts, zwei linkwärts; und ein Rutscher war nicht zu erblicken. Wir haben wenigstens, recht und schlecht, Etwas zu Stande gebracht.“ Auch der frechste Nichtsalschreier kanns nicht bestreiten. „Konservative und Liberale sind auf weiten Wegstrecken durch die Art ihrer Weltanschauung getrennt. Sie wollten mit konservativer Hilfe eine liberale Aera heraufführen. Das hat die Welt noch nicht gesehen. Da machen wir nicht mit.“ (Was nach dem Dernburgbluff vom Dezember 1906 hierüber die Haltbarkeit des Blockes gesagt wurde, war also richtig.) „Wir sind auch in Preußen



modern genug, um zu wissen, daß ein Wahlgesetz nicht ewig währen kann, sondern der ganzen politischen Entwicklung angepaßt werden muß. Wir gönnen auch den Liberalen (die übrigens einst unter der Herrschaft dieses Wahlgesetzes die Mehrheit hatten) alle Aemter und Würden, für die sie taugen. Aber wir reden mit und werden auch einer so starken Regierung, wie wir sie wünschen, nicht unseren Standpunkt räumen. Den Rücktritt des Reichskanzlers bedauern wir aufrichtig. Aber er mußte von Anfang an, daß wir für die Erbanfallsteuer nicht zu haben sein würden. Er hatte uns mehr als einmal angedeutet, daß er zurücktreten müsse, wenn wir gewissen Vorschlägen und Gesetzentwürfen nicht zustimmten. Wir haben zugestimmt. Irgendwo muß aber ein Ende sein. Eine Partei, die immer wieder, um einen nicht von den politischen Parteien abhängigen Staatsmann im Amt zu halten, ihre sachliche Ueberzeugung opfert, geräth in die Untiefen des Gouvernentalismus. Und ich denke, ein Liberaler sollte sich darüber freuen, daß auch seinem Gegner die Ueberzeugung um keinen Preis feil ist. Den Kanzler wollten wir nicht stürzen; konnten auch nicht: denn er hat ja selbst hier gesagt, daß er nicht einer parlamentarischen Parteiung weichen, sondern nur gehen werde, wenn sein Kaiser oder sein Gewissen es ihm befehle. Was bleibt noch an Vorwürfen? Dem Centrum sind wir nicht verbündet, sondern nur, wie Bismarck in der Zeit seiner Finanzreform und wie Fürst Bülow zehn Jahre lang, zur Erledigung dringender Reichsgeschäfte vereint. Wir bleiben selbständig; wollen aber weder einen neuen Kulturkampf noch die Ausschließung der Centrumspartei von der politischen Arbeit. Und daß die Polen, ohne auch nur mit der allergeringsten Forderung an uns heranzutreten, in dieser wichtigen Sache mitgearbeitet haben, wird uns nie hindern, für die unserer Obhut anvertrauten Güter deutscher Kultur zu stehen und, wenn es sein muß, zu fallen. Unser Gewissen ist rein; und rein war unser Wollen und Handeln.“

Die stärkste Rede, die der Deutsche Reichstag seit Jahren gehört hat. (Schade, daß er solche Rede nicht, wie Frankreichs Abgeordnetenhaus, durch öffentlichen Anschlag verbreiten darf.) Auch wer im Denken und Wollen anders determinirt ist, muß sich ihrer freuen. Die aus der Wirthschaftsmacht gedrängte Klasse rüstet sich für den letzten Kampf: um das Lebensrecht ihrer politischen Zukunft. Und die Liberalen? Die Röchelsten winseln, der König („absolut, wenn er uns den Willen thut“) möge die Junferbrut bis übermorgen vertilgen. So mannhaft antworten unsere Demokraten auf Hendebrands Rede.

... Gaston Alexandre Auguste Marquis de Galliffet und Dr. jur. Ernst von Hendebrand: zwei nationale Typen; zwei Welten. Den witzig bummelnden Attaquereiter mit dem Condékopf gönnen wir den Franzosen. Den ernstesten, tapferen, zäh und stolz aufrechten Junker soll kein Gassengeheul uns verleiden.



## Hugo von Tschudi.

Berliner Droschkenfutscher kennen alle Filialen der besseren Banken, wissen Gerson, Herzog und Kempinski und die Kasernen aller Garderegimenter. Aber unter hundert giebt es nicht fünf, die mit Sicherheit den Weg nach der Nationalgalerie zu finden wissen. Kastanienwäldchen, Museumsinsel, Ruhmeshalle: irgendwo daherum, denkt er sich; und setzt den Kunstfreund richtig vor der Treppe des Alten Museums ab. Ich habe mir nicht verdrießen lassen, jedesmal den Kosselenker darauf aufmerksam zu machen, wie sich geographisch die Nationalgalerie zu den anderen Museen verhalte, und habe auch im Lauf der Jahre eine wesentliche Steigerung des Prozentsatzes konstatirt.

Alles muß bei uns seine Weile haben. Wir sind vielleicht keine Stürmer. Mit unserer Zähigkeit setzen wir schließlich Dinge durch, die anderen Völkern gar keine Umstände bereiten. Mit dem Abgang Tschudis wollte es zuerst gar nicht so recht gehen. Die Zeitungen waren voll von Protesten. Man konnte beinahe von einer Bewegung zu Gunsten des bedrohten Direktors sprechen. Einen Augenblick schien der Fall hochpolitischer Art, und als der Kaiser nachgab, nahm man es für das erste Zeichen einer neuen Aera. Die Gegenpartei war aufgerieben, zermalmt, vernichtet. Unverbesserlichen Pessimisten antwortete man: Der steht nun fester als der Reichskanzler. Am ersten April übernahm denn auch richtig der bewährte Leiter der Nationalgalerie wieder die Geschäfte. Ein paar Wochen danach stand fest, daß er nicht bleiben werde. Am ersten Juli ist er gegangen. Kein Hahn kräht ihm nach. Woran liegt Das? Was ist in der kurzen Zeit anders geworden? Findet man die Thatsache, daß Tschudi die Stätte erspriesslichen Schaffens verläßt, legitimer, seit man weiß, daß er in München ehrenvolles Obdach gefunden hat? Erfreuliches Zeichen für das Absterben des Partikularismus! Oder hat man genug von dem Thema? Weil eben schließlich jedes Thema, auch das allerbeste, die Würze verliert?

Wir scheint, es war nur ein Thema. Nachdem ich eine ziemliche Anzahl von Droschkengäulen auf den rechten Weg gewiesen, stellt sich heraus, daß die Autofahrer nicht den leisesten Schimmer von der Nationalgalerie haben. Bis man die Autofutscher so weit haben wird, dürfte die Kommunikation per Lustschiff praktikabel geworden sein. Dann muß man wieder von vorn anfangen. Berlin ist keine Kunststadt. Jedes münchener Kind weiß mit den Pinakotheken Bescheid; in Wien ist sogar die Moderne Galerie jedem Fiafer bekannt, obwohl sie erst seit ein paar Jahren da ist; und selbst die finischen Bauern, die zu Ostern in Petersburg Schlitten fahren dürfen, bringen Dich richtig vor die Akademie oder die Eremitage. Berlin ist keine Kunststadt, sondern viel mehr: ein militärisch-agrarisch-industrielles Centrum, eine politische Weltmacht; etwas ganz Anderes eben. Und deshalb darf man nicht ver-



langen, daß es einem spezifischen Kunstfall eine über das Maß gehende Bedeutung zumende. Solche Fähigkeit vertrüge sich nicht mit dem Weltstadtcharakter. Man gebe seiner Leidenschaft ein anderes Objekt, zum Beispiel... Doch Das gehört nicht zur Sache.

Sonderbar verhielt sich die Kunst. Darüber wäre Allerlei zu sagen. Die Kunst hat in der letzten Zeit zwei harte Schläge erlitten. Der eine war die Demaskierung der Madonna mit der Wickenblüthe in Köln; ein wissenschaftlicher Fall, der das Mißliche des organisirten Autoritätenglaubens in possirlicher Weise zeigte. Der andere, Tschudi's Abgang, ist ein moralischer Fall. Er erweist noch plastischer als der andere die Schwächen der Kaste. Mir scheint, sie hängen zusammen. Ich kann mir nicht denken, daß eine auf das zarte Organ Empfindung angewiesene Forschung zu sicheren Resultaten von allgemeiner Giltigkeit gelangt, so lange sie sich vor so groben Fällen innerhalb der Kunst nicht zu produktiven Empfindungen zu bekennen vermag.

Vielleicht war auch die Eigenart des Hauptbetheiligten (ich meine Herrn von Tschudi) daran schuld, daß sein Abgang nicht dramatischer ausfiel. Das Dramatische liegt ihm nicht. Seine Freunde werfen ihm vor, die Lösung der Krisis in Japan abgewartet zu haben, statt in Berlin Material zu sammeln. Ich bin aber der Ansicht, es wäre nie zu der geringsten Bewegung gekommen, wenn Herr von Tschudi seinen langen Urlaub im Lande verbracht hätte. Die wildesten Anhänger wären abgesprungen. Nicht etwa, weil seine Sache schlechter stand, sondern . . . Das ist schwer zu sagen. Man ist in solchen militär-agrar-industriellen Centren an andere, sagen wir: temperamentvollere Medien gewohnt. Zum Teufel, wenn der Mann selbst sich nicht rührt! Das hörte ich oft. Man rührt sich gewaltig in Berlin. Berlin ist nicht umsonst die rührsamste unter den Weltstädten. Nun wäre nichts verkehrter, als daraus, daß sich Tschudi dieser Rührsamkeit nicht befleißigte, auf Regungen sentimentaler Art bei ihm zu schließen. Er unterließ es auch nicht aus Bescheidenheit. Das Epitheton des Beilchens, das im Verborgenen blüht, würde nicht auf ihn passen. Auch nicht aus Ungeschick. Ich weiß nicht, ob es gelehrtere Galeriedirektoren giebt. Sicher giebt es keinen geschickteren; keinen, der besser die Klaviatur der Umgangsformen beherrscht und mit größerem Scharfblick erkennt, wie der Mann, den er vor sich hat, ob Fürst oder Kollege, zu behandeln ist, um das Erreichbare zu erreichen. (Verdankte er doch diesem souverainen Takt die Ueberwindung vieler Krisen und die besten Schätze, die er der Galerie zugeführt hat. Vergessen wir nicht, daß Alles, was er von Privatleuten für die Galerie erhielt, nicht nur ohne die bekannten dekorativen Verheißungen von oben, sondern gegen den Willen aller maßgebenden Kreise, oft gegen den Willen des Stifters, erbeten werden mußte.) Auch nicht lediglich mit dem Bewußtsein der Pflicht, die dem Beamten die Rührsamkeit gegen die Oberen



verbietet. Und eben so wenig, weil er nicht an dem Posten hing. Diese Stellung, mit der er mehr erreicht hatte, als die kühnsten Optimisten voraussehen konnten, war ihm theuer geworden; und ich glaube, er hat sie erst aufgegeben, als ihm mit mathematischer Sicherheit klar geworden war, daß sich ihm jede Möglichkeit fruchtbarer Weiterarbeit an dieser Stelle verschloß. Ich weiß nicht, warum er sich nicht gegen die Angriffe von oben und unten und zumal von der Seite besser wehrte. Vermuthlich weiß er's auch nicht. Es giebt solche Menschen. Vielleicht, weil es ihn langweilte. Solche Dinge können Einen langweilen, auch wenn man gar nicht blafirt ist. So etwa wie den Stanislawskij, als er bei uns den „Volksfeind“ spielte, die Geschichte mit der verdorbenen Quelle langweilte. Ohne eine Nuance von Demagogen. Mein Gott, seht Ihr denn nicht, daß das Wasser verdorben ist? Wie merkwürdig, daß Ihr's nicht seht! Ich habe es doch im Mikroskop untersucht. Ich meine, Mikroben! Tschudi blieb bis zum letzten Moment überzeugt, daß die Bilder von Leibl, Feuerbach, Marées, von Menzel, Manet, Cézanne, Renoir, Degas, von Liebermann und Trübner, die er in die Galerie gebracht hatte, und auch die von Géricault, Daumier, Delacroix und Corot, die er hereinbringen wollte, ausgezeichnet seien. Denn er hatte sie sich angesehen. Und am Ende glaubt er es auch heute noch. Wenn ihm Einer sagte, es sei doch eigentlich unverantwortlich, was ihm widerfahre, kam er immer wieder auf Bilder und Kunst zu reden. Es war wie eine fixe Idee. Dabei immer kühl, gelassen, reservirt. Ging nur aus sich heraus, wenn es darauf ankam, seine Meinung zu bekennen. In Kunstfragen von einer Offenheit, als ob es sich um die ernstesten Dinge handle. Es war die Offenheit eines Menschen, dessen Urtheil, selbst wenn es irrt, die gute Organisation der Anschauung sehen läßt. Uebrigens schien ihm seine Thätigkeit nichts so Besonderes. Schöne Dinge auswählen: es war eigentlich keine Hererei. Mancher Großkaufmann that das Selbe und noch eiserne Arbeit in anderem Beruf dazu. Das sprach wiederum nicht die Bescheidenheit, eher der Stolz eines Menschen, der über seiner Stellung, über seinem Beruf zu bleiben gesonnen war. Es kam mir immer ein Bißchen lächerlich vor, wenn man ihn Herr Professor oder Herr Geheimrath anredete.

Diese Reserve jenseits von Beruf und Amt war es, was mich und manchen Anderen anzog. Wir sahen weniger den Gelehrten in ihm als Das, wofür es in Deutschland kein elegantes Wort giebt: einen Menschen, meiner wegen einen Aristokraten von sehr seltener Sorte, einen reichen Menschen, zu dessen natürlichen Eigenschaften unter anderen auch die enge Fühlung mit den Schönen Künsten gehörte. Die Kunst war ihm natürlich, was sie einem ordentlichen Beamten eines uniformirten Agrar-Industriestaates nie im Ernst werden kann. Er behielt auch ihr gegenüber seine Reserve, aber hier nicht nur aus Respekt vor sich selbst, sondern auch aus Respekt vor der Sache. Tschudi unterscheidet sich dadurch von allen anderen offiziellen Kunstbessenen, daß



ihm jegliche Art von Spezialistenthum abgeht. Nicht nur im engeren Sinn des Wortes. Es gab keine größere Dummheit als die, ihm nachzusagen, er identifizire sich mit der Sezession oder mit dem Künstlerbund. Das wäre ihm wieder viel, viel zu langweilig gewesen. Dagegen erwies er als Galeriedirektor eine Gründlichkeit, zu der es Spezialisten ihrer Art nach nie bringen können. Er begnügte sich nicht mit der bibliographischen Kontrolle seiner Objekte. Als er Menzel suchte, machte er eine Ausstellung Menzels, die, ohne daß Jemand etwas Böses merkte, ohne jedes Unterstreichen, die Menzelforschung auf den Kopf stellte; und bei dieser Gelegenheit fielen der Galerie die kostbarsten Schätze des menzelischen Genius zu. Als er dem so gefundenen frühen Menzel die rechten Nachbarn deutscher Herkunft geben wollte, machte er die Jahrhundertausstellung, die noch viel mehr auf dem Kopf stellte und seit der wir anfangen können, die deutsche Kunstgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts zu schreiben. Er kam von den Alten her, war, bevor er die Galerie übernahm, Bodes rechte Hand gewesen und behielt in der neuen Stellung alle Interessen der alten. Er liefert einen der vielen Beweise für die Thatsache, daß alte Kunst und neue Kunst, sobald es sich um Meisterwerke handelt, untrennbar sind. Daß er in München die beiden Ressorts in eine Hand bekommt, dürfte dem lederen Buch deutscher Kunstpflege eine schöne Seite zufügen.

Diese Freiheit des Urtheils, die Unabhängigkeit von allem Spezialistenthum und aller Koterie macht ihn zum Ideal eines Museumsleiters. Da ich es hinschreibe, kommt es mir fast langweilig vor. Er hat das Zeug zu mehr. Ich stelle mir den idealen Freund eines Monarchen, der gute und schöne Dinge will, so ähnlich vor. Natürlich nicht in einem Agrar-Industrie-Militärstaat.

Und deshalb ist es gut, daß er gegangen ist. Nicht für Berlin, noch weniger für ihn zum Schaden. Es ist dumme Phrase, zu behaupten, daß Berlin vor unabsehbaren Zeiten eine Stätte der Kunst und der rechte Ort für Leute vom Schlage Tschudi werden könne. Ich kenne nicht die Dinge, mit denen den Eingeborenen Berlins lebendige Begriffe von Würde innerhalb und außerhalb des Berufes beigebracht werden können; aber sie sind jedenfalls von anderer Art als Bilder und Bildergeschichten. München aber wünschen wir, es möge den seltenen Mann festhalten, den man hier mit einem weinenden, einem lachenden Auge ziehen ließ.

Julius Meier-Graefe.



Es war nie das Zeichen von Tüchtigkeit und Stärke, Alle zu Freunden zu haben. Ein Mann wie Tschudi mußte Feinde finden. Daß diese Feinde auf der Seite der Kunstbongzen sitzen, die den Patriotismus und die ganze deutsche Kunst gepachtet zu haben glauben, ist natürlich. Was Tschudi gethan hat, ist bewundernswerth und des höchsten Lobes würdig. Das konnte nur ein Mann leisten, der durch die alte Kunst geschult ist, der dort sehen und unterscheiden gelernt hat, über ein reiches Wissen und ein offenes Auge verfügt, die Perle schätzt, auch wenn sie in rauher Schale liegt, und gerecht einem Jeden giebt, was eines Jeden ist. (Walter Leistikow in der „Zukunft“ vom sechsten Februar 1897.)





## Die Wiederkunft.

Das Thor schlug zu und dahinter war eingeschlossene Stille. Die aber hatte ihre eigenthümliche und eindringliche Beredsamkeit, als ob alle Worte, all das hilflose Weinen, das seit Jahren aus den vielen Zimmern und Sälen klang, doch nie eigentlich verhallt wäre. Immer, irgendwie mußte es da sein; oder es waren vielleicht auch nur Gedanken, die nie zum Worte geboren wurden, verzweifelte und lebensmüde Gedanken. Und dann war da der sonderbare Geruch; überall lastete er wie müde Schwere, in der Vorhalle und in den hellen Gängen der Klinik. Alles lag da in einer kalten Reinlichkeit; aber auch diese zwang die Empfindungen unentrinnbar zu dem Ursprung ihrer Nothwendigkeiten hin.

Darum war es wohl, daß Frau von Irnelin unwillkürlich ihre Stimme dämpfte und, vielleicht unbewußt, ihr etwas langes Straßenkleid mit der Hand kürzte. Die Gesellschafterin Marilla von Roeder ging mit einem ängstlich verlegenen Gesicht neben ihr her; befangen in einem Unerklärlichen, machte sie sich, um dieses Angstgefühl zu übertönen, wie wenn Kinder im Dunkeln singen, Ablenkungen in Gedanken; sie beobachtete die kleinen Füße der jungen Oberin, die in Schuhen mit etwas abgelaufenen Absätzen steckten, und dachte, daß diese Füße müde sein müßten von dem vielen Laufen auf den harten Fliesen. Die Oberin eilte immer ein Wenig voran; ihr schneeweißes Kleid hatte keine weichen Falten, es stand und knitterte unaufhörlich und verursachte ein seltsames Geräusch in der Stille. Dieses Geräusch ging stets mit; auch jetzt streifte das weiße Kleid mit einem unnachgiebigen Auflehnen die Thür des Saales, die sich lautlos von selbst schloß.

„Hier ist nun der große Entbindungsaal. Ein schwerer Fall; man konnte noch nicht an Umbetten denken.“

„Wie kann sie nur so laut und unbekümmert reden und gehen?“ dachte die junge Roeder und starrte auf das Bett, das, wie ein einzig heller Fleck, alles Licht der großen Fenster auf sich zu konzentriren schien. Die Wöchnerin darin lag wie tot. Ihre von der Arbeit harten Hände waren bläulich gegen das Weiß der Decke. Raum ein Erkennen verzerrte ihren Mund, als die Oberin kam. Die Besucherinnen blieben etwas zurück. Die Oberin aber begann, zu sprechen; als zeige sie hier die Merkwürdigkeiten eines Museums (so kam es Marilla von Roeder vor).

„Ja, die Verchner; schon das dritte Mal. Und ohne Kaiserschnitt gehts nicht ab. Daß das Kind lebt, daran ist ohnehin nicht zu denken. Sie weiß Das genau und der Mann auch. Aber wie so Leute sind: ein Einsehen kennt Das nicht; es ist eben meine Frau, sagt der Mann.“

„Und die Frau selbst?“ Marilla von Roeder fragte es mit verhaltener und doch fast leidenschaftlicher Stimme.

Die Oberin machte eine Geste: „Wie so'n stumpfes Thier; als ob sie nichts begriffe.“ Damit war die Verchner abgethan. Die Oberin wandte sich seitwärts, griff nach blinkenden Dingen und hob sie hoch.

„Sehen Sie, Das sind Zangen; Kornzangen, Klemmen, alles Erdenkliche.“

Und das Erdenkliche, das Marilla von Roeder eher ein Unausdenkliches scheinen wollte, wurde herausgenommen und mit den Geräthen klapperten die Hände dieser Frau, abgestumpft von Gewohnheit, in den Kästen und verriethen eine achtlose Grausamkeit, die, verstärkt durch Worte und Erklärungen, die An-



deren in nervöses Abwenden zwang. Diese fremdartigen Reihen der Instrumente (wie fasziniert hatte die kleine Roeder sie angestarrt, all die Glanzlichter) waren ihr noch vor Augen. Ueberhaupt so seltsam Alles, als ob ein Nebel um sie sei; und immer nur Eines riß wie ein Bangen durch ihr Bemühen, aus diesem Seltsamen herauszukommen: daß ihr all Dies so bekannt vorkam, als ob sie Alles schon genau so erlebt habe. Dieser endlos große, leere Saal mit den hohen, hellen Fenstern, davor das Bett, auf langen eisernen Füßen mit Rollen. Und die Rollen waren nach innen gedreht. Das war doch schon einmal so gewesen? Und die Frau; so furchtbar war das Bild dieser Frau. Augen hatte sie, als ob sie nie die Sonne gesehen hätten, und sie starrten bewegungslos unter den schweren, matten Lidern immer geradeaus auf die helle Saalwand, als sei dort ein Bild, ein bannendes Mene-tel, das nur sie sieht. Der Saal hatte die verzweifelten Schmerzensschreie all der Vielen getrunken, hundertfaches Sterben und Verderben hatte sich an die Sohlen der Entlassenen mit grauen und unsichtbaren Fäden geheftet, an die Sohlen Derer, die hier mit einem Hoffen gegangen waren.

Und dann war es, als fühle man den Tod selbst in diesem Raum. Wie eine Angst stand ein Unsagbares in der Stille; und darum die wilde, tonlose Symphonie des Anderen. Und noch Eines war: abseits von dem Bett stand ein sonderbarer Kasten auf hohen Füßen. Und der Kasten war so unheimlich, weil er so leer war, so armselig leer, als schreie er ein verzweifelttes Klagen hinaus in die große Dede des Saales. Es war eine Wiege und leer: wie ein jämmerlicher kleiner Sarg.

„Ja, ja, Fräulein, sehen Sie . . . Aber Das ist nicht immer so; die Meisten nehmen schon ihr Kleines mit; Alle müssen vor ihrer Entbindung hier leichte Arbeit thun. Ganz umsonst, meinen Sie? Ach nein! Das geht schon nicht; und dann: diese Mädchen sind ja die Arbeit gewohnt. Meist finds Dienstmädchen, ganz ordentliche Dinger oft; aber gut haben sie es schon. Sehen Sie hier!“

Der kleinen Roeder war es gar nicht eilig, in das Zimmer nebenan zu kommen; aber Frau von Irmelin sah sich schon nach ihr um, denn die lebhafteste Oberin hatte eins der Neugeborenen hochgenommen, das sie bewundern sollten. Dabei war es schrecklich, mit den blöden und ausdruckslosen Zügen, erbärmlich und kraftlos. Auch kaum eins der anderen stach hervor; ob schwarz oder blond, waren sie so gleich und ihr quäkendes Weinen fast das einzige stete Geräusch Stunden lang. Am Fußende eines jeden Bettes standen die seltsamen kleinen Bettkästen.

Diese Kinder trugen alle das Stigma der Vergangenheiten, aus denen sie kamen, das auch zugleich ihres ganzen Lebens künftige Möglichkeiten offenbarte. Und keins trug die Glorie einer Liebe. Fräulein von Roeder stand daneben wie ein gehorames Kind und machte große, bange Augen.

Diese Frauen alle, in ihren hellen Betten, sahen einander so entsetzlich ähnlich; unpersönlich und leer; nicht einmal der Schmerz hatte diese Züge menschlich vertieft; blasser Masken waren es, die ein heimlich Lauerndes verbargen.

Noch mehr solche Zimmer: und immer wurde dieses unheimliche Bewußtsein verstärkt, so daß Fräulein von Roeder sich gar nicht mehr wunderte, nur dachte, in einer seltsamen Müdigkeit: Wann und wo habe ich das Alles schon gesehen?

„Aber, Fräulein, wo bleiben Sie denn nur? Schnell! Dieses Regentwetter! Besorgen Sie einen Wagen; ich warte so lange in der Halle!“

Und dann schlug wieder das Thor zu; und zurück blieb die Stille.



Wie die Lupinen dufteten!

Schwer lag die Sonne auf den Feldern; die Ferne war wie ein goldenes Meer und das ganze weite Land wie eine jubelnde Offenbarung der Ernte.

Und frei, frei sein! Wie lange? Ach, Marilla wollte einmal nicht denken müssen, nur fühlen, fühlen, wie mit geschlossenen Augen, das Leben wissen.

Das geliebte Land ihrer Heimath. Es war, als wachten all die verlangenden Träume ihrer Kindheit wieder. Sie fühlte das Lied des Lebens, in wilden Melodien, die sie zu den Mauern rissen, weiter tobten in Fernen und sie dann zurückgelassen hatten, mit leeren Händen.

Aber das Land ihrer Heimath hatte gelächelt, bis auch sie lächelte; seine stillsten Offenbarungen waren ihr gegeben und daraus war all das harte Müssen des Tages so wehenlos geworden, ein Schatten ferner Wolken, der das geheime Verheißten ihrer Seele nicht berührte.

Ach, dieses geliebte Wissen! Wie ein verborgenes Leuchten war es; sie hätte es zärtlich berühren mögen, mit ihren Händen, ihren offenen Händen. Würde es sein, daß einmal ein geliebtes Fühlen sich ihnen gab? Und doch wußte sie: sie würde ihn hier wiedersehen. Jahre lagen dazwischen. Sie würde ihn wiedersehen. Alles versank vor dieser jubelnden Freude. Beide hatten ihr Geschick des Wartens müssens getragen; selten nur Briefe. Und doch wars zu dieser Stunde, als sei er gestern erst gegangen, — und nur, um wiederzukehren.

Und dann? War dann wieder die Bitterniß des Gehens und die einsamen getrennten Wege? Würde nie ein Unsichtbares sie einen? War das Ziel noch weit, weit wie der Himmel am Rande der Ebene? Konnte es nicht sein, daß er kam, ein Sieger, und sie mit sich riß, heraus aus den ewig gleichen Tagen?

Wie die Lupinen duften! Sie stehen wie goldene Kerzen, vereinzelt, und fließen zusammen in Fernen und sind zuletzt wie ein goldenes Meer und strömen über das Land schwere, berauschte Wogen.

Und sie sah in die Ferne, auf den Weg, den er kommen würde. Sie grüßte ihn mit der jung erwachten Sehnsucht ihrer Kindheit. Morgen, ach, morgen schon! Sie grüßte ihn mit dem verlangenden Lächeln ihrer Liebe.

Und dann war über den Tagen die Leichtigkeit der Freude. Jede Stunde spielte im Geheimen mit vorgestreuten Blumen: als hätte ein Band sich gelöst, so viele waren es geworden, — und alle kamen sie aus der einen Fülle, die irgendwo wartete . . . Und nun war der späte Abend gekommen; er trug ein Fest, das sang in fernen, verträumten Liedern durch den Garten.

Beide gingen sehr still, Hand in Hand und blieben dann stehen und starrten in das Wasser. Es war seltsam dunkel und trug doch die Helle des Nachthimmels, eine fahle Helle, der die Sterne sich zärtlich und weich in sonderbaren Kränzen hingegen hatten. Irgendein leiser Wind neigte die Uferweiden und bewegte die bunten Laternen, die im Spiegel des Wassers wie glühende Augen flammten und warteten und durch die das Bild ihrer Gestalten, nur aus verschiedenen Farbwerthen kenntlich, feierlich, wie durch ein sonderbares Märchen, ging. Sie sah immer wieder dieses Bild und ihren hilflos hangen Augen wurde die Fremde ein Vertrautes, wie die Offenbarung eines werdenden Geschehens, das doch zugleich ein Müssen und Sollen trug; aber es würde ein Geliebtes bedeuten: mochte in ihm auch der Untergang sein.

Die Nacht sprach so seltsam und lockte. Die Sträucher und Büsche, wie



geheimnißvoll schützend, breiteten sie ihre Schatten über die Wege, die nie so einsam gewesen wie in dieser Nacht. Und über Allem lag ein zärtlich und weich verträumtes Singen. Das Wasser floß und einte ihr Bild; sie sah es eher, als sie es fühlte. Ihr Bild wurde eins im Wasser, über dem dunklen Grund.

Sie fühlte seinen begehrenden Mund auf dem ihren . . . Und immer ferner sangen die sehnsuchtfranken Lieder durch den Garten.

Die Nacht lag über reiseichwerem Land.

War die Zeit stillgestanden — versteint in grenzenloser Leere? Oder lag eine Ewigkeit des Grames und des Herzeleides zwischen den grauen und den grauenvollen Tagen? Marilla begriff es nicht mehr. Ein unsichtbares Wesenloses, das doch immer so furchtbar da war, überschattete sie; und sie saß und starrte mit unverstehenden Augen durch die Leere ihres armsäligen Zimmers, wie in Fernen.

Ach, die goldenen Lupinen! Jrgendwo dufteten sie.

Und dann waren Melodien . . . Eine wunderselige Schönheit! Einmal hatte ihr sehnsüchtiger Mund das Leben geküßt; und danach war es, als sei sie verstoßen. Das grenzenlose Nichts. Alle Qual lag darin und doch war es so leer.

Draußen tropfte der Regen, immer im gleichen Ton; tropfte, tropfte; und der Klang bohrte sich in ihr Ohr. Jeder andere Laut, Alles versank, nur der Ton bohrte, formte ein Wort.

Sie kannte das Wort. Tausendmal war es in ihren verwüsteten Gedanken versunken und doch immer wieder da, wie jetzt in dem Ton: Tot, tot; er ist tot. Lange vorbei. Ihre Gedanken taumelten in diesem wirren Tanz des Gewesenen. Ueber Allem aber war dies Unsichtbare, Wesenlose und kam, kam immer wieder, schwer und schwerer, bis es zuletzt greifbar und starr wie ein Schwert stand.

Es weckte ihre armsäligen Nächte und bohrte ein hohnvolles Gelächter in das Schweigen ihrer Verlassenheit, bis ihre müde Seele endlich der grausamen Gewißheit ihres Schicksals sich beugte.

Und dann kamen Wochen und Monate und die kleine Roeder saß bis tief in die Nacht in der selben jämmerlichen Stube und schrieb. Bogen um Bogen füllte sie mit ihrer feinen Schrift. Abschreibearbeit: Das war ihr Leben, das keine Zukunftsmöglichkeiten mehr trug. Es war eine unerträglich schwere Bürde. Sie ging durch diese Nacht und beugte ihr Haupt und schloß die Augen den allzu fernen Sternen. So gingen die Wochen, Tage und Nächte. Immer nur Eins noch mußte sie zuletzt: dahinein durfte kein Schlaf kommen, nein, Arbeit, nur Arbeit!

Sie mußte ja Geld haben, Geld, um zu leben; dann behielt man sie. Alle Anderen, Die von früher, hatten ihr, fast ohne ein Wort, fast ohne Geberde, nur abwehrend im Schweigen, gesagt, daß sie gehen müsse; hier behielt man sie, wenn sie Geld gab. Geld! Geld! War es Das, was so seltsam vor ihren Augen irrte, hell war und dann dunkel?

Es kirrte. Dann war es ein Singen. Ein leeres Wehen schloß ihre Augen; aber das Singen, das Feine, wie aus Gärten . . . So dunkel lagen die Gärten . . . Aber Sterne, doch Sterne! Immer schneller, schneller, Wirbel — Gold, Gold, das näher sich schwang, zu ihr wollte, ach, zu ihr sollte, in ihre weit offenen Hände, ihre schmerzhaft offenen Hände . . . Da: nun hielten sie das Gold nicht mehr; es war



zu spät gekommen, über Allem war das Dunkel und die Schwere, das Fernsein der Betäubung.

. . . Die hellen Lichtreflexe an der Decke wurden immer größer; manchmal verschoben sie sich. Sie waren wie goldene Arabesken, und wenn draußen der Wind die Bäume bewegte, tanzten und flutheten sie durcheinander, bis es war, daß sie herabglitten, ganz nach unten, und auf Marillas Bett hasteten.

Sie lag in müdem Halbwachsein und starrte diese goldenen Flecken an. Beinahe wollte sie danach greifen; doch das Gold verging ihren Händen; Alles war entgleitendes Zerfließen. Noch lange lag Marilla sehr still; wie in einem leisen Hinübergehen wars: man weiß nichts mehr und sieht die Dinge und sieht sie auch wieder nicht und nur Melodien sind irgendwo, die manchmal wie Chöre rauschen.

„Dies hier ist ein schwerer Fall.“

Diese Stimme drang in Marillas undämmertes Bewußtsein wie ein grelles Licht. Sie wollte sich jäh aufrichten, aber irgendeine sanfte Gewalt hinderte ihre schwachen Schultern. Und dann die Worte. Aber woher? Woher?

In einer verzweifelten Anstrengung versuchte sie, klar zu denken. Wenn nur dieser sonderbare Nebel nicht gewesen wäre! Er lag über den Dingen, daß sie wie in Fernen und darin fast unwirklich schienen. Manchmal beugte sich ein sehr stilles Gesicht über sie hin. Und zuerst hatte Marilla dem tiefen Fragen dieser Augen die ihren geschlossen. Nun sah sie mit einmal, daß dieses Antlitz ein Wenig lächelte; und dann kannte sie auch dieses Lächeln. Alles kannte sie; aber woher? Woher?

Diese seltsame, süß schwere Luft, der Saal, dessen öde Leere ihr doch schon einmal so sonderbar fremd und doch vertraut gewesen. Es hatte etwas unerklärlich Beängstigendes, daß seine Größe die Stimmen der Menschen verschlang. Oder sprachen sie nicht, bewegten nur die Lippen? War Das ihretwegen? Ach, sie war müde, so müde . . . Alles war still in ihr wie eine Heimkehr, ein Erfüllen. Keine Fremde, kein Grauen mehr . . . Selig müde schlummerte sie in dem großen Bett, das ganz allein vor den Fenstern des Saales stand, wie verloren in der Leere.

Das Sterben, das mit lauernden Augen Stunden gewartet, ging hinaus.

Immer tiefer sank die Sonne; aber dann, am Abend, ging irgendetwas vor. Da war ein langer Gang und dann (nun sah sie es) ein anderer Raum und in diesem Zimmer waren Betten und in jedem lag eine blasser Frau. Und Marilla dachte, daß Alle so bleich und so fern aussahen und so leer. Und dann fühlte sie, daß die fremden Augen sie beobachteten. Das war schrecklich. Sie drückte ihr Gesicht tief in die Kissen, aber es half nicht; sie fühlte diese Blicke, diese unguten Blicke. Plötzlich schlug ein Seltsames in ihr Bewußtsein, wie die Offenbarung eines Namenlosen. Erst ein Ton, ein leises Weinen war es, das aus irgendeiner Verborgenheit zu kommen schien; und dann war es nicht mehr vereinzelt; viele waren es und schrien, schrien alle in dem selben hilflosen Jammern. Wie in einem jähen Entsetzen richtete Marilla sich auf und kannte ihr Schicksal und kannte den Saal . . . Alles, Alles kam zurück in diesem einen Ton, diesem jämmerlichen Kinderweinen. Und dann, wie ängstlich, ging ihr suchender Blick dahin, wo zu Füßen ihres Bettes, wie bei den Anderen, ein armsäliger kleiner Kasten auf hohen Füßen stand . . .

Er war leer.

Schloß Dornburg.

Maria Gräfin Gneisenau.



## Die alten Orakel.\*)

**V**om Standpunkt der modernen Bildung aus kann man kaum abschätzen, was die Orakel im Alterthum bedeuteten, wofern man nicht mit dem Mediumismus und Spiritismus von heutzutage vertraut ist. Sie haben den selben wesentlichen Charakter, obwohl Unterschiede bestehen, durch welche sie so scharf getrennt werden, daß nur der Philosoph oder wissenschaftlich geschulte Geist ihre Wesensgleichheit entdecken kann.

„Gott“ steht in unserer Zeit für einen hoherhabenen Begriff, noch idealisirt durch den ganzen sittlichen Fortschritt, der durch all die Jahrhunderte seit dem Verfall der griechisch-römischen Kultur erreicht worden ist, und stellt daher ein Wesen oder einen Geist dar, ohne menschliche Beschränkungen und mit einem für den Maßstab des Menschen mehr oder weniger unerforschlichen Willen. „Religion“ ist Verehrung und Gehorsam gegen dieses Wesen mit all der philosophischen Einsicht und Bildung jener Zeiten, die mit dieser Geistesrichtung verbunden waren, während die Gebräuche des Alterthumes in diesem Wandlungsprozeß ihre Bedeutung nach und nach verloren hatten. Wenn wir daher heutzutage von „Gott“ und „Religion“ sprechen, so denken wir an Gebräuche, Glaubenssätze und Begriffe, die aus ihrem Zusammenhang alle Handlungen und Formeln gänzlich ausgeschieden haben, welche im Alterthum thatächlich das Wesen des Göttlichen und der Religion bestimmten. Wenn man sagt, die Orakel seien den alten religiösen Einrichtungen im Wesen verwandt gewesen, so spricht man eine wichtige Wahrheit aus, aber man hat damit noch keinen sicheren Begriff von Dem, was die religiösen Einrichtungen der Alten waren. Selbst wenn wir uns die Orakel ausführlich beschreiben lassen, bekommen wir noch keinen deutlichen Begriff davon, was „Religion“ für jene Zeiten bedeutete.

Wir Alle kennen die rein menschliche Natur der alten Vorstellungen vom „Göttlichen“; und doch stellen wir uns kaum vor Augen, wie eigentlich diese Natur war und wie weit sie sich erstreckte, bis wir ihre Mythologie lesen und an die durchschnittlich herrschende Unwissenheit denken. Die Götter waren oft nur vergöttete Helden, oft auch nichts als beifigirte Naturkräfte mit geringem Unterschied zwischen dem Menschen und der Natur, die auf diese Weise zu Göttern wurden. Die Götter hatten ihre Eifersucht, ihre Liebe und ihren Haß, sie hatten menschliche Leidenschaften und Beschränkungen und waren in jeder Beziehung die launischen Geschöpfe, die eine solche Zeit als ideale Mächte ansah. Auch waren die Götter so zahlreich wie die Kräfte oder abstrakten Begriffe, die sich der Mensch in der Weltordnung dachte. Es gab keine sittliche Idealisirung dieser Kräfte und Begriffe, wie sie in der jüdischen Auffassung des Göttlichen zu Tage trat und eben so in der christlichen, die aus der jüdischen hervorging, nachdem diese eine monotheistische Form angenommen hatte.

Der Monotheismus konnte sich in Griechenland und Rom nie ernstlich festsetzen. Der Philosoph Xenophanes griff den Polytheismus seiner Zeit an und behauptete, das Göttliche sei nur ein Einziges. Aeschylus drückte die selbe Auf-

---

\*) Ein Abschnitt aus dem Buch „Probleme der Seelenforschung“, das bei Julius Hoffmann in Stuttgart erscheint und dessen Autor mit dem (gelungenen) Versuch, „das ganze Gebiet des Uebernormalen zu durchwandern“, den Wünschen der heute Lebenden, wie der Franzose Camille Flammarion, früh entgegengekommen ist.



fassung aus und so thaten vielleicht alle einsichtsvollen Männer jener Zeit. So weit die Philosophen überhaupt für die Religion Interesse zeigten, waren sie ihrem Gefühl nach Monotheisten, aber die Reaktion gegen die übertriebene Vermenschlichung ihrer Zeit führte sie eher zu einer unpersönlichen Auffassung des Göttlichen hin. Die Kluft zwischen ihnen und dem Geist der Menge war fast nicht mehr zu überbrücken. Alle Religion, die der Philosoph etwa hatte, stand rein nur im Licht der Vernunft, wie es vielleicht zu jeder Zeit der Fall ist, und hielt sich fern von dem Aberglauben der Masse. Es bestand keine Neigung, sich Etwas anzueignen von den allgemeinen Vorstellungen und Gebräuchen, ausgenommen mit Rücksicht auf soziale oder politische Zwecke. Die ungebildeten Klassen hatten ihre Freiheit in religiösen Dingen, während die gebildeten die Regierung innehatten. Der Religion war kein ausgesprochenes soziales Amt zugetheilt. Sie besaß im Allgemeinen kein System der Erlösung über das Grab hinaus, verbunden mit ihren Pflichten und Gottesdiensten, wie die spätere Religion es hatte. Das Interesse an der Religion lag für den Frommen des Alterthumes in dem Leben und den Handlungen des Alltages und besonders in dem Theil, der eher sein persönliches Wohl als seine sozialen Pflichten betraf. Für eine aristokratische Regierung, die an religiösen Dingen höchstens als einem Mittel zum Schutz ihrer Macht interessirt war, bestand kein Grund, die Religion zu reformiren: und so überließ man sie mit ihren Gebräuchen dem gewöhnlichen Volk, während Intelligenz und Bildung sich an Wissenschaft und Kunst angeschlossen. Zwischen den beiden das Gemeinwesen bildenden Klassen bestand keine Gemeinschaft des Lebens und der Interessen wie in demokratischen Zeiten. Der Aberglaube der einen Klasse war so empörend, daß er vor dem kritischen Auge der anderen nicht standhielt, und der Rationalismus der intelligenten Klassen fand kein Verständniß in den nur an menschlich-sinnliche Vorstellungen gewöhnten Köpfen Derer, die beherrscht wurden.

Es bedurfte einer anderen Religion, um einen Sauerteig in das tägliche Leben des Menschen zu bringen. Das griechische Denken verstand es nie, die Zukunft befriedigend zu idealisiren, und obgleich es die Gegenwart nicht liebte, suchte es sie doch durch die Kunst zu verschönern und fühlte in deren Ausübung nicht jenen Widerstand, der die christliche Auffassung von der Natur beherrschte. Man konnte die köstliche Seite der Natur sehen, und da sie besser war als die widersinnige häßliche Zukunft, die der Glaube an ein zukünftiges Leben mit sich brachte, so bestand kein solcher Widerwille gegen das sinnliche Leben, wie er die Anschauung des Christen kennzeichnet, der es vom Standpunkt einer hoch idealisirten Unsterblichkeit und göttlichen Weltregierung aus betrachtet. Das Christenthum stellte die Auffassung der Griechen auf den Kopf und führte so zur Mißachtung der Orakel, deren Offenbarungen unreiner und sinnlicher Art und so für das Ideale unannehmbar oder auch jenes eitlen Inhaltes waren, den das Ideale verwarf, so lange es eine Macht über die menschliche Ueberzeugung hatte. Unabänderlich ergeben der Hoffnung auf ein goldenes Zeitalter nach dem Tode, dem Gedanken an die moralische und soziale Gleichheit der Menschen vor dem göttlichen Gericht, der Lehre, daß das persönliche Heil wenigstens zum Theil von dem richtigen Verhalten gegen die übrigen Mitglieder der Gemeinschaft abhängt, und der Mißachtung des sinnlichen wie der Ueberschätzung des geistlichen Lebens: so war die neue Anschauung in gleichem Maß geeignet, das Ansehen der Orakel zu



zerstören und die Vorherrschaft der Philosophie und der Staatsweisheit zu beeinträchtigen. In allen ihren Wandlungen und trotz vom Heidenthum überkommenen Einflüssen hat diese Anschauung ihren Gegensatz zu den alten Religionen aufrecht erhalten; und sie war so wenig geeignet, die Orakel zu verstehen, wie berechtigt, sie zu mißachten, während sie bestrebt war, Macht und Einfluß sowohl der Philosophie als der Politik den Interessen des Volkes gegen die Tyrannei der bevorzugten Klassen dienstbar zu machen. Dies gelang ihr schließlich durch Belebung einer besseren Einsicht, welche der Orakel nicht bedurfte und ihnen auch die Führung der Unwissenden entwand. Obgleich sie in ihrem Gottesbegriff immer noch einige Elemente rein menschlicher Auffassung bewahrte, wählte sie eine mittlere Linie zwischen den Ausschreitungen des Polytheismus und der unpersönlichen Blässe des monotheistischen Pantheismus und verlieh dadurch dem Göttlichen eine solche Würde, daß seine Offenbarungen sich nicht länger zu den Spielereien und Zweideutigkeiten eines Orakels erniedrigen konnten.

In ihrer Verbindung mit den Orakeln verletzte die griechische Religion das feinere Gefühl und die höhere Einsicht in gleicher Weise und erst nach ihrer Veredelung durch die Kunst gewann sie für die gebildeten Klassen Interesse. Die Folge war, daß ihre Feiern und Formeln den Unwissenden und Abergläubigen überlassen wurden, die eine größere Klasse bildeten als in unserer Zeit. Die Leichtigkeit, mit der das Wissen ausgebreitet werden kann, hat die Zweiselsucht und Abneigung gegen das „Uebernatürliche“ allgemein gemacht. Im Alterthum aber war weniger Gelegenheit und keine Neigung vorhanden, die Massen zu unterrichten, und so mußte ihnen aus sozialen und politischen Gründen die Religion erhalten bleiben. Diese äußerte sich am Meisten im Befragen der Orakel und in Opferfeiern, um die erzürnten Gottheiten zu beschwichtigen. Das Christenthum kam und hatte nur einen Mittler zwischen dem Einzelnen und der Gottheit. Sonst hatte Jeder sein eigenes Heil zu wirken, so daß auch hier wieder die geistige Richtung seines Systemes die Orakel entbehrlich machte.

Ich spreche nicht von der wilden Herkunft der Orakel, obgleich sie wahrscheinlich auf solche Gebräuche der Urbölker zurückgehen, die aus Geisterbetrachtungen und Aehnlichem erwachsen sind. Das Interesse beginnt für den psychischen Forscher da, wo die Form der Feier und der Ceremonien einen gleichsam organisirten Versuch zeigt, Kräfte zu befragen, die man in Verbindung mit der Gottheit oder abgeschiedenen menschlichen Wesen glaubt. Diese traten besonders deutlich hervor bei den Orakeln, deren Ursprung sicher in fabelhaftem Halbdunkel liegt. Wie aber Bildung und Einsicht wuchsen, verloren sie entweder an Glauben oder wurden den Klassen der Unwissenden überlassen, die mit ihnen anfangen konnten, was sie wollten.

Daß sie die Vorläufer unserer modernen Medien waren, geht aus der Art ihrer Erscheinungen hervor, wenn auch ihre Beziehungen zu den religiösen Gebräuchen der Zeit die Wesensgleichheit verhüllt. Auch hat der Einfluß des Christenthumes, der ihnen entgegenarbeitete, besonders auch, weil man sie mit dämonischer Besessenheit verbunden wählte, sie gezwungen, ihre Ausübung von der Religion zu trennen und zu einem bloßen Lohnberuf zu machen. Aber die alte Kultur hing so sehr von der Aufsicht über die Unwissenden und Abergläubigen ab, daß es unerläßlich war, die Orakel mit der Religion zu identifiziren, was ihnen eine der priesterlichen gleiche Macht verlieh. Versuchungen boten sich an, wie heutzutage,



diese Macht zum Vortheil verschiedener persönlicher und politischer Interessen zu mißbrauchen. Daß ein solcher Mißbrauch bestand, geht hervor aus der Zweifelsucht der einsichtsvollen Leute, auf welche diese Erscheinungen solchen Eindruck gemacht hatten, daß sie ihnen nachspürten oder sie befragten. Sokrates, der selbst einer anscheinend äußeren Stimme unterworfen war, die ihn bei manchen seiner Handlungen leitete, ging hin, um die Vertrauenswürdigkeit des Delphischen Orakels zu prüfen. Kroesus sandte Boten, das selbe Orakel in eigenen Angelegenheiten zu befragen, wollte ihm aber erst dann vertrauen, wenn er seine Echtheit an einem Versuch nachgewiesen hätte. Aeschylus bemerkte wohl die Gefahren, welche die Auslegung der Orakel begleiteten; denn er läßt durch den Mund der Io in seinem „Gefesselten Prometheus“ die Feststellung machen, ihr Ahn habe „manchen Boten abgefertigt nach Pytho und Dodona, die Orakel zu befragen, daß er von ihnen höre, was sich für ihn gezieme, zu thun, daß er thue, was der Gottheit wohlgefällt. Und sie brachten einen Bericht zurück in zweideutigen Worten, unbestimmt, dunkel erstattet“. Bald wurde es schon im Alterthum zum Sprichwort, daß die Orakel zweideutig und unzuverlässig seien. Jedes Verzeichniß ihrer Aussprüche würde Das in weitem Maß anschaulich machen. Aristoteles, einer der ruhigsten und vorsichtigsten Geister Griechenlands, hatte sich mit den Erzählungen von orakelhaften Träumen und ähnlichen Erscheinungen zu befassen und sein Urtheil, das die Zweifelsucht der gebildeten Klasse enthält, lautet: „Es ist weder leicht, solche Dinge zu verwerfen, noch auch, sie zu glauben.“ Einzelne Gerüchte hätte man leicht der Mythe oder Legende zuweisen können; aber das Alterthum wimmelte von Orakeln und deren Verehrer waren zu zahlreich, als daß man jeden Fall mit der selben Antwort abthun konnte; so können wir die Haltung von Männern wie Aristoteles wohl verstehen, ohne seine duldsame Ueberzeugung anzunehmen. Es scheint Thatsache gewesen zu sein, daß viele der besten Geister jener alten Zeiten die Echtheit mancher Orakel zugaben, nachdem sie Vieles als Betrug und Illusion ausgeschieden hatten. Erfolgreiche Beispiele boten sich ihren abenteuernden Nachahmern damals so gut wie heute.

Es ist hier nicht der Ort, die Natur der griechischen Religion zu erörtern; doch kann ich kurz andeuten, daß ihre Hauptzüge in den Verrichtungen der Priesterschaft und in der Seherkunst zu erkennen waren. Die Seherkunst beruhte auf der Vorstellung, daß das Göttliche und das Menschliche in enger Beziehung stünden und durch geeignete Mittel der Rath und die Hilfe der Gottheit gewonnen werden können. „Nach der Anschauung dieses frommen Glaubens“, sagt Curtius, „steht die Gottheit mit der Welt der Natur und der Menschen in unlösbarer Verbindung. Wenn nun das moralische Gerüst, das den menschlichen Angelegenheiten als Stütze dient, irgendwelche Störung erleidet, so muß Dies auch in der Welt der Natur offenbar werden. Ungewöhnliche Naturerscheinungen am Himmel oder auf der Erde, Verfinsterungen der Sonne oder des Mondes, Erdbeben, Pest, Hungersnoth sind Zeichen, daß durch Uebelthaten der göttliche Zorn geweckt worden ist, und es ist wichtig, daß die Sterblichen wissen, wie sie diese göttlichen Fingerzeige verstehen und daraus Vortheil ziehen sollen. Hierfür bedarf es einer besonderen Fähigkeit, nicht einer Fähigkeit, die wie eine menschliche Kunst oder Wissenschaft erworben werden kann, vielmehr eines besonderen Zustandes der Begnadigung bei einzelnen Individuen oder Familien, deren Augen und Ohren den göttlichen



Offenbarungen offenstehen und die in höherem Maß als die übrige Menschheit an dem göttlichen Geist theilhaben. Dem gemäß ist es ihr Amt und Beruf, sich als Organe des göttlichen Willens auszuweisen; sie sind berechtigt, ihre Autorität jeder Macht der Welt entgegenzusetzen.“

Der Priesterschaft fiel die Auslegung der Anzeichen in der Natur zu und das Studium der Vorzeichen und Opfer veranschaulichte dieses Amt. Die Priester wurden die einzigen Ausleger der Orakel und alles Dessen, was mit der Seherkunst zusammenhing, die das geübte Mittel war, um eine Verbindung zwischen der Gottheit und den Menschen herzustellen. Die Priester waren jedoch nicht die nächsten Vermittler dieses Verkehrs, sondern nur dessen Ausleger und mußten sich daher auf die Personen oder Werkzeuge von besonderer Begabung verlassen, die in engere Fühlung mit der Gottheit treten konnten, und die wir heute Medien heißen würden.

„Der Gott selbst“, fährt Curtius fort, „wählt die Organe seiner Mittheilungen aus; und zum Zeichen, daß es nicht menschliche Weisheit und Kunst ist, welche den göttlichen Willen enthüllt, spricht Apollo durch den Mund schwacher Mädchen und Frauen. Der Zustand der Inspiration ist keineswegs ein Zustand besonders erhöhter Fähigkeiten, sondern die eigenen Fähigkeiten des menschlichen Wesens, ja, sein eigenes Bewußtsein sind gleichsam ausgelöscht, damit die göttliche Stimme um so lauter gehört werde; das von dem Gott mitgetheilte Geheimniß gleicht einer Bürde, welche die heimgesuchte Brust niederdrückt; es ist ein Hellsehen, aus welchem dem Geist der Seherin keine Befriedigung erwächst. Diese Seherin oder Sibylle ist Dem gemäß nicht selbst der Offenbarung fähig; das von ihr Verkündete ist ihr selbst eben so unverständlich wie ihren Zuhörern, so daß eine Auslegung nothwendig ist, um die Menschen in den Stand zu setzen, aus der Prophezeiung Vortheil zu ziehen. Zu diesem Zweck erschienen jene Personen und Familien, die durch die Verwaltung des religiösen Gottesdienstes der Gottheit am Nächsten standen, von Natur aus am Meisten geeignet; und Dies ist der Punkt, wo die Seherkunst und das Priesterthum, die ursprünglich nichts Gemeinsames haben, zuerst eine augenblickliche Verbindung mit einander eingehen.“

... Der poetischen Lebhaftigkeit des (inzwischen verstorbenen) F. W. H. Myers verdanken wir eine höchst interessante Beschreibung der Natur und des Ursprungs der Orakel. „Wenn wir das Wort ‚Orakel‘ definiren wollen, so sehen wir uns sofort vor die Schwierigkeiten des Gegenstandes gestellt. Der lateinische Ausdruck, den wir anwenden müssen, deutet in der That besonders auf die Fälle hin, wo die Stimme Gottes oder des Geistes wirklich gehört wurde, unmittelbar oder durch irgendeine wesentliche Vermittelung. Aber der entsprechende griechische Ausdruck (μαντεῖον) bezeichnet nur einen Sitz des Wahrsagens, einen Ort, wo man durch irgendwelche Mittel Weissagungen erhält. Wir dürfen auch die Orakel Griechenlands nicht als seltene und majestätische Erscheinungen ansehen, als Heiligthümer, von einer hochentwickelten Mythologie als unmittelbarer Wohnsitz eines Gottes gegründet. Sie sind eher die Ergebnisse einer langen Entwicklung, die umgestalteten Reste aus zahllosen Heiligen Stätten der Urbevölkerung. Die griechische Literatur hat uns eine Fülle von Spuren der verschiedenen Ursachen aufbewahrt, die dazu führten, einem bestimmten Orte den Charakter der Heiligkeit beizulegen. Besonders oft ist es eine Kluft oder ein Spalt im Boden, vielleicht mit giftigen Dämpfen oder dem Nebel eines unterirdischen Stromes angefüllt, oder auch nur,



in seiner schwarzen Nacht, einen Zugang zu den Geheimnissen der Unterwelt bildend. Dieser Art war die Klust des Klarischen, des Delischen und des Delphischen Apollo und das Orakel der weisagenden Nymphen auf dem Cithäron. Dieser Art war die Höhle des Trophonius; und sein eigener Name ist vielleicht nur ein Synonym für ‚Mutter Erde‘, unter ‚vielen Namen das eine Wesen‘, das zugleich nährt und offenbart. Manchmal, wie in Megara, Sikyon, Orchomenos, Laodicea, bildet sich das Heiligthum rund um einen *παῖδος* oder Fetischstein, der vielleicht zu einer Säule oder Pyramide gestaltet ist und anfangs meist mit dem Gott selbst identifizirt war, wenn auch nach der Erfindung der Bildhauerkunst seine Bedeutung verdunkelt oder vergessen wurde. Solche Steine überdauern alle Religionen und stehen in ihrer rohen Gestaltlosigkeit für uns da als die ältesten Zeugen Dessen, was der Mensch hoffte und fürchtete. Mitunter war der geheiligte Ort nur eine für die Beobachtung des Vogelfluges oder des Blitzes bevorzugte Stelle, wie des Teiresias ‚alter Sitz der Weissagung‘ oder die Feuerstelle, von der aus die Pythaisien, bevor die Heilige Gesandtschaft nach Delphi aufbrechen konnte, Ausschau hielten über den Ramm des Barnes hin nach dem Ruf der himmlischen Flamme. Oder es war vielleicht nur ein Ort, wo die Weissagung aus Brandopfern ungewöhnlich wahr und klar zu sein schien; in Olympia, zum Beispiel, wo, wie Pindar uns erzählt, ‚Wahrsager, aus dem Opfer prophezeiend, den hell leuchtenden Zeus versuchen‘. Es ist zwecklos, ausführlich von Hainen, Strömen und Berggipfeln zu sprechen, die in allen Gegenden der Welt das Verborgene dem Menschen nahebringen schienen durch geheimnißvolles Wogen, murmelndes Rauschen oder durch die Nähe des Himmelslichtes. Es genügt, zu erkennen, daß in Griechenland, wie in anderen Ländern, über welche aufeinanderfolgende Wogen der Einwanderung hingegangen sind, die geheiligten Stätten meist in den Urzeiten nach einfachen Gründen ausgewählt wurden. Als dann gebildeteren Geschlechtern folgten und Apollo kam, wurden die alten Heiligthümer neuen Gottheiten geweiht, die alten Symbole wurden umgestaltet oder verschwanden. Die Fetischsteine wurden von Götterbildern gekrönt oder von solchen verdrängt und in die Erde vergraben. Die Sibyllen starben in den Tempeln und die Insel des Sonnengottes trägt die Grabstätte der Mondtöchter des nördlichen Himmels.“

Legende und Geschichte machen Dodona zum ältesten Sitz der griechischen Orakel. Dort stand ein Tempel und Jupiter war die Gottheit, welcher er gewidmet war. Man glaubte, der Gott wohne in einer alten Eiche an diesem Ort, und verschiedene Berichte geben an, daß seine Offenbarungen durch das Rauschen der Blätter dieses Baumes geschähen oder durch das Tönen des Windes im Dreifuß, der immer mit der Einrichtung eines Orakels verbunden war. Eine Zauberin als Medium für den Gott scheint nicht dagewesen zu sein, sondern nur die priesterliche Deutung der Naturanzeichen, aus denen die Zukunft vorhergesagt wurde. Erst in späterer Zeit nahm die Offenbarung die Form mediumistischer Rede an. Das Dodonische Orakel war eine Auslegung von Naturerscheinungen und entstand offenbar aus altem Baumdienst. Die Eiche von Schechem, wo Jakob seine falschen Götter mit ihren Ohrringen begrub, die Haine von Beerseba und andere berühmte Stätten Judas waren jedenfalls Anzeichen des selben Gottesdienstes in Palästina.

Das berühmteste und bedeutendste Orakel war das in Delphi. Es war das Orakel Apollons. „Es lag ungefähr sechs Meilen landeinwärts von den Klüften des



Korinthischen Golfes in einer zerrissenen, romantischen Schlucht, die gegen Norden von dem steilen, mauerähnlichen Abhang des Barnaß, Phaedriades oder glänzende Felsen genannt, gegen Osten und Westen von zwei kleineren Rücken oder Ausläufern und gegen Süden von den unregelmäßigen Höhen des Cirphis abgeschlossen war. Zwischen den beiden Bergen floß der Pleistos von Osten nach Westen und nahm der Stadt gegenüber das Flößchen der Kastilischen Quelle auf, das mitten am Abhang des Barnaß aus einer tiefen Schlucht entsprang." Der Ursprung des Orakels ist sagenhaft. Sein Verfahren war ganz verschieden von dem zu Dodona. Die Orakel wurden von der menschlichen Stimme ausgegeben und erforderten die Dienste eines Priesters und eines Mediums (wenn wir die Art des Verkehrs mit der Gottheit so nennen dürfen). Wie bei ähnlichen Erscheinungen unserer Zeit, verfiel die Prophetin in eine angebliche oder wirkliche „Trance“ und die Mittheilungen erfolgten in unzusammenhängenden Aeußerungen, die vom Priester oder den das Orakel Befragenden gedeutet werden mußten. Meist wohl nach freiem Ermessen.

Dieses Orakel wurde von Männern in allen Lebensstellungen, in privaten und öffentlichen, befragt. Es war eine sehr häufig benutzte Quelle des Rathes in Angelegenheiten der Staatspolitik und besonders für den Krieg. Es scheint, daß kein Staat einen Krieg anfang, ohne das Orakel zu befragen. Die Hoffnungen und Erwartungen, die ein solcher Erfolg hervorrief, mußten seinem Dienst schwere Verpflichtungen auferlegen und zu einem Verfahren verleiten, das dem „Orakelhaften“ in unserer Zeit und schon bei den einsichtsvollen Denkern Griechenlands einen Nebensinn gegeben hat. Die menschliche Natur, die sich auf die Gottheit und auf die Weisung von Kräften einer anderen Welt verließ, statt auf die eigenen Hilfsmittel, verlangte von dem Orakel Rathschläge, die kaum von den Weisesten erwartet werden durften, und so lag die Versuchung nah, die Mittheilungen und die Deutung täuschend zu gestalten. Die verschiedenen Einflüsse, durch welche die Bedeutung der Religion im nationalen Leben auf Kosten der Philosophie geschmälert wurde, zwangen die Orakel, den Fragern räthselhafte Antworten zu geben. So verloren sie die Achtung der Einsichtsvollen und bewahrten sich nur noch die der Abergläubigen. Eine schwache Spur ihres Interesses und ihrer Macht findet man noch bei den Neuplatonikern. Der berühmte Spruch an Krösus, als er fragte, ob er den Krieg beginnen solle, daß eine große Nation zerstört würde, war zweideutig genug, ihn in den eigenen Untergang zu führen. Die Zweideutigkeit der Antworten mag oft eben so wohl der Unwissenheit wie überlegter Täuschung zugeschrieben werden. Doch ehrlich oder unehrlich: das Ansehen der Orakel mußte erhalten werden, und je mehr das Wissen von der Natur und die Zweifelsucht wuchs, desto sorgfältiger forschte man dem angeblichen Verkehr mit der Gottheit nach, bis die ganze Einrichtung unter Roms Herrschaft verschwand.

Trotzdem die Orakel schließlich in wirkliche oder anscheinende Betrügerei und Täuschung ausarteten, erhielten sie sich den Ruf, daß an ihnen Erscheinungen sichtbar wurden, die die Achtung und das Nachdenken manches fähigen Kopfes hervorriefen. Plato wies ihnen sowohl in seiner „Republik“, dem idealen, als in seinen „Gesetzen“, dem praktischen Staat, eine wichtige Stelle an. Die Neuplatoniker gaben sich mit Magie und Geisterbannen ab und ihr Hauptvertreter, Plotinus, machte Trancezustände durch, in denen er tiefer in die Natur der Dinge hineinzusehen glaubte, als sein normales Bewußtsein gestattete. Plato hielt den



Wahnsinn für den Zustand, in dem man die letzten Wahrheiten entdeckte. Sogar der Materialist der epikurischen Schule schrieb den Träumen Bedeutung genug zu, um das Dasein der Götter aus ihnen zu beweisen; ließ aber diese Götter nicht auf die natürliche Ordnung der Welt einwirken.

Die Ansicht der alten und neueren Geschichtschreiber scheint darin einig zu sein, daß im Ganzen der gute Einfluß der Orakel überwog. In unserer Zeit bestreitet Niemand, daß sie mit manchem Zweifelhaften, Widersinnigen, ja, ausgesprochen Schädlichen verbunden waren. Aber ihre Gebräuche wichen dem Fortschritt des Wissens und wurden identifizirt mit Dem, was die attische und dorische Religion Bestes an sich hatte. Delphi dauerte fort bis zuletzt, weil es dem Geist der griechischen Religion besser angepaßt war; es stellte den Widerstreit dar zwischen der alten und der neuen Auffassung der Götter. Im Gegensatz zu den älteren, von den Naturkräften ausgeführten Botschaften von Dodona trat hier eine geistige Verbindung mit der Gottheit auf. Apollo, das Symbol des Lichtes und der ewigen Jugend, verdrängte die kältere Majestät Jupiters und überall, wo die Kunst in der Bildhauerei, der Malerei und der Dichtung den Sieg eines besseren über ein roheres Zeitalter feiern konnte, brachte sie in Tempeln, auf Altären und in Gaben den Orakeln ihre Huldigung dar.

„In dem neuen Tempel jedenfalls, der in historischer Zeit wiederaufgebaut wurde“, sagt Myers in einer Bemerkung über den Sieg des Delphischen über das Dodonische Orakel, „war die moralische Bedeutung der Religion des Apollo in unzweideutigem Bildwerk ausgedrückt. Gerade wie ‚vier große Zonen von Bildwerken‘ die Halle in Camelot, dem Mittelpunkt des Glaubens, der Britanien civilisirte, ‚mit manchem mystischen Symbol‘ des menschlichen Sieges umgürteten, so waren auch über der Säulenhalle des Delphischen Gottes in Gemälden und Skulpturen Szenen dargestellt, die von dem Triumph der idealen Menschlichkeit über die ungeheuerlichen Gottheiten erzählten, die der Ursprung wilder Furcht sind. Da sah man ‚das Licht aus den Augen der Zwillingsgesichter‘ der Kinder Letos; da war Herakles mit goldener Sichel, Iolaus mit dem Feuerbrand, die Köpfe der sterbenden Hydra versengend, ‚die Geschichte‘, sagt das junge Mädchen im Jon, das darauf hinblickt, ‚die an einem Webstuhl gesungen wird‘; da war der Reiter des beflügelten Rosses, der die Feuer athmende Chimaera erschlug; ferner der Tumult des Krieges der Riesen; Pallas, die den Schild gegen Entelados erhebt; Zeus, der den Mimas mit dem großen, flammenrandigen Pfeil niederstreckt, und Bacchus ‚mit seinem unfriegerischen Epheustab‘, der auch ein Kind der Erde stürzt.“

Aber weder die Kunst noch die thatsächlich der griechischen Civilisation geleisteten Dienste konnten die Orakel retten. Sie hatten ihre Schatten- wie ihre Lichtseiten. Es waren nicht die zweideutigen Antworten allein, die ihr Schicksal entschieden. Kultur und Wissen machten ihre Offenbarungen zu leer und lächerlich, als daß sie den gebildeten Klassen noch Vertrauen einflößen konnten, ohne Rücksicht darauf, was sie von ihren übernormalen Erscheinungen gelten ließen. Weil es ganz allgemein war, sich auf die Orakel zu verlassen, so kamen alle Klassen zu ihnen, um Unterweisung und Führung zu suchen, und die unaustilgbare Abhängigkeit des griechischen Geistes von der äußeren Natur in der Philosophie, der Kunst, der Religion trieb die Bevölkerung zu allen und jeden Quellen vorausschauender Hilfe. Die Orakel waren der einzige anerkannte Weg, den geheimnißvollen Schleier zu durchdringen, der die himmlische von der irdischen Welt trennt, und indem sie alle



Klassen der Bevölkerung zu jedem denkbaren Rath und Beistand an ihre Altäre führten, verdarben sie sich selbst ihren Einfluß. Dies, zusammen mit dem zweifelhaften Charakter vieler Antworten, beschleunigte ihren Untergang. Die den Orakeln vorgelegten Fragen, die auf ausgegrabenen Täfelchen unter den Trümmern von Delphi gefunden wurden, enthüllen uns die Art der Leitung, die von den Anbächtigen und den um übernatürliche Hilfe Flehenden gesucht wurde.

„Gerade als Polygnotus“, sagt Myers, „die Lesche der Knider zu Delphi ausmalte, plauderte auf dem Marktplatz zu Athen ein Mann, von dessen mächtiger Individualität, der eindrucksvollsten, die Griechenland je gekannt hat, die Umwandlung jeden Gebietes des Glaubens und Denkens ausgehen sollte. Wenn wir die Geschichte der Orakel verfolgen, werden wir den Einfluß des Sokrates hauptsächlich in zwei Richtungen finden: in seiner Behauptung einer persönlichen und geistigen Beziehung zwischen dem Menschen und der Welt des Unsichtbaren also eines Orakels, das nicht außer, sondern in uns liegt, und in dem Begriff der Wissenschaft, wie er ihn schuf, als einer Geistesrichtung, die jede Erklärung von Erscheinungen ablehnt, welche nicht die Fähigkeit verleiht, diese Erscheinungen vorherzusagen oder aus Neuem hervorzurufen. Das Orakel, das den Sokrates selbst betraf, das ihn für den Weisesten des Menschengeschlechtes erklärte, ist eins der beachtenswerthesten, die je in Delphi ausgesprochen wurden. Die Thatsache, daß der Mann, dem die Götter dieses äußerste Lob gespendet hatten, ein Lob, dem man nur die an Sykurg gerichteten mythischen Worte an die Seite stellen kann, einige Jahre später wegen Gottlosigkeit dem Tode überliefert werden sollte, hat gewiß eine tiefere Bedeutung, als man gewöhnlich bemerkt. Sie zeigt die Trennung des Gesetzes von den Propheten, des Buchstabens vom Geist, die sich in der Geschichte aller Religionen ereignen muß und von deren Beilegung jedesmal das Schicksal der Religion abhängt. Im vorliegenden Fall sind die Verhältnisse des Streites auffallend und ungewöhnlich. Man klagt Sokrates an, daß er die Götter des Staates nicht ehre und neue Götter einführe unter dem Namen von Dämonen oder Geistern, wie wir das Wort übersetzen müssen, da der Ausdruck Dämon im Munde der Kirchenväter eine üble Bedeutung angenommen hat. Er erwidert, er ehre die Götter des Staates, wie er sie auffaßt, und der Geist, der mit ihm spricht, sei eine Kraft, die er nicht verleugnen könne.“

Eine „äußere“ Stimme leitete Sokrates und diente ihm als persönliches Orakel, aber sie sagte ihm nicht, was er thun solle. Höchstens warnte sie ihn in kritischen Lagen vor Dem, was er nicht thun solle. Die Handlungen, die sein natürliches Leben ausmachen sollten, blieben seinem eigenen Urtheil überlassen und der Verkehr mit unsichtbaren Kräften beschränkt auf gewisse Maßregeln in nothwendigen und wichtigen Krisen. Diese Fähigkeit erlangte er durch Kenntniß seiner selbst und der Dinge, während die alten Orakel der Unwissenheit als Nachhilfe gedient hatten. Als Sokrates das Orakel zu Delphi befragte, um dessen Art zu prüfen, antwortete es als schlauer Kenner der menschlichen Natur in höchst treffender Weise: „Erkenne Dich selbst!“ Und sprach mit diesen Worten sein eigenes Todesurtheil aus. Diese Orakelantwort paßt so gut auf das Leben und die Anschauungen des Sokrates, daß man sie gern für sagenhaft halten möchte; aber sie scheint historisch zu sein und spiegelt in lehrreicher Klarheit den Geist jener Macht wider, die das Geschick Griechenlands viele Jahrhunderte lang beherrscht hatte.

Professor Dr. James H. Hyslop.



## Americana.

Mr. President“ zeigt eine geradezu unheimliche Initiative. Wer hätte dem „dicken Taft“, der seit dem vierten März im Weißen Haus residirt, ein so unbändiges Temperament zugetraut? Der Mann will die Welt aus den Angeln heben. Ein Zolltarif, der Dinglers Ruhe nicht gestört hat; eine kräftige Dividendensteuer (unsere neueste Errungenschaft, die Talonsteuer, ist im Vergleich zu Tafts Produkt ein schwacher Schemen); und eine höchst unternehmende Chinapolitik. Man kommt aus dem Staunen nicht heraus. Während Roosevelt Affen schießt, hat William Howard Taft eine neue Wirthschaftsraera eingeläutet. Nachgerade kommts zu Tage, daß Teddy und William durchaus nicht in allen ökonomischen Fragen d'accord gewesen sind. Erst hieß es, was der Eine will, sei Gesetz für den Anderen. Jetzt sagt Roosevelt II. zu Roosevelt I.: „Lex mihi mars. Krieg will ich; gegen die Riesen im Land und gegen die Konkurrenten auf dem Weltmarkt. China den Amerikanern.“ Zwar haben die Yankee's für das Reich der Mitte, überhaupt für den Erdosten den berühmten Grundsatz der „Offenen Thür“. Aber die Monroedoktrin lebt auch noch; und die gilt schon längst nicht mehr nur für Amerika, sondern für alles Land westlich von Frisco. Diese Auffassung hat Taft vertreten, seit er Kriegsminister und „Statthalter“ der Philippinen war. Damals schüttelte Teddy den Kopf; denn er wollte die Japs nicht reizen. Die könnten eine allzu aktive Unterstützung des Reiches vom doppelten Drachen als Louche betrachten und die Kontrahage annehmen. Deshalb wurde dem für Her Gracious Majesty Tse-Si begeisterten Kriegsssekretär freundlich abgewinkt. Die Kaiserin ruht in der Totengruft; aber ihr Verehrer ist auf den Platz des Ersten Mannes in den Vereinigten von Amerika gerückt und hat seine alte Liebe nicht vergessen. China soll kein Finanzgeschäft mehr abschließen, ohne daß amerikanisches Kapital daran theilhaftig ist. Dieses Prinzip wurde sofort in die Praxis umgesetzt; die Regierung in Washington erklärte, daß die bekannte Anleihe für den Bau der Eisenbahn Hankau-Szet-schwan ohne Mitwirkung der amerikanischen Finanz nicht denkbar sei. Diese Transaktion ist von einer deutsch-englisch-französischen Gruppe in den ersten Junitagen ratifizirt worden, nachdem der Deutsch-Asiatischen Bank von England der (unbegründete) Vorwurf gemacht worden war, das Institut habe bestimmten Abmachungen zuwidergehandelt. In Wirklichkeit ist die Entwicklung der Kanton-Hankau-Eisenbahnanleihe eine zweite Auflage der Bagdadbahnsache. Hier wie dort haben die Engländer Gelegenheit gehabt, ihren finanziellen Wünschen Erfüllung zu verschaffen. Aber in beiden Fällen wurde das britische Uebergewicht so laut betont, daß aus der englischen Theilnehmung zunächst nichts wurde. Nachher übernahm Deutschland (gemeinsam mit Frankreich) hier wie dort die Finanzierung; und nun ging die Hezerei los. John Bull hat noch nie aus seinem Herzen eine Mördergrube gemacht; also pöbelte er den Direktor der Deutschen Bank an, weil Herr von Gwinner gewagt hatte, in einer englischen Monatschrift die Entwicklung der Bagdadbahn unter deutscher Hegide zu schildern. Das, hieß es, sei geschehen, um die englische Finanzwelt zur Unterstützung eines Unternehmens zu verleiten, das den „Haß der Türkei auf sich geladen habe“. (Hätte England die Bahn gebaut, so würde die Begeisterung der Turbanträger wahrscheinlich keine Grenzen kennen.) Deutschland habe eingesehen, daß es allein mit dem Bau nicht fertig werden könne, und wende



sich nun an die londoner Finanz, um deren Antipathie gegen das „Bagdadbahn-abenteuer“ zu beseitigen. Nach dieser Probe wäre jeder Zweifel an der Fähigkeit des guten John Bull, die Dinge auf den Kopf zu stellen, ein Frevel. Der Gesundheit des Herrn Gwinner soll der Angriff der National Review nicht geschadet haben. Das Geschrei über die „Treulosigkeit“ des deutschen Kapitals in der Angelegenheit der chinesischen Bahnanleihe hat aber bewirkt, daß auf Englands Wunsch das dreieckige Verhältniß wiederhergestellt wurde. Der geringe Betrag der Anleihe (27 Millionen Dollars) hätte die Aufwerfung einer Prinzipienfrage nicht gelohnt.

Die Sache rückte noch einmal in den Vordergrund, als der amerikanische Löwe erwachte. Der hat ziemlich lange und fest geschlafen. Die chinesische Anleihe war schon im Jahr 1904 Gegenstand diplomatischer Unterhandlungen zwischen Washington und Peking. Der amerikanische Gesandte Conger hatte verabredet, daß China das für den Bahnbau erforderliche Geld von Amerika und England nehmen solle. Als dann aber die newyorker Finanz aufgefordert wurde, sich für die Anleihe zu interessieren, hinderten gerade andere Geschäfte die Yankees, die Chinesen zu unterstützen. So verging die Zeit, bis schließlich die rührigen deutschen Finanzmänner sich mit John Chinaman „ins Einvernehmen setzten“. Man kam rasch ins Reine, mußte schließlich aber auf amerikanische Wünsche Rücksicht nehmen. Ob es Taft gelingen wird, seine persönliche Begeisterung für das Reich der Mitte und dessen finanzielle Ausbeutung auf die Könige der Fünften Avenue zu übertragen, ist noch fraglich. Die Leute, die in Wallstreet den Ton angeben, die Morgan, Rockefeller, Harriman, haben bis heute noch nicht viel Sympathie mit China gezeigt. Daß sie es künftig, à titre de courtoisie für den Präsidenten, thun werden, ist nicht sehr wahrscheinlich, weil Taft ihnen mit seiner Dividendensteuer Aergerniß bereitet. Den deutschen Geldmann und Händler könnte es schließlich Farcimentum sein, bis zu welchem Hitzegrade die Liebe des Sternenonkels Sam (der ihm dort bequemer ist als John Bull) für die „Söhne des Himmels“ steigt. Wenn nur die Thür offen bleibt und dem freien Wettbewerb keine amerikanische Zwangsjacke angelegt wird.

Wie weit der von Taft begonnene Chinafeldzug führen wird? Das hängt von der Entwicklung des amerikanischen Geschäftes ab. Finden die Manager im eigenen Land genug zu thun, um neue „Wasserbauten“ aufzuführen, so werden sie sich den Teufel um die Ausbeutung des chinesischen Reiches kümmern. Daß die Böllner bei der Tarifreform Sieger blieben, spricht für die ungeschwächte Macht der Trusts, denen auch Taft das Lebenslicht nicht löschen wird. Er wird umfallen, wie er in der Zollfrage vom hohen Wiedestal gesunken ist. In seinem Wahlauftritt hatte er gesagt: „Die Republikanische Partei erklärt sich in unzweideutiger Weise für eine Revision des Zolltarifes in einer Sondertagung des Kongresses, die unmittelbar nach dem Amtsantritt des neuen Präsidenten stattfinden soll.“ Die Revision kam; fiel aber ganz anders aus, als der Papabile einst seinen Wählern versprochen hatte. Das neue Tarifgesetz unterscheidet sich nur durch den Namen vom Dingleytarif. Kein Stein ist aus den Zollmauern entfernt worden; die Möglichkeit des Abschlusses eines deutsch-amerikanischen Handelsvertrages hat die Grenze des Schattenreiches noch nicht überschritten. Wer an die Wirkung der Predigten Carnegies gegen den Schutz Zoll glaubte, wurde arg enttäuscht. Die kapitolinischen Weisen wollen nichts davon wissen, daß der Zoll nur eine „pädagogische Maßregel“ sei, gut genug, dem Lande zu dienen, bis die eigene Industrie sich ausgewachsen hat.



Als Andrew Carnegie in die Welt hineinrief: „Die amerikanische Stahlindustrie ist stark genug, um auch ohne Zollschutz der Konkurrenz trohen zu können,“ sah Mancher schon die Morgenröthe einer neuen Zeit freien Wettbewerbes auf dem Weltmarkt anbrechen. Wenn erst die Yantees ihre Zollgötzen gestürzt haben, müssen andere Länder ihnen bald folgen. Doch die Herrschaft der Zöllner wurzelt tief und der Prophet Carnegie galt nichts in seinem Vaterlande. Wohl aber hat Charles M. Schwab, der Steptiler, Recht behalten, der damals sagte, die Vereinigten Staaten würden durch eine Beseitigung der Schutzzölle ihre wirthschaftliche Stellung in der Welt aufs Spiel setzen. Im Uebrigen ist die Stimmung gegen die das Land beherrschenden Multimillionäre nicht freundlicher geworden, als sie in der letzten Zeit von Roosevelts Herrschaft war. Taft hats anders gemacht als sein Vorgänger: er hat die Campagne gegen den Reichthum „fiskalisch“ aufgepußt; er glaubte, sehr schlau zu sein, als er die Einkommensteuer in den Mittelpunkt der Diskussion schob. Zum ersten Mal wird drüben eine allgemeine Besteuerung des Einkommens geplant. Die „Reichen Räuber“ sollen der Staatskasse Tribut zahlen.

Einstweilen handelt sich um die Korporation- oder Dividendensteuer. Alle Gesellschaften sollen eine Steuer von 2 Prozent im Jahr (auf die Nettoeinnahmen) tragen. Mit der Abgabe hätten die Unternehmer sich schließlich abgefunden. Ganz undenkbar aber scheint ihnen, daß der Herr Steuerfiskal ihre Bücher kontrolire. Den Steuereinnehmer in die Geheimnisse der Bilanz einweihen: unmöglich. Bis jetzt haben die amerikanischen Trusts sich jeder staatlichen Revision ihrer geschäftlichen Interna zu entziehen gewußt. Sie werden sich nicht sträuben, mehr zu zahlen, wenn man sie in Ruhe läßt. Uebrigens hat die Dividendensteuer des Herrn Taft auch eine für das europäische Kapital interessante Seite. In vielen amerikanischen Gesellschaften steckt europäisches, besonders deutsches Geld; und die Steuer wird natürlich auf die Aktionäre abgewälzt. Dagegen ist an sich nichts einzuwenden; auch in Deutschland nimmt man keine Rücksicht auf ausländische Gesellschaften oder auf fremde Besitzer deutscher Werthpapiere. Unangenehm wird es aber dem deutschen Inhaber einer amerikanischen Eisenbahnaktie nicht sein, wenn ihm die Dividende zu Gunsten des amerikanischen Steuerfiskus beschnitten wird. Vielleicht könnte man sich mit dem Begriff der Reziprozität helfen: auch in Deutschland machen die Effektensteuern nicht vor dem ausländischen Besitzer Halt. Fürs Erste muß man die Wirkungen abwarten, die Tafts Korporationsteuer auf die Beziehungen des deutschen Kapitals zu amerikanischen Werthpapieren haben wird. Als zweite haute nouveauté wurde eine Schifffahrtssteuer eingeführt. Jedes einen amerikanischen Hafen anlaufende Schiff hat eine Abgabe von 2 Cents per Tonne zu entrichten, sofern es amerikanischer oder westindischer Herkunft ist. Alle aus anderen Häfen kommenden Schiffe haben eine Steuer von 6 Cents für die Tonne zu zahlen. Die Folge der Steuer wird sein, daß alle Schiffe, die es nicht unbedingt nöthig haben, vermeiden werden, amerikanische Häfen anzulaufen; bei denen, die es nicht vermeiden können, ist die Frage: Wer trägt die Steuer? Der Rheder oder der Verloader und Passagier? Fracht- und Passagepreise werden jedenfalls steigen, selbst wenn die Steuer nach oben begrenzt wird (man will in beiden Fällen den Steuerbetrag nicht über 10 und 30 Cents per Tonne und Schiff im Jahr hinausgehen lassen). Ein hamburgischer Dampfer, der 10 000 Registertons hält und mehrmals im Jahr amerikanische Häfen anlauft, hätte eine Maximalsteuer von 3000 Dollars zu zahlen. Man kann sich ungefähr



vorstellen, was die Gesellschaften zu zahlen hätten, deren Schiffe nach New York gehen. Wird das Repräsentantenhaus dem Beschluß des Senates zustimmen?

Tafts Vorgehen gegen die Trusts ist zum Theil mit der Revision des Zolltarifs verknüpft worden. So wurden neue Bestimmungen zur schärferen Kontrolle des Tabaktrusts beschlossen, der in Zukunft gezwungen sein wird, sich in der Ausbeutung der Konsumenten etwas enger zu beschränken. Gegen ihn hat sich in letzter Zeit ein besonders heftiger Born zusammengeballt, weil man dahinter gekommen ist, daß er, durch geschickte Packungen, sich „Extraverdienste“ von Millionen verschafft hat. Ein zweiter Trust, dessen sich das neue Regime in wenig liebevoller Weise angenommen hat, ist die American Sugar Refining Company. An absoluter Willensfreiheit übertrifft der Zuckertrust beinahe jeden Genossen. Die Standard Oil Company ist ja die Hohe Schule der Strupellosigkeit. In der Sugar Refining Company aber hat der Deltrust den Meister gefunden. Das hat die beiden Korporationen wohl zu Beziehungen geführt, deren Grenzen heute noch im Dunkel liegen. Henry D. Havemeyer, der Gründer des Zuckertrusts, ist von seinem Freund Rockefeller stets bewundert worden. Sein Verkehr mit den Gerichten und seine Art, die Konkurrenz zu behandeln, sind vorbildlich für jeden Truststudenten. Die Zuckergesellschaft hat sich in den zweiundzwanzig Jahren ihres Bestehens mit den höchsten Richtern der Union herumgeschlagen, ohne an Macht und Prestige dadurch zu verlieren. Der Trust ist immer größer geworden, da er die Neigung des Kapitalistenpublikums durch Zahlung anständiger Dividenden zu gewinnen verstand. Das Aktienkapital (90 Millionen Dollars) ist in guten Händen. Obwohl Roosevelt oft gebeten worden war, gegen den Trust, wegen Verletzung von Shermans Antitrustbill, einzuschreiten, ist es niemals zu einem Prozeß gekommen. Erst in diesen Tagen hat der Oberste Gerichtshof der Vereinigten Staaten die Anklage gegen den Zuckertrust und dessen Direktoren wegen einer ganzen Reihe ungesetzlicher Handlungen erhoben. Vielleicht hat Taft den besonderen Ehrgeiz, den einst vielbewunderten Teddy in der Bücktigung der Trusts zu übertreffen. Damit ist aber noch nicht gesagt, daß er glücklicher sein wird als der Raubreiter, dem der Feldzug gegen das Großkapital einen recht schlechten Abgang bereitete. Eine Wirthschaftsreform ist in den Vereinigten Staaten nur mit den Trusts, aber nicht gegen sie denkbar. So weit sind wir noch nicht; werden fürs Erste auch nicht so weit kommen. (Trotzdem die Herren Schmidtman und Sauer, die sich den Amerikanern verbündet, den Kalipreis in die Höhe zu treiben, dem Syndikat den Lebensfaden abzuschneiden versucht und uns das Gespenst des Kali-Ausfuhrzolls heraufbeschworen haben, allenfalls das Zeug zu Duodezfürsten in einem Trustreich hätten.) Man sieht aber, daß unsere geliebte „Finanzreform“ Schule macht oder selbst schon das Kind einer Zeitendenz war. In England wird geschimpft, als müsse den Citymillionären nächstens die Götterdämmerung anbrechen; in Amerika stöbert man, da man sich an die Großen noch nicht heranwagt, in allen Marktwinkeln nach Steuerobjekten und möchte sogar die lange zärtlich geschonte Schifffahrt mit einer Sondersteuer befrachten. Eine schlechte Zeit für das Kapital, dem man das Mobilsein beinahe nirgends mehr so recht gönnt. Kein Wunder, daß sich jenseits vom großen Wasser die Riesen gegen die nahende Gefahr panzern. Was soll aus der Welt des Kapitalismus denn werden, wenn auch drüben Herr Fiskus den Privatunternehmern und Altientyrannen die Profite abzuknöpfen vermag? Am Ende ist's noch ein Glück, daß die Trusts auf der Wacht sind. L a d o n.





Berlin, den 24. Juli 1909

## Neue Aera.

### Gartenszene.

Vierzehnter Juni 1848. Terrasse des Friesenschlosses Sanssouci in Potsdam. Herr Otto von Bismarck, Reichshauptmann und Mitglied des Vereinigten Landtages, sitzt seit ein paar Tagen grollend im potsdamer Gasthof. Hat in Babelsberg dem Prinzen von Preußen, auf den er, als auf den Förderer „einer kontrarevolutionären Bewegung zur Befreiung des Königs“, hofft, das Leid der Märzerlebnisse geklagt und ein Soldatenlied vorgelesen, dessen letzte Strophe mit den Versen beginnt: „Schwarz, Roth und Gold glüht nun im Sonnenlichte, der schwarze Adler sinkt herab entweicht; hier endet, Zöllern, Deines Ruhms Geschichte, hier fiel ein König, aber nicht im Streit.“ Wilhelm weint so heftig wie nur einmal noch vor Bismarcks Auge: in Nikolsburg, als der Ministerpräsident sich weigert, an der Fortsetzung des Krieges gegen Oesterreich mitzuwirken. „Hier fiel ein König, aber nicht im Streit.“ Und doch war durch feste und kluge Ausnutzung des am achtzehnten Märztag von den Truppen erstrittenen Sieges schon die deutsche Einheit unter preussischer Spitze zu erreichen gewesen. Aber seit dem Umzug in den Farben der Burschenschaft sieht das Volk den König als den Führer der Barrikadenkämpfer. Knirschend bedenkt der Reichshauptmann. („Die Weichlichkeit, mit der Friedrich Wilhelm der Vierte unter dem Druck unberufener, vielleicht verrätherischer Rathgeber, gedrängt durch weibliche Thränen, das blutige Ergebnis in Berlin, nachdem es siegreich durchgeführt war, dadurch abhließen wollte, daß er seinen Truppen befahl, auf den gewonnenen Sieg zu verzichten, hat für die weitere Entwicklung unserer Politik zunächst den Schaden einer vor-



säumten Gelegenheit gebracht.“) Er will den schwachen König, der ihn zu sich bitten läßt, drum auch nicht sehen. Gibt dem Leibjäger, der die Einladung bringt, die Antwort mit, Frau von Bismarck sei von zarter Gesundheit und würde sich ängstigen, wenn ihr Mann über die verabredete Frist hinaus wegbleibe. Als dann Edwin Manteuffel kommt und zu rascher Benachrichtigung der Frau einen Feldjäger anbietet, ist eine Absage nicht mehr möglich. Nach Sanssouci also; doch die frondirende Gemüthsstimmung ist nicht überwunden. Nach Tisch führt Friedrich Wilhelm den Gast auf die Terrasse. „Wie geht es bei Ihnen?“ „Schlecht. Die Stimmung war sehr gut; aber seit die Revolution uns von den königlichen Behörden unter königlichem Stempel eingepfist wird, ist sie schlecht. Das Vertrauen zu dem Beistande des Königs fehlt.“ Laut und schroff. Die Königin tritt aus dem Gebüsch und ruft zornig: „Wie können Sie so zu dem König sprechen?“ Der winkt ab. „Laß mich nur, Elise; ich werde schon mit ihm fertig. Was werfen Sie mir denn eigentlich vor?“ Zunächst die Räumung der Hauptstadt. „Die habe ich nicht gewollt,“ sagt der König; und die Bayerin Elisabeth: „Daran ist der König ganz unschuldig; er hatte seit drei Tagen nicht geschlafen.“ Der Deichhauptmann wankt nicht. „Ein König muß schlafen können.“ Friedrich Wilhelm erinnert sich, daß die Mutter dieses Trozkopfes seine Jugendgespielin war und daß „Minchens“ Sohn stets tapfer für die Monarchengewalt eingetreten ist. Das harte Wort verhallt und die Majestät sucht sich von der Schuld zu entbürden. „Was wäre denn damit gewonnen, daß ich zugäbe, wie ein Esel gehandelt zu haben? Vorwürfe sind nicht das Mittel, einen umgestürzten Thron wieder aufzurichten; dazu bedarf ich des Beistandes und thätiger Hingebung, nicht der Kritik.“ Er müsse geduldig warten, bis er auch das formale Recht für sich habe; erst wenn die Nationalversammlung, das Tagelöhnerparlament, sich vor Allen Blicken ins Unrecht setze, werde die Stellung des Königs wieder so stark, daß er den Kampf wagen könne. Aus dem Entschuldigungsversuch spricht so gütige Bescheidenheit, daß der Abgeordnete für den Kreis Zerichow den Grimm über den „schwarzrothgoldenen Gedankengang“ vergißt, sich selbst entwaffnet und gern neuer Einladung des kränkenden Königs nach Sanssouci folgt.

Sechs Jahrzehnte sind seitdem verstrichen. Die Schlachten von Düppel, Königgrätz, Sedan mit dem Blute deutscher Menschen gewonnen, auf dem Weg zur Weltmacht die Etappen durch die Arbeit deutscher Menschen gesichert worden. Ringsum wurden die Machtgrenzen verrückt. Fast im ganzen Erdwesten herrscht hinter dünner Schranke der Wille der Nation. In Rußland, in der Türkei, in Persien tagen Parlamente; sind zwischen Völkern und Fürsten



Verträge geschlossen worden. Im Deutschen Reich ist verbrieft und besiegelt, was dem Deichhauptmann aus Schönhäusen „als Ideal vorschwebte: eine monarchische Gewalt, die durch eine unabhängige Landesvertretung so weit kontrolirt wird, daß Monarch oder Parlament den bestehenden gesetzlichen Rechtszustand nicht einseitig, sondern nur *communi consensu* ändern können, bei Oeffentlichkeit und öffentlicher Kritik aller staatlichen Vorgänge durch Presse und Parlament“. Verbrieft und besiegelt. Auch ins Bewußtsein der Nation gedrungen und als die feste Grundmauer ihres Selbstgefühles erkannt? Spricht heute ein Preuße zu seinem König, ein Deutscher zu seinem Kaiser, wie vor sechzig Jahren der Dreiunddreißiger zu Friedrich Wilhelm sprach?

Vierzehnter Juli 1909. Terrasse des Alten Schlosses in Berlin. Seit drei Wochen weiß Alld Deutschland, daß ein neuer Kanzler zu ernennen ist. Vom Kaiser; nach dem fünfzehnten Artikel der Reichsverfassung. Dieses kaiserliche Reservatrecht soll und kann die Nation nicht hindern, ihrem Wünschen und Wollen deutlichen Ausdruck zu geben. Ein guter Kaiser kann nur dankbar sein, wenn ihm von den Volksgenossen gesagt wird: Solchen Mann wollen wir. Er darf (und wird oft wohl) einen Anderen wählen; muß aber staunen und sich im Land Unmündiger wähnen, wenn gar keines Wunsches Echo in sein Ohr klingt. Wilhelm der Zweite hats erlebt. Als die Entlassung Bismarcks, Caprivis, Hohenlohes bekannt wurde, rief die selbe Stunde auch den Namen des Nachfolgers aus. Diesmal war lange Frist. Der Reichstag ist versammelt; fühlt aber nicht die Pflicht, den Parteienanzug mit einer klaren Kundgebung seines Willens, seiner Erwartung zu unterbrechen. In der Presse werden sämtliche Papabili (und Solche, die es sein möchten) beschmeichelt und gehehelt; kaum ein Wort, das ausspricht, was ist und sein muß; was zu fordern und worauf zu bestehen ist. Weil der Kaiser ja doch den Mann wählen kann, der ihm paßt? Vielleicht wählt er falsch, wenn aus den Lungen der Volkheit kein Laut zu ihm drang. Und trotz dem fünfzehnten Artikel der Reichsverfassung können Parlament und Presse jedem Kanzler die Geschäftsleitung, das Amtsleben unmöglich machen. Nach Acht ist der Kaiser von den vieler Regattafesten ins berliner Schloß gekommen. Vier Wochen lang auf dem Wasser gelebt oder im Automobil die Haide durchheilt hat, findet das von Schlüter und Gosander gebaute Haus selbst in diesem sonnenlosen Sommer dumpfig. Auf der (von Friedrich Wilhelm dem Vierten angelegten) Terrasse ist frischere Luft. Da soll gefrühstückt werden. Warum nicht auch das Reichsgeschäft erledigt? Der Reichskanzler, die von Bayern, Sachsen, Württemberg zum Bundesrath bevollmächtigten Herren, die Staatssekretäre von Bethmann-Hollweg und



Syndow, Handelsminister Delbrück, Unterstaatssekretär Bermuth, Oberpräsident von Trott zu Solz werden geholt und dürfen mit dem Kaiser, der Marineuniform und weiße Mütze trägt, in dem Terrassengärtchen unter dem Grünen Hut promeniren. Da die Herren Delbrück, Syndow, Trott zu Solz, Bermuth lange warten müssen, werden sie aus der Schloßküche gespeist, aus dem Schloßkeller getränkt; und Herr Delbrück kann Herrn Syndow vom preussischen Handelsministerium, Herr Bermuth Herrn Delbrück vom Reichsamt des Inneren mancherlei Wissenswertes erzählen. Fürst Bülow ist rasch verabschiedet und darf dann noch ein Weilchen mit dem Oberhofmarschall und Hausminister Grafen August Eulenburg wandeln, während Wilhelm mit Herrn von Bethmann auf und ab geht. Aus dem Berliner Tageblatt: „Obwohl der Garten viele versteckte Stellen hat, die von außen her nicht sichtbar sind, promenirte der Kaiser mit Herrn von Bethmann auf Wegen, wo das Publikum die Szene bequem beobachten konnte. Zuerst sprach der Kaiser. Herr von Bethmann, der einen guten Kopf größer ist, schritt neben dem Kaiser her und nickte fortwährend zu dessen Aeußerungen. Erst am Schluß nahm er das Wort. Nun suchte der Kaiser, der anscheinend durch die vorangegangenen Gespräche ziemlich erschöpft war, eine schattige Stelle am Eingang zur Laube auf. Ein Flügeladjutant meldete ihm die Herren Delbrück, Syndow, Bermuth, von Trott zu Solz. Die vier Herren kamen in den Garten, der Kaiser drückte ihnen die Hände und legte dem Oberpräsidenten von Trott zu Solz die Hand auf die Schulter. Bei der nun folgenden Unterredung führte der Kaiser ununterbrochen das Wort. Er schien erhitzt, lüftete mehrmals die Mütze, gestikulirte lebhaft und machte Bewegungen, als ob er die Luft durchschneiden wolle. Die Herren standen an der Laube, die Hände auf den Rücken gelegt, und hörten zu.“ Hier ist der ausführlichere Bericht des Lokalanzeigers:

„Die Audienzen, in deren Verlauf die Entscheidung über den Kanzlerwechsel fiel, spielten sich nicht in der Abgeschlossenheit der kaiserlichen Arbeitszimmer ab, sondern vor Aller Augen im Schloßgärtchen gegenüber der Burgstraße. Nur ein kleines Häuflein von Menschen mußte Das; und doch konnte man fast jeden Schritt, fast jede Geste, die der Kaiser machte, vom Ufer aus genau beobachten. Es war ein in hohem Grade fesselnder Anblick, der sich hier drei volle Stunden lang dem Beobachter bot. Durch den ständigen Wechsel der Personen und das Temperament, mit dem der Dialog meist geführt wurde, glich es an packender Wirkung einem wichtigen Bühnendrama. Der Kaiser promenirt schon seit zehn Uhr in dem kleinen, lauschigen Gärtchen an der Kurfürstenbrücke auf und ab. Mit langem, sicherem Schritt durchmißt er sinnend die Wege. Eine Viertelstunde danach erscheint ein Lakai. Bald darauf betritt Fürst von Bülow den Garten; ernst, im schwarzen Rock, den Cylinder in der Hand. Der Kaiser geht ihm entgegen und schüttelt ihm herzlich die Hand. Neben einander gehen nun Kaiser und Kanzler in lebhaftem Ge-



sprach. Bisweilen ergreift der Kaiser den Arm des scheidenden Kanzlers. Die Unterredung währt etwa zwanzig Minuten. Das dichte Gebüsch entzieht dem Publikum die Abschiedsszene, doch soll sie sich sehr herzlich gestaltet haben. Dann eine Pause: der Kaiser ist wieder allein. Wenige Minuten später erscheint der neue Mann, Herr von Bethmann-Hollweg. Alles blickt gespannt auf die neue Phase der Gartenszene. Eine herzliche Begrüßung, dann eine Promenade von mehr als drei Viertelstunden. Lebhaft gestikulirend, spricht der Kaiser zunächst geraume Zeit. Dann vertauschen sich die Rollen: Herr von Bethmann-Hollweg spricht mit temperamentvollen Bewegungen, der Kaiser geht neben ihm her und erwidert gleichfalls in lebhafter Weise. Am Schluß schüttelt der Kaiser dem Staatssekretär lange die Hand und winkt ihm noch freundlich zu, bis seine hohe Gestalt aus dem Garten schwindet. Wieder eine Pause. Dann nahen drei Herren, die Gesandten und Bundesrathsbevollmächtigten der anderen drei deutschen Königreiche. Der Kaiser führt die Unterhaltung. Das Gespräch währt fast eine Stunde. Nach ihnen erscheinen Staatssekretär Sydow, Minister Delbrück, Unterstaatssekretär Bermuth und Oberpräsident von Trott zu Solz. Die Unterredung, die eine knappe halbe Stunde in Anspruch nahm, wird vom Kaiser mit noch größerem Temperamente geführt als die vorangegangenen. Inzwischen sammelt sich die Menge in der Burgstraße zu großen Schaaren an. Die Polizei zeigt sich außerordentlich duldsam, so daß die Augenzeugen des eigenartigen Schauspiels auf ihre Kosten kommen. Um Punkt ein Uhr verläßt der Kaiser nach den Ministern den Garten. Die Zeugen der bedeutamen Unterredungen fluthen auseinander.“ Und im Gartenzelt wird von reich herbeitrabenden Lakaien dem Kaiser und der Kaiserin das Frühstück servirt.

Die Entlassung eines Kanzlers, die Ernennung seines Nachfolgers, zweier Staatsminister, zweier Staatssekretäre im Garten, neben dem gedeckten Frühstückstisch, vor dem neugierigen Blick lungernder Gaffer und Börslaner: Das ward noch nicht gesehen. Nirgends. Die Szene im Garten der Frau Marthe Schwertlein verblaßt daneben in ihrer Kleinbürgerlichkeit. Bismarck wurde in einer Frist von vierundzwanzig Stunden zweimal aufgefordert, sein Abschiedsgesuch einzureichen. Dem Grafen Caprivi bestätigte der Kaiser, der dazu für ein paar Minuten aus dem Frühstückszimmer kam, daß er gehen könne. Othlodwig Hohenlohe hatte nach der Annahme des Zweiten Flottengesetzes aus Homburg eine Depesche erhalten, in der stand: „Du kannst auf das Ergebnis stolz sein. Bürgerliches Gesetzbuch und zwei Flottenvorlagen: zwei so wichtige Maßregeln für die innere und äußere Entwicklung unseres Vaterlandes sind noch von keinem Kanzler je gegengezeichnet worden. Wilhelm, I. R.“ Drei Monate danach ging ihm die Sonne unter. Er war gegen das Kostümfest auf der Saalburg, für das Wilhelm die Tracht des Caesar Augustus anthun wollte, und fühlte (hörte dann auch von Holstein bestätigt), daß der Kaiser einen Kanzlerwechsel wünsche. Fährt nach Homburg, giebt Herrn von Eschirschky sein Abschiedsgesuch, merkt in der Audienz, daß der Kaiser es schon erwartet hatte („daß es also die höchste Zeit war, damit loszugehen“), und hört gleich auch den Namen des Nachfolgers: Bülow, „der jedenfalls im Augenblick der



Beste ist". Die neueste Staatsaktion hat sich im Garten vor hundert Augen abgespielt. Ein Mann bismärckischer Wesensart oder der Offizier, den Michel Montaigne schon für das Amt des Wahrheitfinders an Königshöfen erwünschte, hätte von so wunderlicher Deffentlichkeit abgerathen. Hätte dem Kaiser gesagt: „Das kann nicht gut wirken. Solche Schaustellung nimmt den Dingen den Nimbus, den sie im Massenempfinden bewahren müßten. Die Leute dachten sich das Ceremoniale der Ernennung und Entlassung ganz anders. Meinten, der Kandidat habe über seine Absichten und Pläne zunächst mal Eurer Majestät Vortrag zu halten und die Entscheidung falle erst, wenn danach der Kanzler und Ministerpräsident gehört ist. Setzt? Vier Mann in achtundzwanzig Minuten erledigt; vier Mann, die seit Wochen, seit Monaten nicht vor dem König standen und nun kaum zum Wort kommen. Der Zuschauer sieht sie lauschen, lächeln, den Rücken krümmen. Hört dann die Scherze, die von der Lippe des Herrn fielen. Der Kultusminister habe die eifrigste Arbeit und müsse Leuten von allerlei Couleur den Daumen aufs Auge halten. Für den neuen Schatzsekretär habe der alte vorgesorgt und Vermuth brauche das von Syndow zusammengekrachte Geld nur auszugeben. Aehnliche Späße, deren Wirkung der Spreepantomimus sichtbar werden läßt. Einem Volk, das wieder mal von einer Weltwende träumen wollte und nun um eine Illusion ärmer ist. Daheim und draußengiebt's wieder Gelächel, Gezißel: „Solchen Einfall konnte nur Wilhelm haben. Der ist offenbar wieder ganz oben auf.“ War Das nöthig?

Seltamer Zustand. Warum blieb der Kaiser nicht, wie der greise Franz Joseph während der Doppelkrisis, in der Reichshauptstadt, hörte die Häupter des Bundesrathes, dann die Heydebrand, Hertling, Zedlitz, Bassermann, Wiemer selbst und errechnete danach aus der Summe des Möglichen das Nothwendige? Weil er noch immer hoffte, sich seinen Bernhard erhalten zu können, von dem er so ungern, nur unter dem Druck eines Zwanges, schied? Vor und nach dem Terrassefrühstück las mans. Doch der Abgang des vierten Kanzlers war seit Monaten sicher und der fünfte im letzten Maidrittel schon designirt.

### Bülow.

Fürst Bülow wußte davon nichts; sagte noch am zwölften Julitag, die Entscheidung schwanke zwischen Wedel (der einer Hofpartei, nicht des Kaisers Kandidat war) und Bethmann, und nannte, je nach der Farbe des Gesprächspartners, Einen der Beiden als von ihm empfohlenen Mann. Er wollte nicht sehen; nicht gewarnt sein. „Wir dürfen den Chef jetzt nicht noch mehr beunruhigen, sondern müssen ihm die Nerven stärken, damit er durchhält.“ Das



gelang. Die Konservativen, dachte der Kanzler, fallen schließlich doch um, retten mir wenigstens die erweiterte Erbschaftsteuer; und S. M. hat mir die Novembermanöver längst verziehen. War wie ein aus den Wolken Gefallener, als es anders kam. Und konnte den Schmerz, nun doch auf die Wonnen der Macht verzichten zu müssen, nur durch die stärksten Narkotika noch betäuben.

Schlage den am Boden Liegenden nicht, mahnt ein russisches Sprichwort. Die traurigen Panegyriker, die für empfangene Gastfreundschaft mit Lobliedern quittiren, sollen mich nicht zu hitzigem Angriff auf den Mann von gestern verleiten. Requiescat; so lange er nicht die Abwehr herausfordert, mag er Ruhe haben. Nur das Nöthigste muß noch einmal gesagt werden. Daß Bülow ging, ist kein Unglück fürs Deutsche Reich. Auch im Oktober 1900 war er nicht, wie Chlodwig in sein Tagebuch schrieb, „der im Augenblick jedenfalls Beste“. Ein guter Botschafter; kaum ein Staatssekretär. Für das Kanzleramt war er zu schwach, zu weich, zu unselbständig; Schöpferkraft und Gebieterwille, Fähigkeit zur Synthese und spezifisches Eigengewicht fehlten ihm immer. Ein leidlich belebener, kultivirter, beredter Herr von signorialer Haltung und ohne jegliches Vorurtheil. Im Inneren hat er Manches Nützliche geleistet. (Die Betriebsamen, die ihn jetzt als den Schützer von Handel und Verkehr anhimmeln, vergessen freilich, daß er den von ihnen so laut bezeterten Zolltarif geschaffen und das als ruinös verschriene Börsengesetz erst im achten Jahr seiner Kanzlerschaft, auf Befehl des Kaisers, geändert hat.) An internationaler Geltung hat Deutschland in den Jahren von 1900 bis 1909 mehr verloren, als der grämlichste Schwarzseher gefürchtet hatte. Alle unwägbare Macht. Nur der eherne Halm unserer Waffen fand noch Gehör. Wir mußten uns zum Krieg entschlossen zeigen, um neben dem desorganisirten Rußland, dem sozial zerrütteten Frankreich gleichberechtigt zu erscheinen. In acht Jahren nicht ein einziger münzbarer Erfolg. Im neunten Jahr die Wiederherstellung des Ansehens. Die Balkan-campagne hat Fürst Bülow gut geführt. Hätte er sie gewagt, wenn er nicht von dem zähen Angestüm Holsteins, der die Möglichkeit der Rehabilitirung früh erkannte, von Schritt zu Schritt gedrängt worden wäre? Den Widerstand des Kaisers, der in Rußland nicht neuen Groll aufkommen lassen wollte, mit selbst gefundenen Gründen zu überwinden vermocht? War eine Heroenleistung nöthig, um, mit vier Millionen Soldaten hinter sich und im Bunde mit dem Oesterreich Franz Ferdinands, Mehrenthals und Conrads von Hötzendorf, durchzusetzen, daß Habsburg-Lothringen fortan souverain über zwei ihm seit dreißig Jahren zugesprochene Balkanprovinzen herrsche? Und ist mit dem ringsum verbreiteten Glauben, Oesterreich-Ungarn sei in Mitteleuropa jetzt



die Vormacht und Wien wieder wichtiger als Berlin, die Prestigemehrung nicht recht theuer bezahlt? Die Oesterreicher mögen den Spender so lange vermischen, nur in den stolzesten Träumen noch erhofften Glanzes preisen. In Deutschland durfte der freundlichste Beurtheiler nur sagen, der Kanzler habe die Gelegenheit zur Reparatur seiner ärgsten Fehler nicht verpaßt. Immerhin Etwas. Fürst Bülow war durch Schaden klug geworden, wußte endlich, womit man Europa imponirt, und konnte auch in der Auswärtigen Politik vielleicht nun Werthvolles wirken. Doch er war nicht mehr der Mann des kaiserlichen Vertrauens; und er hatte sich an den Hymnen, die ihn umbrausten, bis zu völliger Blindheit berauscht. Er konnte nicht Wilhelms Kanzler bleiben.

Dieser Kanzler hat uns viel gekostet. Draußen und drinnen. Miquel, Posadowsky, Boddieleski hat er weggedrängt. Und auf keinem Gebiet einen Neuen von Hoffnung weckender Kraft gefunden. Acht Botschafter; und nicht einer, dem der Scheidende die Fähigkeit zur Leitung des internationalen Geschäftes zutraute. Ein großer Aufwand von Rednerei: und nicht ein produktiver Gedanke, auch nur ein im Volksgemüth hastendes Wort. Dabei in der letzten Zeit von dem unheilvollen Wahn welthistorischer Größe umfassen. Immer wieder zählte er auf, was er gethan und welchen Nachruhm er dafür von der Geschichte zu erwarten habe. Weil er sich behend um die Gunst aller Meinungsmacher bemüht, Künstler und Bankiers, Professoren und Zeitungsschreiber als ein lebenswürdiger Menschenfischer eingefangen und die Danklieder der gierig den Köder Beschmaugenden geschlürft hatte, glaubte er sich im Genieland gezeugt. Er wollte gerecht sein und sich nicht überheben. Glitt, eingehüllt in gefälligen Wahn, allgemach aber in ein Heldenbewußtsein. Auch in die Form einer fast königlichen Existenz. Der Bundesrath sah ihn kaum noch. Staatsminister lasen staunend, sie seien von dem vorsitzenden Kollegen „in Audienz empfangen worden“. Das mit Museumsbildern geschmückte Kanzlerhaus sollte mindestens ein Ferrara sein. Jedem wichtigen Gast wurde der Tranß kredenzt, nach dem seine Zunge lechzte; und jeder schmalzte noch selig, selbst wenn er erfuhr, daß irgendein Dugendjournalist den selben guten Tropfen bekommen habe. Der Hausherr konnte sich, je nach Bedarf, als strammen Preußen oder als skeptischen Weltbürger geben; den Segen borussischer Zucht rühmen und die „militärische Bornirtheit“ bespötteln; den Grafen Mirbach und Herrn von Schwabach, den Katholiken Spahn und den Protestanten Harnack charmiren. Eine allerliebste (nur im Kreis der Berufsgenossen unwirkliche) Kunst der Menschenbehandlung, die sich am Ende unwiderstehlich dünkt. Und doch gerade da versagt, wo es ums Leben geht. Versagen muß, weil die innere Sicherheit geschwunden ist. Seit dem siebenzehnten Novembermittag.



Der Kaiser wortfarg und kühl, jedem Versuch intimer Aussprache unnahbar; mit einem Blick, der hinter Schleiern zu fragen scheint: „Woher nimmst Du, der sich den Manager meines Genies genannt und mir ins Angesicht hundertmal die hohe Weisheit meiner persönlichen Politik gepriesen hat, heute den dreisten Muth, mir mit Vektionen zu kommen?“ Ein Starker hätte nach dieser Stunde nur noch getrachtet, würdig zu fallen. Ein Schwacher, der mit dem Amt auch die Geltung verlöre, mußte Alles an die Wahrung des Machtscheines setzen. Bülow hats gethan. Wilhelms Gnade zurückzugewinnen: dieser Wunsch ward nun das Leitmotiv seines Handelns. Mußte er fallen, dann wollte er wenigstens nicht als ein vom Auge der Majestät Verbannter gehen. Hoffte aber noch, sich halten zu können. Während der Krisis hatte die Kaiserin, die sich in dieser schweren Zeit als eine tapfere und tüchtige Ehegefährtin bewährte, ihn geschirmt. Deren empfindliches, heftiges Protestantengefühl würde sich von ihm wenden, wenn er wieder mit dem Centrum anbändelte. Das darf er also nicht. (Erst in extremis hat er auch diese Möglichkeit erwogen.) Was bleibt? Die Kombination kaiserlicher Gunst mit der Geste des Volksmannes. Jede Höflichkeit des Kaisers wurde affichirt, jedem Gerücht von fortdauernder Bestimmung laut widersprochen; und mit nicht geringerem Eifer um den Beifall der Liberalen geworben. Die Gegner hatten sich gesagt: Wer als Verfechter neuer Steuern fällt, weckt nicht, wie ein Achilleus, unendliche Sehnsucht. Frohlockt nicht zu früh! Die Besteuerung des Witwen- und Waisenerbes wird zum Schibboleth der für die Freiheit Erglühenden. Zwar haben Bülow und Rheinbaben, die Liberalen Baasche, Eugen Richter und Wiemer gegen diese Steuer gesprochen, für die noch am Schluß der Ersten Lesung in der Finanzkommission von achtundzwanzig Stimmen nur sechs (Sozialdemokraten und einzelne Freisinnige) aufzutreiben waren. Thut nichts. Man schreit und schreibt: „Die Junker wollen nicht zahlen; wollen im Bund mit den römischen Pfaffen wieder das Reich unterjochen; und der Kanzler geht, weil er solche Schmach nicht im Amtüberleben kann.“ Darf er dennoch bleiben, so knüpft er im Herbst die abgerissenen Fäden sacht wieder an. Darf er nicht, so wird er in Huld, als ein treuer Diener, mit Bedauern und Brillantenadler entlassen und draußen mit dem Lorber gekrönt, der dem Märtyrer seiner Ueberzeugung ziemt.

In einem Anflitz, dem der Tod naht, werden die Wesenszüge (seit dem Prognostikon des Hippokrates weiß man's) klarer erkennbar. Wie sah Fürst Bülow in den letzten Tagen seines Amtlebens aus? Er lächelte: und Alle merkten doch, wie grausam des Scheidens Pein in ihm wühle. Er sagte täglich, daß er nie nach einem guten Abgang gelangt habe: und hatte ihn doch inbrünstig erfleht und mit allen Taktikerkniffen zu erwirken gestrebt. Er entzog



sich schmolend der Pflicht, im Reichstag sich Herrn von Hennebrand zu müthiger Männerfehde zu stellen: und schalt in einer Interviu, die er Herrn Felix von Eckardt, dem gescheiten und feinen Chefredakteur des Hamburgischen Korrespondenten, gewährte, den nach dem Schluß der Session fast Wehrlosen der Lüge und Felonie. Hatte der Aerger den sonst so kalt Rechnenden um alles Augenmaß gebracht, daß er nicht merkte, als welche häßliche Handlung diese Interviu im Gedächtniß fortleben müsse? Die alten Geschichten, die seit Wochen die Abnehmer liberaler Blätter langweilten. Weltuntergang, weil eine Talonsteuer eingeführt wird (von je tausend Mark ist eine zu zahlen; die Hypothekenbanken, die allenfalls Grund zur Klage hätten, werden sich zu helfen wissen) und Effekten und Checks, im Einverständniß mit den Direktoren zweier berliner Großbanken, herangezogen werden. Die Konservativen haben dem Centrum „Handlangerdienste geleistet“, das Reichstagswahlrecht bedroht, „Wasser auf die Mühlen der sozialdemokratischen Agitation geleitet“, „mit den Interessen der Monarchie und des Landes ein frivoles Spiel getrieben“. Weil sie erstens die Tributpflicht der Witwen und Waisen, zweitens den Patriotismus und die Bündnißfähigkeit der Centrumspartei heute noch so beurtheilen, wie Bülow selbst sie bis ans Ende des Jahres 1906 beurtheilt hat. „Das Zusammengehen der Konservativen mit den Polen muß auch die Deutschen in den Ostmarken desorganisiren.“ Die Konservativen mußten also zu der Polenfraktion sprechen: „Ihr wollt dem Deutschen Reich, dem der König von Preußen präsidiert, eine halbe Milliarde aus jährlich zu zahlenden Steuern bewilligen? Wenn Ihr's nicht thätet, wäret Ihr Reichsfeinde. Wollt Ihr's aber thun, dann dürfen wir nicht mitmachen. Unter keinen Umständen. Sonst müßte der Kanzler gehen. Der kann zwar mit den Freisinnigen regiren, die sein Polengesetz abgelehnt, mit uns, die es angenommen haben, aber nur, wenn wir Euch hindern, mit in der Mehrheit zu sein, die dem Reich neue Steuern bewilligt.“ Die Centrumsmänner haben dem Fürsten „ein Bein gestellt“, die Konservativen ihn zum Rücktritt gezwungen. Ihn, der die Sozialdemokraten, Polen, Welfen ins Mausloch gejagt hat! Man glaubt, einen wüthenden Knaben zu hören, der von dem Alltag politischer Arbeit nichts ahnt. Ist's denn ein ruchloses Verbrechen, einen Minister zu stürzen, dessen Politik der Mehrheit des Parlamentes mißfällt? Das ist nicht nur das gute, überall anerkannte Recht: ist sogar die höchste Pflicht einer Partei, der das Programm mehr gilt als ein Papiersegen. Fürst Bülow wollte wichtige Wünsche des Liberalismus erfüllen (so sagt er jetzt; gethan hat er's in den neun Jahren seiner Kanzlerschaft nicht): die Parteien, die es nicht wollten, nicht wollen konnten, haben sich gegen solche Absicht verbündet. Das war zu erwarten. Wozu das G'grein? Wozu der Ver-



such, die Parteien, mit denen der Nachfolger arbeiten muß, schnell noch im Land zu verschreien? Darf ein Mann, der gestern noch aus allen Poren Patriotismus schwitzte, heute, da es mit seiner Herrlichkeit aus ist, die Geschäftsführung erschweren? Einer, der mit Centrum und Konservativen Gesetze aller Sorten gemacht und die Katholikenpartei mehr als je ein Anderer gehätschelt hat, wie über Hochverrath zetern, weil preußische Grundbesitzer sich mit dem Centrum über Steuern verständigt haben? So stark wie in dem Fürsten Bernhard von Bülow, der sicher resolut ungläubig ist, mit den Gottlosen am Liebsten plaudert und sein Ehglück päpstlichem Dispens dankt, wird der lutherische Geist in den Tüfern der preußischen Ostprovinzen am Ende auch noch sein. Si tacuisset! Ins Kanzlerhaus gehörte solche Interview jedenfalls nicht.

Die facies hippocratica zeigt noch andere Züge. Jedes Lobsprüchlein, jede Beileidsphrase wurde an die Reichssäulen gefleht. Noch einmal arbeitete der Apparat mit der alten Zuverlässigkeit. „Der Kaiser war so herzlich. Hat ihn umarmt. Ist so betrübt. Kann sich in die Trennung kaum finden. Morgen kommt er noch einmal zum Diner. Und aus allen Theilen des Reiches treffen täglich . . .“ Morgens, mittags, abends. Die Abfahrtstunde wurde so lange ausgetutet, so laut um „spontane Abschiedshuldigung“ gebeten, daß man Mitleid bekam. Sonntag vor der Hauptmahlzeit: da hätten sich in den durch das Aufgebot der Schutzmannschaft kenntlichen Straßen auch ohne den Ankündigungslärm ein paar Hundert Menschen geschaart. Daß die Schilderung des Volksseelenschmerzes und der Perroncour dann nicht mit dem gehörigen Pomp auf die erste Seite der Montagsblätter kam, war durch den Unfall verschuldet, der ein Radrennen unterbrach. Von den Blaublütigen und den Schwarzküttigen angezettelt? Sicher ein verrätherisches Stimmungssymptom. Der arme Herr Gerhart Hauptmann hatte in einer (zu unhöflich belachten) Depesche eben den „allgemeinen Schmerz des deutschen Volkes“ und „die bittere Größe des Augenblicks in wahrer Ergebenheit und tiefer Verehrung“ konstatirt. Die großen Zeitungsmacher kannten ihre Leute besser. Die sechs Toten der Radrennbahn, dachten sie, interessiren mehr als der Auszug des Kanzlers. Für Clemenceau hätten sie, wenn er zwei Tage früher gefallen wäre, vorn ein Plätzchen freigemacht. Bülow kam auf die letzte Seite. Wie kindisch war all das Mädeln, wie würdelos der Versuch, einen Mann, der, mit seinen Talenten und seiner Geschicklichkeit, dem Volksempfinden stets fremd geblieben war, als Nationalheros aufzubahren! Dem Kaiser brichts beinahe das Herz; die Armee möchte Glor um die Feldzeichen winden; das Bürgerthum kanns nicht fassen; die Häupter der Bundesstaaten sind vom Schreck fast gelähmt; den Gegnern aus dem letzten Treffen sogar ist das Weh anzumerken. So dröhnte es Tage lang. Und warum, Ihr ver-



plärrtes Gefinde, geht der Unermeßliche dann? Warum bleibt er nicht, da alle Herzen es, nur die der schwärzesten Reichsfeinde nicht, inbrünstig ersehnen? War dieser Verlust dem Deutschen Reich nicht zu ersparen?

Ein Wörtchen hätte genügt. Das einsilbige Wort „Nein“ aus dem Munde des Kaisers. „Nein, Bernhard, ich lasse Dich nicht fort. Du bist wieder gut auf den Beinen und Parlamentsherrschaft, die einen Minister stürzen kann, haben wir, Gott sei Dank, nicht. Keine Rede von Abschied! Du machst die Finanzreform so gut, wie es mit der Sipperschaft möglich ist (ich werde den Brüdern mal selbst was ins Ohr sagen), und wir arbeiten weiter zusammen. Ganz vernünftig zwar, daß Du Deine Matratze schon gestopft hast; aber einstweilen kommst Du nicht zum Liegen. Noch lange nicht. Keine Wiederholung des Gesuches! Wird dringend verboten. Die Pinaffe wartet. Wir wollen zu Menier rüber.“ Glaubt Einer, daß der Kanzler, der mit solchen Bescheid aus Kiel heimgekehrt wäre, nicht eine ihm bequeme Mehrheit geheuert hätte? Der Kaiser hat diesmal nicht Nein gesagt. Nur darauf kam's an. Was daneben an Guld gespendet wurde, ist für den Empfänger gewiß werthvoll; doch hört auch er wohl von Allem nur das Ja. Wer ohne äußeren Zwang die Lösung eines Vertrages gewährt, hat sie gewünscht; und keine Häufung gedrehter Wortwaare kann diesen Wunsch dem wachen Auge bergen. Die Litanei wird nachgerade langweilig. Daß ein charmanter Fürst und Reichskanzler, der mit Komplimenten nicht knausert und sich um wichtige Leute so hartnäckig bemüht wie eine Dame um Schaustücke für ihren jour fixe, Anhang hat, ist natürlich. Menschlich, daß ihm schwer wird, von der höchsten Machtspitze zuscheiden und, eingestern Umdienert, morgen ins Gewimmel der Gleichgiltigen hinabzusinken. Und hübsch, daß die Journalisten, denen sein emsigstes Werben galt, ihre Dankbarkeit in Lettern ergießen. Doch die Staatsaktion darf nicht zur Burleske werden. Mögen die Männer, die Jahre lang den Kanzler schalten und seine Entlassung herbeisehnten, ihm jetzt die schönsten Worte telegraphiren: was war und was ist, läßt sich nicht unter Guirlanden ersticken. Wilhelm wollte und mußte sich von Bülow trennen; weil er fand, daß der Kanzler ihm im November 1908 schlecht gedient habe. Das wußten im Bundesrath und im Reichstag die Stimmführer; ungemein präzise Aussprüche wurden herumgetragen. Der Kaiser bewahrte dem Duzgünstling ein freundliches Gefühl und war entschlossen, ihn nicht, wie einen zu Strafenden, wegzustoßen; entschlossen aber auch, den Strauchelnden nicht zu halten. Vor der Weihnacht schrieb ich an Holstein: „Bülow wird über die Finanzreform stolpern und S. M. wird ihn sanft fallen lassen.“ Das war ohne Prophetengabe vorauszu sehen. War der Kluge, wider Erwarten, flug genug, nicht flug zu sein? Oder ist seine zum ersten Mal un-



zulängliche Taktik aus der Unvereinbarkeit der Vorsorge für den Erfolg und für den guten Abgang zu erklären? Er spricht: „Ich werde niemals gegen die Liberalen regiren.“ Und ist von dieser Stunde an verloren. Die Liberalen tölpeln in jede Falle. Drängt sie in eine Absage an die werdende Mehrheit: und der Kanzler muß den Abschied erbitten. Die Konservativen haben ihn gestürzt? Nur die Gelegenheit gemacht. Centrum und Polen? Wilhelm der Zweite, der sich gewiß als Protestant und Deutschen fühlt, hat ihnen Lustren lang besondere Gunst geschenkt und ihre Führer noch im Sarg mit Ehren behäuft. Fürst Bülow ist gegangen, weil Kaiser und Bundesrath ihn nicht länger halten wollten. Und weil sein System der Preßpolitik und Charaktermassage nicht mehr wirkte, seit ihm der Nimbus allerhöchsten Vertrauens fehlte.

Ein Berufsgenosse, ein Freund hat von ihm gesagt: „Der arme Bülow glaubt, um ein guter Diplomat zu sein, müsse man zum Schelmen werden.“ So schlimm war sein Glaube wohl nicht. Er fühlte, daß er im Großen nichts erreichen könne, und fing es drum im Kleinen an. Da ging's. Unter Schlaunen noch der Schlauste sein, scheue Edelfische fördern, Verschmitzte an der Nase herumführen: ein Sportvergnügen. Er war neun Jahre Kanzler. Ist Fürst, Ritter der höchsten Orden, Millionär geworden, hat das Lob täglich aus über-vollen Schalen gelöffelt; ist des Mitleids also nicht bedürftig. Sind um Balfour und Witte, Roerber und Clemenceau Thränen geflossen? Nimmt Fürst Bülow Schöpfergedanken mit, die er nicht mehr auszuführen vermochte? Eine Prämie Dem, der nur einen ans Licht bringt. Sucht also lieber nicht unerseßlichen Verlust. Ein ungewöhnlich begabter, unterhaltfamer, von des Schicksals Gunstfülle begnadeter Herr. Grüßt und ehrt ihn, wenn Gefühl dazu drängt. Doch vergißt nicht ganz, wie oft Ihr ihn, Alle, verwünscht habt; wie oft er für wesentlich hielt, was nur Schein war; wie selten er hinter den Wort-hüllen den Kern der Dinge sah. Ist Deutschlands Lage bequem, weil Kanzler und Offiziose die Gefahr wegzuplaudern strebten? Sind Sozialdemokraten und Welfen minder mächtig, weil eine unwahrhaftige und unhaltbare Sozietät ihnen im Reichshaus Sitze entzogen hat? Gebt uns den Geichmeidigen nicht für einen Großen, den Lüncher uns nicht für einen Baumeister. Nach Caprivi und Hohenlohe in Brillantfeuer zu glänzen, war leicht. Aber: neun Jahre Kanzler! Was war da zu schaffen! Und wo liegen Bülows Reiche?

#### Chassé Croisé.

Nach der Rhetorenfrage eine, die uns auf die Nägel brennt: Ist der fünfte Kanzler ein Mann raschen Entschlusses und tapfer ausharrenden Willens? Nur mit solchen Qualitäten kann er dem Reich nützen. Alles Andere ist Nebensache; alles Brunken mit Geistreichthum von Uebel. Aus einem Geuille-



tonisten wird nie ein Regirer. Den aber brauchen wir wie das liebe Brot. Einen Wichtigen nach dem Zierlichen. Nach dem glatten Kosmopoliten einen deutschen Kerl, der Etwas will, bei der Stange bleibt und sich von keinem Satanas einschüchtern läßt. Selten sichtbar; wenn er zu den Landsleuten spricht, muß es Ereigniß werden. Daß er kein plumper Lummel sein darf, versteht sich. Herr von Bethmann ist fast unbekannt. Seit er, um neben Posadowsky nicht allzu arm zu scheinen, steifen Stoff mit allerlei hübschen Floskeln bestickt und mit darwinischer Ethik aufgepolstert hat, zwingt ihn die Schreiberzunft in die Schablone: „Philosophischer Kopf“. Dummes Zeug. Wenn Herr Krause seine Hedwig verheirathet, sucht er für die Hochzeitrede was Apartes zusammen; wenn ein fluger preußischer Minister das heikle Thema des Landtagswahlrechtes erörtern muß, hilft er sich mit den (vor dem Auge der Abgeordneten noch in Jugendglanz funkelnden) Begriffen der Evolution und Selektion. Das beweist nichts. Und Herr von Bethmann soll nicht Privatdozent oder Professor sein, sondern Kanzler des Deutschen Reiches. Was er kann, hat er noch nie zu zeigen vermocht: er war kaum irgendwo warm geworden, so kam schon die Beförderung ins Höhere. Gewiß Keiner der „Bethmänner“, die Bismarck haßte; Dem unähnlich, über den der schroffe Schönhäuser 1854 an Gerlach schrieb: „Was für ein kleines Herz ist doch Bethmann-Hollweg! Verletzte Eitelkeit, äußerliche flache Ambition sind seine tiefsten Motive.“ Von Kopf zu Fuß unähnlich. Ernste Menschen rühmen seine anständige Gesinnung und die innere Feinheit seines Wesens; sind sicher, daß er sich nie zu unwürdigem Handeln erniedern noch als Gaufler paradiren werde; trauen ihm auch den Muth zu, den weiten Amtsbereich in stetiger Arbeit zu erobern, statt als ein von Wirklichen Geheimen Räten gelenkter Titularherr drin zu thronen. Leicht hat er's nicht. Wir müssen geduldig sein. Ist er Staatsmann, so läßt er uns lange warten.

Herr von Bethmann war seit dem Jahr 1900: Oberpräsident von Brandenburg, Minister des Inneren in Preußen, Staatssekretär im Reichsamt des Inneren; und ist nun Kanzler. In der selben Zeit war Herr Delbrück: Oberbürgermeister von Danzig, Oberpräsident von Westpreußen, Minister für Handel und Gewerbe; und ist nun Staatssekretär im Reichsamt des Inneren. Herr Sydow kam aus dem Reichspostamt ins Reichsschatzamt und zieht jetzt ins Handelsministerium. Eine wunderliche Sitte. Herrn Holle hat sie die Gesundheit gekostet. Der wurde aus dem Unterstaatssekretariat des Verkehrsministeriums auf den Stuhl des Herrn Studt geholt, wollte sich hastig in das neue Amt einarbeiten und hörte dann vor dem Ohr eines fremden Königs das Scherzwort: „Der lernt Kultusminister; kennt aber das Wasserbaugeschäft gründlich.“ Brach zusammen und hat als Abschiedsrost jetzt den Rothen Adler-



orden Erster Klasse mit Eichenlaub erhalten. Studenten müssen alle Stationen durchmachen, Waarenhausmädchen in jedem Rayon bedienen lernen. Minister oder Staatssekretär wird selten Einer, der's bis an die Fünzigerschwelle noch weit hat. Braucht er nicht seinen ganzen Kraftrest, um auf dem neuen Posten heimisch zu werden und Rechtes zu leisten? Bisher glaubte man's. Sieht nun aber, daß die Excellenzen hierhin, dorthin geschleudert werden. Wenn Herr Delbrück das Zeug zum Handelsminister hat, mußte er's bleiben (hoffentlich nimmt er ins Reichsamt seinen Unterstaatssekretär Richter als Lootsen mit). Wenn Herr Sydow für die Stellung eines Ressortleiters tauglich ist, wird er im Schatzamt, wo er seit einem Jahr ohne Last arbeitet, eher Etwas schaffen als in dem neuen Amt, das wieder ganz andere Kenntnisse von ihm fordert. Unsere Minister und Staatssekretäre sollen Fachmänner sein. Wie viele sind's noch?

Vor fünfzig Jahren tadelte Bismarck die vom Prinzen von Preußen entworfene Ministerliste; damit sei kein Staat zu machen; das Auswärtige und die Armee in schwachen Händen. Mit rothem Kopf rief Wilhelm ihm zu: „Halten Sie mich denn für eine Schlafmütze? Mein Auswärtiger Minister und mein Kriegsminister werde ich selbst sein!“ Und bekam die Antwort: „Heutzutage kann der fähigste Landrath seinen Kreis nicht ohne einen intelligenten Kreissekretär verwalten und wird immer auf einen solchen halten; die preußische Monarchie bedarf des Analogen in viel höherem Maße. Ohne intelligente Minister werden Eure Königliche Hoheit in dem Ergebnis keine Befriedigung finden.“ 1859; in dem Preußen der Neuen Aera. Jetzt wird gewispert, mit den Bethmann und Genossen werde es schon gehen, denn der Kaiser wolle wieder die Oberleitung auf sich nehmen; drum sei auch ein Kanzler möglich, der nie ins internationale Geschäft hineingeguckt hat, und der im aktiven und passiven Sinn des Wortes bequeme Herr von Schoen könne bleiben. 1909; im Deutschen Reich; nach dem Novembelerlebnis. Die Franzosen freuen sich schon; im Gaulois laß man: „La France n'y perdra rien“. Grundloser Jubel. Der Kaiser kann nicht daran denken, in eine Gewohnheit zurückzukehren, die ihm selbst und dem Reich so schlimme Erfahrung eintrug. Daß er an dem Tag, der ihm Bülow's Abschiedsgesuch brachte, wieder vor Unzuverlässigen von der „Gelben Gefahr“ sprach und gleich danach seinen Namen an den fast grotesk verfrühten Plan einer zeppelinischen Nordpolfahrt heften ließ, war gewiß nur ein Zufall. Er hat sich Monate lang weise im Stillen gehalten und die Trennung von Einem, dessen Groll lästiger werden könnte als Bismarck's, da flug besonnen. Er hat keinen Bülow mehr. Und an dieser Stelle ist der Mann wirklich vielleicht unersetzbar, von dem im November gesagt ward: „Er hat Sie hineingebracht; nur er kann Sie wieder herausbringen.“



## Fritz von Holstein.\*)

Die „Zukunft“ hat dem im Mai verstorbenen Herrn von Holstein in zwei Artikeln einen dankenswerthen Nachruf gewidmet. Mir liegt die Absicht fern, die in den Artikeln mit Recht hervorgehobenen außerordentlichen Eigenschaften des Verewigten, seine Pflichttreue, seinen Fleiß, seinen Verstand, seine Uneigennützigkeit und seinen Patriotismus, irgendwie verkleinern zu wollen. Wenn sein Wirken nicht noch segenreicher für das Vaterland geworden ist, so lag Das vor Allem außerhalb der eigenen Person Holsteins.

Schon unter Bismarck reichte Holsteins Einfluß weit. Herr von Holstein behauptete ehrenvoll seinen Platz neben einem so bedeutenden Kopf wie Bucher. Aber Beide beugten sich willig dem Genie, Beider Arbeitskraft wurde die richtige Stelle gewiesen und Beide begnügten sich, Räder der großen Maschine zu sein, welche die Hand des Meisters lenkte. Wie für so Vieles, war auch für das Gefüge des Auswärtigen Dienstes der Sturz des großen Kanzlers verhängnißvoll. Dem General von Caprivi war die äußere Politik eben so ein Buch mit sieben Siegeln wie dem ihm an die Seite gestellten früheren Staatsanwalt, dann Großherzoglich Badischen Gesandten Freiherrn von Marschall. Die Wahl Marschalls war, wie in Klammern bemerkt werden darf, im Wesentlichen das Werk Holsteins. Der vereinigte in jener Zeit täglich im Kaiserhof einen kleinen Kreis beim Frühstück und gestattete auch dem Herrn aus Baden den Zutritt. Bei diesen Symposien (einer der regelmäßigsten Theilnehmer war der bekannte, nun verstorbene Chemiker Scheibler) mag wohl das scharfe Auge Holsteins die Bedeutung Marschalls erkannt haben.

Daß unter den beiden Neulingen das Amt nicht vollständig aus dem Leim ging, war nur das Verdienst Holsteins und seines damaligen vorzüglichen Gehilfen Riederlen. Die große Begabung Marschalls wandte sich alsbald mehr der inneren Politik zu, während er auch nach der für eine Cinar-

---

\*) Einer, der die Ereignisse und die mitwirkenden Menschen lange als ein Naher sah, hat diese Zeilen geschrieben. Ich veröffentliche sie gern, weil sie das schwarz durchschaubare Wesen Holsteins in etwas anderer Spiegelung zeigen und weil sie Herrn von Tschirschky freundlicher beurtheilen, als mir, nach Allem, was ich von ihm und über ihn (von Sachverständigen) hörte und was seine sichtbare Leistung erkennen ließ, möglich war. In der Ueberzeugung, daß ohne Bülows zustimmenden Willen Holstein nicht beteiligt worden wäre, stimme ich, wie die Leser der „Zukunft“ wissen, mit dem Verfasser dieser Skizze überein. Und weiß, daß Holstein selbst, mit so witzigem Eifer er mir auch, wenn ich in Ernst oder Scherz dieses Thema streifte, stets widersprach, von solchem Glauben nicht allzufern war. Schmerzernder Gewißheit bog auch dieser Muthige gern aus.



beutung nöthigen Zeit in mancher Hinsicht für sein Ressort, namentlich auch in personalibus, versagte. Ohne nach außen verantwortlich zu sein, ohne die Möglichkeit zu haben, die zu jener Zeit besonders häufigen plötzlichen Impulse höherer Stellen direkt zu bekämpfen, hielt schon damals Holstein alle Fäden der auswärtigen Politik in seiner Hand. Wer der Wahrheit die Ehre giebt und die Verhältnisse kennt, muß aber hier der Mitarbeit von Philipp Eulenburg dankbar gedenken, den ein bekanntes berliner Witzblatt als Dritten im Bunde, als Troubadour, den Herren Austerndfreund (Holstein) und Spähle (Riderlen) zugesellte. Austerndfreund bediente sich Troubadours aufs Geschickteste und Dieser war der gewandte Helfer, dessen leichte Hand im Verkehr mit Souverainen im deutschen diplomatischen Dienst sprichwörtlich wurde. Wenn Eulenburg später (ich lasse alles Persönliche, Allzupersönliche bei Seite) dienstlich und außerdienstlich nicht tanti sich erwies, so lag Dies vor Allem daran, daß seinem Können zu große Aufgaben gestellt wurden. In München genügte er zur Noth; für Wien langte es nicht mehr. Zugleich kam auch bei ihm mit dem Essen der Appetit; er wollte eigene Ideen ausführen und Intriguen selbständig einfädeln; damit entwuchs er dem bisherigen Freund und Meister. Außerdem trat, im Gegensatz zu dem nichts für sich wollenden Holstein, bei Philo immer mehr ein subjektives Moment in den Vordergrund. Eine allmähliche Entfremdung, später direkte Feindschaft war das Ergebnis.

Tel brille au second rang qui s'éclipse au premier. Das war auch das fortdauernde Verhängniß Holsteins. Auf Caprivi folgte Hohenlohe, auf Hohenlohe Bülow. Mit Beiden verband Holstein Freundschaft und langjährige Gewöhnung. Selbst wenn Beide die Arbeitskraft von Riesen besessen hätten, wären sie immer genöthigt gewesen, das gerade im Auswärtigen Dienst durchaus nicht unwichtige Detail kundigen Helfern zu überlassen. So dauerte, mutatis mutandis, das alte, unter Caprivi inaugurierte Verhältniß fort. Nur hatte Caprivi, als er das von den feinen Händen Holsteins über ihn geworfene Netz zu sehen anfing, ungeberdig gestrampelt, während seine beiden Nachfolger sich gern die Mitarbeit, aber auch das sanfte Joch des tüchtigen und zuverlässigen Mannes gefallen ließen. Wer arbeitet, hat immer Einfluß, auch wenn er nur an zweiter oder dritter Stelle steht. Falls zu dieser Arbeitsfreudigkeit noch ein fester Charakter kommt, so entsteht in einer Behörde so zu sagen automatisch eine überragende Stellung des tüchtigen Mannes; allerdings nicht zum Nachtheil des Dienstes, da die Außenstehenden sich doch an den Firmeninhaber oder die Profuristen halten.

Ähnlich wie mit den Chefs verfuhr Holstein auch mit den Staats-



sekretären; nur nahm er auf sie weniger Rücksicht und behandelte sie meist wie jüngere, wenig genehme Kollegen. Namentlich der arme, ursprünglich von ihm protegirte Nichthofen mußte davon ein Lied zu singen. Baron Nichthofen, so vielseitig auch seine Begabung war und mit welchem Bienenfleiß er auch arbeiten mochte, eignete sich doch nicht zu einer befehlenden Stellung. Er war zu weich und wollte es mit keinem Menschen verderben; so hoch er auch stieg: er blieb immer ein kleiner Beamter. Diesen vortrefflichen und liebenswürdigen Menschen, der stets gern sachlich hinter die höhere Einsicht und Erfahrung Holsteins zurücktrat, hatte Der nach kurzer Schonzeit ganz besonders aufs Korn genommen. Nichthofen war zuletzt vor dem grimmen Hagen so auf der Flucht, daß er sich nur dann in das Amt wagte, wenn ihm gemeldet worden war, daß der Geheimrath es verlassen habe. Wie für den Fürsten Bülow, der in Nichthofen den hingebendsten Helfer und Vermittler in innerpolitischen Dingen besaß, wurde auch für Herrn von Holstein des von ihm so angefeindeten Staatssekretärs unerwarteter Tod der Anfang des Endes. Herr von Tschirschky kam Beiden mehr als ungelegen. Während aber unsichtbare Hände Tschirschkys berliner Thätigkeit unter dessen eigener unbewußter Mithilfe das Grab schaufelten, kochte es bei dem leidenschaftlichen Holstein vorzeitig über. Ich übergehe die in der „Zukunft“ mehrfach beleuchteten Umstände, die den Abschied Holsteins vorbereiteten und begleiteten, möchte aber erwähnen, daß nach Manches Ansicht der Staatssekretär von Tschirschky wohl als Werkzeug benutzt wurde, aber nicht der Urheber des Abganges war. Man brauchte absolut ein Schlachtopfer für die gänzlich verfehlte Marokkopolitik. Holstein selbst war nicht ohne Verdacht, beseitigte ihn aber immer wieder mit dem Argument: „Der Mann, der mich einst zum Staatssekretär vorgeschlagen, kann unmöglich meinen Sturz gewollt haben.“ Ob er innerlich auch so argumentirte? Er wußte ja, daß bei dem in der Wilhelmstraße chronischen Mangel an Ideen man bald wieder an seine Hilfe und seinen Rath appelliren würde. Da ihm die Politik, die Beschäftigung mit der Politik, wie in Hardens Artikeln mit Recht hervorgehoben wurde, zur Leidenschaft geworden war, wollte er nicht die Brücke abbrechen, die ihm allein noch die Möglichkeit politischer Bethätigung gewährte. Vor der Welt mußte schon aus diesem Grunde der „kranke Hauslehrer“ der Mann bleiben, der ihn herausgeworfen hatte. Auch brauchte Holsteins eigenthümliches Naturell immer ein Objekt, auf das er persönlichen Ingrimms und Aerger über die vielfachen Fehler und Sünden der deutschen Politik abladen konnte. Er wechselte oft urplötzlich in Sympathien und Antipathien und beehrte mit intensiver Feindschaft nicht selten



Männer, die Jahre lang zu den Intimsten seiner Intimen gehört hatten; ich nenne nur die Herren Herren Raschdau, Lindenau, Pourtalès. Ein Missionchef, der bei seinem letzten berliner Aufenthalt noch des werthvollen Rathes und oft werththätigster Hilfe des thatsächlichen Leiters des Auswärtigen Amtes sich erfreut hatte, fand bei seiner Wiederkehr die bekannte Doppelthür hermetisch verschlossen. Wie alle sich der Einsamkeit ergebenden Menschen war Holstein im höchsten Grade soupçonneux; ein Blick, eine Miene, ein unbedachtes Wort konnte es mit ihm für immer verderben. Leider lieb er auch Zuträgern oft und gern sein Ohr. Treue Freundschaft hat er nur zweimal im Leben bewahrt: dem Grafen Paul Hatzfeldt und dem Fürsten Radolin. Er war blind für die Fehler des Einen, die Schwäche des Anderen und scheute sich nicht, selbst in nicht immer einwandfreier Weise Beiden in kritischen Momenten beizuspringen. In den allerletzten Jahren war, wie erwähnt, Herr von Tschirschky seine bête noire; er ließ kein gutes Haar an diesem armen Mann, der, rein sachlich und vom geschäftlichen Standpunkt betrachtet, vielleicht der beste Staatssekretär war, den die Wilhelmstraße sah. Wenig gewandt im Verkehr, hölzern als Redner, die Negation jedes repräsentativen Auftretens, war dieser Sproß einer alten kurländischen Beamtenfamilie doch ein feiner politischer Kopf, der, nüchtern und kühl bis ans Herz hinan, seine logischen Gedankenreihen in klarer Weise zu Papier brachte. Ja, vielleicht war seine Feder der des alt gewordenen ehemaligen Lehrers und jetzt Untergebenen überlegen, der komplizirte und überkünstelte Denkschriften lieferte, vor lauten Klein- und Eventual-Malerei die Hauptsachen verdunkelte und schließlich zu ganz absonderlichen, krausen Ergebnissen gelangte, die zu der oft so einfachen Wirklichkeit in merkwürdigem Gegensatz standen. Namentlich in seinen letzten Lebensjahren, wo er Menschen und Dinge lediglich vom Grünen Tische aus einschätzte und sich immer mehr dem Außenleben entfremdet hatte, gelangte der fluge und hochbegabte Mann vielfach zu Trugschlüssen und oft auf höchst gefährliche politische Abwege. Geblieben aber war ihm bis zuletzt das geradezu bestrickende Talent, seine Thesen zu verfechten, und der unbeugsame Wille, die Widerstrebenden zu seiner Ansicht zu befehlen. Oft gelangte er nur auf höchst seltsamen Umwegen an sein Ziel; meist aber sah er sich Vorgesetzten gegenüber, die ihre Entschlußlosigkeit hinter endlosen Reden verbargen und denen natürlich Holstein, der Mann der Arbeit und der That, in jeder Hinsicht überlegen war. Wären diese Chefs aus festerem Holz geschnitten gewesen und hätten sie an Urtheilskraft nicht so sehr hinter ihm zurückgestanden, dann wären für sie selbst, für Holstein und für ganz Deutschland bessere politische Ergebnisse gezeitigt worden. Denn Hol-



stein war veraltet in seinen Anschauungen und Grundsätzen, er hatte zu wenig Verständniß für die in den Völkern schlummernden geheimen Kräfte, für den gigantischen wirthschaftlichen Kampf und für die Bedeutung der Uebersee. Ganz und gar befangen in den Traditionen der alten Kabinettpolitik (richtiger: der bismärckischen Kontinental-Politik), vertrat er doch seine veralteten, oft etwas paradoxen Theorien mit jugendlichem Feuer und bewunderswerther Geistes-schärfe. Dem ungemeinen Reiz seiner von historischen Exkursen begleiteten Deduktionen konnte sich Niemand ganz entziehen. Der Zuhörer, selbst wenn er sachlich nicht überzeugt wurde, hatte das Gefühl, einer in sich geschlossenen Persönlichkeit, einem fest gefügten Charakter gegenüber zu stehen. Fremde Diplomaten betrachteten es daher auch als eine ganz besondere Gunst, von ihm empfangen zu werden. Um ein Beispiel anzuführen: vor Jahren erzählte mir der (inzwischen verstorbene) Botschafter Graf Szechenyi, er sei in Berlin mit Ehren überschüttet worden, aber die höchste Ehre sei ihm dadurch erwiesen worden, daß Herr von Holstein einst bei ihm en famille gespeist habe.

Ob Fritz von Holstein von diesem Zauber seiner Persönlichkeit die richtige Vorstellung hatte? Ich möchte annehmen, daß er doch fühlte, wie thurmhoch er an Wissen und Können und vor Allem an patriotischer Uneigennützigkeit Chef und Kollegen überragte. Trotz allem auf diese Herren gehäuften äußeren Ehren mögen ihm deren Gestalten oft recht kümmerlich vorgekommen sein; und in diesem stolzen Gefühl der Persönlichkeit, etwas Anderes zu sein als alle Andern, mag der Einsame wohl das höchste Glück dieser Erde gefunden haben.



## Vier Kanzler.

Der Erste war aus Erz: so fein wie stark.  
 Der Zweite war aus Holz mit Fliedermark.  
 Der Dritte war aus trockenem Töpferthon.  
 Der Vierte floß als glatte Diffusion  
 Von Gasen, die sich sonst nur schwer verbinden.  
 Dies Phänomen wird sich kaum wiederfinden.

Dresden.

Otto Julius Bierbaum.





## Tell.

**D**adurch, daß Tell aus der landvögtischen Schiffes-Finsterniß, indem er der schaukelnden Tyrannei einen endgiltigen verabschiedenden Fußtritt versetzt, auf die hohe Felsenplatte springt, wo ihn Licht, Luft und Befreiung umarmen, dadurch hat er sich auf seine Wolke, glänzend von Bewegungsfreiheit, hinaufgeschwungen, und er hat, indem er sich persönlich befreit, auch schon dem Vaterland den Dienst des Erretters und Befreiers geleistet, er hat schon hier den Drachen getödet, hier schon ist das feige Tyrannen-Ungeheuer erschossen worden, und zwar durch eben jenen endgiltig wegstoßenden Fußtritt, durch die selbe Bewegung also, die ihn selbst ans Licht und auf die Platte schwingt, indem das schwankende Gräuel auf den Wellen des empörten Sees weiltertreibt. Hier ist die große That geschehen, hier ist der Würfel geschüttelt, das Gesetz zur unerbittlichen Ausführung gebracht, der Tyrannenmord vollbracht worden. Und wunderbar ist, wie der jugendlichen Rache-Möglichkeit die Rache folgt, wie aus dem Mordgedanken der Mord, wie aus dem rasch gefaßten Entschluß allsogleich die Vollstreckung springt. Was nützen dem Vaterland gefesselte, an Mastbäume gebundene energische Männer? Was hat die Allgemeinheit davon, daß ein großer Mann in der Gefangenschaft schmachtet? Tell mußte frei werden; er wurde aber auch frei: er ist es jetzt.

Bewußtheit des Zieles ist die lebhafteste Empfindung Derjenigen, die, der Noth und dem Elend entsprungen, neuer Noth und neuem, noch gräßlicheren Elend ins Auge blicken, und Tell ist daher erfüllt von dem Bewußsein, daß es absolut nothwendig ist, Rache zu nehmen, abschließende Vergeltung zu üben. Ein Genie-Gedanke, ein kaum gedachter, sondern in jeder Beziehung nur gefühlter und gleichsam erhörter Gedanke blizt ihm, einem tatsächlichen nachterhellenden Wetterbliz ähnlich, vor dem Gemüth und vor dem Verstand großartig auf, nämlich der Gedanke, jedes Ausruhen und Zögern jetzt zu vermeiden und sogleich zur erschütternden That zu schreiten. Das gewaltig angestrengte Herz klopfte ihm gegen die wackere Brust; doch er, Tell, er springt, er macht Säge von Fels zu Fels, denn er denkt schon hier an den Hohlweg, an den Punkt der That, an den Ursprung des vernichtenden Blitzes, an die Stelle, wo später der berühmte Pfeilschuß gefallen ist. Und das stürmische Glück, sich fessellos und kerkerlos zu fühlen, in der Brust be-  
 zwingend, zwingt er sich zugleich in einen neuen selbstgeschaffenen und selbsterfundenen Kerker hinab: in die harte, abgrundähnliche Unmöglichkeit und Undenkbarkeit hinab, jemals noch dem Entschluß, den er gefaßt hat, entfliehen zu dürfen. So oder ähnlich verfügen und disponiren über die eigenen Spannkkräfte nur große Menschen, nur Helden. Und Tell zeigt jetzt dadurch, daß er alle persönlichen Glücksempfindungen überwindet und tötet, indem er sich zum Töten des Tyrannen aufrafft, daß er ein Held ist. „Vorwärts! Zum Ort der That“: so schreit, so donnert es jetzt in ihm, so preßt es all das zögernde Persönliche nieder. Ja, hier ist ein Mensch, der handelt, hier ist er, der Entschluß, dessen Plan und Ende herrlich zusammenfallen. Hier umarmen sich Gedanke und Bewegung. O, viele, viele Menschen sind auch schon vom Bewußtsein einer nothwendigen That durchdrungen und beseelt gewesen, aber gethan haben sie dann doch nicht, was hätte gethan werden müssen, denn es war ihnen zu schrecklich, zu thun, was sie zu thun dachten. So ergeht es namentlich reflektirenden, gebildeten Menschen. So geht es im Allgemeinen zu: heutzutage! Doch Tell: seht, wie er jetzt bemüht ist, aus der Höhle des Entschlusses ans



himmlische Licht des ungesäumten Thuns zu bringen! Tell ist kein dachtender und trachtender, kein denkender und spekulirender, sondern ein einfacher, ein tragischer Mensch, ein Mensch der That, ein Held ist er, geboren, sich unsterblich zu machen.

Tell ist gequält worden, wie noch selten ein Mensch, ein Erdenbewohner, ein Gatte und ein Vater gemartert und gequält worden ist. Doch auch kleine, niedrige Menschenseelen lassen sich quälen, kann man quälen. Zum Gequält- und Gefoltertwerden braucht es keine Größe. Bis hierher, bis zum Landvogten-Brunkschiff ist Tell nur Gegenstand, kleiner Gegenstand des Tyrannen-Hohnes und ein wundervoller, ein entseßlicher Schütze gewesen; doch jetzt, da er wie ein aufzuckender Lichtstrahl aus der Schiffes-Mitternacht an den schimmernden Felsen-Platten-Mittag springt, ist er gewachsen, ist er ein Riese geworden, ist er groß geworden. Er ist jetzt nicht mehr geplagt, sondern er verfügt, bestimmt und regirt jetzt. Die Hände und die Arme sind ihm frei, der Gedanke kann zielen, wohin er will, und Tells Gedanken kennen ihr verabscheuenswerthes und hassenswerthes Ziel. Doch hassen? Nein, Tell denkt gar nicht mehr an Haß und an Abscheu: er ist Jäger und paßt dem ahnungslosen stolzen wilden Thier auf. Er ist befreit von allen fesselnden und bindenden Empfindungen. Ja, er war niedrig und klein. Ein Knecht seines Herrn, ein Unterthan seines Gebieters war er, ein Sohn seines Landes war er, ein hutabziehendes, gehorsames, demüthiges Geschöpf war er. War er? Er hat ja aber eines Tages seinen Hut nicht mehr abziehen und den Gewohnheitknir nicht mehr machen wollen; und hier vielleicht schon, bei der urplötzlichen Verweigerung des erniedrigenden Alltagsgehorsames ist der Tyrann erschossen worden. Tyrannen sind nie groß. Tyranei schließt jede Größe aus, deshalb, weil die unausgesetzte Lusternheit sie blind macht. Der Landvogt hat keine Ahnung gehabt, daß unter den schlichten Gebirgsleuten ein Genie, ein Tell lebt. Er hat geirrt wie ein dreizehnjähriges Kind; und er büßt nun dafür. Er ist launisch, träg, grausam, feß und übergebieterisch gewesen und er wird nun erschossen, Das heißt: er ist es schon. Er lebt noch, aber er lebt nur noch ein Zwanzig- bis Fünfundzwanzigminutenleben. Da Tell, der Schütze Tell, der dem eigenen Kind den Apfel vom Kopf weggeschossen hat, jetzt auf die Brust des leichtsinnigen Wütherichs zielt, ist der Wütherich, kann man sagen, schon im Voraus durchbohrt, schon im Voraus verloren und zu den Verdammten geworfen. Seht, wie Tell lauert, der Jäger Tell fauert und lauert.

Spricht nun Tell ein Gebet? Telle haben nicht nöthig, zu beten. Für Menschen, die Himmel und Hölle selber in der Menschenbrust fühlen, gefühlt haben und stets weiter fühlen und durchwandern werden, giebt es keinen Gnaden- und Ungnaden-Gott mehr. Wo der menschliche Wille so groß ist, müssen die Götter verschwinden. Hat nicht Gott den Tell im Stich gelassen im Augenblick höchster, ja, wahnsinnigster Noth? Oder ist Gott dann gekommen und hat Tell aus dem Schiff befreit? Einerlei. Und wenn es so ist: Gott verzichtet auf Gebete, wo er eine That sieht. Thaten sind ihm die liebsten Gebete. Also betet jetzt Tell.

Und nun kommt der verbrecherische, anmuthige Tänzer, auf einem weißen Roß flatterhaft daherreitend. Ja, er ist es, der Landvogt, und hinter ihm her und um ihn herum sprengt und flattert und zwitschert das stets liebenswürdige Gefolge, die muntere, sattgeessene Schaar stets gefälliger und schmeichelder Lügen. Ein fürstlicher Auftritt. Ein Anblick zum Verzagen für einen zielenden, vogelfrei erklärten Verbrecher an Staat und Majestät. Doch Tell zittert nicht: er schießt und trifft; und hat damit gethan, was ihm erlaubt, müde nach Hause zu gehen.

Charlottenburg.

Robert Walser



## Der Richter. \*)

**R**ichten soll eine Unbescheidenheit sein, wenn nicht von Hochmuth kommen. Bücher, die die Menschen versittlichen wollten, warnten vor dieser Ueberhebung, wiesen auf den Balken im eigenen Auge.

Daß die Menschen nicht davon ließen, lag an den letzten Gesetzen seelischer Selbsterhaltung, die eben so vorhanden, wenn auch weniger untersucht sind wie die der physischen. Wenn die Menschen sich zum Richter über den Nächsten aufwarfen (thun sie es nicht auch heute?), wollten sie nicht zunächst den Anderen verkleinern, sondern sich behaupten. Denn man ist immer nur ein Einzelner und kann darum nicht zu gleicher Zeit schlank und beleibt, klug und dumm, schön und häßlich, elegant und einfach, Bohemien und Bürger oder Bürgerin und Amoureuse sein. Der Schlanke muß den Korpulenten als unangenehm, der Beleibte den Dünnen als lächerlich empfinden. Die schöne und dumme Frau moquirt sich über die häßliche und die kluge und häßliche verachtet die Männer, die die Larve einer Dummen reize; der Elegant bespöttelt den nachlässig Angezogenen und der salopp Gekleidete den Elegant (wenn das kreuzende Gesetz des Kontrastes bei Manchem auch die Antipathie wieder zur Sympathie umbiegen mag). Aber sie Alle müssen Dieses thun, um sich selbst zu begründen und zu behaupten. Denn die Welt hat Raum für alle Gegensätze: der Einzelne aber muß wählen, ob er elegant oder einfach sein will, und, da sein Schicksal über seine Figur und sein Gesicht schon ohne seine Wahl entschieden hat, sich mit diesem Gesicht und dieser Figur zurechtfinden. Er hat dazu, wenn er zur Zufriedenheit gelangen will (und dahin gelangen zu wollen, scheint Naturgesetz), sein Widerspiel zu belächeln und herabzusetzen; und nur Wenige sind begabt, die Berechtigung auch jedes Gegensatzes einzusehen und ihre eigene Art und ihr Gehaben lediglich als persönlich und in keinem Belange für nur irgend richtiger als Art und Gehaben der Anderen anzusehen. Dieses sind, wie man weiß, nur wenige, durchaus verfeinerte Naturen, meist ohne die starken, ein Volk vorwärtsstoßenden Instinkte, fast ausschließlich Männer und immer wohl nur Menschen von einem schon höheren Alter.

Alles Das gilt für Handlungen noch mehr als für Figur, Gesicht, Geschmack und Anlagen. Man handelt, vor die Wahl gestellt, so oder so zu handeln, vielleicht eben so oft wie aus dem angenehmen Reiz heraus, den die Vorstellung der einen Handlung weckt, aus dem Widerwillen gegen die Vorstellung der anderen. Andere aber begehen diese andere Handlung, und wenn man sich dennoch zu seiner eigenen bekennt, so zwingt Das, die andere Handlung der Anderen zu verurtheilen. Denn man kann nicht zugleich als schöne und nicht glückliche Frau der Versuchung eines Mannes aus Ueberzeugung widerstehen und den Ehebruch anderer Frauen billigen. Thut man es dennoch, so wird die eigene Zurückhaltung innerlich nicht gebilligt.

Nicht nur die Tugenden führen in ihrer Ueberbildung zu Lastern. Auch Handlungen, die einen berechtigten Zweck hatten, werden sinnlos, sobald dieser Zweck sich unbemerkt verliert. Sitten werden zu Unsitten, weil ein Volk ihren

---

\*) Ein Bruchstück aus der Monographie, die, unter diesem Titel, als siebenundzwanzigster Band der von Martin Buber herausgegebenen Sammlung „Die Gesellschaft“ in der Literarischen Anstalt von Rütten & Loening erscheint.



Sinn vergaß, und das Verurtheilen von Handlungen Anderer, eine Nothwendigkeit für die Selbstbehauptung, wird, in Fällen angewandt, in denen die Selbstbehauptung es nicht verlangt, zu einem unnötigen und darum unsittlichen Handeln, vor dem alle versittlichenden Bücher mit Recht warnten, auf den Balkenweisend, der im eigenen Auge . . .

Richter zu sein, ist nicht Hochmuth oder auch nur Unbescheidenheit, weil es das Handeln der Anderen nicht zu dem eigenen in einen Gegensatz stellt. Der Richter schöpft aus den Handlungen der von ihm zu Richtenden keine Bejahungen für seine eigenen Handlungen, entnimmt ihnen keine Abneigungen für die von ihm verschmähten. Wenn er es selbst gelegentlich thäte (was bei einem Menschen schon verständlich wäre), ist Dieses doch nicht Zweck und Sinn seines Thuns. Wenn er irgendwelche Handlungen rechtfertigen wollte, wären es die von der Allgemeinheit begangenen (und darum nicht vom Gesetz verbotenen). In Wirklichkeit ist er nur als von der Allgemeinheit eingesetzt zu verstehen, nur als in einem Amt oder einer Stellung befindlich zu begreifen.

In einem Stück von Strindberg sagt ein Richter: Ich habe nicht das Gewissen, ein Urtheil zu fällen. Der Pfarrer erwidert ihm, daß es gefällt werden müsse. Der Richter erklärt: Nicht durch mich! Ich lege mein Amt nieder und wähle eine andere Laufbahn. Der Pfarrer hat nicht nur Recht, wenn er darauf erwidert, daß Dies einen Skandal gäbe, der ihn zum Gespött mache. Der Fall ist gar nicht möglich. Es giebt keinen Richter, der dieses Urtheil nicht fällte. Denn er fühlt sich als Richter nicht als einen Menschen, der den anderen verurtheilt, sondern, wie Montesquieu in seinem *Esprit des lois* sagte, nur als den Mund der Gesetze, *de l'être inanimé qui n'en peut modérer ni la force ni la rigueur*. Unsere Technik steht hoch, aber eine das Gesetz anwendende Maschine hat sie noch nicht erfunden. Ein Mensch muß die Gesetze anwenden: aber er thut es, indem er in seiner Unpersönlichkeit die Simplizität der Maschine zu erreichen sucht. Dieser selbe Montesquieu hat, die Lehre von der Theilung der Gewalten des Aristoteles wiederholend, das *pouvoir de juger* als Gegensatz zu dem *pouvoir exécutif* gefaßt. Aber er irrt: Der Richter empfindet sich selbst nur als Vollzugsbeamten.

Aus dem Begriff des Richters folgt Dieses nicht. Es sind Richter denkbar, die aus ihrer Persönlichkeit alle Maßstäbe für ihr Urtheil nehmen: in einfachen Verhältnissen, in denen es keine Gesetze giebt, aber auch bei frei gewählten Schiedsgerichten. Unserer Zeit liegt solche Selbstherrlichkeit fern. Das hat viele Gründe; einen in dem Richter. Unser größter Staatsmann hat als an unserer Zeit auffallend die mangelnde Neigung zur Verantwortlichkeit gefunden. Der Richter, der sich gegen seine Inanspruchnahme durch Versicherungen materiell zu decken pflegt, deckt sein Gewissen durch seine Gewöhnung an maschinelle Arbeit. Er ist wie die Maschine will er sein, aber vor Allem auch nur in bestimmten Richtungen wie sie bewegbar und bei Abweichungen vom gewöhnlichen Lauf versagend, da ängstlich hinter die Paragraphen seines Gesetzes schlüpfend.

Ein stärkerer Grund ist die Fülle der Gesetze. Sie nur zu zählen, ist unmöglich, wenn man die Ausführungsgesetze, ministeriellen Verordnungen, Anweisungen und Verfügungen der Vorgesetzten mitrechnet. Obendrein wirken auch noch die Erkenntnisse unserer höchsten Gerichte selbst wie Gesetze: sie werden wie sie angewandt, weil das Urtheil sonst in der höheren oder der höchsten Instanz in ihrem



Sinn abgeändert würde, und abermals, weil sie den Richter vor rechtlichem Fehlgehen behüten, die Verantwortung also von ihm nehmen. Nirgends geht man in der Einsamkeit so unsicher wie im Gestrüpp des Rechtes.

Alle diese Gesetze und Entscheidungen zu zählen, ist also unmöglich, schon weil sich ohne eingehende Prüfung nicht sagen ließe, welche noch gelten und welche von späteren erschlagen sind. Sie sind auch zu zerstreut, es giebt Keinen, der auf jedem Gebiet sich auskennt, man kann endlich das Gebiet des Rechtes enger oder weiter ziehen, so daß man eben so gut auf das Gerathewohl zehntausend oder hunderttausend Gesetze und Entscheidungen nennen könnte. Wenn man sie aber alle anwendet, mit ihren Millionen Paragraphen, fehlt es an einem Raum für den Richter, auf dem er sich frei, er selbst sich, bewegen kann. Ich behaupte, daß er auf solchen Raum sehr oft überhaupt nur stößt, weil er nicht alle Gesetze und Entscheidungen im Augenblick beherrscht. Es giebt Fesselfünftler, die im Circus die Befreiung aus Ketten vorführen. Jeder Richter, der sein freies Urtheil trotz den Gesetzen findet, ist solch ein Künstler. Aber es ist klar, daß nur wenige Richter solche Kettenkünstler sein können. Es wäre bedenklich, wenn man noch nicht ein sähe, daß der Richter sich lediglich als einen Vollzugsbeamten empfindet, als einen Gesetzesvollzieher (wie es Gerichtsvollzieher giebt).

Diese Fesselung des Richters hat ihre historischen, ihre dogmatischen Gründe.

Des altgermanischen Richters in der Entwicklungsgeschichte des Richters zu gedenken, wäre verthanes Thun. So vollständig verfiel das altdeutsche Gerichtswesen, von keiner starken Gewalt gehalten, als das Unglück römischen Rechts über Deutschland kam. Das corpus juris wurde ein „Buch aller Bücher, eine Sammlung aller Gesetze; bei jedem Fall den Urtheilsspruch bereit legend, und was ja noch abgängig oder dunkel war, ersetzten die Glossen, womit die gelehrtesten Männer das vortreffliche Werk geschmückt hatten“. Auf die Schöppenstühle wurden die Decarii und andere Herren von Bologna eingesetzt und die vielhundert Herren, die in Deutschland geboten, von keiner höheren Gewalt behindert, schufen sich aus ihnen ein kleines, beschränktes und genugsam überhebliches Beamtenthum. Das urtheilte bald nicht mehr nach den Augen, sondern nach den Akten und den schweinsledernen Bänden, schloß sich in seine Stäben ein und doktorirte scharfsinnig an den Prozessen. Ganze Kollegien und untere und höhere Instanzen, die jedesmal in der erlauchten Person des Landesherrn endeten (wie konnte man in Deutschland auch so klug sein wie Voltaire, der in seinem Siècle de Louis XIV. sagt, daß eine tiefere Rechtskenntniß niemals Sache eines Herrschers sei?), machten den Rechtsgang noch verschrobener; und um ihn vollends zu verschrauben, wurden die Prozesse noch an die Juristenfakultäten der gelehrten Universitäten abgeschoben. Man versandte an sie die Akten (nicht die Menschen etwa) zur Rechtsbelehrung; und die Herren Richter sprachen dann nur die von den Fakultäten weißlich votirte Entscheidung aus. Diese Richter waren zu gleicher Zeit auch Diener ihrer Fürsten und nicht immer urtheilten sie so, daß ihr Landesherr in dem Prozeß unterlag. Nur dann aber, sagt ein römischer (nicht rezipirter!) Schriftsteller, steht die Rechtspflege sicher da, wenn der Fiskus seine Prozesse verliert. Möchte Mancher sich unabhängig fühlen und sich fortschicken lassen: Rautelen für seine Unabhängigkeit von auch nur einigem Belang waren nirgendwo vorhanden.

Die neue Entwicklung des Gerichtswesen hatte Vieles hier zu ändern; und



so schwierig war es, daß Friedrich Wilhelm der Erste, gewiß keine lamentirende Seele, vor seinem Tode sagte: „Ich habe Alles angewandt, um die Justiz in meinem Lande kurz und gut zu machen, aber ich habe nicht reussirt.“ Allmählich aber ging es mit dem Reussiren besser: in nicht mehr als zweihundert Jahren ist der heutige Richterstand geschaffen worden (was keine lange Entwicklung für eine gute Sache ist). Aber erkauft wurde seine Qualität mit einer ungeheuren Menge von Gesetzen, die immer weiter schwillt (und keine gute Sache und Grund und Ausgang all unserer Rechtsspein und Rechtsnöthe ist). Wie das gesammte Beamten-  
thum in Verordnungen eingeschnürt wurde, so der Richterstand, ja, er noch mehr, weil man ihn damit zu kontroliren und durch starke und feste Kontrolle ihn zu heben glaubte. Denn gab es eine bessere Kontrolle seiner Urtheile als dadurch, daß man ihm sagte: Du bist frei, in Dein Urtheil darf kein Mensch hineinsprechen, und sei es die Majestät höchstselbst; nur eine Million von Gesetzesparagraphen mußt Du befolgen?

Diese Zuschüttung des Lebens mit Gesetzen entsprach auch den überspannten Begriffen des modernen Verfassungslebens, das in Gesetzen Garantien gegen eine Willkür des Richters zu finden hoffte. Diese Hoffnung blieb nicht eitel: die Willkür schwand, aber man fesselte den Richter. Nicht immer erwies er sich als Fesselkünstler. Zu diesem Beruf konnte ihn auch Niemand zwingen. Eigentlich (aber nur eigentlich) sollte er ja in, nicht trotz den Fesseln leben.

Die Volksvertretungen glaubten allen Ernstes nämlich, das Leben lasse sich zu einem „Rechtsalphabet“ zusammenfassen und in den Gesetzen eine Logarithmentafel schreiben. Aber sprachen sie nicht damit aus, was alle Rechtsgelehrten ihnen zugeflüstert hatten, was alle früher geglaubt haben und heute auch noch die meisten glauben? Daß man aus den Lebensthatbeständen Obersätze suchen und sie zu Gesetzen machen muß? Und daß diese Obersätze dann auf Alles passen und für Jedes, und nur wenn wirklich etwas Neues komme, wenn ein Luftschiff etwa erfunden werde, sei ein neuer Obersatz nöthig, obwohl gelehrte Juristen auch Dieses nicht für nöthig halten, weil auch ein Untersatz, der vom Luftschiff handle, sich unter die zwar vor seiner Erfindung geschriebenen, aber in ihrer Allgemeinheit auch das Luftschiff deckenden Obersätze füge?

Konnten die Volksvertreter wissen, daß die Juristen noch ein selten ausgesprochenes und den meisten unter ihnen selbst unbekanntes Geheimniß haben? Daß die Juristen in vielen, in unendlich vielen Fällen gar nicht nach den Gesetzen urtheilen, sondern nach ihrer eigenen, von der Mutter überkommenen Vernunft und die Gesetze nur vornehmen wie die Schauspieler die Masken? Daß sie, je näher sie dem Leben stehen, die Paragraphen für ihre unabhängig vom Gesetze gefundenen Entscheidungen umbiegen, so daß deren Schlangenlinien ihnen durch die gewandten Hände gleiten wie Taschenspielern ihre hohlen Becher? Unsere Richter, je tüchtiger sie sind, sind eben doch nicht nur Gesetzesvollzieher, sondern Rechtsschöpfer. Sie handeln damit wider den unausgesprochenen Willen der gesetzgeberischen Stellen, sie empfinden sich selbst auch nur als Vollzugsbeamte, aber sie sind es: Schöpfer eines Rechts, das zu schaffen ihnen die Gesetze nicht erleichtern, sondern erschweren. Montesquieu hatte für viele Fälle Recht, wenn er das *pouvoir de* uger in Gegensatz zum *pouvoir exécutif* stellte.

Von zwei Seiten erhält die Richterschaft Bezug: aus der Beamtenschaft und



aus dem Bürgerthum. Die Zuführung der eigenen Söhne beweist noch keine eigentliche Begeisterung der altgedienten Beamten (oft Richter) für ihren Beruf. Vielmehr pflegen sie um die Zeit, wo ihre Söhne die Universität beziehen, schon ernüchtert zu sein. Aber in welche Berufe könnten sie mit besseren Aussichten die Söhne drängen? Das Erwerbsleben verspricht die Goldenen Berge nur Dem, der von Haus aus mindestens auf kleinen goldenen Hügeln sitzt. Diese sind in den Bezirken richterlicher Familien selten. Auch erscheint ein freier Erwerb ihnen leicht als Abenteuer. Wer in den besten Jahren seines Lebens einen fargen, aber festen Gehalt bezog, mit dem er immer sicher rechnen konnte, mißtraut jenem schwankenden Erwerb, der Einem heute große Güter zuträgt, um sie im nächsten Jahre fortzuspülen. Endlich schätzt er (überichätzt vielleicht) seine Beziehungen zu hohen Herren, die er für den Sohn auszunützen entschlossen ist. Entweder ist er selbst zur Höhe aufgestiegen, dann sind Verbindungen mit anderen hohen Funktionären nur natürlich. Oder er selbst ist nicht emporgeklommen, aber er hat doch Freunde seit der Jugend, die, tüchtiger und strebsamer als er, emporgestiegen sind und gern den Einfluß, den sie damals noch nicht hatten, als er dem Vater hätte nützlich werden können, nun dem Sohn zukommen lassen. Allein trüge dieser Einfluß nicht viel weiter. Aber kommt er zu einigem Fleiß und etwelcher Anlage, verspricht er eher wohl ein Fortkommen als in Verhältnissen, in denen der Beamtensohn nichts mitbringt, was vor seinen Mitbewerbern ihn begünstigen könnte.

Mindestens sind Das Ermägungen, die einen solchen Vater leiten, seinen Sohn den Gerichtswissenschaften zuzuführen. Wenn sie sich nicht als völlig falsch erwiesen, würde Dieses leicht verständlich sein. Denn der Beamte kann seinen Kindern nichts hinterlassen als Beziehungen. Seine Töchter haben darunter schwer zu seufzen, da nicht genug junge Leute, wenn sie heirathen, sich mit Beziehungen begnügen wollen. Daß die Söhne dafür von dem Leben ihres alten Herrn wenigstens einen Nutzen haben, ist in einem Staatswesen, das die Vererbung kennt, deshalb nicht ohne tieferen Sinn. Warum sollten es auch allein die Söhne der Wohlhabenden so gut haben? fragt man. Wenn Diese selbst so tüchtig sind wie die Anderen, haben sie immer noch das viele Geld voraus, das heute *ἐν καὶ πᾶν* ist. Irgendwie muß doch den Söhnen der ohne Glücksgüter verscheidenden ausgedienten Staatsdiener ein Ausgleich werden.

Man soll nicht bestreiten, daß in Alledem viel Prefäres liegt. Aber es gehört wohl persönliche Verdrossenheit oder selbst Haß dazu, um nur das Bedenkliche dieser Erscheinung zu bemerken. Man sollte, wenn man irgendwie einen geschichtlichen oder psychologischen Blick besitzt, sich fragen, ob es schon Menschenzusammenhänge gab, wo die persönliche Beziehung nicht von Nutzen war; auch in kaufmännischen Kreisen, selbst in künstlerischen gilt sie. Alles, was im Interesse der Allgemeinheit zu fordern wäre, ist, daß nicht wichtige Posten in die Hände von Unfähigen gelangen und daß kein Beamtenring gebildet wird, der dem besonders Tüchtigen den Aufstieg unmöglich macht.

Die Begünstigung der Beamten söhne kann auch nicht stark sein, da sonst nicht die Söhne des besseren Bürgerthums heute so stark in die Richterstellen drängten. Allerdings ist es sicher, daß sich die „besten“ Kreise (wenn man Menschen überhaupt schätzt, soll man schon die herrschende Schätzungswaise übernehmen) von den Richterstellen fernhalten. Vom Adel sind nur wenige versprengte Glieder



in den Richterämtern; und auch sie suchen noch zum Theil von ihnen aus in andere Aemter und andere Würden zu gelangen. Die Söhne reicher Familien aber schlagen fast ausnahmslos die Verwaltungslaufbahn ein, so daß von Haus aus reiche Richter äußerst selten sind. Sie sind zahlreich nur unter den jüdischen. Ihre Ahnen waren noch nicht Beamte, sondern sammelten als Kaufleute getreulich Geld zu Geld. Sie selbst aber streben, um ihres Bekenntnisses willen ungerechter Weise von den Verwaltungsstellen ausgeschlossen, durch die Jahrhunderte lange Beschäftigung ihrer Ahnen mit talmudischen Schriften auffällig juristisch veranlagt, den Richterstellen als den begehrenswerthesten zu, obwohl sie auch von irgendwie höheren richterlichen Stellen ausgeschlossen werden, wenn sie nicht rechtzeitig sich taufen lassen (ein Verfahren des Staates, das zwar sinnlos ist, weil es Unehrllichkeit verlangt, aber für das der Staat nicht gar so heftig zu verurtheilen ist, so lange noch immer emporstrebende Juden dieses Opfer allzu leicht ihm bringen und durch besonderes Anschmiegen auch noch später sich bemühen, den schimpflichen Makel ihrer Geburt vergessen zu machen). Im Uebrigen drängt, was Wohlhabenheit und Stellung anlangt, mehr das mittlere Bürgerthum in die Richterstellen ein; sichtlich ein Zeichen, daß äußere Ehren, Besoldungsverhältnisse oder das Arbeitsmaß nicht sonderlich lockend sein können.

Zwischen diesen beiden, ihrer Herkunft nach so verschiedenen Gruppen von Richtern besteht selten ein erkennbarer Gegensatz, sobald die jungen Richter nur wenige Jahre, wenn auch nur als Referendare, thätig waren. Es ist das eigenthümliche Wunder bürokratischer Ausbildung (diese ohne jeden bösen Neben Sinn verstanden), daß sie eine große Menge von persönlichen Besonderheiten aus dem Menschen ausschweift und ganze Theile seines Wesens so gleichförmig ausgestaltet, daß in dem Menschen thatsächlich die Anschauungen aufleben, die der Staat verlangt. Es ist dabei für Psychologen verwunderlich (und für grundsätzliche politische Gegner unverständlich), daß der Einzelne, selbst wenn er innerlich von Haus aus widerseßlich ist, bei diesem Aus- und Umschweißungsprozeß nicht immer unehrlich zu werden braucht. Uebertrieben ist, wenn La Bruyère schrieb, ein Richter dürfe nicht tanzen, nicht in die Theater gehen und müsse immer in feierlichem Kleide sich bewegen, da er sonst zur Herabsetzung der Achtung beitrage. Aber mit einer selbstverständlichen Sicherheit beginnt der angehende Richter im Amt ein Wesen anzunehmen, das den Respekt herausfordert, pflegt er auch innerlich aus seiner schlackenhaften Seele den politischen Troß auszuschneiden, der zu einem Beamten nicht recht gehören soll; und nicht nur Verstandiß, meist auch Liebe für alles Bestehende und Autoritäre pflegt sich gemach in ihm auszubauen, einzunisten und schließlich festzusetzen. Das ist allen Ernstes so und darf nicht obenhin bespöttelt werden. Daß der junge Mann nicht gleich ein leidenschaftlicher Lober alles Bestehenden wird, ist dabei eben so natürlich, wie es zu dem Beamten gehört, daß er stets über die Masse von Arbeit schimpft, die auf ihm lastet, selbst wenn er noch so wenig oder gar nichts zu thun hat. Zu seinem Vorgesetzten allein steht er in einem nicht bei Allen gleichen und ziemlich merkwürdigen Verhältniß. Er ist allerdings zu gehorchen gewohnt; aber innerlich pflegt hier die dem Staat erwünschte Uebereinstimmung Aller nicht zu bestehen. Ein Theil der Richter führt das von oben ihnen Vorgeschriebene nicht nur äußerlich, sondern auch ohne innere Widerstände aus. Das sind weniger nach Selbstständigkeit verlangende oder auch gefühlsluge



Naturen, für die es sich von selbst versteht, daß der Mensch erst außerhalb des Amtes frei zu sein beginnt (wo er zur Freiheit allerdings sehr selten noch Gelegenheit besitzt und meist in neutralen Beschäftigungen, in Bücherliebhabereien, Münzensammlungen, Gartenzucht und Regelspiel oder aber in der neutralsten, dem Schreiben juristischer Kommentare, endet). Andere, die zwischen Amt und Haus zu unterscheiden nicht vermögen, fügen sich äußerlich ohne Weiteres, da sie nicht um einen Zwist (der meist nur um Geringes geht) ihr Amt verwagen wollen, aber ihre innerliche Empörung toben sie an sich, ihrer Familie, ihren Untergebenen oder endlich dem Publikum aus. Das ist das Verständlichste von aller Welt: man weiß mitunter nicht zu fassen, wie richtige Sünden von Richtern, ohne nur die Stirn zu runzeln, Verfügungen ihrer Vorgesetzten, die ihnen mißverständlich scheinen, erfüllen, ohne in Versuchung zu kommen. Dieser Geist, der selbst den Klügsten untergebenen Richter in einer Audienz, die er, wie ihm scheinen will, vor dem unverständigsten Vorgesetzten hat, niemals sagen ließe: Mein Herr, Sie verstehen davon nichts, — diese Subordination, die der unterste Richter wieder von den Gerichtsschreibereibeamten (den Sekretären, Aktuaren und Assistenten) und den letzten Subalternen (den Kanzlisten, Diätaren, den Gerichtsdienern und Gefängniswärtern) empfängt, sie ist ein Werk dieses bureaukratischen Geistes, sozial-psychologisch ganz besonders interessant, weil nicht nur ein Vergreifen niemals vorkommt, sondern auch die Anwandlung dazu vollkommen fehlt.

...Manchem mag scheinen, daß die Divinität des Richters zu dicht vom Menschlichen durchwirkt sei. Aber dann würde der Versuch, die Verknüpfung des Richters mit dem sozialen Gewebe auch in ihren seelischen Kettenschlägen aufzuzeigen, den Blick beirrt haben. Wer die Seele der Geistlichen, der Ärzte, der Verteidiger klarlegte, wer irgendeine soziale Gruppe psychologisch betrachtete, müßte das selbe Durcheinanderschießen von Vollendung und Verkümmern, von Großzügigkeit und Kleinlichkeit entdecken. Nirgends kann man eben so deutlich wie da, wo man Menschen in ihrem Beruf sieht, die Begrenztheit menschlichen Vermögens erkennen, obwohl die beruflichen Leistungen über das berufliche Können noch hinausgehen. Denn es giebt ein glättendes, ordnendes, auswischendes Etwas, das viele Fehler unbemerkt macht, und einen sozialen Respekt, der alle Leistungen optisch vergrößert. Nur der Richter scheint es darin ungünstiger zu haben als die Anderen: der Respekt schwindet, wenn sich Jemand verwundet glaubt, und Mancher dünkt sich gerade im Recht besonders einen Fachmann. Die Anwälte, die den von ihnen nicht erwarteten Ausgang eines Streites auf den Richter schieben, die in allen Winkeln wuchernden Konsulenten, die gegen alles gelehrte Richterthum einen dumpfen Haß haben, den sie den Rechtsuchenden als ihren besten Rath mit nach Hause geben, die durch neuerlichen Abdruck von Gerichtserkenntnissen in Tageszeitungen irregeleitete Menge, die die Unterschiede des entschiedenen Falles von dem ihrigen nicht erkennt — : sie Alle blicken aufhorchend dem Richter auf den Mund und glauben, mehr zu wissen als er selbst. Er aber kann sich nicht auf die menschliche Natur hinausreden, wie der Arzt, und nicht, wie der Arzt, von „nachträglichen Komplikationen“ sprechen. Ihm rechnet man jeden Fehler nach; aber Niemand hat die Leichen gezählt, in die unsere Ärzte mit ihren falschen Künsten Menschen verwandelten, ehe die Natur es verlangte. Trotz Alledem bleibt dem Richteramt seine Stellung und der Richter bleibt der Delphier und das Orakel; er hat das Schwert, dessen Schärfe Alles trennt, und die Wage, auf der die Gewichte Recht und Unrecht wägen.

Martin Beradt.



## Die Hügelmühle.

Die Hügelmühle. Die Geschichte einer Mühlenkonstruktion. Verlag von Wilhelm Baensch in Dresden. 450 Seiten. 5 Mark.

Es war am Schluß der siebenziger Jahre. Selbst war ich im Anfang der Zwanziger und meiner Schriftstellerlaufbahn. Gänzlich Herr meiner Zeit, hielt ich mich viel auf dem Lande, in Südseeland, im Pfarrhof meines Vaters, auf. Da ein angehender Nobellist seine Nase überall haben muß, besah ich mir eines Tages auch eine Windmühle, und als ich oben in der Haube ankam, schlug mich der Gedanke, daß bei einer gewissen Stellung der Flügel und des Preßbaumes ein Mensch hier, wenn „das Unglück es wollte“ und eine Drehung der Mühle gerade stattfand, ganz vortrefflich müßte zerquetscht werden können; noch besser zwei Menschen beiderlei Geschlechts, und dann natürlich nicht durch Zufall. Doppelmord in einer Mühle: gefundenes Fressen für einen hungrigen Nobellisten.

Zur selben Zeit geschah es, daß in einem Hof im Dorf eine ländliche Venus, dort dienstlich angestellt, sowohl ihrem Brotherrn wie dem Großknecht den Kopf verdrehte. Während die Frau auf den Tod krank lag, ging der Mann wie besessen umher, immer vom wühlenden Verdacht verzehrt, die Magd, zu der ihn eine schwüle Leidenschaft hinzog, halte es mit dem Knecht. Hier sah ich eine Situation, die für meine Mordmühle wie geschaffen war.

Ein paar Jahre danach wurde mein Vater (nach dem Wort Rierkegaards, daß die Pfarrer die gemach Avancirenden sind) nach einem größeren Amt auf der Insel Falster versetzt. Hier erhob sich, fünf Minuten vom Pfarrgarten, auf dem höchsten Punkt der Gegend „Die Hügelmühle“. „Es war ein wunderlicher alter Kasten von einer Mühle“, so fing das Einleitungskapitel an, das ich nach meiner damaligen Gewohnheit nur im Kopf schrieb und das wie eine Ouverture meine Erzählung stimmungsvoll eröffnen sollte. Der schwarze Kasten ähnelte in der That am Meisten einem phantastischen und ungeheuerlichen Kontrabaß, der zwei Auswüchse hatte, wo ein solches Instrument sonst zwei Einschnitte aufweist, wahrscheinlich, damit es um so mächtiger brummen könne. Und ich stellte mir vor, wie an einem stürmischen Novemberabend der Tod über das Land schritt, den Mühlenkasten von seinem Sockel riß, ihm die Flügel abbrach, einige seiner Seile längsseits über das schwarze Holz spannte und sie mit dem einen Flügel strich; malte mir Das so lebhaft aus, daß ich schier glaubte, die schaurigen Töne des ungefügen Instruments zu hören, diese entsetzliche „danse macabre“, nach der die letzten Blätter der Wälder davonwirbelten und die Wellen auf der Sandküste einen wahn sinnigen Sankt Veits-Tanz aufführten.

Die Jahre gingen. Vieles wurde geschrieben, von dieser Erzählung aber kein Wort. Sie beschäftigt mich aber noch immer. Um die Mitte der achtziger Jahre hatte ich ein Motiv für meine Mühle bestimmt, das ich etwas später dramatisch verwendete.

Ich habe schon einmal meinen unsterblichen Landsmann Sören Rierkegaard citirt. Hier ist nun die Stelle, daran zu erinnern, daß er, wie kein Anderer, die Bedeutung der äußeren „Veranlassung“ für alle gesunde Produktion gewürdigt hat, als den einen ihrer extremen Pole. Der andere nämlich ist Das, was man die Inspiration nennt. Von diesem habe ich schon gesprochen. Der andere, die



Veranlassung, kam für diesen Stoff vor etwa fünfzehn Jahren, da ich eines schönen Tages mich selbst am Tragen nehmen mußte und sagen: „Mein Lieber! es ist sehr schön, ‚cavalièrement‘ zu leben und Gedichte zu schreiben“, wie Schiller einmal sagt; nun mußt Du aber nothwendiger Weise etwas Geld verdienen. Also herunter mit Dir vom Pegasus und setze Dich ehrsam auf die Hose an Deine table de romancier, die einzige einigermaßen sichere Stelle in der so unsicheren Welt eines armen Schriftstellers!“

Gesagt, gethan. Aber was nun schreiben? Da fiel mir meine alte Mühle ein. Ich sah, wie mein gutes Schicksal mich davor bewahrt hatte, diesen Stoff damals, als er mir kam, zu behandeln. Denn mochte ich ihm jetzt gewachsen sein oder nicht: damals war ich es sicher nicht gewesen. Schon mein damaliger naturalistischer, antimetaphysischer Standpunkt hätte mich gehindert, der Handlung den religiösen Hintergrund zu geben, dessen sie durchaus bedurfte, wenn ihre Tiefen nur einigermaßen ausgeschöpft werden sollten.

Auch in einer anderen Beziehung war ich vom Glück begünstigt. Mein Vater saß noch in seinem Pfarrhof auf Nordfalster; und zwar gerade „noch“, denn er hatte schon seinen Abschied genommen. So konnte ich diesen letzten Monat ausnützen, nicht nur um in aller Bequemlichkeit meinen Mühlenstudien obzuliegen, sondern um, in die Jugendumgebungen versetzt, so recht mit Haut und Haar in jene alte Stimmung unterzutauchen. Eine Enttäuschung erlebte ich freilich sofort: die Hügelmühle war eine Bodmühle und meine Handlung forderte gebieterisch eine Holländische Mühle. Nach einer solchen ist freilich nie weit auf den dänischen Inseln; aber mein schönes erstes (freilich ungeschriebenes) Kapitel ging flöten statt, wie beabsichtigt, den Kontrabaß zu streichen. Nur der Name blieb mir zurück. Dafür war es dann wiederum ein unerwartetes Glücksgeschenk, als ich ein Försterhaus als Gegenpunkt der Hügelmühle suchte und mein Vater mich an eine junge Försterfamilie wies, die der pietistischen Richtung der Inneren Mission angehörte. Gerade, was ich brauchte. Sofort angespannt und hingefahren. Und hier (Glückspilz, wie ich wirklich war!) begegnete ich der Jenny, einer der wichtigsten Gestalten des Ganzen.

Aber wenn man auch begeistert aufnimmt, was Einem ein gutes Glück in den Schoß wirft: noch mehr erfreut uns die ureigene Erfindung. Werde ich je den Abend vergessen, als sich Riß ganz uneingeladen einstellte und sich auf immer in meine Mühle einnistete? Werde ich nicht ewig dem Kopfschmerz dankbar sein, das mich vor wenigen Monaten auf einen ganzen Tag im Bett hielt, wo ich dann den unterhaltenden Besuch des Bäuerleins mit dem Kruggesicht erhielt?

Wer nun zu wissen wünscht, was das Bäuerlein mit dem Kruggesicht, Riß und Jenny sind, Der möge mit diesen Figuren im Buch selbst Bekanntschaft machen.

Aber hier höre ich einen Leser einwenden: „Sie wollten, mein Herr, mit diesem Buch vor fünfzehn Jahren Geld verdienen und nun sagen Sie, daß eine seiner Personen erst vor wenigen Monaten entstanden sei. Hier scheint, um mit Ihrem ‚Drachen‘ zu reden, irgendwo Etwas irgendwie nicht zu stimmen.“ Ja; aber es scheint nur so. Die „Hügelmühle“ wurde wirklich vor fünfzehn Jahren geschrieben, zur Hälfte zuerst dänisch, zur Hälfte (und zwar zur wichtigeren und wichtigeren Schlußhälfte) deutsch. Sie erschien zuerst, tüchtig zusammengestrichen, in einer deutschen Tageszeitung und dann dänisch in Buchform. Als ich mich aber vor etwa einem Jahr anschickte, eine deutsche Buchausgabe zu veranstalten,



wollte mir die alte Form nicht mehr überall genügen und ich arbeitete einige Partien um; durch den neu hinzugekommenen Stoff wuchs der Umfang des Mühlenkörpers um ein Viertel und durch das Einfügen einer ganzen Reihe kleiner Räder wurde das Mühlenwerk vervollkommenet.

Dänemark ist das richtige Land für Windmühlen. Wenn wir in dem kleinen Inselreich Etwas im Ueberfluß haben, dann ist es Wind. Wird die Hügelmühle auch deutsches Mehl mahlen? Das muß sich nun zeigen.

Dresden.

Karl Gjellerup.



## Effektensteuern.

Ohne die sonst übliche Begeisterung wurde der endgiltig festgestellte Plan für die Reformirung der Reichsfinanzen von der Oeffentlichen Meinung verabschiedet. Man sah nur die unerfreuliche Aufmachung, sah die Niederlage mancher parteipolitischen Dogmen: und kümmerte sich nicht um die nicht ganz unwichtige Thatsache, daß dem Ausland endlich nicht mehr das Schauspiel elenden Bettels gegeben zu werden brauchte. Ist es gar nicht der Rede werth, daß dem Reich 500 Millionen bewilligt wurden? Ueher als durch das (von allen Parteien gleich lebhaft betriebene) Feilschen konnte der geschäftliche Credit des Reiches kaum erschüttert werden. Zuerst blies der Wind von der Linken gegen die Verbrauchsteuern; dann blies der Wind von der Rechten gegen die Börse. Zwar handelte sich nur noch um den fünften Theil der Gesamtsteuern; da jedoch die Börse im Mittelpunkt der fiskalischen Angriffe stand, gewann die Aktion an weltgeschichtlicher Bedeutung. Im Anfang war das Wort. Und das lautete: „Wir sind nicht prinzipiell gegen eine Heranziehung des Börsenkapitals, verlangen aber einen vernünftigen Steuerplan.“ Am Schluß tönte es aus dem selben Winkel: „Die Effektenbesitzer sollen täglich daran erinnert werden, wie man mit ihnen umgesprungen ist.“ Thatsache ist, daß von den Liberalen nicht ein einziger Vorschlag für die Besteuerung der Börse gemacht wurde. Wollte man den „schwarzblauen“ Experimenten entgehen, so durfte man sich nicht damit begnügen, ihre Unflugheit nachzuweisen, sondern mußte Gegenvorschläge machen. Jetzt ist, fern von allen taktischen Rücksichten, ehrlich zu fragen, ob die neuen Werthpapiersteuern wirklich so schlimm sind, daß dem mobilen Kapital in Deutschland ernsthafteste Gefahren drohen.

Die Rotirungsteuer hatten die Verbündeten Regirungen (Anfang Juni) als „unannehmbar und verderblich“ bezeichnet. Das war die Reaktion gegen die von den Konservativen ausgeheckte Werthzuwachssteuer auf Effekten, die ihren offiziellen Niederschlag dann in der Besteuerung der Cote fand. Was dagegen zu sagen war, ist hier gesagt worden. Man rechnete auf einen Ertrag von 50 Millionen. Zur Ergänzung der Rotirungsteuer nahm die Finanzkommission eine Erhöhung des Effekten- und Umsatzstempels an. Das sollte zusammen 35 Millionen abwerfen, das in Werthpapieren angelegte Kapital also im Ganzen 85 Millionen liefern. Im Plenum wurde von diesen Vorschlägen nur die Erhöhung des Effektenstempels (22½ Millionen) angenommen. Die Rotirungsteuer verschwand und an ihrer Stelle erschien die Talonsteuer, von der man 27½ Millionen erwartet. Das wären nur noch



50 Millionen; 35 weniger, als zuerst verlangt wurde. Ueberlegen wir mal. Die Mitwirkung der Börse ist nicht a limine abgelehnt worden. Nun soll sie 50 Millionen aufbringen (eigentlich sogar nur 22 Millionen, da der Talonstempel sie nur indirekt trifft): und schon sieht man rauchende Trümmer, auf denen klagende Börsianer sitzen. Steht der Untergang ihrer schönen Welt denn nun wirklich bevor?

Die Umsätze in Werthpapieren sollen auch künftig keinen höheren Stempel tragen als bisher. Das Börsengeschäft selbst soll direkt nicht getroffen werden. Aber die Effektensteuer wird erhöht und neue Emissionen werden beträchtlich mehr kosten. Wer neue Aktien ausgiebt, hat nun drei (statt zwei) Prozent an Stempelgebühr aufzubringen. Bei Pfandbriefen beträgt die Erhöhung 3, bei inländischen Schuldverschreibungen 4 Promille. Da in der modernen Wirthschaft neues Betriebskapital vielfach durch die Ausgabe von Aktien und Schuldverschreibungen verschafft wird, wäre eine die wirthschaftliche Entwicklung lähmende Krediterschwerung zu fürchten, wenn die Stempelerhöhung von einschneidender Wirkung wäre. Bankgeld ist theuer; und die Organisation des industriellen Kredits steht noch immer als unerledigter Gegenstand auf der Tagesordnung aller wirthschaftspolitischen Kongresse. Also bleibt's bei der Aktie und Obligation, deren Produzierung man nicht über Gebühr erschweren sollte. Wenn die Gelsenkirchener Bergwerksgesellschaft 26 Millionen Mark neue Aktien zum Kurs von 165 Prozent ausgiebt, so hat sie heute dafür einen Stempel von 2 Prozent, also 860 000 Mark (auf den Kurswerth von rund 43 Millionen zu zahlen). Künftig würde die Abgabe 3 Prozent (1,29 Millionen) betragen. Ein Plus von 430 000 Mark. Das ist nicht wenig; aber die Rentabilität des Unternehmens leidet nicht, weil die Kosten der Emission vom Agio abgezogen werden. Also würde nur die Summe, die dem Reservefonds zufließt, um einen größeren Betrag als nach der heute geltigen Sitte verringert werden. Praktisch werden die neuen 430 000 Mark ihrem eigentlichen Zweck entzogen. Denn im Betrieb sollen nicht nur die 26 Millionen, sondern soll der volle Betrag, der aus der Emission erzielt wurde, arbeiten. Ueber die Anlage der Reserven giebt es für Aktiengesellschaften keine Vorschriften. Die Rücklagen sind eben so gut Betriebskapital wie die durch Aktien und Obligationen repräsentirten Summen; nur zählen sie bei der Dividendenzahlung nachher nicht mit. Die Steigerung der Emissionskosten würde bei Unternehmungen, die neue Aktien mit einem Agio ausgeben können, nur geringe Bedeutung haben; man kann nicht einmal annehmen, daß, der größeren Billigkeit wegen, in einzelnen Fällen Obligationen statt Aktien gewählt würden. Anders ist es bei Gesellschaften, die gezwungen sind, neue Papiere zum Zweck der Sanirung auszugeben. Da ist die Kostenfrage natürlich wichtig; und es kann vorkommen, daß ein Unternehmen im Lauf der Jahre an Aktienkapital eben so viel verloren hat, wie es für Steuern und Stempelabgaben aufbringen mußte.

Wo die schwachen Elemente nicht geschont werden, ähnelt schließlich jede Steuer einer Vermögenskonfiskation; aber die Rettung gefährdeten Kapitals wird nicht immer mit so begeisterter Hingebung betrieben wie gerade dann, wenn sich um neue Steuern handelt. Oft genug hängt die Sanirung einer kranken Gesellschaft nur von kleinen Konzessionen ab. Da wird aber gleich von Anfang an drauflos geschlagen, nur damit der Krepel in Stücke geht. Niemand denkt an Rücksicht auf das vom „Mittelstand“ vertretene Kapital; auf die Minoritäten, die oft dem Walten der Großaktionäre schutzlos preisgegeben sind. Am Wenigsten kümmern



sich die Leute darum, die jetzt plötzlich ihr Herz für den Aktionär aus dem „Mittelstand“ entdeckt haben. Hätte man nicht viel „mittelständisches“ Kapital retten können, wenn man die sittliche Entrüstung über die Wirthschaft bei den Spielhagenbanken und bei der Pommerenbank auf ein vernünftiges Maß beschränkt hätte? So gehts aber immer: zuerst kommt das stolz aufgepumpte Prinzip und dann noch lange nicht die Rücksicht auf das gefährdete und vielleicht noch zu rettende Geld. Die Erhöhung des Effektenstempels werde, so fürchtet man, eine Abkehr von der Aktiengesellschaft zu Gunsten der G. m. b. H. bewirken. Doch nur bei Gründungen, an denen die Aktie so wie so nichts verliert. Für große Unternehmungen, denen eine weitgehende Betheiligung des Kapitals gesucht wird, kanns nur die Form der Aktiengesellschaft geben. Schon weil der Mangel an Oeffentlichkeit, der die G. m. b. H. „auszeichnet“, in allen nicht durch besondere, durch sachliche Gründe motivirten Fällen als ein Makel empfunden und gebrandmarkt würde. Kein angesehenes Emissionshaus wäre wohl so thöricht, nur um am Stempel zu sparen, sich für die G. m. b. H. zu entscheiden. Die Erhöhung des Effektenstempels ist an sich also unerfreulich. Ihre Wirkung wird schlecht rentirenden und mangelhaft ausgestatteten Gesellschaften fühlbarer sein als gesunden Unternehmungen. Schlimm wäre es, wenn einzelnen Gesellschaften die Existenz dadurch erschwert würde, daß die erhöhten Kosten neuer Emissionen die Rentabilität auf Null reduzieren. Das wird aber wohl nicht allzu oft geschehen. Sind alle anderen Voraussetzungen für die Erhaltung einer Gesellschaft gegeben, so wird sie sicher nicht an dem erhöhten Effektenstempel zu Grunde gehen. Gar so fürchterlich ist die Sache also nicht. Wer sine ira et studio urtheilt, kann zu keinem anderen Ergebniß gelangen.

Ueber den Effektenstempel wurde nicht so viel geredet wie über die Talonsteuer. Sie war „das Neue“. Der Ersatz für die Rotirungssteuer. Dadurch von vorn herein verdächtig. Leider präsentirte sich der Antrag in puris naturalibus. Ohne jede Aufklärung über die Art, wie die Steuer aufgebracht werden und wer sie tragen solle. Man sagte einfach, daß bei der Erneuerung der Dividenden- oder Zinscheinbogen ein Stempel, in verschiedener Höhe, zu entrichten sei. In dieser ganz unbestimmten Fassung wurde die Vorlage Gesetz; Alles hängt nun von den Ausführungsbestimmungen ab. Der Steuergedanke selbst ist nicht schwer zu verstehen. Den Werthpapieren sind Coupons oder Dividendenscheine nur für eine bestimmte Zeitdauer beigegeben. Wenn sie verbraucht sind, müssen sie erneuert werden. Diesem Zweck dienen die Talons, Zinsleisten, Erneuerungsscheine. Sie berechtigen zum Bezug des neuen Couponbogens. Bei der Erneuerung werden sie eingereicht; und dieser Akt soll durch den Aufdruck eines Stempels dem Reichsfiskus nutzbar gemacht werden. Im ersten Zorn über diese Steuer wurde erklärt: „Das ist eine verkappte Rotirungssteuer.“ In Wahrheit besteht nur die eine Ähnlichkeit zwischen den zwei Repräsentanten eines „verfluchten“ Geschlechts, daß beide den Werthpapierbesitz treffen. Im Uebrigen unterscheiden sie sich durch die Höhe der Steuersätze und den Turnus der Steuererhebung. Die Rotirungssteuer nahm den Aktien, die zum Terminhandel zugelassen sind, Jahr vor Jahr 3 oder 4 Promille vom Kurswerth; der Talonstempel kostet im selben Fall 1 Prozent alle zehn Jahre (die Talons sind gewöhnlich nach zehn Jahren zu präsentiren) oder 1 Promille im Jahr. Eine Gesellschaft mit 100 Millionen Aktienkapital hätte, wenn der abgabepflichtige Durchschnittskurs ihrer Aktien 200 Prozent wäre, für die Cote im



jedem Jahr 600 000 Mark Steuer zu zahlen gehabt; bei der Erneuerung der Dividendenbogen sind 1 Million Mark für zehn Jahre, also 100 000 Mark im Jahr, zu zahlen. Hier 1 Promille, dort 6 Promille des Aktienkapitals. Das ist doch wohl nicht ganz das Selbe. Für inländische Kommunal- und Grundkreditobligationen kostet der neue Stempel 2 Promille (die Rotirungssteuer hätte 5 Promille im Jahr, also das Fünfundzwanzigfache des Talonstempels, betragen) oder 20 Pfennige im Jahr. Das ist zunächst einmal der Thatbestand.

Ist anzunehmen, daß eine Pfandbriefbank unter einer solchen Abgabe leiden würde? Oder daß der Besitzer eines Hypothekenspfandbriefes arg zetern wird, wenn er in einem Jahr mal 2 Mark Stempelgebühr auf jedes Stück von 1000 Mark zu erlegen hat? Man darf doch die ganz kleinen Kapitalisten, die 5 oder 6 Pfandbriefe haben und nun im Jahr der Erneuerung der Couponbogen 10 oder 12 Mark von den 200 oder 240 Mark Zinsen hergeben müssen, nicht zur Norm für die Beurtheilung der Steuerwirkung nehmen. Thut man Das aber, so muß man konsequent bleiben und darf nachher nicht mit „allgemein wirthschaftlichen Gesichtspunkten“ anrücken. Die Hypothekenbanken, heißt es, würde die Talonsteuer besonders schwer drücken. Dabei ist noch nicht einmal ausgemacht, ob sie den Stempel selbst übernehmen oder den Obligationären „überlassen“. Die Pfandbriefinstitute brauchen ja nicht anders zu verfahren als die Aktiengesellschaften. Der Aktionär ist Mit-eigenthümer der Gesellschaft, der Obligationär Gläubiger. Der Eine verfügt über einen Antheil am Gesellschaftsvermögen, der Andere über einen Schuldschein. Aus dieser Verschiedenheit der Stellung könnte man die Nothwendigkeit getrennter Behandlung bei der Talonsteuer folgern; ist der Obligationär aber nicht eben so Besitzer eines Werthpapiers wie der Aktionär? Die Schuldverschreibung repräsentirt einen bestimmten Kapitalwerth mit fester Zinsverpflichtung. Diese beiden, die Qualität des Papiers bestimmenden Eigenschaften sind hier nahezu stabil, während sie bei der Aktie in labilem Zustand sind. Der Pfandbriefbesitzer und Obligationär ist also ein mindestens so leistungsfähiger Steuerträger wie der Aktionär. Sub specie des Talons natürlich. Wenn die Hypothekenbanken diese Steuer selbst übernehmen, so statuiren sie damit einen vom Gesetzgeber nicht gewollten oder über die Tendenz der „Besitzsteuern“ hinausgehenden Unterschied zwischen festverzinslichen und Dividende bringenden Effekten. Der Hypothekenbankaktionär hätte nämlich den Talonstempel doppelt zu tragen, während der Obligationär frei ausginge. Wer für den Grundsatz einer allgemeinen Besteuerung des Besitzes eintritt (und Das haben die Gegner des Talonstempels laut genug gethan), darf die Bevorzugung des Pfandbriefes nicht wollen. Freilich wird die Rücksicht auf den Realkredit und den Hypothekenzinsfuß im Grundstückgeschäft geltend gemacht. Träte hier wirklich eine Vertheuerung ein, wenn der einzelne Obligationär der Steuerträger wäre? Man argumentirt so: Im Jahr der Erneuerung der Couponbogen verkauft der Pfandbriefbesitzer, um den Stempel nicht zahlen zu müssen; die Bank ist also gezwungen, Pfandbriefe aufzunehmen, und beeinträchtigt dadurch ihre Liquidität und die Möglichkeit, den Grundstückmarkt durch Gewährung von Hypotheken zu unterstützen. Es ist möglich, wenn auch nicht sehr wahrscheinlich, daß die Erneuerung des Talons jedesmal auf den Pfandbriefmarkt wirkt. Jede Ingerenz dieser Art läßt sich aber vermeiden, wenn bei der Verrechnung des Talonstempels dafür gesorgt wird, daß ihn nicht eine Besitzerschicht allein auf sich zu nehmen hat, sondern daß beim Ueber-



gang des Papiers dem neuen Besitzer der Rest der Steuer übertragen wird. Hat A am ersten Juli 1909 für einen Pfandbrief 2 Mark Talonsteuer bezahlt und verläuft das Stück am ersten Oktober 1910, so ist ihm der für die Zeit vom ersten Oktober 1910 bis zum ersten Juli 1919 (dem Termin der nächsten Erneuerung des Couponbogens) vorausbezahlte Steuerbetrag vom Käufer zurückzuerstatten. Und B macht's mit C eben so. Dann würde nie eine Gruppe von Obligationären zu Gunsten einer anderen belastet. Und so könnte es dabei bleiben, daß die Hypothekenbanken, mit Rücksicht auf ihre Aktionäre, den Talonstempel den Pfandbriefbesitzern übertrügen. Da die Summe der Pfandbriefe, die bei der einzelnen Bank im Umlauf sind, ein Vielfaches des Aktienkapitals ausmacht, würde die Einstellung des für die Talonsteuer erforderlichen Betrages in die Bilanz schon äußerlich als eine schwere Belastung der Aktionäre wirken. Die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank, das größte deutsche Pfandbriefinstitut, hatte Ende 1908 einen Obligationenumlauf von 984 Millionen bei 54 Millionen Aktienkapital. Der Talonstempel auf die Schuldverschreibungen würde im Durchschnitt des Jahres 196 800 Mark betragen, während die Aktien 54 000 Mark zu zahlen hätten. Beide Beträge sind an sich nicht groß; aber die Aktionäre hätten doch das beinahe Vierfache ihrer eigenen Steuerleistung zu übernehmen, wenn sie auch für den Talonstempel der Pfandbriefe aufzukommen hätten. Selbst wenn die Gesellschaften aber die Abgabe tragen, kommt als erleichterndes Moment in Betracht, daß die Erneuerung der Talons nicht in einem Jahr für das ganze Kapital nothwendig ist. Im Uebrigen haben schon manche Gesellschaften, deren Erneuerungsbogen vor dem ersten August eingereicht sein müssen, klipp und klar gesagt, daß die Aktionäre den Stempel zu tragen haben, wenn sie nicht die Talons einreichen, bevor das Gesetz in Kraft tritt.

Anderer Gesellschaften haben durch die schnelle Erklärung, sie würden die Steuer selbst tragen, im Kreis der Berufsgenossen Aergerniß erregt. Das ist ein schlechtes Beispiel, sagt man; und fürchtet, die Konsequenz werde die Verfügung sein, daß die Gesellschaften die Talonsteuer nicht abwälzen dürfen. Alles hängt von den Ausführungsbestimmungen ab. Da kann Herr Bermuth früh eine Probe seines Könnens auf dem neuen Gebiet liefern. Nicht über die Summe wird gellagt, sondern über den Modus der Erhebung; insbesondere darüber, daß der große Betrag (alle zehn Jahre) auf ein Brett gezahlt werden soll. Darüber ließe sich doch am Ende auch heute noch reden. Ich glaube nicht, daß selbst die Herren von Heydebrand und Roosicke der Absicht widerstreben würden, mit verständigen Finanzleuten die den soliden Gesellschaften unschädlichste Art dieser Steuererhebung in aller Ruhe zu erörtern.

Eben so unfertig wie die Steuervorlage war das Urtheil über ihre Wirkungen. Die meisten Kritiker haben weit über das Ziel hinausgeschossen. Sehr niedlich hat sich ein berliner Börsenblatt aus der Affaire gezogen. „Um nicht direkt zu sagen, es sei ganz damit einverstanden, daß das Publikum die Stempelkosten trage, wenn nur die Gesellschaften gesont werden, erklärt es: Das Publikum muß die Steuer übernehmen, „damit ihm dauernd vor Augen gehalten wird, in welcher chicanösen Weise es geschädigt und geplagt werde“. So muß man's machen, um den praktischen Zweck einer Steuer ins richtige Licht zu rücken. Eins aber ist sicher: an maßlosen Uebertreibungen ist in diesen Wochen so viel geleistet worden, daß die wirklichen Folgen der Talonsteuer nur noch angenehme Ueberraschungen bringen können. Lad on.





Berlin, den 31. Juli 1909.

## Allotria.

Im Sommer des Jahres 1844 war der Gossudar aller Ruessen in London. Nikolai Pawlowitsch; der dem Zauber seines Wesens so blind vertraute, daß er überzeugt war, mit dem Einsatz der Persönlichkeit im Hegemonenspiel jede Partie gewinnen zu können. Unter den vielen Fehlern Alexanders, seines älteren Bruders, galt als der ärgste, daß er sich 1807 schroff von den Briten abwandte. Nach Sena war, wie nach Marengo, England allein; und die Kontinental Sperre erleichterte diesen Zustand nicht. Durfte Alexander an die Enttäuschung denken, die Papa Paul als Maltesergroßmeister erlebt hatte, und sich von ererbtem Groll stimmen lassen? Napoleon träumt noch von der Landung in England, von der Vernichtung der britischen Weltmacht. Dazu braucht er Rußland und Dänemark. Als die Britenflotte Kopenhagen zur Kapitulation gezwungen und die dänischen Schiffe aufgebracht hat, bleibt ihm nur noch Rußland. Das darf nicht mehr säumen. Drei Wochen nach dem Fall Kopenhagens schreibt der Imperator an Alexander: „Wir werden den ganzen Kontinent von den Engländern säubern; ohne große Mühe: eine gemeinsame Erklärung wird genügen.“ Und fügt im November, grob wie Laetitia an ihren ruppigsten Tagen, hinzu: „Rußland müßte sich schämen, wenn es sich jetzt noch zurückhielte; ich hoffe aber, daß Lord Gower schon weggejagt ist.“ Das war noch nicht geschehen. Alexander wollte zwischen England und Frankreich vermitteln. Konnte er Petersburg dem Schicksal Kopenhagens aussetzen? Die russischen Geschwader waren, auf dem Heimweg aus der Levante, noch im Mittelmeer, also von englischen Kreuzern bedroht; und Gambiers Flotte konnte, nach dem Sieg über Dänemark, rasch die Newamündung erreichen. Das Pflicht,



gefühl mahnt zu leiser Behutsamkeit. Dennoch kommts zu rauhem Bruch. Oberst Robert Wilson, der in Petersburg als Geheimagent Englands Geschäfte besorgt, überschwemmt die schwarze Erde mit Pamphleten, die zum Krieg in Gallos aufrufen, und sammelt auch am Hof eine Britenpartei. Alexander wüthet, weil ihm nachgesagt wird, er handle gegen das Interesse des Russenvolkes; er glaubt die Stunde gekommen, wo er durch die Abkehr von England den Korsen zwingen kann, ihm im Orient zu wichtigen Eroberungen zu helfen; und hört am siebenten November, daß Oesterreich seinen Gesandten aus London abberufen hat. Höchste Zeit; sonst verscherzt er sich die Freundschaft des großen Kaisers. Noch am selben Tag beschließt er die Lösung aller diplomatischen Beziehungen zu England. Er will die Erfüllung seiner Orientwünsche lieber dem Kaiser der Franzosen als dem gemeinsamen Feind verdanken, lehnt alle britischen Angebote brüsk ab und läßt durch Savary nach Paris melden: „Sie wollten uns kaufen; aber ich bin nicht zu haben und werfe die ganze Gesellschaft zur Thür hinaus.“ Damals war Nikolai Pawlowitsch ein Knabe, den die Mutter (Maria Feodorowna, die Württembergerin) in der Stille von Gatschina erzog. Als Gossudar fand er dann, der Bruder habe auf die falsche Karte gesetzt. Was hatte Bonapartes Freundschaft den Russen im Orient denn eingebracht? Eine würdige Verständigung mit England schien ihm, dem in Turkmantschai, Adrianopel, Hunkjar-Iskelessi gute Geschäftsabschlüsse gelungen waren, höheren Profit zu verheißen. Die entente cordiale der Westmächte ist gelockert; in der Südsee und in den marokkanischen Häfen befehlen Franzosen und Briten einander schon wieder heimlich. Metternich hat den Legitimistenstolz, der ihn mißtrauisch auf das Julikönigthum, die „unreine Monarchie“, blicken ließ, abgelegt und äugelt mit Guizot; widerspricht nicht einmal, als die Hofburg verlangt, Nikolais Tochter müsse den Römerglauben annehmen, wenn sie die Frau des Erzherzogs Stephan werden wolle. Mit diesen Leuten (denen er für den Fall einer Magyarenrevolution schon 1837 Hilfe zugesagt hat und die ihn nun als abgewiesenen Werber vor Europa blamiren) ist nichts Ernstliches anzufangen. Noch weniger darf der Ruussenherrscher sich mit Frankreich einlassen. Und der neue König von Preußen ist ein unsicherer Faktor, mit dem der Vorsichtige nicht rechnen kann. Wer England hat, also im Orient nicht gehemmt ist, hat auch Oesterreich und Preußen. Und Frankreich, der Herd aller Revolutionen, wäre dann endlich wieder isolirt. Wenn man den Briten offen sagte, was über die Theilung der Türkei in Münchengraetz zwischen den beiden Kaisermächten verabredet worden ist? Metternich will nicht; kann in Orienthändeln ja niemals der aufrichtige Freund Rußlands sein. Nur auf Andere sich nicht ver-



lassen! Nikolai hält sich, wie nach ihm mancher Monarch, für seinen besten Diplomaten. Ueber Potsdam fährt er nach London. Da hat ihn Niemand erwartet. Die season in full swing; eben wird ein Ball geplant, der den polnischen Flüchtlingen Geld bringen soll. Schreck in der Hofgesellschaft: Wird der Zar, dessen eiserne Faust auf den Polen lastet, nicht zornig werden? Nein. Philipp Brunnow, sein Gesandter, muß an die Herzogin von Somerset, die Lady Patroneß des Festes, schreiben, Seine Majestät der Kaiser von Rußland werde sich freuen, wenn ihm die Herzogin gestatte, den zur Ausführung der wohlthätigen Absicht etwa noch fehlenden Betrag zu spenden. Ein kluger Einfall, der dem Plan die Spitze abbricht und dem gekrönten Gast alle Herzen gewinnt. Den offiziellen Ehren gesellt sich die Zärtlichkeit der Nation. Nikolai, der sich im bürgerlichen Kleid so genirt fühlt wie ein Natter in einem Westendanzsaal, darf, wider alle britische Hofetiquette, den Waffenrock tragen. Er zeigte sich dankbar. Pries mit beredter Zunge das Land und dessen Bewohner, spielte in Windsor Castle wie ein übermüthiger Junge mit Bickn und Bertie und gab sich im Verkehr mit der Königin, dem Prinzen Albert, Wellington, Peel, Aberdeen als den friedlichen Biedermann, der kein Wässerchen trüben will. „Feind der Westmächte? Deren Bund müßte man, weil er Europa den Frieden verbürgt, knüpfen, wenn er nicht schon bestünde. Konstantinopel? Kann ich gar nicht brauchen; wäre eine Gefahr für die Einheit des Reussenreiches. Doch da der Türke nicht nur, wie Ihr Ancillon zu glauben anfängt, ein kranker Mann, sondern ein sterbender ist, müssen wir Beide uns über die Erbschaft verständigen. Ich will Euch so weit entgegenkommen, wie ichs irgend vermag; ein neues Byzanz griechischer Nation kann ich aber nicht dulden. Weder als Russe noch als Haupt der orthodoxen Kirche. Ist auf dieser Basis ein Abkommen möglich, das die zuchtlose Gier der Franzosen hemmt? Um Euch diese Frage vorzulegen, kam ich; als ein ehrlicher Kerl, der, trotzdem der Rebellengeist ihn als Komödianten verschreit, nie heucheln gelernt hat.“ Die Persönlichkeit drückt sich auch hier tief ein. Doch der Staatsmann kehrt ohne Reiseertrag in Peters Stadt heim. Nesselrode mußte in einer Cirkularnote zwar der Welt die anglo-russische Verständigung künden; in dem Rechenschaftsbericht vom zwanzigsten November 1850 aber selbst von der „egoistischen Politik Großbritanniens“ sprechen, das überall die Kleinen gedrückt und das allgemeine Chaos zur Ausstreuerung neuer Giftstoffe benutzt habe, und ihr die ruhige, gewissenhaft treue Staatskunst Nikolais, der die Schonung des Schwachen immer das höchste Gebot gewesen sei, als mahnendes Beispiel vorhalten. Louis Philippe konnte sich die Oktoberfahrt nach London sparen; die entente cordiale war noch nicht, wie beim ersten Di-



plomatenempfang nach Nikolais Rückkehr der russische Kanzler lächelnd sagte, zum leeren Wort geworden. Nikolai hatte in London für Rußland nichts erreicht. Die englischen Geschäftsführer hörten aus all den schönen Reden des Zaren den Entschluß heraus: niemals eine von Rußland unabhängige Macht auf dem Balkan zu dulden. Diesem Programm, das den Bosporus sperrte, durfte ein redlicher Diener Ihrer Majestät noch in Lebensgefahr niemals zustimmen.

Wieder fährt nun, nach fünfundsechzig Jahren, ein Gossudar nach England. Wieder durch preussisches Gebiet; 1844 war Potsdam, 1909 ist Hemmelmark die Ruhestation. Nikolai Alexandrowitsch sieht ganz anders aus als der robuste Ahn; wird auch anders behandelt. An Land darf der Armen nicht. Die Arbeiterpartei und Alles, was noch an Quäkerresten im Vereinigten Königreich lebt, hat den Kömmling mit Schmähreden, die Regierung, die ihm nicht abwinkte, mit Tadelsvoten überhäuft; hat geschworen, ihm, wenn er englischen Boden betrete, einen Empfang zu bereiten, den er bis ans Lebensende nicht vergessen werde. Und Herr Asquith war nicht klug genug, die heikle Debatte zu vermeiden, nach deren Schluß für und gegen Nikolais Besuch abgestimmt wurde. Im Saal von Westminster, wo die Leute sonst doch manierlicher sind als im Palais Bourbon und im wiener Reichsrath, ward der Zar taftloser Aufdringlichkeit geziehen, weil er an Englands Küste komme, trotzdem er wissen müsse, daß man ihn dort nicht haben wolle. In dem englischen Menschen, der ganz der business hingegeben scheint, ist noch immer, wie in Cromwells und in Cobdens Tagen, etwas Unberechenbares, Religiöses. Der Verstand, der auf den Briteninseln besser als anderswo vom Instinkt bedient wird, räth, den Zaren freundlich zu empfangen. Doch er ließ Abertausende einsperren und henken; und der Cockney hält auf Sittlichkeit und Menschenrecht (und braucht, weil er den Türken, Indiens wegen, nicht mehr allzu laut schimpfen darf, einen neuen Schwarzen Mann). Public Opinion ist ein mächtiger Herr, unter dessen Schnauben die Woge sich hebt; und die Insularmannschaft von heute ist froh, wenn sie ihr Schiffchen aus der Rentergefahr hat. „Nieder mit dem Massenmörder von Zarskoje Selo!“ Dem guten Nika gelingt nichts. Er könnte in einer Rußschale behaglich leben und muß die Grimasse des Selbstherrschers machen. Er möchte der Freund der Westmächte sein und wird vor Comès und Cherbourg wie ein ansteckender Seuche Verdächtiger behandelt. Pauls furchtloser Sohn hätte die Quarantaine gebrochen, die Fahrt ans Land gewagt und abgewartet, ob der Pöbel sich dreisten werde, dem Gast des Königs Schimpf ins Antlitz zu schleudern. Der zweite Nikolai ist zu solchem Trugversuch viel zu schwach; hat nicht die Nerven Eines, der sich in der Feuerlinie (oder in der Drecklinie, von der



unser stärkster Verächter Oeffentlicher Meinung sprach) halten kann. Und was ist das Bischen Polenschwärmerei von 1844 gegen das Solidaritätbewußtsein, das heute die Massen gegen Tyrannenmacht waffnet? Nikolai Alexandrowitsch wird zu frieden sein, wenn Alles leidlich abläuft. Wird strahlen, wenn Eduard ihm erzählt, wie fest die Gestalt des schönen Russenkaisers sich dem Sinn des kaum dreijährigen Knaben eingeprägt hat. Nicht erfahren, daß man ihn, den Sanftmüthigsten, der je auf dem Monomachenthron saß, Mörder schilt. Und gewiß nicht merken, daß zwischen Britanien und Rußland noch immer die Themata zu erörtern sind, die der Schwiegersohn Friedrich Wilhelms des Dritten 1844 mit Aberdeen besprach: Persien, Türkei, Griechenland, Dänemark, Frankreich. Lernt, Ihr stets nach Neuem Lüfternen, endlich Geduld. In fünfundsechzig Jahren hat der Interessenspalt sich noch nicht geschlossen.

Benkendorf, der Botschafter, könnte seinem Herrn allerlei Interessantes aus England erzählen. Blériot, der den Hermelfanal überflogen hat, ist der Held des Tages. In einer knappen halben Stunde von Sangatte nach Dover: wer hätte noch vor einem Jahr an solche Möglichkeit geglaubt? Subel in Frankreich: Il n'ya plus de Pas de Calais! Albion macht zum gefährlichen Spiel gute Miene. Großbritannien ist keine Insel mehr; das Land, das sich so lange gegen den Kanaltunnel gesträubt hat, ist nun im Flug zu erreichen. Ein Trost: der Erste, der nicht vom Fallreep eines Schiffes aus britischen Boden betrat, war wenigstens kein Deutscher. Auch ist's nur ein Anfang. Wie lange kann's dauern, bis ein Kühner von Brest oder Southampton nach New York fliegt? Von Dover nach Hamburg ist's nicht weiter als von Hamburg nach Dover; und die englische Technik wird nicht ruhen, bis sie in der Luftschiffahrt vornan ist. Immerhin bleibt der fünfundzwanzigste Julitag des Jahres 1909 ein wichtiges Datum. Britanien hat die industrielle Suprematie verloren, sieht seine Weißenkolonien vom wachsenden Rassenfanatismus der Farbigen bedroht und kann auf den Insularschutz fortan nicht mehr zählen. Wäre ohne Bundesgenossen also nicht mehr in splendid isolation. Rüstet; baut Dreadnoughts und Invincibles; sorgt, daß wir mehr Werften und größere Dock's haben als die Deutschen. Monate lang wars die Losung. Liberale und Unionisten suchten einander in der Flottenpropaganda zu überbieten. Lord Charles Beresford, den Asquith mit der Einberufung eines Untersuchungsausschusses schwichtigen wollte, hat, mehr noch als sein Rival John Fisher, das Ohr der Nation. Handelskammern und Kreisvertretungen schicken ihm Adressen und seine Agitation hat die Regierung zunächst gezwungen, den Status bis 1912 um vier neue Dreadnoughts zu erhöhen. Wird ihr das taugliche Menschenmaterial nicht fehlen? Wird sie nicht



genöthigt sein, bald mit untüchtiger, zum großen Theil vielleicht mit farbiger Mannschaft sich zu begnügen, von der in der Entscheidungstunde Meuterei zu fürchten wäre? Die Sorge bleibt. In der Zustimmung zu dem Verbot, neutrale Handelsschiffe, die dem Feind Waaren zuführen, zu kapern, spürte man die Britenangst; auch für den Fall, daß feindliche Kreuzer die Zufuhrstraßen unsicher machen, muß Englands Ernährung verbürgt sein. Die amerikanischen Schiffe fürchtet man einstweilen nicht; doch der Typ kann verbessert, der Bug stärker gepanzert, das Offiziercorps gründlicher ausgebildet werden: und wenn der Panamakanal eröffnet ist, droht auch von dieser Seite Lebensgefahr. Darauf, meint Sir John Fisher, warten die Deutschen; deshalb lehnen sie jeden Vorschlag einer Verständigung ab und stecken das Heidengeld in ihre Marine. Last, der um jeden Preis den ostasiatischen Markt gewinnen will, soll ihnen im Großen Ozean vorarbeiten. Und da der Aberglaube an die Unerreichbarkeit seiner Technik England zu hastigem Dreadnoughtbau, also zur Entwerthung der alten Armada verleitet hat, muß ihm das Deutsche Reich, das im Wettlauf nach diesem Typ keinen beträchtlichen Vorsprung einzuholen hat, rasch näher kommen. Ist da nicht verhängnißvolle Blindheit, den Entschluß, von dem Englands Zukunft abhängen kann, noch länger hinauszuschieben?

Ob die Firma Asquith, Grey & Co. überwintern wird, wissen die Inhaber selbst nicht. Die Sozialpolitik hat ihr mehr Freunde entfremdet als gewonnen. Gerade im Lager der Liberalen sträubt sich die Manchestertradition gegen den Staatssozialismus und den Zwang zur Sparsamkeit, den die Versicherung alter und invalider Arbeiter bringt; und die Steuerpläne des Herrn Lloyd George werden nicht milder beurtheilt als bei uns die der Herren von Hennebrand und Müller-Gulda. Wenn die Lords die Finanzgesetze en bloc verwerfen, wird die Kraftprobe in einer Wahl Schlacht kaum zu vermeiden sein. Siegen, wie aus mancherlei Stimmungssymptomen zu schließen ist, diesmal die Unionisten, dann kommt mit einem beschleunigten Rüstungstempo (und Kitchener als Organisator des Heeres) die Tarifreform. Weil ers voraussieht und mit dem Selbstgefühl eines Unionistenkabinetts rechnen muß, hat King Edward neulich den siechen Chamberlain besucht. Dessen im Bereich der Zollfragen treuester Anhänger, Lord Lansdowne, der vielleicht den müden Balfour als Premierminister ablösen und sicher die Leitung der internationalen Politik wieder übernehmen würde, sieht die Einmischung des Königs in die Staatsgeschäfte nicht gern und hat mehr als einmal die Nothwendigkeit betont, die continuous meddling Seiner Majestät zu hindern. Damit wäre für Deutschland noch nichts gewonnen. Eduard ist ein alter, bequemer Herr, der den Ref-



fen ein Bißchen ärgern, auch, wenns gefahrlos zu machen ist, völlig isoliren möchte, einen Krieg aber, besonders den gegen einen so nah Verwandten zu führenden, scheut und vor der Abreise von Berlin drum, wo er bis in die letzte Stunde die Politik mit keiner Silbe gestreift hatte, aus lächelndem Munde das Wort fallen ließ, daß er in dem deutschen Flottenbau, den das Handelsinteresse fordern möge, keinen Grund zur Verstimmung sehe. Er trachtet, Oesterreich zu versöhnen, in Rumänien den Erben Karls in sein Spiel zu ziehen und aus Kopenhagen einen britischen Flottenstützpunkt zu machen. Zieht sich aber sacht zurück, wenn er irgendwo ernste Fährniß wittert; und ist stolzer als auf alle Diplomatenenerfolge auf die Thatsache, daß man ihm noch Boudoirsiege zutraut und die society unruhvoll seit Wochen die Frage erörtert, ob die Zeit der Mistress Keppel wirklich um, die unüberwindbar scheinende Alice von einer jüngeren und hübscheren Amerikanerin aus den Fetzpolstern des königlichen Herzens verdrängt worden ist. (Das hitzige Gezischel weist in die Lilientage zurück, wo die üppige Montespan auf dem vom schlanken Leib der Cavallière noch warmen Pfühl sich neben ihren Louis streckte. Mit grimmer Erbitterung streiten die Freunde und die Feinde der Gruppe Cassel-Keppel, wie die Ahnen einst um die Weiße und Rothe Rose, wider einander. Und in den Berichten des Grafen Wolff-Metternich, der in der Werbung um Alices Gunst eine Hauptaufgabe deutscher Politik sah, ist gewiß ein Echo dieses Hofzankes hörbar.) Eduard ist nicht das Haupt der Kriegspartei. Die dürfte jauchzen, wenn dem König konstitutionelle Zurückhaltung aufgezwungen würde. Der Thronfolger, der als Deutschenfeind gilt, steht ihr näher; und sie hofft, daß der Uebergang zum Schutzollsystem das Großhändlerreich der gehaßten Vettern finanziell schwächen und die Verständigung, trotz Lansdownes gutem Willen, erschweren werde. Einstweilen wird von allen Thürmen Retraite geblasen. Da beide Parteien mit der Möglichkeit naher Neuwahlen rechnen müssen, war das Geschrei über Luftgefahr, Invasion, Bedrohung der Seeherrschaft fast unvermeidlich. Jetzt sind acht neue Dreadnoughts in Sicht; und das Volk, das zum ersten Mal in seinem Leben Furcht gezeigt hat, fängt an, sich der Nervenschwäche zu schämen, die ihm den Spott der Yankee's, der Franzosen gar eingetragen hat. Der britische Bürger, heißt es jetzt wieder, kann ruhig schlafen. Wenn nur die Höhe der zu zahlenden Affekuranzprämie den Schlummer nicht stört.

Da Herr Söwolskij die Geschichte des Reiches, an dessen Spitze er noch immer möglich ist, vielleicht kennt, mag seinem Auge der Schatten Rumanzows aufgetaucht sein, als die dänischen Freunde, die mit ihrem König eben erst aus Petersburg heimgekehrt waren, ihm meldeten, in Kopenhagen seien zwei Co-



lonels des britischen Generalstabes angekommen. Was sollen sie dort? Soll Oberst Haldane mit seinem Kameraden am Sund versuchen, was Oberst Wilson vor hundert Jahren an der Nema zu erlangen trachtete? Die dänische Jugend hat Nordschleswig verschmerzt und wünscht offenen Anschluß an Deutschland; würde, da sie der Skandinavengemeinschaft nicht recht traut und die unbequeme Lage kleiner, in ihrer Neutralität gefährdeter Staaten erkannt hat, am Ende gar, wenn der Dänenwirthschaft Vortheile winkten, die Aufnahme in unseren Reichsverband erwägen. Solche Neigung muß heimlich bekämpft, König und Volk schnell überzeugt werden, daß nur ein Bündniß mit England ihnen dauernden Nutzen brächte. Kann Rußland dulden, daß Kopenhagen die Basis britischer Operationen wird? Das anglo-russische Abkommen ist eine schöne Sache. Hat aber die Dardanellen den Schiffen Nikolais noch nicht geöffnet. Die Engländer noch nicht gehindert, durch die Erwirkung einer chinesischen Eisenbahnkonzession den Japanern einen künftigen Krieg gegen Rußland zu erleichtern. Und den Russen nicht die theure Pflicht erspart, die centralasiatische Garnison in und bei Merm zu verstärken. So lange das Mißtrauen auf beiden Seiten fortwährt, ist nicht rathsam, die Britenflotte im Sund heimisch werden zu lassen; der Weg nach Kronstadt ist von da allzu kurz. Eduard wird den Zaren, Benkendorf den Chef zu beruhigen suchen. Was Britannien an schwimmenden Gefechts-einheiten aufzubringen und dem Dienst in fernen Meeren zu entziehen vermag, wird vor Cowes zur Parade versammelt sein „Ein Bißchen mehr als Dir in Swinemünde gezeigt wurde, ist's ja; aber an Krieg, lieber Nika, denken wir nicht. Du hast bei Bjoerkoe zu Wilhelm, der von Deiner Liebenswürdigkeit, wie ich längst, entzückt war, gesagt, daß Du nie Etwas gegen ihn unternemen werdest. Ganz mein Standpunkt; obwohl ich's so, als Generalversicherung, noch nicht von mir gegeben habe. Aber mein Mühen gilt ja auch nur der Erhaltung des Friedens. Und die Berliner müssen sich in die Gewißheit unserer Intimität einleben oder mindestens ihren Aerger verbergen. Meinst Du nicht auch?“ Benkendorf darf rückhaltloser reden. „Auch hier ist der Horizont dunkel bewölkt. Kein heiteres England. Die Hindu haben sich zur Propaganda der That entschlossen und jeder Brite, der nicht blind sein will, sieht einen Inderaufstand voraus, neben dem die Rebellion der Sepoys ein Kinderspiel scheinen wird. Das Bündniß mit Japan, das, wenn die Amerikaner energisch vorgehen, zu einer schwierigen Option im Stillen Ozean zwingen kann, hat unter allen Farbigem das Ansehen des Britennamens geschmälert. Auch die entente cordiale steht nicht mehr hoch im Kurs, seit Frankreich in der Balkankrise versagt hat und die Zeichen sozialer Zerrüttung sich drüben häufen. Grund genug, sich mit uns gut zu stellen. Rußland ist weder als Seemacht noch als Industrie-



Staat Englands Konkurrent; und daß wir übermorgen Indien erobern wollen, traut selbst Lord Curzon uns wohl nicht mehr zu. Man läßt den Mann auf der Straße schreien, erinnert sich an Bismarcks Wort, das englische Unterhaus sei nicht viel schwerer zu belügen als der Zar, und ist, am Hof und in beiden Parteilagern, entschlossen, für unsere Freundschaft einen anständigen Preis zu zahlen. Der Besuch der Dumamitglieder hat gut gewirkt. Man hatte hier struppige Phantasten erwartet und freute sich der Enttäuschung. Unsere Landsleute hatten das Vorurtheil mitgebracht, Rußland sei in Großbritannien verhaßt und die Verständigung nur ein Privatwunsch des Königs, der hier noch weniger zu sagen habe als zu Haus unser Herr. Als sie warm geworden waren, kamen sie zu mir und sagten, sie seien jetzt überzeugt, daß an dem Britenvolk das vom Absolutismus erlöste Rußland einen aufrichtigen und zuverlässigen Freund habe, und bereit, in der Heimath für ein festes Bündniß mit England und gegen jede deutsche Zwietrachtstiftung einzutreten. Unter diesen Umständen ist Erspießliches zu hoffen; und wenn wir Englands sicher sind, muß ein seinem Einfluß offenes Dänemark uns lieber sein als ein für die stets unberechenbare deutsche Politik eingefangenes. König Eduard und Fallières können uns auch an der galizischen Grenze Luft schaffen. Beide gehen nach Marienbad (der Präsident wird sich wohl in Tschl für das Großkreuz des Stephansorden bedanken) und haben da die beste Gelegenheit, den etwas großspurig gewordenen Israeliten, Herrn Merenthal, ohne Lärm zur Maison zu bringen.“

Persien, Makedonien, Rumänien, Kreta, Dänemark: kann Nikolai auch nur die Hälfte der von Edward Grey lange gehegten Wünsche erfüllen, dann bringt er am Ende doch den Bosporuschlüssel heim und hat von der Fahrt ins Angelnland mehr als der nach Glanzrollen langende Urgroßvater. Dann mögen die Höflinge ihm auch unterthänig berichten, wie er in den londoner Gassen geschimpft worden ist; von dem Mob, dessen Ahnen Bonaparte und Canning schmähten und inzwischen, nach Goethes Wort, „die Heilige Alliance frondirten, obwohl nie Größeres und für die Menschheit Wohlthätigeres erfunden worden war.“ Die Gelegenheit ist günstig. England kann in den Tagen Blériots nicht allein bleiben; und hat in Frankreich keinen Legaten mehr.

Seit dem zwanzigsten Juliabend. Da wehte ein aus heiterem Himmel herabfegendes Stürmchen Herrn Clemenceau vom Diktatorthron. Fast drei Jahre lang hatte er drauf gefessen. Wer hätte Solches dem Mann zugetraut, der den Gambetta überbieten wollte und sich von Boulanger dann in Dienstbarkeit ducken ließ? In dem selben Jahr (der peelischen Kornzollbill) wie Eduard geboren. Sohn eines wohlhabenden Arztes in Nantes. Als pariser Student Mitarbeiter des kleinen Wochenblattes „Le Travail“. Als Republikaner im



Kaiserreich nicht zu Haus. Er geht nach Amerika und bringt eine reiche Frau in die vom Dritten Napoleon befreite Heimath mit. Arzt auf Montmartre und Mitglied des pariser Gemeinderathes. Während der Communeherrschaft Vermittler zwischen Versailles und Paris, Rebellen und Geiseln. In der Kammer Gambettas Nachfolger als von Belleville Abgeordneter. Zola stellt ihn, der die Zeitung „La Justice“ herausgibt, schon 1880 (im „Figaro“) über Gambetta. „Herr Clemenceau ist ein wissenschaftlicher Geist von ernsthafter Bedeutung. Er geht mit dem Jahrhundert und gehört ins Erste Glied der neuen Männer. Er spricht klar, einfach, logisch; die Sprache des modernen Redners. Ich finde seine Reden, weil sie schlicht bleiben und vom Ueberchwang der Rhetorik nicht bespült werden, viel besser als Gambettas. Trotzdem ist dieser Abgeordnete fast vereinsamt und noch ohne alle Autorität im Kreis der Kollegen. Ich bin sicher, daß der mittelmäßige Floquet früher als er aus Kader gelangen wird.“ So ist es gekommen. Der radikale Armenarzt erlebt erst seinen großen Tag, als er (Brissot sitzt vor und Fallières ist Kultusminister) dem von der Wuth umheulten Ministerpräsidenten Jules Ferry zuruft: Allez-vous-en! Wird seitdem als Ministerjhlächter berühmt. Ein Ehescheidungsfall schmälert sein Ansehen. Die Panamaschlammfluth spült den Freund des Promotors Cornelius Herz aus dem Palais Bourbon. Er gilt als von den Kanalräubern und von England Bestochener und wird, wenn er den Mund aufthut, mit dem albernen Hohnruf „Aoh yes!“ zum Schweigen gebracht. Vernichtet? Er lächelt; fühlt sich unverwüßtlich. Gründet wieder eine „Justice“, dann den „Bloc“; leitet schließlich die „Aurore“. Wer nicht hören will, soll lesen. Clemenceau wird der Generalissimus des Drenfuëvolkes; ruft zum Widerstand gegen die Staatsgewalt und verdammt den Militarismus. Wird Senator und, wie alle Drenfuëkämpfer, weltberühmt. Erst als Sechszundsechziger aber Minister. Ein Afriat? Dem ersten Blick scheint ers. Erinnert, mit der gelben Haut und der Sattelnase zwischen vorstehenden Backenknochen, dem Tatarenschnurrbart, an die Mongolei eher als an die Vendée. Hager; nur Sehne und Nerv. Einer, der den Kampf um des Kampfes willen liebt. Batailleur, wie Cyrano von Bergerac; wohl auch bretteur sans vergogne. Ein ewiges Zucken und Leuchten auf der durchfurchten gelben Fläche der Wangen. Nach alltäglichem Sprachgebrauch ein Greis; doch ein nervöser Raufbold, der mit Degen, Zunge und Feder gern ficht und am Liebsten nicht eine Sekunde auf dem selben Fleck säße. Hat er nicht Alles, was seine Jugend begehrte, in firnem Alter erreicht? Republik. Herrschaft der Radikalen. Trennung des Staates von der Kirche. Bündniß mit England. Vereinsamung Deutschlands. Eine Diktatur, wie Gambetta sie niemals erträumte. Die unverfiehliche Vitalität des Mannes, die



Summe seines Erlebens zwingt zur Bewunderung. Staatsmann? War er nie. Mit dem Bretonenschopf und mit der Glage immer nur Journalist. Einer, der nicht athmen könnte, wenn ihm verwehrt würde, den just berühmtesten Kollegen anzufallen. Gambetta, Ferry, Millerand, Saurès, Delcassé: wer einen Namen hat, muß ihm vor die Klinge. Von dem esprit scientifique, den Zola ihm nachrühmte, ist bei der Rückschau nicht viel zu merken; höchstens von der grausamen Grobheit, die uns aus allem Gelehrtenzank entgegenfuchelt. Mannichfache Talente, die einem jähren Willen gehorchen; einem Autokratenwillen, der sich nicht beugen lernte und zügellos irrlichtelt. Der Laune wird, dem Augenblickseffekt Alles geopfert: Dinge und Menschen. Hat dieser Hang ins Zuchtlose den übermüthigen Tyrannen schließlich gestürzt?

Seit dem vierzehnten März 1906 war er Minister; am fünfundzwanzigsten Oktober des selben Jahres trat er als Kabinettschef an Sarriens Stelle. Mit dem Prestige des Wahlmachers, der den Radikalen einen Triumph verschafft hatte. Immerhin wars ihm nicht leicht, ein halbwegs brauchbares Kollegium zusammenzutrommeln. Als die Reporter ihn fragen, ob er ans Ziel zu kommen hoffe, giebt er die Antwort: „Je suis comme le pneu Michelin: je bois l'obstacle.“ Als er seine Liste fertig hat, bittet er, einige Komplimente für den Tag seines Sturzes aufzusparen. Lange wirds ja nicht dauern, denken die Hörer; aus dem launischen Rebellen, der alle Autorität gehöhnt, mit der stacheligen Gerte seines Witzes gepeitscht hat, wird mit Sechsendsechzig kein Geschäftsführer der Republik. Er fühlt's wohl im Innersten; und zieht drum gar nicht erst in die Amtswohnung. Doch er bändigt die Kammer. Nicht mit dem Pathos der großen Redner: mit der eiskalten Ironie Eines, der in Bedrängniß den nächsten Freund nicht schont. Keiner liebt ihn. Doch die Menagerie des Palais Bourbon zittert vor seinen Hieben. Auch ist er nicht nur Demokrat von der röthesten Farbe und für die Tricolore begeisterter Patriot in einer Person (wir haben den Typus in Deutschland noch nicht), sondern auch Eduards Günstling. Und jeder gute Franzose hofft das Heil von der entente cordiale, die gefährdet schien, als Delcassé, der jüngere Vertrauensmann des King, für ein Weilchen verschwinden mußte. Jetzt ist sie gerettet. Und Marianne spürt endlich wieder eine Faust. Der Winzeraufstand wird mit Gewalt und List niedergerungen; ein Regiment, das den Gehorsam weigert, zur Strafe nach Tunis versetzt; in Marseille werden Bäckergejellen, in Paris Elektricitätarbeiter zu Paaren getrieben; wo ein Fünfchen aufglimmt, müssen Soldaten gegen Kleinbürger und Arbeiter marschiren; und am ersten Maitag gleicht die Hauptstadt einem Feldlager, das des Alarms Rufes harret. Saurès, der große Pathetiker, schäumt; wird aber mit Lauge beschüttet und erstreitet im Kampf gegen diesen



Feind nie einen Sieg. Alle Mittel gelten. Clemenceau hat 1871 gegen den Präliminarfrieden gestimmt und die Hoffnung auf Rache für Sedan nie bestattet. Ihn haben, von Hohenlohe bis auf Radolin, alle deutschen Geschäftsträger als den Bereiter der revanche gefürchtet. Der wird ihnen den Daumen aufs Auge drücken. Sorgt, durch Vertragsabschlüsse mit Spanien, mit Japan für Ruhe am Atlas, in Indochina, auf Madagaskar. Geht dann furchtlos nach Udja, das der algerische Soldat, nach dem langen Zaudern der Pariser, kaum noch zu betreten gehofft hatte. Und lobt munter jeden General, der in der *chaleur communicative* des banquets dem Nachbar Eins ausgewischt hat. Das Deutsche Reich nimmt Alles geduldig hin (und hat Bürger, hat sogar Beamte, die Herrn Clemenceau jetzt Hymnen anstimmen). Die Kollegen und Abgeordneten klagen zwar über wilde Sprünge, über die Inkohärenz im Denken und Handeln ihres Führers und die Sozialisten nähern sich dem Entschluß, gegen dieses Ministerium, in dem die Genossen Briand und Viviani sitzen und das dennoch auf den Straßen der Industriestädte mehr Bürgerblut fließen läßt als je ein Staatscomité des Kapitalismus, in einer Front mit Konservativen und Nationalliberalen Sturm zu laufen. Aber die Diäten werden um zwei Drittel erhöht, die Abgeordneten dürfen fortan fünfzehntausend Francs für die Arbeit eines Parlamentsjahres einstreichen: und bücken sich in gedoppelter Demuth nun unter die Ruthe. Auch endet die Legislaturperiode bald. Und nur Clemenceau darf die Wahlen vorbereiten und als Manager leiten. Das bleibt bis in den Hochsommer der Herzenswunsch der Radikalenpartei.

Und die Angst ihrer Gegner. Die Wahl ist in der Republik frei. Das versteht sich. Aber wenn Clemenceau den Präfekten befiehlt und die Fädchen lenkt, weiß Jeder ungefähr, was zu erwarten ist. Gleichet er nicht von Tag zu Tag mehr dem wüthenden Narren, als den er Edmond About einst dem Studentengelächter preisgab? Seine Verheißungen bleiben unerfüllt. Mit den Sozialreformen, der Einkommensteuer, dem Zolltarif geht es nicht vorwärts. Er hat seine Leute an der Schnur und ist noch in der dunkelsten Stunde der Mehrheit sicher; kann sich aber nicht auf dem Land nützliche Leistung berufen. Knirschend folgen ihm die ins Joch Gezwungenen; und sehen aus einem heiteren, einem nassen Auge, wie sein Nimbus mählich verbleicht. Seit er gesagt und gezeigt hat, daß er immer auf der anderen Seite der Barrikade zu finden sein werde, liebt ihn die Masse nicht mehr. Seit er sich in den Tagen der Balkankrise erinnert hat, daß die Republik im europäischen Orient andere Interessen habe als England und die achtzehn Milliarden französischen Geldes, die in Osteuropa liegen, nicht durch Abenteuer gefährden dürfe, ist er in London nur noch als ein lässiger Diener angeschrieben. Hundert Augen sahen ihn



auf dem Balkon des marienbader Hotels in einem Gespräch mit Eduard, daß einem Streit ähnelte. Chauvins Enkel, der, wenns so weit ist, nicht vom Leder ziehen will und das Friedensbedürfnis seiner humanen Seele betheuert: nicht zu brauchen. Auch erlahmt die Greisenfaust mählich und selbst der ferne Betrachter merkt nun, daß in den staatlichen und in den privaten Betrieben der Republik alle Bande gelockert, gerissen sind. Strike der Postbeamten; morgen vielleicht der Armee, die den Kriegsminister Picquart nur widerwillig erträgt. In der Marine eine lange Reihe skandalöser Mißgriffe. Wird das alte Experimentirland der Menschheit das erste moderne Schreckbild einer Gesellschaftrevolution bieten? In England fürchtet mans; hat sich lange genug daran geärgert, daß die Pariser, von Tardieu bis zu Judet, die militärische Schwachheit der Briten bespötteln, die gegen deutschen Drang unzulängliche Helfer wären, und spricht von Frankreich leise nun als von einem völlig desorganisirten und sozial zerütteten Land. Der Diktator wird unsicher. Opfert den Marineminister Thomson, schifft ihn bei höchstem Seegang aus, eretzt ihn durch einen Mann von dem unbestrittenen Ansehen Picards und gestattet zur selben Stunde dreiunddreißig Abgeordneten, unter dem Vorwand einer Enquete die Schiffe, Geschütze, Marineakten zu beschnobern. Das geht den Großlieferanten, den Kanonen-, Pulver-, Panzerplattenproduzenten über den Spas; und als der Ministerpräsident sich in der Hitze des Gefechtes verleiten läßt, Firmen von Welt-ruf in der Kammer anzugreifen, ahnt der Franzenkennner, daß seine Herrlichkeit nicht lange mehr währen wird. Der *manque d'équilibre*, heißt es, muß enden.

Am vierzehnten Juli fällt, während der Parade in Longchamp, General Picquart vom Pferd. Ein böses Omen? Clemenceau läßt sich nicht einschüchtern; hat flink einen Witz auf der Lippe. Am zwanzigsten Juli wird in der Kammer wieder mal über die Marine-schäden lamentirt. Als auch dieser Sommer überstanden ist, wählt die Regierung die von ihr bestellte Resolution, die nach kurzem Ausdruck vollen Vertrauens den Uebergang zur Tagesordnung empfiehlt. Die Ferien sind nah. Hundert Abgeordnete auf einer Reise durch Norwegen. Die Abstimmungen also nicht so sicher wie sonst. Aber der kleine Delcassé hat den Ministerpräsidenten geärgert; hat an die Thatsache erinnert, daß der Untersuchungsausschuß, dem Clemenceau 1904 vorsah, nichts Wirk-sames erreicht hat. Der Gnom muß gezüchtigt werden. Sofort; darf nicht als Sieger vom Redeturnier heim-schreiten. „Herr Delcassé war damals Minister (neben Pelletan und André, unter deren Leitung das Gift in Flotte und Heer drang). Was hat er denn für die Sicherheit der Landesvertheidigung gethan?“ Delcassé fordert das Wort. „Im März 1885 haben Sie, als eine falsche Depesche die Niederlage bei Langson meldete, dem Ministerpräsidenten zugeschrien:



„Weg mit Ihnen! Wir wollen mit Ihnen nichts mehr zu thun haben!“ Möchten Sie dieses Spiel mit mir wiederholen? Machen Sie sich nicht fruchtlose Mühe! Ich habe zwischen Spanien und Amerika, zwischen Britanien und Rußland vermittelt, mit Spanien, Italien, England Verträge geschlossen; habe uns überall Vertrauen und Freundschaft erworben und brauche das Urtheil über mein Thun nicht zu scheuen. Marineminister war ich nicht. Herr Clemenceau, der ein Vierteljahrhundert lang jedes Ministerium unbarmherzig kritisiert hat, war Ausschußvorsitzender und ist Ministerpräsident: und hat sich in beiden Aemtern der Patriotenpflicht entzogen.“ Rechts, links, in der Mitte lärmt langer Beifall. Der Diktator muß das letzte Wort haben. „Herr Delcassé hat der Republik die schmachlichste Erniedrigung ihres Lebens verschafft. Er wollte den Krieg und mußte doch wissen, daß weder Heer noch Flotte bereit war.“ Sturm. Von allen Seiten heult, pfaucht, prasselt die Wuth auf. Die Getreuesten selbst senken die Köpfe. Ein Kabinettschef, der, um seine Nachsicht zu fühlen, vor dem Ohr der Menschheit sagt, Frankreich sei durch seine Ohnmacht gezwungen worden, erniedernde Schmach wehrlos hinzunehmen: Das ward noch nicht erhört. Rouvier, Bourgeois, Pichon haben feierlich erklärt, die Republik habe den deutschen Konferenzplan angenommen, um ihr Rechtsgefühl und ihr friedliches Wollen zu erweisen. Jetzt vernimmt der Erdball, daß der Gang nach Algésiras vom Bewußtsein der Schwachheit geboten war und als Schande empfunden wurde. Der Mann, dessen Zorn Solches ausplaudern konnte, ist unmöglich. Darf niemals wieder im Namen Frankreichs sprechen. Konservative, Liberale, Sozialdemokraten verbünden sich gegen ihn und lehnen das bestellte Vertrauensvotum ab. Während die blauen Stimmzettel sich in den Körben häufen und die Schlappe der Regierung Gewißheit wird, packt Clemenceau seine Akten zusammen und sagt lächelnd: „Je m'en vais.“ Herr Brisson präsidiert wieder, wie am Schicksalstag Ferrys, der Kammer; und Herr Fallières, der damals neben dem Märtyrer auf der Ministerbank saß, empfängt nun, als Staatsoberhaupt, aus Clemenceaus Hand das Entlassungsgesuch des Kabinetts. „Wars nicht sehr vernünftig, daß ich in meiner Wohnung blieb? Mit dem Regenschirm kam ich ins Ministerium; mit meinem Spazierstock gehe ich. Gar keine Umzugskosten also. Meine Nachfolger mögen an solcher Vorsicht ein Beispiel nehmen.“ Ein letzter Witz: und der Diktator wird wieder Zeitungschreiber. „Meine Mehrheit war unter der Mitternachtsonne.“

Der Gossudar aller Reussen aber findet an der Spitze des Staates, den er als Küstengast besucht, einen wegen öffentlicher Verletzung des Schamgefühles verurtheilten, vom Barreau geächteten Sozialdemokraten, der vor fünf Jahren in allen Aneipen gegen den blutrünstigen Zarismus gedonnert hat.



## Signorelli und Hodler.

Hier in Orvieto, vor den Fresken Signorellis, ist mir Hodler ganz klar geworden. Oder soll ich es umgekehrt sagen? Daß mir Signorelli ganz klar geworden ist, weil ich Hodler kenne? Allerdings giebt es Vieles zu überbrücken. Eine gewisse Helligkeit geht von den Wänden der Cappella Nuova aus, obwohl der Raum schlechtes Licht hat. Sehr klare, einfache Farben stehen an den Wänden, klar, aber in eine unbestimmte Atmosphäre entrückt, die keiner wirklichen Gegend angehört, nichts Bekanntes wachruft und dennoch nichts Fremdes für uns ist: die Atmosphäre des Visionären. Gewaltsame, spannende, zum Theil erschütternde Handlungen gehen vor in dieser Atmosphäre: „Der Sturz des Antichrist“ mit vielen verworrenen Austritten in einem Bild; die Auferstehung des Fleisches, von den Bosaunen des Jüngsten Gerichtes geweckt; die Verdammten in der Hölle, ein Knäuel von Leibern mit fürchterlichen Mord- und Würgeßenen, in aller Furchtbarkeit mehr erstaunlich als überwältigend; Höllensturz und Himmelfahrt; und schließlich die Versammlung der Seligen unter einem goldig punktirten Himmel mit weißen Wolkenbänken, auf denen musizirende Engel sitzen und Kronen den etwas scheinheilig verklärten Seligen aufs Haupt drücken. Der Ausdruck der Verklärung will dem Signorelli nicht so gut gelingen wie dem Beato Angelico, der ein paar Gewölbezwickel in diesem Raum ausgemalt hat; um so besser gelingt ihm der Ausdruck der Gewalt, der Angst, des Schreckens, der Wuth. Am Besten der Ausdruck der Melancholie, gerade Das, was er nicht beabsichtigt hat. Aber wir sind um so dankbarer dafür, wir, die ein seelisches Gleichniß suchen, den Menschen, den Künstler, sein Herz, und von dieser unbewußten Melancholie mehr ergriffen sind als von den Gräueldarstellungen der Hölle. Sie schrecken uns nicht mehr; wir leiden unter einer anderen Noth. Auch Signorellis sinnliche Natur litt anders; er that nur so, als ob . . . Bis auf dieses Unbewußte blieb er unheimlich verschlossen, fanatisch objektiv in der Darstellung dieser Divina Commedia, dieses Doppelgesichtes der Kirche, die Liebe und Vergebung, die höchsten Gnaden verheißt und daneben die grausamste Vergeltung androht. Der Künstler bleibt verschlossen; man soll nicht merken, daß ihm diese Höllenpein und dieses Himmelreich innerlich ganz gleichgiltig ist. Ihn interessiert nur das Sinnliche der Darstellung. Und damit man auch Dieses nicht merke (sonst kriegt ers mit der Rundschau zu thun, mit der Kirche nämlich), spinnt er die Handlung hochdramatisch aus. Spinnt nur aus, berichtet nicht, verinnerlicht nicht, erschafft keine Symbole. Alle hohe Kunst diatet und alle Dichtung drückt sich symbolisch aus. Er bleibt merkwürdig konventionell in diesen Dingen, weit unter Giotto; er spinnt also nur Handlungen aus, inszenirt wie ein Regisseur mit wunderbar wirkungsfilerem



Griff, vereinigt sieben Austritte in einem Freskengemälde nebst Architekturen, Landschaften, Diesseits und Jenseits, vertheilt diese Hypertrophie von Sachen so meisterlich, in Anordnungen, in Unter- und Ueberordnungen, daß Alles klar übersichtlich, plastisch anschaulich und rhythmisch gebunden wie ein wohlgefügtes Drama ausfieht. Symmetrie und Gleichgewicht; Vertikalismus und Horizontalismus; Parallelismus; Reliefwirkung; wundervoll! Alles moderner Doktrinarismus, der hier in die Schule geht. Was heute dem allgemeinen Kunstunverstande die Hauptsache ist: die Konvention, wars damals noch nicht in diesem Sinn. Für Signorelli war die Hauptsache die Sinnlichkeit, Energie der Bewegung, das Dynamische seiner Kraft. Für die Kundschaft, für die Kirche und für die Gläubigen war die Hauptsache die Handlung, die Geschichte von der Belohnung der Gerechten und der Bestrafung der Ungerechten. Die Handlung, in der sich die kirchliche Ideenwelt zur Selbstanschauung bringt, ist so mächtig, so hinreißend dargestellt, daß der Erzeß von Sinnlichkeit, des Künstlers Freude an nackten Gliedern, schönen Muskeln, üppigen Frauenleibern mit großen Brüsten schier unbemerkt hinging, unbemerkt von den Frommen, trotzdem diese schwellende Fleischlichkeit der einzige Träger dieser sich von allem Irdischen abwendenden Handlung ist; oder vielmehr diese ins Ueber sinnliche weisende Handlung nur der Vorwand für die schwelgerische Schaustellung der fleischlichen Ueppigkeit. Ein ungeheurer Schritt für diese Zeit und eine eben so große Kühnheit für diesen Zweck; die nur deshalb nicht gerächt wurde, weil man sie übersah. Was beweist, daß jede Zeit ihre Denkschablone hat. Und damals war eben die Denkschablone eine religiöse Vorstellung von den Vorgängen im Jenseits, eine Vorstellung von so aufregender Gewalt, daß das Sinnliche der vorgeführten Handlung vor dem Seelischen dunkel blieb. Heute hat sichs umgekehrt. Das Seelische bleibt dunkel vor dem Sinnlichen. Damals sah man kaum, daß es gar keine Handlung war. In der That sind es nur prachtvolle Akte, in allen erdenklichen Gruppierungen und Stellungen, Körper von großer Energie der Bewegung, szenarisch außerordentlich wirksam gestellt; aber sie haben nichts mit einander zu thun. Zwar sehe ich den Ausdruck der Angst, der Verzweiflung, der Qual, der Grausamkeit im Einzelnen höchst naturwahr dargestellt, aber als Ganzes bleiben die Schrecken des Inferno nichts als äußerliche Pose; sie ist mit zu großer Objektivität und mit zu geringem innerlichen Antheil geschildert. Selbst die Engel, die auf die Szene herabsehen, bleiben vollkommen theilnahmelos. Ihr Ausdruck ist sanft, ihr Blick geht nach innen; sie thun, als wäre nichts außer ihnen. Auch die Seligen am Ort der seligen Freude mimen nur. Ihre Körper mimen. Aber sonst sind sie nicht dabei. Ihre Verklärung ist nicht echt. Sie sind melancholisch zerstreut. Träumer sind sie, Melancholiker. Die Mystik des Gefühls: da ist ihre wahre Religion. Sie glauben nicht an das Schauspiel, an dem sie theilnehmen. Hierin verräth



sich die Seele des Künstlers wider Willen. In diesem Unbewußten wirkt sie als ein Lebendiges. Darum hat auch die stillste dieser Fresken, „Die Erweckung des Fleisches“, die lauteste Sprache. Die Trauer, die Verwirrung, die Traumverlorenheit der sich aus der Erde erhebenden Körper ist hier ergreifend, überzeugend. Traumverloren sind sie auch in den anderen Bildern, wo sie scheinbar handeln. Aber hier ist es kein Widerspruch. Hier ist es Leben, das Leben einer Vision, das zu dem Vorgang paßt. Trotzdem jeder dieser Auferstandenen mit sich zu thun hat, nur im Schlaf die einstigen Gefährten erkennt, Gruppen mit ihnen bildet, eine Gesellschaft von Nachtwandlern.

Von hier ist ein kleiner Schritt zu Hodler. Ich sehe ihn wie in einem Spiegel. Nie war er mir so gegenwärtig wie hier in Orvieto, vor Signorellis Fresko „Wenn die Toten erwachen“. Was ich seit fünfzehn Jahren von ihm gesehen hatte, grüßt mich hier. Hier und in Monte Oliveto Maggiore, in dem Kreuzgang des einsamen Klosters, wo Signorelli den Freskenzyklus von den Thaten und Wundern des Heiligen Benedikt eröffnet hatte. Die Toten stehen wirklich auf, die Landsknechte, die Mönche, die prachtvollen nackten Leiber mit der Wucht ihrer Muskeln, ihrer Bewegungen, ihrer Sinnlichkeit und ihrer Traumverwunschenheit. Was modern an Signorelli ist, kann man durch Hodler sehen. Was historisch an Signorelli ist, hat keinen Werth für uns. Historisch an ihm ist das religiöse Drama (für ihn selbst eine Nebensache). An Hodler ist nichts historisch, trotzdem er so nah bei Signorelli ist. Und trotz seinen schweizer Geschichtsbildern. Was uns an diesen Bildern so modern erschien, war die drastische Wucht der Bewegung, ganz wie bei Signorelli. Direkte Vergleiche sind möglich. Man muß übertreiben, um zu charakterisiren. Das sinnliche Element, die animalische Kraft, die Energie dieser Muskeln, dieser Bewegungen ist die Hauptsache in diesen schweizer Glasbildern; lauter von Leben strotzende Einzelakte, für den Künstler die Hauptsache. Daß diese kämpfenden, marschirenden, sterbenden Landsknechte schweizer Geschichte machen, ist eine Angelegenheit für die Kinder des Volkes, nicht für den Künstler; eine Handlung, bei der man vergißt, daß es gar keine Handlung ist. Diese Landsknechte mimen wie bei Signorelli, um ihre Muskelpracht zu zeigen; sonst ist aber jeder Einzelne in dem Haufen nur für sich da. Jeder hat mit sich zu thun. Jeder ist für sich eine Hauptsache. Ich sehe lauter prachtvolle Reile. Andere sehen Geschichte: voilà! Mein Gedächtniß, durch Signorelli inspirirt, vergegenwärtigt mir in der Cappella Nuova Alles, was ich von Hodler bisher gesehen habe. Vor fünfzehn Jahren im wiener Künstlerhaus, als noch kein Mensch in Deutschland von dem Künstler Notiz genommen hatte, die „Gymnastie“, schon ganz Signorellis Freskenstil, wie ich heute weiß, von den Kunsthäuslern gar nicht verstanden und gewürdigt, denn das Bild hing miserabel in einem der oberen vernachlässigten Zimmer, während sich in den Hauptsälen die üblichen



prohigen Minderwerthigkeiten breit machten. Aber die „Gurhythmie“ triumphirte: diese fünf Mönche in weißen körperlosen Gewändern, dieser Gleichklang von Schritt und Geberde, diese melancholische Traumversunkenheit jedes Einzelnen, Jeder eine Welt für sich, diese prachtvoll gemalten Altmännerköpfe, deren Brüder, deren leibliche Brüder, zum Verwechseln ähnlich, durch die Fresken Signorellis gehen, in Orvieto, in Monte Oliveto Maggiore.

Das Leben treibt manchmal ein solches Verirrspiel. Sicher: diese Altmännerköpfe haben den Künstler Signorelli-Hodler verlockt, sie waren ihm die Hauptsache; das Andere kam unbewußt dazu, diese Melancholie, diese Mystik, dies Fürsichsein, dieses Visionäre, dieser Tief Sinn, der über das Nichts brütet. Das Gleichniß wiederholt sich später in den „Lebensmüden“, mit dem Unterschied, daß die Mönche auf einer Bank sitzen, so daß man die großartigen Schädel in einer anderen Haltung sieht. Von der Hundstee des Künstlerhauses abgerückt, erscheint einige Jahre später der Künstler als Triumphator der Wiener Sezession, später, wenn auch wesentlich eingeschränkt, in der Eröffnungsausstellung des neuen berliner Sezessionistenhauses. Er selbst ist mitgekommen und wird gefeiert, besonders in Wien, wo man am Besten versteht. Ein Festabend, der vierzehn Tage lang währt. Die sinnliche Natur des Künstlers schwelgt in Johannistrieben. Ein schwerer, ernster Mann, kindisch vor Unzucht in Worten und Geberden. Er ist durchaus elementar, naiv wie ein Kind. Und zugleich philosophisch wie seine Mönche. Er liebt das Fleisch, die Ueppigkeit, alles sinnlich Erregende, aber seine Seele ist eine Klausnerin, nachdenklich, grüblerisch, wie ein stilles Weib, das einsam daheim sitzt und sich abhärmt. Das Zweite Gesicht ist in seinen Bildern. Das, was auch bei Signorelli unbewußt durchschlüpft und die Anziehungskraft eines scheinbaren Widerspruchs erzeugt. Zwar hat Hodler, der nicht auf Bestellung arbeitet, mit Ausnahme der Schweizergeschichte nicht mehr den Vorwand einer Scheinhandlung nöthig. Er malt den Frühling in der Keuschheit der ersten Blumen mit visionären Engeln und knospenhaft unentwickelten Kindlein; er malt den Jüngling, von Frauen bewundert; den Tag, die Nacht, den Morgen, die Liebe, allgemeine Symbole, in denen aber das Symbol, das Dichterische, doch die Nebensache ist. Es liegt nur im Titel. In Wahrheit sind es nackte Körper, Akte in kühnen, drastischen Stellungen, Studien, in eine ungewisse Atmosphäre gestellt, die nichts Bekanntes enthält, aber auch nichts Fremdes, die Atmosphäre des Visionären. In Wahrheit malte er die Freude am Sinnlichen, an der gewaltigen Bewegung, an starken Muskeln, an nackten Leibern. Alle Gleichnisse für diese Werke finden wir in Orvieto, in Signorellis Fresko „Wenn die Toten erwachen“. Auch darin ist die bewußte oder unbewußte Verwandtschaft überraschend, daß sich alle Figuren in den Bildern einsiedlerisch benehmen, jede Gestalt in ihrem eigenen Traum befangen, als wäre sie wirklich



erst von den Toten auferstanden und befände sich nur unbewußt und zufällig in der Gemeinschaft mit den Anderen. Aber diese Gemeinschaft will, bei Hodler wenigstens, doch Etwas ausdrücken, wenn auch etwas Aeußerliches, etwas Aufgezwungenes. Ein Schema will sie ausdrücken. Dieses Gleichmaß links und rechts im Bild, diese vertikalen Accente der Figuren, diese quer durchschneidenden Linien der Landschaft und der Wolken, diese Eurythmie, diese Aufdringlichkeit der Schablone: Das erscheint diesem Künstler als die andere Hauptsache. Symmetrie und Gleichgewicht, Horizontalismus und Vertikalismus, Parallelismus: hier ist das Credo Hodlers, sein System, seine Erfindung. Man kann sie schon bei Signorelli finden, wenn auch gebührend untergeordnet. Die deutschen Kunstdoctrinäre haben diese pfundnerhafte Erkenntniß mit Leidenschaft ergriffen. Sie ist augenblicklich die herrschende Denkschablone geworden. Ihr hat Hodler den Auftrag für die jenenfer Universität zu verdanken; einem Mißverständnis. Hodlers „Ausbruch der jenenfer Studenten“: ein paar junge Leute, die sich aufs Pferd werfen. Einer in der Mitte des Bildes, der sich rasch den Rock anzieht, ein Anderer, der in den Steigbügel tritt, den Tornister festgemacht; Andere schon im Ausbruch. Alles ungestüm in der Bewegung, elementar, fabelhaft lebendig und zugleich ins Schema der Komposition gepreßt, mit der grandiosen Monotonie von Parallelbewegungen in der oberen Bildhälfte, abmarschirende Truppen, Gleichgewicht, Symmetrie, Horizontalismus, Vertikalismus, Parallelismus, Reliefwirkung. Die Doctrinäre erkennen ihre Denkschablone und übersehen die großartige Kühnheit des Künstlers, die nur deshalb nicht gerächt wird, weil sie nicht erkannt worden war. Ein Kunsthistoriker war entrüstet: Einer, der sich den Rock anzieht, — ist Das nicht eine Geschmacklosigkeit? Man muß Kunsthistoriker sein, um Das zu sagen; sonst hat man nicht den Muth zur Lächerlichkeit des Mißverständnisses, daß die Autoritäten ziert. Alles Große und Kühne lebt auch bei Hodler jenseits von diesem Doctrinären; es liegt in seiner Sinnlichkeit, in seinem Visionären, in dem Unbewußtsein des Seelenausdruckes. In der Energie der Bewegung, in der Dynamik der Muskeln, in der Dynamik des Lebens, das diese Alte verkörpern. In seinem Können liegt's. Das ist's, was Hodler neben Signorelli stellt und was Signorelli modern wie Hodler macht. Der Ausdruck des Lebens ist es, nicht die Schablone. Der liebe Herrgott hats trefflich verstanden: er nahm aus Signorelli eine Rippe und machte den Hodler daraus, allerdings erst vierhundert Jahre später; aber sie sind trotzdem gleich jung. Und er gab den Ba-nausen eine Binde vor die Augen, einst den religiösen Wahn, heute den Wahn des Schema F, gab ihnen das übliche Feigenblatt für die prachtvolle Nacktheit und Vermegenheit der Kunst. Sie verehren das Feigenblatt. Wir verehren das Andere. Nicht als Kunstgelahrte, sondern als Liebhaber.

Siena.

Joseph August Zug.





## Gedichte. \*)

## Die heilige Flamme.

Der Regen hielt sich fest in runden Wolken  
 Den ganzen Tag bis hin zur Vesperstunde.  
 Dann plötzlich, wie aus einem Nest heraus,  
 Brach von der See ein wüster Windstoß vor  
 Und Bö auf Bö fällt über Land und Wasser.  
 Und wenn die Böen, auf Minuten nur,  
 Das Meer, den Strand wie Tiger überraschten,  
 Begleitete sie starker Tropfensturz.  
 Als Abendtrösterin froh nicht einmal  
 Die Sonne vor aus ihrem grauen Dickicht.

In solchem Ungewitter, träumte mir,  
 Betrat ich einen ungeheuren Kirchhof.  
 Schon neigte sich der Nachmittag zu Ende.  
 In einer weiten Halle dieses Kirchhofs  
 Stand ich allein, umgeben von viel Menschen,  
 Die Gruppen bildeten, je eine Gruppe  
 Von Klagenden, von Weinenden, des Grames.  
 Nach einer kleinen Weile immer wieder  
 Sprang eine Thür auf und ein strenger Mann  
 Rief einen Namen; und es löste sich  
 Auf seinen Ruf von jenen Gruppen eine  
 Und ging ihm zu, ging mit ihm und verschwand.  
 Der Saal ward niemals leer; von Neuem füllte  
 Ihn fort und fort eintretendes Gedränge.  
 Ich wartete; und mußte lange warten,  
 Bis auch an mich der harte Ruf erscholl.  
 Und ich erhob mich, um ihm nachzuschreiten.

---

\*) Am zweiundzwanzigsten Juli ist Deibel von Viliencron in seinem Altrahlstedt gestorben. Wird er seinem Volke nun leben? Geschrieben wurde genug über ihn; so viel und so Maßloses, daß der ruhige Betrachter oft das Gefühl haben mußte, dieses kräftige, feste Talent werde unsinnig überschätzt. Das Getöse drang aber nicht weit über den Literatenkreis hinaus. Die Volksthümlichkeit, die auch dieses Brachteremplar eines norddeutschen Barons manchmal ersehnen mochte, ward ihm nicht beschieden. Noch nicht. Einzelne seiner besten Stücke sind aber würdig, in den Nationalbesitz aufgenommen zu werden. Bisher wurde allzu viel über den liebenswürdigen Menschen geschwätzt; über den unermüdblichen Kontreipanten allzu viel Anekdotisches vorgebracht, das nicht immer rein wirken konnte. Jetzt zeugt nur das Werk noch für den Schöpfer. Und ein Theil dieses Werkes wird bleiben; nicht so viel freilich, wie die Anbeter wähten. Hier sind zwei Gedichte, die Viliencron für den ersten Jahrgang der „Zukunft“ geliefert hat.



Ich führte (Wunder! War ich nicht allein?)  
 Um Arme eine junge blasse Frau.  
 So traten wir zu Zweien aus dem Raum  
 In einen andern, dessen fahle Flächen  
 Unendlich trostlos unser Herz anstarrten.  
 Inmitten stand auf nacktem Katafalk  
 Ein Sarg, bar aller Kränze, jeder Zier;  
 Nur auf dem schweren Deckel sah ich liegen  
 Ein silbern Sporenpaar; sonst nichts, sonst nichts.  
 Doch! Noch ein Schild entdeckten meine Augen  
 Am Fußquerbrett der Truhe; drauf die Worte:  
 „Lebt wohl, Ihr Kinder, die Ihr mich geliebet,  
 Ihr Freunde, die Ihr mich geehret habet!

Sehr leise tönt, unsichtbar ist die Orgel,  
 Das Spiel der Flöten und der Engelsstimmen.  
 Sechs Männer kamen irgendwo hervor,  
 Sechs langtalarte Träger mit Baretts.  
 Die nahmen nun den Sarg auf ihre Schultern  
 Und feierlich und Schritt vor Schritt gesetzt  
 Zog durch ein Bogenthor der Zug ins freie,  
 Wo unwirthlich das Wetter uns umfuhr.

Die junge blasse Frau an meiner Seite  
 Hing schluchzend, aufgelöst in Schmerz und Weh,  
 An meinem Arm. Ihr langer Trauerschleier  
 Berührte, wenn der Sturm nicht mit ihm spielte,  
 Den Boden fast; tiefschwarz von Haupt zu Fuß,  
 Bis auf den Handschuh, hüllt sie das Gewand.  
 Gleich hinter uns, die Fahne hängen lassend,  
 Mit stier gesenktem Haupte stapft ein Windhund,  
 Ein langbehaartes, braun geflecktes Thier,  
 Um seinen Hals ein blaues Band geschlungen.  
 So folgen wir zu Drein den sechs Talaren.  
 Indessen nun den Spruch ich las:  
 „Lebt wohl, Ihr Kinder, die Ihr mich geliebet,  
 Ihr Freunde, die Ihr mich geehret habet“,  
 Ließ sich die junge blasse Frau von mir,  
 Als hätte sie die Augen fest verschlossen,  
 Als müßte ich sie tragen, vorwärts führen.

Der, dem wir folgten, hatte neunzig Jahre,  
 Treu seinem Gott und seinem Heiland treu,  
 Die Lebensbürde demüthig geschleppt.  
 In seinen Händen hält er eine Rose,  
 Ich seh' sein Antlitz, seine Hafennase,  
 Den Gentleman, den Kavalier, den Ritter.  
 Hab' Dank, hab' Dank für so viel Lieb und Güte!



Der Tod geht um. Links, rechts, von allen Enden,  
 Von überall her, her aus andren Hallen  
 Begegnen Sarg auf Sarg uns, Sarg auf Sarg,  
 Mit Bannern der, mit Blumen, Schleifen der,  
 Der eines Kindes Bett, der eines Greises  
 Und der umflammt eine schöne Braut,  
 Der einen Grafen, einen Diebstmann der,  
 Der Jenen, Diese; und der Diese, Jene.  
 Den Ständen und den Altern ohne Wahl  
 Schien heute hier der letzte Gang beschieden  
 Kein Laut aus Menschenmund flang irgendwo.  
 Nur stumm, in immer gleichgemessnem Tritt,  
 Schritt, kam ein Zug dem andren in die Quere,  
 Ein Wenig wartend, Alles seine Bahn,  
 Bis jede Leiche ihre Stätte fand,

Als die drei Handvoll in die Grube flogen,  
 Erschaute ich ein Nordseeufer plötzlich:  
 Ein schwefelgelber Streifen hing darüber,  
 Lang, schmal; drauf lag ein rabenschwarz Gewölk  
 Und vor der Mitte dieses gelben Streifens  
 Erhob ein offener Tempel seine Säulen.  
 So sah ich ihn: Die schlanken Schäfte unten  
 Scharf durch den schwefelgelben Streifen steigend,  
 Indes sich oben Sims und Kapitäle  
 Vom finstern Himmel dämmerig abzeichnen.  
 Und in dem Tempel lodern jetzt hellhoch  
 Auf einem Scheiterhaufen mächtige Flammen.

Da schrie mit meiner ganzen Stimme ich:  
 „Reißt nur den Sarg, reißt nur den Sarg herauf!  
 Ins Feuer dort, ins Feuer bringt ihn dort!“  
 Doch flehend fiel die junge blasse Frau  
 In mein Gelärme: „Laß, o laß ihn ruhn!“

Ich aber starrte angestrengt hinüber:  
 Verblichen war das gelbe Band, verschwunden;  
 Und in die dunkle Nacht trieb ihre Lohe  
 Die keusche Flamme groß und still empor.

#### Bismarck.

Du Einiger der Schmidt und Schulz,  
 Der Meier und Müller,  
 Wie ein Mastodon  
 Stampfstest Du durch die Welt  
 Königreiche entwurzelnd  
 Und wie Schilf  
 Deine Widersacher niedertretend.



Und wer Alles stellte sich Dir gegenüber;  
 Vom geriebensten Fuchs  
 Bis zum eingeräuchertsten Gewohnheitphilister,  
 Sie Alle forderten:  
 Weg mit ihm!  
 Er stört unseren Mittagschlaf!  
 Er ist ein Revolutionär!  
 Und die Hämischen jubelten unbändig,  
 Wenn sie Dich am Boden glaubten,  
 Und was sie an Gemeinheit im Vorrath hatten,  
 Ließen sie Dich fühlen.  
 Und sie spieen Dir nach.  
 Aber niemals lagst Du am Boden;  
 Denn ihre Machenschaften  
 Durchschautest Du.

So ging durch grimmiges Feindesland,  
 Durch ehrliches und unehrliches,  
 Dein Schritt  
 Und mit Deinen zusammengezogenen Brauen  
 Zwangst Du Deine Gegner  
 Zur Erde.

Viele Jahre  
 Mußtest Du waten  
 Durch den tiefen Sumpf  
 Der Verleumdung.  
 Von den Rändern her  
 Flog Pfeil auf Pfeil Dir zu.  
 Und Du riefst:  
 „Da lach' ich öber!“  
 Bis endlich Dein Stern aufging.  
 Nun brüllten sie Dir Heil:  
 Erst Wenige,  
 Dann wir Alle, die große Hurramasse.

Doch aus dem furchtbaren Kampfe  
 Brachtest Du unheilbare Wunden mit:  
 Verachtung und Menschenhaß,  
 Wie Jeder,  
 Der sich lange hat schlagen müssen,  
 Wenn er war wie Du:  
 Ein Genie!

Detlev von Siliencron.





## Caesarenwahnsinn.\*)

Mach. 11

Den „Caesarenwahnsinn“ könnte man zu den Berufspsychosen zählen, insofern man in ihm eine Psychose der Herrschenden, und zwar nur der Herrschenden zu erblicken hätte, die ihrem Wesen nach durch den caesarischen Beruf entwickelt wurde. Dem Begriffe des Caesarenwahnsinns begegnen wir meines Wissens zuerst bei Champigny, der in seinem Werke „Les Césars“, das im Jahr 1841 in Paris erschien, von einer Manie impériale spricht. Johannes Scherr überschreibt in seinem famosen „Blücher und seine Zeit“, das in den Jahren 1862 und 1863 erschien, ein Kapitel über Napoleon mit „Kaiserswahnsinn“, während Gustav Freytag wohl als der Erste angesehen werden muß, der 1864 in seiner „Verlorenen Handschrift“ in einer eingehenden Schilderung der Bezeichnung und dem Wesen des Caesarenwahnsinns gewissermaßen das Bürgerrecht verlieh. Daß für die Entwicklung eines Charakters nichts gefährlicher ist als unumschränkte Herrschermacht, wo der Einzelne nicht auf die Hilfe seiner Nebenmenschen angewiesen ist und keinerlei Rücksichten auf sie zu nehmen hat, ist leicht verständlich; und der Schade wird um so größer, um so unvermeidlicher sein, als das große Heilmittel der Erziehung gerade hier meist kläglich versagt.

Der Philosoph Carneades von Cyrene und nach ihm Montaigne hatten schon die Bemerkung gemacht, daß die Fürstenöhne, unter deren Verführung sich Alles binsenhast biege und beuge, nur von den Pferden, die sie bestiegen, rücksichtslos abgeworfen würden und daher nur das Reiten gründlich lernten. Selbstverständlich gilt Das nur für jene Zeit. Auch hierin ist gewiß Manches anders und besser geworden; aber nach wie vor wird die Schmeichelei auf die persönliche Anschauung verderblich wirken und zu einem Verluste des Urtheils über Gut und Böse führen, bis endlich der eigene Wunsch jede andere Erwägung unterdrückt, jede Laune Befriedigung erheischt und jeder Widerspruch als eine Kränkung und persönliche Feindseligkeit empfunden wird.

Von da ab wird das Bild des Caesarenwahnsinns eine rasche Entwicklung erfahren und nach der jeweiligen Anlage zu Argwohn und List, zur Heuchelei und Verstellung oder zur brutalsten Aeußerung von Blutdurst und Grausamkeit führen, deren ersten Anstoß meist die eigene Familie auszuhalten hat.

Den Hauptschauplatz dieser Vorgänge hat wohl von je her die unumschränkte Herrschermacht des Orients dargeboten; nirgends aber zeigte diese Krankheit eine gewaltigere Entwicklung als in dem römischen Staate, weil dort die Entfaltung der Menschen in Tugend und Verfehrtheit so gewaltig war, besonders, als Julius Caesar den letzten Rest der alten römischen Einfachheit mit orientalischen Anschauungen und Sitten durchsetzte hatte.

\*) Fragmente aus dem ungemein anregenden und im besten Sinn unterhalten- den Buch „Psychische Grenzzustände“ (Verlag von Friedrich Cohen in Bonn), mit dem Professor Belman, der bonner Ordinarius, nach streng wissenschaftlicher Lebensarbeit sich an die Menge der Gebildeten wendet. Er erzählt ihnen von Hegen und Besessenen, von Mystik und Ekstase, von Franz von Assisi und der Jungfrau von Orleans, von psychischen Volkskrankheiten und sexuellen Abnormitäten. Und meistert die schwere Kunst, auch über komplizierte Zustände so verständlich zu reden, daß jeder Laie gern zuhört.

Einer Professors in einer Sitzung



Zu diesen allgemeinen Ursachen trat noch eine besondere, persönliche. Nach Caesars Tode hatten sich die alten und entarteten Geschlechter der Julier und Claudier mit einander verbunden. Hierdurch wurden die bisher getrennten Schädlichkeiten vereint und auf ihre Nachkommen übertragen, bei denen sich die bis dahin latente Kränklichkeit zur vollen Krankheit entwickelte. Was drei geniale Herrscher (Caesar, Octavianus und Tiberius) mit gewaltiger Kraft aufgerichtet hatten, wurde nun von drei Wahnsinnigen niedergerissen: von Gaius, Claudius, Nero.

Gaius Caesar, den die Soldaten Caligula nannten, des Germanicus (Julier) und der Claudia Sohn, war bei dem Tode seines Großonkels Tiberius fünfundzwanzig Jahre alt. Eine Schwäche der unteren Gliedmaßen hatte er als ein Erbtheil des Augustus überkommen und die Mängel seiner moralischen Veranlagung waren dem scharfen Auge seines Großonkels nicht entgangen. „Ich lasse den Gaius zu seinem und der Anderen Unglück am Leben“: so hatte sich Tiberius über ihn geäußert; „ich erziehe in ihm eine Schlange für das römische Volk und einen Phaeton für die Welt.“ Und Sueton nennt ihn krank an Körper und Geist. Dennoch jauchzt ihm das römische Volk wie einem Erlöser aus schwerer Noth entgegen; und seine ersten Handlungen als Kaiser ließen bessere Tage hoffen. Aber nicht lange: und es war mit dieser Hoffnung vorbei. Caligula konnte den Gedanken, Beherrscher der Erde zu sein, nicht ertragen. Er wurde daran wahnsinnig. Von je her war er ängstlich und allerlei nervösen Störungen unterworfen gewesen. Er litt an Gewitterangst, und wenn er donnern hörte, kroch er in seiner Noth unter das Bett. Das steigerte sich jetzt zum Maßlosen, Ungeheuerlichen. Durch seine Ausschweifungen hatte er sich wenige Monate nach seiner Thronbesteigung eine akute geistige Erkrankung zugezogen und es scheint, als ob er die Verfolgungsideen, die ihn damals beherrschten, nie wieder losgeworden sei. Jedenfalls zeigte er von da an eine Unruhe und Rastlosigkeit und eine Lust am Zerstören ohne Ziel und Zweck, während sich daneben ein komoediantenhafter Zug bemerkbar macht und seine Selbstüberhebung zur Selbstvergötterung ansteigt.

In recht charakteristischer Weise und nicht ohne Humor schildert Das Philo in seinem Bericht über eine Audienz, die er bei dem Caesar hatte.

Die Juden in Alexandria wurden von den heidnischen Bürgern der Stadt in ihren Rechten bedroht und sollten von der Bürgerschaft ausgeschlossen werden. Sie sandten deshalb den Philo mit einer Gesandtschaft nach Rom, die von dem Kaiser gleichzeitig mit ihren Gegnern zu einer Audienz befohlen wurde. Der Schauplatz dieser Audienz war die Villa des Maecenas, deren sämtliche Zimmer der Kaiser sich hatte öffnen lassen. Sobald der Kaiser die Gesandten erblickte, fuhr er auf sie los und schnauzte sie an, weshalb sie ihm keine göttlichen Ehren erwiesen, da er doch ein Gott sei. Ohne eine Antwort abzuwarten, läuft er durch alle Zimmer, Befehle gebend und Anordnungen treffend. Eben so unvermittelt wendet er sich wieder an die athemlos hinter ihm her feuchenden Juden: „Warum eßt Ihr kein Schweinefleisch?“ Und wieder das selbe Abspringen und die selbe tolle Jagd, treppauf, treppab, bis er endlich die Gesandtschaft, ohne daß sie überhaupt zu Wort gekommen ist, mit dem Bescheid entläßt: „Ich sehe ein, sie sind nicht schlecht, sondern unglücklich und dumm, weil sie mich nicht als Gott verehren, der ich doch bin.“ Als Gott nimmt er nach einander die Abzeichen und Namen der sämtlichen großen Götter an. Er unterhält sich im Kapitol mit seinem Bruder Jupiter,



den er gelegentlich auch wohl bedroht: „Töte mich doch, sonst werde ich Dich umbringen,“ und dessen Blitze er während eines Gewitters durch Steine erwiderte, die er durch eine Maschine gegen die Wolken schleudern läßt, während das Rollen des Donners durch dumpfes Brummen nachgeahmt wird.

Sein Wesen findet seinen besten Ausdruck in seinem Ausspruch: „Ich habe das Recht, Alles zu thun, was mir beliebt, und ein Recht über Alle.“ Und in diesem Sinn wenigstens hat er seinem Wort alle Ehre gemacht. Nichts war ihm je so heilig, daß er nicht unter die Füße getreten, nichts so hoch, daß er nicht in den Schmutz gezogen hätte.

... In der Arena ließ er Zuschauer den wilden Thieren vorwerfen. Quästoren und Senatoren wurden gefoltert. Und seinem innersten Empfinden gab er in dem entsetzlichen Wunsche Ausdruck: „Ich wollte, Ihr hättet Alle nur einen Hals!“ Mit diesem Schwelgen in Grausamkeit und Wollust verband sich die unsinnigste Verschwendung. Eins seiner Gelage kostete über zwei Millionen Mark; und in seiner unsinnigen Baulust, seinen schwimmenden Willen und zumal in der Schiffbrücke, die er über den Golf von Bajae nach Puteoli baute, hatte er schon nach Ablauf von zwei Jahren die gewaltige von Tiberius ersparte Summe verschwendet, so daß er sich genöthigt sah, sich nach einer Ergänzung seiner Einkünfte umzusehen. Um die Mittel war der Caesar nicht verlegen. Er führte Steuern aller Art ein, verurtheilte reiche Leute zum Tode, um ihr Vermögen einzuziehen, und verlangte, daß ihm bei allen Testamenten ein Theil der Erbschaft zugesichert werde. Ließ ihn dann ein solcher Erblasser zu lange auf den Antritt des Legates warten, so schickte er ihm wohl Gift, um ihm zu bedeuten, daß er sich beeilen möge, seiner Pflicht nachzukommen. Auf einen anderen Einfall, seine Einnahmen zu vermehren, verfiel er während eines Aufenthaltes in Lyon, wo er in allerhöchster Person alten Plunder aus dem Nachlaß der Caesaren auf den Markt brachte und versteigern ließ, wobei natürlich der historische Werth in Anrechnung kam.

Eines Tages war einer der Anwesenden eingenickt und Caligula bedeutete dem Ausrufer, auf den alten Herrn besonders Acht zu haben und jedes Nicken als eine Zustimmung anzunehmen. Als der unglückliche Schläfer endlich erwachte, befand er sich im Besitz von neun Gladiatoren, wofür er dem Kaiser die Kleinigkeit von zwei Millionen Mark zu bezahlen hatte.

... So lange er nur den Adel verfolgte und seine Opfer unter den Reichen ausgesucht hatte, blieb das Volk stumm; erst als er die Steuerschraube anzog, war es mit der alten Freundschaft vorbei. Noch aber hatte er die Armee auf seiner Seite, und wenn die Soldaten auch über die albernen Possen lachten, die ihnen der Kaiser vorspielte, so ließen sie sich doch die Geschenke gefallen, womit er sie begleitete. Es ist ein weiterer Beweis für seine wahnsinnige Verblendung, daß er sein blindes Wüthen endlich auch gegen die Soldaten richtete. Damit hatte er sein Schicksal beschworen. Verschiedene Verschwörungen entstanden, denen er am vierundzwanzigsten Januar 41 zum Opfer fiel, nachdem er drei Jahre und zehn Monate lang regirt hatte: ein Mensch, den nach Senecas Ausspruch die Natur zur Schande und zum Verderben für das menschliche Geschlecht hergebracht hatte.

Am dreizehnten Oktober 54 bestieg Claudius Nero, siebenzehn Jahre alt, den römischen Kaiserthron, der Sohn der Agrippina, einer Schwester des Caligula, und des Domitius Ahenobarbus, der ihm bei seiner Geburt die Worte mit auf-



den Weg gab: „Von der Agrippina und mir kann nur ein Scheusal kommen, das der Welt zur Geißel wird.“

Und in der That hätte er in der Wahl seiner Eltern vorsichtiger verfahren können, denn der Vater Domitius war ein roher und wüster Geselle, ein Betrüger und Blutschänder, und von der Mutter sagte man, daß sie ihren ersten Gatten vergiftet habe; eine That, deren man sich von ihr, nach ihrem späteren Verhalten zu urtheilen, wohl versehen konnte. Er selber war nach einem Ausspruch Renans ein wahnsinniger Gamin, der sich an dem Beifall der Straßenhese berauschte; nicht gerade der verrückteste noch auch der schlechteste Souverain, den der römische Staat auf seinem Thron gesehen, wohl aber der eitelste und lächerlichste, den ein böses Geschick je an die Spitze der Welt gestellt hatte. Es war eine tolle Zeit, wie sie uns am Besten aus den Schilderungen des Petronius Arbiter in seinem Satyricon entgegentritt, und Nero gab sich ihren Verlockungen im tollsten Uebermuth und mit einer alle Schranken überschäumenden Genußsucht hin.

Noch kümmerten ihn nicht die Regierungsgeschäfte, die er seiner Mutter und seinem Seneca überließ, während er eine Bande gleichgesinnter Wollüstlinge, die „Ritter des Augustus“, um sich versammelte, mit denen er die Nächte durchtobte und die Straßen Roms zum Schauplaze der wüsthsten Orgien machte.

Der Geschmack des Zeitalters war verdreht. Die Kunst des Deklamirens beherrschte Alles und Lebende Bilder waren in der Mode, aber Alles gleich geschmacklos und übertrieben. Und mitten hinein in dieses Chaos von Unverstand und Schrankenlosigkeit drängte sich die Schauspielernatur eines Nero, das tolle Treiben durch noch tolleres Gebaren überbietend, das Maßlose zum Ungeheuerlichen steigend.

Mit seinen Gefühlen spielend, gestaltete er Alles zu Versen, mit deren Vortrag er seine Umgebung Tage lang beglückte. Niemand durfte während dieser Vorträge das Theater verlassen und es kam vor, daß Frauen dort ihre Niederkunft durchmachen mußten. Er selber gönnte sich dabei kaum Zeit zum Essen. Für den Beifall sorgten fünftausend stramme Soldaten, die für eine dreifache Beifallsbezeugung eingeschult waren: den Brummschall, den Hohlziegelschall und den Scherben-schall. Und Weh Dem, der diesen Beifall versagte oder zu lau darin war! Der Tod war ihm gewiß. So ließ Nero einst einen Sänger erdrosseln, der seine Stimme nicht genügend gedämpft und ihn seiner Meinung nach nicht zur gehörigen Geltung hatte kommen lassen. Noch hatte sich sein Thatendrang bis dahin zunächst auf Kaufhändler beschränkt und er war als Maler, Sänger, Versemacher, als Wagenlenker und in allen Arten von Sport und Jagd eigentlich nur seinen Intimen gefährlich geworden. Das wurde nach dem Tode seiner Mutter anders. Schon lange war ihm Agrippina durch ihr Einmischen in seine und des Staates Angelegenheiten lästig geworden. Jetzt wurde sie unerträglich und er beschloß ihren Untergang. Ein Versuch, sie durch ein zerfallendes Schiff in Bajae zu ertränken, mißlang; und rasch entschlossen läßt er sie noch in der selben Nacht ermorden.

Um diese Zeit scheint eine psychische Erkrankung eingesetzt und ihn bis zu seinem Tode nicht mehr verlassen zu haben; wenigstens lassen sich von nun Perioden der Erregung nachweisen, die mit Zeiten einer mehr melancholischen Verstimmung abwechseln, in denen er seine tote Mutter sah und sich, von innerer Angst gequält, rastlos umhertrieb. In den Zeiten der Erregung schleppte er alle Kunstgegenstände zusammen, deren er habhaft werden konnte, und errichtete Paläste von



fabelhafter Pracht und Ausdehnung. Sie strotzten von Marmor und Edelgestein, von Perlmutter und Gold, und den Fußboden bedeckten babylonische Teppiche, die er bis zu sechshunderttausend Mark das Stück bezahlte. Die Wände eines Zimmers waren ganz aus Perlen hergestellt. Jetzt, meinte er, fange er an, wie ein Mensch zu wohnen. Alles war von Gold und edlen Gesteinen, die Hufe seiner Maulthiere waren von Gold und in seinem Gefolge waren stets mindestens tausend Wagen. Tacitus giebt die Summe, die er für die Prätorianer, Romoedianten und Freigelassenen ausgab, auf 330 000 000 Mark an; was er für seine Bauten verbrauchte, war unendlich viel mehr. In dieser unsinnigen Verschwendung rannen ihm die Millionen nur so durch die Hände; und dabei hatte er nicht, wie Caligula, einen ererbten Schatz zu seiner Verfügung.

Trotzdem träumte er von noch Höherem, noch Unerhörterem; denn: „bis zu mir hat Niemand gewußt, was Alles einem Herrscher erlaubt ist.“

Ob er den Brand Roms im Jahr 64, wobei von den vierzehn Regionen der Stadt nur vier verschont blieben, wirklich veranlaßt hat, ist nicht erwiesen, daß er dazu gesungen, wohl eine Legende. Nun wußte, daß er sich mit Bauplänen trug und an die Stelle des alten ein neronisches Rom setzen wollte, und man kannte ihn gut genug, um ihm Solches zuzutrauen. Sicherlich war er nicht der Mann, um vor einem Frevel zurückzuschrecken, wenn es sich darum handeln würde, sich auf dem Wege der Brandstiftung billige Baupläze zu verschaffen.

... Allmählich steigerte sich der Größenwahn des Kaisers immer mehr. Daß er von seiner Kunst leben könne, war seine Ueberzeugung. Ganz Italien hatte dem göttlichen Sänger in Bewunderung zu Füßen gelegen und ihm zugejauchzt. Nun beschloß er, die Griechen mit seiner Kunst zu beglücken, da nur die Griechen seiner und seiner Anstrengung werth seien.

Ueberhalb Jahre durchzog er im Triumph das Land und sein Gefolge war ein ganzes Herr. Im Triumph kehrt er nach Italien zurück. Vor ihm her schreiten 1808 Herolde, welche die in Griechenland erworbenen Kronen und Kränze vor ihm hertragen und laut die Namen der Orte und der Sänger verkünden, wo und über die er gesiegt hatte. In Rom riß man die Mauern des Circus Maximus nieder, um ihn einzulassen, und die 1808 Siegestrophäen wurden dort zu seinen Füßen hinlegt. Inzwischen tobte in Gallien der Aufstand des Vindex und unter den Soldaten begann es sich zu regen. Aus dieser Zeit besitzen wir genaue Mittheilungen; und nie tritt uns die Romoediantennatur des Caesar greller und unverhüllter entgegen als in diesen letzten Tagen. Bald will er in feigem Verzagen entfliehen, bald seine Feinde mit seinen Liedern und seiner Stimme besiegen. Er komponirt die Siegeslieder und trägt sie den Wenigen vor, die noch an seiner Seite stehen; er jammert, daß man einen so beschäftigten Mann in dieser Weise störe, und er tröstet sich mit dem Wort, daß noch nie ein Fürst ein so großes Reich verloren habe. Nach grellem Umschwung der Stimmung bedroht er dann den Senat mit dem Untergang, ganz Rom mit Brand und Mord.

Am achten Juni 68 rufen die Prätorianer den Galba zum Kaiser aus und Nero plant, wie er in Trauerkleidern das Volk anreden und seine ganze schauspielersche Kraft aufbieten will, um die Masse zu seinen Gunsten umzustimmen. Aber während er noch seine Rede aufschreibt, findet er sich in der Nacht allein und seinen Palast von Wachen entblößt. Diesmal bleibt ihm nur die Flucht; und er



flieht verkleidet in die Villa des Phaon, wo er sich im Gehölz versteckt. Auch jetzt noch, in der Todesnoth, überwiegt der Komödiant. Er ergeht sich in klassischen Citaten und rhetorischen Wendungen. In der Situation sieht er nur das Drama; und merkt, daß er das Drama diesmal auf eigene Rechnung spielt.

So citirt er aus dem „Oedipus“: „Meine Gattin, meine Mutter und mein Vater sprechen mein Todesurtheil aus“; und wenn er sein Los beklagt, so thut er's mit den Worten: „Welch ein Künstler geht mit mir zu Grunde!“ Da hört er das Pferdegetrappel der nahenden Verfolger, und während er den vergeblichen Versuch macht, sich mit dem Dolch zu erstechen, spricht er die Verse der Ilias: „Der Schritt schwerer Kasse schlägt an mein Ohr“, bis ihm sein Begleiter den Dolch in die Kehle stößt. Nach fast vierzehnjähriger Regierung stirbt er so.

Mit Nero endet die Familie der Julier; das Geschlecht der Caesaren verschwindet von der Erde. Der Born war erschöpft, der Baum trägt keine Früchte mehr und die entartete Rasse findet ihr Ende in Mord und Streit. Nero hatte zu gründlich für den Untergang seiner Familie gesorgt: vierundzwanzig Mitglieder einem gewaltsamen Tode überliefert. Der Caesarenwahnsinn aber lebt fort.

Der Sohn des großen Marc Aurel, Commodus, war trotz der sorgfältigsten Erziehung nichts weiter als ein wildes Thier mit Caesarengewalt; und Heliogabalus übertrug die Verfehrtheiten des Ostens, die dort im Harem verborgen blieben, auf die offene Straße. Dieser Typus eines Entarteten, dessen Büsten geradezu eine Musterkarte von Entartungszeichen darbieten, war mit vierzehn Jahren der Herr der Welt. Für einen römischen Kaiser seiner Zeit bedurfte es keiner besonderen Sehergabe, um sein Schicksal vorauszusehen, und so klug war Heliogabalus auch, um zu wissen, daß ihm ein gewaltsamer Tod beschieden sei. Aber er wollte von seinem Tode, daß er groß und kostbar sei, und so ließ er goldene Stricke und Schwerter anfertigen, parfümirte Gifte bereiten und errichtete einen kostbaren Thurm, um sich von dort herabzustürzen.

Ich übergehe die Tyrannen des Mittelalters, die Malatesta und Sforza, obwohl sich aus ihnen manch prächtiges Beispiel herausnehmen ließe, um bei Jwan dem Schrecklichen, dem grausen moskowiter Zaren (1530 bis 1584), zu verweilen.

Es war eine rauhe, eine mitleidlose Zeit und Rußland damals noch ein durchaus barbarisches Land. Von dem Vater Jwans wird berichtet, daß er in hohem Grade reizbar und fast nie im psychischen Gleichgewicht war. Ein Bruder Jwans war imbezill und mehrere seiner Kinder epileptisch. Nach dem frühen Tod seines Vaters wurde er von seiner Mutter Helena erzogen; ob diese Erziehung besonders dazu angethan war, die vom Vater ererbte psychische Anlage in gesündere Bahnen zu leiten, möchte ich bezweifeln, da Helena drei Oheime ermorden ließ. Sie selbst wurde von den Bojaren ermordet, als Jwan sieben Jahre alt war, und wenn die Uneinigkeit der Mörder sie auch davon abhielt, dem jungen Zaren das selbe Schicksal zu bereiten, so thaten sie doch Alles, um ihn systematisch zu Grunde zu richten. Sie ermordeten seine Günstlinge und er selbst hat Jahre lang in Todesgefahr und Noth geschwebt. Trotzdem waren die ersten Jahre seiner Regierung erträglich, bis er sich allmählich zu einem Leviathan von Grausamkeit und Blutgier auswuchs, unter dem Rußland unsagbares Leid erduldete.

Zuerst wandte sich sein Grimm gegen die Bojaren, an denen er blutige Rache nahm und die er wie wilde Thiere zu Tode hegte. Ueberall hatte er seine Spione



und ihm wurde jedes Wort hinterbracht, das gegen ihn geäußert wurde. Weh dann dem Unvorsichtigen! Niemand war mehr seines Lebens sicher. Einem Bojaren, der sich vor dem auf dem Thron sitzenden Zaren verbeugt, schneidet er das Ohr ab, einem anderen, der sich ihm mit einer Bitte naht, durchbohrt er mit seinem eisenbeschlagenen Stabe den Fuß: und Beide dürfen keine Miene verziehen und müssen sich bei dem Zaren noch für die ihnen erwiesene Gnade bedanken. Bei seinen Festen reitet er mit seinem Gefolge über das auf der Erde hingestreckte Volk hinweg und läßt Hunderte von Gefangenen hinschlachten. Frauen und Kinder werden auf seinen Befehl vor seinen Augen ermordet. Sein ganzes Leben ist eine ununterbrochene Folge von Grausamkeit und Mord.

Schon lange war ihm die Thätigkeit der Hansa und ihre blühende Niederlassung in Naugart (Nowgorod) ein Dorn im Auge und er suchte nur nach einem Vorwande, um sie zu zerstören. Ihm genügte daher die durch nichts verbürgte Anzeige eines Landstreichers, daß Naugart Verrath beabsichtige, um mit seinem Heerbann gegen die Stadt zu ziehen und sie dem Erdboden gleich zu machen (1570). An 60 000 Einwohner fanden dabei ihr Ende; jeden Tag ließ er Hunderte verbrennen, pfählen und ertränken. In den späteren Jahren seiner Regierung steigerte sich dieses Wüthen zur völligen Raserei. In einem solchen Anfall ist er dann auch gestorben, nachdem er noch unmittelbar vorher die Hinrichtung der Sterndeuter befohlen, die seinen Tod vorhergesagt hatten.

Sein schwachsinziger Sohn Feodor, von Boris Godunow beherrscht, stirbt ohne Erben und seinen zweiten Sohn, Demetrius, hatte er in einem seiner Wuthanfälle mit eigener Hand erschlagen, als der Knabe zehn Jahre alt war. Da dieser Demetrius epileptisch war und die grausame Natur seines Vaters geerbt hatte (das Hauptvergnügen des Knaben bestand in dem Quälen und Töten von Thieren, von Hühnern und Tauben), war sein Tod an sich kein großer Verlust.

Zweihundert Jahre später spielte sich in Rußland ein ähnliches Drama ab; richtiger: eine Parikatur dieses Dramas, da Ivan bei allem Gräßlichen doch ein großartiges Scheusal gewesen ist, während man in Paul dem Ersten im Grunde kaum etwas Anderes als einen albernen Narren erblicken kann.

Ein Urenkel Peters des Großen und der häßlichste Mann seines Reiches, bestieg der damals zweiundvierzigjährige Sohn der Kaiserin Katharina nach dem Ableben seiner Mutter den russischen Kaiserthron. Daß der Kaiserin Katharina durch die Art, wie sie ihren Sohn erziehen und von ihren Günstlingen mißhandeln ließ, an dessen Charaktereigenschaften, die sich später auf eine so unheilvolle Art entwickelten, eine gewisse Schuld beigemessen werden muß, ist unbestreitbar. Eben so wenig kann man auch Peter den Großen von der Schuld, seinen Sohn Alexej schlecht erzogen zu haben, freisprechen. Aber es darf auch nicht unbeachtet gelassen werden, daß gewisse Naturanlagen, geistige und moralische Defekte, vorhanden gewesen sein müssen, die den despotischen, rachsüchtigen und störrischen Charakter Pauls (wenn auch nicht entschuldigen, so doch) einigermaßen begreiflich machen. „Die despotischen Muren Pauls trugen schon in der ersten Zeit seiner Regierung den Stempel des Caesarenwahnsinns, der sich alsbald maßlos steigern sollte“, sagt Turgenjew in seinen Aufzeichnungen. „Schon während der letzten Stunden, als Katharina mit dem Tode rang, hegten Alle die Besorgniß, daß man einer Zeit entgegengehe, da Niemand werde frei athmen können. Die erste Heldenthat der



neuen Regierung war ein erbitterter, schonungsloser Kampf gegen die schlimmsten Feinde des russischen Staats: die runden Hüte, die Fracks und Westen. Zweihundert Polizeisoldaten und Dragoner rannten in den Straßen umher und rissen allen Vorübergehenden die runden Hüte ab, den Fracks wurden die Ärmel abgeschnitten, die Westen in Stücke zerrissen. Wer sich wehrte, wurde mit Faust- und Stockschlägen mißhandelt. Den Schergen war ausdrücklich eingeschärft worden, rücksichtslos vorzugehen. Am ersten Tage seiner Regierung ritt Paul an einem hölzernen Theater vorüber, das Katharina hatte erbauen lassen. Er befahl, es niederzureißen, und wenige Stunden später war von dem großen Gebäude keine Spur mehr zu erblicken“. Dieser Vorgang, sagt Turgenjew, gab mir Gelegenheit, zu erkennen, wie weit sich die Macht der russischen Regierung erstreckte. Die Fälle von Verbannung vom Hof, aus der Hauptstadt, über die Grenze nach Sibirien wurden so häufig, daß man schließlich kaum noch darauf achtete. Dem Russischen Gesandten in London wurde der Befehl ertheilt, keinem nach Rußland reisenden Ausländer einen Paß zu geben. Buturlin berichtet, starr vor Entsetzen, alle Einfuhr ausländischer Bücher sei verboten worden. Bekannt ist, daß Rozebue, in der Absicht, Verwandte in Estland zu besuchen, unterwegs aufgegriffen und nach Sibirien geschleppt wurde. Nach seiner Begnadigung erfuhr er, es sei geschehen, weil er Schriftsteller sei.

Während seiner ganzen Regierungszeit, die vier Jahre und vier Monate währte, schuf Paul nichts Wesentliches; seine Hauptthätigkeit bestand in der Vernichtung oder Verunstaltung alles Dessen, was seine Mutter geschaffen hatte. Pauls Regierungszeit zeichnete sich auch dadurch aus, daß er nicht nur alle Günstlinge seiner Mutter, sondern auch alle verdienstvollen Mitarbeiter an den Reformen und Großthaten der nordischen Semiramis mit seinem unverhüllten Haß beehrte und sie seine Animosität rückhaltlos fühlen ließ. Ein Schilderer dieser schrecklichen paulinischen Regierungszeit sagt: „Mit Entsetzen sah die russische Aristokratie, daß der Kaiser seinen Ausspruch: ‚On n'est grand seigneur en Russie, que quand on me parle et pendant qu'on me parle‘ buchstäblich in Ausführung brachte, daß er unterschiedlos Alles niedertrat, was ihm in den Weg kam, und alle bisherigen Gewohnheiten so vollständig auf den Kopf stellte, daß schließlich nur noch Diejenigen sich einer gewissen Sicherheit an Freiheit und Leben erfreuten, die ihre Tage außerhalb des Glanzes der Hofsonne verbrachten und zu unbedeutend waren, um bemerkt zu werden. Wer gestern die Spitze der Leiter erklimmen hatte, wurde heute in ein bodenloses Nichts zurückgeschleudert und war froh, wenn er einen anderen Weg als den in die bekannte große Landschaft jenseits vom Ural antreten durfte. Schweigend packten die großen Herren ihre Koffer, in aller Stille ließen sie vor ihre Karossen Bauernpferde spannen, um so unbemerkt in die Einsamkeit ihrer Landgüter zu verschwinden und ihre Tage in Müßiggang zu verbringen.“

Die höchsten Stellen erhielten Leute, die kaum lesen konnten, ganz ungebildet waren und nie Gelegenheit gehabt hatten, irgendetwas das Gemeinwohl Fördernde zu sehen; sie kannten nur Gatschina und die dortigen Kasernen; sie hatten nichts Anderes gethan, als auf dem Paradeplatz exerzirt, nichts Anderes gehört als die Trommel und die Signalpfeife.

Der Lafai Kleinmichel wurde beauftragt, Feldmarschälle in der Kriegskunst zu unterrichten. Sechs oder sieben damals in Petersburg lebende Feldmarschälle saßen an dem Tisch unter dem Vorsitz des ehemaligen Lafaien, der den in vielen



Feldzügen ergrauten Heerführern in gebrochenem Russisch seine „Taktik“ beibrachte. Paul gefiel sich in werthlosem Garnisondienst, wobei die Soldaten wegen geringfügiger Versehen totgeprügelt wurden, in Wachtparaden, in den kleinen Kunstgriffen der Kaserne, in Soldatenspielen, in lauter abgeschmackten Neußerlichkeiten des Militärwesens. Der Schwedische Gesandte schrieb seinem Könige: „Paul pflegt die Offiziere fortzujagen, als habe er mit Lafaien zu thun. Der letzte Rest von esprit de corps geht bei diesem Stande dadurch verloren. Wer Ehrgefühl hat, wird den Hof und die Armee fliehen. Jede allzu große Spannung, wie die gegenwärtige, muß eine Erschlaffung zur Folge haben.“ Esablukow, ein russischer General, berichtet in seinen Memoiren: „Alles, was an point d'honneur in dem Offiziercorps unter Katharina vorhanden war, stand auf dem Spiele. Die Strafen wurden so häufig, daß sie alle Wirkung verfehlten. Alle Polizeihäuser und Wachtstuben waren überfüllt.“ Und Turgenejew meldet: „Jeden Morgen gingen Alle, vom General bis zum Fähnrich herab, zur Wachtparade wie zum Blutgerüst. Niemand wußte, welches Schicksal ihn dort ereilen werde.“ Nach Turgenejew's Angaben hat Paul zwölftausend Offiziere und Beamte nach Sibirien geschickt.

In den vier Jahren seiner Regierung hat er eine Unmasse von Ukasen erlassen, in denen sich das Groteske mit der äußersten Tyrannei verband, und die innere wie die auswärtige Politik spiegelt in ihrer dilettantenhaften und überstürzten Form seine augenblicklichen Launen und Anwandlungen wider. So hatte seine ganze bisherige Aufgabe darin bestanden, gegen die in Frankreich herrschende revolutionäre Staatslehre anzukämpfen, und er hatte deshalb den Walzer, französische Kostüme und Bücher, sogar das Aussprechen der Worte Patrie und Citoyen im ganzen Umfange des russischen Reiches verboten. Daß er in Napoleon den Vertreter dieser Ideen sah und als solchen haßte, verstand sich von selbst. Der große Korse aber war ein Menschenkenner und seinem Scharfblick blieb Paul kein Räthsel. Er wußte, daß er sich seiner bemächtigen könne, wenn er ihn mit Schmeicheleien und Huldigungen umgebe; und Paul ging leicht in die Falle. Der Erste Konsul sandte ihm einige Tausend Gefangene, neu gekleidet und gerüstet, ohne Lösegeld oder Auswechselung zurück, schenkte ihm den Degen des berühmten malteser Großmeisters L'Isle-Adam und bot ihm die Anerkennung als Großmeister und den Besitz von Malta in dem Augenblick an, wo die Briten diese Insel bald ausgehungert hatten. Paul gewann an Bonaparte Geschmack, sein bisheriger Widerwille schlug in volle Bewunderung um, der Genius des Bändigers der Revolution blendete den Legitimisten. Paul erblickte in Bonaparte den größten Mann der Zeit, in dem Gebieter Frankreichs den künftigen Zaren von Westeuropa. Im strengsten Winter (Januar 1801) jagte Paul die Bourbonen aus dem Reich, pries Bonaparte als seinen Freund, umgab sich mit seinen Bildern und feierte ihn maßlos; mancher Emigrant wurde ausgewiesen. Diese und unzählige andere Narrheiten und Brutalitäten, vor denen selbst die nächsten Familienmitglieder, die eigene Frau und Kinder, nicht sicher waren, reiften schließlich den Gedanken, daß diesem unheilvollen Treiben ein Ende gemacht werden müsse. Paul wurde in der Nacht des dreißigsten März 1801 von Verschworenen überfallen und erdroßelt.

... Mit diesem Narren auf dem Thron Ludwig den Zweiten von Bayern in eine Parallele stellen, hieße, Diesem bitteres Unrecht anthun; und doch gehört er hierher. Er ist ein Beweis dafür, daß es selbst in einem konstitutionellem Staat



zur Ausbildung eines Caesarenwahnsinns kommen kann. Allerdings sind hier die Vorbedingungen nicht so leicht gegeben wie bei der absoluten Selbstherrschaft und die gewaltige Entwicklung, wie wir sie bei den Caesaren gesehen haben, werden wir hier nicht mehr finden. Was sie ungehindert in die That umsetzen konnten, Mord und Verwüstung, Das blieb hier in der Phantasie und mußte sich in den Träumereien des Tagebuches verstecken. Das milieu social ist ein anderes geworden und wir werden daher die individuelle Veranlagung höher bewerthen müssen.

In der Familie der Wittelsbacher war von Alters her der Kunstsinne erblich. Schon Gustav Adolf hatte 1632 bei seinem Einzug in München gefragt, wer der Baumeister sei, der alle die schönen Gebäude errichtet habe, da er ihn gern nach Schweden senden würde; und die Verdienste des Ersten Ludwig um die Verschönerung seiner Hauptstadt sind bekannt. Aber neben der künstlerischen Begabung hatte der junge König einige andere, weniger günstige Eigenschaften mit auf den Weg bekommen; und schon früh zeigte er sich excentrisch und leicht verleglich. Bismarck, der ihn 1863, also in seinem achtzehnten Jahr sah, sagt darüber in seinen „Gedanken und Erinnerungen“: „Bei den regelmäßigen Mahlzeiten, die wir während des Aufenthaltes in Nymphenburg einnahmen, war der Kronprinz, später Ludwig II., der seiner Mutter gegenüber saß, mein Nachbar. Ich hatte den Eindruck, daß er mit seinen Gedanken nicht bei der Tafel war und sich nur ab und zu seiner Absicht erinnerte, mit mir eine Unterhaltung zu führen, die aus dem Gebiet der üblichen Hofgespräche nicht herausging. Gleichwohl glaubte ich in Dem, was er sagte, eine begabte Lebhaftigkeit und einen von seiner Zukunft erfüllten Sinn zu erkennen. In den Pausen des Gespräches blickte er über seine Frau Mutter hinweg an die Decke und leerte ab und zu hastig sein Champagnerglas, dessen Füllung, wie ich annehme, auf mütterlichen Befehl verlangsamt wurde, so daß der Prinz mehrmals sein leeres Glas rückwärts über die Schulter hielt, wo es zögernd wieder gefüllt wurde. Er hat weder damals noch später die Mäßigkeit im Trinken überschritten, ich hatte jedoch das Gefühl, daß die Umgebung ihn langweile und er den von ihr unabhängigen Richtungen seiner Phantasie durch den Champagner zu Hilfe kam. Der Eindruck, den er mir machte, war ein sympathischer, obwohl ich mir mit einiger Verdrießlichkeit sagen mußte, daß mein Bestreben, ihn als Tischnachbar angenehm zu unterhalten, unfruchtbar blieb. Es war das einzige Mal, daß ich den König von Angesicht gesehen habe.“

Diese Mittheilung des großen Kanzlers ist von um so höherem Interesse, als uns aus der Zeit vor der Thronbesteigung wenig Zuberlässiges bekannt ist. Wohl aber wissen wir, daß die Erziehung nicht dazu angethan war, die angeborene krankhafte Veranlagung des Prinzen in gesunde Bahnen zu leiten. Sie war außergewöhnlich streng und die königlichen Prinzen wurden zumal im Punkte des Taschengeldes so kurz gehalten (eine Mark die Woche), daß der jüngere Prinz, der jetzige König Otto, sich ernstlich mit dem Gedanken trug, sich einen Vorderzahn ausziehen zu lassen, da er davon gehört hatte, daß er dafür zehn Gulden erhalten könne. Diese unangebrachte Strenge von oben wurde reichlich durch Schmeichelei von unten aufgewogen und das gekränkte Selbstgefühl der jungen Prinzen durch die übertriebenen Lobpreisungen des Dienstpersonals gefördert und befestigt.

Mit neunzehn Jahren wurde Ludwig König (1864): und bald trat die unglückselige Abgeschlossenheit ein, die ihn dem Verständniß seiner Unterthanen ente-



fremden mußte. Je weniger er sich mit der Regierung befaßte, um so eifriger hing er seinen romantischen Neigungen und seinem Kunstsinne nach.

Nur Wenigen war es vergönnt, mit dem jungen Herrscher zu verkehren, und von diesen Wenigen hat der Eine oder der Andere einen für die Entwicklung des Königs geradezu unheilvollen Einfluß geübt. Das soll in erster Linie für Richard Wagner gelten, und als man den widerstrebenden König im Jahr 1865 zu dessen Entlassung zwang, empfand er diesen Zwang als eine schwere Beleidigung, die er nie verwunden hat. Er schloß sich seitdem noch mehr von der Außenwelt ab, um sich ganz in seine romantischen Träumereien zu versenken.

Aus jener Zeit drangen hin und wieder wunderliche Mären nach außen: wie sich der König in seinem Schlafzimmer einen Mond anbringen ließ, dessen Schein ihm den erwünschten Schlaf verschaffen sollte, und wie er bei Nacht und unter Fackelbeleuchtung im Schlitten durch die schneebedeckten Wälder fuhr, um sich nach einem seiner einsam gelegenen Schlösser zu begeben. Er hatte auf dem Dach seines Schlosses in München einen See anlegen lassen, in dem er in einem von einem Schwan gezogenen Rahn einsam als Lohengrin umherfuhr. Da ihm die Farbe des Wassers nicht genügte, ließ er die mangelnde natürliche Bläue durch Kupfervitriol ersetzen und den fehlenden Wellenschlag durch ein Mühlenrad hervorbringen. Aber eines Tages warfen die Wellen den Rahn um und der König fiel ins Wasser. Bald danach hatte die Schwefelsäure den Zinkboden des Sees durchfressen und das Wasser ergoß sich in die untenliegenden Gemächer.

Dann wandte sich Ludwigs Neigung der Baukunst zu; und nun entstanden jene wunderbaren Königsschlösser, Zeichen seines hoch entwickelten Kunstsinns, zugleich aber auch seiner maßlosen Verschwendung. Auf diesen Schlössern konnte er seinem Hang nach Vereinsamung nach Herzenslust nachgehen. Er nimmt seine Mahlzeiten an einem Tisch ein, der aus der Tiefe hervorsteigt und jede Bedienung überflüssig macht. Im Theater darf außer ihm kein anderer Mensch der Vorstellung beiwohnen und die Schauspieler müssen vor dem leeren Haus spielen; ob hinter den geschlossenen Vorhängen der Königsloge der König zugegen ist oder nicht, wissen sie nicht. Dabei bewegen sich die von ihm befohlenen Stücke zunächst in der Zeit Ludwigs des Vierzehnten, dessen Person und absolutische Richtung seine Bewunderung erregte. Später wendet er sein Gefallen mehr den Blutdramen zu. Im Juli 1870 schreibt der preußische Kronprinz Friedrich in sein Tagebuch: „König Ludwig ist merkwürdig verändert, nervös in seinen Reden, wartet keine Antwort ab, fragt nach den entlegensten Dingen.“ In dieser Einsamkeit und nur den eigenen Gedanken und Neigungen ohne jedes Gegengewicht hingegeben, mußte sich die angeborene krankhafte Anlage des Königs zur vollen Krankheit entfalten. Wann seine eigentliche Geisteskrankheit angefangen hat, ist schwer zu bestimmen. In wachsender Menschenjehue war er schließlich nur von Dienern umgeben; und auch sie durften ihm zuletzt nur in Masken nahen. Der Kammerdiener Mayer berichtet, daß er ein Jahr lang nur in einer schwarzen Maske serviren durfte, weil der König, wie er sich ausdrückte, sein Verbrechergesicht nicht sehen wollte. Sein letzter Cabinetssekretär, Schneider, hat ihn nie gesehen. Er antwortete ihm bei den seltenen Vorträgen hinter einem Vorhang und später nur noch durch einen Diener.

Aus seinen eigenen Aufzeichnungen, die man nach seinem Tode fand und dem Staatsarchiv übergeben hat, geht deutlich hervor, daß er ein völliges Traum-



leben, und zwar schon seit Jahren, führte. Seine ungezügelte Phantasie spiegelte ihm die wunderlichsten Bilder vor, die sich bei ihm zur Wirklichkeit gestalteten und nach Art von Fieberphantasien zu völligen Romanen ausgesponnen wurden. So verurtheilt er seine Minister und andere ihm mißliebige Personen zum Tode. Er ließ diese Urtheile vollziehen und malte die verschiedenen Todesarten ausführlich aus. Eine besondere Abneigung hegte er gegen den späteren Kaiser Friedrich und ihm ist ein großer Theil des Tagebuches gewidmet. Nach dem Vorbilde des Monte Christo hatte er den Kronprinzen in Italien durch Banditen aufheben und in eine Höhle einsperren lassen, wo er einem langsamen Tode durch Verhungern geweiht war. Zur Erhöhung seiner Leiden befiehlt er, ihm die Zähne einzeln ausziehen, und er läßt sich täglich über die Ausführung seiner Befehle und über das Verhalten des Gefangenen berichten, während er aus den Zeitungen wissen konnte, daß der Kronprinz in München sei, wo er die bayerische Armee inspizirte.

Um der immer näher drohenden Geldnoth zu entgehen, organisirte er Banden, welche die großen Banken berauben sollten, und er plant, sein Land zu verkaufen. Diese Absicht und der Wunsch, sich auf einer Insel ein Reich zu gründen, wo nichts seinen absolutistischen Neigungen entgegensteht, kein Minister und kein Parlament seine Pläne stören könnte, veranlaßte ihn, Franz von Löhner auf die Suche nach einer solchen Insel auszusenden. Daß Franz von Löhner diesem Auftrage gefolgt ist, hat man ihm vielfach verdacht. Einen Theil seiner Schuld hat er durch die prächtigen Schilderungen abgetragen, die dieser Reise ihre Entstehung verdanken.

Was Bismarck über die Mäßigkeit des Königs gesagt hat, trifft für die spätere Zeit nicht mehr zu. Seine zunehmende Verrohung und Grausamkeit wecken den Verdacht des Mißbrauches geistiger Getränke; und dieser Verdacht wird durch bestimmte Angaben bestätigt, wonach der König schwere Weine und Liqueurs trank.

Er mißhandelte seine Diener, die ihm zuletzt nur knieend nahen durften, und bei seiner Verhaftung fand man zweiunddreißig seiner Diener verletzt.

Im Juni 1886 sprachen sich vier Aerzte gutachtlich für die Geisteskrankheit des Königs aus und man erkannte die Nothwendigkeit eines Schrittes, der diesem Treiben ein Ende machen sollte. Von nun an nahmen die Geschehnisse einen raschen Verlauf. Am neunten Juni fuhr eine Kommission nach Hohen Schwangau, wo sich der König aufhielt. Durch ein unverzeihliches Versehen war die Schloßwache von München aus ohne Bescheid geblieben und weigerte sich daher, den Befehlen der Kommission zu gehorchen. Der König aber ertheilte mit eigener Hand den Befehl, „den Verräthern die Haut abzuziehen und sie Hungers sterben zu lassen“. Das war ihr Glück. Hätte der König der Schloßwache den Befehl gegeben, die Kommission zu erschießen, so wäre dieser Befehl aller Wahrscheinlichkeit nach ausgeführt worden (wie der Kommission von der Wache bestätigt wurde). Doch so Ungeheuerliches auszuführen, konnten sich die dem König treuen Bayern nicht entschließen. Dennoch verlebte die Kommission einen recht ungemüthlichen Tag, bis ihr endlich eine Depesche von München die Erlösung und die Erlaubniß zur Abreise brachte und sie, froh, einer großen Gefahr entronnen zu sein, aus dem Schloß abzog, wo sie den Tag über nicht einmal Etwas zu essen erhalten hatte.

Zwei Tage später wurde das Unternehmen unter günstigeren Vorbedingungen wiederholt und glücklich zu Ende gebracht. Der König wurde in Gewahrsam genommen und nach Berg geführt. Dort ereilte ihn am folgenden Tage in den Fluthen des Starnberger Sees der Tod.



Etwa zwanzig Jahre früher hatte Theodor von Abessinien seine blutige Laufbahn vollendet, ein Tyrann, der an die blutige Größe Zwans erinnert. Er hatte eine harte Lehrzeit durchmachen müssen, bis es ihm in den Partekämpfen, die sein Land durchtobten, gelang, sich zum Bandenführer aufzuschwingen, und sich dem Könige Ras Ali als Rebellenführer zu machen. Ras Ali gab ihm eine seiner Töchter zur Frau, in der Hoffnung, in seinem Schwiegersohn eine Stütze zu gewinnen; eine Hoffnung, die Theodor dadurch gründlich vereitelte, daß er seinen Schwiegervater des Thrones beraubte und sich im Jahr 1855 zum Negus aufschwang. Als Negus konnte er seiner Schlächternatur freien Lauf lassen und Abessinien war dreizehn Jahre lang der Schauplatz von Thaten, die selbst in diesem barbarischen Lande das gewohnte Maß des Schrecklichen weit überschritten. Die Unsicherheit seiner Stellung und die beständige Furcht, daß ihm das selbe Schicksal bevorstehe, das er seinem Schwiegervater bereitet hatte, umgaben ihn mit Mißtrauen und riefen einen Verfolgungswahn bei ihm hervor, der es gefährlich machte, in seine Nähe zu kommen. Der leiseste Widerspruch machte ihn rasend und massenhafte Hinrichtungen waren an der Tagesordnung. Seine Neigung zum Trinken trug auch das Ihre zur Erhöhung seiner Blutgier bei. So ließ er im Jahr 1860 die ganze Gefolgschaft seines Vaters Gared, etwa 1600 Mann, ohne jede Veranlassung niedermegeln und ihre Weiber und Kinder in die Gefangenschaft führen. Diese Blutthat brachte ihm übrigens einen Glückwunsch der Königin von England ein, da Gareds Untergang im Interesse Englands gelegen hatte.

Mit den Jahren wird Theodor immer rasender und sein Erscheinen bedeutet Tod und Verderben. Auf den bloßen Verdacht von Desertion hin läßt er 670 Mann seiner eigenen Truppen hinrichten (1867) und auf Grund einer Prophezeiung 10 000 Mähe seiner Unterthanen erschießen und ihre Kadaver verwerfen. Aber diese Rasereien des Negus würden ohne das Eingreifen Englands kaum Veranlassung zu seinem Ende geworden sein. Englands Königin hatte nämlich inzwischen die Gelegenheit gehabt, sich zu überzeugen, daß eine allzu große Lebenswürdigkeit uncivilisirten Völkern gegenüber nicht immer am Platze sei. Die Glückwünsche der Königin hatten Theodors Selbstgefühl maßlos gesteigert und ihm die Ueberzeugung der Gleichstellung beigebracht. In diesem Sinn hatte er an seine königliche Schwester geschrieben und war ohne Antwort geblieben. Das war ein Verbrechen, das er mit der Einforderung der Englischen Gesandtschaft beantwortete. Der londoner Regierung blieb schließlich nichts Anderes übrig, als einen Krieg zu führen, der ihr nichts eingebracht, wohl aber ungeheures Geld gekostet hat. Am dreizehnten April 1868 stürmte Napier die Feste Magdala und der in der letzten Zeit meist rasende Negus erschoss sich mit eigener Hand, nachdem er unmittelbar vorher noch befohlen hatte, 307 Gefangene in die Tiefe zu stürzen.

... Um heutzutage Caesarenwahnsinn zu zeitigen, bedarf es schon einer so überwältigenden Menge von persönlicher Anlage, daß sie sich in den meisten Fällen von vorn herein als krankhaft offenbaren und zur Vorsicht mahnen wird. Die Erkenntniß aber, daß es sich in allen diesen Fällen um von Geburt an abnorme Individuen, um mehr oder weniger Geistesranke handelt, die für ihre entsetzlichen Handlungen nicht in vollem Maß verantwortlich gemacht werden können, muß uns das Bild jener Unseligen in einem milderen Lichte erscheinen lassen; denn auch hier wie überall gilt der alte Satz: Alles verstehen heißt Alles verzeihen.

Bonn.

Professor Dr. Karl Belman.





Berlin, den 7. August 1909.

## Cosas de España.

Im Kongreßpalast der Plaza da las Cortes steht am siebenzehnten Maitag des Jahres 1902 der sechzehnjährige Sohn der Oesterreicherin Maria Christine und gelobt, des Rechtes und der Verfassung Hüter zu sein. Zum ersten Mal trägt Alfonsos magerer Knabenleib den wattirten, von Goldfäden funkelnden Paraderock des Gardekapitäns. Auf der Plaza Mayor, wo einst die Inquisition und nach den Tagen der Autos de Fe die Corrida herrschte, auf der großstädtisch banalen Puerta del Sol, in der Calle Teronimo hat die Guardia Civil und die Gebirgsartillerie mit blinkendem Saum die Fahrstraße abgegrenzt. Hinter diesem Spalier drängt sich das Volk von Madrid, harret eine aus allen Provinzen Neukastiliens herbeigeströmte Menschheit in der Sonnenhitze, um ihren König auf dem Weg zur Herrschaft zu erblicken. An Futter fehlt es der Schaulust nicht. Bunte Teppiche und grünes Laubwerk, aus dem Blumen aller Südfarben hervorleuchten, rote und gelbe Leinwand, Gobelins, Hofgalakleider, Brunkuniformen; Infanten und Infantinnen, die Granden von Spanien, den Hofstaat: Das sieht man nicht alltäglich. Der König selbst ist fast unsichtbar. Acht Apfelschimmel ziehen den Brunkwagen, über dem auf einer leuchtenden Weltkugel die spanische Krone liegt. Nur einen weißen, winkenden Kinderhandschuh sieht Mancher zwischen den Pferden der Leibgarde, die den Wagen umringt; den Handschuh des von einem Schwindfächtigen im letzten Lebensquartal gezeugten blassen Knaben, der nun, als Erbe Karls und Philipps, Ferdinands und Isabellens, regiren soll. Niemand kennt ihn, der da auf seidenen Kissen sitzt; und von Spaniens Nöthen und Wünschen weiß ein andalusischer Hirtenbub mehr als dieser verkümmerte Postumus, den



im goldenen Käfig die am Manzanares fremd gebliebene Tochter des Erzherzogs Karl Ferdinand nach der Weisung des strengen Vaters Montaña erzogen hat. Doch vom Renaissanceschloß Philipps des Fünften her dröhnen die Böller, helle Fanfaren empfangen den Zug; und jubelnd freischt die von buntem Glanz geblendete Menge, die lange stumm gaffte, endlich auf: Es lebe der König! Den sieht sie erst, als er jäh aufspringt und aus entsetztem Auge durch die Spiegelscheiben starrt. Der Zug stockt. An den Wagen hat sich ein Mann gedrängt, dem der Hofmarschall nun eine Waffe entwindet. Blitzschnell. Schon sinkt Alfonso bleich und scheu in die Kissen zurück. Im Kongreßsaal warten die Granden, der Hofstaat, Infanten und Infantinnen, fremde Fürsten, Würdenträger, beide Kammern der Cortes. Warum verzögert sich die Ceremonie? Weil, erwidert mit bebender Lippe der Präsident, ein Mörder Seine Majestät auf dem Weg angefallen hat. Es lebe der König! Da ist er. Unter einem gelben Baldachin schreitet er über Marmorstufen in den Saal. Reckt die Hand und spricht mit einer Kinderstimme, die in dem Bemühen, männlich, soldatisch zu klingen, heiser wird: „Bei Gott und den Heiligen Evangelien schwöre ich, des Rechtes und der Verfassung Hüter zu sein.“ Dann gehts zum Tedeum unter die Riesenkuppel von San Franzisko. Auf dem Rückweg winckt wieder der weiße Handschuh. Als am Palacio Real die Reihen der Leibwachen sich lösen, sieht man den König sogar lächeln. Und wie Lächeln liegt's auf der bronzenen Lippe des Miguel Cervantes, der auf den Cortesplatz niederblickt.

So hats, vor sieben Jahren, angefangen. Weh dem jungen König, ward hier damals gesagt, „wenn er auch nur in flüchtigem Traum die furchtbare Wirklichkeit sieht, wenn eines Warners rauhe Hand den Schleier zerreißt, den zärtliche Frauenschwachheit und schlau vorsorgende Priestertaktik um die Schläfe des Knaben wanden. Wird das Auge dieses Königs frei, dann muß er verzweifeln, muß seinem Schicksal fluchen und sich gegen die grause Pösse einer Staatsrechtsordnung bäumen, die so ungeheure Bürde auf eines Sechzehnjährigen schwache Schultern lud.“ Alfonso ist nicht verzweifelt; hat seinem Schicksal sicher nie geflucht. Sich königlich amüsirt. Als Sportsman, Reisender, Bräutigam, Gatte einer netten Prinzessin, die Eduard ihm ausgesucht hatte. Und sich nur da wohlgeföhlt, wo man ihn zu amüsiren verstand. Im November 1905 war er in Berlin und hörte an der Galatafel aus Wilhelms Mund die Worte: „Eure Majestät dürfen versichert sein, daß aus den Herzen meiner Unterthanen, meines Hauses und aus meinem stets Gebete für das Wohl Eurer Majestät, des spanisches Volkes und Eurer Majestät erlauchten königlichen Hauses zum Himmel aufsteigen werden. Auf dieses Gebet und



auf diesen Wunsch leere ich mein Glas." Alfons der Dreizehnte dankte dem Sennor höflich; trank auf das Wohl der kaiserlichen Familie und „das dauernde Glück des Deutschen Reiches". Erzählte dann aber Herrn Fallières, er habe sich in Berlin, wo der Anblick militärischer Macht ihn verblüffen sollte, gräßlich gelangweilt. („On voulait m'épater. Je m'y suis mortellement déplu.") Da wars in Paris anders. Kein Zwang; lustige Leute; und die Möglichkeit, ungenirt schöne Frauen zu sehen. Als er abgereist war, hieß es am Quai d'Orsay: „Wir haben den Kleinen erobert." An Attentate war er nun schon gewöhnt; wußte, daß keine Leibgarde davor schützt, daß die Bomben, Kugeln, Dolche meist aber ihr Ziel verfehlen. Und hatte unter fröhlicher Jugend lachen gelernt. Reformen? Seine Majestät ist ja beliebt; wird auf allen Straßen umjauchzt. Wie in der Arena der behende Ghulo freilich, der, um dem gereizten Stier das rothe Tuch um die Hörner zu werfen, im Tanzschritt vorhüpft, nach fünf Minuten aber von Einem aus der populäreren Schaar der Banderilleros oder Picadores aus dem Schein der Volksgunst gedrängt werden kann. Daran denken Könige nicht, wenn das treue Volk jubelt. Die Oligarchie brechen, die über der Masse, über dem König thront und deren Klüngelgebilde sich um die Beute halgen? Das würde dem Vergnügen viel Zeit und Kraft entziehen; ist auch nicht nöthig: von Denen droht dem Königthum von Gottes Gnaden keine ernste Gefahr. Gar die Uebermacht des Klerus bekämpfen? Dazu können nur Unverständige rathen, die nicht wissen, daß im Vaterlande Loyolas zwar die dünne Oberschicht der Kirche feindlich, das nicht in den Großstädten entchristete Volk aber blind dem Priester ergeben ist. Wo fände die Dynastie Stützen, wenn sie sich von der vatikanischen Weltmacht löste? Soll sie mit Sozialisten und Anarchisten gemeinsame Sache machen und etwa den Bakunin-schüler Iglesias zum Vertrauensmann führen? Sagasta selbst, der ausgezogen war, die Pfaffenfestung zu schleifen, ist auf halbem Weg umgekehrt. Nicht, weil der Muth ihm erlahmte. Wird aus der schwarzen Mauer, die den König, den Hof umringt, auch nur ein Steinchen gelockert, dann bröckelt sie bald und die Pöbelwuth pflanzt ihr rothes Panier auf die Bresche. Spanien wird katholisch bleiben oder aufhören, Monarchie zu sein: uralte Erfahrung zeugt für das Wort des frommen Montaña. Das Volk darbt und die Kirchen strogen von kostbarem Meßgeräth, auf allen Plätzen schaaren sich Krüppel und Bettler und aus den Klöstern wimmelte ein Heer fetter Kuttenparasiten ans Licht? Traurig. Doch einst weilen nicht zu ändern. Und das Volk ist gut und geduldig. Will den alten, breitspurigen Weg fürs Erste noch nicht verlassen. Liebt seinen König als das Palladion der an Ruhm reichen Heimath und ist für kurze Stunden nur von frev-



len Bänkelpolitikern aus seiner Ruhe zu rütteln. Auch durch das Erdreich anderer Länder haben Günstlingwirthschaft und Korruption ihre Minengänge gegraben. Ist Spanien wirklich viel schlechter dran? Der Deutsche Kaiser rühmt das spanische Heer laut als den „Hort ritterlicher Tugend.“ Im Bunde der Westmächte hat Neufastilien, zwischen England und Frankreich, von draußen nichts zu fürchten. Der Pesetenkurs war schon schlechter als heute. Und Elisabeths Erbe baut dem Nachfahren Philipps eine neue Armada.

Der Schleier ist nicht zerrissen. Alfonso Postumus lebt noch in dem Wahn, der einst das Auge seiner Vorgänger umnebelte. Der selbst den großen Korser erst spät zu völliger Klarheit über den Zustand, die Stimmung der Spanier kommen ließ. Als er mit Herrn Godon, dem Herzog von Alcudia, der seit dem Baseler Frieden *principe de la paz* hieß, den Vertrag von Fontainebleau geschlossen hatte, glaubte er, der Hesperischen Halbinsel sicher zu sein, und schrieb an seinen Statthalter Murat: „General Duhesme ist eine Klatzbase. In Barcelona ist kein Mensch unzufrieden. Daß mal ein Neapolitaner einen Dolchstich bekommt, ist, bei dem Charakter dieser Bevölkerung, nicht auffällig. Die Stimmung ist gut; und wer die Citadelle hat, hat die ganze Stadt“. Sechzehn Tage danach (an Ludwig, den König von Holland): „Madrid ist in Aufruhr. Mein Bruder (Karl IV) hat abgedankt. Nimmst Du an, wenn ich Dich zum König von Spanien ernenne? Ja oder Nein? Nur schnell!“ Und wieder drei Tage später an Murat: „Sie sehen die Lage Spaniens falsch. Die Revolution beweist, daß dieses Volk Energie hat; den Muth und die Begeisterung von Menschen, die der Wirbelwind politischer Leidenschaft noch nicht zu brechen vermochte. Mit den hunderttausend Mann, die da unter Waffen sind, ist ein innerer Krieg mit guter Aussicht zu führen. Geistlichkeit und Adel sind die Herren des Landes. Sie hassen Frankreich. Sagen Sie ihnen, daß ich ihre Privilegien nicht kürzen, nur Spanien endlich auf die Höhe europäischer Civilisation bringen will. Den Beamten und kleinen Leuten aber, daß sie eine neue Staatsmaschine brauchen, Schutz vor der Anmaßung des Adels, Förderung der Industrie und des Ackerbaues. Weisen Sie auf die Thatsache hin, daß Frankreich, trotz all seinen Kriegen, sich ruhigen Wohlstandes erfreut, und rücken Sie die Vortheile, die der Religion aus dem Konkordat erwachsen sind, ins hellste Licht. Drinnen Ordnung und Frieden, draußen die einer Großmacht gebührende Achtung: Das haben die Spanier von mir zu erwarten.“ Doch Murat ist viel zu mild. „Sie haben einen zum Tod verurtheilten Soldaten zu fünfjähriger Kettenhaft begnadigt. Dazu hatten Sie kein Recht. Das können Sie sich da erlauben, wo sich um die Truppen Ihres Großherzogthumes Berg handelt. Für den Verkehr mit französischen Soldaten verbitte ichs mir.



Nach jedem Aufstandsversuch müssen mindestens zehn Hauptschuldige erschossen werden. Und keine albernen Proklamationen mehr! Wohin kämen wir, wenn ich vier Seiten vollschriebe, um den Leuten zu sagen, daß sie sich nicht entwaffnen lassen dürfen! Diese Weitschweifigkeit haben Sie nicht in meiner Schule gelernt. Sie mußten sich kurz fassen. „Der Pöbel von Madrid rebellirt. Jeder Soldat, der sich entwaffnen oder sonstwie von der Pflicht abdrängen läßt, wird als Ehrloser aus dem Heer gestoßen.“ Mit dreitausend Mann und zehn Kanonen war Madrid in Ordnung zu bringen. Ihr Tagesbefehl hat mir das Blut ins Gesicht getrieben. Drei von der Sorte: und das Heer ist demoralisirt.“ Ludwig hat Holländer zu Fürsten und Marschällen ernannt. „Dieses Recht ist von der kaiserlichen Würde untrennbar und steht Dir nicht zu. Mach Dich, um Gottes willen, nicht gar zu lächerlich!“ Kein Mann für Madrid. Bruder Joseph, der in Neapel thront, soll König von Spanien und Indien werden. Ferdinand der Siebente ist eben so wenig zu brauchen wie Karl der Vierte; und der schlaue Alcudia, der schäbige Friedensfürst, kann gehen, als er in Bayonne Karl zu endgiltigem Verzicht überredet und dem Kandidaten Napoleons den Weg reingefegt hat. An Joseph: „Du hast sofort abzureisen und in zehn Tagen hier zu sein. Neapel ist am Ende der Welt. In Madrid bist Du in Frankreich.“ An die Spanier: „Ich will Eure alte Monarchie verjüngen. Nicht selbst über Eure Provinzen herrschen, sondern Eure Krone auf das Haupt eines anderen Ich setzen und durch eine Verfassung Freiheit und Privilegien des Volkes sichern. Bedenkt, was Eure Väter waren, und seht, was Ihr seid. An dieser traurigen Wandlung seid Ihr unschuldig: schlechte Regirungen haben Euch dahin gebracht. Hofft und vertraut! Noch Euer fernster Enkel soll und wird von mir sagen: Er hat unserem Vaterland zu neuem Leben geholfen!“ Das Feudalrecht wird aufgehoben, der Inquisition die Gerichtsbarkeit und der Landbesitz genommen, die Zahl der Klöster auf ein Drittel reduzirt und durch das Verbot, Novizen aufzunehmen und zu behalten, dafür vorgesorgt, daß die allzu große Zahl der Mönche und Nonnen allmählich schrumpfe. Noch ehe Joseph in Madrid eingezogen ist, erhält er den Befehl, alle Klöster im Land durchsuchen und alles Klostergut in Beschlag nehmen zu lassen, wenn irgendwo, wie in Barcelona, Waffen oder Patronen gefunden werden. Alles vergebens. Der Anhang des legitimen, vom fremden Eroberer zur Abdankung gezwungenen Königs Ferdinand wächst; die Cortes verkünden in Cadix eine neue Verfassung; und der Vertrag von Valençay giebt Ferdinand von Asturien den Thron zurück. Napoleon hat den Bruder Joseph später einen unpraktischen Operncharakter genannt und über ihn auf Saint Helena zu Gourgaud gesagt: „Der war nie ein Soldat und stets furcht-



sam. Ich war im Unrecht, als ich ihn zum König machte. Gerade Spanien braucht einen schnellen Entschlussefähigen und soldatisch empfindenden Herrn. Joseph hatte in Madrid nur Weiber im Kopf. Er hat mir viel Ungemach bereitet." Daß der Kaiser selbst das in Spanien Nothwendige und Mögliche zu lange verkannt hatte, mochte er noch im Exil nicht gestehen.

Mit der neuen Verfassung, schrieb Talleyrand, konnte kein seiner Würde bewußter König regieren. Ferdinand war der selben Meinung. Er wollte nicht „König von Gottes Gnaden und durch die Verfassung der spanischen Monarchie" heißen. Brach mit rascher Hand alle konstitutionellen Schranken, gab der Inquisition ihre Macht zurück, ließ die Zahl der Kuttenträger wieder anschwellen und hätschelte die Söhne Donolas. Noch einmal lebt, 1820, die Verfassung auf; wird drei Jahre danach aber, als ein französisches Heer im Namen Europas die Exaltados niedergeworfen und den König befreit hat, wieder eingesargt. Erst unter Isabellens Herrschaft setzt sie sich (1845) durch. Die Revolution von 1868 treibt Isabella aus dem Land und erzwingt eine neue Verfassung, die am sechsten Juni 1869 feierlich verkündet wird. Marschall Serrano, Einer der Buhlen Isabellens, wird Regent, Generalkapitän Prim Ministerpräsident. Und König? Isabellens Sohn Alfons ist ein elfjähriger Knabe. Gegen den Herzog von Montpensier, einen Orleans, und gegen den Erbprinzen Leopold von Hohenzollern ist Louis Napoleon. (Bismarck: „Ich betrachtete die französische Einmischung zunächst als eine Verletzung und deshalb als eine Beleidigung Spaniens und erwartete, daß das spanische Ehrgefühl sich dieses Eingriffes erwehren würde. Ich war nicht darauf gefaßt, daß eine selbstbewußte Nation wie die spanische Gewehr beim Fuß hinter den Pyrenäen ruhig zusehen werde, wie die Deutschen sich auf Tod und Leben für Spaniens Unabhängigkeit und freie Königswahl gegen Frankreich schlugen. Das spanische Ehrgefühl, das sich in der Karolinenfrage so empfindlich anstellte, ließ uns 1870 einfach im Stich. Wahrscheinlich sind in beiden Fällen die Sympathien und internationalen Verbindungen der republikanischen Parteien entscheidend gewesen.") Herzog Amadeus von Aosta wird, trotz dem Protest Isabellens und des Prätendenten Don Carlos, gewählt; hält sich aber nur zwei Jahre auf dem Thron. Nicht einmal so lange lebt die Föderativrepublik, die den Staat von der Kirche trennen und den Centralismus abschaffen will. Schon am vorletzten Dezembertag des Jahres 1874 ruft das vom Heer gebilligte Pronunziamento des Generals Martinez Campos den siebenzehnjährigen Alfonso zum König aus. Der verfügt die Aufhebung der Civilehe, der Lehrfreiheit, der Laiengerichte, giebt der Kirche das alte Recht und die noch nicht verkauften Güter zurück und ernennt Canovas del Castillo,



der ein kleiner Eisenbahnbeamter gewesen war, zum Ministerpräsidenten. Dieser konservative Staatsmann wird der Vater einer neuen Verfassung (die 1890, unter Sagasta, durch das allgemeine Wahlrecht ergänzt wird) und fällt 1897 von der Kugel eines italienischen Anarchisten. Der Liberale Sagasta wird im Kulturkampf geschlagen. Schon unter Alfons dem Dreizehnten; der auch die Ministerien Silvela, Villaverde, Moret nicht lange halten kann. Die Verfassung wird oft aufgehoben; besonders oft die unruhige Industrieprovinz Katalonien unter Kriegsrecht gestellt. Und der junge Herr, der geschworen hat, des Rechtes und der Verfassung Hüter zu sein, glaubt sich jetzt wieder genöthigt, im Bunde mit Priestern und Eisenfressern nach den Kriegsartikeln zu regiren und den Nachrichtenborn fest zu verstopfen. Doch er ist schlauer und stärker, als man ihm ansieht. Weiß die Allure des Volksfreundes nachzunehmen, weicht der Gefahr nicht feig aus und empfängt in Philipps Schloß Journalisten. Da wird ihm am Ende verziehen, daß er im Castillo de Monjuich vier Duzend Menschen ohne Richterspruch erschießen und den katalonischen Boden mit Blutströmen düngen ließ. Schweren Herzens, versteht sich. Kennt er die Noth dieses Staates, dessen Haushalt jährlich fast eine Milliarde Pesetas verschlingt? Ahnt er, wie die Monopole erschachert wurden, die dem Armsten Wucherzins abpressen? Woher das Futter kommt, das in Brunftrögen die Klerisei mästet? Die trübsinnige Resignation, die aus den Zügen der Menschheit Zuloagas, wie einst aus den Bildern der Velazquez und Goya, dem Betrachter entgegenseufzt? Ein Land mit rückständigem Ackerbau, wo der Pflugchar noch an egyptisches Feldgeräth erinnert, mit regional begrenzter Treibhausindustrie, die Ausländern die fettsten Profite überläßt, mit einem Handel, der sich moderner Verkehrsmöglichkeit noch nicht anpassen lernte. Die offizielle Lüge einer Demokratie, hinter der schrankenlose, schamlose Priesterherrschaft sich birgt. Ein Volk, dem das Leben trauriger scheint als der Tod und das den Leichnam drum vor dem Begräbniß nicht den Blicken entzieht; das die Arbeit, weil sie nicht lohnenden Ertrag verbürgt, scheut und am Liebsten, wie den Entschluß zu jedem Thun, auf morgen verschiebt; das noch immer, wie in den Tagen der Frau von Aulnoy, eben so faul wie mitleidig ist; noch immer auch, wie in der Zeit des Satirikers Quevedo y Villegas, dessen iustianische Sueños zwanzig Jahre nach dem Don Quijote entstanden, von sich sagen muß: „Wir leben in einem verfluchten Land, wo die Trübsal herrscht, das Verbrechen ungesühnt bleibt und nur die Armuth bestraft wird.“ Der König, der's ahnte, müßte die Geduld dieses Volkes bewundern.

Aus der sternlosen Nacht seines Glends hat es jetzt wieder einmal aufgebrüllt; scheint schnell aber in den alten Pferch zurückgeschleucht worden zu



sein. Mit den bewährten Mitteln. Herr Maura, der Chef des konservativen Kabinetts, wußte, daß ein Augenblick zager Schwachheit ihn stürzen und die Quellen der Macht dem General Weyler ausliefern würde, und hat deshalb flink den Besitz der Qualitäten nachgewiesen, die unser Waldersee als die wichtigsten vom Staatsmann verlangte: eiserne Faust und eiserne Stirn. Bis ins Jahr 1904 war er nur als Redner und Günstling der Kirche bekannt. Hielt auf den Ruf eines Ehrenmannes, der nicht um eines Fingers Breite je vom Weg des Rechtes weichen werde. Und brüstete sich mit seinem zuversichtlichen Vertrauen auf Spaniens helle Zukunft. Die Kolonien sind zwar verloren; doch der Wirthschaft des Besiegten vermag der Sieger nichts anzuhaben. In den Industriebezirken gehts manchmal noch ein Bischen wüst zu; doch wir haben die Hermandad de la paz y caridad und das Institut für Sozialreform, wir sehen die Strikes seltener werden und die Anarchistenhorde zu einem Häuflein zusammenschmelzen. Das Attentat, das Maura selbst in Barcelona erlebte? Die That eines Einzelnen, nicht das Ergebnis eines Anarchistenplanes. So optimistisch urtheilt er auch jetzt wieder, da er zum zweiten Mal das Staatsgeschäft leitet. „Das Land ist ruhig und unser afrikanischer Besitz nicht gefährdet. In Marokko bleibt's bei dem franko-spanischen Vertrag vom dritten Oktober 1904 und bei der Algesirasakte.“ Das brauchte uns nicht zu bekümmern. Schon Eduard Laboulaye hat gesagt: „Wenn ich den Hidalgos vorhielt, daß sie, statt sich nach der Art civilisirter Leute um ein Aemtlein oder Monopölechen zu bewerben, in ihrem zerlöcherten Mantel als rechte Tagediebe im Sonnenlicht herumstrolchten, bekam ich die stolze Antwort: Cosas de España! Womit ausgedrückt werden soll: Das ist unsere Sache, von der Du gar nichts verstehst.“ Heute noch hört mans auf Schritt und Tritt. Und die Hoffnungen, die Bismarck noch als Entamteter hegte, haben sich nicht erfüllt. Spanien, schrieb er, „gehört zu den wenigen Ländern, die nach ihrer geographischen Lage und ihrem politischen Bedürfnis keinen Grund haben, antideutsche Politik zu treiben; es ist außerdem in wirthschaftlicher Beziehung nach Produktion und Bedarf für einen entwickelten Verkehr mit Deutschland wohl geeignet“. Jetzt gehört's zum Concern Edwards und ist, wie in Paris oft genug gerühmt wurde, zur Mitwirkung an einem dem Deutschen Reich unbequemen Handeln immer bereit. Spanisches Leid könnte den deutschen Politiker also kalt lassen. Wenn die Wunde, aus der es diesmal tropft, nicht vom Islam geschlagen wäre.

Wie weit der franko-spanische Vertrag vom dritten Oktober 1904 mit seinen Geheimklauseln reicht, verräth die von Delcassé und dem Botschafter Del Muni unterzeichnete Déclaration nicht. (Als Herr Clemenceau in Karlsbad angelangt war, stand in einer wiener Zeitung, Frankreich sei verpflichtet,



den Spaniern gegen die Kabylen zu helfen. Ein Aufklappen des Küstenbrandes böte dem gestürzten Diktator wohl keinen unerfreulichen Anblick.) Die Algesirasakte giebt Spanien in Tetuan und Larache Polizeirechte und macht die Erlaubniß zu industrieller Ausbeutung des Landes von der Scherifengregierung abhängig. Nun hat Spanien die Konzession zum Bergbau in der Gegend von Melilla weder vom Sultan noch vom Maghzen erworben, sondern von Bu-Hamara, dem Prätendenten, der sich das Recht zur Vergebung angemacht hatte. Verstoß gegen die Akte? Nein, heißt es in Madrid; das in Algesiras Vereinbarte gilt natürlich nur für das dem Scherifengesetz unterthane Belad el Maghzen, nicht für das anarchische Belad es Siba, zu dem Gr-Rif, das Küstengebirge, von Melilla bis Tetuan, so gut wie das Atlascentrum und das Land südlich von Udja gehört. Wo kein Kläger ist, braucht auch der Richter nicht seines Amtes zu walten. Spanien hat sich von England und von Frankreich Dank verdient. Alfonso hat prompt nach Paris gemeldet, was Wilhelm ihm in Vigo über Deutschlands Enthaltksamkeit gesagt hatte. Gegen den entampten Marineminister Villanueva und andere Förderer spanischer Expansion die geschmeidige Anpassung an franko-britische Bedürfnisse durchgesetzt. Am Vorabend der Konferenz durch seinen Botschafter Leon y Castillo del Muni am Quai d'Orsay versichern lassen, er werde unter allen Umständen mit Frankreich gehen. Als Baron Stumm, der deutsche Geschäftsträger, ihn mit der Drohung, Wilhelm werde seinen Besuch rebus sic stantibus nicht erwidern, einschüchtern wollte, sich unter dem Stachel gebäumt. Und in den kritischen Tagen von Mar-Chica den Herzog von Almodovar noch einmal bündig angewiesen, sich à la suite der französischen Delegirten zu halten. Einen so eifrigen Freund genirt man nicht gern. Und just in Melilla hat Spanien genug durchgemacht, seit der Herzog von Medina Sidonia 1496 der ersten Isabella diesen Schlüssel zur Mittelmeerküste des Maurenlandes heimbrachte. Von dem Kabylenkrieg des Jahres 1859, der zur Eroberung Tetuans führte, bis zu der von Martinez Campos 1893 bezwungenen Rifrebellion: eine fast lückenlose Kette von Verrgernissen. Und wer sucht denn Konzessionen nicht da, wo sie zu haben sind? Ein Tropf wäre zu Abd ul Aziz oder später zu Muley Hafid gegangen. Ein Schlaupfand wandte sich an Bu-Hamara, der im Besitzrecht sicher zu wohnen schien. Als er dann mit dem reichlichen Trinkgeld weggelaufen war und die Kabylen in ihrem Souverainetätdünkel noch einmal Zins heischten, durfte ein Staat, der geachtet, gefürchtet sein will, so frechem Anspruch nicht gleichwillig nachgeben. Mußte drauf dringen, daß der Handschlag des Roghi auch dessen Leute binde. Sollte General Marina, der Kommandant von Melilla, etwa mit behaglich gekreuzten Armen sitzen bleiben, als



die Rifkabylen vierzehn spanische Bergleute getötet hatten? Dann wäre das Vorgebirg der Tres Forcas den Europäern bald verloren; würde das Presidio morgen (im heimischen Sinn des Wortes, das nur in der Kolonialsprache einen befestigten Posten bezeichnet) den überlebenden Spaniern ein Zuchthaus. Nicht um das Privatinteresse einer Bergwerksgesellschaft, wie Anarchisten und Exaltados ausschreien, handelt es sich; auch nicht um die halbe Milliarde, die seit 1859 für die Feldzüge im Gr. Rif ausgegeben ward: um die Ehre der Nation geht's. Die hat Marokko vergessen, als das Entdeckergenie des Columbus ihr den Weg in eine neue Welt wies. Kuba und die Philippinen sind verloren. Soll auch in den Presidios die spanische Fahne für immer vom Mast gleiten? Niemals. Die Kabylen kämpfen mit doppelter Uebermacht und sind als tollkühne, grausame Krieger bekannt. Aber Marinas Stellung auf dem Guruguberg ist stark, die Geschütze der Korvette „Numancia“ bestreichen den Fuß des Gebirges; und der Araber weiß, daß im Nothfall Europa helfen muß.

Muß? Wenn im internationalen Verkehr das Gebot der Sittlichkeit und Nächstenliebe gölte, wäre Frankreich, auch ohne Geheimvertragsklausel, zur Hilfe verpflichtet. Die halbwüchsigen Rekruten, deren Verfrachtung in den spanischen Hafenstädten die Volkswuth geweckt hat, könnten zu Haus bleiben, brauchten sich nicht wie eine Hammelherde den Kabylenflinten entgegentreiben zu lassen, wenn Frankreich nicht die trägen Iberer zur Aktion gezwungen hätte. Wie auf die Eroberung Algeriens der spanische Rifkrieg von 1859, so mußte auf die Tage von Ujdja und Casablanca, auf Frankreichs Sieg über Deutschland (Algésiras, berliner Marokkovertrag, haager Schiedsspruch) eine widerhallende Regung spanischer Macht folgen. Weil sie diese Entwicklung voraussahen, waren in Madrid und besonders in der Industriehauptstadt Barcelona so viele Politiker gegen jede Beunruhigung des Scherifenreiches; so viele auch, seit auf Kuba den Spaniern alle Kolonialpolitik verleidet ward, gegen die Verständigung mit Frankreich, daß Delcassé erst mit Lansdowne abschließen und den King als Helfer herbeirufen mußte (der das Männchen einer Engländerin dann schnell zur Staatsraison brachte). Laßt die Araber in Ruhe und erleichtert auch den hitzigen Franzosen nicht die *pénétration pacifique*; sonst müssen wir nächstens neue Menschen, neue Millionen den alten nachwerfen: so ging es in Katalonien von Mund zu Mund. Alfonso, Moret und Maura hörten nicht darauf. Frankreich kämpft, zeigt sich als Großmacht, wird fast mühelos sogar mit dem deutschen Anspruch fertig. Spanien würde zum Rinderpott, wenn es müßig bliebe. Ein Sultan geht, ein Sultan kommt, bringt's aber über eine zäh bestrittene Theilherrschaft nicht hinaus; alle Reichswinkel speien Prätendenten und Propheten ans Licht; und die stolzesten Stämme



langen nach Selbstherrlichkeit. Seit Monaten gährt's im Küstengischt. Im Juni fordert Maura drei Millionen Pesetas für die militärische Sicherung Melillas. Am neunten Juli verrötheln die vierzehn spanischen Bergarbeiter am Rif. General Marina entschließt sich mit ungenügender Mannschaft zum Kampf. Muß nach dem ersten Gefecht erkennen, daß er in so schwierigem Gelände mit seinen paar Leuten nichts ausrichten kann. Der Anblick der hastigen Truppennachschübe schürt in der Heimath die glimmenden Funken: und bald brennt das im Innersten von den Kastilianern nie völlig eroberte Katalonien in hellen Flammen. Warum, ruft Iglesias, habt Ihr schmutzigen Profitjägern gestattet, arglosen Leuten Gerechtsame abzulisten, die auch drüben, wie in Eurem Kapitalistenparadies, nur die Regierung zu vergeben hat? Warum, fragen selbst sanftere Seelen, ließt Ihr spanische Arbeiter ohne zureichenden Schutz an ein gefährliches Werk gehen? Soll jetzt unsere Jugend verbluten, weil Ihr, wie immer, leichtsinnig waret, Denen, die Euch fronen sollen, Waffen und Munition verkauftet und weil eine Unternehmerclique drüben rascher als hier Geld einzuheimen hofft? Vergebens. Die Fahne ist verpfändet. Der Unsinn zur nationalen Sache geworden. Was schnell mobil zu machen ist, muß übers Meer. Revolution und Schreckensdiktatur im Land. Draußen ein Kolonialkrieg, der Monate währen mag. Das hat Spanien dem Pyrenäennachbar zu danken.

Die tugendsame Europa könnte die Hände waschen und den Verdacht der Mitschuld in stolzer Ehrbarkeit abwehren. Sollte die Zeit aber sparen und lieber Geschehenem und Werdenem nachdenken. Daß sie überall den Völkern, die sie unterjochen will, nicht nur ihre Religion und ihren Branntwein, sondern auch Flinten und Kanonen, Pulver und Kugeln anbietet, zeugt nicht gerade von hoher Weisheit; von noch geringerer, daß sie in ehrfürchtiger Bewunderung ihre Todfeinde erwachsen, erstarken sieht. Wars nicht unflug genug, Japan zur Großmacht werden und Europas plumpe Grenzwächter im Osten umrennen zu lassen? Soll auch der Islam die alte Macht zurückgewinnen und auf dem durch Dampf und Elektrizität verkleinerten Erdball noch mehr? Schon ist er recht groß geworden; recht übermüthig. Blickt nach Persien: ein Schah entthront, ein Kind, ein gepudertes Püppchen, auf den Herrschersthron gehoben. Ins Osmanenreich: Abd ul Hamid gefangen und ausgeplündert, auf seinem Platz ein Verblödeter, der nicht mitreden darf. Nach Marokko: Abd ul Aziz im Käfig, der neue Sultan ohne Macht und Ansehen. Mohammeds Schaar hat sich über Nacht modernisirt. An allen drei Ecken ihres Weltreiches die Herrscher aufgefordert, vom Stühlchen zu klettern, und bequeme Kreaturen auf die leeren Plätze geschoben. Europa sieht zu, faselt Einiges von den Gefahren des Panislamismus, freut sich bei ihrer Lampe aber des jungen Tages im Ost. Frei-



heit den Türken, Persern, Arabern; Freiheit und Verfassung. Wenn sie erst so weit sind wie die Japaner, können die Braunen sich den Gelben verbünden.

Könnensvielleicht schon morgen. Der Japanerprinz, der unterm Maimond im wiener Hotel Imperial saß, hatte ein Angebot im Kimono. Und wenns noch nicht dahin käme: hat der Islam, den Europa Jahrhunderte lang bekämpfte, seinen Schrecken verloren? Die Kurzsicht, die heute fast überall regirt, denkt nicht über den nächsten Morgen hinaus. England bangt um Indien und sucht sich deshalb bei den Mohammedanern einzuschmeicheln, die Gladstone noch mit Sack und Pack übers Meer jagen wollte; in Egypten reißt ihm, mag Cromers Nachfolger noch so viele Guinees in den Preßbezirk streuen, die Ernte. Rußland und Frankreich sind, weil die Pickelhaube deutscher Macht sie von dem Gedanken an einen Kontinentalstaatenbund wegscheucht, Britanien, dem Feind Europas, gesellt und beinahe bereit, für das Osmanenrecht auf Kreta zu fechten. Im Deutschen Reich denkt mancher gescheite Patriot, ein Türken Sieg über die Griechen werde der in Cherbourg und Combes wieder besiegelten Dreieinigkeit das Leben nicht leichter machen; jeder Zuwachs an Türkenprestige wirkt schnell ja von Bisra nach Teheran, von Syrien bis ins Gewölk des Indergebirges. Keiner wagt, über die Alltagsorge hinwegzudenken. Wenn die Spanier Hiebe kriegen: famos; haben sie mindestens so redlich verdient wie die Moskowiter. Mag sein; da Europa aber aufkreischen würde, wenn die in düsterer Schönheit verwitternde Hesperische Halbinsel einen neuen Herrn erhielte (warum sollte Frankreich das brachliegende Land nicht kolonisiren und nach dem Rezept des Vaters Combes entkernerisiren?), darf man dem Blick wohl ein anderes, der Magisterschrulle fernes Ziel suchen. Jeder Araber Sieg, auch ein gegen spanische chair à canon erfochtener, wäre für Europa ein Unglück. Daß Maurengesandtschaften, zwei oder drei, durch unseren Erdtheil stolziren, daß die Französische Republik vor einem Sultan, der ihr Mißachtung zeigt, diener und ihre Trümpfe, Udjda und Casablanca, nicht mit iedler Hand auszuspielen wagt, daß ein Deutscher Kaiser die Osmanen umworben und den Ruhm Saladins verkündet hat, daß jeder Jungtürkenprahlerei wie einem Evangelium gelauscht wird: das Alles wird die Gelegenheitmacherin Europa einst in Bitterniß zu büßen haben. Wenn sie nicht, ehe es zu spät wird, sich auf ihre Pflicht besinnt. Konstantinopel, Teheran, Melilla. Die dreifache Warnung müßte tief genug eingeägt sein. Cosas de España? Nein: Die Sache der weißen Menschheit. Der wächst ein Feind heran, dessen Halbmondsichel ihre Enkel zu mähen droht. Und diesen Feind füttert Europa, weil der müde Britenleu ihn am Himalaya als Hinduschleuche braucht.



## Vier Humanisten.\*)

**Z**u allen Zeiten hat es eine Hauptaufgabe gegeben, an deren Bewältigung sich die Geschlechter der Menschen aller Rassen, aller Zeiten, aller Gesellschaftsklassen abgemüht haben, eine Aufgabe, die alle anderen Bewegungen einschließt und in ihrer umfassenden Synthese Alles begreift, was irgendwie und irgendwo als Religion, Philosophie, Kulturgeschichte, Kunst, Wissenschaft und Technik besonders verarbeitet ward. Es ist das Menschenproblem (so hat einer unserer jüngsten Forscher es genannt), das Problem, wie man den Menschen zum wirklichen Menschen machen, wie man ihm das Erbe zuwenden kann, das augenscheinlich sein ist; wie ihm die königliche Bestimmung zu Theil wird, die sein Schicksal auf jede ihm gestellte Frage prophezeit; wie man ihn krönen könne, jeden allein und alle insgesammt, mit jener vollendeten Stärke, Schönheit und Glückseligkeit seiner selbst und seiner Umgebung, ohne welche sein Leben, wie glänzend es auch äußerlich sein mag, immer einsam und tragisch erscheinen muß. Die Geschlechter der Menschen haben sich an der Lösung dieses Problems abgemüht; zum größten Theil jedoch haben sie nur einen einzelnen Faktor in Angriff genommen, ohne genügende Betrachtung seiner weiten und tiefen Ausdehnung, ohne klares Bewußtsein Dessen, was sie vor sich hatten. Nur zweimal, in der Menschengeschichte, so weit wir sie kennen, ist das Problem klar dargestellt worden: einmal in Platons und einmal in unserer Zeit. Im Laufe des vorigen Jahrhunderts hat das Menschenproblem wiederum das Interesse aller denkenden Menschen erregt; aller Menschen, die ein tieferes Verständniß als die vor ihnen für die wirkliche Ausdehnung und die Menge der hierher gehörigen Faktoren besaßen und einen festeren Entschluß faßten, zu irgendeiner annähernden, sowohl logischen wie praktischen Lösung zu gelangen. Unser angelsächsisches Geschlecht stand dabei in der Vorfront; es ließ die Ideen und den Enthusiasmus auf sich wirken, welche die Große Revolution einleiteten, ohne die Entmuthigung, den Zusammenbruch und die Niederlage mitzufühlen, die diese Krisis auf dem Kontinent verursachte. Seine praktische Erfahrung in einem Weltreich, sein Reichthum an Kontrasten menschlicher Lage und den von ihr gebotenen Möglichkeiten, die nie unterliegende Hoffnung auf weitere Ausbreitung über den ganzen Erdball und, mehr als Alles, seine Herzensgröße, sein Instinkt für große Unternehmungen

---

\*) Ein Vortrag meines Kollegen Bradley, des Professors der Rhetorik an der Universität Berkeley. Er behandelt einen Gegenstand, der heute mehr als je die Aufmerksamkeit deutscher Leser auf die geistigen Ziele englischer Denker lenken sollte, deren Ideale den leitenden Geistern ihrer Völker klar und deutlich vor Augen schweben und „den Menschen guten Willens“ Frieden versprechen.

Professor Dr. Joachim Henry Senger.



und sein altes Erbe einer moralischen Verantwortlichkeit: all Das hat dazu beigetragen, dieses Problem seinen hervorragenden Geistern zu unterbreiten; Staatsmännern, Propheten, Dichtern, Künstlern, Soldaten. Vier von ihnen, Carlyle, Emerson, Ruskin, Arnold, die sich mit der Lösung des Problems beschäftigten, hatten die Gabe der Beredsamkeit und des prägnanten Ausdrucks in solchem Maße, daß sie allen in diesem Sinn thätigen Schriftstellern voranzustellen sind. Jeder dieser Männer sah eine bedeutende Phase der Erscheinung des wahren Zieles der Menschheit, hörte einen Spruch der gesamten Offenbarung, welche die Welt noch zu hören erwartet. Dann schlossen sich die Lippen des Propheten, als wenn die glühende Kohle des Altars sie berührt hätte, und auf sein Herz legte sich die drückende Last der an eine erstaunte und oft genug widersprechende Menge gerichteten Mahnung. Jeder der Vier war in seinem langen Leben mit anderen Aufgaben beschäftigt, in Streitigkeiten und Kritiken verwickelt, die oft Das im Unklaren ließen, wofür er kämpfte. Und leider geschah es oft, daß des Einen Ausspruch dem des Anderen entgegengesetzt war oder von Diesem bestritten wurde, womit dann Beider Wahrheiten einander aufhoben. Aber jetzt, da die über sie entstandene babylonische Sprachverwirrung sich einigermaßen beruhigt hat und wir aus einer gewissen Entfernung ihre Worte genauer unterscheiden können, dürfte es der Mühe werth sein, zu versuchen, ihre Aussprüche einander anzupassen und aus dem entstehenden Bilde die Gesamtwahrheit abzuleiten, die sie verkündet haben.

Von den Vieren erscheint Carlyle als Erster der Zeit nach. Schlicht und treffend in seiner Sprache; in der Art seines Denkens und Auftretens mehr als Andere seinem großen Vorbilde, dem Propheten des Alten Testaments, ähnlich. Der Ausgangspunkt seines Denkens war das Elend und die Verwirrung der Menschenwelt um ihn, der Nothschrei nach Erlösung und die vergebliche Hoffnung, daß Unordnung und Unvernunft je von selbst aufhören werden oder daß eine nur eine Masse thörichter und unbehilflicher Individuen darstellende Welt je die nöthige Weisheit und Tugend entwickeln könne, um eine glückliche menschliche Gesellschaft zu bilden und zu leiten.

Diese Zeit war in England dazu angethan, dem gedankenlosesten seiner Bürger Grund zum Nachdenken zu geben. In der „Gesellschaft“ eine kraftlose Aristokratie, unfähig, ferner das wichtige Amt der Führung der Nation zu verwalten, und hauptsächlich von der Sorge gequält, ihr Ansehen und ihre Vorrechte ohne Schädigung zu bewahren. Dann die wachsende Macht des Handels mit seiner neuen Aristokratie des Reichthums und seinem Schlachtruf von Angebot und Nachfrage. Und zuletzt das Volk, der Riese Enceladus, hungernd, gefesselt, begraben unter dem Aetna, aber seiner Kraft sich bewußt werdend und voll Gefahr drohender Bewegung in den Zeiten der Kämpfe



um die Krongesetze, die Reform des Parlaments und die neue Charta. In der geistigen und sittlichen Atmosphäre das selbe Chaos: hergebrachte Bekenntnisse streng in äußerer Form gehalten, während sich ihr Inhalt auflöste; des achtzehnten Jahrhunderts flacher und selbstgefälliger Optimismus und laissez-faire, der Frieden, Frieden im Munde führte, während das ganze Gebäude der Kultur zusammenzubrechen drohte; überall entweder ein unvernünftiges Vertrauen auf Formeln oder die innere Fäulniß der Unaufrichtigkeit, Alles leugnender Materialismus oder (schlimmer noch) nackter Indifferentismus. Vielleicht erscheint uns diese Ansicht düsterer als die Thatfachen, die uns die Zeit überliefert hat; aber wie Carlyle dachten auch zwei andere Humanisten und wir können deshalb immerhin annehmen, daß der Zustand ernst war.

Es war eine Zeit wie die des Täufers Johannes; und in seinem Sinn fing Carlyle zu predigen an: „Thut Buße, denn das Himmelreich ist nah“. Sein Werk, wie das des Johannes, war ein Werk der Vorbereitung und zum großen Theil also ein Werk der Zerstörung. Er schwang die Axt gegen die Wurzel des Baumes; jeder Baum, der keine nützliche Frucht trug, sollte umgehauen und ins Feuer geworfen werden. Wie der Täufer; so hatte auch Carlyle kein System bereit, das eine materielle Besserung herbeizuführen vermochte; weder glaubte er an ein solches noch besaß er Geduld genug, sich um eins zu bemühen. Die wirkliche Schwierigkeit lag anderswo, innerlich, in einem falschen Zustande des Herzens: in der pharisäischen Selbstgefälligkeit, in dem Glauben an die Wirksamkeit bloßer Behauptung, im Zweifel an der ewigen Realität und Kraft der Wahrheit und Gerechtigkeit. Diese Teufel wollte er austreiben: in einem reinigen Herzen wollte er ein Leben voll Glauben und Gehorsam aufbauen; für jede andere Wegweisung und Erlösung, besonders für die große Masse, konnte er die hoffenden Gemüther nur auf den Heldenheiland verweisen, der, von Gott gesandt, ohne Zweifel schon unter uns weilt und auf die Stunde der Offenbarung wartet. Eine herrliche Botschaft, von überwältigender Einfachheit und Kraft, während vierzig langer Jahre eines prophetischen Priesterthums aus Tausenden von Texten gepredigt, mit unübertroffenem Reichthum und Glanz der Erklärung. Eine Botschaft voll tiefer Wahrheit für alle Zeiten; und für keine Zeit wohl nöthiger als für die Zeit, der er sie verkündete.

Der aus dieser Botschaft sprechende Gedanke war einfach und mußte dennoch überraschen. Der Geist ist die letzte und einzige Realität. Der Mensch ist Geist und deshalb theilhaftig der göttlichen Natur. Jedes wirkliche Wachsen und Gedeihen des Menschenthums ist geistiges Gedeihen, dessen Urgrund und dessen Energie die ehrfurchtvolle Liebe für ein himmlisches Ideal ist. Aber die Masse der Menschen ist zu blind, um zu sehen, und zu schwach, um allein dem Ideal nachzustreben. So besteht denn die einzige Hoffnung der Menschen-



Gesellschaft darin, daß von Zeit zu Zeit die göttliche Kraft sich in gewissen Individuen verkörpern werde, denen das Ideal klar vor Augen steht und die den Beruf in sich fühlen, das Menschengeschlecht diesem Ideal auf seinem Wege näher zu bringen. Diese sind die königlichen Helden. Sie zu finden und auf den Thron zu setzen, ist die höchste Aufgabe; sie zu ehren und ihnen zu gehorchen, ist die einzige Pflicht der Menschheit. Die Begrenztheit dieser Lehre ist leicht zu erkennen. Carlyle legt den Schwerpunkt auf die Schwäche und Thorheit der menschlichen Natur, die das Menschengeschlecht in einem Zustand der Unmündigkeit hält und (wenn Dies die ganze Wahrheit ist) es ewig thun wird. Seine Lehre ist also im Grunde pessimistisch; und pessimistisch auch in ihrer Wirkung, wie das Schicksal der Propheten beweist. Nach seiner Auffassung kann die Entwicklung des Menschengeschlechtes niemals in einem allmählichen Wachsthum bestehen; sie äußert sich in einer Reihe von Katastrophen oder Explosionen, die auf Augenblicke alle Fesseln zerreißen. Aber die Kräfte, die ihrer Zeit die Freiheit brachten, werden zu neuen Fesseln, bis ein anderer Befreier erscheint, um den Vorgang zu wiederholen; und so in infinitum.

In dem Fall des vom Himmel gesandten Helden wird Kraft (richtiger: Wirkung) viel zu leicht für das sichere Zeichen der inneren Eigenschaften der Weisheit und Güte genommen, die doch allein nur erlösen können. Das wird durch Carlyles besondere Vorliebe für Kraftentfaltung erklärlich; sein Talent für dramatische Beispiele führte ihn ja dazu, uns eine Erstaunen erregende Galerie von Rettern der menschlichen Gesellschaft zu sammeln, von Odin und Mohammed bis auf Friedrich den Großen und den blutigen Tyrannen Paraguays. Aber wenn wir alle nöthigen Abstriche gemacht haben, die auf das Konto seines Temperaments, seiner persönlichen Auffassung, seines beschränkten Gesichtsfeldes kommen: welche Faktoren des großen Problems können von allgemeinerer Tragweite oder von größerer Beständigkeit sein als die beiden von Carlyle so mächtig hervorgehobenen: des Menschen äußeres Bedürfniß nach einer geistigen Führerschaft und sein inneres Bedürfniß nach ehrfürchtigem Gehorsam?

Wer Carlyles Lehre aristokratisch nennt, kann sie damit weder widerlegen noch herabsetzen. Der Faktor der Aristokratie kann sicher nie aus dem Gesellschaftssystem entfernt werden, ohne daß dadurch die menschliche Gesellschaft selbst zerstört wird. Die Welt darf wohl dankbar dafür sein, daß in einer Zeit, die die Wichtigkeit dieses Faktors so sehr unterschätzte oder seine Bedeutung rundweg leugnete, sich ein so tapferer Kämpfer als sein Vertheidiger einstellte. Aber Tennyson hat gesagt; God fulfills himself in many ways, lest one good custom should corrupt the world. Das war Carlyles Gedanke, ehe es Tennysons wurde.

Die wichtige Lehre von des Menschen Sehnen nach einer geistigen



Führerschaft führte auf dem Weg ihrer schlüpfrigen Folgerung, dem göttlichen Recht der Könige, direkt zur Apotheose der Tyrannei. Sie mußte von der entgegengesetzten Lehre und Wahrheit des göttlichen Geistes jedes einzelnen Menschen berührt und von der Nothwendigkeit einer individuellen Initiative, der Pflicht zum Selbstvertrauen vertheidigt werden. Der Prophet dieses individualistischen Glaubens war Emerson, der aufrichtige Bewunderer und beständige Freund Carlyles. Sonderbar genug: die philosophische Basis Beider war identisch: der Mensch ist Geist und göttlicher Natur; nur gehorsames Beugen unter den Himmelsbefehl erhebt ihn zu einem besseren Leben und kann ihn erlösen. Der Eine dachte nur an eine Aufforderung von außen, die Stimme einer von Gott berufenen Führerschaft. Der Andere, der nur an das Individuum dachte, wollte nur die ruhige, leise Stimme des Inneren hören. Weil sein königlicher Held nicht erschien, wenn er besonders nöthig war, oder weil man ihm bei seinem Erscheinen widersprach und die Dummheit der Menschen sein Wirken vernichtete, sank Carlyle tiefer und tiefer in den Sumpf der Verzweiflung. Emerson aber strahlte von Hoffnung und war stets überzeugt, daß des Menschen Seele immer mit dem Allgeist und der Quelle allen Lichtes verbunden ist. Wahr ist, daß es in seiner Zeit und in seiner unmittelbaren Umgebung viele Umstände gab, die den Auftrieb seiner Gedanken beschleunigten. Der Nation, von deren Leben er ein Theil war, bescherte die Morgenröthe der Jugend ein rasch wachsendes Bewußtsein unbeschränkter Möglichkeiten und zukünftiger Größe, denn aus ihren überreichen Quellen hatte man bis dahin kaum geschöpft; ihre geräumige Freiheit, ihre ungelösten Probleme, die bunte Mannichfaltigkeit des Landes luden jeden strebenden Geist ein, zu kommen und zu besitzen. Ohne Zweifel waren diese Dinge mitbestimmend für die Art, wie Emersons starke Stimme des Glaubens und des Muthes gehört und vernommen wurde. Aber seine Hoffnung war fern von der flachen amerikanischen Selbstgefälligkeit, die uns so oft in der Gegenwart wahrer Weisen erröthen läßt. Sie entsprang keiner besonderen Epoche, keinem besonderem Umstand, sondern der unumstößlichen Ueberzeugung, daß Gott selbst jedes Menschen Seele leitet; und Gott kann ihn nicht ins Verderben führen. Es ist eine in größerem Maße erhabene und geistige Lehre als die Carlyles; aber deshalb ist auch ihre direkte Anwendung um so schwieriger in einer Welt, die nicht dem Geist, sondern der Materie gehört.

Die Hauptschwierigkeit des carlylischen Systems war: den königlichen Helden zu finden, auf den Thron zu setzen und vor der Kriecherei und Schmeichelei der Menge zu bewahren. Die Schwierigkeiten, die sich einer allgemeinen Anwendung des emersonischen Systems entgegenstellten, lagen viel tiefer und waren deshalb viel schwerer zu beseitigen.

Zuerst beschäftigt sich Emerson nur mit dem Individuum. An die



menschlische Gesellschaft denkt er nur da, wo sie auf den Geist des Individuums reagirt. Das wirkliche Leben ist allein das geheime Leben des Gedankens. Die menschlische Gesellschaft bietet dem Denker kaum mehr als eine Bühne, die er von Zeit zu Zeit benutzen kann, wenn er seine einsame Zelle verläßt, um den Werth seines Gedankens dadurch zu prüfen, daß er ihn verwirklicht sieht. Die Geschichte, die Kunde von der Thätigkeit der menschlichen Gesellschaft, hat für ihn keine Kraft der Direktive. Sie vermag der Seele des Individuums allerhöchstens an konkreten Beispielen gewisse Züge ihres eigenen göttlichen Vorzuges zu zeigen, die vielleicht vergessen wurden. Geschichte ist ihm in der That nichts Anderes als ein Spiegel, in dem der Mensch nur sein eigenes Bild sieht. An fremden Orten und in der Kunst findet er nichts als Das, was er selbst bei sich trägt. Ein Land zu regiren, ist die Aufgabe der Schreiber und gehört an deren Bulte. Besserungen, selbst eine gigantische Reform wie die Abschaffung der Sklaverei, erregen in Emerson nur die matteste Aufmerksamkeit. Die mit ihnen unvermeidlich verbundenen hitzigen Leidenschaften sind eben so große Uebel wie die durch sie bekämpften. Und so steht der Leser denn in einer verkehrten Welt, wo der Theil größer ist als das Ganze, wo Eins schwerer wiegt als Alles.

Ein großer Theil dieser Verwirrung kommt aus Emersons Vorliebe für schneidende Paradoxa, aus seiner eingefleischten Gewöhnung an launische Uebertreibung. Doch die Lehre selbst war durchaus esoterisch und konnte nur von schon erleuchteten Seelen begriffen und befolgt werden. Anderen (dem Durchschnittsinnenmenschen, wie Arnold ihn nennt) ist ihr Fundament eben so unverständlich wie die Worte, in denen er sie ausspricht. „Handle nur nach Deinem eigenen Impuls“. „Gehorche Deinem Herzen“: mußten solche Mahnungen die Masse nicht schrecken? „Wenn aber das Licht in Dir Finsterniß ist, wie groß wird dann die Finsterniß selber sein!“ Wer jede äußere Autorität leugnet, kommt in die Gefahr des Antinomismus. Emersons Antwort auf diese Kritik ist charakteristisch: Wenn Jemand glaubt, daß diese Vorschrift nicht streng genug ist, so möge er versuchen, sie nur im Verlauf eines einzigen Tages einmal genau zu befolgen.

Aber keine dieser Kritiken kann die wesentliche Wahrheit der Vorschrift erschüttern oder ihr klares Abbild in dem Charakter und Leben Emersons verdunkeln. Eben so wenig können sie den Pegel der Hochfluth von Muth und Streben herabsenken, die vielleicht für die Meisten von Denen, die auf ihn hörten, das wichtigste Ergebniß seiner Prophetie war. Ich kann mir nicht denken, daß eines aufrichtigen Menschen Seele durch irgendeine von Emersons Auffassungen der Wahrheit mißleitet worden ist; nur schale Köpfe konnten seinen edlen Individualismus so thöricht und selbstisch verzerren, wie wir es leider erlebt haben.



Keine der beiden Lehren war neu; beide waren alt, so alt wie das erste Grübeln über die Aufgabe des Menschen. Beide Philosophen forderten Gerechtigkeit als die einzig mögliche Erlösung, forderten göttliche Leitung auf dem einzigen Weg eines ehrfurchtvollen Glaubens. Aber in der Ueberzeugung des Einen war es göttliche Leitung für die Masse der Menschen und deshalb mittelbar, Fleisch geworden in menschlicher Führung; nach der Ueberzeugung des Anderen war es göttliche Leitung für das Individuum und deshalb unmittelbar, eine deutliche Offenbarung Gottes. Die Haupteigenschaft des Einen war werththätige Kraft; die des Anderen charaktervolles Denken. Jede der beiden Lehren ist einseitig und jede wendet sich an eine bestimmte Gruppe von Menschen: keine der beiden Lehren genügt allein zur Erlösung des Menschen. Foubert drückt es elegant aus: „Macht und Recht sind die Herrscher dieser Welt; aber die Macht herrscht, ehe das Recht fertig dasteht.“ Diese beiden Propheten mit einander in Einklang zu bringen, die Leitstrahlen zu finden, die diese Brennpunkte verbinden, so daß von ihnen die richtige Bahn menschlichen Fortschrittes näher bestimmt werden könne, war eine Aufgabe, die Anderen aufbewahrt war. Einer davon war Ruskin.

Er theilte mit Carlyle schließlich die Ueberzeugung, aber er war von milderem Temperament; vor unveränderten sozialen Zuständen mußte er wohl ein Jünger und Befenner Carlyles werden. Unvermeidlich war aber auch, daß eine so ganz anders geartete und geleitete Persönlichkeit von so viel größerer Erfahrung Carlyles strenges und dürres Evangelium der Arbeit merklich milderte. Auch Ruskin begriff das Bedürfniß nach geistiger Führung; aber er sah auch, was Carlyle übersehen hatte: das Bedürfniß nach Selbsthilfe und persönlicher Initiative. Er hatte einen festen Glauben, der ihn sowohl von Carlyles Verzweiflung wie auch von der daraus entspringenden Unthätigkeit fernhielt. Die Führung, die seiner Ansicht nach die Welt erlösen sollte, zeigt sich nicht konzentriert in wilden Ausbrüchen von meteorischem Glanz, die schnell wieder dem alten Dunkel weichen, sondern vertheilt in verschiedener Stärke in jedem Herzen wohnend, das aufrichtig Wahrheit und Recht liebt. Die Welt vor seinen Augen erschien schlimm genug, aber er hatte nicht die Absicht, die Hände verzweifelnd in den Schoß zu legen oder die Verwirrung durch nutzloses Jammern und Anklagen noch zu mehren. Besser schien ihm, jedes aufrichtige Gemüth im Bereich seiner Stimme aufzurufen, sich muthig auf die Seite der Ordnung und des Rechtes zu schlagen und nach jeder erreichbaren Art von Führerschaft zu streben, bis es selbst einst durch militärischen Gehorsam so weit gebracht sei, daß es an dem ihm zugewiesenen Platz im Heer Gottes die Führung übernehmen könne.

Die Milderung, die Ruskin hier dem System Carlyles angedeihen läßt, ist in mancherlei Beziehung wichtig. Erstens verheißt sie eine beständige Besser-



ung der menschlichen Gesellschaft statt eines wilden Paroxysmus von Reformen mit langen auf ihn folgenden Perioden von Muthlosigkeit und Rückfall. Sie erlaubt ferner eine beständige Organisation der Gesellschaft, die sich immer von innen heraus erneut, statt einer momentanen Gestaltung aus einem Chaos durch Gewalt von außen, einer Aufgabe, die gewöhnlich Carlyles Helden erschöpft, ehe er viel geleistet hat. Aber da nach Ruskin alle Glieder der menschlichen Gesellschaft Theil an ihr haben, so ist sein Plan wahrhaft erzieherisch für Alle und nicht ausschließlich auf Zwang begründet. Sein System, obgleich im Grunde eben so aristokratisch wie Carlyles, weist nach der entgegengesetzten Richtung; während Carlyles Interesse ganz dramatisch wirkt und die Bühne, mit der Person des Helden und seinen Thaten als Mittelpunkt des Schauspieles, zu suchen scheint, ist Ruskins System praktisch und auf den Nutzen der Gesamtheit gerichtet.

Ruskin sah klar (auch hier im Gegensatz zu Carlyle), daß Arbeit allein dem Bedürfniß des Menschengesistes nicht genügen kann. Auch nicht die von ehrfürchtigem Gehorsam geleistete Arbeit; selbst sie ist nicht besser als Sklaverei. Der Arbeiter braucht Freude an der Arbeit und ihren Früchten. Wenn wir nicht leider daran gewöhnt wären: mit welchem Grauen würden wir eine Einrichtung der menschlichen Gesellschaft betrachten, die ohne Rettung ihre Glieder zu hoffnungsloser Arbeit verurtheilt, zu einer Arbeit, die den Körper tötet, wie es die Arbeit in der grimmigen Hitze vor dem offenen Rachen des feurigen Ofens mit seinen giftigen Dämpfen thut; oder zu einer Arbeit verdammt, die den Geist durch nimmer endende Monotonie und kleinste Verrichtung tötet, wie es in vielen Unterabtheilungen fabrikmäßiger moderner Maschinenarbeit geschieht; oder zu einer Arbeit, die den Körper und den Geist tötet und die so schlecht bezahlt wird, daß die äußerste Anstrengung nicht zum Lebensunterhalt ausreicht! Dieses entsetzliche Uebel hatte Carlyle gesehen, hatte es mit feurigem Griffel auf einem Grunde eingegraben, der so schwarz war wie die Festungmauern der Hölle; und damit hatte er sich begnügt. Ruskin fing an, alles Menschenmögliche zu thun, um dem Uebel abzuhelpen; er widmete dieser Arbeit die ganze Kraft seiner Mannesjahre und opferte ihr ein Vermögen, das für seine Zeit nicht gering war. Er wollte das Gewissen der indifferenten Menge wecken und sie an die Verantwortlichkeit für vergossenes Bruderblut erinnern. Daß that er in einer Reihe von Aufrufen, die an Ernst und leidenschaftlicher Beredtsamkeit ihresgleichen in unserer Literatur nicht haben; in Zornausbrüchen, die seinen Namen mehr als alles Andere bekannt gemacht haben. Er wollte die Trugschlüsse der landläufigen Wirthschaftslehre nachweisen und die Verderbtheit der kommerziellen Moral zeigen, mit denen sich eine auf grausames Unrecht bedachte Habsucht zu decken suchte. Und er wollte den Charakter eben so wie die Lage des Arbeiters verbessern; durch Anleitung zur Selbst-



hilfe. Er hat Schulen gegründet, Museen, Versuchsstationen, Zufluchthäuser; hat ein ganzes Gehilfenheer geworben und gedriht; gelehrt, geplant, gesprochen, geschrieben, bis das erschöpfte Herz und das fiebernde Hirn es nicht länger ertragen konnten. Er ruht nun aus von seiner Arbeit, aber seine Werke folgen ihm nach: Toynbee Halls, College Settlements, Arbeiterclubs und Vereinigungen gleichen Zweck überall in England, Amerika und Australien.

Meine Darstellung des Antheils, den Ruskin an dem Versuch hatte, das Menschenproblem zu lösen, wäre nicht vollständig, wenn ich nicht seine Forderung erwähnte, der Schönheit müsse ein breiter Raum im menschlichen Leben erobert und sie dadurch in engere Beziehung zum Charakter des Menschen gebracht werden. Das hatten Wordsworth und andere Dichter vor ihm gethan und auch Emerson war dieser Gedanke nicht fremd; aber Keinem war es vor Ruskin gegeben, mit solcher Wirkung die überall die Welt beherrschende Schönheit zu zeigen: Blumen, Vögel und Bäume; Thal, Ebene und Berg; Fluß, See und Himmel. Nach diesem Ziel strebte er auf dem Wege der Kunst; und seine ganze literarische Thätigkeit scheint nur Kunstkritik. Aber während die Schönheit der Kunst in sein System einbegriffen ward, ist ihm doch die Kunst nur ein Abriß, ein Auszug der Natur, einer begabten Menschenseele verständnißvolle Erklärung irgendeines Lichtstrahls, der ihrer transszendenten Schönheit entschlüpft; werthvoll zwar, doch nur so weit, wie sie unsere blöden Augen befähigt, von nun an in der Natur zu sehen, was ihnen sonst verborgen geblieben wäre. Nie zuvor wurden so viele bisher blinde Augen sehend, belebten sich so viele stumpfe Sinne, zeigte sich so viel bewußte Freude an der Herrlichkeit dieser schönen Welt, wie nach dem Erscheinen des ruskinischen Werkes über die modernen Maler geschah.

So scheint Ruskins Leistung eine Milderung der beschränkten Lehre Carlyles, ein Beleben ihrer Dürre durch die Einführung wesentlicher Faktoren: Heiterkeit, Hoffnung und Selbsthilfe, und durch mannichfache Beleuchtung ihrer Brauchbarkeit für alle menschlichen Gesellschaftsklassen. Hierbei hatte er sich, wie wir gesehen haben, gewisser wichtiger Elemente aus Emersons Lehre bedient; es ist unnöthig, anzunehmen, daß er sie von Emerson übernommen hat. Doch war Ruskins Milderung eine Annäherung an Emersons Standpunkt. Aber auch seine Lehre bedurfte der Milderung; sein Leben des Geistes mußte aus seiner öden Einsamkeit in den Strom des Weltenlebens treten, ihn erfüllend und von ihm getränkt; sein Individuum mußte veranlaßt werden, seine Pflichten gegen die menschliche Gesellschaft anzuerkennen; und seine von ihm beanspruchte Freiheit, die jeden Augenblick in Antinomismus und Anarchie umzuschlagen drohte, mußte ihre bestimmten Grenzen kennen lernen.

Der Mann, der diese Milderungen herbeiführen sollte, war Matthew Arnold. Tief durchdrungen von griechischer Heiterkeit, Intelligenz und ver-



nünftiger Selbstbeherrschung, war er tief verletzt und beleidigt durch die Unvernunft, Launenhaftigkeit und Maßlosigkeit, die sich überall im Charakter und Leben des Engländers zeigten; am Schlimmsten dünkte ihn in der englischen Literatur der völlige Mangel an irgendeinem gesicherten Maßstab für den Geschmack oder selbst für den Verstand. Selbst die größte Begabung konnte da den Menschen kaum davor bewahren, überspannt und launenhaft zu werden, nicht zu ahnen, was anderswo gedacht und gethan worden war, und auf diese Weise seinen Schweiß an Arbeiten zu vergeuden, die niemals Erfolg haben konnten. Popularität war kein Merkmal ungewöhnlicher Eigenschaften, wenn es auch allgemein dafür galt. Der Spruch der englischen Kritik war belanglos, eben so launenhaft und unsicher wie das von ihr behandelte Werk; er kündete ja nur orakelmäßig des unvernünftigen und unwissenden Kritikers Urtheile und Vorurtheile. Was war zu thun? Wie war ein richtiger Maßstab der Vortrefflichkeit zu finden, wie die Ausschreitung persönlicher Urtheile und Bestrebungen im Zaum zu halten? Arnold beantwortete diese Frage, indem er behauptete, daß die höchstmögliche Annäherung an das absolute Maß der Vollkommenheit auf irgendeinem Gebiet menschlicher Thätigkeit von dem übereinstimmenden Urtheil der Sachverständigsten bescheinigt werde. Das Urtheil jedes „Besten“ trägt das Gepräge der Intelligenz und Gerechtigkeit: die Stimmzettel anderer Art werden leicht entdeckt und für ungiltig erklärt.

Diese Methode, kann man sagen, ist ja nichts Anderes als die Methode des Gesunden Menschenverstandes, eine Methode, die seit Anfang der Welt angewandt wurde und jeden bis jetzt gemachten Fortschritt bewirkt hat. Richtig. Aber sie war verloren oder vergessen und mußte aus dem Schutt gegraben werden. Auch war eine neue Definition des Begriffes „Die Besten“ nöthig, eines Begriffes, der so leicht mißverstanden und verkehrt werden konnte.

Arnold fing mit Literatur an; aber bald stellte sich heraus, daß sein Interesse weniger an der Literatur als an dem hinter ihr verborgenen Leben haftete. Die Poesie wurde ihm eine Kritik des Lebens. Mit Sokrates war er überzeugt, daß ein unbeobachtetes Leben kein Leben sei. So fing er denn an, dem englischen Leben seiner Zeit die prüfende Sonde seiner Analyse und Kritik anzulegen: der Politik, der Moral, den Sitten, der Religion; der Presse, der Kirche, der Bibel; der Zukunft Irlands, der Wiederverheirathung des Witwers mit der Schwester der verstorbenen Frau. Ueberall fand er die selben Fehler: Mangel an intellektueller Gewissenhaftigkeit, ungenügendes Vertrauen in die Macht richtig gebrauchter Vernunft, Widerwillen gegen Autorität, blinde Hinnahme fertiger Begriffe und Gewohnheiten, thörichtes Behagen am „doing as one likes“. Treffend können auf Arnold selbst die Worte angewandt werden, die er über Goethe sprach:

„Physician of the iron age,  
He took the suffering human race:



He read each wound, each weakness clear,  
And struck his finger on the place,  
And said: „Thou ailest here, and here!“

Natürlich schrien sie Zeter und Mordio, als sie sein Messer und seine Sonde spürten; und das Geschrei wurde zum Fortissimo, wenn unsere Lieblingsschwächen berührt wurden.

Und wo ist das Heilmittel gegen all dieses Leid? Bildung; kein anderes Mittel giebt es. Und Bildung ist für Arnold das Streben, überall dadurch Vollkommenheit zu erreichen, daß wir auf allen uns zugänglichen Gebieten das Beste kennen lernen, was in der Welt gedacht und gesagt worden ist, und mit dieser Kenntniß unseren fertigen Begriffen und Gewohnheiten einen Strom neuer und freier Gedanken zuzuführen suchen. Bildung ist ihm nicht allein das Bestreben, die Dinge zu sehen, wie sie sind, sich einer Kenntniß der allumfassenden Ordnung zu nähern, die Absicht und Ziel in der Welt zu sein scheint und mit der fortzuschreiten des Menschen Glück, gegen die anzukämpfen sein Elend ausmacht; für ihn gehört zur Bildung auch der Entschluß, der Vernunft und dem Willen Gottes den Sieg zu verschaffen. Die Vollendung, die von der Bildung erstrebt wird, ist ein innerer Zustand des Geistes und der Seele, ein Wachsen und Werden, nicht ein Besitzen und ein Ruhen. Und da die Menschen alle Glieder eines großen Ganzen sind und die Menschennatur nicht duldet, daß ein Glied den anderen gleichgiltig, sein Wohlergehen den anderen werthlos bleibe, so muß die Humanität alle Schichten durchdringen, wenn Vollkommenheit, das Ideal der Bildung, erreicht werden soll. Vollkommenheit ist unmöglich, wenn das Individuum einsam bleibt. Es muß bei Strafe der Verkümmern und Kraftlosigkeit, falls es sich dagegen sträubt, andere auf seinem Weg zur Vollkommenheit mitführen und alles Mögliche zur Mehrung des Menschenstromes thun, der sich diesem Ziel entgegenwälzt. Und endlich sagt Arnold: „Vollkommenheit ist eine harmonische Ausdehnung aller Kräfte, die Schönheit und Werth in der Menschennatur hervorbringen, und verträgt sich nicht mit der Entwicklung irgendeiner Kraft auf Kosten aller übrigen.“ Von hier aus ist Arnolds Uebereinstimmung mit Emerson deutlich erkennbar. Beide suchen innerliche Vollkommenheit; aber Arnold zeigt (im Gegensatz zu Emerson), daß die Pflanze der Vollkommenheit nicht in vacuo gezogen werden kann, sondern nur auf dem Boden menschlicher Gesellschaft, und daß sie nur auf einem Erntefeld zu gedeihen vermag, das bis ans Ende unserer Erde wogt.

Das Leben, das sein Wachsen fördert und leitet, benennen Beide mit dem selben Namen der Vernunft; und Jeder der Beiden fügt seine eigenen sinnverwandten Ausdrücke hinzu. „Die Vernunft und die Seele, die allen Menschen gegeben ist,“ sagt Emerson. „Die Vernunft und der Wille Gottes“,



sagt Arnold. „Der Wille Gottes“ ist Arnold, wie Tennyson, nichts Anderes als „die immer größer werdende Absicht, die sich durch die Zeiten verbreitet“; eine Idee, deren wir uns nur bewußt werden, wenn wir anfangen, ihr Entfalten zu beobachten. Etwas, das beansprucht, der Wille Gottes zu sein, können wir aber nur dann sicher dafür nehmen, wenn wir sehen, daß es mit der bestimmten Kurve menschlichen Fortschrittes zusammenfällt. In der That wiederholt Arnold nur die eindringliche Mahnung, die lange vorher Johannes ergehen ließ: „Ihr Lieben, glaubet nicht einem jeglichen Geist, sondern prüfet die Geister, ob sie von Gott sind, denn es sind viele falsche Propheten ausgegangen in die Welt“. Solche Vorsichtsmaßregel finden wir in Emersons Schriften nicht. Beide Männer blieben jedem System praktischer Reform fern und standen ziemlich auf dem selben Standpunkt. „Alle wirkliche Reform ist geistiger Art und nicht durch äußere Umstände verursacht und das geistige Ziel wird im Getümmel und Kampf der praktischen Reform oft aus dem Auge verloren.“ Aber mit dieser Beiden gemeinsamen Ueberzeugung verbindet sich in dem einen Fall ersichtlich ein entschiedener Mangel an Interesse für wirkliche Thätigkeit und in dem anderen ist das Interesse an thätiger Wirkung so groß und so objektiv, daß sich der Denker von jeder eigenen Thätigkeit löst, um ihre Wirkung noch schärfer beobachten und ihr Resultat sicherer bestimmen können.

Was also sagen die Vier uns?

Der Mensch, spricht Carlyle, ist Geist und bestimmt, der Vollkommenheit Gottes theilhaft zu werden. Damit dies Ziel erreicht werde, wird Gottes Hilfe dem Menschen in der Form begeisterter Führerschaft gewährt, der er Ehrfurcht, Gehorsam und Arbeit zu zollen hat.

Gottes Hilfe, spricht Emerson, wird dem Menschen durch direkte Erleuchtung seines individuellen Geistes gewährt; seine Pflicht ist, zu denken, sich frei zu fühlen, sich selbst zu vertrauen.

Die der menschlichen Gesellschaft gewährte Führerschaft, sagt Ruskin, ist nicht nur gelegentlich, autokratisch und äußerlich, sondern beständig, allumfassend und allerziehend. Der geforderte Gehorsam ist nicht ein blindes Weichen vor der Gewalt, sondern ein liebevolles Bestreben, sich zu vervollkommen. Und Arbeit ist nicht die mühsame Anstrengung, unser Leben zu fristen, sondern das Mittel zur Erlangung der Freude, die uns bestimmt ist: der Freude an einander, an der Natur, an der Vernunft. „Der Mensch lebt nicht allein vom Brot, sondern von einem jeglichen Worte Gottes.“

Gott, sagt Arnold, spricht deutlich genug für unser Inneres: aber wir müssen sicher sein, daß es Gottes Stimme ist, die wir hören, und nicht irgend ein Widerhall unserer eigenen Träume und nichtigen Gedanken. Unsere persönlichen Eindrücke müssen deshalb geprüft und berichtigt werden durch das Wort Gottes, wie es deutlich und unverkennbar auf den Blättern der Ge-



schichte verzeichnet und in den Aussprüchen der Denker enthalten ist. Und nur auf dem Weg einer allseitigen Entwicklung unserer Natur und der des Nächsten können wir je vollendetes Menschenthum erreichen: „das Maß der Größe von Gottes Herrlichkeit.“

Berkeley in Kalifornien.

Professor Cornelius Beach Bradley.



## Der ruhige Hain.

### I.

So abendliche Freude ist in mir,  
Der Himmel sprüht, es singen Baum und Quellen,  
Daß meine Seele, von besonnten, hellen  
Traumländern leicht umhegt, Glanz ist und Zier.

Gottvater spielt mit vielen, kühlen Bällen  
Ein Spiel am stillen Zelt. Wir aber, wir  
Sind wie die Kinder ruhig, nun sich hier  
Dem müden Tag der Abend will gesellen.

Es hat ein Weg zu seinem Ziel gefunden.  
Erhebend lausch' ich. Ist dies Wunder mein,  
Daß sich aus Rosen flücht das Band der Stunden

Und dieses Herz so lächelnd soll gefunden?  
Ganz nahe fühl' ich einen guten Hain,  
Drin Blumen werden aus den tiefen Wunden.

### II.

Nun die Gärten schlafen, Glocken läuten,  
Himmelblaue Glocken, leicht und hell,  
Kommt die Nacht, ein freundlicher Gesell.  
Schöne Nacht, was willst Du mir bereiten?

Duft und leise, windverwehte Kühle  
Bindet ihren Abendkranz zum Traum.  
Alles still schon. Selber ahn' ich kaum,  
Wie beglückt ich mich und ruhig fühle.

Gleichklang, lautlos, friedevoll, bewegt  
Eines Herzens nachtgebundene Flügel,  
Denn, ein Vogel, singts, wenn es noch schlägt.

Nur der See, der mondlichtsilbern schäumt.  
Und verwundert schau' ich so im Spiegel  
Einen stummen Mund, den Lächeln säumt.



## Georg Engel.

**V**on Georg Engel ist ein neues Büchlein erschienen („Der verbotene Rausch“), das (ich will nicht sagen: eine ganz neue Art inaugurirt, aber) ein Genre pflegt, das in Deutschland nicht sehr üblich ist und doch verdient, Bewunderer zu finden. Vielleicht könnte man es am Besten als Burleske mit weichem Gemüthston bezeichnen. Man erwartet vielleicht ganz Anderes, wenn man den Titel dieses neuen Buches liest, und kommt auch zu einer falschen Auffassung, wenn man die Umschlagszeichnung betrachtet: einen Bock, der gegen einen Baum anstürmt, auf dessen Ast ein nacktes Frauenzimmer sitzt. Aber diese Umschlagszeichnung ist eben so wenig für das Buch maßgebend, wie sein Titel (zugleich der der ersten Geschichte) Tendenz und Art der Erzählungen wiedergiebt. Es sind sechs Geschichten, von denen zwar die erste, nach der das Buch genannt wird, und eine zweite, „Christin-Dörthes Verlobung“, ein ziemlich grober, aber ganz lustig erzählter Schwank, aus dem Rahmen fällt; die übrigen vier dagegen schildern den glücklichen Ausgang einer Liebe, der schwere Gefahren drohen. Bald ist es ein hartherziger Vater, bald ein schwachmüthiger Bräutigam, bald eine zage Frauenseele, bald die Verschiedenheit der Religion, die Schwierigkeiten bereiten; aber überall werden die Hindernisse besiegt. Ich widerstehe nur ungern der Versuchung, diese niedlichen Geschichten mit ihrem humoristischen und gelegentlich gruseligen Beiwerk zu erzählen; aber ich möchte durch solche Berichterstattung den Lesern den Genuß nicht vorwegnehmen, der sie erwartet. Als kleine Meisterstücke bezeichne ich geradezu: „Die verbotene Ehe“ und „Das verbotene Stück“. Denn wenn auch eine dritte Erzählung, „Onkel Bötel“, die Geschichte eines alten, drolligen, aber seelenguten Rauszes, der als Schatzgräber und Heirathvermittler vorgeführt wird, gewiß ihre großen Vorzüge hat, so finde ich die beiden ersten Geschichten doch wesentlich werthvoller: die eine, in der ein junges protestantisches Mädchen, die Tochter einer katholischen Mutter, mit einem jüdischen Schmied sich zusammenfindet, obwohl die Geistlichen aller drei Konfessionen dagegen protestiren; die andere, in der eine resolute Schmierendirektrice ein dem Wachtmeister bedenklich erscheinendes Stück, „Die Folgen der Liebe“, nicht nur zur Aufführung frei bekommt, sondern auch den Wachtmeister heirathet und mit Beihilfe des Landrathes und des Publikums einen renitenten Bäckermeister zwingt, seine schöne Tochter einem Schauspieler zur Frau zu geben. Trotz allen Absonderlichkeiten, die erzählt werden, geschieht doch niemals etwas Unmögliches, bei allen Ausfällen gegen die Träger der religiösen und politischen Gewalt kommt es doch nie zu einer allzu scharfen Wendung, bei aller Neigung zur Burleske finden wir so viel richtige Beobachtung und einen so innigen Gemüthston, daß gewiß Alle an diesen kleinen Erzählungen ihre Freude haben werden.

So erfreulich aber auch dieses neue Buch ist: es giebt noch keine volle Vorstellung von Engels Talent. Will man dieses erkennen, so muß man seine Romane „Hann Alüth“\*) und „Der Reiter auf dem Regenbogen“\*\*) lesen.

Georg Engel ist ein Greifswalder. Der Vaterstadt, „der lieben, guten, alten Frau“, hat er ein stimmungvolles Gedicht gewidmet, das am Anfang des Romanes

\*) Zweiundzwanzigste Auflage. 2 Mark. \*\*) Achte Auflage. 4 Mark. Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ebbow, Berlin W. 30.



„Hann Klüth“ steht. Es schließt mit den Worten: „Vergiß mich nicht, ich werd' Dich nie vergessen!“ Getreu diesem Satz läßt er seine Romane in der alten Stadt selbst und in der greifswalder Küstengegend spielen. Seeleute sind seine Helden. Aber nicht kühne Seefahrer, die weite Meere durchschiffen, sondern Küstenbewohner, die an dem Boden kleben und durch Fering- und Fischfang ihre oft kärgliche Nahrung erwerben. Neben dem Dorf mit seinen einfachen, schlichten Bewohnern die Stadt mit ihrem Luxus und ihrer Verführung; ein Gegensatz zeigt sich, wie er bei manchen Bauernschriftstellern, etwa bei Jeremias Gotthelf, hervortritt: die Schädigung, die der Dörfler erlebt, sobald er in die Stadt kommt. Doch fehlt die pastorale Tendenz, das lehrhaft Moralisirende, das solchen Schriftstellern oft eignet.

Der gewöhnliche Romanleser, der im „Hann Klüth“ große Spannung verlangt und entweder ein tragisches Ende des Helden erwartet oder als sein gutes Recht fordert, daß sie „sich kriegen“, wird einigermaßen enttäuscht werden; der ästhetisch Empfindende, dem das „Wie“ über das „Was“ geht, wird sich des Buches herzlich freuen. Der Held ist eine Prachtgestalt. Gewiß, mit seinen plumpen Manieren, mit seinem langsamen Denken und seiner ungesüßen Sprache, kein Heros nach der Vorstellung junger Mädchen, aber ein Mensch, bei dem Geist und Herz edel und groß sind, voll Muth in schweren Augenblicken, voll treuer Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten, voll inniger Liebe für Alle, die er einmal ins Herz geschlossen hat. Man könnte versucht sein, es dem Dichter als einen Fehler anzurechnen, daß er Hanns Braut, die liebliche, thatkräftige, das Wesen ihres Bräutigams voll begreifende Tochter eines Schulmeisters, die den Beruf einer Krankenschwester erwählt, spurlos verschwinden läßt, namentlich, da er selbst nicht verhehlt, daß diese beiden Menschen, deren zartes Verhältniß und Zusammenleben ungemein poetisch dargestellt sind, trefflich zu einander passen; aber er will gerade zeigen, daß für ein so elementares Wesen wie Hann Klüth nicht die lieblich beruhigende Neigung, sondern die stürmische, verzehrende Leidenschaft das eigentliche Element ist. Ob Lise, der eine solche Leidenschaft wird, sie versteht und erwidert: danach hat der Dichter nicht zu fragen; für Hann ist diese Liebe etwas Dämonisches, dem er unterliegt, und die Szenen, in denen das Mädchen die Liebe abweist, entsprechen gewiß mehr ihrem Charakter als die etwas schwächliche Art, in der zuletzt eine Aenderung dieses schier unbeugsamen Wesens vorbereitet zu sein scheint. Und alle Nebenfiguren: ein Riesenpaar, ein taubstummer Fischer mit seiner Gattin, ein verrückter Kapitän, ein lügenerischer Vootse, der mannichfach in die Handlung eingreift, Hanns Stiefvater und seine Mutter, die beiden Brüder, der schon erwähnte Kaufmann und ein Pastor, die Mitglieder eines reichen Fabrikantenhauses in der benachbarten Stadt, ein älteres Fräulein, eine Handarbeitlerin, bei der Lise eine Weile in Stellung ist, halb Begleiterin, halb Dienerin: all diese Figuren sind vortrefflich geschildert. Wie plastisch stehen die Stübchen vor uns, die hellen Säle und die ärmlichen Hütten; wie wundervoll ist die Landschaft in Sommer und Winter, das Meer in seiner Lieblichkeit und in seiner Wuth.

Das charakteristische Merkmal des Verfassers ist die Mischung von Realismus und Romantik. Der alte Chronos wird, zum Beispiel, in der Gestalt eines Mistkutschers symbolisirt. Das erscheint zuerst lächerlich oder nur verwegen; ist aber so gut durchgeführt, daß man die Absonderlichkeit bald fast für nothwendig hält. Und diese Mischung von Romantik und Realismus zeigt auch der zweite



Roman. „Der Reiter auf dem Regenbogen“: der Titel stammt daher, daß der Held Gust Petersen selbst einmal eine Romanze mit dieser Aufschrift dichtet, in der er sich stolz als einen kühnen Reitersmann darstellt, der bei dem gefährlichen Ritt sich seine Geliebte erobert. In Wirklichkeit aber ist dieser Held ein Eroberer nur in der Phantasie (wie denn überhaupt Engels Männertypen meist schwächer sind als seine Frauentypen), ein Träumer, dem das wirkliche Leben nur Enttäuschungen bietet. Er ist ein hochbegabter Mensch, dem Mutter und Freunde, auch junge Damen eine große Zukunft voraussagen. Aber das Abiturientenexamen kann er nicht machen, weil er, von seinem Freiheitstreben verführt, Catilina als Retter des Vaterlandes preist und auch, da der Direktor ihm die Möglichkeit gewährt, den Aufsatz nochmals zu schreiben, unbeugsam bei seiner Ansicht beharrt. Diesem einen Unglück folgen manche andere. Ein Mädchen, das er schwärmerisch liebt und das ihm auch eine zarte Neigung weihet, die Tochter eines verabschiedeten Marineoffiziers, muß er aufgeben, da er vom Vater aus dem Haus gejagt wird. Er macht einen Selbstmordversuch; wird aber gerettet. Auch die Stellung in einem Antiquitätengeschäft, in der er zu den schönsten Hoffnungen berechtigt, verläßt er nach einer gemeinsam mit einer Cousine unternommenen Flucht zu einem Schmierendirektor, der eine sofortige Enttäuschung folgt. Er hungert und wird dann Sekretär eines Landrathes, eines Jugendfreundes, der die Jugendliebe geheirathet hat. Auch in dieser Stellung, obgleich er große Gewandtheit und Begabung zeigt, harret er nicht aus. Endlich scheint er das Feld zu großer Thätigkeit gefunden zu haben. Durch Briefe der Cousine, die einen Schutztruppenunteroffizier in Afrika geheirathet hat, und durch allerlei Lecture läßt er sich zu dem Glauben verleiten, für die gefährdeten Fischer in Wisby sei in Afrika ein lohnendes Feld zu finden. Er überredet sie nach vielen Mühen zur Auswanderung; ihr Führer aber kann er nicht werden, denn er erkrankt und stirbt, bevor er das Land der Verheißung gesehen hat. In der Krankheit pflegt ihn die Jugendgeliebte, die inzwischen Witwe geworden ist und die zarte Neigung für den ehemaligen Freund bewahrt hat.

Auch hier sind es nicht die Vorgänge und der Held, die dem Leser die Hauptfreude bereiten, sondern die Art der Schilderung, die Charakteristik der Orte und der Menschen. Keine gewöhnliche Schulgeschichte, wie man sie jetzt so oft liest; aber die Kontrastirung der Persönlichkeiten, des strammen Schablonendirektors und des idealen Oberlehrers, der seine Schüler zu eigener Entwicklung bringt, ist so gut gelungen, daß sie zugleich typisch wirkt. Sehr lustig sind auch die Inhaber des Antiquitätengeschäftes, die Brüder Madow, geschildert; der Eine ein geschickter Restaurator, der Andere ein Meister der Kleinkunst. Und die alte Stadt, mit ihren Gassen und Winkeln, ihrem Hafen und ihrer Umgebung, die Insel Wisby in Sonnenglanz und Sturmnacht, ihre Bewohner in träumerisch resignirtem Nichtsthun, in stummer Verzweiflung und in heller Auflehnung gegen die Obrigkeit: Das Alles ist ganz lebendig geworden.

Engels Romane und Novellen ragen hoch über das Mittelmaß der gewöhnlichen Erzählliteratur empor. Man begrüßt einen Dichter, der nicht abenteuerliche Geschichten aufischt, sondern Menschenchicksale mit reifer Kunst gestaltet.

Professor Dr. Ludwig Geiger.

Eine Probe aus dem „Verbotenen Rausch“:



## Die scheue Marik.

**S**ie habe die Geschichte von der alten Kase Stöwefand und Kase hörte sie von Marik Grapentin selbst. Deshalb ist sie wahr, denn Kase Stöwefand sprach nie ein unwahres Wort, wenn sie auch gegen dreißig Jahre gelähmt an ihrem niedrigen Fenster saß und die kleinen Kinder das „Grufeln“ lehrte, sobald sie ihnen mit ihrem gelben, zerrissenen Antlitz Gesichtes schnitt. Und das Einzige, was an Kase ein Wenig unverständlich war, bestand darin, daß sie oft ganz unvermittelt die Worte vor sich hinsprach: „Es ist halb Acht.“ Das war aber auch ganz in Ordnung, denn Kase hatte vor vierzig Jahren ihren Bräutigam durch den Seetod verloren und nun erinnerte sie sich oft an die Zeit seines schweren Scheidens und dann murmelte sie die Stunde eben vor sich hin.

Es tobte ein schweres Schneewetter, und über den gefrorenen Bodden fegte der Sturm, daß die glatte Bahn unter dem Lärm stöhnte. Ringsum konnte man gar nichts erkennen als graue Dämmerung. Da stand ich in Kase Stöwefands Stübung, in dem eine kleine Petroleumlampe brannte, und sagte: „Ich möcht' nu heirathen.“

„Ja“, nickte sie, „dann mußt Du auch einen Weihnachtbaum anstecken, denn ein Weihnachtbaum hat eine Macht.“

„Wie so, Kase?“

„Ja, und dann darf es auch keine Scheue sein, sonst geht es Dir wie Jasper Grapentin, dem Steuermann, mit seiner Marik. Das war so:

„Marik, Mariking, komm, kuck“, rief der Steuermann Jasper Grapentin, während er in den Flur seines schmuken Häuschens trat, und dabei schüttelte er sich den Schnee ab. „Kuck, Marik, hier bring ich Dich eine Tanne. Ich hab' sie im dangerower Holz geschlagen, und wenn Du sie auch nicht hast puzen wollen: heut is Heiligabend, da is so was schön. Nu steck da ein paar Lichter dran, Wachs habe ich auch mitgebracht (hier): und dann setzen wir uns drunter und denken uns was.“ Damit pflanzte der große, frische, kräftige Kerl, der schon in den Dreißigen stand, die dunkle Tanne vor seinem Weib auf, das viel jünger war als er und zart und raut und schlant wie ein ganz junges Mädchen. Das war sie eigentlich auch, da sie kaum die Achtzehn erreicht hatte.

„Na fix, Mariking!“

Die Junge sah ihn mit ihren großen, blauen Augen einen Moment erstaunt an, sagte aber weder Ja noch Nein, sondern nickte rasch und begann, sich an dem Baum zu beschäftigen. Doch dieses stumme Nachgeben war gerade das Schlimme an ihr. Es war schlimm, daß sie so zeitig geheirathet hatte und daß sie keinen eigenen Willen besaß, und vor Allem, daß sie so scheu war. Woher Das kam? Je, sie war als eine Waise bei dem Hafenmeister erzogen worden und man hatte sie streng gehalten und viel gescholten; und zuletzt wurde sie als ein halbes Kind dem Steuermann Jasper Grapentin zugeführt, weil er ein frischer Kerl war und Freude am Geld zeigte und außerdem versprochen hatte, sie auf den Damum zu bringen. Und Das that er auch auf seine Art, ganz gutmüthig und recht nachsichtig, und er wartete ehrlich, bis ihr nicht mehr Alles so fremd wäre, ihre Pflichten und das enge Beieinander und sein Vergnügen an ihr. Allein sie thaute nur langsam auf, sehr, sehr langsam.



„Ja, ja, nimm Dir keine Scheue“, meinte die alte Kase.

„Aber nun flimmerte es doch von der dunklen Tanne, es duftete nach Harz und auf dem weißen Tischtuch lagen die Geschenke, die die Gatten einander einbeschert hatten. Nur praktische Gegenstände durften es sein; für die Frau Stoff zu einem neuen Kleide, für den Mann ein Paar Fausthandschuhe. Auch war keine Ueberraschung damit verbunden, weil Alles vorher so bestimmt war. Aber nun standen sie doch vor dem weißen Tisch und es ging wie ein Behagen durch den kleinen Raum.

„Schnell, Mariking“, sagte Jasper; „nun mach die Laden vor den Fenstern zu. Dann wird es noch stiller. Und dann sind wir Beide ganz allein.“

Folgsam ging sie, wobei sie ihn mit ihren großen Augen ein Wenig von der Seite maß: was er wohl mit seinen Worten bezwecke. Und als das grüne Holz nun fest an den Scheiben lag und nur der Schnee, der zuweilen an die Scheiben pickte, die Stille unterbrach, da sagte Jasper, der sich die Hände rieb: „Nu komm, Mudding“ (es war das erste Mal, daß er sie so nannte), „nu wollen wir uns hier auf das schöne, neue, schwarze Ledersofa setzen und uns von dem Tannenbaum erzählen.“

Damit zog er sie neben sich; und die Scheue saß ganz still bei ihm mit verhaltenem Athem, denn es zog Etwas gegen sie heran, etwas Feines, Heimliches, Wohlthuendes, das sie sich nicht erklären konnte.

„Was willst Du?“ flüsterte sie nur ganz sacht; und es schien, als ob sie sich wundere, daß sie überhaupt gesprochen habe.

„Ja, Mudding“, fuhr er fort (und es war wohl nur zufällig, daß er mit seinem Arm ein Wenig den ihren streifte). „Nu sitzen wir hier zusammen und es is recht still bei uns. Aber wart man, mir kommt es so vor, als wenn es nu bald lauter bei uns werden könnt, nicht?“ Dabei ließ er wieder einen seiner Seitenblicke über sie hinfliegen.

Jedoch kaum hatte er das Wort hervorgebracht, da schreckte Marik zusammen, wurde totenblaß und später wieder siedendroth und hob die Hände gegen ihn, als ob sie sich wehren wolle.

„Mein Gott“, stammelte sie.

„Wieso?“ lachte Jasper und griff herzhast nach ihrer Hand. „Mudding, was is dabei zu schämen? Das ist doch Das, was der liebe Gott will. Das Einzige, was schad dabei is, besteht darin, daß Du . . .“ Jedoch er unterbrach sich und klopfte ihr auf den Rücken und rief in seinem muntersten Ton: „Nu, Mudding, so viel haben wir lange nicht zusammen gesprochen. Wahrhaftig, so viel, daß mir davon ganz trocken in der Kehle“ geworden is. Wie wärs, wenn Du jezt was zu trinken gäbst? Aber Du hast wohl blos wieder Deinen Kaffee?“

„Nein“, flüsterte sie rasch, „ich hab' für Dich Grog gemacht.“

„Grog?“ wiederholte der Steuermann, über ihre Aufmerksamkeit völlig verblüfft. „Wahrhaftig, Mudding, richtigen Grog? Daran hast Du gedacht? Oh, paß mal auf, Mudding, es wird noch, es wird noch Allens richtig; es steckt so viel Gutes in Dich.“ Dabei war er aufgesprungen und nahm ihr das warme Wasser ab; und nun brachte sie Gläser herbei mit Zucker und Rum drin und goß ein.

Jasper mußte zusehen, wie sie Alles bereitete, und als sie den Arm hob, da sah er auch, wie fein und kindlich er war. „Mudding“, rief er plötzlich, nach=



dem er das erste Glas gekostet, „Du bist wie ein Weihnachtspüpping. Und der Muth, ja, der wird Dir auch schon noch kommen. Nu trink!“

Da trank sie wirklich, und als ihr das Blut davon in den blassen Wangen zu schimmern begann und als in den blauen Augen dunkle Flämmchen zuckten, da fuhren tolle Gedanken durch Jaspers Seele, bis er plötzlich ihre Hand ergreifen mußte, um ihre Finger mit einer schnellen Bewegung seinem Ohr zu nähern.

„So, Mudding, da kneifst Du nu mal rein und in den Bart da zupfst Du mich auch. Du mußt nu endlich merken, daß Du eigentlich der Stärkste hier bist. Ja?“

Wirklich spürte er ihre Finger an seiner Haut, und trotzdem sie nur immer bat: „O Jasper“, ließ er nicht ab.

„Nu lach’ auch, mein Rinding,“ bettelte er förmlich. Da geschah etwas Wunderbares. Hell und jung lachte sie plötzlich. Und es war ein so ungewohnter Ton, daß der Steuermann in die Höhe fuhr, als wollte er erforschen, woher der Laut gedrungen sei.

„Das kannst Du?“ kam es ungläubig von seinen Lippen, „Das kannst Du?“

„Maß up!“ klang von draußen aus dem Schneewetter eine Stimme dazwischen.

Aus seinen Träumen gerissen, öffnete Jasper. Auf dem Flur stand der Postbote, der ihm einen Brief entgegenhob. „Aus Wismar“, brummte er. Dann klingelte die Glocke an der Hausthür und der Eindringling war wieder verschwunden.

Wieder waltete Stille. Der Steuermann saß am Tisch und las. Die Lichter des Baumes waren fast herabgebrannt und Jasper war so vertieft, daß er kaum merkte, wie aufmerksam und gespannt dieses junge Kind, das sein Weib war, sein Thun verfolgte.

Endlich löste sich eine Frage von ihren Lippen, kurz und gepreßt: „Jasper, nimmst Du nun doch den Vorschlag an?“

Er hob sein Haupt, seine Augen leuchteten ihren eigenen stählernen Glanz, den sie stets wiesen, wenn von Geldeswerth die Rede war.

„Marik“, entgegnete er gedämpft, „zweihundert Thaler den Monat und zum Schluß tausend Mark zum Geschenk! Das wird mir nie wieder geboten.“

„Und wie lange bleibst Du?“

„Oh“, meinte er leichtlin, „knapp zwei Jahr“. Und dort oben in die Eisgegenden kann ich Alles sparen. Paß auf, Mudding: ich komm’ als ein reicher Mann wieder. Und dann zahl’ ich an auf einen eigenen kleinen Dampfer und dann bist Du Frau Kapitän. . . Du sagst ja gar nichts?“

Aber sie schwieg. Und Das war wieder das Schlimme, daß dieß laut pochende Herz nicht reden konnte.

Sie setzte sich in eine Ecke, und während er sich von Neuem über das Schreiben beugte, starrte sie in die verendenden Lichter hinein und lauschte auf das Schimmern in ihrer Brust und hörte, wie auf dem Bodden das Eis knackte, scharf und brechend wie ein Wehlaut.

. . . Nach vier Jahren kehrte Jasper Grapentin heim. Sein Schiff war dort oben eingeeist gewesen, so daß man nichts von ihm gehört hatte.

Es war ein älterer Mann, der da eines Morgens an die Thür klopfte, ein Wenig geneigt, mit Furchen auf der Stirn und mit einem langen Vollbart, der



an den Spitzen einen silbernen Saum aufwies. In der Hand trug der Mann eine winzige kleine Tanne.

„Guten Morgen“, sagte der Eintretende und stutzte, als ein kräftiges, biegsames Weib mit einem etwa dreijährigen Mädchen vor ihm stand: „Bist Du Marit?“

Sie antwortete, während sie ihn befremdet musterte, mit lauter, klarer Stimme: „So heiß' ich; aber was wollen Sie hier? Ich brauche keinen Weihnachtsbaum.“

„Ja, Marit“, erwiderte der Ankömmling kleinlaut. „Heut ist ja wieder Weihnachtmorgen und ich hab' den Baum im dangerower Holz geschlagen. Du aber bist kräftig und schön geworden“, setzte er langsam hinzu und seine Stimme, die er im ewigen Eise selten gebraucht, klang schüchtern und bewegt; „und nun leg die Arme um meinen Hals, denn sieh: ich bin Jasper.“

Da trat die Frau einen Schritt zurück und riß ihr Kind mit sich, daß es aufschrie. Dann sprach sie abweisend: „Wenn Du Jasper bist, so freut es mich, daß Du am Leben geblieben. Und Dies hier ist Dein Kind. Aber die Arme mag ich nicht um Deinen Hals legen, denn ich kann mich in Dich kaum finden, so anders siehst Du aus. Solche Zärtlichkeit ist mir auch ungewohnt. Aber während Du fort warst, da hab' ich Alles so gehalten, wie es war, und die Arbeit hat mir gut gethan. Nun setz' Dich nieder und trink einen Schluck Warmes.“

Der Mann ließ sich nieder und schüttelte das Haupt. Dann zog er eine Brieftasche hervor und zählte mehrere Tausendmarkscheine auf den Tisch. Aber das Weib, das geschäftig hin und her ging, wandte keinen Blick danach. So blieb den ganzen Tag. Sie sprachen kein überflüssiges Wort. Nur als der Steuermann einmal zaghaft über den Blondkopf des kleinen Mädchens streichen wollte, mußte er wieder befangen das Haupt schütteln und zog wie beschämt seine Finger zurück. Am Nachmittag ging er fort. Als er abends heimkehrte, da brannte die kleine Tanne, die er im dangerower Holz geschlagen, und nebenan im Kofen schlief das kleine Mädchen, denn es war schon spät.

Das Schweigen aber endete nicht. Still saßen die Beiden auf dem schwarzen Ledersofa und sahen auf den Baum. Aber wie waren Beide durch die Jahre verwandelt: Sie aufrecht, erblüht, bewußt, er müde, verarbeitet und bedrückt; ein Mann, der scheu und zaghaft geworden in der ewigen Stille der Eiskwelt; nur die Geldtasche hielt er in seiner Hand, wie Etwas, das ihn entlasten könnte.

Lange, lange Zeit saßen sie so.

Als er jedoch daran denken mußte, wie er damals von dannen gegangen war, lieblos, gerade in dem Augenblick, als die scheue Seele neben ihm sich öffnen wollte, da schnitt ihm Etwas durch die Brust und schwer neigte sich seine Stirn, bis sie auf dem rothbuchenen Tisch ruhte, und durch seinen derben Körper suchte Etwas wie ein Schluchzen, wenn er sich auch nicht rührte.

Und wieder verging eine lange Spanne Zeit. Die Tanne duftete und die Lichter flackerten im Luftzug; und so merkte der Versunkene nicht, wie eine Hand ganz leise sein Ohr berührte und dann auch seinen Bart zupfte und wie dabei um die Lippen des kräftigen Weibes ein ganz eigenthümliches, überwundenes und doch sieghaftes Lächeln spielte.

„Ja, ja, die Scheuen“, meinte die alte Nase, „sie haben so Vieles, was man gar nicht enträthseln kann . . . Das kannst Du glauben.“

Georg Engel.



## Russische Industrie.

**V**erlei Vorgänge deuten auf zunehmende Regsamkeit in der russischen Wirthschaft. Nachdem der Koloß im Osten seinen „Freunden“ nicht den Gefallen gethan hatte, zu Grunde zu gehen, fingen einige schlaue Geschäftsleute an, sich die Rehrseite der Medaille zu betrachten und neue Verbindungen mit dem Zarenreich anzuknüpfen. Vor sechs Monaten etwa ließen sich die Daily News aus Petersburg die besten Methoden zur Bekämpfung der deutschen Konkurrenz mittheilen. England ist lange der russischen Wirthschaft ferngeblieben. Politische Gründe verschlossen russischen Papieren die londoner Börse. Das ist anders geworden seit der bekannten Zweimilliardenanleihe des Jahres 1906, an der, zum ersten Mal wieder, die russische Finanz sich betheiligte. Auch die Anleihe vom Januar 1909 kam auf den englischen Geldmarkt. Die deutsche Finanz blieb in beiden Fällen im Hintergrund; doch nicht etwa, weil unsere Geschäftspolitik gegenüber Rußland sich geändert hatte. Die deutschen Kaufleute sollten der neuen anglo-russischen Wirthschafts-ära immerhin einige Aufmerksamkeit schenken. Die Sätze der Daily News haben sich kaum besonders tief in die Erkenntniß Derer, die sie lasen, eingeprägt. Doch eine Rede des Handelsministers Timirjasew bestätigte die Auffassung, daß die Daily News eine Resonanz amtlicher russischer Wünsche geboten hatten. Man ließ die britische Handelswelt wissen, daß Rußland nichts thun werde, um die Engländer im Wettbewerb mit den Deutschen zu unterstützen; gab ihnen aber den Rath, ihre geschäftlichen Methoden zu ändern und den deutschen Bedingungen anzupassen.

Die deutsche Einfuhr nach Rußland hat sich in den letzten zwanzig Jahren um 150 Millionen Rubel im Werth gehoben, während der englische Import im selben Zeitraum nur um 16 Millionen Rubel zunahm. Noch sichtbarer war der Fortschritt des deutschen Handels im Wasserverkehr. Die englische Schifffahrt hatte in den russischen Haupthäfen bis zum Jahr 1906 den ersten Platz. Seitdem sind die Deutschen und Scandinaven in die Höhe gekommen und haben John Bull zurückgedrängt. Der als Quittung für die deutsche Ostmarkenpolitik versuchte Boykott deutscher Waaren in Polen bot den Engländern gute Chancen; aber sie traten gar zu sehr als merchants of the world auf. Der Brite hält es für kleinlich, den Abnehmern Konzessionen zu machen, und besitzt nicht die deutsche Kunst, den Kunden waidgerecht zu „bearbeiten“. Der Agent spielt im deutschen Geschäft eine wichtigere Rolle als in England. Er ist technisch gut ausgebildet und versteht die Leute zu behandeln. Dieser (von verständigen Engländern anerkannten) Ueberlegenheit hatten die deutschen Fabrikanten zu danken, daß britische Konkurrenz ihnen auf dem russischen Absatzgebiet bis heute nicht schaden konnte. Aber eine Versicherung auf Lebenszeit ist damit nicht geboten. John Bull verfügt, wenn es sein muß, schließlich auch über die Gabe der Anpassung. Man muß damit rechnen, daß er sich dieser Fähigkeit bewußt wird, wenn er sieht, daß der russische Handel vor der Nothwendigkeit steht, neue Absatzgebiete zu erobern. Was den Daily News an Wirkung versagt blieb, wird vielleicht die Erklärung des russischen Handelsministers erreichen. Der hat ein besonderes Interesse an der Entwicklung der anglo-russischen Handelsbeziehungen, weil er als Vorsitzender der Englisch-Russischen Handelskammer in Petersburg praktische Erfolge braucht. Timirjasew sieht ein, daß die russische Landwirthschaft neue Märkte gewinnen muß. England sei das natürliche Ab-



satzgebiet für die Agrarprodukte des Zarenreiches; schon weil es keine Getreidezölle hat. Der Russe müsse diesen Markt genau studiren, um zu wissen, welche Bedürfnisse vorherrschen und mit welcher Konkurrenz er zu rechnen hat. Alles richtig; aber eine beträchtliche Einfuhr von Getreide und anderen Bodenprodukten ist ohne Gegenleistung kaum denkbar. Und die Revanche hätte in einer Ermäßigung der russischen Industriezölle für englische Fabrikate zu bestehen. Rußland braucht den Schutzzoll zur Förderung der eigenen Industrie. Ein Musterbeispiel für Carnegies Lehre von dem erzieherischen Einfluß der Zölle. Wird man nun dem Protektionismus um Englands willen untreu werden? Timirjasew meint, daß die russische Industrie für die Abkehr vom Schutzzoll noch nicht reif sei. Das Zarenreich habe wirthschaftliche und sozialpolitische Aufgaben vor sich, die schützender Mauern bedürfen, damit der scharfe Windzug freier Konkurrenz die Reime nicht verwehe. Aber England brauche sich nicht an Zollmauern zu stoßen: die ökonomische Eroberung Rußlands sei, trotz den Schutzzöllen, mit Kapital und Unternehmungslust möglich. Der Boden des weiten Reiches soll durch englisches Geld und britischen Geschäftsgeist befruchtet werden. Das wäre die einzig richtige Art, eine wirthschaftliche Entente zwischen beiden Ländern herzustellen. Der russische Minister spricht damit eine Binsenwahrheit aus. Leider hat man sich in Deutschland bisher begnügt, die politische Zerrissenheit des Monomachenreiches zu beklagen, und jeden Versuch, dem Kapital die Vortheile einer Pionierarbeit auf russischem Boden zu zeigen, mit Achselzucken erledigt. Nun kommen die Engländer, deren aufgespeicherte Finanzkräfte nach neuen Möglichkeiten suchen, und werden, wenn die Zeichen nicht trügen, wieder einmal die „Klügeren“ sein. Dem Deutschen Reich droht doppelter Verlust: der Vorrang in Rußland und die Stellung auf den englischen Märkten; denn ein anglo-russischer Wirthschaftsbund hat die Reziprozität zur Voraussetzung. Das braucht sich nicht von heute auf morgen zu ereignen. Man darf in der wirthschaftlichen Entwicklung überhaupt niemals mit Zeiträumen rechnen, die für Tagesereignisse passen. Aber es ist gut, wenn man die Augen auf einen möglichst weiten Gesichtskreis einstellt, damit man seine Figuren noch zur rechten Zeit weit genug vorschieben kann.

Die Englishmen werden auch nicht nur reife Saat zu schneiden haben. Mancher schwere Stein wird aus dem Wege zu räumen sein, um freie Bahn für Finanzleute und Kommissionäre zu schaffen. Da ist besonders ein Umstand, der einer Einigung zwischen Russen und Briten hinderlich zu sein scheint: Beider Interesse an der Baumwollindustrie. Lancashire mit seinen Millionen von Spindeln ist der Lebensnerv der englischen Industrie. Hier liegen die Wurzeln der modernen Wirthschaft Großbritanniens. England marschirt an der Spitze der Länder, die eine nennenswerthe Baumwollindustrie haben. Aber auch Rußland ist ziemlich weit vornan. Mit mehr als acht Millionen Spindeln nimmt es den vierten Platz ein. Das wäre an sich noch kein Grund, eine Interessentollision zu fürchten. Beide Länder konnten bis heute neben einander auf dem Weltmarkt bestehen. Jetzt ist die russische Baumwollindustrie aber von einer schweren Krisis heimgesucht. Die Produktion hat sich im Lauf der letzten Jahre so vermehrt, daß an ein richtiges Verhältniß zur Aufnahmefähigkeit des Marktes nicht mehr zu denken ist. Die Kaufkraft der russischen Bevölkerung hängt vom Ausfall der Ernten, also von einem schwankenden Faktor, ab. Das haben die Unternehmer nicht beachtet, sondern immer neue Spinnereien gebaut. Die Folge war eine chronische Ueberproduktion. Was soll nun geschehen? An eine Ausdehnung



des inländischen Absatzgebietes ist nicht zu denken. Bleibt also nur eine erhebliche Steigerung des Exports und verschärfter Wettbewerb mit allen Lieferanten, die für den Weltmarkt in Frage kommen. In erster Linie England. Die britischen Fabrikanten werden mit dem Vormwärtsdrängen der russischen Spinner zu rechnen haben. Diese Sachlage ist einer anglo-russischen Entente nicht günstig. Die Baumwollenshallen werfen einen Schatten auf das Bild friedlicher Gemeinschaft.

Die deutsche Industrie hat den Vortheil, daß sie an den Schutz Zoll gewöhnt ist. Den deutschen Fabrikanten schrecken Zollmauern nicht; er ist ja hinter ihnen groß geworden. Er sieht gelassen der russischen Tarifrevision entgegen, weil er weiß, daß es für ihn nicht viel schlimmer kommen kann. Die russische Wirtschaft regt sich zu neuem Leben und die erste Lebensäußerung zeigt sich (wie immer) bei den Schutzzöllnern. Die verlangen, daß der Zolltarif geändert werde. Rußlands Industrie soll den großen Wirtschaftstaaten nacheifern und versuchen, unter dem Dach des Zolldreihauses zu üppiger Blüthe zu kommen. Die Syndikate, die, nach berühmten Mustern, in den letzten Jahren geschaffen wurden und, zum Theil, in der Ausübung eines „gesunden“ Preisterrorismus die mitteleuropäischen Vorbilder übertroffen haben, schreien nach einer Ausgestaltung des Zolltarifs. Wer es wagt, an die Möglichkeit einer Zollverringerung zu denken, gilt als Feind des Vaterlandes. Die Kartelle haben die Macht; sie sind die wahren Vertreter vaterländischer Interessen. Tout comme chez nous. Als im vorigen Jahr ein russischer Eisentrust geplant wurde, mußte man zugeben, daß die Nachbarn im Osten bereits zu westlichen Prinzipien vorgeedrungen seien. Aber die russische Regierung zeigt den Trustideen ein unfreundlicheres Gesicht als die deutsche; ihr behagt nicht, daß der Fiskus als Versuchsobjekt für die Preispolitik der Syndikate dienen soll. Die erproben die eigene Kraft an der Widerstandsfähigkeit des Staates. Neulich hörten wir von Konflikten in der Verwaltung der „Prodometa“, der Verkaufsorganisation südrussischer Eisenwerke; ein Theil der Mitglieder sollte mit der Politik des Syndikates nicht einverstanden sein. Dem Verband ist nämlich nicht gelungen, den Fiskus zur Bewilligung jedes von der „Prodometa“ geforderten Preises zu zwingen. Die staatlichen Abnehmer haben einfach alle „nationale“ Rücksicht vergessen und ihre Bestellungen dem Ausland gegeben, das ihnen niedrigere Preise als die russischen Werke gewährt. Die Staatsbahnverwaltung hat, zum Beispiel, ihren Bedarf an Wagonbandagen bei fremden Fabriken gedeckt. Die Prodometaleute haben ihren Aerger zunächst in mißbilligenden Resolutionen gegen die Leiter des Syndikates Luft gemacht. Doch die Produzenten lassen sich dadurch von Verschmelzungen nicht abschrecken; besonders da nicht, wo sich eine Möglichkeit zeigt, vom Staat Geld herauszuschlagen. Jetzt sind die Aussichten für alle Lieferanten von Eisenbahnmateriale ziemlich günstig. Man will neue Bahnen bauen und die Betriebsmittel der schon vorhandenen Linien erneuern. Natürlich werden also neue Fusionen geplant. An der petersburger Börse sprach man von einer Verschmelzung der Soromowwerke, der zweitgrößten russischen Wagonfabrik, mit den Kolomenskerwerken und mit der bekannten moskauer Maschinenfabrik von Strube.

Moderne Ideen finden Eingang in die russische Industrie. Aber das Zarenreich kann sich niemals auf eine stabile Käufermacht im eigenen Lande verlassen. Bei einer Bevölkerung, die zu mehr als achtzig Prozent aus Bauern besteht, ist ein zuverlässig funktionirender Marktverkehr undenkbar. Deshalb fehlt auch den



Syndikaten die wichtigste Voraussetzung ihrer Existenz. Kartelle zur Ausbeutung des Fiskus sind gewiß sehr löbliche Einrichtungen. Man darf nur nicht vergessen, daß der Staat auch dem Einfluß des stärksten Syndikates zu entschlüpfen vermag: er kauft einfach im Ausland. Schließlich geben die fremden Geldmärkte ihre Mittel nicht dazu her, daß die russischen Industrieverbände davon fett werden. Es fragt sich, wie die Engländer mit der russischen Syndikatfrage ins Reine kommen werden.

Das deutsche Kapital hat, als Besitzer russischer Eisenbahnprioritäten, ein Interesse daran, daß die Ertragsfähigkeit der Bahnen nicht von den Kartellen ausgebeutet und gemindert wird. Die deutsche Finanz hat sich durch die umfangreiche Bethheiligung an der Kapitalisirung der Eisenbahnen ein großes Verdienst um die wirthschaftliche Entwicklung Rußlands erworben. Das wird oft übersehen, obwohl Deutschland der größte fremde Markt für die Obligationen der russischen Eisenbahnen ist. Von den 1½ Milliarden Rubeln staatlich garantirter Eisenbahnanleihen haben wir den größten Theil. Dabei wird uns mit der Frage der „Garantie“ oft genug Angst gemacht. Ist unter „staatlicher Garantie“ die Sicherheitleistung durch die jeweilige Regierung oder durch das Russische Reich zu verstehen? Wäre nur die „Regierung“ gemeint, so könnte jede Aenderung im Regime die Bürgschaft entwerthen. Zum Glück haben diese Auseinandersetzungen noch keine praktische Bedeutung gehabt. Die Sicherheit der Eisenbahnprioritäten war bis heute noch in keinem Fall von der Qualität der Eisenbahnunternehmen selbst zu trennen. Daß Rußland übrigens nicht nur an neue Eisenbahnprojekte im eigenen Lande denkt, sondern auch die Bethheiligung an fremden Unternehmungen erwägt, hat das (auch in anderer Beziehung auffällige) Interesse an der viel genannten chinesischen Kanton-Hankau-Bahn bewiesen. Ein Staat nach dem anderen sucht sich eine Bethheiligung an dieser chinesischen Eisenbahnanleihe zu sichern, um bei dem zu schaffenden „Präzedenzfall“ für die künftige Finanzirung chinesischer Eisenbahnen nicht zu fehlen. Denn die lumpigen 27 Millionen Dollars, die für die Anleihe in Betracht kommen, reizen natürlich allein nicht zur Theilnahme am Mahl. Die Yankee sind besonders dreist aufgetreten, weil sie China für sich allein haben wollen. Durch ihre extravaganten Forderungen haben sie in der Erledigung des Finanzgeschäftes einen Aufschub verursacht, der in der Brust der Chinesen keine liebevollen Gefühle für die eifrigen Finanzmanager wecken wird. Die Ruhepause wurde mit einem Verzicht ausgefüllt, das sagte, auch Rußland habe seinen Antheil an der Kanton-Hankau-Bahnanleihe gefordert. Die überraschende Meldung wurde corrigirt; der Russische Gesandte in Peking, hieß es nun, habe die chinesische Regierung nur „freundlich“ darauf aufmerksam gemacht, daß, falls das Reich der Mitte Geld für die Yangtse-Bahnen nöthig habe, Rußland durch die Russisch-Chinesische Bank an der Anleihe zu partizipiren bereit sei. Das ist ungefähr das Selbe, was die erste Nachricht gesagt hatte. Die Russisch-Chinesische Bank, die mit ihren Verbindungen nach Frankreich gravitirt, hat längst Expansionsgelüste. Die starke Initiative des deutschen Kapitals ist ein Gegenstand der Sorge für Engländer und Franzosen; und seit die Sibirische Handelsbank in Beziehungen zur Deutschen Bank getreten ist, hat die Russisch-Chinesische Bank manche kummervolle Stunde durchlebt. Vielleicht soll das Eingreifen in die chinesische Angelegenheit, à côté der russischen Regierung, die Lebensfähigkeit des Institutes deutlich zeigen. Jedenfalls: Vergesse nicht, auf Rußland zu achten! *Ladon.*





Berlin, den 14. August 1909.

## Kreta.

„Ich wäre dafür, Kreta den Griechen zu geben.“  
(Bismarck 1879 zu Otto Russell.)

Wird endlich Sommer? In den Zeitungen, außer Luftschiffschwatz, fast nur noch Kreta. Und die Sache wird wieder behandelt, als ob sie von vorgestern wäre. Seltsam. Nehmen die Schreiber an, daß ihr Publikum, sicut deus, Alles wisse und nichts vergessen habe? Oder ist das Geschlecht der tüchtigen Zeitungsmänner ausgestorben, die sich auf die Hosen setzten und mit ihrem Hirn auf den Grund zu kommen suchten, ehe sie über ein Politikum schrieben? Heute wird in den meisten Blättern Alles behandelt, als ob es aus der vorigen Woche wäre. Ueber Kreta giebt's doch eine ansehnliche Literatur; in drei zugänglichen Sprachen: von Höck und Spratt bis auf Driault und die Kriegsgeschichtlichen Einzelschriften unseres Großen Generalstabes. Das könnte der Zuständige in zwei Tagen durcharbeiten; und dann halbwegs sachkundig mitreden. Die kretischen Seeräuber wurden zuerst vom römischen Imperator, dann vom griechischen Basileus gebändigt und unterworfen. Dem entreißen die Araber die Insel des Minosmythos. Im zehnten Jahrhundert zwingt Nikephoros Phokas, den als schon alternden Soldaten die süße Dirne Theophano, des lakonischen Schankwirthes unersättliche Tochter, auf das vom zweiten Romanos leergelassene Lager gelockt hat, den Islam in den Staub. Als Nikephoros, das Kreuzzepter in der Rechten, in der Linken die Akafia, auf goldenen Sohlen, mit Goldbinden um den Leib, als vergotteter Autokrator durch eine Weihrauchwolke in die Hauptstraße von Byzanz schreitet, ist der Siegbringer Herr von Kreta. Für ein Vierteljahrtausend gehört die Insel den Griechen. Fällt, als die Kreuzfahrer in Konstantins Stadt eingezogen sind,



den Genuesen, dann den Venezianern zu und wird im letzten Drittel des siebenzehnten Jahrhunderts von den Türken erobert. Griechenaufstände, die stets niedergezwungen werden. Ibrahim Pascha siegt über Capo d'Istria. Der Friede von Adrianopel bestätigt die Türkenherrschaft. Als, nach Ottos Entthronung, Prinz Georg von Dänemark zum König der Hellenen geführt wird (denen England, um der gefährlichen Kandidatur Leuchtenberg-Beauharnais zu entgehen, das Recht auf die Ionischen Inseln zusprechen muß) und eine Nichte des Zaren Alexander heimführt, entsteht das Gerücht, Kreta sei der Braut als Mitgift gewährt. Die Gelegenheit scheint günstig. Preußen hat Oesterreich geschlagen und muß sich gegen den pariser Versuch einer revanche pour Sadowa rüsten. Von Mitteleuropa ist also nichts zu fürchten. Alexander darf dem Mann der Nichte helfen. Die Kreter stehen auf, Freiwillige strömen ihnen aus Ost und West zu und in Athen ist das Ministerium Kumunduros bereit, Alles auf ihre Karte zu setzen. Doch die erschreckten Großmächte interveniren, die Hohe Pforte entschließt sich nur zu winzigen Konzessionen und am neunten Januar 1869 verbietet die pariser Botschafterkonferenz den Hellenen, auf Kreta zu landen oder den Aufstand durch bewaffnete Banden zu unterstützen. Auf dem Berliner Kongreß kämpfen Karatheodorij und Mehemed Ali für das Türkenrecht auf die Insel; und sind ihrer Sache sicher, seit sie wissen, daß Beaconsfield zwar „Etwas für Griechenland thun“, den Sultan aber nicht zum Verzicht auf Kreta zwingen will. Nach dem Kongreß wird dem Generalgouverneur (Wali) ein christlicher Adjunkt (Muchawir) beigeordnet, ein Theil der Landeseinkünfte für öffentliche Arbeiten reservirt und schließlich bestimmt, daß eine aus 49 Christen und 31 Musulmanen zusammenzusetzende Nationalversammlung, die alljährlich mindestens vierzig, höchstens sechzig Tage berathen soll, Gesetze vorschlage, die der Sultan bestätigen muß, wenn sie in den Rahmen der Osmanenlegislatur passen und die kaiserliche Macht nicht schmälern. Schon diese Klausel macht den kretischen Parlamentarismus zur Posse. Der Wali bleibt Insulartyrann und schaltet hinter dem Ornament einer forshow geschaffenen Verfassung nach willkürlichem Ermessen. Wird, nach neuen Aufstandsversuchen, von Abd ul Hamid 1889 mit noch weiterreichender Macht ausgestattet. Den Kretern gehts jämmerlich. Unter dem Druck der Großmächte bewilligt der Sultan ihnen 1895 einen christlichen Generalgouverneur (Karatheodorij Pascha). Ungern. Als die Musulmanen wüthend aufbrüllen und die Hohe Pforte fragen, ob der Rumi auf der Insel herrschen, ein Christ als Wali mit der christlichen Parlamentsmehrheit regiren solle, finden sie im Yildizpalast einen stillen Helfer. Emin Pascha, der vom Wali un-



abhängige Truppenkommandant, ruft zu offenem Kampf gegen Karatheodorij, entzieht ihm die Polizeimannschaft und setzt durch, daß der dem Islam verhaftete Mann von Turkhan Pascha abgelöst wird. Straßenputsche. Russische und griechische Konsularkawaffen werden gemordet. Wie ein Lauffeuer gehts durch die Insel. Zuerst schicken Frankreich und Italien, dann auch Britanien und Rußland Kriegsschiffe in die Sudabai. Doch der Bürgerkrieg ist nicht mehr aufzuhalten. In den Städten sind die Türken unantastbar; im Gebirg befiehlt die Epitropie, deren Vanden, auch als der Sultan neue Truppen geschickt hat, nicht niederzuringen sind. Darf Griechenland müßig bleiben, während die „Schwesterinsel“ feuchend um ihr Lebensrecht ringt? In der Weinachtwoche des Jahres 1895 schreibt Herr Bourée, Frankreichs Gesandter, aus Athen an Berthelot (der große Chemiker leitet unter Bourgeois das internationale Geschäft der Republik), König Georg habe ihm gesagt: „Wenn die Türken wirklich, wie erzählt wird, fünf Bataillone nach Kreta schicken, kann ich für nichts mehr stehen und die Ereignisse müssen ihren Lauf nehmen.“ Der kluge Paul Cambon (der Bruder des jetzt bei uns akkreditirten) ist in Konstantinopel und schildert Herrn Hanotaux (der Berthelot abgelöst hat) die Möglichkeiten solcher Entwicklung. Schon kämpfen auf Kreta türkische Soldaten gegen griechische Freiwillige. Wie lange kanns dauern, bis überall die Hellenen aufstehen und die Raserei dieses Nationalismus Makedonien ergreift? Europa muß helfen. Europa hilft. Abd ul Hamid verspricht Alles, was von ihm gefordert wird: Amnestie, getreuliche Wahrung der Konstitution vom zwölften Oktober 1878, Ernennung eines christlichen Truppenbefehlshabers. Er kennt seine Leute. Nach kurzer Ruhe kehrt der alte Zustand der Wirrnis zurück und ein schlauer Fischer angelt sich was Schmachhaftes aus der trüben Gluth. Berowitsch Pascha, der Fürst von Samos, erfährt, als Kommandant, kaum, was vorgeht. Soll die Minorität der Anmaßung einer radikalen Mehrheit geopfert, die mit Türkenblut gedüngte Insel leichtfertig den unreinen Rumi ausgeliefert werden? So fragen die Musulmanen. Doch auch die christlichen Kreter sind nicht zufrieden. Heischen, außer dem christlichen Generalgouverneur, der auch über die Truppen frei verfügen müsse, und der Aufsichtspflicht der Großmächte, die griechische Staatsprache und das Recht, die Einnahmen, nach einem der Pforte zu zahlenden Tribut, nur für die Interessen der Insel zu verwenden. In deren Gebiet wird inzwischen lustig gesengt und gebrannt, geschändet und gemordet. Und der behutsame König Georg, der am Liebsten den Herrgott einen guten Mann sein ließe, kann dem Drang der Oeffentlichen Meinung auf die Dauer nicht widerstehen. Offiziere, Soldaten laufen aus seinem Heer zu den kretischen



Rebellen. Kommt's zum Türkenkrieg gegen Neuhellas? Noch nicht. Abd ul Hamid läßt sich von dem bittenden, warnenden Wort der Botschafterkonferenz erweichen. Berowitsch Pascha soll fünf Jahre lang Wali sein und, als besondere Auszeichnung, den Rang der Wesire erhalten. Justiz und Polizei werden im Einvernehmen mit der Konsularkommission von Kanea reorganisiert. Was für den Wohlstand der Insel geschehen kann, wird ohne Aufschub geschehen. Jubel in der kretischen Christengemeinde. „Lasset uns, die wir Kinder des selben Landes und an dessen Gedeihen, Christen und Musulmanen, in gleicher Weise interessiert sind, den alten Hader für immer vergessen und, statt einander nach Habe und Leben zu trachten, fortan nur im Wettstreit friedlicher Arbeit noch um den Sieg ringen.“ So steht's in der Christenproklamation. Endlich Friede auf Kreta. Die Diplomaten rösten sich am Gefühl ihres Erfolges.

Nicht lange. Drei Tage nach der Proklamation kommt aus Kandia die Kunde von neuem Christengemetzel. Wieder ziehen Türkenhaufen von Haus zu Haus und sichern sich die Herrschaft über die Städte. Wieder fordern sie laut das Recht, nach ihrem Sinn die Insel zu regieren, deren Bevölkerung zu zwei Dritteln doch aus Christen besteht. Und Abd ul Hamid erfindet eine neue Finte. Um die Insel zu „beruhigen“, schickt er Zihni Pascha hin, der, als Großherrlicher Generalkommissar, mehr gelten muß als der Christ Berowitsch; und bald auch an allen Ecken Feuerchen anzuzünden versteht. Im Januar 1897 Christenverfolgung in Kanea. Der Wali, die Konsuln, die Katholische Mission werden bedroht, die meisten Häuser zerstört, die Christen halbnackt durch die Straßen gescheucht. Auf der Brandstatt fehlt's an Brot; nicht ein Bäcker ist dem Tod entronnen. Die Ueberlebenden flüchten ins Gebirg, hissen die Griechenfahne und beschwören die Brüder in Hellas, die Insel zu annektieren. Delijannis verliest im athenischen Parlament die Depesche, in der Generalkonsul Gennadis das hoffnungslose Elend der Christen meldet: und wie ein Mann erhebt sich die Kammer zum Kriegsruf gegen die Türken. Ein Panzer soll hinüber. Und Prinz Georg, des Königs zweiter Sohn, wird mit einer Torpedoflotte die in Smyrna zusammengezogenen türkischen Truppen hindern, auf Kreta zu landen. Am sechzehnten Februar 1897 landet Oberst Waffos dort mit drei Griechenbataillonen und nimmt im Namen seines Königs die Insel in Besitz. Hellas muß siegen. Dreihunderttausend Griechen sind bereit, Konstantins Stadt von der Türkenherrschaft zu säubern. Der Epirus, Makedonien, Albanien wird aufstehen. Der von Christenblut triefende Abd ul Hamid, den der Brite Gladstone schon vorher einen Mörder, der Franzose Vandal den Rothen Sultan genannt hat, fliegt in die Luft, die armenischen



und kretischen Märtyrer werden gerächt und die brünstigen Wünsche endlich erfüllt, die seit den Kreuzfahrertagen auf Europens Gewissen lasten. Wie ein Sauferausch gehts durch Griechenland; und das Häuflein der Ruchternen wird überheult. Daß die Balkanrivalität keinem Stamm einen Sieg noch gar einen völligen Triumph gönnt, scheint vergessen. Wird den trunkenen Hirnen rasch aber eingehämmert. Fürst Ferdinand von Bulgarien, der weiter sieht als die Haemusvettern, läßt Alexander von Serbien nach Sofia kommen und verabredet mit ihm, was zu geschehen habe, wenn die Griechen nach Makedonien vordrängen. Das Sammlungministerium Simitich erklärt, bei jeder Aenderung des status quo müsse auch Serbien Konzessionen fordern. Schon glimmt in Makedonien. Schon heßt der Sultan Albaneshorden gegen die Griechengrenze. Höchste Zeit für die europäische Löschmannschaft. Salisbury läßt in Konstantinopel herrisch empfehlen, der Insel, unter der Oberherrschaft des Sultans, Autonomie zu gewähren; in Athen, sich mit diesem Erfolg zu bescheiden und die Truppen zurückzuziehen. Hanotaux schließt sich diesem Vorschlag an und sagt in der Kammer: „La Crête va être remise en dépôt par le sultan entre les mains de l'Europe et jouira désormais d'une administration autonome sous la suzeraineté de la Porte.“ In Berlin wird der internationalen Politik vom Kaiser die Richtung gewiesen. Vereilt, als er von dem Griechenvorstoß gehört hat, in jäh aufflackerndem Zorn zu dem Marquis de Noailles, dem Botschafter der Französischen Republik, und ruft, die Großmächte müßten den Piraeus, die ganze Hellenenküste blofieren; Europa dürfe ein Volk nicht schonen, das seinen Nachbar so frivol herausgefordert und den Frieden des Erdtheiles gefährdet habe. (Vier Tage danach ruft er die Märker zum „Kampf gegen den Umsturz“ und spricht den unvergeßlichen Satz: „Dieses Gefecht können wir nur siegreich durchführen, wenn wir uns immerdar des Mannes erinnern, dem wir unser Vaterland, das Deutsche Reich, verdanken und in dessen Nähe durch Gottes Fügung so mancher brave, tüchtige Rathgeber war, der die Ehre hatte, seine Gedanken ausführen zu dürfen, die aber Alle Handlanger seines erhabenen Willens waren, erfüllt von dem Geist dieses erhabenen Kaisers.“) Griechenland soll seine Truppen zurückziehen. König Georg möchte wohl, darf aber nicht; wäre unmöglich, wenn er wieder nachgäbe. Wird das Versprechen der Autonomie etwa besser gehalten werden als frühere Verheißungen? Sicher nicht. Darf Hellas die christlichen Brüder schutzlos der islamischen Wuth preisgeben? Nein. Man lasse die Inselaner abstimmen; sie werden deutlich sagen, ob sie türkisch bleiben, ob griechisch werden wollen. Vorher darf Massos die Insel nicht verlassen.



Britanien hat kaum Zeit, sich ernstlich um Kreta zu kümmern. Kitchener ist auf dem Marsch nach Dongola und Berber; der Sudan wichtiger als das Gefribbel am Strand des Aegeermeeeres. Vielleicht läßt sich doch irgendein Vortheil herauschlagen. Die Großmächte blokiren die kretische Küste, um die Landung neuer Truppen (aus Athen und Smyrna) zu hindern, und schicken selbst Kontingente auf die Insel. Die erweisen sich bald als zu schwach; und Salisbury findet, daß für den Christenschutz Nöthige sei auch von zwei Mächten zu leisten; sogar von einer. Warum sollen England, Rußland, Deutschland, Oesterreich Soldaten im Archipelagos halten? Seit Karl Martel bei Poitiers die Araber schlug, seit Karl der Große von Harun al Raschid die Schlüssel zum Heiligen Grabe empfing, ist der Franke im Orient der Westländer, der Christ; das Frankenreich der Wall gegen den Islam. Hat nicht auch die Republik (die schon Gambetta gewarnt hatte, aus der Kirchenfeindschaft einen Exportartikel zu machen) eifersüchtig, noch unter Carnot und Goblet, das Vorrecht ihres Christenprotektorates gewahrt? General Simmons und der Herzog von Norfolk haben Leo den Dreizehnten nicht zu überreden vermocht, in Nordostafrika britische Bischofsitze zu schaffen, die der Gerichtsbarkeit des Kardinals Lavignerie, des Primas von Afrika, entzogen wären. Graf Lefebvre de Béhaine, der im Vatikan Frankreich vertrat, hat dem Papst damals ins Gedächtniß gerufen, was die Römervkirche seit den Tagen des Heiligen Ludwig den Franzosen schulde; daß nach dem Berliner Kongreß am Quai d'Orsay für die wirksame Wahrung des Katholikenrechtes der Dank der Kurie ausgesprochen worden sei. Und Leo hat in der Enzyklika *Asperarum conditio* alle Missionare angewiesen, in Nothfällen sich stets an Frankreich zu wenden, dessen Orientprotektorat auf unzerreißbaren Verträgen beruhe. Wer im Erdosten der Hort der Christenheit sein will, mag auch auf Kreta für die Glaubensbrüder sorgen. Frankreich soll als Mandatar Europas die Insel besetzen. Wohlausgesonnen, Marquis Salisbury; wär' der Gedanke nicht so verwünscht gescheit, man wär' versucht, ihn herzlich dumm zu nennen. Frankreich auf Kreta: keine pariser Regierung darf den Briten dann das Recht zur Okkupation Egyptens bestreiten. Das sieht Hanotaux ein und lehnt drum den britischen Vorschlag ab, trotzdem Rußland ihm zugestimmt hat. Die Truppen der sechs Großmächte müssen bleiben. Kreta (so heißt in der Proklamation der vier Geschwaderkommandanten) steht unter Europas Schutz und seine Autonomie ist gesichert. Die Rebellen steigen von den Bergen und ringsum ist Ruhe.

Auf Kreta. Nicht in Griechenland. Das macht jetzt eine unheilvolle Dummheit. Statt mit dem Erreichten mindestens zufrieden zu scheinen und zu thun, als habe sich wirklich nur um Christenschutz und Autonomie gehan-



delt, enthüllt es die nationale Selbstsucht. Die heimliche und offene Unterstützung der Kreter hat viel Geld gekostet, das Budget ist in Unordnung und nur ein sichtbarer Sieg des Hellenismus kann das Volk zur Hinnahme neuer Steuerlast bestimmen. Der kühle König ahnt wohl die Gefahr hitziger Politik; würde aber die Dynastie entwurzeln, wenn er allein sich der allgemeinen Volksstimmung entgegenstemmte. Wir Griechen dürfen nicht auf Kreta bleiben? Die Großmächte sperren die Häfen, halten die Insel besetzt? Die Enkel der Philhellenen, die Landsleute Byrons vornan, führen heute das Türkengeschäft? Gut. Den Schlüssel zum Phönixeremporium können wir ihrer Faust nicht entwinden; aber in Makedonien dem Islam beweisen, daß Hellas noch lebt. Kronprinz Konstantin wird zum Armeeführer ernannt. Der Schwager des Deutschen Kaisers und ein Mann, den schon der Name zum Kreuzzugshelden praedestiniert. Vorwärts! Deus lo vult! So tobt's durch die Straßen von Athen. Doch der Herrgott ist noch immer, wie in Friens Zeit, bei den stärkeren Schwadronen. Und das Schicksal schreitet schnell. Am zweiundzwanzigsten März haben die Admirale zu Ruhe und Frieden gemahnt. In der fünfundzwanzigsten Märznacht schlachten die durch neue Armeniermorde gereizten Christen in der Moschee von Skutari ein Schwein, malen mit dem Blut des Thieres Kreuze an die Mauern, hängen den Kadaver über die den Betern geweihte Stätte, setzen dem abgeschnittenen Schweinskopf einen Turban auf und lassen ihn in der Mitte des Tempelsthronen. In wölfischer Wuth heult der Musulman am nächsten Morgen auf. Ein Gewimmel wälzt sich ins Christenquartier, verwüstet den Friedhof, stampft über die Gräber hin und reißt jedes Kreuz aus der Erde. Der Versuch, die Unruhen lokal zu begrenzen, mißlingt. In Angora und Tokat, in Adana und Caesarea kommt's zu ähnlichen Konflikten. Edhem Pascha steht mit hundertfünfzigtausend Mann an der thessalischen Grenze. Sein Heer ist dem griechischen nicht nur an Zahl überlegen. Jeder nicht blinde Diplomat sagt die Hellenenniederlage voraus und Cambon beschwört seinen Kollegen Mawrocordato, in Athen alles zur Vermeidung solchen Schlages irgend Mögliche zu thun. Selbst wenn Konstantin, wider jedes Erwarten, gegen die Uebermacht aufkäme, wäre für Griechenland nichts zu hoffen; die Balkanslaven sind mobilisirt und die Großmächte haben laut erklärt, der Angreifer dürfe aus so freilem Beginnen unter keinen Umständen Gewinn ziehen. Alles umsonst. Zwei Fanatiken wüthen wider einander; zwei Dynastien fechten für das Ansehen, das ihnen den Thron verbürgt. Am zehnten April überschreiten Griechenbanden die Grenze; bald danach suchen andere in Thrakien dem Türkenheer die Verbindung mit der Heimath abzuschneiden. Die Hohe Pforte läßt feststellen, daß diese Banden zum größten Theil aus griechischen Soldaten bestehen, von



griechischen Offizieren geführt werden: und schickt dem Fürsten Mawrocordato die ihn und sein Personal schützenden Pässe, erklärt dem König Georg den Krieg und giebt Edhem Pascha den Befehl zum Angriff. Die Großmächte bleiben neutral und werden trachten, den Kriegsschauplatz zu verengen. Das Deutsche Reich nimmt die in Griechenland lebenden Türken unter seinen Schutz; für die unter dem Halbmond seufzenden Griechen werden Britanien, Rußland und Frankreich sorgen (die zum ersten Mal ein Orienthandel vereint).

Rühren die Balkanslaven sich nicht? Ferdinand wäre kein echter Koburger, wenn er je eine günstige Konjunktur versäumte. Da Abd ul Hamid die Hellenen auf dem Hals hat, muß er den Bulgaren in Makedonien, dem Land ihrer Zukunftshoffnung, drei neue Bisthümer und für den Wilajet Monastir eine Handelsagentur gewähren. Auch Serbien sichert sich einen Brocken: das Recht, in den Wilajets Monastir und Saloniki Schulen zu gründen und nach Uesküb, wo bisher ein griechischer Metropolit saß, einen Serben zu schicken. Nun mochte Hellas sein Glück probiren... Vierzehn Tage nach der Kriegserklärung ist das Griechenheer auf ungeordnetem Rückzug aus Larissa. Das auf dem Meer ohnmächtige Osmanenreich ist nur auf dem Land ernstlich angegriffen worden und hat, nach kleinen Schlappen, den Feind auf den Weg nach Pharsalos gedrängt. Wo Julius Caesar im Jahr 48 mit zwanzigtausend Mann die vierzigtausend des Pompejus schlug, flieht Konstantin jetzt vor Edhem Pascha (dessen Strategie und Taktik der preußische General Grumbkow mitberäth). Am sechsten Mai fällt Pharsalos, am achten Bolos; am zehnten stehen die Vorposten des Türkenmarschalls auf den Hängen des Othyns. Athen ist bedroht. Ist schon seit dem Türkensieg bei Tyrnawos in wildem Aufruhr. Soll es, im Angesicht des Feindes, die Schrecken einer Commune nach pariser Muster erleben? Georg, der für seinen Thron zittert, hat, wie Könige in Nothen gern thun, einen Brügellknaben gesucht; und in Delijannis gefunden. Der wird der zum Schloß hinausbrüllenden Pöbelwuth als Opfer hingeworfen und im Ministerpräsidium durch Rhallis ersetzt. Einen Helden, der mit gambettischer Energie die letzten Mittel für den Kampf anbietet und dem Feind nie den Rücken zeigen wird. Neue Enttäuschung. Rhallis besinnt keine Heroenleistung, sondern sucht rasch zu retten, was noch zu retten ist. Und die patriotische Leidenschaft seiner Landsleute (die wohl nicht, wie Fallmerayer meinte, als Slavensprossen anzusehen, immerhin aber durch das von Slaven, Albanesen, Kleinasiaten ererbte Blut dem brachykephalen Südslavenltypus näher als dem Urbild althellenischer Kraft gebracht worden sind) fühlt sich schnell, als die Türkenrache die Hauptstadt umdräut. Europa soll helfen. Europa hilft wieder. Geißt zunächst aber die Rückberufung des Ober-



sten Waffens und seiner Truppe, die Unterzeichnung eines Waffenstillstandes und die Anerkennung der kretischen Autonomie. Am achtzehnten Mai erklärt die athenische Regierung sich dazu bereit. Am einundzwanzigsten giebt der von den Bolschaktern bestürmte Sultan den Befehl zur Waffenruhe. Und fünf Tage danach klettert der letzte griechische Soldat vom Kreterstrand in den Kahn; wird die letzte Hellenenkanone nach dem Piraeus verfrachtet. Griechenland ist ruhmlos besiegt. Doch die einst von Phokas eroberte Insel ist frei.

Frei vom Türkenjoch? Ein frommer Wahn. Am neunzehnten September wird in Konstantinopel der Präliminarfriede ratifiziert. Griechenland muß sich zu einer Kriegssentschädigung von fünfundsiebenzig Millionen Mark verpflichten, auf einige Konsularrechte verzichten, eine den Türken günstige Regulierung der thessalisch-makedonischen Grenze hinnehmen und seine kränkelnde Finanzwirtschaft einer von den Großmächten einzuberufenden Kontrollkommission unterstellen. Denn die Gläubiger des Griechenstaates sind unruhig geworden und wollen sich die Einlösung der Zinscoupons sichern. Diese Bedingungen scheinen dem Volk zu hart und bieten dem ehrgeizigen Delijannis die ersehnte Gelegenheit, sich an Georg und an Rhallis zu rächen. Seine Rüge- rede bestimmt die Kammer zur Ablehnung des Präliminarvertrages. Rhallis muß dem Kammerpräsidenten Zaimis den Platz räumen. Am achtzehnten Dezember wird der (vierzig Tage vorher mit der endgiltigen Unterschrift der Türken und Griechen versehene) Friedensvertrag angenommen. Doch das Land ist zerrüttet; der König verhaßt, Kronprinz Konstantin fast zum Operettengeneral herabgesunken. Beide verstehen, nach kurzer Frist ein Stück der verlorenen Volksgunst zurückzuerobern. Dem König hilft ein Attentat, das seiner Presse erlaubt, ihm die übliche „Unerforschlichkeit“ nach zurühmen, dem Kronprinzen eine Denkschrift, die ohne Beschönigung der Schwäche die Reorganisation des Heerwesens fordert. Kreta? Griechenland kann in absehbarer Zeit nichts für die Insel thun. Neun Monate vorher hat Janotaur im Palais Bourbon gesagt, einstweilen („pour le moment du moins“) könne Griechenland Kreta nicht bekommen. Hätte man in Athen die Jellnmöglichkeit erkannt und die Gewährung der Autonomie als einen Erfolg hellenischen Mühens frisiert! Jetzt schwindet die Hoffnung. Georgs Reich blutet aus hundert Wunden; der Weg nach Makedonien ist von Ferdinand v. rrammelt; das Balkanlaventhum gegen den Hellenismus gewaffnet. Auf Kreta sorgen die von den Großmächten hingeschickten Schutztruppen für äußere Ordnung. Salisbury versucht noch einmal den früher mißglückten Kniff: bietet der Französischen Republik an, einen ihrer Generale zum Wali zu machen. Noch aber sieht der Franzos in den Briten die Danaer, deren Geschenke nie Heil bringen können; und dieses Mißtrauen lehnt das londoner



Angebot ab. Wer soll nun Generalgouverneur werden? Ein Belgier, Schweizer, Luxemburger; aus einem politisch da unten nicht interessirten Staat muß er kommen. Bis er gefunden ist, regirt ein von den europäischen Admiralen beaufsichtigter Ausschuß der Nationalversammlung. Steuern, Rechtspflege, Polizei werden reformirt, religiöse und nationale Leidenschaften der Verwaltung fernzuhalten gesucht. Doch in den Hauptstädten sind noch türkische Garnisonen. Dieser Anblick stachelt den Musulmanenmuth. In Kandia werden kretische Christen gemordet. Das ginge ohne Sühne hin; aber auch britische Matrosen verrötheln unter Türkenstreichen. Bohnige Beschwerde im Yildizpalast. Wilhelm bereitet sich zur Reise nach Konstantinopel, Jerusalem, Damaskus. In Petersburg hat Felix Faure aus Nikolais Mund endlich die Anerkennung des franko-russischen Bündnisses gehört. England muß, nach Kitcheners Sieg bei Omdurman, auch am Bosphorus zeigen, daß es noch lebt, noch zu befehlen vermag. Der Sultan giebt nach; zieht seine Truppen aus Kreta zurück. Und drei Tage vor der Weihnacht übernimmt Prinz Georg von Griechenland die Regierung.

Ein Grieche Generalkommissar für Kreta; ein Jahr nach dem Krieg. Ein griechischer Prinz; ein Sohn des Besiegten. Setzt ist die Insel doch frei? Abd ul Hamid lächelt in seinen Semitenbart. Frei! Er hat 1878 dem Berliner Vertrag zugestimmt, dessen dreiundzwanzigster Artikel mit dem Satz beginnt: „La Sublime-Porte s'engage à appliquer scrupuleusement dans l'île de Crète le règlement organique de 1868, en y apportant les modifications qui seraient jugées équitables.“ Zwei Jahrzehnte lang hat er sich mit dieser Gewissenspflicht bequem abgefunden. Soll er seiner überlegenen Schlaueit nun etwa weniger fest vertrauen? Nach dem über ein Christenheer errungenen Sieg, den auf dem ganzen Erdrund der Islam wie einen neuen Lenx bejauchzt? Nachdem ein deutscher Kaiser ihn eben seinen Freund und den würdigen Erben Saladins („eines der ritterlichsten Herrscher aller Zeiten, der oft seine Gegner die rechte Art des Ritterthumes lehren mußte“) genannt, ihm Hilfe zugesagt und erklärt hat, keine Europäermacht habe das Recht, das Osmanenreich zu zerstückeln? Der Mann der Armeniermorde und der thessalischen Siege braucht nichts zu fürchten. Lebt in hellerem Glanz als im neunzehnten Jahrhundert je ein Sultan. Ist der glorreiche Badischah, der große Khalif, der dem Islam zu neuer Blüthe hilft. „Den Gläubigen, von denen er den Blick lange abgewendet hatte, läßt der Herr Mohammeds endlich nun wieder sein Antlitz leuchten; die Zeit harter Prüfung ist überstanden und der Tag nah, der dem Islam das Zeichen zum Vormarsch giebt.“ Auf allen Märkten, in allen Kaffeehäusern des Halbmondbereiches feimt über Nacht solche Zuversicht. Mag Georg getrost in Kanea thronen, Europa wähen, die



Insel sei ihm „remise en dépôt“: Kreta bleibt dem Großherrn. Griechenland ist wehrlos; kann, unter Zaimis, Delijannis, Theotokis, Rhallis, die Parteien nicht einmal zu gründlicher Heeresreform einigen; und bietet, als Michaelowskij in Makedonien das Feuer schürt, dem Sieger von Larissa Beistand gegen die Komitatschi und deren bulgarische Helfer an. Die Großmächte haben Anderes zu thun; sind in Asien und Afrika beschäftigt und froh, wenn sie von Kreti und Pleti nichts hören. (Georgs Vorschlag, die Insel dem König der Hellenen zu geben und die Kontingente der Schutzmächte durch griechische zu ersetzen, wird als nicht diskutirbar abgelehnt.) Ein Balkanbund, wie Milan und Georgewitsch ihn träumten, würde erst möglich, wenn das Schisma geschlossen, die griechische der römischen Kirche versöhnt wäre. Das ist fürs Erste nicht zu erwarten. Oesterreich blickt über Mitrowiza hinaus; Rußland will die südwestliche Flanke nicht noch länger im Käfig des Schwarzen Meeres haben; Italien ist nicht satt und schielt nach Albanien und dem Epirus hinüber. Der Nachbar mißtraut dem Nachbar; würde selbst dem verbündeten das Türkenerbe nicht gönnen. Ein Staatenbund, der Griechenland, Rumänien, Bulgarien, Serbien, Montenegro für die Dauer umschlöße, müßte schon seltsam aussehen; und sollte dann noch die türkischen Provinzen Makedonien, Thrakien und Albanien an sein wirres Interessengesträhn knoten? In der Schweiz leben Deutsche, Franzosen, Italiener friedlich neben einander; dem südosteuropäischen Bergland ist solches Idyll so fern wie Birmingham der Utopia des Morus. Wenn auch der Balkan zu einer reichlichen Rente abwerfenden internationalen Massenherberge würde, kämen die Rassen und Religionen wohl mit einander aus. Bis es so weit ist, muß man mit Zwietracht, Sektenszettlung und Bandenkrieg rechnen. Hat der Khalif nicht mehr zu fürchten als in der Zeit Franzens des Ersten, des Roi Très-Chrétien, der zum Schutzherrn des Sultans wurde. Mag Christenblut in rothem Strom fließen, mögen ganze Stämme von islamischem Fanatismus ausgerodet werden: die „Integrität des Osmanenreiches“ bleibt Europas Lösung. Das weiß der Türke; und thut, vor solcher Zagheit, auch auf Kreta drum, unter dem Griechenprinzen und unter dessen Nachfolger Zaimis, grinzend nur, was ihm das Rasseninteresse befiehlt.

Der Philhellenismus lebt nicht wieder auf; alle Theaterkünste der neuen Athener bringen die Stimmung von Mesolongion nicht mehr zurück. Europa sieht in den Korinthenhändlern, die bei Larissa so hastig auskragten, nicht die echten Erben der heldischen Männer, die seit den Tagen des Herres tapfer gegen Barbarengewalt stritten; antwortet ihnen, die sich auf Perikles und Solon, auf Aischylos und Sokrates, in den makedonischen Wilajets besonders laut auf Philipp und Alexander berufen, höhnisch: Ihr habt allzu große Rosinen im



Sach. Das geben sie natürlich nicht zu. „Nur uns Griechen haben die großen Sultane seit des zweiten Mohammeds Zeit als eine Nation anerkannt und geachtet. Nur uns ist zu danken, daß die Christenheit im Osten den Druck des Türkenjoches überlebt hat. Und als den Organisatoren und Erhaltern des Orientchristenthumes gebührt uns die Herrschaft über die Kirche. Was die Türkei den Slaven bewilligt hat, war mit unserem Blut bezahlt: auf die Kreterrebellion von 1867 folgt die Anerkennung des Exarchates und der Krieg von 1897 sichert den Bulgaren drei neue Bischofsitze. Die Zunge trägt. Unzählige Bauern, die einen slavischen Dorfdialekt sprechen, sind nach ihrer Abstammung und in ihrem Herzen Griechen; diese slavophonen Hellenen müßt Ihr uns zurechnen. Mußten wir nicht in Makedonien und auf Kreta unser nationales Lebensrecht wahren? Durften wir von dem Boden weichen, auf dem von Alexander bis auf Alkidas unsere Heroen gekämpft haben? Nicht unwerth sind wir solcher Ahnen. Wer uns nachsagt, der Hebung des Rosinenpreises gelte unsere Haupt Sorge, ist ein Verleumder. Wir haben gegen Türken und Bulgaren gekocht, haben oft genug ihren Drang gehemmt; und werden nicht ruhen, bis kein Christ in Europa mehr einer Türkenbehörde zu gehorchen hat. Denn alle Reformversuche müssen, auch wenn sie in die Wurzeltiefe hinabreichen, fruchtlos bleiben, so lange der Musulman, des Christen unbefehlbarer, unverbesserlicher Feind, in unserem Erdtheil haust.“ Pompös tönende, Wunder verheißende Sätze. Hätten nur die Griechen nicht in jeder Schicksalsstunde schmählich versagt! Selbst im Lande der Cochrane, Church, Gladstone regt sich für ihre Sache kaum noch Begeisterung. Während das Haupt des der dänischglücksburgischen Hellenendynastie nah verwandten Hauses Holstein-Gottorp seinen Krimpalaß für den Empfang des Sultans bereitet (und nicht daran denkt, die graeco-slavischen Glaubensbrüder zur Eroberung Kretas zu ermutigen), überlegt Sir Edward Grey still, wie er seiner Heimath die kretische Sudabai, die vorletzte Etape auf dem wichtigen Weg vom Atlantischen in den Indischen Ozean, erwerben könne. Das, stand hier im Juni, „wäre zu erreichen, wenn die Schutzmächte ihre Trüppchen aus Kreta zurückzögen und den türkenfeindlichen Insulanern so das Zeichen zu offenem Aufbruch gäben. Möglich, daß man in Cowes dazu rath. Ein turko-griechischer Krieg, dem der lustern nach Makedonien lugende Bulgarenzar sicher nicht müßig zusähe, böte einem Britengeschwader den billigsten Vorwand zur Landung in der Sudabai. Das nur von hellenischer Wehrmacht noch geschützte Eiland wäre eine von der listigen Britannia leicht zu erraffende Beute. Nur wird Sir Edward Grey kaum Lust haben, auch das Odium dieses unabsehbaren Handels auf sich zu nehmen. Großbritannien weiß, daß es nur mit mohammedanischer Hilfe



Indien zu halten vermag, und wird sich vor offener Kränkung des mit Japan äugelnden Islam hüten.“ Also auf einem Umweg das Ziel suchen; vor dem Ohr der Osmanenregierung, vor dem Argwohn des in Saloniki tagenden jungtürkischen Jakobinerklubs als Friedensanwalt für den status quo und die ungeschmälerte Suzerainetät des Sultans reden und heimlich aus allen erreichbaren Blasbälgen an der Küste des Aegeusreiches das Feuer anzufachen. Eine starkarmirte Flottenstation in der Sudabai könnte die Landstraße verriegeln, die über Makedonien und Kleinasien einst nach Indien führen soll. An die Möglichkeit solchen Gewinnes darf man einen beträchtlichen Einsatz riskiren. Und wenn Hilmi Pascha, der nicht, wie Kiamil, nur auf Britenstimmen hört, von dem Diktatorenengelüsten des Jungtürkenkomitees beseitigt würde, brauchte über dem Foreign Office keine Trauerfahne zu wehen. Kreta türkisch: wer weiß, was da unten noch werden mag, wenn Wilhelm und Gwinner so weiterarbeiten. Kreta griechisch: Schwächung der neuen Türkei und Erleichterung britischer Ingerenz. Die Rechnung ist einfach. Nur soll man nicht wähnen, daß der Philhellenismus darin heute noch einzählenswerther Faktor ist.

Die Kreter sind ungeduldig geworden. Welcher unbefangenen Urtheilende miß ihnen verargen? Vor fünfzig Jahren verheißt Gortschakow, damals so ziemlich der in Europa mächtigste Mann, ihnen die Freiheit (die sie nur unter der Hellenenflagge finden könnten). Zwanzig Jahre danach sagt Bismarck, der in drei Kriegen gesiegt und dem Berliner Kongreß präsidirt hat (und sich bei bülowscher Selbsteinschätzung just in diesem Jahr wohl für den arbiter mundi hielte) zu Odo Russell, er sei dafür, gegen kleine Konzessionen in Thessalien und dem Epirus den Griechen Kreta zu geben; dann wäre Südeuropa von einer Reibungsfläche befreit und auf der Glendinsiel könnte die säkulare Mißwirthschaft enden. Paul Hatzfeldt, der, wie noch heute leider mancher in Berlin Maßgebende, glaubt, eine starke Türkei müsse den Briten gefährlich, eine schwache ihnen allzu bequem werden, schüttelt freilich das Haupt und ist mit dem Chef wieder einmal gar nicht einverstanden. Doch die Kreter haben das Wort des Deutschen Reichskanzlers, der dem Orient fast schon ein Mythosheld ist, gehört. Hören achtzehn Jahre später aus dem Munde des Ministers Hanotaux, daß ihr Wunsch zwar noch nicht („pour le moment du moins“) erfüllt, ihnen aber, wenn sie die Fiktion türkischer Oberherrlichkeit wahren, unbeschränkte Selbständigkeit unter einem griechischen Generalgouverneur gewährt werden könne. Alle Schutzmächte einigen sich auf diese Formel. Prinz Georg ruft griechische Offiziere und Beamte auf die Insel. Erkennt aber bald, daß er ohne festen Zusammenhang mit der hellenischen Heimath gegen den wühlenden Islam nichts auszurichten vermag; bezeugt die Schwierigkeit seines



Amtes, die Unmöglichkeit seiner Stellung und stöhnt am Quai d'Orsay auf: „Ich war den Kretern eine Hoffnung und bin ihnen nun die bitterste Enttäuschung. Unter so widrigen Verhältnissen haben eigentlich nur noch zwei Menschen auf einer Insel gehaust: Bonaparte und Drenfuß.“ Da erß nicht länger trägt, legt er sein Amt nieder. Vermählt sich der Prinzessin Marie Bonaparte, der Herr Clemenceau erwirkt, daß sie als Altesse Impériale ins Ehestandesregister eingetragen wird, also einen Titel erhält, den sie weder unter republikanischem Gesetz noch selbst unter Louis Napoleon je führen durfte. Warum setzt der Mann des bloc sich dafür ein? Weil er dem König Georg befreundet und auf sichtbarem Posten vielleicht der letzte Philhellene alten Schlages ist. In vielen Artikeln hat er empfohlen, Kreta den Griechen zurückzugeben. Jetzt ist er Ministerpräsident; in Frankreich mächtiger, als Richelieu und Mazarin dort waren (die nicht nureinen feisten Schatten über sich hatten). Jetzt muß den Kretern sich Alles zum Guten wenden. Und Clemenceau trägt die Hoffnung nicht. Als Europa zaudert, den Griechen Zaimis auf Georgs Platz zu setzen, überredeter den King und die Russen zur Einwilligung. Bald auch zu dem Entschluß, im Juli 1909 die Kontingente aus Kreta heimzurufen und dadurch zu zeigen, daß die Schutzmächte die Insel nicht mehr „in Depot“ haben wollen. Hellas jubelt. Endlich schlägt den kretischen Brüdern, die in Reid und Sehnsucht auf Dstrumelier, Bosniaken, Herzegowzen blickten, die Stunde der Freiheit. Die Hohe Pforte darf nicht länger säumen, die Verfassung anzuerkennen, der sie seit zehn Jahren die Sanktion weigert; darf nicht neue Banden waffnen, als die Nationalversammlung erklärt, Kreta gehöre fortan unlöslich zu Griechenland. Clemenceau hat sich jedesmal gefreut, wenn ein Felsen vom Leib des Großtürken gerissen wurde; war schon deshalb nicht gegen Mehrenthal und Franz Ferdinand mobil zu machen und stand im Verdacht, den Konferenzplan Schwolfskijs veröffentlicht und dadurch vereitelt zu haben. Für den europäischen Orient nicht ganz Eduards Mann; für das Ding, das am Aegeischen Meer gedreht werden soll, aber sehr gut zu brauchen. England wird höchst korrekt sein und in Pera und Athen für das Türkenrecht auf die umstrittene Insel sprechen. Frankreich in Athen und Kanea andeuten, daß man sich bei dieser Witterung schon ins Freiwagen könne. Die Schutztruppen werden heimgerufen. Nächstens, künden die vier großmächtigen Patrone den Kretern, sprechen wir mit dem Suzerain über Eure Verfassung und Freiheit ein ernstes Wort. Nächstens: seit fünfzig Jahren heißt's aus irgendeiner Ecke so. Worauf noch warten? Bis wieder Christenblut fließt und das Volksachtel, das an den Koran glaubt, zu neuer Nunihege aus Smyrna Hilfe wirbt? Jetzt oder nie tagt unserem Eiland die Freiheit. In Kanea und auf den Berggipfeln wird die Hellenenflagge gehißt.



Ein Bißchen zu spät. Clemenceau ist nicht mehr Ministerpräsident und Herr Richon nur ein Kleiner von den Seinen. Der sagt sich: „Erstens brauchen wir Ruhe zu Haus; sonst scheitert die Steuerreform und die Marinekur und mich holt der Delcassé. Zweitens brauchen wir Ruhe in Südosteuropa; sonst brennt's eines Tages von der Adria bis an das Ionische, das Schwarze Meer lichterloh und wir können den achtzehn Milliarden, die wir Russen und Türken, Serben und Griechen geliehen haben, durchs Glackerfeuer nachlaufen. Drittens will England offenbar die Annexion, die Osmanenschwächung nicht; und die entente cordiale wäre gefährdet, wenn wir uns auf diesem heißen Boden von unseren Freunden, den Briten und Russen, trennten. Zwar hat Clemenceau manchmal, unter vier Augen, geredet, als wünsche man in London, von der Thatsache der graeco-kretischen Vereinigung überrascht zu werden. Der bleibt aber bis an den Rand des Grabes tête de linotte; hat auch das internationale Geschäft nie gründlich gelernt. In Pera spricht Edwards Botschafter gegen die Annexion; und auf Korfu soll Wilhelm dem Schwieger-vater seiner Schwester Sophie diplomatische Unterstützung zugesagt haben. Das muß genügen; über jeden Zweifel hinweg uns die Richtung weisen.“ Richons pia anima ist in Bereitschaft, sich den anglo-russischen Wünschen anzupassen. Also: Erhaltung des status quo und Unantastbarkeit des Osmanenreiches. Die von Hanotaur in Umlauf gebrachte Formel. Ob der King damit zufrieden ist? Er hat sich gewöhnt, auch den ärgsten Verdruß hinter den Fettpolstern seines stets munter blickenden Antlitzes zu bergen. Am Bosporus aber schwillt jedem Hähnchen der Kamm. Die Hellenenflagge muß bis morgen vom Stock. Griechenland wird grob foramirt und stammelt, sich zu entschuldigen, es habe weder die Annexion gewollt noch die Anschlußerklärung je als gültig anerkannt. Und der Insel, die von Freiheit träumte, droht völlige Vertüfung.

Noch ist die Partie nicht ausgespielt. Sollen die Europäer wirklich, den Kreuzifixus in der Hand und sein Evangelium auf der Lippe, die Renaissance der Türkenmacht erleben? Weil England sich in Indien und am Nil nur halten kann, wenn der Islam sich in Europa sättigen darf und nicht gedrängt wird, die Stoßkraft ostwärts zu wenden? Marokko, Bosnien, Persien, Kreta: nur der Islam hat in diesen Jahren Unruhe gestiftet und den Erdfrieden bedrängt. Die wurzellosen, zu ernster Regirungarbeit unfähigen Jungtürken brauchen Ruhm: sonst verschlingt sie die Fluth. Wer jagt die Horde aus Europas Bezirk und hegt sie auf des Leun gierige Branten? Erst wenn das Germanenreich den Ruf des Gewissens hört und erkennen lernt, daß sittliche und politische Pflicht zur selben That mahnen, wird unter seinem Himmel endlich Sommer.



## Rudolf von Renvers.

**S**ast zwanzig Jahre ist's her, seit ich Rudolf von Renvers zum ersten Mal sah. Im grauen, ungewissen Dämmerlicht eines frühen Herbstmorgens trat er bei mir ein. Mein kleiner Sohn war über Nacht jäh an hohem Fieber erkrankt. Ein Bekannter hatte mir zufällig vor wenigen Tagen (wir waren eben erst nach Berlin verzogen) die Adresse eines Arztes ganz in unserer Nähe, des Stabsarztes Dr. Renvers, gegeben und ihn mir warm empfohlen. Dorthin schickte ich gegen Morgen. Rascher als ich gedacht, war der Gerufene zur Stelle. Eine sehr hohe, elegante Gestalt; über ein paar flugen, gütigen Augen eine mächtige Denkerstirn; markant geschnittene Züge; ein dunkler bis auf die Brust herabfallender Bart. Einen Augenblick stand ich unsicher vor ihm. Die Frage flog mir durch den Sinn: Ist Das nicht ein Irrthum? Wen hat mir der Diener nur gebracht? Das mag ein Künstler, Gelehrter, Diplomat oder Ministerialbeamter sein, aber kein Arzt. Der Fremde da vor mir zeigte so gar nicht den bekannten Dokortyp. Aber seine ersten Worte verscheuchten meine Zweifel. Dann trat er an das Bett meines Kindes und traf in seiner ruhigen und sicheren Art, von der es wie eine Welle der Beruhigung auf die Umgebung der Kranken hinüberfluthete, seine Anordnungen.

Seit dieser Morgenstunde ist Rudolf Renvers Jahre lang unser Hausarzt gewesen, dann auch der meiner Eltern geworden. Ich habe ihn in der Zeit, die nun dahinten liegt, oft, leider zu oft und zu lange, an dem Krankenlager der mir theuersten Menschen gesehen. Wenn ich heute über ihn, dem aus berufener Feder so manches ehrende Wort in Fachschriften nachgerufen ist, spreche, so geschieht es aus der Empfindung heraus: wer Rudolf von Renvers und seinem werthvollsten und tiefsten Sein gerecht werden will, darf in ihm nicht nur den für seine Kollegen vorbildlichen, bedeutenden Arzt, Diagnostiker, Kliniker und den Organisator in seinem moabiter Reich sehen. Man muß ihn als Patient gekannt oder an den Krankenbetten seiner Lieben geschaut haben, dort, wo uns jede unharmonische Note im Wesen des Arztes verlegt, wo man hundert seelische Fühlfäden besitzt und hinter dem Arzt mit den von der Sorge geschärften Sinnen auch den Menschen und seine Wesensart spürt. Dort hat sich die Kraft seiner Persönlichkeit mir offenbart.

Feinfühlig errieth er Alles, was den Kranken stören oder schmerzen konnte. Wie behutsam dämpfte er beim Eintritt in das Krankenzimmer den festen Schritt, zwang den klangvollen Bariton seiner Stimme zu leiserem Ton, wenn er glaubte, daß die Nerven des Leidenden keinen lauten Ton vertragen! Ich, die nie seine Patientin war, aber seine Wirkung auf Kranke so oft beobachten konnte, habe ihn scherzend manchmal den Seelenarzt genannt und ihn gefragt, ob er die Schlange Mose unsichtbar bei sich trage, deren bloßer An-



blick heilt. Er quittirte mit einem leisen Lächeln darüber. Ein gütiges Geschick hatte ihn mit allen Gaben ausgestattet, die sich ein Arzt nur wünschen konnte. Er hatte vermocht, durch nimmer rastenden Fleiß und eine beinahe fanatische Hingabe an seinen Beruf sie auszugestalten, zur Vollendung zu bringen, und freute sich der suggestiven Kraft, die von seiner Persönlichkeit ausging. Sie unterstützte ihn wirksam bei seiner ärztlichen Kunst. Seine Kranken lebten von seinen Besuchen; sie freuten sich auf sein Kommen und harrten sehnsüchtig darauf. Trat er an ihr Lager, so erhellten sich ihre Mienen. Wie Erleichterung und Beruhigung glitt es darüber. „Man fühlt sich schon besser, wenn man ihn sieht“, sagten mir Manche. Sein Erscheinen hypnotisirte die Leidenden geradezu. Es erfüllte sie mit dem festen Glauben, er müsse ihnen Heilung oder doch augenblickliche Linderung bringen. Man kann sein Auftreten an Krankenbetten schwer in Worten schildern, denn er that nichts äußerlich Sichtbares, um diesen zwingenden Eindruck hervorzurufen. Keine Pose, keine Gesten oder großen Worte. Er untersuchte peinlich genau und ertheilte seine Vorschriften für die Kranken und Pfleger meist so sachlich und kühl, daß der gütige Untergrund seines Wesens kaum hindurchschimmerte.

Seelenarzt habe ich ihn genannt, weil er so wohlthätig auf die Gemüther wirkte; sie erst aufrichtete und mit neuem Lebensmuth erfüllte, ehe er den Körpern Heilung brachte. Er ist aber auch in einem anderen, noch höheren Sinn ein Arzt der Seelen gewesen. Ein tiefes Verstehen menschlicher Leiden war in ihm, ein intuitives Errathen, das ihn das seelische Weh eben so schnell wie das körperliche diagnostiziren ließ. Er schien kaum dran zu rühren: und doch öffneten sich ihm die verschlossensten Herzen. Ein Fluidum ging von ihm aus, das zum Vertrauen zwang. Er besaß die ungemein seltene Gabe der Freundschaft im großen Stil. Einer Freundschaft, die in edler Selbstlosigkeit aus dem Reichthum seiner Persönlichkeit unendlich mehr gab, als sie selbst beehrte. Kein Patient hat, wenn er, auch in gesunden Tagen, auch nach langer Zeit, mit persönlichen Sorgen wieder zu Renvers kam, vergebens an die Theilnahme des Arztes appellirt. Jedem gab der Vielbeschäftigte einen Rath, ein helfendes kluges Wort mit auf den Weg. Und wenn er einen Menschen schätzen gelernt hatte, trat er auch in dessen Abwesenheit männlich für ihn gegen Angriff und Verdächtigung ein.

Renvers sah in seinem Berufe eine Kunst. Die höchste und verantwortungsvollste. In ihr zum Künstler zu werden, war sein Streben, es zu sein, der Stolz seines erfolgreichen Daseins. Mit einer leidenschaftlichen Hingabe erfaßte er Alles, was mit diesem Beruf zusammenhing. So lebt aus den ersten Jahren unserer Bekanntschaft eine Erinnerung in meinem Gedächtniß. Er behandelte meinen Mann an der Folgeerscheinung einer im Feldzug 70/71 erlittenen Schußverletzung, die den Leidenden für Wochen ans Bett und später



noch lange auf's Sofa bannte. Renvers pflegte meist abends, nach unserer späten Tischzeit, zu kommen. Oft blieb er neben dem Ruhebett meines Mannes bei einem Glas Moselwein und einer Cigarre ein Stündchen sitzen, denn seine Tagesarbeit lag hinter ihm und der Besuch bei uns, nah seinem Heim, war der letzte an diesem Tag. Lebhaft plauderte er über Politik, Tagesereignisse, Kunst, wie es die Stunde gab. So kam er öfter und länger vielfach zu uns ins Haus, als seine ärztliche Pflicht verlangte. Eines Abends wurde er mir unerwartet gemeldet. Er trat ein. Was war dem sonst so Gelassenen geschehen? Seine Züge strahlten in freudiger Bewegung. „Ich habe ja solches Glück heute gehabt“, rief er auf meine Frage. Und dann erzählte er in froher Hast, wie er heute früh bei einer Herzleidenden ganz in der Nähe gewesen sei. Er habe sie leidlich wohl verlassen. Jetzt, gegen Abend, sei er zufällig hart an ihrer Straße vorübergekommen und ein unerklärlicher Drang habe ihn bewogen, doch noch einmal bei ihr vorzusprechen. Er traf die Wärterin in rathloser Verwirrung, die Kranke selbst in einer gefährvollen Herzattacke, die ohne ärztliche Hilfe in wenigen Minuten zum Tode geführt hätte, gegen die dem Arzte aber die Wissenschaft wirksame Mittel liefert. Diese wandte er unverzüglich an. Und seinen Bemühungen gelang es, das fast schon entflohenе Leben zurückzurufen und festzuhalten. „Sie wissen nicht“, rief er, „wie es ist, wenn man einen Menschen dem Tode im letzten Augenblick noch entreißt, durch sein Wissen zu entreißen vermag, weil man zur rechten Stunde zu ihm kam. Man fühlt sich so reich, so glücklich, so allmächtig in seinem Können! Ich komme eben von dort und ich mußte es einem Menschen mittheilen. Deshalb bin ich hier.“

Ähnliches habe ich noch oft von ihm vernommen. Nur kam es in den späteren Jahren abgeklärter und nicht mehr so impulsiv und übermüthig glücklich heraus. Immer lauter rühmte er die wunderbare Lebenskraft der Natur, immer leiser die ärztliche Kunst; er sagte, daß er in den verzweifeltsten Fällen oft gesehen, wie erstaunlich die Natur sich selbst helfe und wie er als Arzt dann diese verborgenen Kräfte nur gewähren lassen, vor dem Wunderwirken der Natur die Waffen strecken könne. Deshalb war er im Prinzip auch kein Freund chirurgischer Eingriffe. So sehr er in gewissen Fällen ihre Nothwendigkeit vertrat und selbst dazu rieth: oft sah er in ihnen eine allzu raue Verletzung des subtilen menschlichen Organismus.

Für Pseudokranke, die sich in allerlei imaginären Leiden gefallen und wichtig vorkommen, hatte Renvers keine Geduld. Es mochte wohl geschehen, daß er nur halb auf die breite Aufzählung all der vermeintlichen Schmerzen lauschte und diese Zerstreutheit nicht ganz verbarg. Er, der alles Unehle und Unwahre haßte, dessen ganzer Tag den Leidenden gehörte, empfand es als einen Raub an den wirklichen Kranken, wenn man seine Zeit mit hysterischen Klagen über erfundene Symptome in Anspruch nahm und von ihm verlangte,



er solle sie ernst nehmen. Daß er diese Auffassung manchmal leise durchschimmern ließ, entsprach der Gradheit seines Charakters, war aber vielleicht nicht weltflug, denn er schuf sich Feinde. Solche in ihrer Eigenliebe verletzten Leute find ihm und sein Können nie gerecht geworden.

Man sagte in den letzten Jahren von ihm, daß leichtere Krankheitsfälle ihn nicht mehr lockten, er ihnen oft nicht die nöthige Aufmerksamkeit zuwandte. Ich habe es, wo ich ihn an Krankenbetten sah, nie bemerkt. Und wenn der Tadel berechtigt wäre, hätte Renvers diesen Fehler mit allen Großen auf jedem Gebiet des menschlichen Wissens und Könnens getheilt. Einen, der die höchste Staffel in seinem Beruf, seiner Kunst erklomm, reizt das Leichte, mühelos Erreichbare nicht mehr, sondern nur das Schwerste, fast Unmögliche. Auch Rudolf von Renvers war da am Stärksten, wo er Auge in Auge, in beinahe greifbarer Nähe, mit dem finsternen Senjenmann rang.

Vielen ist er ein Wohlthäter gewesen. Oft genug gab er seinen ärztlichen Rath umsonst. Er fand zartfühlend auch stets die rechten Worte, die dies Geschenk für den Empfänger zu einer Freude, nicht zu einer Demüthigung machten. Einst kam eine Lehrerin mehrmals zu ihm in die Sprechstunde. Als sie am Schluß der Konsultationen fragte, was sie ihm schulde, antwortete Renvers: „Mein Fräulein, von einer Dame, die ihr ganzes Leben der Menschheit weihet, kann ich nichts nehmen.“ Sie selbst hat es erzählt. Und sie ist nicht die Einzige, die Solches kündet.

Mit tiefem Dankgefühl denke ich an ihn zurück. Zweimal hat uns Kindern seine Kunst die Mutter erhalten. Das vergißt sich nie. Noch in seinen letzten Tagen, als er schon, wie ich erst später erfuhr, mit qualvollen Schmerzen und Fieberanfällen rang und ich ihn in einer nicht ärztlichen ernstesten Sache zu sprechen wünschte, bestimmte er, der stets Matinale, mir für meinen Besuch eine frühe Morgenstunde. Ich ging hin und wartete wohl eine halbe Stunde. Das geschah sonst nie. Dann kam der Bescheid, er habe die ganze Nacht im Fieber verbracht und sei außer Stande, sich zu erheben und mich zu empfangen. Das war an einem Donnerstag. Ich habe Rudolf von Renvers nicht mehr gesehen. Zwei Tage danach wurde er schwer leidend in die Klinik gebracht, wo er am Tag nach einer Operation (am zweiundzwanzigsten März 1909) die Augen für immer schloß.

Vor mir liegt eine verblaßte Photographie aus fernen Tagen. „Immer der Selbe!“ hat eine nun erkaltete Hand mit festen Zügen unter den Namenszug geschrieben. Ich lächelte damals, als ich diese stolzen Worte las. Wer will wagen, bis in alle künftigen Zeiten für sich, sein Wollen und Meinen einzustehen? Renvers durfte so schreiben. Er hat die Worte wahrgemacht, die er einst unter sein Bildniß setzte: seinem Beruf, seinen Patienten und Freunden ist er bis an seinen Tod immer der Selbe geblieben.

Elisabeth von Tgel.



## Jules Romains.\*)

Jährlich gegen des Sommers Mitte bittet ein Preisrichterkollegium, dem Antoine vorsitzt, die Pariser in das Odeontheater, um vor der Öffentlichkeit das Urtheil über die jüngste Dichtergeneration zu sprechen. Zahlreich drängt sich die Menge in das weite Rund des Theaters. Das Bewußtsein, durch ihr bejahendes oder verneinendes Wort einem Schaffenden die Schwungkraft zu stählen, ihn durch laute Mißbilligung zu lähmen, erfüllt jeden Horschenden mit hebender Erregung. Ein Rausch der Antheilnahme glüht in Jedem, strafft die Spannung der Menge. Nach jedem Gedicht kämpft brausender Enthusiasmus mit wilder Empörung, bis die Begeisterungswellen obsiegen oder der giftige Tadel die Zustimmung niederzischt. Man steigt auf die Bänke, ruft „Bravo“, schreit „Psui“; hin und wieder hört man auch eine schallende Ohrfeige durch den Saal knallen. Als ob das große Glück ausgefochten würde: so ringen die Menschen mit einander. Die Menge erscheint wie ein Individuum, das sich einen neuen Gott sucht. Die Erregung scheint ihren Höhepunkt erreicht zu haben. Die Spannung schwillt zu einer verheißungsvollen Stille. „Jules Romains: An die Menge, die hier ist“, tönt es von der Bühne. Aller Augen glühen dem Gedicht entgegen. Der Rezitator hebt an.

Du Menge! Da bist Du im Rund des Theaters  
und drückst Dich, gefügig den Mauern, ans Holzwerk.  
Deine Ränge fliehn fort von mir, gleich einer Ebbe.  
Du bist.

Dieses Licht, das mich einhüllt, ist Dein.  
Du brütest die Helle unter lastendem Flügel  
und liebst sie, wie ein Adler seine Eier liebt,

Die Stadt liegt dort nah und doch hörst Du sie nicht;  
Sie könnte noch lauter den Straßenlärm schwellen,  
gegen die Mauern schlagen, mit Tod Dich umstellen:  
Du wirst sie nicht hören, denn Du wirst, o Menge,  
von Schweigen erfüllt sein und vom Ton meiner Stimme.  
Du glühst wie die Tiefe des tiefsten Lebens.  
Von Deinen Augen ist jedes mir zugewandt;  
zwar sehe ich nicht, ob es blau oder braun,  
doch fühle ich: von den Blicken ist die Brust mir entbrannt.  
Ich fühle sie alle auf einmal. Ihr Schaun  
kreuzt sich in mir wie tausend Degen.

Du verbrennst mich, jedoch Du tötest mich nicht!

---

\*) Die Nachdichtungen sind von Erna Heinemann-Grautoff. Sie geben getreu den Sinn, den Rhythmus und die Klangfarbe der Originale wieder.



Eine Stahlklinge, die ich oben und unten halte,  
 sticht Dich durch und durch und biegt Dich zurück.  
 Deine Gestalt bin ich. In meiner Faust  
 presse ich Deine Galerien und Sitze  
 und breche wie Binsen sie über das Knie.

Du wehrst Dich vergeblich, Weib-Menge!  
 Ich werde Dich dennoch besitzen.  
 Laß wehn meinen Athem wie Meerwind,  
 Er ist es, der Dich erst schafft.

Meiner Liebe zwingende Kraft  
 läßt Deine tausend Glieder erschauern;  
 Du scheust vor der wilden Umarmung;  
 Ein Etwas in Dir will trotzen,  
 Wer aber wagt es, Weib-Menge?

Bald stirbst Du unterm Gewicht der schreitenden Stunde;  
 Es werden die Einzelnen durch die Thüren gleiten,  
 die Nägel der Nacht werden Dein Fleisch zerreißen;  
 Was liegt dran!

Du bist mein noch vor Deinem Tode.  
 Die Körper, die hier sind, die Nacht kann sie nehmen,  
 doch die Stirnen wahren in fahlen Emblemen  
 Die Spur des Gottes, der Du eben warst.

Einnüthiges Beifallsbrausen erfüllt das Theater. Die Menge jubelt und grüßt Den, der ihr Herz gerührt, ihre Empfindungen getroffen und sie bewegt hat. Vor ihm neigen sich alle Parteien.

Anderer Dichter Worte klingen noch von der Bühne herab. Wieder sechten Beifall und Mißfallen mit einander. Aber selbst als die Menge sich auflöst und die Gruppen diskutirender Menschen im Dunkel der Nacht verschwinden, hört man immer noch von den Lippen der Heimgehenden den Namen Jules Romains; so sehr hat seine Kraft jeden Einzelnen bezwungen.

Ich bin nur Einer von Vielen der Stadt,  
 der Menge, die durch die Straßen schreitet,  
 ein Ton nur, ein Antlitz, das leicht entgleitet.  
 Das Dieser und Der wohl behalten hat.

Jules Romains ist ein Einsamer, von umfassendem Allgefühl durchglüht. Das Alltäglichsste und Unscheinbarste spricht zu ihm, versetzt seine Seele in Schwingungen und löst durch sich selbst anschwellende Akkorde in ihm aus. Das Leben der Großstadt ist sein eigentlichstes Element. Alle Dinge werden ihm lebendig, zum Individuum und schließlich zum Abstrakten, zum Göttlichen.

Wie Vieles durchglüht mich! Haß, Liebe und Wille!  
 Und ich ziehe zu mir, in großen Zügen,  
 alle Gefühle der Stadt.



Das sind die Nadel, die Schnüre, die Fäden,  
Die mein Bewußtsein überspannen sollen.

Ich bin die spitze Nadel,  
an welcher Ströme schwingen,  
ihr gleitendes Entschwingen  
bedeckt mich selbst mit Funken.

Ich bin der Ausbruch versammelter Kräfte,  
meine Stimme ist alles Murmelns Gesang.  
Wenn meine Hand die Tapete berührte,  
fühlte ich gleich Tropfen die Stadt durchsickern.

Ich selbst bin nichts mehr, — so sehr bin ich Alles.

Die strenge Bewährtheit der Formen in der Tradition, die scheinbare Unerbittlichkeit alter Sprachtheorien und alter metrischer Lyrik lassen die Bestrebungen, das junge Wollen von Jules Romains und seinem Kreis als Revolution erscheinen. Diese Dichter wollen sich nicht mehr mit den vererbten Prinzipien begnügen, um ihre ureigensten Schönheiten, ihre persönlichsten Erregungen hineinzugießen. Wenn sie sich am Fieber der Großstadt entzünden oder ihre Sehnsucht in den mystischen und geheimsten Bildern ihrer Seele athmen lassen, so ist ihnen der Alexandriner, der langathmige Sechsfüßler, ein zu verbrauchter, ein unmöglicher Rahmen. Sie wollen dem Rhythmus lauschen, der mit den Gedanken zugleich in ihnen geboren wird, und nur ihn als Form ihrer Gedanken gelten lassen. Sie horchen auf die geheimen Schwingungen der einzelnen Worte und Silbenbetonungen und entdecken ein neues Leben, eine neue Beweglichkeit in ihnen, die dem alten System des Messens und Zählens der Versfüße widerspricht. Neue Möglichkeiten der Ausdruckskraft und musikalischen Schwunges öffnen sich vor ihnen und locken sie auf neue Bahn.

Der Amerikaner Whitman, der Belgier Verhaeren sind diesem Kreis die Meister. Ihnen neigt sich auch Jules Romains in Verehrung; ihnen dankt er mannichfache Anregungen. Aber was Verhaeren anstrebt, baut Romains in eigener Weise schöpferisch weiter aus. Er weitet sich von Jahr zu Jahr. Eine kräftig fortschreitende Entwicklung ist von seinem Gedichtbuch „Das allumfassende Leben“ (La vie unanime, 1906) bis zu dem „Buch der Galata“ wahrzunehmen. Hier sind es die menschlichen Gemeinschaften, vom Paar an zur Familie, zur Gruppe und Stadt bis zum Menschenkomplex der Großstadt, die ihm zu abstrakten, zwingenden oder bedrückenden Mächten werden, zu „den Göttern“, zu denen er betet. Eine ihm eigenthümliche und das Verständnis seiner Kraft erschwerende Empfindungsweise ist es, daß ihm Konkretes und Abstraktes, Individuelles und Allgemeines so nah bei einander liegen, im Grunde so sehr Eins sind, daß er sie in einem einzigen Gedicht, ja, in einem einzelnen Vers beständig mischt. Er betet zu dem Paar, in dem er sich doch



selbst als Theil dieses Paares fühlt und anspricht. Er sagt „Du“ und nennt den eben bei ihm weilenden Menschen und gleich darauf mit einem zweiten „Du“ das mystische Individuum, das ihm „das Paar“ durch eben seinen Zusammenschluß zweier Menschen geworden ist. Er betet zur Familie, zur Gruppe und zu dem größten Gott, der Alles in sich vereint.

In den Dichtungen dieses Franzosen lebt der große Pan wieder auf. Er reibt sich die Augen, erwacht, findet sich aber nicht mehr auf grünem Ager am Rande des Baches, sondern inmitten der Weltstadt. Die Eisenbahn pfeift, die Wagen rollen, die Schellen der Pferde klingen, ein Klavier wird gestimmt. Und inmitten dieser quirlenden Welt steht der Mensch und sucht die Ganzheit, fleht nach dem All, irrt nach Gott.

Jules Romains ist der Dichter der Großstadt, ein starker Gestalter des buntschillernden Weltempfindens unserer Zeit.

Paris.

Otto Grautoff.



## Papstthum und Deutschthum.\*)

Als der Staat Karls des Großen unter den Händen schwacher Nachfolger zerfiel, da blieb nur in seiner merkwürdigsten Schöpfung, in der aus kirchlichen Würdenträgern bestehenden Beamtenhierarchie, der Reichsgedanke lebendig. In ihrem eigenen Interesse, um sich nicht auflösen zu müssen, förderte sie nach dem Tode Ludwigs des Kindes die Wahl eines Königs, suchte sie, von einem päpstlichen Legaten unterstützt, den Widerstand gegen König Konrad zu brechen. Die vier Stämme, die Ludwigs des Deutschen Reich bildeten, waren weit entfernt davon, sich als „deutsches Volk“ zu fühlen. „Was wollte damals der Sachse in unserem Lande, wo seine Väter niemals einen Fuß breit Boden besessen hatten?“, schreibt mit Beziehung auf die Expedition Heinrichs des Ersten nach Bayern 921 ein hundert Jahre später lebender bayerischer Patriot. Erst durch den gemein-

---

\*) Ein Fragment aus dem Werk „Christenthum und Kirche in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“, das Herr Karl Jentsch (bei G. Haberland in Leipzig) erscheinen läßt. Einem vorzüglichen Buch, dem auch der geübteste Schnüffler nicht anmerken könnte, daß ein Fünfundsiebenzigjähriger es geschrieben hat: so klar, so frisch, so unterhaltsam ist es. Ueber Jentsch braucht man Besern der „Zukunft“ nichts mehr zu sagen. Seit manchem Jahr kennen sie den Mann, der Geistlicher war, zu den Altkatholiken überging und erst als Sechziger (durch die Schrift „Weder Kommunismus noch Kapitalismus“) sich einen Publizistennamen machte. Was er seitdem geschrieben hat, über Strafrechtspflege und Volkswirthschaft, über Hellas und Deutschland, Adam Smith und Rodbertus, Sozialauslese und Sexualethik, war immer kräftig, klug, persönlich und von einem in seiner schlichten Stärke wohlthuenden Menschenverstand durchleuchtet; war immer so, daß es dem Gelehrten und der Einfalt Etwas bot. Das gilt auch von seinem neuen Buch. Lest es, trotzdem es dick aussieht. Keiner wird bereuen, daß er ihm ein paar Stunden gab.



samen Gegensatz gegen das fremdsprachige und anders geartete Volk Italiens, bei dem der Name *Ledescho* aufkam, wurde in der Zeit der Römerzüge ein deutsches Nationalbewußtsein geweckt. Ist es da zu verwundern, daß sich die Kaiser aus dem Hause Sachsen, gleich Karl dem Großen, an die hohe Geistlichkeit wandten, als sie daran gingen, den zerfallenden Staat wieder aufzubauen? Besonders da ein civilisirter Staat ohne Schreibwerk nicht denkbar ist, die Kleriker aber die einzigen „Schreiber“ waren; bedeutet doch im Englischen *clerk* heute Schreiber. Wie ungünstig lagen die Verhältnisse beim Beginn dieses Restaurationbaues! Beinahe verschwunden war der Stand der Gemeinfreien; nicht nur die Herzöge und die Grafen, sondern auch die Bischöfe waren nahezu unabhängige Herren geworden; Beiden gegenüber sahen sich die Könige zunächst auf das *divide et impera* angewiesen. Doch zeigte sich gar bald das geistliche Material als das bildsamere. Verdankte doch jeder geistliche Lehnsträger seine Stellung und seinen Besitz der Gnade des Königs, während sich der weltliche Fürst als Erben seines Vaters fühlte und in dem Belehnungsaft nichts Anderes zu sehen vermochte als die Erfüllung einer Regentenpflicht. Die Gefahren, die aus dem halb geistlichen Charakter der neuen Staatsverfassung erwachsen konnten, machten sich im zehnten Jahrhundert noch nicht bemerkbar. In der Einleitung zur Regirungsgeschichte Heinrichs des Vierten sagt Giesebrecht: „Nur einen Stand gab es (im zehnten Jahrhundert), der für die höchsten Interessen des Kaiserthums nicht allein ein tieferes Verständniß zeigte, sondern bisher auch wirkliche Hingabe an den Tag gelegt hatte. Es war der deutsche Klerus. Nicht Willkür, sondern die ganze Lage fügte den Bund des Kaiserthums mit diesem Stande, einen Bund, der die größten Vortheile bot. Denn mit allen seinen geistigen und materiellen Mitteln unterstützte der deutsche Klerus das Regiment der Kaiser. Nur durch die aufopfernde Treue der Bischöfe gelang es ihnen, im Innern den Widerstand der weltlichen Fürsten niederzuhalten; nur durch die Unterstützung der Kirche wurden die auswärtigen Kriege zum großen Theil ermöglicht; der unermessliche Einfluß, den der Klerus auf die Gemüther der Gläubigen übte, kam der Kaiserkrone, über die der geistliche Segen einen überirdischen Glanz ausgoß, in hohem Maß zu Gut. Es ist wahr, die geistlichen Herren hatten bisher dem Reiche willig und mit großer Selbstenstzung gedient, aber man glaube nicht, daß sie dabei die Sonderinteressen ihres Standes vernachlässigten, daß ihre Dienste ganz uneigennützig waren. Ihr Ziel war, was sie Freiheit der Kirche nannten: die Befreiung ihrer Sprengel von der weltlichen Jurisdiktion der Grafen. Erreichten sie dies Ziel, so wurden sie die ersten Herren im Reich, während die weltlichen Fürsten zu Lehngrafen und Vögten der Kirche herabsanken. Und in der That war bereits manche Grafschaft durch kaiserliche Gunst in ihre Hände gefallen: das Ziel schien nicht unerreichbar. Um solchen Preis ertrugen sie Lasten von erdrückender Schwere, um solchen Preis vergaßen sie ihren geistlichen Beruf und ihren geistlichen Stolz und machten sich zu Dienern einer weltlichen Macht, die oft herrlich genug gegen sie auftrat. Bisher hatten sie ihr Ziel nur im Bund mit der Krone verfolgen können; es stand sehr in Frage, ob sie diesem Bunde treu bleiben würden, wenn sie zum Gefühl eigener Kraft gelangten oder wenn ihnen der Zusammenschluß mit anderen Gewalten bessere Aussichten eröffnete. Es war zu besorgen, daß sie dann unter Freiheit der Kirche die Befreiung von der Gewalt des Königs verstehen würden.“



Als den Organisator des zweiten Priesterstaates der Deutschen bezeichnet Giesebrecht den Erzbischof Brun von Köln, den Bruder und vornehmsten Berather Ottos des Ersten. Brun errichtete die königliche Kapelle. Unter der Kapelle verstand man ursprünglich das Zimmer der Kaiserpfalz, in dem die Urkunden ausgefertigt und aufbewahrt wurden, dann den zur Schreibarbeit verwendeten Hofklerus. Brun bildete die Kapelle zu einer Pflanzstätte der Bildung und zu einer Hochschule für Staatsmänner aus. Dieser Brun ist eine wunderbare Persönlichkeit, ein Ideal mensch: der tüchtigste Staats- und Kriegsmann, in unwandelbarer Treue dem kaiserlichen Bruder ergeben und in den Zeiten gefährlichsten Aufbruchs seine nie trügende Stütze, der frömmste Geistliche, ein Asket und mildherziger Freund der Armen, von leidenschaftlicher Liebe zu den Büchern, von unersättlichem Wissensdurst erfüllt und gleich eifrig im Lehren wie im Lernen. Um die Möglichkeit einer solchen Erscheinung unter den unbändigen Stammesgenossen Widukinds zu begreifen, muß man die Frauen des erlauchten Hauses der Liudolfinger kennen. Denn die Männer in ihrer urgermanischen Art waren nichts weniger als Freunde der Schreibfeder; erst nach dem Tode seiner ersten Gemahlin Editha lernte Otto I. lesen, um sich jederzeit Trost aus der Heiligen Schrift holen zu können. Der Geist gebildeter Frauen war das freundliche Licht, das hineinlockte in das Reich der Buchstaben, dem als einer Zwingburg der Freiheit jenes trüge Geschlecht argwöhnisch gegenüberstand. Von Ottos ehrwürdiger Ahnfrau Oda, der Stifterin des Klosters Gandersheim, scheint der erste Strahl dieses Lichtes ausgegangen zu sein. Seine Mutter Mathilde dann, seine Tochter Mathilde, seine Gemahlinnen Editha und Adelheid, die entfernteren weiblichen Sprossen des Hauses nicht zu erwähnen, erfüllten den Beruf einer deutschen Frau in einer Vollkommenheit, die beispiellos dasteht. Gründete die Politik der Männer Bisthümer, so schufen sie Klöster, in denen mit dem Evangelium zugleich auch das Geistesleben der Alten, vaterländische Geseßkunde und patriotische Geschichtschreibung gepflegt wurden. Nichts Mühevolleres läßt sich denken als das Leben dieser Frauen, die einen großen Theil des Jahres unterwegs waren, zu Pferde oder auf schwerfälligem Karren, um ihren Theil an den Staatsgeschäften der Männer zu tragen und überall deren Arbeit durch Werke der Barmherzigkeit zu ergänzen. Erholung von solcher Unruhe und Beschwerde fanden sie fast nur in ihren Frauenklöstern, und betraten sie ein solches, dann pflegte ihr erster Gang der Schule zu gelten. Unter den Männern des Hauses war Brun der erste, der vom Bildungstrieb ergriffen wurde. Noch lebten einige Klosterlehrer, welche die Traditionen der Zeit Karls des Großen lebendig erhielten; Männer, deren reine Freude an der Jugendbildung in neueren Zeiten höchstens von einem Pestalozzi erreicht worden ist; Männer, die, an den Hof berufen, sich nur mit schwerem Herzen von ihrer Schule trennten und die sich glücklich schätzten, wenn sie im höheren Alter, der Welthandel und des Weltgepräuges ledig, ins Kloster zurückkehren durften, um dort wieder Knaben in den Elementen der Wissenschaft zu unterrichten; Männer wie Thangmar und sein berühmterer Schüler Bernward, Bischof von Hildesheim, die ihre Schule auf Geschäftsreisen mitnahmen, zu Pferde mit den Schülern Klassiker lasen, Verse drehelten, Räthelspiele trieben, die jungen Leute in die Werkstätten italienischer Künstler und Handwerker führten, damit auch in der bildenden Kunst Welchland sich keines Vorzuges mehr vor der geliebten Heimath rühmen könne. In Wechselwirkung mit solchen Männern suchte



Brun die unter Trümmern glimmenden Funken wissenschaftlichen Lebens aufs Neue zur Flamme an und eine reiche Literatur erblühte. So ward für ein Jahrhundert der Hof des Deutschen Königs zum Mittelpunkt des geistigen Lebens in Europa und selbst der Universalgelehrte der Zeit, der Franzose Gerbert (Papst Silvester II.) bekundete, daß die Ottonen sein Genie erweckt hätten.

Doch nach der politischen Seite hin erlebte Bruns Schöpfung, die Kapelle, ihre Vollendung erst, als ihr wissenschaftlicher Glanz schon zu erbleichen begann: unter Heinrich dem Zweiten, Konrad dem Zweiten und Heinrich dem Dritten. Das sind die drei Kaiser, die, ohne Italien preiszugeben, das Reich wieder auf den sicheren Grund des heimischen Bodens stellten, nachdem es durch des dritten Otto Flug in die Wolken vorübergehend gefährdet worden war. . . . An die Treue, Dienstbereitschaft und Opferwilligkeit der geistlichen Fürsten hat, wie es scheint, kein Herrscher so weitgehende Ansprüche erhoben wie Heinrich II. „Aus bischöflichen Vasallen bestanden zum größten Theil die glänzenden Heere, die immer von Neuem die Alpen überschritten; durch den Beistand der Bischöfe wurden vor Allem die inneren Kriege bewältigt.“ (Giesebrecht.) Das gilt auch für die Zeit vor und nach Heinrich dem Zweiten. Aber dieser König erregte nicht selten den Unwillen der Prälaten. Bekannt ist der Bornausaubruch Megingauds, des Bischofs von Eichstädt. Als ihm der König wieder einmal melden ließ, daß er bei ihm zu herbergen gedente, schrieb der Bischof den Boten an: „Der König muß von Sinnen sein! Wie soll ich ihn und seinen Troß bewirthen! Will er mich denn vollends zum armen Pfarrer machen? Ich habe nur noch ein kleines Fäßlein Wein, das mir mein Bruder, der verfluchte Bischof von Würzburg, zum Messelesen geschenkt hat.“ (Diesem leidenschaftlichen Weltkind im Priestergewande war das Fluchen zur anderen Natur geworden. Für einen Zug nach Italien ließ er sich von seiner Geistlichkeit die Erlaubniß zu hundert Fluchen mitgeben. Aber er war noch nicht weit von Hause weg, da hatte er diesen Vorrath schon verbraucht und schickte einen Boten nach Haus, daß er ihm eine neue Ladung von Absolutionen hole.) Doch thätlichen Widerstand wagte Keiner zu leisten; Bischof Wazo von Lüttich, der seine geistliche Würde vor dem König gelegentlich mit freimüthigen Worten zu wahren wußte, bekannte dennoch: „Wenn mir der König jemals so zürnen sollte, daß er mir das rechte Auge ausreißen ließe, so würde ich doch das linke nur zu seinem Vortheil und in seinem Dienst gebrauchen.“ Heinrich pflegte die ansehnliche Kriegsbeute, die er nicht selten machte, bis auf den letzten Heller unter seine weltlichen Vasallen zu vertheilen, die er dadurch in guter Laune erhielt und denen er als ein freigiebiger und gnädiger Herr galt. Fehlte es ihm selbst dann an Geld, so nahm er Zwangsanleihen bei Kirchen auf, trieb aber trotzdem zugleich die herkömmlichen Lieferungen mit solcher Strenge ein, daß er sich in geistlichen Kreisen den Ruf eines habgierigen Fürsten zuzog. Wie alle weltlichen Großen seiner Zeit opferte er freilich auch reiche Gaben auf den Altären der mancherlei Heiligen, in deren Namen die Bischöfe und Aebte unaufhörlich ihre Hände nach Schenkungen ausstreckten. Aber seine Stiftungen bedeuteten das Selbe wie die industriellen Gründungen, in denen unsere heutigen Kapitalisten ihre Gelder anzulegen pflegen. Mit naiver Ironie sagt er in einer Schenkungsurkunde: „Die Kirchen müssen Schätze besitzen: wem mehr gegeben ist, von Dem kann auch mehr verlangt werden.“ Daß dieser König die geistlichen Stellen mit souveräner Willkür besetzte, verstand sich



ganz von selbst. Es kam wohl vor, daß sich ein Kapitel der alten Zeit erinnerte, wo die Bischöfe von Volk und Klerus gewählt worden waren, und daß es sein Wahlrecht ausübte. Einen so Gewählten bestätigte Heinrich grundsätzlich niemals. Den Mann, auf dessen Tüchtigkeit durch die Wahl seine Aufmerksamkeit gelenkt worden war, pflegte er in seine Kapelle aufzunehmen und ihn, nachdem er hier das offizielle Gepräge empfangen hatte, später auf einen anderen Sitz zu befördern. „Zwei Mächte sind es“, schreibt Heinrich in mehreren Urkunden, „durch die vor Allem die Kirche Gottes regirt wird: die kaiserliche Gewalt und das Ansehen der Bischöfe.“ Wäre nicht ein Menschenalter später der Umschwung erfolgt, den Heinrich unmöglich voraussehen konnte, so würde dieser Satz durch die unwiderstehliche Beweisraft der Thatfachen zum Dogma gestempelt worden sein, und wer weiß, ob nicht ein „Oekumenisches Konzil“ die Unfehlbarkeit des Kaisers proklamirt hätte. Fügen wir hinzu, daß Heinrich II. auch sonst ein strammes Regiment führte, daß er trotz andauernder Kränklichkeit mit Blitzesschnelle auf dem Platz war, wo immer seine Gegenwart gefordert wurde, daß er nicht nur Belagerer ohne Umstände aufknüpfen ließ, sondern auch das Leben rebellischer Fürsten nicht schonte, daß er dem Faustrecht energisch steuerte und mit seinem besonderen Born Jeden bedrohte, der sich unterstehen würde, eine gerichtlich geschlichtete Sache noch zum Gegenstand einer Fehde zu machen, daß er rohe Belustigungen liebte und sich selbst in der Kirche allerlei Scherze erlaubte, daß er sich endlich nicht scheute, mit den heidnischen Slawen ein Bündniß gegen den christlichen König Boleslaw von Polen zu schließen, so haben wir wohl kaum noch nöthig, der früher ziemlich verbreiteten Meinung zu begegnen, der „Heilige“ Heinrich sei ein Betbruder und Pfaffenknecht gewesen. Die wunderliche Aeußerung seiner Devotion auf der Synode in Frankfurt am ersten November 1007, die uns Heutigen widerlich und anstößig erscheint, enthüllt sich bei genauerem Zusehen als ein in die Formen jener Zeit gekleideter politischer Akt.

Heinrich, der bekanntlich kinderlos war, wollte seinen Allodialbesitz zur Ausstattung eines neuen, in Bamberg zu errichtenden Bisthums verwenden. Gegen diese Absicht erhoben die Nachbarbischöfe begründeten Protest, weil der Jurisdiktionbezirk des neuen Stiftes aus Theilen ihrer Diözesen gebildet werden mußte. Die Synode, auf der die Sache verhandelt wurde, eröffnete der König damit, daß er vor den versammelten Vätern auf die Knie fiel, und so oft er bemerkte, daß die Berathung zu seinen Ungunsten schwankte, wiederholte er seinen Kniefall. Durch freiwillige Berdemüthigungen erlitt damals ein Großer keinen Abbruch an seiner Autorität, vorausgesetzt, daß er überhaupt solche besaß. Es demüthigten sich nicht bloß Laien vor Geistlichen, sondern auch Geistliche vor Laien. So lange Bischof Adalbert von Prag, den Otto III. mit seiner beinahe leidenschaftlichen Freundschaft beehrte, am Hoflager dieses Kaisers zu weilen genöthigt war, pflegte er nachts aufzustehen und dem Hofgesinde die Schuhe zu putzen, um durch die Ausübung dieses Knechtesdienstes seine von der kaiserlichen Gunst gehobene Seele im Gleichgewicht zu erhalten. Um den Zweck jener Kniefälle zu verstehen, vergegenwärtige man sich die Karte des damaligen Reiches. In zwei gewaltigen Flügeln erstreckt sich das von den Ottonen und Heinrichen eroberte und kolonisirte Gebiet nach Osten: der nördliche wird durch die Namen der neuen Bisthümer an der Saale, Elbe, Havel, Oder bezeichnet, der südliche erstreckt sich die Donau entlang bis nach Un-



garn hinein. Zwischen die beiden Flügel schiebt sich ein breiter Keil nach Westen vor. Sein mittlerer Theil ist das Königreich Böhmen, dessen slavische Bevölkerung keine Lust hatte, sich deutscher Art und deutscher Reichsordnung zu fügen. Die Spitze des Keils aber, das Land zwischen Böhmerwald, Thüringerwald, Regnitz und Donau, lag damals wüst. Eine spärliche Bevölkerung hauste in den wenigen Lichtungen des ungeheuren Fichtenwaldes. Die Vertretung des deutschen Elementes beschränkte sich auf einige Burgen der habenbergischen Grafen, „theils zur Vertheidigung der Böhmergrenze, theils zur Zwängung der slavischen Bauern im Lande bestimmt“. (Giesebrecht.) Diese Wüstenei im Herzen des Reiches zu kultiviren, dieses Einfallsthor den Böhmen zu verschließen, war eine politische Nothwendigkeit. Heinrichs Stiftung rechtfertigte vollkommen die Erwartungen des Stifters. Bald wird Fürth genannt, ein Menschenalter später Nürnberg; die deutschen Kolonisten dringen in Böhmen ein und besiedeln das Egerland. Auch geistige Früchte reifen in Fülle: eine Schule erblüht am Sitz des Bischofs, die von weit her besucht wird; die Skulpturen des Doms kennt Jeder aus der Kunstgeschichte. Hundert Jahre später zieht Bischof Otto von Bamberg nordwärts, um christlichen Glauben und deutsche Gesittung an die Gestade der Ostsee zu tragen.

Wo blieb nun, während in Deutschland dieser ritterliche Priesterstaat sich aufbaute, der Papst? So fern stand er der deutschen Kirche, daß man deren Bild skizziren kann, ohne ihn zu erwähnen. Den Ideen Pseudoisidors schien der Gang der Weltgeschichte gerade von der Zeit an, wo sein Werk bekannt wurde, Hohn sprechen zu wollen. Indem Papst Leo III., der bei Karl vor den Römern Schutz suchen mußte, das römische Kaiserthum erneuerte und es Weihnachten 800 dem Deutschen König übertrug, machte er Diesen zum weltlichen Herrn von Rom und sich zu seinem Unterthanen. Durch einen Mißbrauch übte Karl seine Jurisdiktion aus. Dessen Amt ging in den folgenden wilden Zeiten ein und die weltliche Gerichtsbarkeit fiel formell an den Papst zurück, in Wirklichkeit aber ging sie an den wilden Feudaladel über; und auch das Patrimonium Petri fiel Diesem zur Beute. Lange Zeit hindurch waren es die mittelitalienischen Dynasten, waren es sogar Weiber ihres Stammes, die mit ihren Sprößlingen und Günstlingen den Stuhl Petri besetzten. „Formosus, nach einem wechselvollen Leben auf den Apostolischen Thron erhoben, mußte Lambert, einen Sohn des Herzogs Guido von Spoleto, zum Kaiser krönen, rief zur Befreiung Italiens von den Tyrannen den Deutschen König Arnulf nach Rom, krönte ihn zum Kaiser und ließ die Römer, unbeschadet der dem Papste schuldigen Treue, ihm huldigen. Sein Nachfolger Stefan VI. ging zu Guido über, verhöhnnte den ausgegrabenen Leichnam des Formosus durch das Possenspiel eines gerichtlichen Verfahrens und wurde von der ergrimnten Gegenpartei im Kerker erwürgt. Italien blutete unter den Fehden des Adels, Päpste gingen wie blutige Schatten vorüber, bis die eine Partei (die der Markgrafen von Tuszien) obsiegte und ihr Werkzeug, Sergius den Dritten, zum Papst machte, mit dem die ‚Pornokratie‘ (904 bis 962) beginnt. An der Spitze jener Partei nämlich standen Theodora, die Frau des Konsuls von Rom, und ihre Tochter Marozia (Maria). Beide großartig schön, schlau und kühn, Römerinnen, machten die Herrschaft und die Wollust einander so dienstbar, daß es ungewiß schien, welche ihnen höher gelte. Ein halbes Jahrhundert saßen ihre Lieblinge, Söhne und Enkel auf dem Apostolischen Stuhl. Theodoras Gunst erhob 914 Johann den Zehnten; Dieser



vereinigte die Kräfte Italiens gegen die Sarazenen, die, seit vierzig Jahren an den Grenzen des Kirchenstaates sitzend, das Land verwüßt hatten, und zerstörte an der Spitze eines griechisch-römischen Kaiserheeres ihre Burg am Garigliano. Weil er aber seine Unabhängigkeit zu behaupten suchte, ließ Maria seinen Bruder vor seinen Augen ermorden, ihn selbst im Gefängniß erwürgen. Ihr Sohn, Johann XI., bestieg den päpstlichen Thron wie sein Erbgut. Sie vermählte sich aufs Neue mit Hugo von Provence, der als König von Italien galt. Aber ihr weltlicher Sohn Alberich vertrieb den Stiefvater und behauptete als Senator (932 bis 954) die höchste Gewalt über Rom. Unter ihm verwalteten Päpste nur das Geistliche. Sein junger Sohn Octavian vereinigte nach des Papstes Agapetus Tode 955 wieder die weltliche Herrschaft mit der bischöflichen Würde und nahm als erster unter den Päpsten einen kirchlichen Namen an, indem er sich Johann den Zwölften nannte, vielleicht in der Meinung, die Ausschweifungen seines weltlichen Lebens von seinem kirchlichen Amt durch den Namen trennen zu können.“ (Hase.) Auch wenn der böse, nach dem Urtheil des Herausgebers in Berzens Monumenta jedoch im Ganzen zuverlässige Lindprand nicht geschrieben hätte, würden wir der Kurie unter solchen Umständen nicht zumuthen, daß sie sich als die Gemeinschaft der Heiligen präsentiren solle. Und zu dem politischen Grunde des Verderbens gesellte sich noch ein zweiter. „Jene theologische Bildung, die sich, namentlich von England aus, über das Abendland verbreitet hatte, ergriff in Italien nie dauernd die ganze Nation. Mit babylonischer Pracht gekleidet, lagen die lombardischen Bischöfe beim Mahl, umtönt von verbuhlten Liedern und gefesselt von lüsterne Tänzen.“ (Giesebrecht.) Von den Freuden des Mahles eilen sie, wie Rather von Verona schreibt, zu den Freuden der Jagd, von da zurück zum Mahl, bis endlich „die Freuden des Betts“ den Tag beschließen. Wie hätte es im Lateran anders aussehen sollen? Fehlten hier doch sogar jene Wurzelreste weltlichen Wissens, die in Lombardien damals neue Triebe ansetzten; denn Rom ist, wie Gregorobius richtig bemerkt, das ganze Mittelalter hindurch der negative Mittelpunkt des wissenschaftlichen Lebens geblieben. Hätten sich nicht die Deutschen des Elends erbarmt, das Neue Testament wäre sammt dem Meßbuch aus Rom spurlos verschwunden.

Zweimal haben die Deutschen dieser schlimmen Wirthschaft ein Ende gemacht. Der gläubig katholische Weiß erzählt von der Entscheidung durch Otto den Ersten im Jahr 962: „Die Römer mußten dem Kaiser den Eid der Treue schwören und geloben, nie fortan einen Papst zu wählen, ohne daß Otto oder sein Sohn die Vorwahl getroffen und hernach dem von den Römern Gewählten die Bestätigung ertheilt hätte. Also war den Römern das wichtigste Recht, das der Papstwahl, entzogen. Es war auch dem Kaiser ein Recht zugesprochen, historisch nicht begründet (alle historische Begründung besteht darin, daß der jeweilig durch die Verhältnisse geschaffene Zustand als gesetzlich anerkannt wird, bis geänderte Verhältnisse einen anderen Rechtszustand schaffen), das gegen die (ebenfalls nur historisch gewordene) kanonische Ordnung und gegen die (auch nur aus einer bestimmten Weltlage entsprungene) Idee des Papstthums war. Dann versammelte Otto am sechsten November eine Synode in der Peterskirche. Der Kaiser saß zu Gericht über den Papst, der des Mordes, Meineides, der Tempelschändung, der Unzucht angeklagt wurde, und daß er des Teufels Minne trinke, beim Würfeln Zeus, Venus und andere Dämonen anrufe. Der Papst wurde zur Verantwortung vorgeladen,



antwortete aber mit Androhung des Bannes. Als Johann XII. auf nochmalige Vorladung vom zweiundzwanzigsten November nicht erschien, trat der Kaiser am vierten Dezember mit der Klage des Hochverrathes gegen den Papst vor der Synode auf, die Johann für abgesetzt erklärte und an seine Stelle den Erzkämmerer Leo erhob, der am sechsten Dezember als Leo VIII. die kirchliche Weihe empfing. Das ganze Verfahren gegen Octavian war gegen das bestehende Kirchenrecht (siehe die eingeklammerten Bemerkungen), hatte aber Erfolg, weil Octavian-Johann den sittlichen Boden verloren und damit alle Achtung, alles Mitleid verscherzt hatte. (Nein, sondern weil Otto militärisch der Stärkere war. Den sittlichen Boden hatte nicht nur Octavian, sondern ganz Italien verloren. Otto und seine Nachfolger haben die Italiener gezwungen, sich wieder auf diesen Boden zu stellen, und erst dadurch hat auch die Römische Kirche diesen Boden wieder unter die Füße bekommen und so das hohe Ansehen erlangt, das sie dann eine Weile im ganzen Abendlande zu behaupten vermochte.) Auch Leos Wahl war ungesetzlich: er war noch Laie und empfing an einem Tag die Weihen des Priesters, Bischofs und Papstes. (Deshalb kann man seine Wahl nicht ungesetzlich nennen; Ambrosius war kaiserlicher Statthalter und noch gar nicht getauft, als ihn das Volk von Mailand, durch eine von ihm gehaltene Ansprache begeistert, als Bischof proklamirte.) Sein Vorleben war würdig, befördert wurde er aber nur, weil er fügsam war. Und einen fügsamen Papst brauchte der herrschsüchtige Otto I.“ Das ist eine Verleumdung des frommen Kaisers, der das Papstthum aus dem Sumpfe herausgerissen hat. Alle diese Vorgänge verursachen natürlich den orthodoxen Katholiken heftige Kopfschmerzen, auch abgesehen von dem Privilegium, das sich Otto von seiner Synode und seinem Papst ausstellen ließ und in dem es heißt: „Wir genehmigen, daß der König des Römischen Reiches allein Macht haben soll, den Papst zu erwählen und zu bestellen.“ Der katholische Kirchenhistoriker Floß, der dieser Urkunde eine Monographie gewidmet hat, hält sie zwar der Form nach für unecht, inhaltlich aber für echt. Weiß schreibt: „Leo machte dem Kaiser ohne Zweifel große Zugeständnisse; doch sind uns deren Einzelheiten nicht bekannt“, und erklärt die zwei „Bullen Leos“, die diese Zugeständnisse aufzählen, für „keine Fälschungen aus der Zeit des Investiturstreits“. Weiß stützt sich auf ein Werk von Köpfe-Dümmler, das ich nicht kenne. Am Wesentlichen wird durch die Unechtheit dieser Urkunden, falls sie wirklich erwiesen ist, nichts geändert.

Frömmigkeit allein war es freilich nicht, was die italienische Politik der Ottonen bestimmte. Sie waren doch eben Herrscher und hatten ihre Herrscherpflichten; auch die italienische Kirche wurde, was ihnen die deutsche schon war: eine Stütze ihrer Macht und eine Geldquelle. Wie in späteren Jahrhunderten römische Aleriker die Länder nördlich von den Alpen, namentlich England, ausraubten, indem sie den Landeskindern die fettesten Pfründen raubten, so stiegen damals mit den deutschen Heeren, die das fodrum heischten, deutsche Aleriker in die lombardische Ebene hinab, um dort Bisthümer in Besitz zu nehmen; allein neun eichstädtier Domherren erbeuteten unter Heinrich dem Dritten italienische Stifter. Freilich stand den damaligen Deutschen eine sittliche Berechtigung zur Seite, die den späteren Römern abging. Habe ich die kirchlichen Schenkungen der Kaiser als politische Akte charakterisirt, so ist nun diese Darstellung dahin zu ergänzen, daß auch ihre allerweltlichsten Regierungshandlungen Ausflüsse einer auf-



richtigen und tiefen Frömmigkeit waren. Nichts wäre ungerechter, als wenn man in solcher Verschmelzung weltlicher und religiöser Motive Heuchelei oder Das, was man jetzt Jesuitismus nennt, sehen wollte. Die Menschen jener Zeit waren durchaus naiv und in dem Quell ihrer Lebensregungen lagen Religion und individuelle oder Standeselbstsucht in ihnen unbewußter Mischung bei einander: was einem König jener Zeit der Heilige Petrus oder Laurentius in einer Stunde andächtiger Verzückung eingab, Das traf meistens mit den Ergebnissen seiner staatsmännischen Erwägungen zusammen. Indem die Ottonen und die Heinriche ihren Staat auf einen in Treue ergebenden Hofklerus gründeten, gedachten sie sich zugleich ihrer Pflicht als Schutzherrn der Kirche zu entledigen. Heinrich II. und Heinrich III. (der trockene Konrad hatte keinen Sinn für Vergleichen) betrieben die Kirchenreform planmäßig in Gemeinschaft mit den Mönchen von Cluny.

Heinrich III. kann als die personifizierte Blüthe des deutschen Mittelalters angesehen werden, sofern man das Charakteristische dieser Zeit in die Vermählung des Weltlichen mit dem Geistlichen setzt. Heiliger, Held und Staatsmann zugleich, ging er gänzlich in der Erfüllung seiner erhabenen Pflichten auf. Einen so hohen Begriff hatte er von der Kaisermürde, daß er an den Vorabend der Tage, an denen er die Krone zu tragen gedachte, durch Gebet, Fasten und Geißelung sich vorbereitete. Aber ließ er sich heute von einem Alexiter geißeln, so schwang er morgen selbst, als Regent, die Geißel über Bischöfe wie über andere Fürsten. Auf der Synode zu Sutri im Jahr 1046 setzte er drei Päpste ab, deren einer, zum Entsetzen der abendländischen Christenheit, schon im Begriff gestanden hatte, sich zu verheirathen, und besetzte von da ab den römischen Stuhl wie jedes andere Bisthum seines Reiches. Diese zweite deutsche Pflanzung auf römischem Boden gedieh, denn sie hatte Wurzeln. Unter kaiserlichem Schutze hatten die Cluniacenser, die Reformatoren des verfallenden Benediktinerordens, in Italien Niederlassungen gegründet, um die sich die Bestrebungen einheimischer Asketen kristallisirten. Mit Hugo, dem Abt von Cluny, den Heinrich als einen Heiligen verehrte und dem er zugleich als Kaiser gebot, verband ihn jene innige Freundschaft, die aus dem gemeinsamen Streben nach einem großen Ziel entspringt. Seine Kirchenreform gliederte sich zunächst in zwei Aufgaben: Beseitigung der Priesterere und der Simonie.

Die Priesterere widersprach nicht allein dem asketischen Ideal, das von Anfang an in der Kirche gepflegt worden war, sondern bedrohte bei dem damaligen Gesellschaftszustand, wo die Bischöfe zugleich Großgrundbesitzer und Fürsten waren, auch die Kirche mit der Aussicht auf eine erbliche Priesterkaste und das Reich, das auf den persönlichen Gehorsam der Prälaten gegründet war, mit dem Untergang, weil Bischöfe, die ihre Fürstenthümer auf rechtmäßige Söhne vererben konnten, ganz eben so wie die weltlichen Fürsten das Familieninteresse über das Reichsinteresse gestellt haben würden. Zur Abwendung der zweiten Gefahr hätte der Kaiser sich selbst die Tiara aufsetzen und als Papstkaiser das Haupt der Priesterkaste werden müssen. Ein solches abendländisches Khalifat würde jedoch die Vernichtung jeder Art von Freiheit bedeutet haben, die nur bei der Sonderung der zwei höchsten Gewalten bestehen kann und niemals besser gedeiht, als wenn diese Gewalten einander verfeindet sind. Jeder Verständige wird mit dem älteren Richte der Ansicht sein, daß es der Menschheit nicht zum Heil gereicht, wenn die Gewalt, die das Schwert führt, und die Gewalt, welche die Gewissen bindet, in einer Hand



vereinigt sind. Die Verwerflichkeit der Simonie, des Schachers mit geistlichen Aemtern, bedarf keines Beweises; und wir finden es völlig in der Ordnung, daß der fromme Kaiser den Unfug in Rom und jenseits vom Rhein energisch bekämpfte. Nur gerieth damit die kaiserliche Kirchenreform auf den Punkt, wo sie ihren eigenen Todeskeim, den Selbstwiderspruch, gebär. Einem zarten Gewissen konnte nicht verborgen bleiben, daß die Besetzung der geistlichen Aemter durch den Kaiser, im Grunde genommen, auch Simonie war. Weder entsprach sie dem altkirchlichen Prinzip der freien Wahl noch fehlte ihr das simonistische *do ut des*: verlieh ja doch der Kaiser die hohen Kirchenämter in der Erwartung, der Empfänger werde ihm finanzielle und Kriegsdienste leisten. Doch: *duo quum faciunt idem, non est idem*; jene Dynasten, die in Italien und in Frankreich die Kirchenämter an den ersten schlechtesten Meistbietenden verschachteten, waren charakterlose Wüßlinge und verwendeten den Kaufpreis auf ihre üppige Haus- und Hofhaltung; die Deutschen Kaiser hingegen, vom heiligsten Streben erfüllte Männer, suchten für die bischöflichen Stühle die würdigsten Kandidaten heraus und nahmen die Gegenleistungen der Begnadigten lediglich fürs Reich in Anspruch. So kam es, daß die selbe Praxis der Kirche dort zum Verderben, hier zum Heil gereichte und der Widerspruch zwischen Staatskirchentum und Kirchenreform geraume Zeit hindurch den Reformirenden verborgen blieb. Aber schon gleich der dritte Mann, den Heinrich III. auf den päpstlichen Stuhl erhob, sein Better, der bescheidene Bruno von Toul, empfand ihn. Als Bruno, erzählt man, der ewigen Stadt nah kam, da legte er auf seines Begleiters Hildebrand Geheiß die päpstlichen Insignien ab und hielt im Büßergewand seinen Einzug, um so seine Ueberzeugung darzutun, daß nicht schon die kaiserliche Ernennung, sondern erst die Wahl einen rechtmäßigen Anspruch auf den Stuhl Petri verleihe . . . Nicht die geringste Einmischung in deutsche Kirchenangelegenheiten wollten die deutschen Prälaten dem Papst verstatten. Als sich Leo beikommen ließ, bei einer Feierlichkeit zu Worms 1052 einen Diaconen abzuweihen, der ihm in einer rituellen Sache den Gehorsam verweigerte, da nöthigte der Erzbischof von Mainz den Papst, sein Urtheil zurückzunehmen. Nur mit Hilfe des Kaisers konnte Leo hoffen, die deutsche Kirche zur Anerkennung seiner Jurisdiktion zu bewegen. Hinwiderum kam dem Kaiser zu Gut, was sich der vielreisende Leo in anderen Ländern an Autorität erwarb: überall, wohin sein Einfluß reichte, in Burgund, in Unteritalien, in Ungarn, mahnte er zum Gehorsam gegen den Kaiser.

Nach Leos Tode (1054) begab sich eine römische Deputation, zu deren Mitgliedern auch Hildebrand, damals schon *spiritus rector* der Kurie, gehörte, an den deutschen Hof. Durch den Mund ihrer Abgesandten baten die Römer den Kaiser, „wie Knechte ihren Herrn, wie Kinder ihren Vater, ihnen einen keuschen, gütigen und sittenreinen Papst zu schicken.“ Und indem sie einen Namen nennen, treffen sie den innersten Herzenswunsch Heinrichs; sie erbitten sich Gebhardt von Eichstädt, den Oheim des Kaisers, seinen lieben Freund, einen Mann von so deutscher Gesinnung, daß ihm die deutschen Angelegenheiten näher am Herzen liegen als die Interessen des Papstthumes. In der Wahl Gebhardts, der sich Victor den Zweiten nannte, vollendet sich die Vermählung des Imperiums mit dem Sacerdotium. Wohl hatte die Welt schon ein ähnliches Schauspiel gesehen, nämlich, als Otto III. mit seinem Freunde Gregor in Rom residirte. Aber diese Beiden waren schwärmerische Jünglinge gewesen und hatten von Wiederherstellung der altrömischen



Herrlichkeit geträumt; Heinrich und Victor hingegen, reise, nüchterne Männer, arbeiteten an der Befestigung des deutschen Staates. Durch den frühen Tod Heinrichs im Jahr 1056 wurden die Aussichten vernichtet, die deutsche Patrioten an diesen erfreulichen Bund knüpfen mochten. Sterbend empfahl Heinrich die Gemahlin-Reichsverweserin und seinen als Kaiser anerkannten Anaben der Obhut des anwesenden Papstes, der Reichsverweser wurde. Aber auch er starb, ehe er Gelegenheit hatte, zu zeigen, in welchem Geist er seine unerschauete Stellung auszufüllen gedachte. Als Symbol ist die kurze Reichsverweserschaft Victor's hochbedeutsam; in ihr drückt sich die Weltlage aus: der Kaiser hat den Papst zum zweiten Haupt der Christenheit erhoben; nun, da der Kaiser stirbt, bleibt dieses zweite Haupt als einziges übrig. Aber nicht der deutsche Gebhardt soll dieser neuen Regierungsform den Inhalt geben: „in die Stelle, die der große Kaiser leer gelassen, rückt wie von selbst der Mönch Hildebrand ein“. (Giesebrecht.) Ist es nun noch nothwendig, diesen Hildebrand für den ärgsten aller Ränkeschmiede zu halten, um die Erhebung des Papstthumes über das Kaiserthum zu verstehen? Lediglich dadurch, daß unter den dargelegten Verhältnissen der persönliche Inhaber der Kaisergewalt vom Schauplatz abtrat, war der Herrschaftswechsel gegeben. Was die unglückselige Persönlichkeit des kaiserlichen Jünglings dem durch die Natur der Dinge vorgezeichneten Lauf der Ereignisse an dramatischer Zuthat beigemischt hat, Das geht weniger den Historiker und den Politiker an als den Dichter. Die Szene, die das deutsche Nationalgefühl der späteren, den Ereignissen fernstehenden Geschlechter empört hat, ist nicht von hierarchischem Hochmuth zur Demüthigung der Deutschen herbeigeführt worden, sondern war die unvermeidliche Wirkung der Kriegslust, die Heinrich IV. eronnen hatte, um die seine Absetzung betreibenden und den päpstlichen Bann als Vorwand gebrauchenden deutschen Fürsten zu entwaffnen. Gregor, zur deutschen Fürstenversammlung nach Tribur geladen, gerieth durch die Ankunft des Königs in die äußerste Verlegenheit und sträubte sich, ihn zu empfangen und so die mit den deutschen Fürsten getroffene Verabredung zu brechen. Heinrich erzwang durch Provozirung des Mitleids mit dem frierenden Büsser die Lossprechung und hat, dadurch gekräftigt, dann später einen Gegenpapst eingesetzt und Gregor aus Rom verjagt, ist also in dem Kampf äußerlich Sieger geblieben. Das weiß heute jeder Gebildete. Nur einige sehr wichtige Umstände sind hier noch hervorzuheben, die in den landläufigen Darstellungen nicht die genügende Beachtung zu finden pflegen.

Von Haus aus war Hildebrand so wenig ein Gegner des Kaisers, daß er vielmehr als des dritten Heinrich Schüler angesehen werden muß. An dessen Hof hat er als junger Mann die Idee der Kirchenreform in sich aufgenommen; sie dann in Cluny, der kaiserlichen Gedankenwerkstätte, vollends ausgebildet. Wie er mit der Wahl Victor's den Sinn des Kaisers traf, ist erwähnt worden. Auch nachher hat er noch einmal die Kaiserin um einen Papst. Ihm war eben vor Allem darum zu thun, mit Hilfe des deutschen Hofes das Papstthum von dem entsittlichenden Einfluß der römischen Adelparteien zu erlösen. Daß die Krönung des Werkes in der Befreiung des Papstes auch vom deutschen Einfluß, in der Unabhängigkeit Roms vom Kaiser zu bestehen habe: Das konnte freilich seinem klaren Geist nicht verborgen bleiben; und so ließ er denn auf der römischen Synode des Jahres 1059 unter Nikolaus dem Zweiten die Wahlkörperschaft der Kardinäle einsetzen. Persönliche Abneigung gegen Heinrich den Vierten oder der Wunsch, das



Kaiserthum zu demüthigen und zu schädigen, lag Hildebrand auch später noch fern; das gute Einvernehmen zwischen Kaiser und Papst würde nicht gestört worden sein, wenn Heinrich in die Stellung des Zweiten, die ihm zugefallen war, sich gutwillig gefügt hätte; aber dazu, meint Giesebrecht, war er doch zu sehr der Sohn seines Vaters. Daß aber nach allgemeiner Anerkennung des römischen Bischofs als Hauptes der Christenheit und bei dem hohen Begriff, den die asketischen Mönche Clunys von der geistlichen Würde hatten, der Papst hinfüro keinen Herrn über sich dulden und alle weltlichen Machthaber, den Kaiser nicht ausgeschlossen, tief unter sich sehen mußte, ergab sich als natürliche Konsequenz: unter dem Eindruck der tatsächlichen Machtverhältnisse mußte die Konsequenzmacherei der logisch geschulten geistlichen Gelehrten jener Zeit das hierarchische System ausbilden und vollenden.

Ferner ist zu beachten, daß der Kampf der Reformpartei gegen Priesterere und Simonie einer gewaltigen volkstümlichen Strömung entsprach. Wie alle echten Mönche, war Hildebrand für seine Person Demokrat (und darum auch, nebenbei bemerkt, ein spezieller Freund der damals noch demokratischen Republik Venedig). Die Weltgeistlichen hingegen geriethen, je mehr sie große Herren wurden, desto leichter in einen Gegensatz zum Volk. Schon als Stadttyrannen sahen sich die Bischöfe in beständige Kämpfe mit den Bürgern verwickelt. Und nun der schreiende Widerspruch zwischen ihrer weltlichen Pracht und ihrem apostolischen Beruf! Nicht der goldstrotzende Bischof auf prächtig geschirrtem Streitroß war das Priesterideal des gedrückten Bauern, des Kleinbürgers, sondern der barfüßige Mönch, der in freiwilliger Entsagung das Loß der Armen theilte. Ein solcher Mönch wurde leicht der Abgott des gemeinen Mannes, und sobald dieses Mönchthum in der Person eines Leo des Neunten, eines Gregor des Siebenten den päplichen Stuhl bestieg, hatte es für Diesen die Massen gewonnen. In Mailand, dessen Weltklerus sich durch Leppigkeit und Uebermuth hervorthat, entstand die *Bataria*, das „Lumpengefindel“, ein Bund der Mönche und der Volksmassen gegen die Weltgeistlichkeit und gegen den mit ihr verbetteten und verschwägerten Feudal- und Stadttadel. Was sich den Dekreten der Reformpäpste gegen Priesterere und Aemterkauf nicht fügte, wurde einfach verjagt oder totgeschlagen. „Schon Benedikt VIII. und Leo IX. hatten den Kampf gegen die mailänder Geistlichkeit und die lombardischen Bischöfe begonnen, aber sich selbst von dessen Erfolglosigkeit überzeugt. Denn neben der geistlichen Macht stand eine bedeutende politische diesen Bischöfen zu Gebot. Noch waren überall die Städte von ihnen abhängig, obwohl sie schon den Kapitanen, den Balbassoren und den freien Bürgern, die meistens dem reichen Handelsstand angehörten, einen Antheil am Stadtre Regiment hatten einräumen müssen. Vor Allem war der hohe Adel der Kapitane und der ritterliche Stand der Balbassoren tief in das Interesse der Geistlichkeit verwickelt: sie hatten die großen Kirchengüter zu Lehen und heiratheten am Liebsten aus den Familien des reichen Klerus, der sich wiederum gern aus ihnen ergänzte. Der Kampf gegen die lombardische Geistlichkeit war deshalb zugleich ein Kampf gegen den städtischen Adel; es handelte sich dabei kaum weniger um politische als um kirchliche Interessen. Die revolutionäre Partei, die diesen Kampf unternahm und endlich mit Erfolg durchführte, hat eben so sehr die bürgerliche Freiheit der Lombarden begründet, wie sie zugleich deren Bischöfe Rom unterwarf und die Selbständigkeit der Lokal- und Landeskirchen vernichtete. Nur durch eine demokratische Bewegung konnte Rom zum Siege ge-



langen.“ Und während sich dem Papst in Lombardien, hier und da auch in Deutschland das niedere Volk als Armee zur Verfügung stellte, gewann er durch eine Verkettung von Umständen, die hier nicht dargestellt werden kann (mönchischer Einfluß spielte dabei eine Hauptrolle) in dem das Reich umgebenden Kranz kleinerer Staaten Herzöge, Grafen und Ritter für seinen Dienst, besonders in Frankreich, dessen unternehmende Ritterschaft, hauptsächlich die von normannischem Blut, in Nord und Süd Eroberungen machte.

Endlich aber: wie sehr wurde in Deutschland der Umschwung erleichtert durch den Fehler der Ottonen und Heinriche, daß sie das Reich auf zwei Augen stellten! Gebrach es dem jeweiligen Träger der Kaiserkrone an persönlicher Tüchtigkeit, war er gar ein Kind, so zerfiel das Reich. Das gewaltige Werk Karls des Großen, die Kapitularien, wieder zu erwecken und zeitgemäß zu einer Reichsverfassung umzugestalten: daran dachten jene sonst so vortrefflichen Könige nicht. In richtiger Beurtheilung der Lage hatte den dritten Heinrich sein Lehrer Wippo ermahnt, die Kaiserrechte zu verzeichnen; auch möge er die deutschen Herren nöthigen, ihre Kinder in die Schule zu schicken, damit sie ein geschriebenes Recht anwenden lernten, wie die Italiener. Dazu kam Heinrich nicht; und gerade das Gegentheil geschah. Seit vom Hof keine Anregung zu wissenschaftlichen Bestrebungen ausging, regte sich die germanische Abneigung gegen das Schreib- und Bücherwesen wieder urkräftig. Bald unterschieden sich die deutschen Herren von den italienischen und französischen dadurch, daß sie nicht lesen und schreiben konnten. Die großen Dichter der Hohenstaufenzeit waren zum Theil Analphabeten und mußten ihre Dichtungen diktiren. Aus dieser Vernachlässigung des geschriebenen Wortes, aus der um sich greifenden Alleinherrschaft der mündlichen Tradition erklärt sich der wunderbare Rückschritt, der dadurch charakterisirt wird, daß Walther von der Vogelweide den „zauberäre Gerbrechte“ (Papst Silvester den Zweiten) mit Silvester dem Ersten, dem Zeitgenossen Konstantins, verwechselt und ihn beschuldigt, durch seine Zauberkünste die konstantinische Schenkung erwirkt zu haben, während zweihundert Jahre früher jenes Gerberts Schüler Otto III. die wirkliche Geschichte des Papstthumes und des Kaiserthumes genau gekannt hatte. Wenn die damalige innige Verschmelzung des Weltlichen mit dem Geistlichen die deutschen Könige zu Pfaffenknechten gemacht hätte, so würde dieses Schicksal am Meisten den eben genannten König getroffen haben; ist doch kein anderer so ausschließlich von Geistlichen und von frommen Frauen erzogen worden. Nun hat er aber nicht bloß, ein Jüngling noch, über den Päpstlichen Stuhl mehr als einmal ganz selbstherrlich verfügt, sondern auch die Anmaßungen der Päpste kritisch beleuchtet und scharf verurtheilt. In einer Urkunde schenkte er dem Papst Silvester acht Grafschaften in der Romagna. „Er tadelt in dieser Urkunde zuerst mit den härtesten Worten die Sorglosigkeit und die Unwissenheit der früheren Päpste, die fast das ganze alte Besitzthum des Stuhles Petri verschleudert hätten. Dann aber, heißt es, hätten die Päpste, um sich zu entschädigen, fremdes Gut und namentlich Reichsgut an sich zu reißen und ihren Raub durch lügenhafte Erdichtungen zu verhüllen gesucht; so sei die angebliche Schenkungsurkunde Konstantins, die ein römischer Diakon namens Johannes angefertigt habe, entstanden, so eine andere von Karl dem Kahlen; auf diese untergehobenen Urkunden lege er, der Kaiser, durchaus kein Gewicht, sondern einzig und allein aus freiem Antriebe schenke er, was ihm selbst und nicht dem Heiligen



Petrus angehöre, und zwar zunächst als dankbarer Schüler seinem Lehrer, den er selbst zum Papst eingesetzt habe, auf daß Dieser Etwas habe, das er im Namen seines Schülers dem Heiligen Petrus darbringen könne.“ Bei solcher Klarheit der Erkenntniß, bei solcher Unabhängigkeit der Gesinnung hatten die Deutschen von der Hierarchie, von Rom wahrlich nichts zu fürchten. Die entscheidende Entwicklungskrise, der Eintritt der Deutschen aus der Barbarei in die Civilisation unter Karl dem Großen und den Ottonen, erfolgte, ohne daß sie ein Quentchen von ihrer geistigen oder politischen Selbständigkeit eingeblüßt hätten; im Gegentheil hatten sie dadurch die Führung Europas und die Herrschaft über das Papstthum gewonnen. In inneren Wirren, wie unter Konrad dem Ersten, ließ man sich den Rath und den Beistand eines päpstlichen Legaten gefallen. Aber so lange und so oft sich die Deutschen selbst zu helfen wußten, kümmerten sie sich nicht um Rom. Dieses kam für sie nur in Betracht als Grab der Apostelfürsten, zu dem die Andacht ihrer kindlich frommen Gemüther sie hinzog. Den dortigen Bischof ehrten sie als den Hüter dieses Grabes und als den einzigen „Apostolicus“ des Abendlandes, doch ohne ihm mehr und größere Jurisdiktionrechte zuzugestehen, als ihr eigenes Interesse in jedem Augenblick gerade forderte. Die zu Rheims am siebenzehnten Juli 991 versammelten westfränkischen Bischöfe sagten gerade heraus, daß das der Liebe ledige Papstthum nur noch der Antichrist, nachdem es aber überdies auch die Wissenschaft verloren habe, nichts weiter sei als ein totes Götzenbild. In Lothringen und Deutschland, rühmen sie, lebten der trefflichen Bischöfe genug; man thue besser, sich in Streitfragen an sie, statt nach Rom, zu wenden. So weit die Wissenschaft in Betracht kam, galt vom zwölften Jahrhundert an dieses Lob leider für die rheinischen Deutschen nicht mehr und auch die Sittlichkeit des deutschen Klerus sank allmählich von ihrer hohen Stufe herab. Schon bald nach des dritten Heinrich Tod riß der gemeinste Klemerschacher ein, der natürlich nicht die besten Männer in die höheren Stelle brachte, so daß auch diesem deutschen Klerus gegenüber die päpstlichen Dekrete gegen die Simonie der inneren Berechtigung nicht entbehrten.

Die Canossaszene war nicht etwa der kritische Moment, sondern nur das Symbol der großen Wendung; leitete sie doch Gregors Niederlage ein. „Der Kaiser hatte erreicht, was sich durch Krieg und Politik erreichen läßt: fragen wir aber, ob er nun auch den Sieg davontrug, so müssen wir Das verneinen. Denn nicht immer auf den Schlachtfeldern werden die Siege entschieden. Die Ideen, die Gregor verfocht, waren mit den mächtigsten Trieben der universalen Entwicklung verbündet; während er aus Rom flüchtete, nahmen sie die Welt ein. Schon sein zweiter Nachfolger, zehn Jahre nach seinem Tode, vermochte, worauf zuletzt Alles ankam, die Initiative in den allgemeinen Angelegenheiten des Abendlandes zu ergreifen: eine der größten Weltbewegungen, die Unternehmung der Kreuzzüge, wußte er hervorzurufen; ganz von selbst erschien er dann als das Oberhaupt des germanisch-romanischen, priesterlich-kriegerischen Gemeinwesens im Abendlande; der Kaiser hatte nichts dagegen einzusehen.“ (Ranke.) Noch dazu ward den Deutschen von ihren romantischen Dichtern die ganze Vergangenheit in eine phantastische Märchenwelt aufgelöst, — zu der selben Zeit, wo die von den Kaiser disziplinierte Kurie in stiller, stetiger Arbeit ihr kanonisches Recht schuf.

Reiße.

Karl Gentsch.





Berlin, den 21. August 1909.

## Paracentese.

Sollen die Europäer wirklich, den Kreuzifixus in der Hand und sein Evangelium auf der Lippe, die Renaissance der Türkenmacht erleben? Weil England sich in Indien und am Nil nur halten kann, wenn der Islam sich in Europa sättigen darf und nicht gedrängt wird, die Stoßkraft ostwärts zu wenden? So wurde, nach einem langen Rückblick auf die Entwicklung des graeco-islamischen Haders, vor acht Tagen hier gefragt. Die Antwort scheint jetzt ziemlich sicher. Am sechsten Augusttag hat der Kaiserlich Osmanische Gesandte dem Ministerpräsidenten Rhallis in Athen eine Note überreicht, die zwar die freundschaftlich klingenden Erklärungen des nach dem Rücktritt des Ministeriums Theotokis gebildeten Kabinetts anerkannte, aber betonte, mit diesen Worten sei das Thun und besonders das Unterlassen nicht in Einklang zu bringen. In Makedonien seien hellenische Konsuln, Offiziere (zweihundert), Agenten bemüht, die türkenfeindliche Strömung zu stärken und die dem Sultan Unterthanen gegen ihr Haupt aufzuheben. Griechische Offiziere seien mitschuldig daran, daß auf Kreta die blauweiße Hellenenflagge wehe. Wenn die athener Regierung nicht schnell in einer Note erkläre, daß Kreta nicht das Ziel ihres Ehrgeizes sei und daß sie die Agitation der kretischen Christen mißbillige, werde der Vertreter des Sultans einen langen Urlaub nehmen. Die Antwort wurde Herrn Rhallis von den Gesandten der vier Schutzmächte (Großbritannien, Rußland, Frankreich, Italien) diktirt. Sie bestritt jede feindselige Absicht der athener Regierung und des Griechenvolkes, das sich des kräftigenden Wandels der türkischen Verhältnisse aufrichtig gefreut und niemals versucht habe, aus den Wirren der Uebergangszeit Nutzen zu ziehen. Griechenland sei dem



Streben, die Insel Kreta dem Königreich anzugliedern, fern geblieben, werde seine korrekte und loyale Haltung nicht aufgeben, müsse aber die Schlichtung des kretischen Zwistes den Schutzmächten überlassen, deren Obhut die Insel anvertraut sei, und könne nur hoffen, daß Hellenen und Türken einander fortan wieder ohne Mißtrauen betrachten und behandeln werden. In einem der Antwortnote beigelegten Brief an den Dsmanengesandten erklärte Herr Rhallis noch, kein dem Hellenenheer angehöriger Offizier weile mehr auf türkischem Boden, den Konsuln sei eingeschärft, sich mit den osmanischen Behörden gut zu stellen, und die auf Kreta Dienst thuenen Offiziere seien, nach dem Gesetz, aus dem Griechenheer geschieden, also der athenischen Disziplinargewalt nicht erreichbar. Diese demüthige Antwort genügte den in Saloniki und Konstantinopel regirenden Herren nicht; trotzdem sie mit dem nach grundlos barscher Koramirung fast allzu artigen Satz schloß: „Nous voulons espérer que ces explications si franches vont dissiper tout malentendu et aideront à inaugurer une ère de relations cordiales et loyales entre le royaume et l'empire pour le plus grand bien des deux États.“ Die athenener Regierung sollte, so heischte die Duplik, amtlich erklären, daß sie „an Kreta keinerlei Interesse habe.“ Das ließen die Schutzmächte geschehen; obwohl sie selbst, als sie dem Hellenenkönig das Recht zusprachen, einen Kommissar für Kreta vorzuschlagen, unzweideutig anerkannten, daß Griechenland mehr als irgendeine andere Macht an dem Schicksal der Insel interessirt sei. Jetzt? In Konstantinopel kein ernstes Wörtchen; nur die Bitte, geduldig zu warten. In Kanea aber die Drohung: Wenn Ihr nicht selbst flink die Griechensfahne vom Mast gleiten lasset, holen unsere Seesoldaten sie, im Nothfall mit Aufbietung der grausamsten militärischen Machtmittel, noch im Erntemonat herunter.

Die Würde, die Redlichkeit dieses Handelns lehrt der kürzeste Rückblick erkennen. Im Frühling 1896: Rebellion in Kanea. Mohammedaner plündern und verwüsten Christendörfer und werden durch den Zuzug afrikanischer Glaubensgenossen gestärkt. Flottendemonstration der Großmächte an der kretischen Küste; zugleich Druck auf den Sultan. Abd ul Hamid verspricht, die seit sieben Jahren aufgehobene Verfassung von Haleppa wiederherzustellen, und ruft die Nationalversammlung zum Entwurf eines neuen Verwaltungstatutes. Das genügt den von islamischer Wildheit zur Empörung getriebenen Kretern nicht. Am zehnten Februar 1897 hissen sie die griechische Kriegsflagge mit dem weißen Kreuz auf blauem Quadrat und erklären, von diesem Tag an sei der Wilajet Kriti ein Theil des Hellenenstaates. Oberst Waffos landet und nimmt im Namen des Königs Georg die Insel in Besitz. Unter dem Ober-



befehl des italienischen Admirals landen aber auch die vereinigten Flotten der Großmächte detachirte Truppen, deren Feuer die Griechen von Akrotiri und Haleppa zurückscheucht. Am zweiten März überreichen die Doyens des Diplomatischen Corps auf der Hohen Pforte und in Athen die Kollektivnote, die vom Sultan die Gewährung der kretischen Autonomie, vom Griechenkönig die rasche Rückberufung der Truppen verlangt. Am achten März antwortet Griechenland, es könne nur seine Schiffe, nicht seine Soldaten heimrufen; und bittet die Großmächte, ihm die Annexion der Insel zu gestatten. Nein. Hanotaux hat in der Kammer gesagt: „Einstweilen können die Hellenen Kreta noch nicht bekommen. Die Insel wird den Großmächten in Depot gegeben und, unter der Oberherrlichkeit des Sultans, die Rechte selbständiger Verwaltung genießen.“ Hat den Willen Europas gekündet. Dabei bleibt auch nach dem graeco-türkischen Krieg. Allgemein gebilligter Grundsatz: Eine einmal verlorene christliche Provinz bringt der Türkei selbst das höchste Kriegsglück nicht zurück. Die Admirale lassen die türkischen Schiffe nicht an Kretas Küste landen. Als die Hohe Pforte am einundzwanzigsten Februar 1898 die Großmächte um Schutz der kretischen Mohammedaner ersucht, findet sie nirgends Hilfe. Im Herbst: neue Musulmanenputsche. Beschluß der Großmächte: Alle türkischen Soldaten und Beamten haben bis zum fünfzehnten November die Insel zu verlassen. Das geschieht; und mit den Verbannten schiffen sich zehntausend Musulmanen in kretischen Häfen ein. Wer soll auf den Posten, dessen Inhaber bisher Wali hieß? Abd ul Hamid will Karatheodorij Pascha wieder hinschicken, der Christ ist und 1895 auf Kreta leidlich beliebt war. Doch dem Sultan unterthan bleibt; und schon deshalb den Großmächten nicht paßt. Die einigen sich auf die Kandidatur des vierundsechzigjährigen Herrn Numa Droz, der dem Schweizerbund klug präsidiert hat. Lassen sich aber leicht umstimmen, als von Petersburg aus, wo dem armen Hellenenherrscher die Möglichkeit familiärer Einwirkung geblieben ist, Prinz Georg von Griechenland empfohlen wird. Nicht alle freilich. Da Abd ul Hamid sich gegen die Wahl eines Griechen sträubt, stimmen Deutschland und Oesterreich-Ungarn dem Antrag nicht zu und rufen ihre Schiffe und Truppen zurück. In einer Rede, die den Sultan als „klar blickenden Monarchen“ rühmt, sagt Staatssekretär Bernhard von Bülow: „Wir haben die ‚Oldenburg‘ abberufen, weil unser Interesse an der künftigen Gestaltung der kretischen Verhältnisse lange nicht erheblich genug war, um dort die Belassung eines deutschen Kriegsschiffes zu rechtfertigen. Dazu trat die begründete Vermuthung, daß die Neuordnung voraussichtlich mit erheblichen Kosten verbunden sein würde.“



Wir glaubten nicht, daß es den Intentionen dieses Hohen Hauses entsprechen würde, wenn wir diese Kosten auf deutsche Schultern übernähmen. Und endlich konnten wir uns nach der bisherigen Behandlung des kretischen Problems nicht ganz der Einsicht verschließen, daß viele Köche nicht immer den Brei verbessern. Vielleicht gelingt den drei oder vier Mächten, was der Gesamtheit, trotz ihrem guten Willen, nicht gelungen ist: dauernde Ordnung zu stiften.“ Das Hauptmotiv, der Wunsch, sich dem Sultan gefällig zu zeigen und das Odium türkenfeindlichen Handelns den Briten, Russen, Franzosen zuzuschieben, wird diplomatisch verschwiegen. Britannien, Rußland, Frankreich, Italien („les quatre puissances protectrices“) übernehmen die Verwaltung der Insel und ernennen den Griechenprinzen Georg am sechsundzwanzigsten November 1898 zum Generalkommissar für Kreta. Der tritt zwei Tage vor der Weihnacht sein Amt an. Alles in Ordnung. Die vier Admirale fahren ab, lassen in jeder der vier „Pazifizierungszonen“ aber je achthundert Mann als Schutztruppe zurück. Der Protest des Sultans wird nicht beantwortet.

Nicht einmal beantwortet; nach den Türken Siegen bei Larissa und Volo. Was mußten die Kreter nun glauben? Die Großmächte haben ihnen völlige Autonomie verschafft, sie von türkischen Soldaten und Beamten befreit, feierlich erklärt, daß sie einen Türken nicht als Gouverneur wollen, einen Griechen, den Sohn des Hellenenkönigs, als Generalkommissar eingesetzt und das Wehgeschrei des Sultans mitleidlos überhört. Den offenen Anschluß an Griechenland zwar noch verboten; doch nur „pour le moment“. Dieser Augenblick kann nicht lange währen. Die Suzerainetät des Osmanenkaisers ist fortan leere Form. Noch weht auf einer öden Felsklippe die Halbmondflagge. Von einem Wilajet Kriti kann im Ernst aber nicht mehr die Rede sein.

Prinz Georg geht, weil er einsieht, daß er ohne engen Zusammenhang mit der Heimath, ohne den Entschluß zur offenen Hellenisirung der Insel gegen den wühlenden Islam nichts auszurichten vermag; und wird durch den Griechen Zaimis ersetzt. Unter Zustimmung der Schutzmächte. Als Oesterreich-Ungarn die Herzegowina und Bosnien annektirt, Ferdinand das Basallenband gelöst, Ostrumelien an sich gerissen und den Titel des Zaren der Bulgaren angenommen hat, glauben auch die Kreter ihre Stunde gekommen. Soll nur für sie der dreiundzwanzigste Artikel des Berliner Vertrages noch gelten, den die Anderen gestern sorglos durchlöchert haben? Am achten Oktober 1908 kündeten sie Europaen laut: Von heute an ist Kreta eine Provinz des Hellenenstaates. Und die Schutzmächte? Am dreißigsten Oktober kommt ihre Antwort; deren Hauptsatz lautet: „Les puissances protectrices considèrent l'union de la Crète avec la Grèce comme dépendant de l'assen-



timent des puissances qui contractèrent des obligations avec la Turquie; elles ne seraient, néanmoins, pas éloignées d'envisager avec bienveillance la discussion de cette question avec la Turquie, si l'ordre est maintenu dans l'île et, d'autre part, si la sécurité de la population musulmane est assurée.“ Auf Deutsch: „Wir wollen gefragt sein, werden aber Ja sagen, wenn Ihr Euch hübsch artig verhältet und uns jetzt nicht stört. Gerade jetzt nicht. Gestern haben unsere Vertreter mit gefurchter Stirn erklärt, das Handeln des Freiherrn von Mehrenthal zerfesse den Berliner Vertrag, verstümmele den großen Grundsatz, die Integrität des Osmanenreiches um jeden Preis zu wahren, und Herr Iswolskij hat beantragt, gegen den Trugkünstler von Buchlau vor dem Konferenzgericht das Hauptverfahren zu eröffnen. Wenn wir vor der selben Instanz morgen für Eure Befreiung von den Resten der Türkenherrschaft eintreten, müßten wir die Klage gegen Oesterreich zurückziehen oder lächerlich werden. Duldet, geduldet Euch also noch ein Weilchen!“ Abgemacht. Kreta bleibt ruhig. Das Exekutivkomitee, das im Namen (nicht: im Auftrag) des Hellenenkönigs regirt, sichert auch den Mohammedanern Leben und Eigenthum; erfüllt die von den Schutzmächten gestellten Bedingungen. Erlaubt freilich auch, daß in Ost und West der Insel die blauweiße Flagge gehißt wird. Niemand widerspricht. Als der Serbenlärm verhallt, die letzte Guinee in Belgrad für Preßmobilisirung und Straßenspektakel ausgegeben ist, darf man sich der Kreter erinnern. Sie haben gethan, was sie thun sollten; und können jetzt ihren Lohn fordern. Noch ist die Insel „en dépôt entre les mains de l'Europe“. Ist's nicht mehr, sobald die Briten, Russen, Franzosen, Italiener abgezogen sind. Das geschieht in der letzten Julwoche. Am sechsundzwanzigsten Juli feiert Kanea den Abzug des Schutztruppenrestes. Durch Myrthengewinde schlingen sich blauweiße Bänder; in blauweißen Lettern grüßt, auf dem Triumphbogen vor der Moschee, die scheidenden Krieger der Dank der freien Nation; im Hafen wird den mit klingendem Spiel abmarschirenden Soldaten von einem Mitgliede des Exekutivkomitees dieser Dank wiederholt; und über der Citadelle weht die Hellenenflagge. Niemand widerspricht. Kein fremder Soldat mehr auf Kreta. Die Schutzmächte haben Griechenland aufgefordert, die zur Organisation der Miliz und der Gendarmerienöthigen Offiziere hinüberzuschicken. Einverstanden; doch der vorsichtige Rhallis läßt von der Kammer ein Gesetz beschließen, das die in den Kreterdienst tretenden Offiziere aus den Reihen des aktiven Hellenenheeres streicht und ihnen nur, für den Fall der Rückkehr, das Ancienntätrecht sichert. Drei Monate kann's noch dauern, vielleicht noch sechs: dann wird die der Türkei verlorene Insel auch staatsrechtlich dem Königreich Grie-



chenland einverleibt. Die Bereitschaft zu diesem Schritt haben die Schutzmächte gezeigt, als sie die Truppen heimriefen. Da kommt die Türkennote vom sechsten August: und in London, Petersburg, Paris, Rom ist Alles vergessen, was seit zwölf Jahren geschah. Schnell die Griechenfahne vom Mast! Antwort aus Kreta: Der Regierung ist nicht gelungen, das Volk von der Nothwendigkeit solcher Fahneneinziehung zu überzeugen. Dann, liebe Kreter, müssen wieder Kriegskreuzer hin und Schutztruppen ausschiffen. Am sechsundzwanzigsten Juli dampft der letzte Truppentransport mit dem Heimathwimpel aus der Sudabai. Am siebenzehnten August sind dreitausend Mann, dreitausend Soldaten der vier Schutzmächte, dort zur Landung bereit. Quantilla prudentia mundus regatur: nie ward die Wahrheit des Spottwortes klarer erwiesen.

Lebt in den puissances protectrices der selbe Geist, den das junge Königreich Griechenland im Verkehr mit seinen puissances créatrices unter Schmerzen erkennen lernte? Rußland, Britanien, Frankreich schienen den Hellenenstaat nur geschaffen zu haben, um ihn wieder zu zerstören oder seiner Wurzel doch jede Triebfähigkeit zu nehmen. Ihre Gesandten, die Herren Katafazi, Lyons und Piscatori, mühten sich rastlos, dem fürs Herrscheramt untauglichen König Otto und seinen Bavaresi die Balkanhölle zu heizen und den Griechen jeden Weg ins Helle zu sperren. Und aus eigener Kraft vermochte dieses unfriegerisch gezeugte Volk schon damals nichts. Die Griechen, sagt Professor Huetpe im Augustheft des „Archivs für Rassenbiologie“, müssen bedenken, „daß nicht nur die Inseln und Küsten des Aegeischen Meeres von ihren Vorfahren der Kultur erschlossen wurden, sondern daß auf dem Balkan selbst, bis hoch hinauf, noch heute in Makedonien und Albanien Völker leben, die ihnen die nächsten Verwandten und mit ihnen die ältesten Bewohner des Landes sind. Die auf dieser gemeinsamen Abstammung beruhenden Rassenzusammenhänge sollten die Griechen besser erkennen und pflegen lernen, weil ihnen daraus für die Wahrung alten Kulturbesitzes neue Kraft erwachsen kann. Sie haben die wichtige Aufgabe, bei den sich vorbereitenden politischen Verschiebungen in Verbindung mit den Albanesen die älteste Rasse und älteste Kultur der thrakisch-illyrisch-hellenischen Völker zu retten und zu neuer Blüthe zu bringen.“ Nur dieser Völkerbund könne die völlige Verslavung des Balkans hindern. So urtheilt der Rassenhygieniker. Der Politiker wagt kaum noch, ins dürre athenische Erdreich das Reis seiner Hoffnung zu pflanzen. Die Griechen sind fleißig und zäh; sparsame Kaufleute und schlaue Spekulanten. Zuverlässigkeit und Schlagkraft, die Axiertugenden, wurden allzu oft an ihnen vermißt. Sie haben niemals eingesehen, daß die Erhaltung, gar die Mehrung nationaler Macht ohne ein starkes Heer noch unmöglich ist; und die selben Leute, die für



Kulturwerke gern den Beutel weit öffneten, wogen knickernd jede Drachme, die der Armee aufhelfen sollte. König Georg ist heute so wehrlos, wie König Otto 1843 war, als die von den unzärtlichen Erzeugern geschürte Rebellion ihm die Septemberverfassung abtrogte und er genöthigt wurde, die Heeresziffer auf fünftausend Mann herabzusetzen. Und auch er hat, wie Georg jetzt, vergebens auf britische Hilfe gehofft. Daß Nikolai Pawlowitsch, der sich selbst als den Erben des Basileus von Byzanz fühlte, den Griechen nichts Gutes gönnte, war begreiflich; er hätte gern, wie Metternich, von sich gesagt, er sei stolz darauf, daß „diese politische Mißgeburt“ nicht ihm das Dasein danke, und war froh, als er Katafazi brüsk abberufen und sich in Athen nur noch durch einen Residenten vertreten lassen konnte. Daß aber auch die Briten, Whigs und Tories, die Griechen aufgaben, war eine schlimme Enttäuschung. Der Philhellenismus schien ausgestorben; die Unantastbarkeit des Osmanenreiches wieder zum Dogma geworden. Der Vorwand war schnell gefunden. Otto regirt schlecht, die vom Haus Rothschild den Schutzmächten bewilligte Griechenanleihe wird nicht pünktlich verzinst und Hellas bedroht den Orientfrieden. Die Türkei muß vor griechischen Angriffen geschützt werden, schrieb Aberdeen; und Palmerston, ein dem Sultan unterthaner Rajah habe es besser als ein Grieche unter Ottos Mißregierung. Russische Truppen hatten den Kaukasus erobert und drangen ins transkaspische Gebiet vor. Zwar betheuerte Nesselrode immer wieder, der Gedanke, Englands Ruhe in Indien zu stören, habe den friedlichen Sinn seines erhabenen Herrn nie auch nur gestreift. Doch Worte verhallen, Gelöbnisse binden den Skrupellosen nicht: also ist's sicherer, sich die Türken zu befreunden. Abd ul Medschid, ein kränklicher, willenloser Jüngling, blickt in Andacht, wie zu einem mächtigen Vormund, zu Stratford Canning, dem Britenbotschafter, empor, dem bald auch, als dem großen Elchi, dem ragenden Haupt des Diplomatenkörpers, vom Volke gehuldigt wird. Und Frankreich muß, mag es ein Weilchen auch zaudern, immer wieder mit. Wie heute. *Créatrices oder protectrices*: Englands Interesse weist den Weg und duldet nur unter hartem Druck fremde Führung. Kreta erlebt, was Hellas erlebt hat. Als Volk betrachtet, sagt Kant, „ist die englische Nation das schätzbarste Ganze von Menschen gegen einander; aber als Staat gegen andere Staaten der verderblichste, gewaltsamste, herrschsüchtigste und kriegerregendste von allen“.

Alle logen übrigens recht nach bewährter Kunst. Metternich nennt vor Königs Ohr Griechenland eine Mißgeburt; sagt aber zu Prokesch-Osten, der am griechischen Hof akkreditirt ist, Athen müsse Konstantinopel verschlingen; und antwortet auf Nikolais Frage, ob er den Türken nicht für einen frankten Mann halte, spitzig: „Wendet diese Frage Eurer Majestät sich an den



Arzt oder an den Erben?" Nikolai selbst läßt Nesselrode die Schalmei blasen und Mentschikow in Konstantinopel ein Schutzbündniß anbieten; zur selben Zeit plant er die Landung eines dreißigtausend Mann starken Heeres, das ihm die Türkenhauptstadt erobern soll; fordert von England, das Egypten und Kreta bekommen kann, Bulgarien, Serbien, die Donaufürstenthümer und, nur als Depositar Europas freilich, Konstantinopel; und läßt Franz Sichy in Wien fragen, ob der Kaiser bereit sei, in Gemeinschaft mit ihm die „türkischen Hunde“ aus dem Christenbereich zu jagen. Aberdeen mahnt in Peters und in Konstantins Stadt zum Frieden; ist aber ganz damit einverstanden, daß Palmerston und Stratford Canning den Sultan durch das Versprechen britischer Nothhilfe zur Abwehr russischer Ansprüche stacheln. Wenn auch nur ein Bataillon Nikolais dem Bosporus naht, streicht Britaniens Schiff durch die Wellen. Der Dichter der Barcarole, die mit diesem Strichvers beginnt, sitzt als Preußens Vertreter in Athen: Graf Joseph Brassier de Saint-Simon Ballade; aus einer Emigrantenfamilie, die sich in Schlesien niedergelassen hatte. Magnétiseur, Heilseher, Salonherrenmeister; doch ein geistreicher Mann und unter den in Athen beglaubigten Diplomaten der einzige, derß gut mit dem jungen Staat und mit dessen König meint. Aber was vermag Preußen? Nicht einmal ein Kriegsschiff kannß in den Piraeus schicken. Brassier bleibt nicht lange Ministerresident. Als er ihn abberuft, stöhnt Friedrich Wilhelm über die Blindheit der Großmächte, die das unglückliche Land der Griechen durch britische Habgier ruiniren lassen. Der log nicht; war aber in Ohnmacht gefettet.

Das Deutsche Reich von 1909 hat mehr einzusetzen als das Preußen von 1846; auch mehr zu verlieren. Warum hats, nach elfjähriger Abstinenz, nun wieder im Europäischen Konzert mitgespielt? Schon in der zweiten Juniwoche verrieth Herr André Tardieu, Premier secrétaire d'ambassade honoraire und Hauptmitarbeiter des Temps, daß die Schutzmächte Deutschland und Oesterreich ersuchen wollten, an der endgiltigen Schlichtung des freistichen Streites mitzuwirken. Wilhelm habe in Korfu dem Hellenenkönig wohlwollende Unterstützung zugesagt und mit diesem Versprechen die Absicht angedeutet, das Prinzip der Enthaltksamkeit aufzugeben. Ehe aber die formelle Einladung nach Berlin und Wien abgegangen war, sei die Stimmung wieder umgeschlagen. Nicht zum letzten Mal, wie es scheint. Die Schutzmächte sind zwar allein geblieben; doch die beiden Kaiserreiche haben in Konstantinopel und in Athen „guten Rath“ gespendet. Oesterreich wäre, wenn Mehrenthals Bahnprojekte ausgeführt würden, die Makedonien nächste Großmacht und schon durch die Linie Wien-Larissa-Athen an dem Schicksal Griechenlands interessirt. Deutschland? Dynastische Rücksicht darf eben so wenig gelten wie



die Privatpolitik einer Großbank. Um uns dem Sultan gefällig zu zeigen, haben wir seit 1898 nicht mitgespielt. Richtig oder falsch: ein Grund, der zur Aenderung dieses Entschlusses trieb, ist nicht erkennbar. Und noch darf man den politischen Rath des Deutschen Reiches doch wohl eine That nennen. War's nöthig? Konnte die ehrenvolle Pflicht, den türkischen Diktatoren Bütteldienste zu leisten, nicht den Schutzmächten überlassen bleiben? „Durch Englands Schuld hatte die Türkei in der Völkergesellschaft des Abendlandes eine Stellung erlangt, die ihr in keiner Weise gebührte; denn das europäische Völkerrecht beruht auf der christlichen Idee der Verbrüderung der Nationen, der Koran hingegen kennt nur zwei Reiche auf Erden: das Reich des Islams und das Reich des Krieges; mithin darf ein mohammedanischer Staat die Grundgedanken völkerrechtlicher Gleichheit und Gegenseitigkeit nicht ehrlich anerkennen. Die vielverheißene Gleichberechtigung der Rajahvölker mußte ein leeres Wort bleiben, weil die Herrschaft der Gläubigen über die Ungläubigen eben das Wesen dieser unwandelbaren theokratischen Verfassung ausmachte. Die Aufnahme eines solchen Staates in die Rechtsgemeinschaft der christlichen Völker war eine häßliche Unwahrheit; sie wurde jedoch von der aufgeklärten liberalen Welt, die sich der christlichen Grundlagen unserer Kultur nur ungern erinnerte, als ein erfreulicher Fortschritt der Gesittung gepriesen; praktisch schien sie darum erträglich, weil die Pforte, im Gefühl ihrer Schwäche, sich bald von einer, bald von mehreren der christlichen Mächte leiten ließ.“ Das hat Heinrich von Treitschke über die Zeit des londoner Meerengenvertrages und des Hellenenerwachens geschrieben; über die Zeit, da Hellmuth von Moltke rief, die Türkei (der er im Feldzug gegen Mehemed Ali zu helfen versucht hatte) müsse endlich wieder einem christlich-byzantinischen Reich den Platz räumen.

Solche Forderung klingt unseren Diplomaten, den flügsten selbst, kaum noch verständlich. „Panislamismus? Der wird in Afrika und Asien unseren Feinden das Leben sauer machen und hat für uns Mitteleuropäer keine Schrecken. Mehrung der mohammedanischen Macht? Famos. Das hält Rußland und namentlich England in Athem und lehrt sie den Werth unserer Freundschaft, schon unserer neutralen Ruhe richtig schätzen. Wenn nur die Jungtürken bald loschlügen! Die Dynastie in Athen ginge nach einer neuen Niederlage zwar wohl in die Binsen. Aber das Schicksal Sophies und ihres Helden Konstantin kümmert uns nicht und ihre Bitte um gutes Wetter hat bei S. M. sicher kein Gehör gefunden. Der islamische Sieg würde am Ganges und am Nil nachhallen; der Araberruf nach Verfassung und Selbständigkeit wäre nicht länger zu unterdrücken und England müßte in Egypten und Indien die Besatzung verstärken. Auch die anderen Einkreisungsmächte, Rußland, Frank-



reich, Italien, bekämen draußen zu thun. Um nur im Yemen sicher zu sein, muß Britanien sich militärisch mehr anstrengen als jemals bisher. Und wir wären der Haupt Sorge ledig und könnten die Pause zu einer nicht groben, aber ernststen Auseinandersetzung mit dem Westnachbar benutzen. Auf Wilhelms neuer Yacht „Meteor“ (berichten britische Fachblätter) steht vor dem Schreibtisch, an dem der Deutsche Kaiser deutsche Geschäfte erledigt, unter dem Bilde der Königin Victoria ein Sessel, der aus einem Schiffsmast geschnitten ward: aus dem Mast des Admiralschiffes, hört, auf dem Nelson bei Trafalgar fiel. So lästige Höflichkeit brauchen wir dann nicht mehr. Wissen ja, daß die Briten nur noch von einer uns zu bereitenden Trafalgarschlappe träumen; und können vergnügt sein, wenn der Türke sie mit neuem Abdruck ängstet. Der Siegespreis wird den Osmanen von dem westöstlichen Dreibund natürlich geweigert. Der braucht und will eine schwache Türkei. Wir wollen sie stark; und können auch bei dieser Gelegenheit wieder ein einträgliches Geschäft machen.“ So (ungefähr) hört man in Kanzleien und Kasinos. Wie ein ehrwürdiger Glaubenssatz hat sich von einem zum anderen Diplomatengeschlecht die Meinung vererbt, England wolle eine schwache, Deutschland eine starke Türkei. Ist's noch immer wahr? Man darf mindestens zweifeln. Wir werden von einer starken und selbstbewußten Türkenregierung weniger erreichen als von einer schwachen, die um ihr Lebensrecht feilschen und sich mit alljährlich erneuten Konzessionen die Hoffnung auf Hilfe erkaufen muß. Britanien hat seit dem Japanersieg auch für den osteuropäischen Aufmarsch einen anderen Pivotal gewählt. Rußland ist ihm kein Schreckbild mehr; ist ihm befreundet. (Die weise Wortkargheit, die Eduard und Nikolai in Cowes walten ließen, konnten nur Knaben zu einem Triumphgeschrei über die „Rühle des anglo-russischen Verhältnisses“ stimmen.) Britische Staatskunst hat den kürzester Bund gelockert, Oesterreich den Russen, den Türken und Südslaven entfremdet, einen Flottenorganisator ans Goldene Horn geschmuggelt und den Musulmanen leise ins Ohr geraunt: „Werdet stark; sonst segt der Germanendrang, der Eure Wirtschaft schon selbstsüchtig entwerthet hat, Euch bald aus Europa. Wir wollen nichts von Euch, sind also Eure wahren Freunde (und haben Euch, bis Ihr ans Ruder kamet, über Wasser gehalten). Deutschland, das aus Eurem Boden, Euren Bahnen Geld scheffeln will, heuchelt Euch Freundschaft, wird für Euch aber, wenn der Zahltag anbricht, nicht mehr übrig haben als einst für Abd ul Aziz (Udjda, Casablanca) und für Abd ul Hamid (Akaba, Koweit).“ Als der erste Lothar statt des Purpurs die Mönchskutte anzog, soll er lächelnd gesagt haben: „Tempora mutantur, nos et mutamur in illis.“ Wollen nur unsere Diplomaten an der alten Speise stets weiterfauen? Nikolai Alex-



androwitsch besucht den Sultan. Eduard wird ihm, wenns das Parlament nicht verbietet, gern folgen; ginge noch lieber voran. Britanien und Rußland müssen wünschen, daß die Türken in Europa beschäftigt sind und sich behaglich fühlen; sonst explodirt ihre Thatenlust in Asien und Afrika. So lange sie auf dem Balkan zu hoffen, zu fürchten haben, werden sie aufhören, wenn aus London oder Petersburg die Warnung kommt: Wir können Euch beistehen oder im Stich lassen; an Eurer Haltung hängt unser Entschluß. So lange werden sie den in Nordafrika und in Britisch-Indien lebenden Glaubensgenossen zuwinken: Macht keine Dummheit; der Khalif braucht die Briten noch. Die alte Rechnung stimmt eben nicht mehr; und nachgerade muß auch die Diplomatenzunft sich an neue Additionen, Subtraktionen gewöhnen.

England sicht für die Unantastbarkeit des Osmannenreiches, dem es Egypten und Cypern genommen, Bosnien und Kreta einst für Europas Depositenkasse abverlangt hat. England sicht für Menschenrecht und Bürgerfreiheit, die es dem Hindu, dem Araber, allen gelben, braunen, schwarzen Bewohnern des Weltreiches versagt. Heuchelei? Treulosigkeit? Wo Geschäfte besprochen werden, sind Sentimentalitäten schlecht angebracht. England handelt, wie es handeln muß; und, wenn es seinen Willen durchzusetzen vermag, sittlich (im Sinn des für Volkheiten geltenden Imperativs, der sich von dem Pflichtgebot der Individualethik schroff scheidet). Herr am Arabischen, am Persischen Golf. Herr über die Heiligen Stätten des Islams. In Konstantinopel ein Sultan, der älter, doch nicht kräftiger ist als der von Canning geleitete Abd ul Medschid. Eine widerwillig geduldete Militärdiktatur, die sich hinter der Prunkfassade einer Verfassung birgt. Minister, die nichts zu sagen haben, vom Jungtürkenklub rasch einzuschüchtern sind und bald in Geldverlegenheit sein werden. Das Slaventhum fast schon zur Balkanschutztruppe geeint und vom londoner Balkankomitee, das in allen Zonen, Nationen, Parteien Südeuropas seine Vertrauensmänner hat, auf die ans Ziel der Britenwünsche führenden Wege getrieben. Europa von nationalem, konfessionellem, ökonomischem Hader zerrissen und Britannia noch im ungefährdeten Besitz der (wie Eduard mit Fug sagen durfte) mächtigsten Flotte der Welt; einer auch in den Kolonien dem Volk theuren Flotte: die australische Arbeiterpartei ist, weil sie dem Mutterlande das Geschenk einer Dreadnought geweigert hat, aus der Regierung gedrängt worden. In der Türkei, in Persien, in Marokko die legitimen Herrscher entthront, in Reserve gehalten und durch Schwächlinge ersetzt. Die Tarifreform, die um das weder durch Rasse noch durch Religion zusammengehaltene, weder politisch noch militärisch geeinte Imperium endlich das Band gemeinsamen Wirthschaftschutzes schlingen soll, beinahe gesichert. Solche



Bilanz kann sich noch sehen lassen. Würde aber ins Unleidliche verschlechtert, wenn die islamischen Ziffern auf die Verlustseite gebucht werden müßten. Deshalb, trotz Kiamils Sturz: in omnibus für die Türken. Schändlich, daß man ihnen Bosnien und die Herzegowina nahm; nun gar Kreta nehmen will. Zwar verbietet ihnen eine anglo-russische Protestnote den Einmarsch in Persien, wo sie doch beträchtliche Interessen zu wahren hätten. Doch in Europa sei ihnen fortan Alles erlaubt; auch die Behauptung, sie, die mit allen Instrumenten osmanischer Selbstherrschaft, mit Strang und Blei, mit Spionage und Polizeiwillkür, arbeiten, seien die Vertreter der Freiheit und Humanität. Warum nicht? Das neue Regime, das die Briten in Südost entlastet, braucht, um sich weiter zu rufen, um erstarken zu können, einen Siegerkranz. Kreta oder Kiti: was ist uns Hekuba? England ist im Recht gewissenlosen Wollens. Und Europas Sämmlichkeit läßt den Leun schalten, wie es ihm gefällt.

Ob wir dem Archipelkonzert stumm zuhören und auch in Makedonien kein Solo übernehmen: von der Mitschuld an dieser Entwicklung ist Deutschland nicht freizusprechen. Das oft aufgeblätterte Kapitel von den versäumten Gelegenheiten. Blutströme aus Britaniens Adern sickerten in den südafrikanischen Sand. Rußland wurde von den Japanern, von seinen eigenen Tschinowniks, von blind wüthenden Schwärmern zerfleischt. In Frankreich siegte die rothe, der Militärzucht widerstrebende Demokratie über die der Kirche verbündete, nach Rache lechzende Nationalpartei. Auf dem Balkan kam es zur Verschiebung von Grenzpfählen, zur Aenderung alter Besitztitel. Wir erhielten nichts; verlangten auch nichts. Ein Volk mit solcher Lebensleistung; ein Reich mit vier Millionen Soldaten. Wir mußten uns der Führung des Freiherrn von Lehrenthal unterstellen und, weil wir allzu lange und allzu laut unsere fast evangelisch friedliche Gesinnung betheuert hatten, nun allzu laut mit dem Säbel rasseln. Wenn Oesterreich genau weiß, daß wir bereit sind, für seine galizische und bosnische Position zu fechten, kommen wir in unbequeme Abhängigkeit von Wien und dessen Balkaninteressen: also sprach Bismarck; und rieth drum, den Verbündeten nicht ganz vom Zweifel zu entbürden. Das ging unter der Firma Bülow nicht mehr. Die hatte den Glauben an deutsche Entschlossenheit zum Aeußersten so geschmälert, daß wir um jeden Preis, selbst um den schwerer Wirthschaftschädigung, den Willen zur Blutprobe zeigen mußten. Für ein Weilchen hats genügt. Draußen fand man sich wieder in den Gedanken, daß mit dem Reich, dessen Unstetheit und Bereitschaft zum Rückzug ringsum verspottet worden war, doch nicht zu rauh zu spaßen sei. Für ein Weilchen. Doch die Uhr unserer Welt steht nicht still; und allmählich kehrt Alles zur alten Ordnung der Algeiraszeit zurück. Edwards Concern theilt und ver-



theilt die Erde. Uns wird, in sehr höflichem Ton, dann gemeldet, was beschlossen und verfügt worden ist. Beinahe scheint Italien schon wichtiger, zu weiter reichender Wirksamkeit berufen als das Deutsche Reich. Soll es bei dieser Unthätigkeit, dieser Bescheidenheit bleiben? Haben wir, muß man wieder fragen, überhaupt noch eine internationale Politik? Und wer weist ihr die Richtung?

Herr von Bethmann „arbeitet sich ein“. Gut.elio hat Manchen gekränzt, der nicht aus der Diplomatenschule kam; weil er dennoch seinem Vaterland Werthe erwarb. Wir warten. Wundern uns nur über die Meldung, daß der oberste Reichsbeamte, der als Fünziger „Auswärtiges lernen“ will, noch Muße zu Reisen hat. Ist's wirklich nöthig, daß er drei Tage opfert, um dem Kaiser dreimal irgendwo Vortrag zu halten? Telegraph und Telephon kann viel ersetzen; und der Kaiser, der seit Monaten der Hauptstadt fast völlig fern bleibt, käme, um seinem fleißigen Kanzler Zeit zu sparen, gewiß mal nach Potsdam. Und warum spaltet Herr von Bethmann sich mit den Besuchen in Wien, Rom und an den deutschen Höfen gar so sehr? Die Bundesfürsten würden sich in Geduld fassen. Mehrenthal fände auch nach Neujahr noch für seine Kasirreise Verwendung. Und in Rom den Wahn zu nähren, aus der alten Liebe keine ein Johannistrieb, wäre so ziemlich das Dümme, was uns zu thun übrig bleibt; ein wahrer Segen, daß wir Bülow's Duette mit Blaserna und ähnlichen Kehltenoren nicht mehr zu hören brauchen. Hat solche Interview denn je münzbaren Ertrag gebracht? Sehr oft ist an dem zwischen Monarchen und Ministern Vereinbarten nachher so viel zu verbessern und wegzuradiren, daß besonders in dem Gefrönten eine Unlustempfindung haftet. Jedenfalls: auch der Frühling ist eine angenehme Reisezeit. Bis dahin hat der Kanzler vielleicht schon Allerlei in dem neuen Amtsbereich gelernt und kann mitreden. Dann macht sich's würdiger; im Syndowstadium der Erfahrung gehört auch ein stärker Begabter ins Haus. An die Spitze des Auswärtigen Amtes aber Einer, der die Sache gründlich versteht. Immer; erst recht, wenn der Kanzler, dem der Staatssekretär der Hauptgehilfe fürs Internationale sein soll, noch im Lehrjahr steckt. Baron Schoen hat den Ruf eines lebenswürdigen Herrn (freilich keinen so weithin hallenden wie der rallirte Pole, den er beerben möchte); doch nur entschüchterte Schreiberseelen oder Abenteuerer, denen die Reichspolitik Mittel zu Privat Zwecken ist, können ihn als „erfolgreichen Diplomaten“ und schöpferischen Staatsmann ausposaunen. Fürst Bülow wollte ihn durch Herrn von Kiderlen ersetzen, der ihm die wichtigste Arbeit (Balkan, Marokkovertrag, Reorganisation des Amtes) abnahm, als Opfer einer Klatschmär aber am Hof auf Hindernisse stieß. Ein artiger, bequemer Herr mit frankem Magen und winziger Geschäftserfahrung wäre in



Paris ein Experiment; sollte als Staatssekretär aber, unter Theobald Bethmann, undenkbar sein. Die paar tüchtigen Dezernten, die das Aergste abwenden würden, genügen nicht; und der Unterstaatssekretär (den Holstein für die Leitung des Kolonialamtes empfohlen hatte) kommt aus dem Konsulardienst und war nur einmal, in Teheran, Chef einer Mission. Neue measures werden dem Auswärtigen Amt nicht viel nützen; irgendwo muß schließlich Ueber-sicht und Autorität zu finden sein. Auch mehr Unabhängigkeit und Muth, als dem Inhaber des Vorderplatzes die höfische Gewöhnung anerkennen konnte. Daß Botschafter in Ungnade fallen, weil sie nicht so berichtet haben, wie man aus der Wilhelmstraße gern ins Schloß trägt, gehört zu den Reservatrechten deutscher Staatskunst. Ist unter acht Botschaftern kein in Berlin Möglicher? Und während der Kanzler Auswärtiges lernt, ist der Staatssekretär auf Urlaub.

Ueber diesen Zustand muß man offen reden, ehe es wieder zu spät wird. Männer, die vielleicht nur als Platzhalter (von Einem, der noch am Grabe das Banner der Hoffnung aufpflanzt) vorgeschlagen waren, können das Reichsgeschäft heutzutage nicht führen. Ostwind heult um uns her; und glorreich war dieser Sommer nicht. England nähert sich Oesterreich sacht; wird ihm wahrscheinlich die Wiederherstellung des kürzester Balkanfriedens anbieten. Eduard hat Portugals Gesandten, den ihm eng befreundeten Marquis de Soveral (den die londoner Kollegen den blauen Affen nennen) nach Marienbad mitgebracht und sich um den rumänischen Ministerpräsidenten bemüht; will also nicht nur böhmischen Brunnen trinken. Die Kunde von dem neuen Schutzolltarif der Vereinigten Staaten hat ihm den Blutumlauf sicher beschleunigt. Poor Bernstorff! Alle schöne Reden sind fruchtlos geblieben. Werden die europäischen Staaten sich jetzt zur Abwehr vereinen? Mindestens die Mitteleuropäer? Frankreich wird dafür kaum zu haben sein; und doch könnte nur eine große Wirthschafteinheit die Hybris der Amerikaner wirksam bekämpfen. Britanien aber darf nun den Preis seiner Freundschaft wieder steigern. Beachtet ein geübtes Auge hier diese Zusammenhänge? Kanea, Monastir, Washington: da werden Symptome sichtbar; der Krankheitstoff ist längst verschleppt. Der Vorgänger des Präsidenten, der den neuen Vanketarif unterzeichnen muß, schlug einmal vor, die Großmächte sollten sich über ein Tonnenmaximum der Kriegsschiffe einigen. Daß wäre heute noch möglich. Wollen wir allein in der Kälte bleiben und zufrieden sein, wenn wir keine Grobheiten einhandeln? Auch ein Lehrling im Betrieb internationaler Politik muß erkennen, daß nur zwei Pfade sich uns öffnen: der eine führt zur Verständigung, der andere zu nahem Krieg. Mit der Abstinenz von Orienttränken wird so wenig gewirkt wie mit dem Gezeter wider Albions Heuchlerperfidie.



## Wifionen.

### Märchenland.

**S**ahst Du das Land, wo Goldfasanen schreiten,  
Den Hals rubin- und diamantbestreut,  
Bei Nacht ihr Rad die weißen Pfauen spreiten  
Von Mondenschein und Sternenherrlichkeit?

Dort ziehen ihre Bahn die Silberschwäne  
In Zauberkreisen auf dem schwarzen Teich,  
Auf dem, gefüllt den Kelch von Perlenschöne,  
Die Rose ruht, die Rose kühl und bleich.

Das ist das Land, wo Blumen sind wie Frauen,  
Die Mittagsgluth zum höchsten Duft gereift;  
Es rankt die Hand, die Augen überthauen  
Und Blüthenlippen haben Dich gestreift.

Von allen Zweigen kommen die Gesänge,  
Wie eine Harfe weht und rauscht der Baum;  
Verzaubert lauschst Du und die stillen Klänge  
Senken Dein Herz in tiefen, tiefen Traum.

Und in dem Traum hörst Du kristallnes Lachen,  
Es legt sich weich und süß auf Deinen Mund;  
Du weißt nicht: Ists noch Traum, ist's schon Erwachen?  
Doch fühlst Du heiß die flammen bis zum Grund.

Von Blüthenschnee ein Wirbel und von Rosen . . .  
Hat Dich geküßt die Fee vom Märchenland?  
Dann laß vom Kampf, dem eitlen, hoffnungslosen —  
Auf ewig bist Du in den Kreis gebannt.

---

### Heliotrop.

Im schweren Kleid von violettem Sammt,  
Das bleiche Haupt von dunklem Duft umfängen  
— Ein Diamant auf Deiner Stirne flammt —:  
So kommst Du durch den Dämmerraum gegangen.

Ein Rauschen geht, ein leises, vor Dir her,  
Wie flüsternd sich im Nachtwind Blätter regen;  
Durchs offene Fenster athmen heiß und schwer  
Die dunklen Rosen auf den weißen Wegen.



Die Abendstille, Du, der Gartenduft —  
 Die Blumen, die uns winken, sind verschwiegen;  
 Aus weiter ferne eine Glocke ruft  
 Und überm Thal schon graue Schatten liegen.

Du träumst Dich näher, näher unbewußt.  
 Zum letzten Mal flammts goldig in den Lüften,  
 Dann senkst Du jäh an Deiner Blüthenbrust  
 Mich in ein Meer von violetten Düften.

---

fata Morgana.

Das Spiegelbild von schimmernden Palästen,  
 Von Rasengärten, Hecken, Goldfischteichen,  
 Von Marmortreppen, überrauscht von Festen,  
 Von schlanken Thürmen, die zum Himmel reichen —

Bilder von Palmenhainen und Gazellen,  
 Von Alpentriften, weißen Gletscherriesen,  
 Von Meeresbuchten mit blaueidnen Wellen,  
 Von Waldesgründen, mondscheinstillen Wiesen —

Bilder, die uns mit Sinnengluth berücken,  
 Die Sehnsucht an des Irrsinns Pforten drängen,  
 Die unsre Nacht mit Strahlensternen schmücken,  
 Mit Rosenketten noch das Grab verhängen —

Sie flattern nun wie graues Spinngewebe  
 Mit letztem Glanz aus Deiner Hand, der müden,  
 Und über Hecken, über Weinlaubstäbe  
 Entschwinden sie im goldnen Abendfrieden.

Du aber liegst in tiefen Schlaf versunken  
 Am Wegesrain, roth überblüht von Haide;  
 Den Pfad des Lebens hellen irre Funken  
 Aufstaumelnd zwischen Nacht und dumpfem Leide.

Doch Der Dich traf mit fremdem Zauberstabe,  
 Dem glüht die Rache in den bleichen Händen:  
 Mit blankem Schwert steht er am Blüthengrabe,  
 Wenn Du erwachst, Dein Leben rasch zu enden.

Hamburg.

Theodor Suse.





## Augustus in Griechenland.\*)

Als im Jahr 146 vor der christlichen Zeitrechnung Griechenland zur römischen Provinz erklärt wurde, hatten sich schon seit einiger Zeit bedenkliche Anzeichen des beginnenden Verfalls in diesem Lande bemerkbar gemacht. Die großen Staatengebilde auf dem Festland und in der Inselwelt hatten ein Glied ums andere eingebüßt und die merkantile Vorherrschaft hatte aufgehört, zu sein; überall fehlte es an Kapital und die einst blühende Gewerbethätigkeit lag danieder; Künste und Wissenschaften darben; alle Quellen des früheren Wohlstandes schienen verfliecht zu sein. In Lakonien war das Feuer in den Schmiedewerkstätten, aus denen unzählige Schwerter, Lanzen und Helme, all die vielen Bohrer, Feilen und Hämmer hervorgegangen waren, immer mehr erloschen und in Argos hatte man die einst so vielbeschäftigten und berühmten Bronzegießereien schließen müssen, wie in Sikyon die Werkstätten, aus denen die einst so gesuchten Kunstwerke hervorgingen; Meginas Rauffahrerflotte war allmählich von der See verschwunden und immer geringer war die Nachfrage nach seinen berühmten Bronzen und all den Erzeugnissen der Kleinkunst geworden, die ihm seinen besonderen Ruf verschafft hatten. Seit dem Zusammenbruch seiner Seeherrschaft war auch der Wohlstand Athens zusammengebrochen. Sein Handel stockte von dem Tage an, da die Stadt, nachdem sie die Seeherrschaft verloren, nicht mehr im Stande war, ihn durch allerlei Unterstützungen und Vorzugsrechte künstlich zu halten; sobald die Abgaben der verbündeten Gemeinwesen zu fließen aufgehört hatten, hatte die Republik den gewaltigen Aufwand, den sie für Flotte und Heer und für die staatlichen Arbeiten machte, nicht mehr zu bestreiten vermocht; der Verlust des Imperiums hatte auch das ganze System der Kleruchien und Territorialbesitzungen vernichtet, die den Athenern ermöglicht hatten, daheim sich des Genußes alles Dessen zu erfreuen, was Wald und Feld und die Edelmetalle aus den Tiefen der Erde in den verschiedensten Landstrichen und Gegenden den glücklichen Besitzern in der Ferne darboten. Die Folge war der Ruin des wirtschaftlichen Lebens: die Werften am Piraeus verödeten, eben so die Arbeitstätten der Waffenschmiede; die Nachfrage nach den einst so beliebten rothen und schwarzen attischen Gefäßen, mit denen Athen Jahrhunderte lang die Häuser der Reichen im ganzen Mittelmeergebiet schmückte, hatte mehr und mehr nachgelassen; selbst die Silberminen von Laurion, diese Hauptquelle des athenischen Reichthums, waren erschöpft; die Stadt Athen konnte all die Handwerke und Künste nicht mehr ernähren, die früher für ihre Bedürfnisse und ihren Luxus gearbeitet hatten. War doch die reiche Metropole eines mächtigen Reiches, die

---

\*) Ferreros Werk „Größe und Niedergang Roms“ (es ist bei Julius Hoffmann in Stuttgart erschienen) ist ein so starker, so laut widerhallender Erfolg, daß man zur Empfehlung ihm nichts mehr nachzusagen braucht. Jetzt erscheint, unter dem Titel „Der neue Freistaat des Augustus“, der fünfte Band (dem hier ein Bruchstück entnommen wird); sein Reiz ist nicht schwächer als der ersten vier Bände und er giebt, besonders in den Kapiteln über die graelo-asiatische Gefahr, über die Sozialreform und die Stellung der Juden im augustischen Reich, so viel Neues, daß es ihm, bei der Anmuth seiner in feinem Plauderton unterrichtenden Darstellung, an Freunden nicht fehlen kann.



Centrale, in der alle Fäden eines weitverzweigten Handels- und Verkehrsnetzes zusammenliefen, zur entvölkerten Hauptstadt eines kleinen Ländchens von vierzig Quadratmeilen Umfang herabgesunken, dessen Ausfuhr sich auf etwas Del, Honig und Marmor und einige berühmte wohlriechende Essenzen beschränkte. Inmitten des allgemeinen Verfalls wußte nur Korinth sich als Handels- und Industriestadt auf der Höhe zu halten. Der wirthschaftliche Rückschlag dieses Niederganges der großen Industrie- und Handelsstädte auf ganz Griechenland konnte nicht ausbleiben; und seine verherende Wirkung zeigte sich eben so auf dem platten Lande, wo die Landwirthschaft nicht mehr rentirte, wie in den kleineren Städten, wo es dem Gewerbe an Beschäftigung mangelte. Und während die Nation verarmte, trat die selbe Erscheinung der Landflucht in den entlegensten ländlichen Bezirken wie im Umkreis der kleinen und großen Freistaaten auf, der Zug nach der Stadt, wo alle die schlimmen Begleitererscheinungen materiellen Gedeihens, der Luxus, die Genußsucht, die Profitgier, die Spielleidenschaft, das Cliquenwesen mit seinen Intriguen und Eifersüchteleien, das Vorherrschen der Partei- und Kirchthurmperspektive nicht nur nicht zurücktraten, sondern vielmehr erst recht sich geltend machten. So war das Griechenland, das die Römer sich unterwarfen, schon geraume Zeit die Beute innerer Zerrissenheit geworden. Während man sich noch immer abquälte, den Städten den Nimbus hoher künstlerischer Leistungsfähigkeit zu wahren, Künstler und Arbeiter zu beschäftigen, die Athletenschulen und großen Volksspiele zu erhalten und das geistige Erbe einer ruhmreichen Vergangenheit zu pflegen, während man in den größeren und kleineren Städten eifersüchtig über der Wahrung der Sonderrechte der patrizischen Regierungen auf den Rathhäusern wachte und dafür sorgte, daß der Parteihader nie verstummte, hatte Griechenland allmählich leichtfertig das kostbare Besizthum der Väter vergeudet und seine Zukunft schwer belastet und gefährdet. Als wollte man die Zeiten der einstigen Größe damit parodiren, hatten Parteien und Stadtrepubliken fröhlich mit Krieg und Revolution, Konfiskationen des gegnerischen Besizes und anderen Gewaltthatigkeiten fortgefahren und dadurch, wie durch die Entfesselung eines ungezügelter Sinnenlebens und öffentliche und private Verschwendungsucht, die allgemeine Verarmung nur gefördert. Durch Ehelosigkeit und Verschuldung, die beiden Grundübel, unter denen die antike Welt selbst in den wirthschaftlich günstigsten Zeit zu leiden hatte, da es ihr immer an Kapital und Volkskraft gebrach, verfiel das platte Land immer mehr der Verödung. An die Stelle einer dichten bäuerlichen Bevölkerung waren die großen Güter mit Sklavenbetrieb getreten, wenn nicht gar die Fluren völlig verödet waren; und die Künste wollten, trotz verzweifelter Anstrengungen, in den Städten nicht mehr gedeihen.

So glitt Griechenland auf der schiefen Ebene abwärts. Da legte Rom die Hand auf das Land. Aber statt dem drohenden Unheil Einhalt zu gebieten, stieß es sein unglückliches Opfer nur um so rascher dem Abgrund zu. Wenn man zu einer richtigen Vorstellung vom Römischen Reich gelangen will, muß man zuerst die tief eingewurzelte und weit verbreitete irrthümliche Anschauung ablegen, Rom habe sich bei der Verwaltung seiner Provinzen von großen gemeinnützigen Gesichtspunkten leiten lassen und dabei das Wohl seiner Unterthanen als sicherste Richtschnur genommen. Die unterworfenen Länder sind niemals, von Rom so wenig wie von einem anderen Herrenvolk, in diesem Geist regirt worden. In Wirklichkeit hatte Rom in Griechenland, wie überall in seinen Unterthanenländern, den



Dingen im Guten und Schlimmen ihren Lauf gelassen; bis die Entwicklung eine für Rom gefährliche oder seinen Interessen schädliche Wendung nahm. Seit der Zerstörung Korinths, der letzten großen Industrie- und Handelsstadt Griechenlands, war das Land auf seinen Boden und auf den ärmlichen Nebenverdienst heruntergekommener Völker angewiesen: auf die Verwerthung seiner Antiquitäten und Kunstdenkmale, auf Fremdenindustrie und den geschäftlichen Vorteil, der aus den Wunderkuren von Epidaurus erwuchs. Rom hatte ferner das Land in eine Unmenge von Zwergstaaten aufgetheilt, die meist nur ein Stadtgebiet umfaßten. Nur Sparta, Athen und einige weitere Stadtgemeinden hatten die Unabhängigkeit und ein etwas größeres Gebiet behalten; Sparta nämlich einen Theil Lakoniens und Athen ganz Attika und einige Inseln. Diese Republiken, die einen Bündnißvertrag mit Rom abgeschlossen hatten, wurden auch ferner nach den alten Einrichtungen und Gesetzen verwaltet, ohne daß sie Tribut zu bezahlen hatten und einem Statthalter unterstellt waren. Das übrige Gebiet war dagegen Makedonien zugeschlagen und unter viele Städte vertheilt worden, die zu Tributzahlungen verpflichtet waren, wofür ihnen die Selbstverwaltung nach eigenen Gesetzen und Einrichtungen, jedoch unter der Oberaufsicht des römischen Statthalters und Senates belassen war. So waren wieder geordnete Zustände in dem durch so viele Kriege und Unruhen zerrütteten Lande geschaffen worden. Aber was ist schließlich die Ordnung, die nicht auf einem natürlichen inneren Gleichgewicht, sondern auf der Einwirkung äußerer Kräfte beruht, Anderes als ein durch ein Betäubungsmittel hervorgerufener Zustand der Erstarrung, in dem der Schmerz weniger empfunden wird, während das Uebel nur zunimmt! So hatte auch der Friede, den Rom dem Land brachte, nicht zu einer Wiedergeburt Griechenlands geführt; nicht einmal bedeutende Vortheile waren ihm daraus erwachsen, da die geringen Ersparnisse des Friedens in den Taschen Roms verschwunden waren. Erst der große mithridatische Krieg, dann die Bürgerkriege der dreißig folgenden Jahre, die Steuern und Brandschätzungen, die von den einzelnen Parteien auferlegten Abgaben, zu denen die ständigen Tributzahlungen und die von den Steuerpächtern erpreßten Wucherzinsen hinzukamen, hatten die Kräfte Griechenlands erschöpft. Der schon vorher verschuldete Großgrundbesitz war noch tiefer in Schulden gerathen, ein lähmender Druck lag auf den kleineren Landwirthen, die Bevölkerung war zusammengesmolzen, das Ansehen der staatlichen Gewalten, die schon früher wenig genug gegolten hatten, noch tiefer gesunken, das letzte Kapital aufgebraucht. Selbst der delphische Tempelschatz war leer, als Augustus in Griechenland eintraf. Das einst so reiche und mächtige Griechenland, die in Schönheit strahlende Mutter des Hellenismus, war jetzt zur in Lumpen gehüllten Bettlerin geworden, deren bresthafter Leib von Wundmalen bedeckt war und die bei den anderen Sklavinnen Roms Betteln gehen mußte.

. . . Augustus wußte nur zu gut, daß die Macht Roms im Verhältniß zu seinem Namen sich in engen Grenzen bewegte und daß die Grundlagen der Existenz des Reiches zum Theil auf einer ungeheuren Selbsttäuschung der unterworfenen Völker ruhten, die in ihrer Zersplitterung, Unwissenheit und Entmuthigung die Stärke Roms überschätzten. Niemand wußte besser als er, daß Rom in den meisten Provinzen keine Truppen unterhalten konnte und daß es ihm schon schwer fiel, alljährlich nach jeder Provinz einen Statthalter und einige Offiziere abgehen zu lassen. Deshalb erkannte Augustus auch, daß er für Griechenland fast nichts zu thun



vermochte, daß sogar das vergilische „*pacis imponere morem*“ gerade dort schwer in die Praxis zu übersetzen war. Faßte man nur die materielle Seite der Sache ins Auge, so war die schlimmste Geißel Griechenlands die Armuth, deren weitverzweigte Ursachen die Verschuldung, der Rückgang der Bevölkerung, der Kapitalmangel und die gewerbliche Noth bildeten. Um diesem Uebelstand einigermaßen abzuhelpfen, hatte Rom durch seine kräftige Beihilfe zum Wiederaufbau Korinths das Mögliche gethan; aber darüber hinaus konnte sich Griechenland, wenn es seine frühere Wohlhabenheit zurückgewinnen wollte, nur auf seine eigene Kraft verlassen. Korinth, zum Beispiel, hatte sein rasches Wiederaufblühen nicht so sehr der Hilfeleistung Roms wie dem Umstand zu verdanken, daß die Ruinen, die Mummius übrig ließ, für die neue Siedler eine reiche Fundgrube von Antiquitäten wurden, für die sich, besonders in Rom, Abnehmer zu hohen Preisen fanden. So konnte man denn die neue Stadt mit der Ausbeute, die der Brandschutt der alten bot, wieder aufbauen. Anderswo, in Elis, gingen die Landwirthe daran, dem Anbau von Pflanzen, die, wie Hanf, Lein, Baumwolle, Gespinnste für die gewerbliche Verwerthung lieferten, ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. In Patras mühten sich unzählige fleißige Frauenhände, aus diesen Stoffen Gewebe herzustellen, darunter besonders den hochgeschätzten Byssus, der immer mehr ein Ausfuhrartikel wurde. Und dann gedieh ja der Baum der Pallas, der Delbaum, in vielen Gegenden Griechenlands und es waren goldene Früchte, die man von ihm pflückte: dienten doch die aus seinen Früchten gewonnenen Erzeugnisse im Alterthum zur Würze der Speisen, für Beleuchtung und Heilzwecke und fanden an Stelle von Seife und Salben besonders in Gymnasien, Bädern, Athletenschulen Verwendung. Aber leider hatte die Armuth Griechenlands noch ganz andere Ursachen. Wenn schon die Verschwendungssucht, die Frivolität und Sittenverderbniß das öffentliche und private Leben durchseuchten, so kamen als weitere Krebschäden die Mißstände in der Justiz hinzu, der mit politischem Stumpfsinn gepaarte Kantönligeist, das Schwinden von Treue und Glauben und die zunehmende Streit- und Zanksucht, endlich das Anwachsen des Einflusses der wenigen Reichen, mit dem die Bedientenhaftigkeit und Knechtseligkeit der Masse der Armen gleichen Schritt hielten.

... Augustus kam nur zu kurzem Aufenthalt nach Griechenland. Das eigentliche Reiseziel lag in weiterer Ferne und die Zwecke, denen er zustrebte, waren ganz anderer Art. Zur selben Zeit wurde nämlich, vermuthlich in Makedonien, das Heer zusammengezogen, das er im Sommer oder Herbst nach Aien führen sollte, um im darauffolgenden Frühjahr gemeinsam mit einem vom kappadokischen König Archelaus geführten Heer einen Einfall nach Armenien zu unternehmen. Wenn also Augustus, übrigens mit kleiner Begleitung und ohne besonderen Pomp, der verwahrlosten Provinz einen Besuch abstattete, so geschah es nicht in der Absicht, die unglückliche Bettlerin, deren Schicksal so recht dazu angethan war, die Völker an die Hinfälligkeit aller Erdengröße zu mahnen, ihrer letzten Lumpen zu berauben, aber auch nicht, um die erhabenen politischen Glaubenssätze Ciceros und Vergils in die nüchterne Wirklichkeit zu übertragen und der Bemitleidenswerthen ein neues Haus zu zimmern. Der Zweck seines Kommens war vielmehr, die alte, Griechenland gegenüber von Titus Quinctius Flaminus und der aristokratischen Partei stets befolgte Politik unter Anpassung an die Neuzeit weiter zu führen, jene Politik, die darin bestand, die thatsächliche Schwäche Roms unter achtungsvoller



Scheu vor den Freiheitrechten Griechenlands zu verbergen und dieses sich selbst, also der verderbenden Wirkung seiner Laster, zu überlassen, falls es nicht die Kraft besaß, sich ihrer durch eigene Kraft zu erwehren. So mochte es auch für seine Leiden sich selbst und nicht Rom verantwortlich machen. Während seines Aufenthaltes führte Augustus mehrere Reformen durch und ordnete andere an, die später durchgeführt wurden . . . Indem er Griechenland von Makedonien löste, bildete er unter Einfluß von Thessalien, Epirus, den Jonischen Inseln, Euboea und einer Anzahl weiterer Inseln des Aegeischen Meeres eine neue Provinz unter dem Namen Achaja, deren Statthalter seinen Sitz in Korinth hatte. Ferner setzte er den alten Rath der Amphylktionen wieder ein, der nun wieder seine vereint mit dem Zauber einer besonderen Weihe umgebenen Sitzungen alljährlich in Delphi abhielt. Auch ein Landtag sollte alljährlich zusammentreten, zu dem alle Städte der neuen Provinz Achaja einen Vertreter zu entsenden hatten. Mehrere Städte, darunter der süd-lakonische Städtebund, erhielten die Freiheit. An der Landmark von Athen und Sparta wurden Regulirungen zu Gunsten dieser Städte vorgenommen und Athen angewiesen, den Schacher, den es mit der Ertheilung des Bürgerrechtes trieb, einzustellen. Die geldbedürftige Gemeinde hatte von diesem Auskunfts Mittel zur Besserung ihrer Finanzen auch wirklich zu ausgiebig Gebrauch gemacht. Wie es scheint, sah Augustus von einer Erhöhung der Steuerlast mit Rücksicht auf die Armuth der Provinz ab, wogegen er sich offenbar die Verwerthung der römischen Besitzungen in Griechenland angelegen sein ließ. Thatsache ist, daß er dem Curykles, der mit ihm bei Aktium gekämpft hatte und einer der ersten Familien Lakoniens angehörte, die gänzlich in den Besitz des Staates übergegangene Insel Kythire überließ, jedoch gegen die Verpflichtung, ein vectigal zu erstatten. Im Herbst 21, während sein Heer den Bosporus überschritt und in Bithynien einmarschirte, ging er nach Samos, um die weiteren Vorbereitungen für den armenischen Feldzug zu treffen und die kleinasiatischen Angelegenheiten zu überwachen.

In der Zwischenzeit hatte die Vermählung des Agrippa und der Julia stattgefunden und die Hauptstadt hatte sich allmählich nach den Stürmen der letzten Zeit von selbst wieder beruhigt. Aber kaum war es in ihren Straßen wieder ruhig geworden, als Rom der Schauplatz neuer Kampfszenen wurde, die sich innerhalb der Theater abspielten und deren Kämpfer Schauspieler und Autoren waren. Da man in der Umgebung des Augustus, deren Vornehmheit vielfach sehr jungen Datums war, darauf hielt, es der echten Aristokratie im äußeren Auftreten gleichzutun, trachtete man, seine Begeisterung für die Vergangenheit Roms dadurch zu beweisen, daß man die Stücke des Ennius, Naevius, Accius, Pacuvius, Caecilius, Plautus und Terenz wieder zu Ehren zu bringen suchte und damit auch die griechischen Autoren, die den römischen als Vorbilder gedient hatten. Für einen guten Patrioten gehörte es sich jetzt, die Aufführungen der klassischen Werke zu besuchen, kräftig Beifall zu spenden und bei jeder Gelegenheit Jedem, der es hören wollte, zu verkünden, schönere Verse zu schreiben, sei ein Ding der Unmöglichkeit und man müsse zu einer nationalen Schaubühne gelangen, die mitzuwirken berufen sei, gesinnungstüchtige Bürger zu schaffen. Kein Vaterlandsfreund, hieß es, dürfe angesichts der idealen Zwecke dieses Unternehmens sich theilnahmelos verhalten. Selbst an Horaz wurde das Ansinnen gestellt, den Kothurn unter die Füße zu schnallen. Aber der Patriotismus des Dichters, der bei Philippi den Schild weggeworfen hatte, war



nicht einwandfrei und er zeigte geringe Neigung, sich als dramatischen Dichter der Gefahr auszusetzen, vom römischen Publikum ausgepiffen zu werden. Das Schlimmste war, daß er diesen vielbewunderten alten Autoren gegenüber mit seiner Kritik nicht zurückhielt: ihre Verse nannte er schleppend, die Sprache plump und unrein. Zum Glück fehlte es nicht an Männern, die Horaz an Patriotismus übertrafen und die dem Staatswohl zu Liebe zu Allem sich bereit erklärten, selbst zum Tragoedien-schreiben. So schrieb Asinius eine ganze Menge Trauerspiele; und selbst Augustus hatte eins verfaßt oder mindestens entworfen, das den Titel „Ujax“ führte, während er sonst vorzog, durch Geldgeschenke Andere dazu aufzumuntern. Aber juist zur selben Zeit, als sich die römischen Autoren mit den dröhnenden Jamben abmühten, die sie ihren zu neuem Leben erweckten Helden, einem Ujax, Achill und Thyestes, in den Mund legten, trafen aus dem fernen Osten zwei Künstler ein, die in diesem Jahr in Rom eine dort bisher unbekannte Gattung dramatischer Darstellung, die Pantomime, einzuführen gedachten: Pylades aus Kilikien und Bathyll aus Alexandrien. Während unsichtbare Sänger unter sanfter Begleitung von Instrumentalmusik eine Erzählung vortrugen, führte ein Darsteller, der Mime, dessen Gesicht von einer freundlichen Maske bedeckt war und der ein schönes seidenes Gewand trug, unter dem Takt der Musik folgenden Bewegungen die von den unsichtbaren Sängern geschilderte Szene mimisch vor. Dann verschwand der Darsteller und kleidete sich, während eine anmuthige Zwischenmusik die Aufmerksamkeit der Zuhörer fesselte, um, worauf er als Weib, Jüngling, Greis, menschliches oder göttliches Wesen aufs Neue auftrat, um mit seiner Pantomime die Erzählung weiter zu begleiten. Die Stoffe für diese Darstellungen waren in der Regel den unzähligen Götterabenteuern, von denen die Hellenen zu erzählen wußten, entnommen, ferner den Dichtungen Homers und der Kykliker und den durch die Tragoedien zur weiten Verbreitung gelangten alten griechischen Sagen, wobei man die erotischen Begebenheiten und Schreckensszenen, wie die Raserei des Ujax, bevorzugte. Manchmal ließen die Mimen die Verse von wirklichen Dichtern ausarbeiten; aber der Hauptzweck, dem sich auch die Verse und die Musik unterzuordnen hatten, war doch der, die Nerven der Zuschauer durch eine Folge von lose aneinandergereihten Szenen tragischen und komischen, züchtigen oder lüfternen, sanfte oder heftige Seelenregungen erweckenden Inhaltes zu fixeln und zu erschüttern. Das Verständniß und der Genuß dieser szenischen Darbietungen stellten also sehr bescheidene Anforderungen an das Publikum: man brauchte nur hinzublicken und hinzuhorchen und die vorüberfliehenden Einzelheiten in ihrem bunten Wechsel rasch aufzufassen, ohne daß man das Gesehene und Gehörte auch wirklich im Gedächtniß festzuhalten hatte. Wenn man von der Ueberzeugung ausgeht, daß ein Kunstwerk um so vollkommener ist, je mehr Aehnlichkeit es mit einem lebenden Organismus besitzt, von dem kein Glied losgetrennt werden kann, und je mehr allgemein gültige Wahrheiten es in typischer Weise durch menschliche Schicksale versinnbildlicht, so darf man diesen Pantomimen nur einen sehr untergeordneten Werth im Vergleich mit der wahren Tragoedie zuerkennen. Doch gefielen sie dem römischen Publikum so, daß Pylades bald sein abgöttisch verehrter Liebling wurde. Es war so recht ein Zeichen der überhandnehmenden Fribolität und Sittenverderbniß, daß man die leichtgeschürzte, auf die Sinne wirkende Muse des Pantomimus den feineren geistigen Genüssen des klassischen Dramas vorzog, zu denen man nur durch eine gewisse Ar-



beit gelangte. Freilich darf man dem römischen Publikum kaum verargen, daß es sich zu den sprühenden, in rascher Folge vor dem Auge vorüberziehenden mimischen Darbietungen mehr hingezogen fühlte als zu den schwerfälligen, langathmigen Tragödien der Zeitgenossen, die große Vorbilder nachahmten, doch nur ihre ernste Würde, nicht aber ihren dichterischen Gehalt sich anzueignen wußten.

Dieser Ansicht waren freilich die Verfasser solcher Buchdramen, die Schauspieler, die ihre Kräfte in den Dienst der nationalen Sache stellten, und alle ernstdenkenden und respectablen Leute keineswegs. Ein Sturm der Entrüstung erhob sich. Wohin wars gekommen! Ein Pylades von Kilikien, ein Bathyll von Alexandrien vertrieben Accius und Pacuvius aus den Theatern Roms! Auch Augustus, der es nicht eines Staatsoberhauptes unwürdig fand, den öffentlichen Schauspielen seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, hätte wohl den Krieg in der römischen Theaterwelt seiner Beachtung gewürdigt, wenn ihn nicht damals andere Dinge beschäftigt hätten. Er wollte den Völkern Kleinasiens auf einer größeren Schaubühne ein ganz anderes Schauspiel bieten, als Pylades und Bathyll mit ihren Mimen vermochten: als Mensch von Fleisch und Knochen gedachte er, in den Himmel einzugehen, gleich einem Schauspieler, der in der Schlußszene eines großen Spektakelstückes durch einen kunstvollen Mechanismus in die Lüfte entführt wird. Die Verehrung, die ihm Asien darbrachte, nöthigte ihn, sich dem alten und schon rissigen Flugapparat anzuvertrauen, der schon die Könige von Egypten in höhere Regionen entführt hatte, und die nicht ungefährliche Fahrt nach oben zu wagen. Es war merkwürdig genug zugegangen. Im November, wie es scheint, war er in Samos gelandet, am Eingang zu den alten Königreichen von Bergamon und Bithynien, die nach Aftium ihn um die Erlaubniß gebeten hatten, ihm wie ihren früheren Königen je einen Tempel in den beiden ehemaligen Hauptstädten Bergamon und Nikomedien errichten zu dürfen. Wenn auch Augustus bei seiner Ankunft die beiden Tempel noch nicht vollendet vorfand, so konnte er sich doch überzeugen, daß der ihm gewidmete Kult im besten Zuge war, sich über das ganze griechische Asien zu verbreiten. Die Bergamener begnügten sich nicht damit, den Tempel in ihrer Stadt zu errichten und die Verehrung des Augustus nach dem Vorbild des Zeuskults zu organisiren, sondern sie hatten mit dem *κοινὸν Ἀσίας*, den in einem gemeinsamen Landtag, der schon zur Zeit des Augustus zusammentrat, vertretenen asiatischen Städten, das ganze griechische Kleinasien in den Kult hereinbezogen, um damit kundzuthun, daß der Tempelbau nicht nur die Verehrung einer einzelnen Stadt, sondern die ganz Asiens zum Ausdruck bringen solle. Und wirklich huldigte das ganze Land mit wahrer Inbrunst dem neuen Kult und dem neuen Gott. In vielen Städten trug man sich mit der Absicht, feierliche Spiele zu Ehren der Roma und des Augustus einzuführen, während andere Städte daran gingen, dem Prinzeps der römischen Republik Altäre und Tempel zu errichten, und Alabanda seinen Kult mit dem einer der Stadtgottheiten verband. Es genügte also den asiatischen Städten nicht, den Präsidenten der Latinischen Republik anzubeten: sie wollten, daß Jedermann von ihrer frommen Verehrung Kenntniß nehme, wie um damit die anderen Völker zu veranlassen, eben so ihre eigenen Ketten zu kanonisiren, indem sie ihre Knechtseligkeit in die religiöse Sphäre zu erheben suchten.

Der skeptisch veranlagte oberste Staatsmann der in den letzten Zügen liegenden Republik, der Enkel des Bucherers von Velletri, war zum Rang eines Zeus, eines



Ares und einer Hera erhoben worden, und zwar in dem selben Kleinasien, wo sich Rom unermessliche Schätze und beispiellose Niederlagen geholt hatte, in diesem gefährvollen Dorado, das ihm als so leichte Beute in den Schoß gefallen war und das es nur durch Ströme römischen Blutes hatte behaupten können. Obwohl den Augustus in diesem Winter vor Allem die parthische Angelegenheit und der für das Frühjahr geplante armenische Feldzug beschäftigt haben mögen, suchte er sicher auch in Erfahrung zu bringen, welche Gegenrechnung ihm die Völker des Ostens für den Kult und die Heiligthümer, die sie ihm widmeten, zu schreiben gedachten. Wie war es möglich, daß in der Zeit, da man in Italien die republikanischen Einrichtungen neu zu beleben suchte, die Verehrung der lebenden Herrscher, in der der dynastische Geist seinen Höhepunkt erreichte, so reißend schnell unter den Griechen Kleasiens um sich griff und sich wie eine Schmarogerpflanze um die Person des ersten Beamten des neuen Freistaates herumrankte? Als Augustus in Kleinasien an Land gegangen war, hatte er eins der drei größten Industriegebiete der alten Welt betreten. Diese waren neben Kleinasien Syrien und Egypten. An den Küsten Kleasiens, die aus einer Folge von Buchten und Vorgebirgen bestehen und in Klima und Pflanzenwuchs die selben geographischen Bedingungen wie die gegenüberliegenden Küsten Griechenlands aufweisen, hatten sich nach der Eroberung des Landes durch die Makedonen einige griechische Städte in den fruchtbaren Flußthälern, die nach der Hochfläche zu verlaufen, innerhalb des Bereiches der ehemaligen Königreiche Pergamon und Bithynien in das von Phrygern, Kariern, Lykiern und Mysiern bewohnte Gebiet getheilt. Sie hatten sich zu gewerbereichen Städten entwickelt und dabei für die Verwaltung der einzelnen Herrschaften die klassischen Verwaltungsformen des griechischen Freistaates beibehalten. Da gab es überall die Ekklisia, zu der jeder Bürger Zutritt hatte, die Bule, den vom Volk erwählten Stadtrath, die Strategen, die Archonten, die Prytanen, oder wie man sonst die Beamten nannte, die das Volk zur Erledigung der öffentlichen Geschäfte wählte. Die Hauptstadt Lydiens, Sardes, versandte weithin schöne gestickte Wolldecken und Purpurstoffe, die vielleicht denen von Tyrus nicht ganz gleichkamen, aber doch sehr gesucht waren; auch die Purpurfärbereien von Tiatira lieferten eine sehr geschätzte Waare; der Ruf des Gewerbes der Stadt Pergamon beruhte auf den dort gefertigten Vorhängen und golddurchwirkten Gewändern und auf dem Pergament, das dem Papyrus so erfolgreich Konkurrenz machte. Auch in Milet gab es Purpurfärbereien; man webte dort Kleiderstoffe und Wolldecken, die für Betten und als Thürvorhänge Verwendung fanden, während Tralles, wie Knidus, Töpferwaaren erzeugte und ausführte. Die geschliffenen Gläser von Alabanda waren vielbegehrt; nicht minder die verschiedenen Wollstoffe, die Laodizea fabrizirte und verkaufte. Hierapolis verdankte seinen Ruf als reiche Stadt seinen Färbereien; Rhodus verschiffte alljährlich unzählige Amphoren mit dem berühmten, auf der Insel gezogenen Wein und war ein für die Anfertigung von Waffen und eisernen Werkzeugen wichtiger Platz. Kos führte Wein aus und war vielleicht die einzige Stadt im Alterthum, wo man Seide spann, webte und färbte. Samos verkaufte Del, Chios seinen berühmten Wein und seine Salben. Die Schiffe dieser Städte versorgten also das ganze Mittelmeergebiet mit Wein, Stoffen und anderen Waaren und brachten als Rückfracht eine Menge Goldes und Silbers, gemünzt oder in Barren, nach den Häfen des Aegeischen Meeres. Diese Edelmetalle fanden allmäh-



lich entlang den Küsten den Weg in die Häuser der Kaufleute und Handwerker, auf das flache Land, in die schönen Wohnsitze der Großgrundbesitzer wie in die Hütten der einfachen Landleute und von den Thälern hinauf in das Hochland. Nach der Zeit Alexanders des Großen hatte dieses Gold, das die Weber und Färber ins Land brachten, die Glanzzeit des Hellenismus in den griechischen Städten Asiens heraufgeführt. Dieses Gold hatte die üppige Lebenshaltung in den Städten ermöglicht und Künsten und Wissenschaften zu Blüthe verholfen. Mit seiner Hilfe konnte man den Prunk der religiösen Ceremonien erhöhen, eine zahlreiche Arbeiterschaft reichlich ernähren und die Verwaltungstradition der griechischen πόλεις fortführen, unter Anpassung an die Bedürfnisse von Stadtgemeinden, deren Bevölkerung vornehmlich aus Handwerkern und Händlern bestand. Rhodus, dieses Klein-Venedig des Aegeischen Meeres, hatte gezeigt, wie eine Aristokratie von Kaufleuten und Rhedern mit den griechischen Regierungseinrichtungen ein Staatswesen verwalten konnte, dessen Bevölkerung hauptsächlich aus Arbeitern bestand und deshalb demagogischen Umrissen ganz besonders ausgesetzt war. Man erreichte Das durch Freigiebigkeit, dadurch, daß man dem Volk Feste und Feuertreibungen bot, durch Zuschüsse über die in bevölkerten Städten so häufigen Theuerungszeiten hinweghalf und jedesmal, wenn die Lage bedenklich wurde, rechtzeitig eingriff. Dieses Gold aber hatte noch mehr gethan, im Bunde mit der prächtigen, freilich auch ihre Gefahren in sich bergenden Expansionsfähigkeit des Hellenismus, deren treibende Kräfte bei den Griechen wie bei den hellenisirten Völkerschaften die Kulturfreudigkeit, der Stolz auf das Griechenthum, die Abenteuerlust, der Geschäftsgeist, der Ehrgeiz und nicht zuletzt der unersättliche Durst nach Macht, nach den Freuden des Lebens, nach Wissenschaft und Aufklärung waren. Die griechischen Städterepubliken waren schon lange in einem zähen Kampf begriffen, dessen Ziel die Unterwerfung, Ausbeutung und Civilisirung der Eingeborenensämme des flachen Landes und der Hochflächen war. So leicht ausführbar dieses Unternehmen in mehr als einer Hinsicht erschien, so schwierig war es wieder in anderer und führte denn auch zu Entartung und Verderbniß des Hellenismus. Wenn der Pionier des Hellenismus das lachende Gestade des Meeres verließ und zu den Hochflächen hinanstieg, die in ihrer unermesslichen Ausdehnung und trostlosen Einförmigkeit schon den Uebergang zu Centralasien bilden, so gelangte er in ein fremdes Land von ungastlichem Aussehen, wo Alles ganz anders geartet war als in der Welt, in der er geboren und aufgewachsen war. Weit und breit keine wohlhabenden, von gewerblichem Leben erfüllten Städte, sondern überall das Bild, das heutzutage die weniger dicht bevölkerten Gebiete Rußlands darbieten: riesige Wälder, ausgedehnte Wein- und Getreidefelder, Weiden und kaum hier und da einige armselige Dörfer mit weidenden Heerden im Hintergrund. Statt der kleinen, immer unruhigen, immer mit Bündstoff angefüllten Städterepubliken, wo ein ewiger Wechsel die Regel bildete, sah man hier weiträumige, in Erstarrung dahindämmernde Königreiche, deren Dynastien um so größere Verehrung genossen, je älter sie waren und je sicherer sich ihr Stammbaum auf die Achaemeniden zurückführen ließ. Nur in dem von einer Mischung von Phrygern und Kelten bewohnten Königreich südlich vom Pontus, das die im dritten Jahrhundert eingefallenen gallischen Kriegerhaaren im Herzen Kleinasien gegründet hatten, traf man noch den unruhigen und verwegenen Geist jenes Eroberervolkes an. Aber sonst standen diese rauen Barbarenstämme, die in ihrer Unselbständig-



Zeit dazu geschaffen schienen, fremder Botmäßigkeit unterworfen zu sein, die sich eben so willig dazu hergaben, Sklavendienste zu verrichten, sich ins Heer einstellen zu lassen, ihrem Herrscher Gehorsam zu bezeigen wie den Göttern und deren Stellvertretern, den Priestern, die schuldige Ehrfurcht zu erweisen, in schroffstem Gegensatz zu der aufgeweckten, leicht beweglichen, nach Sensationen lüfternen Bevölkerung der Städte drunten im Thal, wo man keinen irdischen und himmlischen Herrscher über sich dulden wollte und auch vor keinem Wagniß nicht zurückscheute, wenn es das Gelüsten nach Macht, Reichthum, Erkenntniß und Genuß zu befriedigen galt. Die Geistesverfassung der Höhlenbewohner schloß jede Sehnsucht nach politischer Betthätigung und jede geistige Strebbarkeit aus. Dafür standen sie im mystischen Bann zweier Religionen, die eben so einförmig und eben so weitumfassend waren wie die Hochflächen, auf denen sie ihre Heimstätte aufgeschlagen hatten, zwei jener auß Uebersinnliche gerichteten, kosmopolitischen Religionen, die, indem sie die Geister unter die geheimnißvolle Macht des Absoluten beugten, zu allen Zeiten dazu beigetragen haben, die Völker zu vermengen und für die Knechtschaft reif zu machen. Die jüngere der beiden war der Kult des Mithras, der durch die persische Herrschaft auf der kleinasiatischen Hochebene eingeführt und verbreitet worden war. Diese strenge Lehre, aus einer Vermengung des ursprünglichen Mazdeismus mit den semitischen Lehren der Babylonier hervorgegangen, verehrte in Mithras zugleich die Sonne und die Gerechtigkeit, das erhabene und ideale Urbild des Lebens und der Tugend. Sie verhieß, den armen, schwachen Menschen den Weg zu weisen, auf dem sie diesem Ideal näher kommen konnten und der durch eine Menge von geheimnißvoll-feierlichen Ritten und symbolischen Handlungen hindurchführte. Ein Abglanz dieser Sonne umstrahlte auf Erden die Könige; die Monarchie war das bescheidene irdische Abbild der Gottheit. Dagegen war der Kult der Mutter Kybele, die auch unter dem Namen Didymene vorkommt, eine uralte Naturreligion, die auf dem Mysterium der Zeugung beruhte und weisen Priestern ihre Entstehung verdankte, die zugleich mit ihrer Hilfe zu Besitz und Herrschaft gelangen wollten. So hatten sie es denn auch in der Zeit, die den Eroberungen Alexanders des Großen voranging, verstanden, gewaltige Reichthümer für die Tote Hand zu erwerben und die barbarischen Stämme der Hochflächen sich zu unterwerfen; dank ihrer Lehre, die jenseits von den üblichen Sittenregeln und den künstlichen Banden, die die Familie und die Gesellschaft zusammenhalten, das Walten der Gottheit in den von dem Fortpflanzungstrieb beherrschten zwei entgegengesetzten Gewalten aufspürte und verehrte. Die göttliche Mutter, wie die Natur bezeichnet wird, verweilt nicht in den engen Städten, wo die Griechen sich zanken und feilschen, sondern sie haust in der Einöde des Gebirges an den einsamen Ufern der Seen, fern vom Getriebe der Menschen, gefolgt nur von einem Rudel von Löwen und Hirschen, Geschöpfen, die noch ganz mit der Natur verwachsen sind. Dem Menschen aber ruft diese Lehre zu, der Göttin dorthin zu folgen, wohin der Lärm und die Unrast der Städte nicht dringt, in die Wildnisse der unberührten Natur, dorthin, wo sich noch ungehindert das gewaltige göttliche Mysterium der Neuerzeugung des Lebendigen zu vollziehen vermag, das die ewige Einheit mit der zeitlichen Vielheit vereint, das Mysterium, dem man verdankt, daß, während die Einzelwesen erscheinen, eine Spanne Zeit leben und dann wieder verschwinden, die Gesamtheit unvergänglich bleibt. Dann erst tritt der Mensch in nahe Berührung mit der Gottheit,



wenn er diesen Trieb, durch den er am Göttlichen Theil hat, von den Banden und Ketten löst, in die ihn die verkümmerte Civilisation geschlagen hat. Dank dieser im guten und schlechten Sinn tiefsinnigen Lehre vom Göttlichen hatten die Priester die beiden geheimnißvollen gegensätzlichen Mächte auszubenten vermocht, die den dunklen Untergrund aller Liebe bilden: die gegenseitige Anziehung und Abneigung der Geschlechter. Sie hatten in den Tempeln Lupanare eröffnet, zu denen die Allmutter ihren Segen hergeben mußte, und redeten den frommen Frauen ein, sie vollbrächten ein verdienstliches Werk, wenn sie sich im Dunkel des Heiligthumes Männern preisgäben und den hieraus erzielten Verdienst der Göttin (oder deren Dienern) überließen. Doch machten sie sich auch die Ascese nutzbar: wie die Prostitution, so nahmen sie auch die Keuschheit unter die Zahl der frommen Handlungen auf. Sie hatten besondere Körperschaften von Eunuchen-Priestern gebildet und benutzten die Erregung asketischer Feste, um die männlichen Theilnehmer dazu zu bringen, daß sie ihre Mannbarkeit der Göttin opferten.

. . . In dieser von glühender Mystik geschwängerten Luft hatten sogar die monarchischen Neigungen eine religiöse Färbung angenommen; und den asiatischen Griechen, die in der Ferne das Beispiel Egyptens, unmittelbar vor Augen die Lehren des Mithrakults hatten, entging nicht, daß es kein besseres Mittel gab, um allen Völkern Kleinasiens die Achtung vor diesen Königen beizubringen, als den Versuch, aus ihnen Götter und Halbgötter zu machen. So darf man denn die Erhöhung des Monarchen in überirdische Sphären und die Vergöttlichung der toten Herrscher, wie sie in Kleinasien sich einbürgerten, nicht mit dem ins Unsinnige übertriebenen Byzantinismus des entarteten Griechenthums auf die selbe Stufe stellen, sondern wir haben eins der vielen Verfahren vor uns, deren der Hellenismus sich bediente, um seine weitausschauenden Pläne zur wirthschaftlichen und intellektuellen Beherrschung der eingeseffenen Stämme in Asien und Afrika zu verwirklichen. Diese kleinen Stadtrepubliken von Kaufleuten, Handwerkern und Gelehrten verfügten über reiche Geldmittel, während ihre Schwäche auf dem militärischen und diplomatischen Gebiet lag. Die neuen hellenischen Dynastien hatten ihnen also als ein Schutzwall gegen das ferne Persien und gegen die kleinen halbpersischen Monarchien gedient, die auf dem Hochland, zwischen dem alten Achaemenidenreich und den Küsten, lagen; und indem sie sie für ihre Zwecke ausnützten, hatten sie ihnen Verehrung gezollt als der höchsten gemeinsamen Interessenvertretung und als den Trägern der weite Länder überschattenden Königsmacht, unter deren Schutz ihrem Handel auf dem Festland wie auf dem Meer Gedeihen beschieden war.

Ein Jahrhundert war seit dem Untergang der pergamenischen Königsherrschaft verstrichen. Jetzt betete man in Kleinasien nicht mehr tote Könige, sondern den Beamten einer Republik bei seinen Lebzeiten an. Man warf sich vor Rom nieder, das man eher zu hassen als zu lieben Grund hatte. Als Nachfolgerin der pergamenischen Herrscher hatte Rom deren traditionelle Politik fortgesetzt, ohne aber ihre geschichtliche Mission zu übernehmen. Manche Städte wurden für frei erklärt, was gleichbedeutend war mit Abgabefreiheit und Unabhängigkeit von Senat und Prokonsul, und durch einen Bündnißvertrag auf dem Fuß der Gleichberechtigung in die römische Interessengemeinschaft hineinbezogen. Andere hatte Rom dem Prokonsul unterstellt und abgabepflichtig gemacht, doch hatte die Bevölkerung das Recht behalten, sich zu versammeln, Gesetze zu erlassen, den Rath



und die Beamten zu wählen, die Selbstverwaltung auszuüben, mit Vorbehalt des Einspruchs des Senats oder Prokonsuls, von dem aber wenig Gebrauch gemacht wurde. Rom hatte sich nicht der Aufgabe unterzogen, in der Weise der asiatischen Monarchien seine schirmende Hand über die Lebensinteressen des Hellenismus zu halten, die Verbreitung seiner Kultur zu begünstigen, ihm zur Erhaltung seiner Vorherrschaft gegenüber den eingeseffenen Stämmen behilflich zu sein, seinen Handel zu schützen und zu fördern, die Bestrebungen der verschiedenen Städte zusammenzufassen. Das ferne Rom war in diesen Gebieten während der beiden letzten Jahrhunderte immer durch einen jährlich wechselnden Prokonsul und durch einen mit Geschäften überhäuften Senat vertreten gewesen, der, wie alle vielköpfigen Versammlungen, seine gesetzgeberische Thätigkeit in unzusammenhängender Weise ausübte und Land und Leute wenig kannte. Sein Bestreben war bisher im Wesentlichen darauf gerichtet gewesen, den griechischen Städten das Gold und Silber, das sich bei ihnen im Austausch gegen ihre Waaren ansammelte, möglichst wieder abzunehmen und darüber zu wachen, daß keine der Monarchien auf dem Hochland (Pontus, Armenien, Kappadokien, Galatien, Kommagene) eines Tages darauf verfiel, ihre Kriegerchaaren nach der Küste marschiren zu lassen, um, wie einst Rom, aber auf ihre Weise, das Erbe der Italiden anzutreten. So hatte man im Ganzen den Dingen in Kleinasien ihren Lauf gelassen und die Grundpfeiler der dortigen Staat- und Gesellschaftordnung unterwühlt, indem man den Hellenismus lahmlegte und die ruhige Fortentwicklung in den Verhältnissen der Eingeseffenen störte; die griechischen Republiken waren schwer geschädigt und hatten ihre geistige Energie fast ganz eingebüßt und gleichzeitig hatte Rom mit seinem unaufhörlichen Umgestalten der politischen Landkarte im Osten die Machtstellung aller Hochlandsstaaten, Galatien vielleicht ausgenommen, untergraben. Galatien besaß zur Zeit des Augustus unter der Führung einer Aristokratie von reichen Grundbesitzern und unter einem König, der an Reichtum Alle übertraf, eine kräftige phrygisch-keltische Bevölkerung von Bauern und Kriegern, die die Erde bebauten, große Heerdenbestände unterhielten und Wolle, Santonin und gewisse zu Heilzwecken verwendbare, von der Asazie gewonnene Gummiarten ausführten. Als Verbündete Roms hatten die Galater im römischen Kriegsdienst innerhalb der letzten fünfzig Jahre, besonders gegen Pontus, reichen Lohn davongetragen. Nach Aktium hatte Augustus diesem Volk so viel Lebenskraft und seinem König Amyntas solche Fähigkeiten zugetraut, daß er mit ihrem Gebiet Lykaonien, Pamphilien, Pisidien und Ost-Silikien vereinigte, die unwirthlichsten Landestheile Kleasiens, die Schlupfwinkel der Land- und Seeräuber, die der Schrecken des Orients waren, und dem Amyntus den Auftrag ertheilte, alle Raubnester zu zerstören. Bei dieser Unternehmung war Amyntas ums Leben gekommen, und da Rom keinen Mann hatte, dem es dieses Reich anvertrauen konnte, wurde es zur Provinz gemacht. So blieben denn im Hochland nur noch schwache, eingeschüchterte Herrscher zurück, denen es oft auch an den nöthigsten Mitteln fehlte. Rom erhielt sie in ihrer Stellung, um aus dem Bischen Autorität, die sie noch bei den Einheimischen besaßen, Vortheil zu ziehen. Ein gelehrter Grieche aus Laodizea, Polemo, der Sohn des berühmten Redners Zeno, herrschte über Pontus, das jetzt in weltfremder Vergessenheit für die stolzen Träume seines einstigen Herrschers Mithridates zu büßen schien, der es einst zum Mittelpunkt eines asiatischen Weltreiches zu erheben gedachte, und sich nun, bescheidener geworden, friedlicher Landarbeit



widmete. In den wenigen griechischen Kolonien am Ufer des Schwarzen Meeres, Sinope, Amisos, Trapezunt, den einzigen Städten von Bedeutung im Lande, war der politische Ehrgeiz und der kriegerische Geist erloschen; sie fanden ihr Genügen in wirthschaftlicher Bethätigung, wie dem Thunfischfang und der Ausfuhr von Holz, Wolle, Eisen und einigen seltenen und kostbaren Heilkräutern, wie Süßholz und Helleborus. Noch tiefer war das von Archelaus beherrschte Kappadokien gesunken: das weiträumige Reich war bewohnt von einer geistig wenig regsamem Bevölkerung, die ihre Nahrung aus Ackerbau, Viehzucht und Bergbau zog, eine besondere Sprache sprach und nur zwei Städte besaß, Mazaka und Romana. Wenn aber die eingeseffenen Stämme des Hochlandes, mit Ausnahme der Galater, durch die römische Politik so schwere Einbuße erlitten, wenn sie die fürchterlichen Ueberlässe durch die blutigen Kämpfe, die Rom in ganz Kleinasien bewirkte, nicht verwunden hatten, so waren die Leiden und Verluste der Angehörigen des Volkes, das einst ihr Land erobert, der Griechen in den Städten, nicht geringer gewesen. Seit hundert Jahren hatten sie in nimmer ruhender Sisyphusarbeit von Italien im Austausch für ihre Waaren sich die Edelmetalle wiedergeholt, die Rom durch Steuern und Wucher aus ihnen herausgepreßt hatte, und waren, sobald sie wieder kräftig genug schienen, von Neuem ausgeplündert worden. Nun aber war ihre Kraft erschöpft. Die Einfälle des Mithridates, die Rückeroberung des Landes durch Sulla, die Brandschakungen der Seeräuber und der römischen Steuerpächter, die durch die Generale des Pompejus angeordneten Gütereinziehungen, die Erpressungen des Brutus und Cassius und später des Antonius hatten das Land an den Rand des Abgrundes gebracht. Die wohlhabenden Klassen, die durch die furchtbaren finanziellen Opfer, die sie zu bringen hatten, ruinirt und verarmt waren und denen Rom, dessen Ansehen im Schwinden begriffen war, nicht genügenden Beistand ließ, waren, zumal in den letzten dreißig Jahren, nicht mehr im Stande gewesen, die Lasten der sogenannten Liturgien, der freiwillig übernommenen staatlichen Verpflichtungen, wie bisher zu tragen und damit zugleich das Ansehen des Hellenismus zu wahren, das davon wesentlich abhing. In dem ganzen Verwaltungsbetrieb der πόλις war daher die größte Unordnung eingerissen; Künste und Wissenschaften darben; überall gelangten politische Ausbeutercliquen ans Ruder, die sich die Fehler und die Unwissenheit des Volkes nutzbar machten; die Finanzen waren in trostlosem Zustand, die Pflege der öffentlichen Denkmale hörte auf, die Schulen verwahrlosten, die Justiz verkaufte sich an den Meistbietenden; jeder anständige Mensch mußte sich mit Ekel von Zuständen abwenden, die eben so unheilbar wie unerträglich waren und gegen die sich die unsicher hin und her schwankende, höchstens zu plötzlichen Eruptionen fähige Oeffentliche Meinung völlig ohnmächtig erwies. Und inmitten dieser gräulichen Zersetzung, der der Hellenismus dank der römischen Gewaltpolitik verfallen war, hatten sich in Kleinasien, wie im ganzen Orient, still und zäh zwei Mächte emporgearbeitet, Pflanzen vergleichbar, die ihre Wurzeln auf dem Schutt der Ruinen treiben: die Raubstaaten und das Judenthum.

Die kilikischen Stämme, die vom Raub lebten, hatten vor Kurzem Amyntas getötet und dadurch Rom eine arge Verlegenheit bereitet. Bei seiner Ankunft in Asien sah sich Augustus einer anderen höchst merkwürdigen Erscheinung gegenüber, die noch vor hundert Jahren kein vernünftiger Mensch für möglich gehalten hätte. Diese bestand in der That, daß nach dem Tode des trefflichen Amyntas der einzige



orientalische Herrscher, der sich allgemein, wenn auch nicht ehrlicher Bewunderung, so doch großer Beachtung erfreute, Herodes, der König der Juden, war. Dieser idumäische Araber, dessen Familie noch nicht lange zum Judenthum übergetreten war, hatte die durch die Bürgerkriege hervorgerufene Verwirrung benützt, um durch List und Gewaltthat der alten Herrscherfamilie der Asmonäer die Königswürde zu entreißen. So war er der Gebieter über ein kleines, kaum beachtetes, von der Mittelmeercivilisation wenig berührtes Volk geworden, das seit Jahrhunderten inmitten der Kriege, die den Orient durchtobten, nur da zu sein schien, um dem jeweiligen Sieger als Beute zuzufallen. Und doch war es ersichtlich das Streben dieses Mannes, die erste Stelle unter den Vasallen Roms im Osten einzunehmen, und er ließ keine Gelegenheit vorübergehen, die Aufmerksamkeit auf sich und das jüdische Königreich zu lenken. So hatte er zu dem Kriegszug des Aelius Gallus nach Yemen ein Hilfscorps gestellt; der Stadt Samaria hatte er, durch Uebertragung des Namens Augustus ins Griechische, den Namen Sebaste gegeben; er begann eben mit dem Bau einer Stadt, die Cäsarea heißen sollte. Dabei trug er sich mit dem Plan, auch unter dem Barbarenvolk Judaeas eine glanzvolle Monarchie nach hellenischem Muster zu gründen, und ließ zu diesem Zweck da und dort in seinem Reich schon große öffentliche Arbeiten ausführen; alle fünf Jahre sollten in Jerusalem Spiele zu Ehren des Augustus abgehalten werden und der Bau eines großen Theaters und eines Amphitheaters waren in Aussicht genommen; griechische Künstler wurden an seinen Hof berufen und die Münzen, die er schlagen ließ, erhielten griechische Aufschriften. Nicht nur der erste Vasall Roms im Osten wollte Herodes sein, sondern ein Beschützer des Hellenismus, er, der idumäische Araber, der König der noch so wenig civilisirten Juden! Und doch war es nicht einfach Größtenwahn von ihm, wenn er diese Rolle zu spielen suchte. Die Stellung der Juden hatte sich im Lauf des letzten Jahrhunderts im ganzen Orient geändert. Einige der Eigenschaften, die heutzutage ihre Stärke ausmachen, besaßen sie schon damals: sie waren arbeitsam und sparsam. Dann lebten sie, während die Religionen der Völker rings um sie einseitig das Sinnenleben berücksichtigten, unter der Obhut eines männlich gearteten Gottes, der streng über die Befolgung der sittlichen Gesetze wachte und nicht gefällig dem Laster eine Hinterthür öffnete. Dazu kam ihr Kinderreichthum, ein sehr bedeutsamer Factor in einer Zeit, wo die Civilisation die Volkskraft so rasch verbrauchte. Schon lange unter dem Zwang, in großer Anzahl auswandern zu müssen, hatten die Juden die kostbare Gelegenheit, die ihnen im letzten Jahrhundert der Auflösungsprozeß des Hellenismus bot, benutzt, um sich nach Kräften auszudehnen und ihr Glück im Ausland zu machen. Sie hatten sich zu stattlichen Landsmannschaftlichen Kolonien, die bald zu Reichthum und Einfluß gelangten, in allen Städten des Ostens zusammengethan, in Egypten, hier insbesondere Alexandrien, wie in Kleinasien und auch jenseits von der Grenze in den Städten des Perserreiches (zum Beispiel: in Babylon). Ueberall waren sie ein unentbehrliches Element der städtischen Bevölkerung; als Handwerker, Kaufleute oder Geldwechsler. Meist lebten sie in sehr bescheidenen Verhältnissen; nur wenige brachten es zu Wohlstand, einzelne freilich zu ungeheurem Reichthum. Alle zusammen aber lebten in ihren Kolonien nach eigenen Sitten und Gesetzen und führten ihr eigenes geistiges Leben, unabhängig vom Griechenthum ihrer Umgebung, hielten auch mit äußerster Zähigkeit an dieser Eigenart fest. Besonders verhaßt war ihnen der im



Alterthum so weitverbreitete religiöse Eklettizismus. Sie kannten keinen anderen Gott als Yahwe, suchten ihrem Glauben Anhänger zu gewinnen und machten darauf Anspruch, überall, wo sie sich auch befinden mochten, ihre Religionsvorschriften peinlich befolgen zu dürfen. Wo die städtischen Gesetze mit diesen Vorschriften in Widerspruch standen, suchten sie sich deren Zwang auf jede Weise zu entziehen; war Das nicht möglich, so zogen sie weiter. Statt sich mit dem Volk, dessen Gäste sie waren, zu vermischen, führten sie ein Sonderleben und bildeten ein Volk im Volk, einen Staat im Staat. Mochte man ihnen auch wegen ihrer Eigenheiten wenig Sympathie entgegenbringen, so wußten sie sich doch, dank ihrer wachsenden Zahl, ihrer Einigkeit und Arbeitsamkeit, durchzusetzen und durch ihren Reichtum gefürchtet zu machen, wobei sie nie aufhörten, ihr geistiges Auge auf Jerusalem und seinen Tempel gerichtet zu halten und diese Stätten als ihre ideale Heimath zu betrachten. Die Erinnerung an den geweihten Boden, auf dem das Heiligthum Jehovas stand, verließ sie nie; oft kehrten sie in ihr Vaterland zurück und große Geldsummen von draußen fanden immer wieder den Weg dorthin. So hatten denn die Juden durch ihre räumliche Ausbreitung, ihren Handel und ihr Geld sich auf Kosten des Hellenismus im ganzen Osten eine gewaltige Machtstellung errungen. Die Politik des Herodes war nur die nothwendige Folge der spontan erfolgten jüdischen Expansion und entsprang der Einsicht, daß der jüdische Staat sich nicht in sich selbst einspinnen dürfe, während die jüdische Masse sich so gewaltig ausdehnte.

Daß der Hellenismus noch nicht vom Schauplatz abzutreten gedachte, bewies der Entschluß zum Bau des Tempels in Pergamon und zur Einführung eines besonderen Kults zu Ehren des Augustus und der Roma. Seit zehn Jahren hatte man im Orient Frieden, bis zu einem gewissen Grade geordnete Zustände und das Vertrauen kehrte zurück. In ganz Kleinasien hantirte man wieder eifrig an den Webstühlen, in den Wasserbecken der Färbereien wurden die Farbstoffe gemischt und die Handelsflotten zeigten ihre Segel wieder auf der See. Und zu der selben Zeit hatten die asiatischen Griechen beobachtet, wie am fernen Horizont an der Stelle der verschwommenen Umrisse der unpersönlichen Körperschaft, die sich Senat nannte, immer deutlicher sich die Erscheinung eines einzelnen Mannes abzeichnete, die sich unter Beihilfe der in diesem Falle besonders bereitwilligen Phantasie immer mehr zu dem ihnen so vertrauten Bilde des Monarchen verdichtete. Nicht etwa aus Feigheit und knechtischer Gesinnung beeilte sich Asien so sehr, in seinem mit den verschiedensten Gottheiten aus aller Herren Ländern angefüllten Olymp den neuesten Ankömmling, der so unvermuthet als ein Wesen von Fleisch und Bein aus Italien eingetroffen war, einen Platz einzuräumen. In diesem neuen Gott erblickte man eine nicht minder wohlthätige Macht als in der Sonne, die man in der Gestalt des Mithras verehrte, oder in der Natur, der man in der Amutter Kybele Anbetung zollte; man ehrte in ihm die Kraft, der es gelingen sollte, all die Sonderinteressen der Griechenstädte kräftig zusammenzufassen, ihren Wall gegen das Perserreich, den Schutzherrn ihres Handels, der das Erbe der alten Diadochenmonarchien auf sich nahm. Vergeblich hatte der asiatische Hellenismus seit einem Jahrhundert diesen Segen spendenden Heiland inbrünstig herbeigesehnt, vergeblich hatte er zuerst Rom vergöttlicht und dann den selben Versuch bei den rasch wechselnden Prokonsuln wiederholt. All die Enttäuschungen, die man im Lauf eines Jahrhunderts erlebt, hatten die asiatischen Griechen nicht völlig



zu entmuthigen vermocht. Endlich schien der Erwartete zu nahen: und neue Hoffnung auf bessere Zeiten ließ alle Herzen höher schlagen. Damit, daß die Griechen Kleasiens ihm und Rom zur Ehre den Tempel von Pergamon erbauten und einem besonderen Kult weiheten, richteten sie die Aufforderung an Augustus, die große Aufgabe zu übernehmen, für die früher in Asien das hellenische Königthum eingetreten war und deren Bewältigung Rom sich bisher entzogen hatte.

Rom.

Professor Guglielmo Ferrero.



## Bauforderungen.

Mit lauter Entrüstung und unhörbarer Begeisterung wurde das Reichsgesetz über die Sicherung der Bauforderungen begrüßt, dessen erster Theil im Juni in Kraft getreten ist. Zwanzig Jahre lang haben Juristen und Baufachverständige sich abgequält, um einen Weg zu finden, der den Bauhandwerker und den Lieferanten von Baumaterialien in ein vor den Lücken schwindelhafter Bauunternehmer sicheres Asyl führt. Schließlich wurde das Gesetz fertig; aber nun tönts aus allen Winkeln: „Ihr habt das Baugeschäft vernichtet und der privaten Erwerbsthätigkeit unerträgliche Fesseln angelegt.“ Man könnte sich mit Humor darüber hinwegsetzen; so gehts ja immer, wenn der Gesetzgeber sich anschickt, den braven Bürgermann gegen Schwindler und Piraten in Schutz zu nehmen. Erst stöhnt Alles und ruft nach dem Hüter der Ordnung; tritt Der aber auf den Plan, so ist's auf einmal mit der Angst vorbei und man möchte den Kerl am Liebsten ins Mauselloch jagen. Es ist die alte Geschichte; jedes Gesetz, das in den Geschäftsbereich eingreift, um Auswüchse zu vernichten, trifft auch auf gesunde Stellen und wird da als lästig empfunden. „Lieber lassen wir uns weiter ausplündern, als daß uns der Gesetzgeber das Vergnügen stört.“ Das ist dann stets die Losung.

Den Leuten, die ihre Aufgabe in der Vertheuerung des bebaubaren Bodens erblicken, macht das neue Gesetz natürlich keinen Spaß. Es droht, ihnen den Absatz der Grundstücke zu erschweren, weil der solide Baumeister nicht so viel zahlt wie der hazardirende Bauunternehmer. Dann giebt es viele Baulieferanten, die lieber betrogen sein als sich der Gefahr ausgesetzt sehen wollen, daß ihr Absatz zurückgeht. Die opponiren auch gegen das Gesetz. Eine berliner Firma schreibt: „Wir sind keine Baustellenbesitzer, sondern selbst Lieferanten und haben an faulen Bauten 200 000 Mark verloren; aber das neue Gesetz ist nicht zu unserem Vortheil, sondern zu unserem Schaden gemacht und wir behaupten: Die große Masse der Lieferanten ist nicht dafür, sondern dagegen. Das Gesetz ist gemacht für die Geldsäcke der Reichen und zur Verherrlichung des Kapitals; es würde fallen, wenn eine Volksabstimmung darüber möglich wäre.“ Solche Kundgebung einer entrüsteten „Volksseele“ muß man der Nachwelt erhalten. Leider scheint der gekränkte Lieferant



Die Begriffe zu verwechseln; denn die „Geldsäcke“ gerade sind es, denen das Gesetz nicht paßt. Die Terrainspekulanten, die nicht das geringste Interesse an einem Schutz der Bauhandwerker haben. Was kümmerts die, ob Tischler, Schlosser, Klempner, Zimmerleute ihr Geld vom Bauunternehmer erhalten? Im schlimmsten Fall bekommen sie in der Subhastation Boden und Bauwerk wieder und die Forderungen der Handwerker gehen in Rauch auf: denn die werden in der Zwangsversteigerung natürlich nicht mit ausgerufen. Die Baustellenhändler sehen das Ende der Welt herannahen. Kein Krieg werde größere Verheerungen anrichten als dieses Gesetz. „Die Entwicklung der Großstädte wird zum Stillstand kommen. Vertrauen und Kredit sind ferner Schall und Rauch.“ Risum teneatis! Von Expropriation ist nicht die Rede; auch nicht etwa von einem Gesetz, das den Noten der Reichsbank Zwangskurs verleiht; noch gar von einem Depositengesetz. Sondern es handelt sich um ein Gesetz, das den Handwerker, den kleinen Mann schützen soll. Und Das geht der Spekulation so nah an die Nieren, daß sie die Schaaren zum Heiligen Krieg gegen den Erbfeind aufruft. Ein Schauspiel für Götter. Das Corps der Rache wird durch eine Komparserie aus dem Handwerkerstand ergänzt. Diese Truppe ist besonders wichtig, weil man sagen kann: „Sogar die Kreise, zu deren Nutzen das Gesetz gemacht wurde, wollen nichts davon wissen.“ In der Wirklichkeit sind es nur versprengte Trupps der großen Handwerkerarmee, die sich den Feinden des Gesetzes angeschlossen haben. Die Mehrzahl der Handwerker ist auf der Seite des Gesetzgebers. Dafür zeugen Aeußerungen verschiedener Handwerkerkammern. Die sprechen von „Brunnenvergiftung“, weil die Gegner des Gesetzes sich auf einen allgemeinen Widerspruch der Handwerker berufen. Davon sei keine Rede. Die Schützlinge des Gesetzes hätten vielmehr allen Grund, sich der festeren Sicherung ihrer Interessen zu freuen.

Wie sieht nun das Gesetz aus, dem so viel Haß und so wenig Liebe entgegengebracht wird? Man muß zunächst bedenken, daß die Solidität des Baugeschäftes sich in umgekehrter Proportion zur Steigerung des Bodenwerthes entwickelt hat. Es konnte gar nicht anders sein. Der Grundstückspekulant treibt die Preise in die Höhe und der Bauunternehmer soll dann nicht nur für den künstlich herbeigeführten Werthzuwachs, sondern auch für die Kosten des Baues aufkommen. Das können nur sehr potente Leute; und die lassen sich vom Grundstücksverkäufer nicht überborthellen. Sie halten darauf, daß das Geschäft ein solides Ansehen behält. Nur ein Theil der Bauunternehmer ist im Stande, an solchem Prinzip festzuhalten. Das heißt: sie sind an sich nicht unsolid, haben nur nicht selbst die genügenden Mittel, um die erforderliche Anzahlung auf das Grundstück zu leisten und außerdem die Baukosten zu bestreiten. Sie übernehmen also das zu bebauende Objekt und der Verkäufer läßt seine Forderung, so weit sie nicht durch die Anzahlung gedeckt ist, auf das Grundstück als Hypothek eintragen. Gibt er selbst die Baugelder, so erhöht sich die zu seinen Gunsten geschaffene Hypothek um die Baugeldsumme; erhält der Unternehmer das Baugeld von anderer Seite, so wird eine besondere Baugeldhypothek eingetragen. Grundsatz ist, daß den Hypotheken das gesammte Grundstück, also Boden und Bauwerk, haftet. Eine Trennung beider Objekte kennt das moderne Hypothekenrecht nicht. Der Grundstücksverkäufer, der Baugeldgeber und der Bauunternehmer bilden einen Kreis für sich. Außerhalb dieser Gruppe stehen die Handwerker und Lieferanten, die bis zum Tage der Sanctionirung und Veröffentlichung des neuen Gesetzes für ihre Forderungen kein ding-



liches Recht auf das Grundstück hatten. Der ehrliche Bauunternehmer bezahlt die Lieferanten von den empfangenen Baugeldern; der Bauschwindler verwendet die Gelder zu anderen Zwecken, deckt vielleicht Schulden damit oder leistet sich luxuriöse Ausgaben. Und wenn die Herrlichkeit zu Ende ist, der Bau ins Stoden geräth und das noch unfertige Gebäude zur Subhastation kommt, haben die geprellten Handwerker das Nachsehen. Diesen Verhältnissen soll das Gesetz ein Ende machen. Man hat wohl allmählich eingesehen, daß der Lieferant der Ziegel, Ballen, eisernen Träger, des Holzes für Treppen, Boden, Fenster, die Glaser, Maurer, Zimmerleute, Steinmetze, Schlosser und Klempner ihr Theil zur Melioration des Grundstückes beitragen, also ein Anrecht auf Befriedigung aus dem hergestellten Objekt besitzen, wenn ihre Forderungen nicht auf regulärem Wege gedeckt werden. Die Sache spitzte sich zu einem Prinzipienstreit zu. Hat man das Recht, in die traditionelle Sphäre der Hypothek einzugreifen, oder ist man gezwungen, vor den Grenzen dieses Reiches Halt zu machen? Das Gesetz hat die Schranken nicht respektirt, sondern die Handlanger auf das soziale Niveau der Hypothekengläubiger gehoben. Das ist eine Sünde gegen die Majestät der Hypothek; und dieses Verbrechen hat die Zahl der Gegner des Gesetzes um ein beträchtlicher Kontingent verstärkt.

Der Abschnitt, der von der „dinglichen Sicherung der Bauforderungen“ handelt, wird heftig bekämpft; weniger energisch der erste Theil, der die „allgemeinen Sicherungsmaßregeln“ enthält. Dieser Abschnitt, der als obligatorischer bezeichnet wird, ist als Reichsgesetz am ersten Juni 1909 in Kraft getreten, während der zweite, fakultative Theil erst durch besondere landesherrliche Verordnung in Kraft gesetzt werden soll. Vorher sind die Gemeinde, die Handels- und Handwerkskammer des Bezirkes und die gesetzliche Arbeitervertretung zu hören. Diese Kautelen beweisen, daß der Gesetzgeber sich der Tragweite seines Vorgehens bewußt war und nicht daran dachte, ab irato Bestimmungen zu schaffen, die das Baugeschäft schädigen könnten. Deshalb ist im höchsten Grade albern und ungerecht, wenn die Schreier von „unsinniger Gesetzmacherei“ und sonstigen Schandthaten brüllen. Das Wohl und Weh des wichtigsten Theiles des Gesetzes ist in die Hände der sachverständigen Faktoren gelegt. Erst wenn Die ihr Gutachten abgegeben haben, sollen die Bestimmungen in Kraft gesetzt werden. Aber der Gesetzesverächter aus Prinzip denkt nicht daran, sachlich zu prüfen, besonders dann nicht, wenn es ihm darauf ankommt, bestimmte Cliquen zu schützen. Es sind die selben Leute, die sich erst heiser schrien, weil keine vernünftigen Steuern gefunden werden konnten, und die nachher über die in hellster Deffentlichkeit angestellten Versuche, die Steuern zu umgehen, frohlockten. So äußert sich im Deutschen Reich die „nationale Begeisterung“.

Der allgemeine Theil des Gesetzes bleibt an Bedeutung hinter dem fakultativen Abschnitt zurück; er sagt nichts, was sich für einen soliden Bauunternehmer nicht von selbst verstünde. Trotzdem giebt es Leute, die auch diese Vorschriften für verderblich halten. Sehr bezeichnend für die Qualität dieser Leute. Daß der Empfänger von Baugeld verpflichtet ist, es zur Befriedigung solcher Personen zu verwenden, die an der Herstellung des Baues theilhaftig sind (Paragraph 1), sollte keiner Modifikation bedürfen. Trotzdem hört man sagen, der Bauunternehmer werde künftig stets mit einem Fuß im Gefängniß stehen, weil Paragraph 5 die vorsätzliche Schädigung der Gläubiger durch den Baugeldempfänger unter Strafe stellt. Die kann den Bauunternehmer aber erst treffen, wenn gegen ihn das Konkursverfahren eröffnet ist.



Wer diese Bestimmungen für zu streng hält, macht sich zum Tutor des Bauschwinders. Denn die ungehörige Verwendung der Baugelder wird nur dann bestraft, wenn der Unternehmer seine Zahlungen einstellt und damit Handwerker und Lieferanten schädigt. Im Uebrigen ist die beliebige Verwendung des Baugeldes bis zu dem Betrag erlaubt, der den Gläubigern schon aus anderen Mitteln vergütet wurde. Die Pflicht zur Führung eines Baubuches, das auch über die auf jede Bauforderung geleisteten Zahlungen, über die Höhe der zur Bestreitung der Baukosten zugesicherten Mittel und über die Person des Geldgebers Auskunft ertheilt, kann keinen anständigen Geschäftsmann schrecken. Und der Vorschrift zur Anbringung eines Anschlages, der die Personalien des Eigenthümers oder Bauunternehmers enthält, ist, aus Gründen der öffentlichen Keßlame, schon vor dem Erlaß allgemein genügt worden. Auf den meisten Bauplätzen ist solcher Anschlag zu sehen. Das ist der obligatorische Theil des neuen Gesetzes. Man darf nicht behaupten, daß er mehr als das nothwendigste Hülfsmittel gegen den Bauschwindel bringt; und man muß darüber staunen, daß so einfachen Forderungen des geschäftlichen Anstandes opponirt werden kann.

Kräftiger als der Abschnitt 1, der ursprünglich überhaupt nicht zum Gesetz gehörte, packt der zweite Theil den Bauunternehmer. Auch hier ist nicht daran gedacht, dem soliden Geschäft zu schaden: nur der Schwindel soll getroffen und nach Möglichkeit unschädlich gemacht werden. Der Kern der Vorschriften besteht in der „dinglichen“ Sicherung der Bauforderungen. Ihnen soll entweder ein Theilrecht am Grundstück gewährt oder eine besondere Sicherheit bestellt werden. Die „Bauhypothek“ ist das Neue, das Schrecken erregt. Die „Bauleute“ sollen das selbe Recht haben wie die regulären Hypothekengläubiger? Wo bleiben da die nothwendigen „sozialen“ Unterschiede? Der Eintragung der Bauhypothek geht ein „Bauvermerk“ voraus. Auf dem Grundbuchblatt der Baustelle ist der Vermerk einzutragen, daß das Grundstück bebaut werden soll. Mit der Eintragung des Bauvermerkes erwerben die Baugläubiger den Anspruch auf eine Hypothek für ihre Bauforderungen. So bestimmt das Gesetz; und giebt dann Aufschluß über den Kreis der Baugläubiger und über den Rang der Bauhypothek, die als „Sicherungshypothek“ gilt. Durch die Bauhypothek wird die Möglichkeit der Belastung geschnitten, da das Gesetz vorschreibt, daß die der Bauhypothek vorgehenden oder gleichstehenden Belastungen drei Viertel des Baustellenwerthes nicht übersteigen dürfen. Dieser Eingriff in die Sphäre des Immobilienkredites wird nur da fühlbar werden, wo in Folge von Uebertheuerung des Bodens große Anforderungen an den Käufer und Bauunternehmer gestellt werden. Spekulantebauten werden wahrscheinlich unter der Herrschaft des neuen Gesetzes seltener werden. Wer daraus aber den Schluß auf eine allgemeine Steigerung der Miethen ziehen will, mußte erst den Beweis erbringen, daß die fruchtbare Thätigkeit der Bauunternehmer ohne Ur und Halm das Steigen der Miethepreise gehindert habe. Die Nothwendigkeit des „Bauvermerkes“, dessen Eintragung mit einigen Umständlichkeiten verknüpft ist, wird vielleicht manchen nicht ganz firmen Unternehmer vom Bauen abschrecken, wenn ihm nicht gelingt, ein Drittel der vermuthlichen Baukosten in barem Geld oder in mündelsicheren Papieren als Kaution zu hinterlegen. Das ist eine Ausnahme von der Regel und läßt immerhin die Möglichkeit, daß die Baugläubiger um einen Theil ihrer Forderungen betrogen werden. Wenn nur ein Drittel sichergestellt wird, bleiben zwei Drittel ungedeckt. Das Gesetz ist von der Meinung ausgegangen, daß Unternehmer,



die in der Lage sind, eine bare Kaution zu stellen, auch für den Rest der Bauforderungen gut sein werden. So wirds aber nicht immer sein. Wenn Institute sich gewerbmäßig mit der Stellung von Baukautionen befassen, hat auch der unsolide Bauunternehmer Gelegenheit, sich die Mittel zu schaffen, um den Vorschriften des Gesetzes zu genügen. Der Kautionvermittler wäre dann gedeckt; aber die Baugläubiger könnten, wenn die Sache schief ginge, ihren Guthaben nachrennen, da sie in diesem Fall keinen hypothekarisch sichergestellten Anspruch hätten. Den „Baukujawen“ und „Hypothekenherkuleffen“ mag also zum Trost dienen, daß das neue Gesetz kein ganz dichtes Netz über den Bauschwindel wirft; noch kann er sich regen.

Bedenklich ist die Einrichtung des Bauschöffenamtes und dessen Kompetenz. Bauschöffen müssen überall da berufen werden, wo der zweite Theil des Gesetzes in Kraft tritt. Das ist obligatorisch. Außer dem Vorsitzenden und seinem Stellvertreter sind mindestens vier Schöffen für jedes Amt zu wählen. Zur Hälfte müssen es Bausachverständige sein. Die wichtigsten Pflichten des Schöffenamtes bestehen in der Schätzung der Baukosten, der Feststellung des Baustellenwerthes, der Annahme von Bauforderungen. Besonders wichtig ist die zweite Pflicht. Die Erlangung zuverlässiger Grundstücktaxen ist eine der Hauptschwierigkeiten im Hypothekengeschäft. Nun soll das Bauschöffenamt den Werth ermitteln. Das muß Bedenken hervorrufen. Werden die Sachverständigen in ihren Taxen nicht manchmal zu niedrig greifen und damit die Durchführung des Baues in Frage stellen? Von der Schätzung der Bauschöffen hängt die Höhe der von dem Bauunternehmer zu leistenden Sicherheit und damit auch die Höhe der Baustellenbelastung ab. Für die Hypothekeninstitute und Baugesellschaften, die sich mit der Hergabe von Baugeldern befassen, ist also die Funktion des Bauschöffenamtes ein Eingriff in „wohl-erworbene“ Rechte. Daraus können Differenzen entstehen; besonders leicht, wenn die Taxen der Schöffen noch auf spätere Beleihungen des fertigen Grundstückes nachwirken. Das kann kommen, muß aber nicht; und wegen dieser einen Möglichkeit, der die Praxis auszuweichen wissen wird, ist das Gesetz noch lange nicht a limine zu verwerfen. Einen Theil der pupillarisch nicht sicheren Elemente wird es dem Baumarkt fern halten. Und wird es den Bauhandwerkern und Lieferanten die Existenz erleichtern oder erschweren? Bisher hat das Bauhandwerk sehr große Summen durch den Bauschwindel verloren. Im Vergleich mit diesem Zustand kann selbst die Nothwendigkeit, Kredit bis zur Tilgung der Bauhypothek zu gewähren, keine Verschlechterung des status quo ante bringen. Eine Besserung ist schon dadurch verbürgt, daß eine hypothekarische Sicherung gewährt wird. Im Uebrigen sollen die Baugläubiger ja aus dem Baugeld befriedigt werden; und damit Das geschehe, kann der Baugeldgeber den Bauunternehmer ausschalten, indem er sich vom Gericht einen Treuhänder bestellen läßt. Einen Sachverständigen, der die Auszahlungen des Baugeldes zu überwachen hat. Da alle möglichen Kautelen für die Sicherheit der Bauforderungen geschaffen sind, ist nicht einzusehen, warum der kleine Handwerker in Zukunft hinter dem zahlungsfähigen Lieferanten zurückstehen soll. Lange genug hat er gelitten. Möglich, daß die Zahl der Neubauten sich etwas verringert. Das geschähe nicht zum Schaden der Solidität des Grundstückmarktes. Die Lecture der Konkursstatistik ist das beste Mittel, um die richtige Distanz zu dem Gesetz über die Sicherung der Bauforderungen zu erhalten. Ladon.





Berlin, den 28. August 1909.

## Quodlibet.

Alla turca.

**N**achtzehnhundertdreißig. Nach einem Diner bei der Großfürstin Helene zieht der Zar den Gesandten der Königin Victoria in eine stille Ecke und sagt: „Wir haben da jetzt mit einem kranken, schwerkranken Mann zu thun und ich würde es, offen gestanden, für ein großes Unglück halten, wenn er uns in diesen Tagen draufginge; namentlich, wenn vorher nicht Alles in die nöthige Ordnung gebracht worden wäre.“ Nikolai Pawlowitsch zürnt, seit Abdul Medschid, dessen Vater er gegen Mehemed Ali geholfen hat, die Franzosen an der bethlehemitischen Kirchenthür beten läßt und dadurch das Vorrecht der orthodoxen Christen verletzt. Nun fordert gar Oesterreich, dreißig Monate nach Vilagos, das doch auch nur mit russischer Hilfe möglich wurde, die Türkei solle ihre Truppen aus Montenegro zurückziehen. Felix Schwarzenberg, heißt es, habe bald nach Rüdigers Sieg über Görgei gesagt: „Die Welt wird über unsere Undankbarkeit staunen.“ Der Prophezeiung scheint die Erfüllung nah. Deshalb, wenn irgend möglich, Verständigung mit England. Sir George Hamilton Seymour ist am Newaquai noch nicht recht heimisch; war aber Castlereaghs Privatsekretär, kennt das Ziel britischer Orientpolitik und nimmt den Nachtischwein mit würdiger Diplomatenfassung hin. Fünf Wochen danach (Graf Leiningen, der nicht nur der Hofburg dienen, sondern vielleicht auch der erhabenen Verwandten in Balmoral behenden Eifer zeigen will, hat bei der Hohen Pforte Oesterreichs Forderung inzwischen durchgesetzt) wird Nikolai deutlicher. „Gewisse Dinge, Herr Gesandter, werde ich niemals dulden. Konstantinopel soll nicht für die Dauer von meinen Russen besetzt sein;



aber auch nicht von Engländern, Franzosen oder Truppen einer anderen Großmacht. Den Versuch, ein neues Byzantinerreich zu schaffen, werde ich eben so wenig erlauben wie eine Gebietsabgrenzung, die aus Griechenland einen großen Staat machen würde. Daß die Türkei in kleine Republiken getheilt werde, die dann die bequem erreichbaren Schlupflöcher für die Kossuth, Mazzini und andere europäische Revolutionäre würden, werde ich natürlich erst recht nicht gestatten. Ehe ich mir solche Aenderungen gefallen lasse, werde ich Krieg führen und nicht aufhören, so lange ich noch einen Mann und eine Kugel habe. Gott bewahre mich vor ungerechter Anschuldigung! Was in Konstantinopel und in Montenegro jetzt geschieht, muß aber Verdacht wecken. Welchen? Daß die pariser Regierung im Orient Verwirrung zu stiften sucht, weil sie hofft, dadurch leichter an ihr Ziel, zunächst also in den Besitz von Tunis, zu kommen.“

„Und wie denken Eure Majestät über Oesterreich?“ „Daß meine ich immer mit, wenn ich von Rußland spreche. Was uns taugt, taugt auch den Oesterreichern; unsere Interessen decken sich in der Türkei vollkommen. Und Egypten? Ich sehe durchaus ein, wie wichtig dieses Land für Britanien ist, und werde nicht widersprechen, wenn Sie es bei der Theilung des Türkenerbes nehmen. Das Selbe gilt für Kreta; diese Insel könnte Ihnen nützlich werden und ich finde keinen Grund, sie den Engländern zu versagen.“

„In Egypten, Sire, hat England nur ein Interesse: die Sicherung einer schnellen und unsperrbaren Verbindung des Mutterlandes mit Indien.“ Kein Gedanke mehr an die Erhaltung der Türkei. Im Juni des selben Jahres kommt der großdeutsche Rheinländer Karl Ludwig Bruck als Internuntius (diesen Titel trug bis ins Jahr 1871 Oesterreichs Vertreter bei der Pforte) nach Konstantinopel, wo er, der Direktor des Oesterreichischen Lloyd, dann in Wien Handelsminister gewesen war, sich bald als den einzigen Diplomaten erweist, der sich neben dem Willensgenie des Briten Stratford Canning zu behaupten vermag. Oesterreichs Ansehen ist am Bosporus durch die ungarischen Flüchtlinge arg geschmälert; der Gassenwitz hat aus den Autrichiens die Autres chiens gemacht und den Geschäftsträger als eine Puppe der Russen gehöhnt. Bruck erzwingt sofort die Sühnung eines der österreichischen Flagge angethanen Schimpfes und rückt damit in einen anderen Rang, als sein Vorgänger ihn im Diplomatischen Corps gehabt hat. Merkt sofort aber auch, daß die Türkei nur zu retten ist, wenn sie der Osmanenherrschaft entzogen wird. „Welch ein herrliches Land verkümmert hier in den Händen der Faulenzer! Wenn dieser Boden besser bearbeitet, das Niveau der Wirthschaft erhöht, eine zeitgemäße Verwaltung geschaffen und der Ertrag aller Arbeit nicht von den Provinz-



schmarozern und dem Serailgesindel verschlungen und vergeudet würde, könnte Europa Hunderte von Millionen aus diesem Land ziehen. Für die Christen des Orients konnte die vierhundertjährige Herrschaft der Türken nie etwas Anderes bedeuten als für Oesterreich die hundertjährige türkische Herrschaft in Ofen. Sie haben sie geduldet, wie man sich dem Räuber fügt, so lange ihm nicht von der Sicherheitbehörde oder den Nachbarn das Messer entrisen wird. Der Name Rebelle würde seine entehrende Bedeutung verlieren, wenn er die Aufopferung für Religion und Vaterland brandmarken sollte. Indem Europa einen Theil des Osmanenreiches zu einem selbständigen hellenischen Staat machte, hat es nicht nur einem fast erstorbenen Gefühl der anderen Christen des selben Reiches Impuls und Berechtigung gegeben, sondern sie auch zur steten Vergleichung zwischen einer christlichen und einer musulmanischen Regierung herausgefordert. Wie entartet hätte die christliche Rasse sein müssen, wenn sie vor einem solchen Bild ihrer Zukunft und ihrer Rechte den zur Beseitigung gewaltsamer Hindernisse günstigsten Moment versäumt hätte! Die Quellen des Türkenreiches sind erschöpft. Die moralische Kraft der Musulmanen ist durch die fremde Hülfeleistung und noch mehr durch die neuesten Reformen, die Eingriffe in die Grundideen des Islam gebrochen, ohne daß die Christen befriedigt wären. Der Krieg hat die waffenfähigen Musulmanen allmählich hingerafft und das Mißverhältniß in der Zahl der christlichen Bewohner steigert sich dadurch in gefährlicher Weise." Von der Einigung der deutschen Mächte hofft Bruck auch für den Orient das Heil. „Der Deutsche Bund hätte die Kraft, das europäische Gleichgewicht nach allen Seiten zu wahren und eine allen Interessen Rechnung tragende Lösung des Orientproblems herbeizuführen. Ich predige das Einverständnis mit Preußen und den deutschen Regierungen Monate lang vergebens. Nur in Frankfurt kann die Orientalische Frage beantwortet werden; da aber haust Brokesch, der ein halber Türke ist und gewiß Unheil anrichten wird. Mit Preußen und Deutschland hätte man in erster Linie von Rußland die Befriedigung der eigenen Interessen in den Donauländern fordern und, nöthigen Falls, erzwingen, aber auch den Westmächten erklären müssen: Bis hierher und nicht weiter!" Doch die Stimme des Mahners verhallt. Nach dem Krimkrieg wird die Türkei in die Staatenfamilie Europas aufgenommen und ihr feierlich Unantastbarkeit verbürgt.

Achtzehnhundertsiebenundsiebenzig. Als die Russen, zwei Monate nach der Kriegserklärung, unter dem Auge des Türkenmarschalls Abd ul Kerim die Donau überschritten haben, schreibt Austin Henry Layard, Archaeologe und Diplomat, an Lord Derby: „Nicht aus Liebe zu den Türken und zu ihrer Re-



ligion haben wir der Türkei geholfen, sondern, weil unser eigenstes Interesse es uns befahl. Und diese von den größten Staatsmännern gebilligte Politik kann durch das in den letzten Monaten Geschehene nicht als falsch erwiesen werden. Sie beruht, zum Theil wenigstens, auf der Ueberzeugung, daß die Türkei den ehrgeizigen Orientplänen Rußlands ein Hinderniß und der Sultan, als anerkanntes Haupt der mohammedanischen Religion, ein nützlicher, vielleicht ein unentbehrlicher Bundesgenosse Englands ist, dem Millionen Musulmanen unterthan sind.“ Friede von San Stefano. Berliner Kongreß. In der zweiten Woche stellt Gortschakow sich ein paar Tage krank; kommt dann wieder in den Kongreßsaal und spricht: „Während der letzten Sitzungen haben meine Kollegen (Schumalow und Dubril) Ihnen Konzessionen gemacht, die weit über die von Rußland beabsichtigten hinausgehen. Aber ich kenne die Gefühle, von denen meine Kollegen sich dazu bestimmen ließen, zu gut, um gegen diese Konzessionen Etwas zu sagen. Ich habe das Wort nur erbeten, um auszusprechen, daß Rußland von seiner Friedensliebe zu so großen Opfern getrieben wird, und um zu betonen, daß als wahr erwiesen ist, was Rußland vor und nach dem Kriege gesagt hat: Nicht Selbstsucht hat es in diesen Krieg gedrängt, sondern nur der Wunsch, den Christen im Orient zu helfen.“ Schweigen ringsum. Dann steht Lord Beaconsfield auf: „Ich gebe sicher nur dem Gefühl aller Anwesenden Ausdruck, wenn ich bekenne, daß ich der Art, wie mein erlauchter und edler Freund die wahre Gesinnung seines Vaterlandes dargestellt hat, in aufrichtiger Bewunderung gelauscht habe. Der Gedanke, daß Rußland sich von der Sehnsucht nach Frieden leiten ließ, beglückt mich; und ich habe nun die feste Zuversicht, daß wir die selbe Empfindung auf allen noch zu betretenden Wegen dieser Konferenz treffen werden.“ Nach der Heimkehr im Oberhaus: „Die Oesterreich gewährte Erlaubniß, Bosnien und die Herzegowina zu besetzen, bedeutet nicht etwa eine Theilung der Türkei. Daß ein Land Provinzen verliert, macht es noch nicht zu einem, das getheilt worden ist. Wahr ist, daß der Sultan Provinzen verloren und seine Armee Niederlagen erlitten hat, daß noch jetzt sogar der Feind vor den Thoren der Hauptstadt steht. Das Alles aber haben auch andere Mächte schon erlebt. Von einer Macht, die noch über eine der stärksten Städte der Welt, über Heer und Flotte verfügt und zwanzig Millionen Unterthanen hat, darf man nicht sagen, sie sei getheilt worden... Griechenland verlangte Konstantinopel und wollte große Provinzen und werthvolle Inseln nur als Theilzahlung auf seine berechtigten Ansprüche anerkennen. Unter diesen Umständen war es schwer, Griechenland zu befriedigen. Und ich kann den Griechen nur sagen, was ich in ähnlicher Lage lebenden Individuen sagen würde: Lernt geduldig sein! Den Russen aber, die be-



halten mögen, was sie haben, mußten wir sagen: Bis hierher und nicht weiter! Asien ist für uns Beide groß genug und es giebt keinen Grund zu stetem Krieg noch zu steter Kriegsfurcht zwischen Britanien und Rußland. Der Orient darf unserem Reich, das die zur Führung seiner Politik nöthige Macht hat, vertrauen und in ihm (dieses Bewußtsein ist uns wichtiger als das unserer Wehskraft) das Land der Freiheit, Wahrheit, Gerechtigkeit sehen." Der Antrag, mit dem Hartington, im Namen der Opposition, die allzu türkenfreundliche Politik der Regierung tadeln will, wird im Unterhaus abgelehnt; und in der Thronrede, die das Parlament bis in die Wintermonate schließt, erwähnt, daß die Unabhängigkeit des Osmanenreiches gesichert sei. In der Guildhall, beim Mahl des Lordmayor, sagt am neunten November (gleich nach dem Erscheinen des Briefes, in dem Shaftesbury schroff gegen die „von Barbarei und Ehrgeiz beherrschte russische Regierung“ gesprochen hat) Beaconsfield, der Geist und der Buchstabe des Berliner Vertrages werde von Großbritannien mit allen Mitteln geschützt werden; wenns nöthig sei, auch mit Waffengewalt.

Was in dieser Zeit neuer Türkennoth der Deutsche empfand, hatte Treitschkes Posaunenton schmetternd und grollend durchs Land gerufen. „Da wir zwar die Türkenherrschaft überreif zur Vernichtung, doch die Rajahvölker noch in keiner Weise reif zur Selbstständigkeit finden, so würden wir es als ein Glück begrüßen, wenn diese schwierigste aller europäischen Fragen noch durch einige Jahrzehnte ungelöst bliebe. Aber das Schicksal fragt nicht nach unseren Wünschen. Sei es uns lieb oder leid: wir müssen uns endlich an die Erkenntniß gewöhnen, daß der nationale Gedanke, der schon die Mitte des Welttheiles neu gestaltet hat, auch in der graeco-slavischen Welt gewaltig erwacht ist. Es wäre wider die Vernunft der Geschichte, wenn diese treibende Kraft des Jahrhunderts gerade den elendesten Staat Europas ehrfurchtvoll verschonen sollte. Wir lächeln über die philhellenische Schwärmerei der zwanziger Jahre und kein Kaiser Joseph will heute noch, die beleidigte Menschheit an diesen Barbaren rächen.“ Aber verstummt sind auch jene schwungvollen Lobgesänge auf die Freiheit und Bildung des edlen Osmanenvolkes, womit die Presse der Westmächte zur Zeit des Krimkrieges das verwunderte Europa und die nicht minder verwunderten Türken selbst beglückte. Seit Frankreich zuerst den großen Suleiman in die Händel der Christenheit hineinzog, begannen die Türken, zu wittern, daß sie immer mindestens einer der christlichen Mächte willkommen waren; und seitdem ist der Staat der Osmanen von den Staatsweisen des Abendlandes so oft und so salbungvoll als ein unentbehrliches Gewicht in der Wagschale des europäischen Gleichgewichtes gepriesen worden, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn alle Säulen des



Türkenreiches, die Walis, Mollahs und Ulema, die schwarzen und die weißen Eunuchen, die Odalisten und die Serailknaben, sämmtlich von dem fröhlichen Glauben durchdrungen sind: Allahs wunderbare Barmherzigkeit habe die Augen der dummen Franken mit unheilbarer Blindheit geschlagen. Doch die Dsmanli verkommen an Leib und Seele. Ihre Zeugungskraft verfliecht in der Sodomiterei und der Wollust des Harems. Von den großen Zügen des Nationalcharakters blieb fast nichts mehr übrig als der Stolz, die fatalistische Zuversicht und die Unfähigkeit zu jedem Mitleid; nur von Zeit zu Zeit bricht noch die Tapferkeit und der staatskluge Sinn besserer Tage durch die dicke Hülle der unermesslichen Faulheit, die sich über die Seelen der fatten Herren gelagert hat. Für die Unwandelbarkeit der Theokratien gilt noch mehr als für andere Staaten die alte Wahrheit, daß die Macht der Reiche durch die selben Mittel erhalten wird, welche sie schufen. Um das Schicksal der neutürkischen Reformen vorauszu sehen, bedarf es nur einiger Ehrlichkeit, nicht der Sehergabe; denn das selbe Problem, das heute am Bosphorus auftaucht, hat den Scharfsinn der Welt schon einmal Jahre lang beschäftigt, als wohlmeinende Diplomaten den Kirchenstaat mit einer Verfassung zu segnen hofften. Der konstitutionelle Sultan ist eben so unmöglich wie der konstitutionelle Papst. So wenig die Kardinäle jemals eine weltliche Consulta als eine gleichberechtigte Macht anerkennen durften, eben so wenig kann der gläubige Dsmane die Rajah als Seinesgleichen achten. So lange der Koran das oberste Gesetzbuch aller Staaten des Islam bleibt, ist die Einführung abendländischer Rechtsbegriffe ein Abfall und ein Frevel. Darum sind auch alle Reformgesetze nur eben so viele Schritte zum Verderben gewesen. Das Altthürkenthum erzwang die Bewunderung seiner Feinde durch die Kraft des Charakters; das neutürkische Wesen mit seiner ungebrochenen Barbarei und dem glitzernden fränkischen Firniß darüber gleicht dem vergnügten Indianer, der sich einen Tract über den nackten tätowirten Leib gezogen hat. Der letzte Grund dieser Unverbesserlichkeit des Staates liegt unzweifelhaft in der verhängnißvollen Thatfache, daß die orientalische Theokratie hier zugleich als die Fremdherrschaft einer kleinen Minderheit auftritt. Nach menschlichem Ermessen wird der Halbmond nicht eher von den Kuppeln der Weisheitskirche herabstürzen, als bis das Heer einer europäischen Großmacht auf jenen alten Mauern, welche der letzte Komnene sterbend vertheidigte, seine Fahne aufpflanzt. Und welche Hemmnisse die Eifersucht der großen Mächte einer solchen Katastrophe entgegenstellt, weiß Niemand besser als die Pforte; denn mitten in ihrem Verfall hat sie sich noch Etwas von jener Barbarenschlaueit bewahrt, welche einst den großen Suleiman bewog, den französischen Unterhändler zu fragen: „Hat Kaiser Karl Frieden mit Martin Luther?“ Die medi-



terranische Welt krank an zwei großen Uebeln: an der Seeherrschaft Englands und an der rettungslosen Fäulniß des Osmanenreiches. Wie auch die Würfel fallen mögen: wir Deutschen schwimmen nicht gegen den Strom der Geschichte. Der türkische Staat hat alle die theuren Versprechungen, die ihm den Eintritt in unsere Staatengemeinschaft eröffneten, mit Füßen getreten. Das christliche Europa darf sich das Recht nicht nehmen lassen, diese barbarische Macht, wenn sie noch nicht vernichtet werden kann, mindestens also zu knebeln, daß sie mit ihren Rüsselschlägen die Menschenrechte ihrer christlichen Unterthanen nicht mehr zu gefährden vermag." Das Ende der Türkenchande scheint nah.

Neunzehnhundertneun. Eines Deutschen Kaisers tönende Stimme hat der Türkei Schutz verheißen und der Christenheit den Sultan Saladin als das große Muster ritterlicher Tugend gepriesen. Die Abkehr von Rußland (Lösung des Asssekuranzvertrages) und der auffällige Gestus, der den Deutschen die Vormachtstellung unter den Rajahvölkern zu heischen schien, haben neue Gruppierungen bewirkt und erhalten. Den franko-russischen Bund, den Nikolai Pawlowitsch als die nothwendige Folge deutscher Reichseinheit voraus- sah, der den großen Lyriker Lamartine so gewiß dünkte wie die Befriedigung des in einem „Natursehrei“ aufheulenden Bedürfnisses und der zwei Menschen- alter lang dann doch, bis nach Bismarcks Sturz, ein Phantastentraum blieb. Die anglo-russische Verständigung im Geist D'Israelis, der am Bosporus den Ganges vertheidigen, die Britenherrschaft im Mittelmeer für absehbare Zeit sichern und den Schlüssel zum Suezkanal in seine Tasche stecken wollte. Und den austro-russischen Balkanvertrag, der erst makulirt wurde, als Ruß- land von Ostasien sich einstweilen wieder nach Südosteuroopa wenden mußte und Oesterreich, ohne Furcht vor neuer Stärkung des centrifugalen Slaven- thumes, die Rückkehr zu der expansiven Politik Thuguts versuchte. Wieder prunkt der Islam mit einer Reformation vor den Franken; mit der alten Lüge von Freiheit, Gleichheit, Gerechtigkeit, deren Verwirklichung die Türken ent- machten, auf Gnade und Ungnade der Rajah unterwerfen mußte. Wieder spürt das unbestochene Auge hinter dem pariser Firniß die ungewandelte, un- wandelbare Barbarei. Der Khalif, der Perserschah, der Sultan von Marokko sind entthront und durch bequemere Figuren ersetzt. Von allen Seiten um- dienerter Islam. Algerien, Egypten, Tunis, Rumänien, Griechenland, Serbien, Montenegro, Bulgarien, Cypern, Bosnien, Herzegowina, Ostro- melien (nur die Hauptstücke der Beute); dennoch: „Unantastbarkeit des Os- manenreiches". Ueberall hört man die Losung. „Vielleicht erheitert uns noch der Galgenhumor eines osmanischen Parlaments. Unter den Kaufleuten des Janars wie unter den armenischen und griechischen Steuerpächtern sind der



catonischen Naturen genug; mit dem landesüblichen Bafschisch läßt sich gewiß die erforderliche Anzahl loyaler Rajah-Abgeordneter anfertigen.“ Was der Magister Germaniae vor dreiunddreißig Jahren als eine lustige Möglichkeit sah, ist nun Ereigniß und wird so ernst genommen wie der Menschenrechtszustand im persischen Kinaedenparadies. Vom Volk des Padischah Abgeordnete ziehen im Triumph durch Europas Hauptstädte. Griechenland muß sich unter der Türkendrohung ducken. Den Kretern, denen die von England gewünschte Zurückziehung der internationalen Schutztruppe ein unzweideutiges Zeichen zur Befreiung vom Türkenjoch gab, wird in Kanea die Hellenenflagge vom Mast geholt. Und die Christenheit ist dankbar dafür, daß die Türkenregierung sich mit so gelinder Sühne zu begnügen scheint. Die Tage Palmerstons sind wiedergekehrt, der einst sagte: „Mit einem Staatsmann, der die Erhaltung der Türkei nicht als eine europäische Nothwendigkeit erkennt, verhandle ich nicht.“ Der als Alternder, von der Türkenliebe Geheilte aber noch, daß aus dem Lande der Osmanli ein Leichnam geworden war.

Noch verpestet er mit seinen Fäulnißdünsten den Erdtheil. Nikolai Alexandrowitsch aber bereitet sich, in Südost den Khalifen zu grüßen. Bleibt Egypten ruhig? Die Araberpresse ist geknebelt, die Rechtsmehrung, die, unter dem frischen Eindruck der Jungtürkenputsche, in Kairo verheißen ward, bis heute nicht gewährt. Glimmt da wirklich kein Fünkchen auf, dann dürfen die Gren und Gorst sich eines Meisterstückes rühmen. Aber in Irland wird der Sinder Dhingra, weil er einen britischen Beamten gemordet hat, als ein patriotischer Held gefeiert. Und in die India Office regnets Petitionen, in denen farbige Unterthanen den Kaiser von Indien beschwören, in den Sultanaten des Ostens und Westens für die Musulmanen gegen europäische Anmaßung einzutreten. Keine Gefahr? Albanesen, Kurden, Bachtieren, Kischberbern sind Bergvölker, die sich hüten müssen, aus dem Bereich ihrer natürlichen Festungen hervorzubrechen; und mit dem semitischen Rest würde Europa leicht fertig. Doch seit Jahren zucktes und schüttelt sich unter dem Fieber islamischer Krisen. Der Panislamismus nur ein Thorentaum, nur Kindern ein Schreckbild? Europa hat das Reich des Tenno groß werden lassen und nicht geahnt, daß dadurch eine ungeheure sino-japanische Macht entstehen und den Europäern die Märkte Ostasiens sperren könne. Wer wagt, heute schon zu ermessen, welche Volkskräfte sich dem Schoß des zu neuer Hoffnung erwachten Islam entbinden werden? Die Spur des ersten Fehlers sollte schrecken. England brauchte ein starkes Japan als Waffe gegen Rußland, als Köder für Frankreich und die Vereinigten Staaten. England braucht eine ihm freundlich gesinnte Türkei, um in Indien und Egypten Stützen zu behalten und um den Bau der Bagdadbahn hem-



men zu können. Und die Karten sind wieder so schlaue gemischt, daß die Spieler nicht merken, wem ihre Trümpfe schließlich Gewinn bringen müssen; nicht einmal Sems in der Presse bedienstete Söhne, deren nüchterner Rechnerfönn doch bedenken sollte, daß im Glaubensbezirk des Koran der Israelit ein Knecht geblieben ist und wie ein Hund wedelnd dem Musulmanen aufwarten muß.

War je ein Europäerpatriotismus auf der Wacht, so hat der anglo-deutsche Zwist ihn von der Schanze geschlecht. Wehrlos gegen den corps récalcitrant des Islam, wehrlos gegen die Herrenlaunen amerikanischer Wirthschaft: Das bleibt Europas Schicksal, bis zwischen den beiden großen Germanenreichen, in Güte oder mit Blut, die Rechnung beglichen ist. Wäre es nicht klüger, *re clä* in die Höhle des Leun zu gehen, nicht würdiger als das stete Gewinsel vor kleinem Asiatenraubzeug, das unseren Erdtheil schändet?

### Baritus.

An drei Hochsommertagen des neunten Jahres unserer Zeitrechnung hat der Cheruskerfürst Arminius, Sigimers sechsundzwanzigjähriger Sohn, im Teutoburgerwalde das Römerheer geschlagen und den Feldherrn Quintilius Varus, den Tyrannen Untergermaniens, zum Selbstmord getrieben. Neunzehnhundert Jahre ist's her. Wir wissen nicht viel von der Schlacht noch von ihren Helden; nur, was Tacitus und andere römische Publizisten darüber berichten. Wissen erst durch Mommsens Forschung, wo der Kampf begann und wo die letzte Legion vernichtet wurde. Den Römern der augustischen und tiberischen Zeit galt Arminius als der Befreier des deutschen Landes. Lamprecht sagt über ihn: „Er vereinte in sich die zähe Energie des Mannes und das lodernde Feuer der Jugend; früh römischer Offizier und *Eques Romanus*, später von der römischen Partei seines Volkes in Ketten geworfen, entbehrte er, trotz jungen Jahren, nicht eines besonderen Schicksals. Er gehörte zu den Edelsten des Stammes; sein Geschlecht wird *stirps regia* genannt und in den Zwisten seiner Familie spiegeln sich die nationalen Gegensätze. So war Armin mit jeder Faser seines Wesens der Partei germanischer Freiheit zugewiesen und bald ward er ihr allübertragender Führer. Varus, der sorglose Großstädter, wurde von ihm mit drei Legionen unerfahrener Truppen, etwa dreißig bis vierzigtausend Mann, nebst einem Troß von bürgerlichen Elementen ins Verderben gelockt; tief im Weserland kam es zum Angriff der vereinigten istwäischen Völker, der Cherusker, Bructerer, Marser und der Chatten: in den Hochsommertagen der Teutoburger Schlacht ging das Heer zu Grunde. Nicht einmal die sichere Kunde des Unterganges gelangte sogleich an den Rhein, nicht einmal die Zahl der Schlachttage war festzustellen; und erst Germanicus konnte auf



einem späteren Heereszug die taktischen Einzelheiten der Niederlage den nur halb vollendeten Gräben des letzten Lagers, den auf weiter Flucht verstreuten Gebeinen seiner Landsleute entnehmen.“ Rechts vom Rhein einen sich die germanischen Stämme. Marobod, der Markomannenkönig, will mit dem Sieger nicht gemeinsame Sache machen und schickt das Haupt des Varus, durch dessen Sendung Armin ihn an die Gleichheit germanischer Interessen mahnen wollte, an des Gefallenen Sippe nach Rom. Im Wesergebiet aber widersteht Armin, dem Thusnelda, die Hausfrau, von ihrem Vater Segest auf römischen Boden entführt ist, bis ins Jahr 16 den Legionen des Germanicus. Dann wird er zweimal geschlagen. Doch diese Siege bringen keinen Ertrag und der Caesar ruft seinen Feldherrn heim. Marobod und Armin messen auf der vom Fremdling befreiten Erde die Kräfte. Der Markomanne wird nicht besiegt, sieht seinen Anhang aber schrumpfen, flüchtet ins Böhmerland, wird von Katwalda mit Gothenhilfe auch aus dieser Zufluchtstätte gejagt, bittet Rom um Asyl und darf, wie Thusnelda und deren Knabe, in Ravenna mit dem harten Brot des Verbannten ein freudloses Leben fristen. Arminius ist Herr in Westgermanien; in seiner Herrlichkeit einsam. Wollte er König sein? Hat Rom das Gift geweigert, mit dem der Schattenfürst Adgandestrius den übermüthigen Cherusker zu töten trachtete? War es wirklich so klug wie nach ihm nur Britanien, in dem Leben des Mannes, an dessen Namen sich in Feindeiland Zwietracht heftete, ein kostbares Gut zu schirmen? Verwandte, so ward überliefert, haben den Sieger vom Venner Moor ermordet. Schon hatten Vater, Brüder, Oheim ihn verlassen; nun fiel er unter den Streichen der Geschlechtsgenossen. Die Tragik seines Lebens, sagt Lamprecht, „wurde im schweren Geschick seines Volkes vergolten: bald erscheinen die Cherusker von inneren Kämpfen zerrieben, nur der Schatten noch einer großen Vergangenheit. Das Bild Armins aber ward, gereinigt von den Kämpfen und Sorgen der Spätzeit, zum Heldenideal der Nation; es verkörperte den Gedanken des siegreichen Widerstandes gegen Rom und um seine Züge woben Sage und Dichtung ihre glänzenden Schleier. Sein Fehlen war menschlich; sein Irrthum (der Traum vom Stammeskönigthum) stützte sich auf den Glauben an die große Zukunft seines Volkes.“

Daß uns, nach neunzehnhundert Jahren, der Spuk eines Varusschlachtfeldes, etwa mit Saalburgtheater und Germanenbilanzreden, erspart bleibt, ist gut. Der Mythos vom Befreier hat in der deutschen Scholle starke Wurzeln und wird nicht welken, auch wenn keine Gießkanne ihn je besprengt. Darf auch in diesen Tagen aber das Gedicht vergessen sein, in dem Deutschlands kräftigster Dramatiker den alten Märenstoff behandelt, nach seinem Angesicht, einem Gott hier ähnlich, die Weserwaldmenschen zu neuem Leben umgeschaf-



fen hat? Kleists Gedicht von Hermann und Thuchsen? Neunzig Jahre ist's  
 just alt geworden. Der holdesten und der gräßesten Wunder voll. Und den  
 Deutschen doch beinahe unbekannt. Jahre lang magst Du in den Hauptstädten  
 des Reiches hausen: und findest dieses Werk, das wuchtigste deutscher Zunge,  
 auf keinem Schaugerüst. Wenn Frankreich, Britanien, Rußland ein National-  
 drama von dieser Willensgluth und Gemüthsmacht hätte, wären seine sprü-  
 henden, wetternden, jauchzenden Verse auf jedes Schülers, jedes Sängferchens  
 Lippe und die Matrone fragte sie dem greisenden Gefährten in gemeinsamer  
 Andacht ab. Lasse Dir, Deutscher, von wahrhaftigen Deutschen sagen, wann  
 sie die Hermannsschlacht lasen, wie oft; und was davon noch in ihrem Hirn  
 lebt. „Wehe, mein Vaterland, Dir! Die Leier zum Ruhm Dir zu schlagen,  
 ist, getreu Dir im Schoß, mir, Deinem Dichter, verwehrt.“ Das Wort, das  
 Heinrich Kleist 1809 seinem Gedicht als Motto mitgab, hat noch 1909 seinen  
 traurigen Sinn. Ist dieser Poet nie aus dem Bann zu lösen, in den ihn Goethes  
 angstvolles Vorurtheil schlug? Der hätte, wenns mit „Anstand und Stellung“  
 vereinbar gewesen wäre, den Dorfrichter Adam, das lebhaftigste Geschöpf deut-  
 schen Dramenhumors, so bedenkenlos (er hats selbst zu Riemer gesagt) aus-  
 gepiffen wie der weimarische Subalternbeamte, der mit so gröblichem Unfug  
 Karl August in Wuth brachte. Der konnte (und wollte) sich in Penthesileens  
 Geschlecht und Region nicht finden und fühlte vor ihrem Dichter, „bei dem  
 reinsten Voratz einer aufrichtigen Theilnahme, immer nur Schauer und Ab-  
 scheu, wie vor einem von der Natur schön intentionirten Körper, der von einer  
 unheilbaren Krankheit ergriffen wäre.“ Der genoß, wie ein Kunstwerk, das  
 Genie Bonapartes, dem der Sohn des Hauptmannes Joachim Friedrich von  
 Kleist aus der Wollust seines Hasses entgegenheulte: „Rettung von dem Tode  
 der Knechte, das, aus Eisenerz geprägt, eines Höllensohnes Rechte über unsern  
 Nacken legt!“ Diese Generationen, diese Welten konnten einander nicht ver-  
 stehen. Doch soll drum der Dichter, der Preußens Stolz sein mußte, für immer  
 Germaniens Stiefkind bleiben? Nie wirkte einer Heimath ein Sohn, Shake-  
 speare selbst nicht, solches Bild ihres Wesens; keins je, das ihrer Züge win-  
 zigsten, häßlichsten nicht feig dem Späher barg. Keinem gelang solche Hymne,  
 deren Feuerathem aus Nacht und Noth den Trägsten noch zur Befreierthat  
 peitscht. Hier keucht und pfaucht Deutschland; haderts und reßt sich zum  
 Schlag. Hier sind nicht nur die „Weiberchen, die sich von den französischen  
 Manieren fangen lassen;“ sind auch die Kerle, die Buben, die noch heute auf  
 deutschem Acker wachsen. Helden und Knirpse. Alle Pflanzen der Norddeut-  
 schen Tiefebene; und das wurmige Saatgetreide ward nicht ausgereutet, bevor  
 der prüfende Blick das Feld, Furche vor Furche, abtasten durfte. Allddeutsch-



land ist hier. Wilde Wüsthheit und innige Frommheit, Barbarentroß und listige Tücke, Rohes und Zartes. Keine Engelschwadron, kein deklamirender Fürchtgott vornan. Herr ist, wer mit dem stärksten Arm den Keis auf den schlauesten Kopf stülpen kann. Der blonde, blauäugige Sproß der stirps regia, der die Römer römisch bekämpfen lehrt. Luther, Fritz, Bismarck ähneln ihm in manchem Zug. Sein Thuschchen scheint von einer Bärin gesäugt, von einer Pantherfäze in Sanftmuth erzogen: und ist doch in jeder Wesensregung ein Germanenweib aus Kriemhildens Brut. Hermann will keinen Feind, in dem er den Menschen achten, gar lieben müßte. Thusnelda kann nicht frei athmen, ehe dem Lüssler, der, mit der Heuchelmiene des Glühenden, kalt den Raub ihres Hauptschmuckes besann, die zottige Läge das junge, gesunde Fleisch von der Rippe setzte. Das Paar in täppischem Waldgehos; der jämmerliche Hader der Dugendfürsten; der Sturm, der über den geschändeten, von einem ganzen geilen Troß geschwängerten Leib der Cheruskermagd hinbraust und aus den Schlünden der Volkheit die Rachegeister herbeiheult; Varus in sternloser Nacht vor dem Alraunenorakel; der fromme Kampfruf der süßen Alten: Germania selbst hebt sich ins Mund der Bühne. Die Marseillerhymne vom jour de gloire und Kleists Vardenlied: zwei Völker; zwei Menschheitszonen. Keine andere Nation hat solches Mythendrama. In Deutschland schläfts hinter Hecken. Wird ihm die Gnadenpforte von Puppen gesperrt, die ein patriotischer Leiermann auf seinem Kasten tanzen und nach der Walzenweise plärren läßt. 1909. Rafft nicht Einer die besten Spieler, Drillmeister, Bühnenstrategen zusammen und giebt uns in diesem Herbst Kleists Hermannsschlacht? Nicht Einer sie endlich so, daß dieses Krongeschmeide aus dem Königreich deutscher Sage dem Glück und der Noth germanischer Menschen nie mehr verloren sein kann? Sind wir wirklich nur des furchtsamen Wagners und seiner Alben noch würdig?

### Reigen.

Die Liberalen werfen den Konservativen vor, daß sie dem deutschen Volk erstens das Centrumsjoch, zweitens das Agrarierjoch aufgezwungen haben. Die Konservativen werfen den Liberalen vor, daß sie unfruchtbar seien, an Doktrinen kleben und dem Großstädterbedürfnis die Volksgesundheit leichtfertig opfern. Dem Centrum, dem Fürst Bülow zu kaum noch erhoffter Machthöhe geholfen hat, wird naher Zerfall prophezeit, weil ein paar müßige Köpfe mit der Frage, ob es in alle Ewigkeit die Katholikenpartei bleiben müsse, die trüben Hundstage verändelt haben. „Bassermanns Leute sind schon um vier Mandate ärmer.“ „Heydebrands werden beim nächsten Urnenwettlauf viel mehr verlieren.“ „Ob Bachem, ob Roeren siegt: mit der Centrumseinheit ist's



aus.“ Solche Kinderei füllt die Sommerpause leidlich. Und die neuen Steuern, die den Händler droßeln, zwischen Memel und Mainau alles blühende Leben ersticken sollten? Davon spricht man nicht mehr ganz so gern, seit sich der Zwischenhandel der nationalen Sache angenommen hat. Zwei Mark mehr auf hundert Liter Bier: darüber mußte man Monate lang im Reichstag raufen; zehn Mark mehr: Brauer und Schankwirth wollen auch leben (und dürfen, ohne ein lautes Scheltwort zu hören, die Steuerbürde ins Fünffache häufen). Sie agitiren und inseriren: regiren also. Nicht einmal der Soldat, der sich mit der Sommerlöhnung von zweiundzwanzig Pfennigen für den Tag weiterplacken muß, nicht einmal der Briefträger, dessen Hungertüchlein Herr Sydom lange genug in der Nähe sah und der dennoch im alten Elend hockt, bekommt sein Glas Bier oder Schnaps zu dem bisher gezahlten Preis. Darunter leiden die großen Grundsätze der Freiheit und Volkswohlfahrt nicht. Nur der Staat solls nicht haben. Und wenns gelingt, die vier liberalen Fraktionen unter einen Hut (einen Cylinder, versteht sich) zu bringen, muß Alles sich, Alles wenden. Uebermorgen. Das Ganze nennt der Deutsche „innere Politik“. Und ernsthafte Leute mit greisendem Haar schreiben, lesen sogar Artikel über solche „Lebensfragen der Nation“.

In Schweden haben die Cellulosefabrikanten und Konfektionäre eine Lohnforderung der Gewerkschaften, weil sie ihnen die Rentabilität des Geschäftes zu schädigen schien, abgelehnt und unter dem Schutz des Arbeitgeberverbandes die Widerspenstigen ausgesperrt. Die organisirten Arbeiter entschlossen sich zum Generalstrike. In den Eisenerzgruben und Sägewerken wurde es still; Textil- und Holzstoffarbeiter, Setzer und Drucker, Kutscher und Schaffner, Industriehörige und Schwißer aller Sorten blieben der Arbeit fern. Seit den ersten Augusttagen. Schließlich warfen sogar die Totengräber den Spaten hin und erklärten, die Bourgeoisleichen nicht mehr bestatten zu wollen. Vier Wochen währt nun dieser Bürgerkrieg; und auf beiden Seiten sonnen die Truppen sich in der Gewißheit des Sieges. Alles in bester Ordnung, sagen die Unternehmer; unsere Lager waren überfüllt, wir können noch lange liefern, Schiffe, Straßenbahnen, Droschken fahren schon wieder, die Zeitungen, deren Nummern allmählich in den alten Umfang schwellen, sind für uns und der Feind pfeift drüben auf dem letzten Loch. Unsinn, antworten die Gewerkschaften; das Land verliert täglich drei bis vier Millionen, wir werden von den Genossen aus Europa und Amerika reichlich unterstützt, sind der Landarbeiter sicher und wissen, daß die Regierung, wenn die Ernte auf dem Feld fault, nicht wagen darf, das Heer zu Hilfe zu rufen. Kein Mann schösse auf uns... Ein furchtbar gefährliches Experiment, das dem unbetheiligt Zuschauenden eine wichtige Lehre verheißt. Krieg, in dem nur die Stärke entscheidet. Spart also



die Moralsäure. Auch, wenns irgend geht, das Hirnschmalz der Reporter, die ja doch mit fertigem Urtheilsspruch ins Bunscheden geschickt worden sind.

Ein lustigerer Reihenhymnus. Der Kaiser soll ein Kriegervereinsmitglied, einen Sechziger, geduzt haben: und in der Presse wurde eifern ein amtlicher Widerruf dieser Meldung verlangt. Der Landrath des Kreises Pinneberg erhält von der ihm vorgesetzten Behörde den Auftrag, nach Stellingen zu reisen und in Hagenbecks Thierpark einem Somalihäuptling, der dem Kaiser, wie anderen Menageriebesuchern, Kunststücke vorgemacht hatte, das Allgemeine Ehrenzeichen zu übergeben. Das Gerücht muß irgendwie durchgesiebert sein. Denn der Gemeindediener mußte die Kommunalwürdenträger von Stellingen-Langensfelde zusammentrommeln, auf daß sie zugegen seien, wenn der Herr Landrath sich im Thierpark des Allerhöchsten Auftrages entledige. Ob nicht alle Geladenen zu finden waren, nicht allen die Bedeutung der Stunde einleuchtete? Der Stellvertretende Gemeindevorsteher kam und mit ihm vertraten noch andere Prominente die Ortsverwaltung. Der Herr Landrath nahm das Wort, der Somali das Allgemeine Ehrenzeichen. Wer eine Cigarette oder fünf Reichspfennige spendirte, konnte es mit schauerndem Ehrfurchtgefühl auf der Brust des begnadeten Afrikaners betrachten. In Deutschland; 1909.

### Zeppelin-Marsch.

An Goethes Geburtstag soll Graf Zeppelin in seinem neuen Luftschiff nach Berlin kommen und nach der Landung in den Fürstenzimmern des Alten Schlosses wohnen. Den Schwarzen Adler hat er schon. Wird er jetzt Fürst, Großadmiral, wenigstens Excellenz? Welche Ehren sind ihm noch zu erdenken, dem seit einem Jahr im ganzen Reichsgebiet zugejauchzt wird? Wie noch nie einem Deutschen. Was Bismarck und Moltke an Volksjubel erlebten, war daneben ein Winkellärm; und Werner Siemens, der große Forscher und Finder, blieb den Landsleuten bis ans Grab fremd. Von Friedrichshafen bis nach Köln, bis nach Bitterfeld: Zeppelin. Hic et ubique. Man hört kaum noch andere Namen. Kein Tag ohne Zeppelin auf allen Holzpapierblättern. In Berlin seit zwei Wochen ein Taumel. In Kneipe und Waarenhaus, auf der Straßenbahn und dem Droschkenhalteplatz nur dieses Thema. „Wenn wir aber nur so weit ’ran können, daß wir knapp die Ballonhülle sehen?“ „Macht nichts; ich muß muß dabei sein, und wenns Schusterjungen regnet.“ Kriegsministerium, Generalkommando, Magistrat rüsten sich für den Landungstag. Und die Stadt wird geschmückt sein, als ziehe Armin, der Befreier, durchs Thor.

Wenn der Einundsiebenzigjährige sich den klaren Kopf des Patrouillereiters bewahrt hat, mag er lächelnd im Rahn sitzen. Vorgestern ein höhen-



füchtiger Narr; gestern ein des Lobes würdiger Anreger, dem Brauchbares aber nicht gelingen kann; heute der Bringer des Heils. Glocken läuten, Fahnen wehen, Völker krachen. Aus tausend Kehlen jaucht es, aus abertausend zu dem Luftbeherrscher empor. Jeder will ihn sehen; um ihm näher zu sein, erklettern alternde Männer Baumwipfel, leuchten müde Frauen auf Dächer und Kirchtürme. Was vor ihm war, neben ihm ist, scheint völlig vergessen. Von der Montgolfière bis zu den lenkbaren Luftschiffen der Santos-Dumont und Lebaudy. Alles. Dupuis-Delcourt empfiehlt, statt der Kugelform, schon 1829 die Fischform. Giffard führt den Dampfmotor ein. Dupuy de Lôme das Ballonet. Wölfert den Daimler-Motor. Schwarz die Aluminiumhülle. Niemand denkt noch daran. Dem Grafen Ferdinand von Zeppelin ist das Wunder aller Wunder gelungen. Drum hat die Skepsis zu schweigen. „Die Lösung des alten Problems war möglich, als man den leichten Motor hatte; auf den kam es an. Seit er hergestellt ist, regt sich überall in den Lüften. Euer Zeppelin hat das Bewährte benutzt, Neues hinzugefügt und mehr geleistet als vor ihm ein Anderer. Auch, was nicht unwichtig ist, mehr Geld zur Verfügung gehabt. Millionen sind draufgegangen, ehe er so weit war, wie er heute ist. Daß Einer seinem Glauben sein Vermögen opfert, sieht man nicht selten. Alle Gewalten wirken für ihn, seit ihm bei Götterdingen das Luftschiff verbrannt ist. Ohne Unfall ist es noch nie abgegangen. Er kann nur bei gutem Wetter fahren, bietet der Ballonkanone ein Riesenziel, braucht geräumige Hallen und ist der Landung nur sicher, wenn eine Compagnie unten in Bereitschaft steht. Ein Anfang vielleicht; noch kein Triumph. Alle Sachverständigen sind in der Ueberzeugung einig, daß die Zukunft den Drachenfliegern gehört, den Wright, die dem Problem des Menschenfluges die einfachste Lösung gefunden haben, nicht den starren Ungeheuern, die zwar das Auge entzücken, aber theuer, leicht treffbar, schwer transportabel und für den militärischen Aufklärungsdienst drum ungeeignet sind.“ So, lautet die Antwort, redet mißgünstiger Neid. Drville Wright mag ein geschickter Techniker, Parseval ein tüchtiger Offizier sein und das Luftschiff, das bei Siemens gebaut wird, manche nützliche Neuerung bringen: unser Hero ist und bleibt Zeppelin. Der deutschen Menschheit Messias. . . Lächelt er noch? Dem Himmel so nah? So nah, noch ein Sterblicher, der Vergottung?

Feiert ihn. In des Reiches Hauptstadt so laut noch einmal, wie die Lunge begehrt. Dann aber bedenkt, daß Zeppelins nun Deutschlands Schlappe wäre und daß auf seine Versuche, die morgen wieder scheitern können, nicht nur das Auge der Freundschaft blickt. Erniedert nicht jeden seiner Hochflüge zum Jahrmarktsvergnügen. Schweigt endlich. Und laßt den Greis in der Werkstatt.



## Graf Lehrenthal.

Als ist Lehrenthal zum österreichischen Bismarck ernannt worden. Als er antrat, hätte Das Niemand gedacht. Er war öffentlich noch ganz unbekannt. Wenigen nur, die ihn in seiner petersburger Zeit in der Nähe gesehen hatten, war er aufgefallen und sie sprachen davon, daß ihnen dieser bei Seite lebende, fast unheimlich korrekte, zumwartende Botschaftsrath nicht recht geheuer sei. Aber der eigentlichen Künste, worin österreichische Diplomaten sich auszuzeichnen pflegen (als: mit Journalisten frühstücken, in galanten Abenteuern glänzen und den Schneidern neue Richtungen geben), hatte er sich immer enthalten. Auch hörte man, daß er durchaus kein Redner sei, während doch bei uns die Staatskunst jetzt unter die Redenden Künsten eingereiht worden ist. Er galt für einen tüchtigen Arbeiter, für einen starken Leser, auch über sein eigentliches Gebiet hinaus, und für einen der großen Schweiger, die man sich lieber vom Leibe hält, weil es ungemüthlich ist, ihren ruhigen Blicken ausgesetzt zu sein. Uebrigens gern und gut zu Pferd. Und, was man sehr originell fand: ein zärtlicher Gatte.

Als er antrat, sagte man zunächst weiter nichts, als daß eben wieder einmal Einer vom Hochadel hinaufgelangt sei. Dies find wir ja gewöhnt; man wunderte sich also nicht und erwartete von ihm nichts. Der Hochadel selbst aber schien unzufrieden. Ihn hörte man murren, daß jetzt bei uns ein Jud sogar schon Kanzler werden könne. Weil Lehrenthal nämlich zwar durch seine Mutter und durch seine Frau dem böhmischen und dem ungarischen Hochadel zugehört, aber nicht von Raubrittern, sondern von thätigen Geschäftsleuten abstammt, die nicht durch Tapferkeit, sondern durch Klugheit emporgekommen sind. Weshalb er nach bürgerlichen Begriffen ein hoher Herr ist, von den hohen Herren aber nicht dafür anerkannt wird.

Er hatte anfangs keine gute Presse, weil er im Händedrücken und in den kleinen Gefälligkeiten ziemlich ungeschickt schien (obwohl man zugeben muß, daß er sich alle Mühe gab, Dies nachzulernen). Und er hatte zuerst auch wenig Glück beim Publikum, das in Oesterreich ein mehr rauschendes und strahlendes Auftreten gewohnt ist. Unsere Staatskünstler haben uns in den letzten Jahren ja wirklich recht vermöhnt: durch ihr sehr feines Gehör für die Forderungen der Zeit, die sie dann mit den schönsten Worten auszustatten und an den größten Programmen aufzurollen wissen. Er aber schwieg. Einen Kanzler nun, der nicht einmal reden kann, fand man dürftig. Was kann er denn?

Erst nach der Annexion Bosniens und der Herzegowina schlug die Stimmung plötzlich um. Denn es war in Oesterreich, seit die heute dort wirkenden Menschen sich erinnern können, niemals mehr geschehen, daß Etwas geschah. Und Niemand war, seit wir uns erinnern können, erschienen, der Muth



und Lust gehabt hätte, mit Oesterreich Etwas zu wagen. Nein: Das hatten wir noch nicht erlebt. Ungläubige mahnten nun freilich zur Mäßigung. Wozu der Lärm? Was ist denn schließlich weiter an dieser ganzen Annexion als ein neuer Name? Denn auch als sie noch Okkupation hieß, hatte doch kein Mensch daran gedacht, daß wir jemals dieses Land wieder aufgeben könnten. Wenn wir dort auch bei Weitem nicht so viel gethan haben, wie Lohnlober uns einreden möchten, so doch immerhin genug, um es als unser Eigenthum für alle Zeit anzusprechen. Und schon auf dem Berliner Kongreß war ja von Anfang an die Annexion gemeint gewesen, und wenn man am Ende den Türken den Gefallen that, Das durch einen milderen Namen zu beschönigen, so geschah es hauptsächlich aus Angst vor unserem alten Herbst und seinen Leuten, die sich damals noch den Schein einer Art Macht zu geben mußten und deren Programm darin allein bestand, sich allem Vernünftigen und Nothwendigen in Oesterreich zu widersetzen. Nun ist dies Alles aber vorbei, die Herbstler haben verhaßt und verthan, wir sind ein slavisches Reich geworden, in dem die Deutschen froh sein müssen, sich ihr Volksthum und eine gelinde Mitwirkung am Staatswesen zu wahren; und da wir uns aus dem Agrarischen nun allmählich zum Industriellen entwickeln und von feudalen Einrichtungen langsam zu demokratischen gelangen wollen, fühlen wir uns von allen Seiten immer mehr nach dem Balkan hin gedrängt. Wozu der Lärm also, wenn es Einer jetzt endlich auch einmal auszusprechen wagt? Eine gar so große Heldenthat ist Das doch wirklich nicht!

Nein; eine Heldenthat wars nicht. (Und recht komisch sogar, als es von Offiziösen dann zur österreichischen Epopöe aufgeblasen wurde.) Aber es war eine Geberde, es war ein Zeichen. Und die jetzt wirkenden Menschen hatten, seit sie sich erinnern konnten, keine Geberde, kein Zeichen von Oesterreich mehr vernommen. Immer hielt es sich zur Seite gedrückt still, in einer so fragwürdigen und klagwürdigen, so mühsäligen Gestalt, daß Jedem schon bang um den nächsten Tag geworden war. Und plötzlich stand nun Einer auf und zeigte: Seht, wir sind doch noch da! In anderen Ländern versteht sich Das ja von selbst; uns hat es erst Einer zeigen müssen; wir hatten's verlernt. Und darum war es für uns, an unseren Erlebnissen, unseren Bedürfnissen gemessen, wirklich fast einer That gleich. Und einer That, die just im rechten Augenblick kam, vorbereitet durch lange Noth und von Sehnsucht erwartet. Denn seit zwanzig Jahren ist unter uns in aller Stille versucht worden, insgeheim den Glauben an Oesterreich wieder aufzurichten. Künstler, erst ein paar Literaten, die Gruppe vom Jungen Wien, dann die Schöpfer unseres neuen Kunstgewerbes, Olbrich, Kolo Moser und Hoffmann, endlich Klimt und seine Leute waren es, die zuerst das Zeichen gaben, an Europa theilzunehmen, der eigenen Kraft vertrauend. Dies hatte dann allmählich doch Manchen



aufblicken gelehrt; und während man draußen eben überall schon von unserem Ende sprach, wuchs eine neue Jugend zur Gewißheit auf, daß es ein Anfang war, woran wir litten; was man draußen für Todesqualen hielt, waren ihr die Wehen eines neuen Lebens und nicht aus Schwäche ließen wir unsere Form zerfallen, sondern eine langsam im Geheimen aufgeschossene Kraft schlug das alte Gefäß entzwei. Seit Jahren waren wir ein verschwiegener Bund, der Das mußte. Und nun mag man sich denken, wie merkwürdig es auf uns gewirkt haben muß, als jetzt plötzlich ein Kanzler aufstand, der es auch mußte und die Hand unserer unverzagten Sehnsucht ergriff; da hat die helle Lust manch Einen ganz umgedreht!

Dann hatte aber Aehrenthal auch noch das Glück, auf Widerstand zu stoßen. Und da gab es uns ein wunderbares Schauspiel hohen Wesens, zum ersten Mal Einen zu sehen, der Stand hielt, der fest blieb, der nicht vom Blase wich: zum ersten Mal einen Willen zu sehen. Denn die Art unserer Staatsmänner, seit wir uns erinnern können, war es immer gewesen, daß sie auch anders konnten. Sie wollten Manches, doch mußte nichts sein; Alles ging auch anders. Hier aber zeigte sich, welche Macht Einer hat, der nicht anders kann; Einer, der muß, was er will. Dies hatten wir noch niemals erlebt. Wir haben ja in der österreichischen Politik seit Andrássy keinen Mann erlebt.

Das war Aehrenthals Erfolg bei uns. Und vielleicht auch draußen. In Oesterreich unermuthet einen Mann zu finden: Das mag die Leute so verblüfft haben, daß man sich im ersten Schreck Alles von ihm gefallen ließ. Nun weiß man es aber. Man weiß es bei uns, überschätz's und wird von ihm jetzt Wunder verlangen. Und man weiß es draußen, ist darauf gefaßt und wird vor ihm jetzt auf der Hut sein. So hat er es nicht leicht. Und es könnte wohl sein, daß ihm manchmal schon selber bang vor seinem eigenen Schatten in unserer allzu bereiten Phantasie werden mag.

Ist es nämlich immer schon ein heikles Verhältniß, auf einen Vorstoß von Ruhm die That erst nachliefern zu müssen, so ist er nun gar in der höchst abgeschmackten Situation, daß er sich jetzt, so zu sagen schon mitten auf dem Anmarsch, noch erst seine Truppen anwerben soll. Wird er dabei das selbe Glück haben wie beim ersten Mal? Damals begann er, als hätte er den Rücken durch ein mächtiges Oesterreich gedeckt. Und siehe: diese Geberde des Vertrauens auf ein Oesterreich, an das gar Niemand mehr geglaubt hatte, war so stark, daß es plötzlich wirklich wieder da stand, jenes schon ganz unglaubliche Oesterreich, wie von den Toten auferweckt. Und nun fährt er fort, als hätte er eine ganze starke großösterreichische Partei im Gefolge. Wird es ihm nun wieder glücken? Wird auch jetzt die bloße Geberde des Vertrauens wieder so stark sein? Wird durch sie die Partei, die er braucht, entstehen? Auch diese Partei ist ja längst da; man weiß es nur noch nicht, ganz wie man von



jenem mächtigen Oesterreich nichts mehr wußte. Sie steht überall bereit. In der Bürgerschaft aller Nationen, die nach einem großen Markt verlangt. In ihrer Arbeiterschaft, deren Bedürfnisse hier sich ja noch lange von den bürgerlichen nicht trennen werden. In den Intellektuellen, die sich geistig entfesseln wollen, wie Andere wirtschaftlich. Ueberall steht sie längst bereit; nur die politische Form fehlt ihr noch. Wird die Geberde des Kanzlers sie formen?

Er will auf den Balkan. Und jeder Thätige, jeder Tüchtige jeder Klasse, jeder Nation in Oesterreich will mit. Es ist die Kraft der wirtschaftlichen Expansion, die uns auf den Balkan drängt. Wir brauchen einen Markt, Kolonien haben wir nicht, die Erde ist vertheilt, nur der Balkan bleibt für uns. Wir können aber nicht auf den Balkan, so lange seine Völker uns nicht vertrauen. Sie haben zwischen uns und den Russen zu wählen. Was kann sie bestimmen, sich für uns zu entscheiden? Die Hoffnung, wirtschaftlich dabei zu gewinnen, und die Hoffnung, geistig zu gewinnen. Jene kann ihnen ein agrarisches, diese ein feudales Oesterreich nicht bieten. Sie sind von westlich gebildeten Intellektuellen beherrschte Bauern. Diese Bauern werden nur ein industrielles Oesterreich wählen, diese Intellektuellen nur ein demokratisches Oesterreich. Der Kanzler braucht also für seine äußere Politik ein Oesterreich, dem unsere ganze innere Politik widerstrebt. Das Oesterreich, das mit ihm auf den Balkan gehen kann, muß er sich erst schaffen.

Es ist ja da. In der Wirklichkeit ist es da. Aber politisch nicht. Denn Das ist ja das eigentliche Zeichen unserer inneren Politik: alle unsere Wirklichkeiten zu verleugnen. Zur Wirklichkeit wagt sich Keiner zu bekennen, aus Furcht vor dem nationalen Wahn. Wir erleben, daß Schlagworte, Vorstellungen, deren innerer Sinn längst ausgestorben ist, Einbildungen stärker sein können als selbst die Noth. Unser deutsches Bürgerthum hat eine Weile geglaubt, die anderen Nationen in Oesterreich wirtschaftlich und geistig beherrschen zu können. Diese haben sich dagegen empört, wirtschaftlich und geistig ihre eigene Entwicklung fordernd. Der nationale Kampf begann. In diesem Kampf ist das deutsche Bürgerthum unterlegen; die Nationen haben gesiegt. Kein Deutscher glaubt heute mehr an eine Vorherrschaft der Deutschen in Oesterreich. Der nationale Kampf ist aus. Politisch aber wird er noch fortgekämpft. Warum? Wofür? Um nichts; grundlos, sinnlos, ziellos. Eigentlich nur deshalb, weil von dem Kampf, der aus ist, noch die Kämpfer übrig geblieben sind, die Söldner, die den Kampf nicht einstellen können, des Soldes wegen; denn sie haben nichts gelernt, wovon sie sonst leben könnten. Aus jenem nationalen Kampf stammt ein Gewerbe der bürgerlichen Demagogie, das sich nun in seiner Existenz bedroht fühlt und alle Kraft einsetzt, um eine Politik zu verhindern, die es uns tägliches Brot brächte. Der nationale Kampf, der aus ist, wird weitergekämpft, nicht mehr um die Nation, sondern fürs Ge-



schäft der Demagogen. In jedem böhmischen Dorf kann man Das sehen, wenn man sich zu den arbeitenden Menschen setzt und sie nun im Vertrauen fragt, ob es denn nicht wirklich vernünftiger wäre, sich mit dem Nachbarn zu verständigen. Keiner leugnet es. Jeder wäre gern dazu bereit. Aber sie haben Angst, sie fürchten den nationalen Bann; die Schande wäre zu groß; die Demagogen drohen mit dem Boykott und der Handwerker, der Krämer, der Wirth, der von der Gunst der Gasse lebt und den Kredit bei der Sparkasse braucht, in der die Demagogen kommandiren, muß ihnen seufzend gehorchen. Man frage nun in den Handelskammern, in den industriellen Verbänden nach! Ueberall möchten sich die Deutschen mit den Czechen verständigen; sie dürfen aber nicht: die Furcht vor den Demagogen ist stärker. Hier und dort, auf der deutschen und auf der czechischen Seite. Und die bürgerlichen Parteien sind alle rings von solchen Demagogen besetzt, Berufspolitikern, deren einziges Programm ist, ihrem Klüngel das Geschäft zu erhalten, und die darum Jeden, der es durch ein aufrichtiges Wort einmal stört, mit Verdächtigungen und Verleumdungen so bis an den Hals beschmutzen, daß ihm die Lust vergeht, ein zweites Mal die Wahrheit zu wagen.

Unsere ganze innere Politik wird durch die Furcht vor den Demagogen bestimmt. Die Macht der Demagogen ist aber heute größer als je, weil sie nun einen Bund mit unserer alten Bureaucratie geschlossen haben. Ein Fabrikant kann in Oesterreich heute nicht bauen, eine Gemeinde keine Brücke, keine Station, keine Schule haben, eine Witwe keine Tabaktrafik kriegen, wenn sich nicht einer der mächtigen Demagogen im Ministerium dafür wendet. Aus Angst vor der Demokratie, die am Ende die Verwaltung reinigen könnte, haben sich die Bureaukraten in ihrer Noth den Demagogen verschrieben und die Beiden bilden nun zusammen eine Art Konvent, der jetzt der eigentliche Herr Oesterreichs ist. Er heißt heute Ministerium Bienerth, morgen wird er vielleicht schon anders heißen, aber er wird sich nicht ergeben, so lange nicht die letzte Kraft der mit der Demagogie vereinigten Bureaucratie erschöpft ist. So lange ist ein neues Oesterreich der arbeitenden Menschen unmöglich. Und so lange ist uns der Gang nach dem Balkan unmöglich. Und hält der Konvent, bis etwa die Russen die Kraft für eine Politik gefunden haben, die den wirthschaftlichen und den geistigen Bedürfnissen auf dem Balkan dient, dann wird unser Gang nach dem Balkan für alle Zeit unmöglich geworden sein.

Ja, wenn Lehrenthal nun wirklich der österreichische Bismarck ist, zu dem man ihn ernannt hat, dann muß er auch so stark sein, sich im Inneren die Politik zu schaffen, die seine äußere braucht. Der preussische hat's gekonnt.

Lehrenthal macht den Eindruck, ein Mann zu sein und einen Willen zu haben. Nun wird er es zeigen müssen. Die Kraft zum neuen Oesterreich steht überall bereit, einen Mann und einen Willen erwartend.

Wien.

Hermann Bahr.





## Die Friedensidee in Deutschland.\*)

**I**st der Krieg eine Thatsache, die für die bisherige Entwicklung des Menschengeschlechtes von der größten Bedeutung war und auch für die Zukunft sein wird, so daß nach menschlicher Voraussicht an seine Beseitigung nicht gedacht werden kann, wie es auch niemals möglich sein wird, zu verhindern, daß jemals gewaltsame Umwälzungen in den Staaten vorkommen, so fragt sich, aus welchen Gründen im neunzehnten Jahrhundert die Friedensbewegung entstanden ist und eine wenigstens relative Bedeutung erlangen konnte.

In dieser Beziehung ist wohl zweifellos, daß vor Allem ein mächtiger Faktor das Ruhebedürfniß gewesen ist, das sich ganz naturgemäß nach den langen und blutigen Kriegen der napoleonischen Zeit geltend machen mußte. Alles sehnte sich nach einem dauernden Friedenszustand, auf den man auch rechnen zu können glaubte, da man wenigstens in vielen Kreisen der allerdings irrigen Meinung war, daß durch die Abmachungen des Wiener Kongresses für absehbare Zeit die politischen Verhältnisse in Europa in befriedigender Weise geregelt seien. Dieses Ruhebedürfniß vereinigte sich mit gewissen im achtzehnten Jahrhundert zur Geltung gelangten sentimentalen und kosmopolitischen Anschauungen und der namentlich im Anfang der Französischen Revolution stark betonten, von den Franzosen freilich in etwas eigenthümlicher Weise verwirklichten Idee der Brüderlichkeit aller Menschen, die auf schwärmerisch angelegte, an realpolitisches Denken nicht gewöhnte Gemüther großen Eindruck machte und in ihnen tiefen Abscheu vor kriegerischen Konflikten hervorrief. Dazu kamen dann später die immer mehr Boden gewinnenden Ideen der sogenannten Manchesterschule, die nur für das wirthschaftliche Leben der Völker Verständniß hatte, und die freihändlerische Lehre, die nur friedlichen Wettbewerb unter den Völkern anstrebte und sogar möglichst alle Zollschranken zwischen den Staaten beseitigt haben wollte. Außerdem wollten die Anhänger dieser Lehren das Eingreifen des Staates auf allen Gebieten des Lebens so eng wie irgend möglich eingeschränkt haben und waren daher schon aus diesem Grunde dem sogenannten Militarismus und der Kriegsführung, bei denen die Staatsgewalt von den Unterthanen nicht bloß die größten wirthschaftlichen Opfer, sondern selbst das Opfer ihrer Persönlichkeit verlangt, abhold.\*\*)

\*) Ein Bruchstück aus dem Schlußkapitel des Buches „Weltstaat und Friedensproblem“, das im September bei Reichl & Co. in Berlin erscheint. Der Verfasser, Geheimrath Freiherr von Stengel, hat 1899 als vom Deutschen Reich Delegirter an der Friedenskonferenz im Haag mitgewirkt und ist als ein Staatsrechtslehrer von konservativer Gesinnung bekannt. In seinem neuen Buch giebt er eine Definition des Völkerrechtes, einen Extrakt aus der Geschichte der Friedensidee, eine Kritik der beiden haager Konferenzen; und ermahnt seine Landsleute, sich den männlichen Geist, der die nationale Wehr sichere, nicht abschwagen zu lassen. Die Mahnung dünkt Manchen recht zeitgemäß.

\*\*) Die Manchestermänner finden gar nichts dahinter, daß jährlich Tausende von Arbeitern in Fabriken, Bergwerken und so weiter, also im Dienst fremder Interessen, zu Grunde gehen, sind aber über die Verluste von Menschenleben im Kriege entsetzt. Das Opfer, das die Soldaten mit ihrem Leben oder ihrer Gesundheit im Krieg bringen, ist doch wohl eben so, wenn nicht mehr, im Interesse der Gesamtheit gebracht als das der Arbeiter.



Bei allen diesen Strömungen handelte es sich in letzter Linie um Folgeerscheinungen des durch die sogenannte naturrechtliche Schule zur Geltung gelangten Individualismus. Die naturrechtliche Schule glaubte nämlich, den Staat auf den Einzelmenschen aufbauen und die Entstehung des Staates durch den Staatsvertrag (Contrat Social nach Rousseau), also in der Weise erklären zu können, daß staatliche Gemeinwesen ursprünglich durch freiwilliges Zusammentreten einzelner von einander gänzlich unabhängiger, in keiner Gemeinschaft lebender Menschen gebildet wurden. Im Gegensatz zu dem klassischen Alterthum, das den Schwerpunkt auf die Gesamtheit legte (weßhalb Aristoteles ganz folgerichtig sagte, die Gemeinschaft sei vor den Einzelnen gewesen), schob die Theorie des Naturrechtes das Einzelindividuum mit seinem Wohl und Weh in den Vordergrund; die Interessen der Gesamtheit kommen ihr erst in zweiter Linie in Betracht. Selbst wenn von der allgemeinen Wohlfahrt gesprochen wird, ist darunter doch nur die Addition der Wohlfahrt aller Einzelnen zu verstehen, nicht das Wohl einer über ihnen stehenden Gesamtheit, dem gegenüber das Wohl und Interesse der Einzelnen zurücktreten muß. Dazu kam, daß mit der Zunahme der Industrie und des Handels und der aufsteigenden Entwicklung des materiellen Wohlstandes der Bevölkerung die Wirkungen kriegerischer Ereignisse immer verheerender wurden und sich dem friedlichen Bürger noch fühlbar machten als in früheren Jahrhunderten; und da ferner die verfeinerte Kultur die Menschen verweichlicht und dem Kriegshandwerk entfremdet, ist leicht zu begreifen, daß die Friedensbewegung Anhänger fand.

Von den politischen Parteien waren es besonders die liberalen und demokratischen Parteien, die, auf dem Boden des Individualismus stehend und an den in der Französischen Revolution zur Geltung gelangten Ideen festhaltend, der Friedensbewegung sich zuwendeten und ihr schon deshalb geneigt waren, weil sie den Militarismus als Stütze einer starken Regierungsgewalt bekämpften und fortwährend befürchteten, die Regierung werde kriegerische Konflikte zur Unterdrückung der sogenannten Volksfreiheit benutzen.

Daß die Friedensidee gerade in Nordamerika und England festen Fuß gefaßt hat, hat aber noch seine besonderen Gründe. Gegenüber dem angeblich vom Despotismus bedrückten und im Militarismus verkommenen Europa haben die Amerikaner ja immer verstanden, ihr Staatswesen als die friedfertige, auf die Ideen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit gebaute demokratische Republik hinzustellen, die schon mit Rücksicht auf die geographische Lage keine Militärmacht braucht und der kriegerische Abenteuer gänzlich fern liegen. Inzwischen werden die Amerikaner durch die Erfahrungen des Sezessionskrieges belehrt worden sein, wozu stehende Heere und Kriegsfлотten nothwendig sind. Die angebliche Friedensliebe der Union hat aber in dem von ihr veranlaßten Krieg gegen Spanien eine eigenthümliche Beleuchtung erhalten (wie überhaupt der jetzt in Nordamerika herrschende „Imperialismus“ kein besonderes friedfertiges Gepräge an sich trägt).

Bei den Engländern gehört es von je her zum guten Ton, für die Ideen der Humanität und Civilisation zu schwärmen, wenn sie auch bei der praktischen Durchführung dieser Ideen recht vorsichtig verfahren, um ihre materiellen und politischen Interessen nicht zu schädigen. Es war daher ganz selbstverständlich, daß man sich in England für die Friedensidee begeisterte, wie man auch von je her Werth darauf legte, das englische Volk als den Hort und Beschützer aller unter-



drückten Völker hinzustellen. Dazu kam aber noch, daß England nach den napoleonischen Kriegen mächtiger als je dastand und namentlich durch seine gewaltige Flotte alle Meere beherrschte. Im Gefühl seiner Macht und geschützt durch seine insulare Lage, konnte sich England leicht als friedfertig darstellen, zumal es wußte, daß es von keinem Staat einen Angriff zu befürchten habe, und sein während der napoleonischen Kriege errungenes wirtschaftliches Uebergewicht sich zunächst am Besten während des Friedens erhalten und erhöhen ließ. Daß England im Interesse der Ausdehnung seines Kolonialbesizes und seiner wirtschaftlichen Interessen in verschiedenen Welttheilen fortwährend mit wilden und halbcivilisirten Völkern Kriege führte, wurde als nebensächlich nicht weiter beachtet.

Bei den romanischen Völkern hat von je her die Phrase eine große Rolle gespielt, wenn man auch nicht immer bestrebt war, die in der Theorie vertretene Idee praktisch zu verwirklichen. Haben doch die Franzosen bei Beginn der Revolution für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit geschwärmt oder wenigstens zu schwärmen vorgegeben; im Verlauf der Revolution und in den sich anschließenden Kriegen hat man aber von der Verwirklichung dieser Schlagworte wenig wahrnehmen können.

Auffallend muß erscheinen, daß auch in Rußland die Friedensidee Anfang gefunden und daß sich die russische Regierung sogar mit dem Friedensmanifest des Zaren an die Spitze der Bewegung gestellt hat. Wenn man aber berücksichtigt, daß der Inhalt des die sogenannte Heilige Alliance begründenden Vertrages vom Jahr 1815 ganz im Sinn der Friedensfreunde lautet, so kann man sich über die in dem Friedensmanifest gebrauchten Redewendungen wohl nicht wundern. Dazu kommt noch das psychologische Moment, daß gerade, weil man lange Zeit in Westeuropa geneigt war, Rußland noch als halbbarbarisches Land zu betrachten, sich um so mehr bei der russischen Regierung das Bestreben geltend machen mußte, der ganzen Welt zu zeigen, daß Rußland gewillt sei, neben dem verbündeten Frankreich an der Spitze der Civilisation zu marschiren.

... Man kann nun zugeben, daß die Theorie des Naturrechtes manche günstige Wirkungen gehabt hat. Doch darf nicht übersehen werden, daß die durch die naturrechtliche Schule zur Herrschaft gelangte individualistische Richtung in unserem politischen und sozialen Leben recht bedenkliche Erscheinungen gezeitigt hat, so daß die naturrechtliche Theorie heute ziemlich allgemein aufgegeben ist. Eben so ist anzuerkennen, daß die Friedensbewegung in mancher Hinsicht der Entwicklung des Völkerrechtes förderlich gewesen ist und daß namentlich die beiden Friedenskonferenzen, wenn auch wider den Willen der „Friedensfreunde“, vor Allem auf dem Gebiet des Kriegesrechtes Ersprießliches geleistet haben. Auch ist der Friedensbewegung Recht zu geben, wenn sie sich gegen frivole, durch tiefgehende Interessengegensätze nicht veranlaßte Kriege wendet und zur Ausgleichung von Gegensätzen unter den Völkern beizutragen sucht.

Entschieden muß aber betont werden, daß die Friedensbewegung in ihren letzten Zielen nicht nur eben so utopistisch, sondern auch eben so gefährlich ist wie die sozialdemokratische Bewegung. Auch in Bezug auf diese Bewegung kann zugegeben werden, daß sie auf sozialpolitischem Gebiet wenigstens mittelbar manches Gute geschaffen hat. Trotzdem ist begreiflich, daß die Sozialdemokratie vom Standpunkt der heutigen Gesellschaft- und Rechtsordnung bekämpft wird, weil sie einen



Umsturz des geltenden öffentlichen und privaten Rechtes bezweckt. Gleichgiltig ist dabei, ob jemals die sozialdemokratischen Ziele erreicht werden können, da jede Zeit das Recht hat, sich gegen den Versuch eines gewaltsamen Umsturzes der Grundlagen zu wehren, auf denen der bestehende Rechtszustand beruht.

Das Selbe gilt von der Friedensbewegung. Ob ferne Jahrhunderte wirklich eine Ära des „ewigen Friedens“ erleben werden, kommt für die Gegenwart nicht in Betracht. Ausschlaggebend ist vielmehr die Thatsache, daß die Friedensbewegung eine Umwälzung des gegenwärtigen Völkerrechtes und die Aufhebung der Unabhängigkeit der einzelnen Staaten, die in eine Weltföderation aufgehen sollen, anstrebt und daß sie die nationale Gesinnung mit aller Entschiedenheit bekämpft. Gerade von diesem Gesichtspunkt aus müßte eine weitere Ausdehnung der Friedensbewegung in Deutschland entschieden bedauert werden, weil dadurch die nationale Gesinnung und der militärische Geist, den das deutsche Volk im Interesse seiner Selbsterhaltung braucht, geschwächt werden würden.

Deutschland, das während des größten Theiles des Mittelalters die erste Macht in Europa war, hat seit Beginn der neuen Zeit mehrere Jahrhunderte politischer Ohnmacht durchmachen müssen, und zwar gerade die bedeutungsvollen Jahrhunderte, in denen andere europäische Nationen sich politisch konsolidirten, sich ihren Antheil an den neuentdeckten Welttheilen und dem sich daraus entwickelnden Welthandel und im Zusammenhang damit an der Weltpolitik sicherten. Hervorgerufen wurde diese politische Ohnmacht Deutschlands dadurch, daß das Kaiserthum, geschwächt durch den erbitterten, Jahrhunderte lang dauernden Kampf gegen das Papstthum, das Reich in eine Anzahl von immer selbständiger werdenden Territorien zerfallen ließ. Diese politische Zersplitterung wurde noch dadurch verschärft, daß in Folge der Reformation und des Dreißigjährigen Krieges das deutsche Volk in zwei einander feindlich gegenüberstehende und belämpfende Konfessionen zerissen wurde, da der politische Partikularismus an dem konfessionellen Gegensatz immer neue Nahrung und neuen Halt fand und der politische Antagonismus unter dem deutschen Staatswesen und die Verschiedenheit der deutschen Stämme durch den konfessionellen Gegensatz in der bedenklichsten Weise verschärft wurde.

Nach schweren inneren Kämpfen und blutigen Kriegen ist es schließlich dem deutschen Volke gelungen, seine politische Einheit zu erringen und auf der Grundlage dieser Einheit und der dadurch geschaffenen Möglichkeit der Zusammenfassung aller nationalen Kräfte in kurzer Zeit eine Achtung gebietende Stellung, nicht nur in Europa, sondern in der ganzen Welt zu erringen.

So groß aber auch die Errungenschaften sind, die das deutsche Volk im Lauf des letzten Menschenalters in politischer und wirthschaftlicher Beziehung gemacht hat: in den Schoß darf es die Hände nicht legen, wenn die erworbene Stellung festgehalten und befestigt und die deutsche Macht und der deutsche Einfluß vergrößert und erweitert werden sollen.

Daß Deutschland, das so lange lediglich als geographischer Begriff galt und weder in der Politik noch im Wirthschaftsleben eine ausschlaggebende Rolle spielte, von allen Völkern und Staaten, deren Kreise es durch sein rasches Emporkommen fürte, als Emporkömmling mit Mißgunst, in die bei den kleinen Nachbarn sich ein Gefühl der Bedrängung mischt, betrachtet wird, ist begreiflich. Frankreich hat den Gedanken an Revanche für die im Jahre 1870/71 erlittene Niederlage immer noch



nicht ganz aufgegeben, wenn auch die Wahrscheinlichkeit, daß es einen Revanchekrieg beginnt, von Jahr zu Jahr geringer wird. England hat weder den Eintritt des Deutschen Reiches in die Reihe der Kolonialmächte noch den ungeheuren wirtschaftlichen Aufschwung des deutschen Volkes mit besonderer Freude begrüßt, ist auch davon nicht sonderlich entzückt, daß das Deutsche Reich ein Faktor der Weltpolitik geworden ist und in Ostasien, in Afrika und in der Südsee seinen Einfluß geltend macht. Daß die Slaven die erbittertsten Gegner der Deutschen sind, ist zweifellos trotz der wenigstens äußerlich zur Schau getragenen Freundschaft der offiziellen russischen Kreise mit dem Deutschen Reich. Eben so können alle Liebenswürdigkeiten, die bei offiziellen und nichtoffiziellen Gelegenheiten zwischen Deutschen und Amerikanern ausgetauscht werden, über die Gegensätze nicht hinwegtäuschen, die in politischer und namentlich in wirtschaftlicher Beziehung zwischen dem emporstrebenden Deutschen Reich und der in den Bahren des „Imperialismus“ wandelnden großen transatlantischen Republik bestehen.

Die politische Lage, in der sich das Deutsche Reich in Folge dieser Verhältnisse befindet, ist schwierig. Es heißt wirklich für Deutschland: „Feinde ringsum“. Deshalb kann auch das Deutsche Reich, trotz der durchaus friedlichen Gesinnung des deutschen Volkes, keine friedliebende Politik im Sinn der Friedensfreunde und der Friedensbewegung treiben. Es kann nicht seine starke Waffenrüstung ablegen, sein stehendes Heer auf den Stand einer Polizeitruppe herabmindern, seine Panzerschiffe als altes Eisen verkaufen und sich verpflichten, alle etwa entstehenden Streitigkeiten durch den Internationalen Schiedsgerichtshof im Haag schlichten zu lassen. Es wäre geradezu politischer Selbstmord, wenn Deutschland, im Vertrauen darauf, daß es im Fall eines internationalen Konfliktes sein Recht im Haag zur Geltung bringen könne, abrüsten wollte. Der beste Schutz für das gute Recht eines Staates bleibt immer sein starkes Schwert. In diesem Sinn hat auch Richelieu in seinem politischen Testament gesagt: „Niemals darf ein großer Staat sich in die Lage bringen, eine Beleidigung zu empfangen, ohne sie erwidern zu können.“ Eben so sagt Schmoller: „Wer ohne Rüstung dasteht, wird mißhandelt.“

Das deutsche Volk muß aber nicht nur äußerlich, durch den Besitz eines starken Heeres und einer starken Flotte, gerüstet sein, sondern auch innerlich durch kriegerische Gesinnung; es muß in allen seinen Theilen von dem festen Willen durchdrungen sein, seine Stellung, seine Rechte und Interessen gegen Jedermann im äußersten Fall mit den Waffen in der Hand zur Geltung zu bringen. Das wollen aber gerade die Friedensfreunde nicht. Um ihr Ziel, die Beseitigung des Krieges, zu erreichen, suchen sie ganz folgerichtig auch durch ihre Propaganda den kriegerischen und militärischen Sinn in den Völkern zu ersticken und zu ertöten. Zu diesem Zweck werden vor Allem sämtliche Kriege in Raub und Bogen als Raub- und Eroberungszüge behandelt und die Armeen den Räuber- und Mordbrennerbanden gleichgestellt.

Gewiß ist der Krieg ein „grausam Handwerk“; und es liegt für jeden nicht vollständig verrohten Menschen etwas Abstoßendes (nicht in dem Gedanken, daß er im Krieg sein Leben opfern muß, sondern) darin, daß er als Soldat verpflichtet ist, seine Mitmenschen zu verwunden und zu töten. Wer aber den Krieg als Raubzug und Menschen Schlachten bezeichnet und die Armeen den Räuberbanden gleichstellt, verkennt die Bedeutung des Krieges. Von einem solchen Standpunkt aus



müßte auch der Scharfrichter als Mörder bezeichnet werden. Nicht darauf kommt es ja an, ob Jemand seinen Nebenmenschen tötet, verletzt oder sonstwie schädigt, sondern darauf, ob er zu diesen Handlungen berechtigt oder sogar verpflichtet ist.

Was durch eine solche Beurtheilung des Krieges und der Heere erreicht werden soll, ist klar. Während bisher tüchtige Feldherren gepriesen und verehrt, tapfere Offiziere und Soldaten geachtet wurden, sollen in Zukunft die Feldherren als Führer von Räuber- und Mordbrennerbanden der Verachtung anheimgegeben werden, die kriegerischen Heldenthaten, die bisher in Wort und Bild bei allen Völkern verherrlicht wurden, sollen den Verbrechen gleichgestellt werden. Um ja den kriegerischen Sinn im Volke zu unterdrücken, bemühen sich die „Pazifisten“, schon in der heranwachsenden Jugend für ihre Anschauungen den Boden zu bereiten.

... Die Friedensfreunde haben schon oft mit Bedauern festgestellt, daß in anderen Ländern die Friedensbewegung größere Fortschritte zu verzeichnen habe als in Deutschland. Man darf aber dem deutschen Volk Glück dazu wünschen, daß diese Bewegung es nicht mehr ergriffen hat. Wohin Friedensduselei und kosmopolitischer Schwindel einen Staat führen können, hat Preußen in den Jahren 1806/07 erfahren müssen; mit Recht wird ein großer Theil der Schuld an dem Zusammenbruch des preußischen Staates in der angegebenen Zeit der unfriegerischen, unmännlichen, jeden nationalen Bewußtseins entbehrenden Gesinnung zugeschrieben, die sich als Folge der kosmopolitischen, humanen und schöngeistigen Richtung der Zeit gerade in den maßgebenden Kreisen breitgemacht hatte.

In national so gefestigten und geschlossenen Völkern, wie es die Franzosen und Engländer sind, wird ja wohl die Friedenspropaganda keinen besonderen Schaden anrichten. In Deutschland haben wir aber allen Anlaß, sie nicht nur mit Mißtrauen zu betrachten, sondern sie auch ernstlich zu bekämpfen, da in der Friedensbewegung ein kosmopolitischer, der nationalen Gesinnung feindlicher Zug liegt, solche Richtungen aber leider gerade in Deutschland auch jetzt noch viel mehr Anhänger und Anerkennung finden als anderswo. Allerdings scheint, wie namentlich unsere Helden in Südwestafrika gezeigt haben, die Gefahr noch nicht groß, daß dem deutschen Volk die Waffenfreudigkeit und der Todesmuth der Germanen so bald verloren gehen wird. Aber es heißt in solchen Dingen: „Principiis obsta“; namentlich muß verhütet werden, daß, wie die Friedensfreunde wollen, in der heranwachsenden Jugend die pazifistischen Ideen Wurzel fassen und der heldenmüthige und kriegerische Sinn in unseren jungen Männern unterdrückt wird, Abscheu vor dem Militärdienst sich geltend macht und die Aufopferung für das Vaterland als eine Thorheit und Ungeheuerlichkeit erscheint.

Würde die Friedensbewegung in Deutschland weitere Fortschritte machen, der kriegerische Sinn im deutschen Volk abnehmen und schließlich ein Nachlassen in den Rüstungen eintreten, so würde sicherlich die Achtung, die man, nicht nur in Europa, vor dem Deutschen Reich hat, sehr bald schwinden. Bei den zahlreichen Gegnern Deutschlands würde sich leicht die Meinung bilden, daß man deutsche Rechte und Interessen ungestraft verletzen könne. Diese Meinung müßte aber schließlich zu kriegerischen Verwickelungen führen, also gerade Das bewirken, was die Friedensbewegung verhüten will; denn es ist klar, daß das Deutsche Reich nur, gestützt auf seine starke Waffenrüstung und den militärischen, opferbereiten Sinn des deutschen Volkes, seit einem Menschenalter eine friedliche Politik treiben konnte.

München.

Professor Dr. Karl Freiherr von Stengel.



## Franz Widhoff.

Eine der vornehmsten Lehrkanzeln an der wiener Universität steht verwaist. Franz Widhoff, der berühmte Kunsthistoriker, ist in Venedig gestorben und dort begraben worden. Ein paar Tage vorher hat Geheimrath Wilamowitz-Moellendorf in einem Vortrag Wien „die Stadt Franz Widhoffs“ genannt. Er hat Das wohl nicht so gemeint, wie man sagen könnte: die Stadt Johanns Strauß oder: die Stadt Luegers. Widhoff war einer der ganz Großen unserer Alma Mater, er hat nie an einer anderen Universität gewirkt und sein Ruhm war auch der Ruhm der wiener kunsthistorischen Schule; gewiß haben seinen Namen alle Wiener gekannt, die sich für Bildende Kunst interessieren; aber populär war er nicht. Es lag ihm auch gewiß nichts dran, es zu werden.

Und er war doch mehr als ein ausgezeichnete Gelehrter. Wenn wir alle seine grundlegenden Arbeiten aufzählen, wenn wir feststellen, daß kein Zweig kunstgeschichtlicher Forschung seinem Interesse fremd war, daß seine geniale Begabung sich auf allen Gebieten unserer Wissenschaft glänzend hervorthat, wenn wir mit größter Bewunderung die Summe positiver Ergebnisse nachrechnen, um die er unsere Kenntniß der kunstgeschichtlichen Entwicklung bereichert hat: wir können ihm damit nicht gerecht werden. Sein Wirken war von höherer Bedeutung und sein wissenschaftliches Erbe ist nicht in den paar großen Arbeiten und einer Reihe von Studien und Aufsätzen begraben. Sein Vermächtniß ist lebendig und wird weiter wirken; es ist (mit wenigen Worten umschrieben): die Kunstgeschichte als streng historische Wissenschaft. Das war das Ziel und ist das Resultat seiner Arbeit: er hat die Kunstgeschichte zum Rang einer exakten Wissenschaft erhoben, ihre Methode gefestigt, ihr Ansehen gesteigert. Daran hat er mit einem Kreis von Schülern und Freunden rastlos gearbeitet, hat unerschrocken und rücksichtslos den wissenschaftlichen Charakter dieser ganzen historischen Disziplin vertheidigt gegen die Schöngeister und Dilettanten, Aestheten und Skribenten.

Die strengste Untersuchung des Quellenmaterials, jeder andern Geschichtswissenschaft längst eine Selbstverständlichkeit, hat er uns gelehrt. Seine Bildung umfaßte alle Gebiete geistiger Entwicklung; er kannte die Weltliteratur so genau wie die kunsthistorischen Fachschriften, wie die ästhetischen, philosophischen, kulturgeschichtlichen Spezialliteraturen. Aber da war nur eine Grundlage seiner Forschungen, die voraussetzunglos sich nur auf positiven Erkenntnissen, auf genauester Vertrautheit mit dem Denkmälermaterial aufbauten. Er hatte den intuitiven Blick des wirklichen Gelehrten, ihm entschleierten sich von selbst die verstecktesten Zusammenhänge historischer Entwicklung. Was ihm beim Studium Objekt der kühl sachlichen Betrachtung war, wurde in seiner Darstellung wieder lebendiges Werk; er beschrieb es uns nicht wie ein totes Ding:



er stellte es vor uns hin und ließ es selbst reden und lehrte uns nur die Sprache der Kunstwerke verstehen. Die geschwäßig drauflos fabulirende Art, die einen großen Theil der Kunstliteratur unserer Zeit charakterisirt, war ihm verhaßt und die blendendste schriftstellerische Leistung konnte ihm nicht imponiren, wenn sich dahinter leichtsinnige, gewissenlose oder nichtgründliche Arbeit und unwissenschaftliche Methode versteckte. Er selbst hat in seinen großen Arbeiten sich einer klaren und prägnanten Darstellung befleißigt, die mit der Reinlichkeit seines Denkens in guter Harmonie zusammenklang. Aus dem ruhigen Fluß seiner Sätze leuchtet manches scharfgeschliffene Wort auf; gar, wenn ihn sein Temperament in polemische Kontroversen hineinriß. Vielleicht hat ihm einmal dieses impulsive Temperament einen Streich gespielt, vielleicht hat er manchmal fester zugegriffen, als unbedingt nöthig war. Daß es nie persönliche Gründe waren, die ihn bestimmten, daß es ihm immer nur um seine Wissenschaft zu thun war, steht außer Zweifel. Und die bona fides mußten ihm auch Gegner stets zugestehen. Wenn er einmal von irgendeinem Kunsthistoriker gesagt hat, Den müsse Gott im Zorn erschaffen haben, so hat ihn Das nicht gehindert, eine andere, eine gute Arbeit des selben Autors mit vollster Anerkennung zu besprechen.

Was alle die Laien in Wichhoffs Vorlesungen gewollt und ob sie viel von ihm gelernt haben, weiß ich nicht. Er war kein Vortragsmeister, er hat in seinen Kollegien gründliche Kenntnisse bei den Hörern vorausgesetzt und, ohne Skioptikon, seine Vorträge nur mit photographischen Reproduktionen erläutert, die er von Bank zu Bank gehen ließ. Seine Schüler freilich haben im Seminar und bei Besprechungen ihrer Arbeiten außerordentlich viel von ihm empfangen. Wenn man Wichhoff als Lehrer beurtheilen will, muß man sich vor Allem erinnern, wie wenig Werth er stets bei den Rigorosen auf alles lexikalische und mnemotechnische Wissen legte, statt einer Unmenge von Zahlen und Daten gründliche Kenntniß der literarischen und künstlerischen Quellen, also der Denkmale, verlangte und sich von der methodischen Ausbildung des Kandidaten zu überzeugen suchte. Sein Verhältniß zu seinen Schülern charakterisirt ihn als Menschen. Er hat jede fremde Meinung gern geprüft und sich willig überzeugen lassen, wenn der jüngste seiner Hörer eine der seinen widersprechende Ansicht begründen konnte. Er war allen Schülern ein wohlwollender Freund und hat jeden einzelnen gefördert. Sah er aber einen heranreifen, dessen Arbeiten ihm für die Wissenschaft besonders erspriesslich schienen, dann hat er sich mit seiner ganzen Persönlichkeit für ihn eingesetzt und Alles gethan, um ihn an die Stelle zu bringen, wo er am Besten wirken konnte. Wer Lust und den Muth dazu hat, mag Das „Protektion“ nennen; ist es wirklich so merkwürdig, wenn ein k. k. österreichischer Hofrath die besten seiner Schüler „unterzubringen“ sucht, unbekümmert darum, wen er sich dadurch zum



Feind macht? Wichhoff hat nie geirrt. Die als Schüler sein Interesse weckten und deren Laufbahn er freudig und thätig erleichtert hat, zählen heute zu den angesehensten Vertretern der Kunstgeschichte. Und wir Jüngsten haben ihm stets von ganzem Herzen gedankt und werden ihm nicht vergessen, daß er nach dem allzufrühen Tode Alois Riegls die Ernennung des jungen Max Dvorák zum Professor durchgesetzt und uns unseren besten Lehrer gegeben hat. Mit Rührung sahen wir ihn dann, so lange seine Gesundheit es ihm erlaubte, regelmäßig neben uns in den Vorlesungen sitzen und aufmerksam den Vorträgen seines früheren Schülers folgen. „Ich will auch noch lernen“, sagte er.

Nun liegt er in Venedig begraben, in der Stadt, deren Kunst er am Meisten geliebt hat. Einen noblen, eleganten, ernstesten und gütigen Menschen betrauern wir. Einen Mann mit einem freudigen Enthusiasmus für alles Schöne. Wir haben ihn sehr lieb gehabt.

Wien.

Dr. Victor Fleischer.



## Selbstanzeigen.

Raffael in seiner Bedeutung als Architekt. Zweiter Band: Raffaels Werdegang als Architekt; Raffaels Besitzungen in Rom. 80 Mark. Silbersche Verlagsbuchhandlung in Leipzig.

Dem Raffael als Künstler ist ein sehr verschiedenartiges Geschick widerfahren: als Maler ist er in allen Landen bekannt und hochgeschätzt, als Architekt wird er nur von wenigen Eingeweihten gekannt, obwohl er ganz Hervorragendes geleistet hat. Wie so oft im menschlichen Leben, ist diese unterschiedliche Würdigung in der Entwicklung der Zeitverhältnisse begründet. Dem Maler Raffael hat die damals nach Italien gekommene Holzschnidekunst, die bald zum Kupferstich und zur Radirung überging, außerordentlich genützt. Die zahlreichen Drude von Bildern und Entwürfen des Meisters verbreiteten sich über die ganze Welt und machten ihn als Maler berühmt. Dagegen sind die Bauwerke, die Raffael vornehmlich in Rom geschaffen hatte, von einem widrigen Geschick verfolgt worden. Die meisten dieser Schöpfungen sind entweder nach seinem Tod unvollendet geblieben, umgebaut oder niedergerissen worden, so daß kaum Jemand mehr vom Architekten Raffael gesprochen hat. Erst die neueste Forschung hat sich angelegen sein lassen, auch nach dieser Hinsicht dem Meister zu seinem Recht zu verhelfen. In der umfassendsten Weise versuchte ich Das in meinem mehrbändigen Werke: „Raffael in seiner Bedeutung als Architekt“. Zunächst habe ich in einem starken Bande: „Bauten des Herzogs Federigo di Montefeltro als Erstwerke der Hochrenaissance“ darauf hingewiesen, daß Raffael einen Theil seiner Grundlage als Architekt durch Luciano da Laurana's Hauptwerk, den herzoglichen Palast in Urbino, gewonnen hat. In dem neuen Band behandle ich den Werdegang Raffaels und seine Besitzungen in Rom. Es ist doch wohl nöthig, daß die Werke der Künstler auch von Fachleuten erörtert und eingeschätzt werden, da nicht für alle Verhältnisse der nur äußerlich



gebildete Sinn mancher Kritiker genügt, um Wahres vom Falschen, Gutes vom Schlechten zu unterscheiden, sondern die Vertrautheit mit dem technischen Werdegang der Bauwerke und die umfassendsten formalen Kenntnisse, die nur durch Bethätigung erworben werden können, nöthig sind, um nach allen Richtungen hin den Werken gerecht zu werden. Ich schlage einen neuen Weg der Beweisführung für die architektonische Ausbildung Raffaels ein, indem ich auf Das, was die Bilder des Meisters an baulichem Beiwerk enthalten, eingehe, diese perspektivischen Hintergründe zergliedere und so nachweise, daß schon der junge Raffael beim Entwerfen der Baulichkeiten für seine Malwerke mit dem ganzen Apparat der Säulen- und Pilasterordnungen vertraut sein mußte, bevor er diese Gestaltungen in solcher Vollendung auf die Leinwand oder die Tafel bannen konnte. Ich hoffe, so die unbegründete Ansicht zu widerlegen, die manche Kunsthistoriker, wie Crowe, Cavalcaselle und Andere geäußert haben, daß Raffael nur Maler gewesen sei und von Architektur so gut wie nichts verstanden habe. Außerdem weise ich dem Meister den ihm in der Entwicklung der Baukunst gehörenden Platz auf dem Gipfel der Hochrenaissance an. Im zweiten Theile dieses Bandes dürfte am Meisten die auf zahlreiche alte Rompläne und Zeichnungen gegründete Beweisführung interessieren, wodurch nun wohl endgiltig der Standort des dem Meister gehörenden Palastes in der Nähe der alten Peterskirche festgestellt wird. Außerdem bringe ich in Wort und Bild Alles bei, was von den übrigen Häusern und Grundstücken Raffaels in Rom noch zu erlangen gewesen ist. In weiteren Bänden sollen in der selben ausführlichen Weise die von Raffael in fremdem Auftrage ausgeführten Wohnbauten und kirchlichen Werke behandelt werden, ferner Raffaels Rekonstruktion des alten Roms und seine Aussicht über die Alterthümer der ewigen Stadt.

Elberfeld.

Professor Theobald Hofmann.



Fürst Bülow und Kaiser Wilhelm II. Leipzig-Gohlis, Volgers Verlag.

Die Novemberereignisse des Jahres 1908 sind der Anlaß und Ausgangspunkt dieses im März 1909 veröffentlichten Buches, das aber nicht nur die Daily Telegraph-Sache, sondern die gesammte Regierungsthätigkeit Wilhelms des Zweiten und des Fürsten Bülow behandelt. Der in meinem Buch dargelegte Thatbestand der Daily Telegraph-Sache ist ganz anders als der von der Öffentlichkeit im Deutschen Reich seit dem Oktober 1908 angenommene. Ich behaupte, daß der Kaiser weder während des Burenkrieges noch in Highcliff irgendwas gesagt oder gethan hat, das als Ausfluß eines Persönlichen Regimentes oder als Eingriff in die deutsche Politik zu deuten wäre. Der Kaiser hat weder die russische Anregung zur Intervention der englischen Regierung mitgetheilt noch einen Kriegsplan gegen die Buren seiner Großmutter übersandt. Der russische Vorschlag ist vielmehr vom Reichskanzler durch die Deutsche Botschaft in London sofort der englischen Regierung mitgetheilt worden. Was der Kaiser seinen englischen Verwandten über die beste Taktik im Burenkrieg zu sagen hatte, hat er ihnen während seines Aufenthaltes in England vom zwanzigsten bis zum achtundzwanzigsten November 1899 unmittelbar nach Ausbruch des Burenkrieges in seinen Tischunterhaltungen ausführlich dargelegt. In beiden Fällen ist der wirkliche Thatbestand dem Fürsten Bülow bekannt. Nicht der Kaiser, sondern der Kanzler hat den kaiserlichen Brief- und Telegrammwechsel mit seinen englischen Verwandten während des Burenkrieges



in den Vordergrund der Ereignisse geschoben und dadurch den Kaiser exponirt. Daß die russische Intervention mittheilende Telegramm des Kaisers an den Prinzen von Wales wurde schon im Januar 1908 von dem englischen Journalisten Washford, der in Berlin lebte und unserem Auswärtigen Amt nahestand, im Londoner Strand Magazine erwähnt. Zum zweiten Mal tauchte es auf in dem gleichfalls officiösen Septemberartikel der Deutschen Revue „Deutsche Intrigen gegen England während des Burenkrieges“. Da diese beiden vom berliner Auswärtigen Amt inspirirten Veröffentlichungen den politischen Zweck der Trennung Rußlands, Englands und Frankreichs nicht erreicht haben, so trägt der unabhängige englische Schriftsteller E. Harold Spender am achthundzwanzigsten Oktober 1908 im Daily Telegraph die selben Thatfachen mit etwas stärkeren Farben auf. Er bezeichnet sich als einen früheren englischen Diplomaten, der eine längere Unterredung mit dem Deutschen Kaiser gehabt habe. Auf Veranlassung des Auswärtigen Amtes verbreitet die Norddeutsche Allgemeine Zeitung diese von Unwahrheiten wimmelnde Interview am Abend des selben Tages unter der feldgedruckten Ueberschrift: „Eine Unterredung mit dem Deutschen Kaiser“. Nach Empfang der von Spender zusammengestellten Aeußerungen gab der Kaiser in Rominten den bestimmten Befehl, der Kanzler solle persönlich diese Zusammenstellung prüfen und darüber berichten. Beim Durchblättern des Materials hatte der Kaiser sofort erkannt, daß es sich im Wesentlichen um die selben Behauptungen handle, die Bülow schon im Londoner Strand Magazine und in der Deutschen Revue veröffentlicht hatte. Der Kaiser erinnerte sich nicht, bei seinen Tischunterhaltungen in Highcliff im November und Dezember 1907 irgendetwas gesagt zu haben, das mit der amtlichen Politik unverträglich war. Vielmehr hatte er von diesen Tischunterhaltungen unmittelbar danach brieflich mehrmals dem Fürsten Bülow Mittheilung gemacht und Bülow hatte in seinen Antwortbriefen sein Einverständnis mit dem Inhalt der kaiserlichen Mittheilungen an die englische Umgebung erklärt.

Reg.-Rath Rudolf Martin.



Der Pascha lacht. Morgenländische Schwänke. Schuster & Loeffler in Berlin.  
Heiri, Gurlur, Bubalo.

Der Khalif hielt eines Tages Gericht zu Bagdad. Da erschienen drei sonderbare Kläger vor seinem Thron: Heiri, das Kamel, Gurlur, der Esel, und Bubalo, der Dohse. Heiri war der Sprecher. Er begann:

„Erhabener Khalif! Gefäß und Inhalt der Gerechtigkeit! Glanzspender des weißen Bartes! Schmutz des Thrones, Stab des Volksvertrauens! Ich, Heiri, Dieser hier, Gurlur, und Jener, Bubalo, erscheinen vor Deinem milden Angesicht, um Klage gegen die Menschen zu führen, die unsere Geschlechter verunglimpfen und unsere ehrlichen Stammesnamen zu Schimpf und Schande für einander mißbrauchen. So oft ein Mensch eine Dummheit macht, sagen ihm die anderen Menschen: „Du Kamel! Du Dohse! Du Esel!“ Weiser Khalif! Verbiете den Menschen diesen Mißbrauch unserer ehrlichen Namen!“

Der Khalif überlegte lange und sprach endlich: „Was Ihr da als Klage vorbringt, scheint keine grundlose Klage zu sein; und dennoch ist Euch schwer zu helfen. Dem Verbot, das Ihr verlangt, steht uralter Brauch entgegen. Die Menschen halten Euch nun einmal für dumm. Doch gehet hin, Du, Heiri, gen Ost, Du,



Gurkur, gen Süd und Du, Bubalo, nach Westen, und suchet, ob Ihr einen Menschen findet, der dümmer ist als Einer von Euch. Kommt wieder in sieben Tagen und meldet mir das Ergebniß Eurer Wanderungen. Dann will ich entscheiden, wie es künftig gehalten werden soll."

Als sieben Tage vergangen waren, standen die Drei wieder vor dem Thron des Khalifen, um zu berichten, was sie gefunden hatten. Bubalo erhielt zuerst das Wort und begann:

"Ich hörte in Arbela einen Streit vor dem Gericht an. Da stand gefesselt Abdullah, ein junger Mann; er sollte dem Armenier Gygos einen Beutel Gold gestohlen haben, gegen Mittag, als Gygos beten gegangen war. Abdullah hatte allein im Laden des Gygos gewohnt und trug, obwohl er aus armer Familie stammte, viel Gold bei sich, als man ihn gefangennahm. Er aber behauptete seine Unschuld und jammerte; er sei damals nicht im Bazar gewesen, sondern bei seiner Mutter. 'Wenn es so ist', sagte der Khadi von Arbela, 'dann laßt uns die Mutter vernehmen; ich kenne sie als überaus fromme und rechtliche Frau: sie wird nicht lügen.' Und sie sandten nach der Mutter. Sprich, erhabener Khalif: sind diese Leute nicht dümmer als die Eseln, da sie glauben, eine Mutter würde nicht meineidig werden für ihr Kind?"

"Du hast Deinen Prozeß gewonnen", sagte der Khalif. "Laßt hören, was Gurkur, der Esel, zu bieten hat."

"J—a, i—a," sagte Gurkur, "auch ich habe, glaube ich, meine Aufgabe gelöst. Ich trabte durch die Straßen von Gaugamela vor den Rebellen her, die das Haus ihres Stadthalters stürmten. Sie fingen den Haltesten und hielten Gericht über ihn. Er sollte selbstsüchtig und heuchlerisch gewesen sein. Sie verbrannten ihn auf dem Scheiterhaufen und hoben Dmer ib'n Selim an seine Stelle. Dmer versprach ihnen, nur fürs allgemeine Wohl wirken und in allen Stücken ehrlich sein zu wollen. Da jubelten sie ihm zu und freuten sich sehr, nun einen besseren Stadtvater zu haben, als der vorige gewesen war. Sprich, weiser Khalif: sind diese Menschen nicht dümmer als die Esel, die da glauben, ein Gewalthaber werde für das Wohl der Unterthanen wirken und nicht für sein eigenes?"

Nachdenklich nickte der Herrscher Beifall und winkte Heiri, dem Kamel, zu sprechen.

"Ich weidete auf einer Wiese," berichtete Heiri, "da kamen zwei Menschen des Weges: eine Jungfrau und ein Mann. Er sprach auf sie ein; sie aber schüttelte nur immer den Kopf. Da sagte der Mann: 'Ich liebe Dich, ja, ich schwöre Dir, daß ich Dich liebe.' Sie wollte immer noch nichts von ihm wissen. Er sei wankelmüthig, sagte sie; morgen werde er sie vergessen haben. 'Nie, Geliebte!' rief er. 'Ich schwöre Dir, daß ich Dich in alle Ewigkeit so heiß lieben werde wie heute.' Als sie es hörte, sank sie an seine Brust und sie küßten einander. Sprich, edler Khalif: ist der Mann, der Das mit ehrlichem Gewissen geschworen hat, nicht dümmer als ein Kamel? Und ist sie, die ihm geglaubt hat . . .?"

"Genug!" unterbrach der Khalif. "Ihr alle Drei habt Recht behalten. Und bei meinem Bart: fürderhin soll es keinem Musulman beifallen, einen Menschen ob seiner Dummheit mit dem Namen Eurer Geschlechter zu belegen. Ihr seid entlassen."

Die Drei gingen.

Vor dem Thor sagte das Kamel: "Was gilt die Wette, Brüder? Der alte Esel da drinnen meint, mit seinem Spruch sei uns nun geholfen."

München.

Koda Koda.





## Im Krankenhaus.

**D**ies ist der Ort des Todes und der Schmerzen,  
Die Schwelle feucht von Thränen. Doch da liegen  
Mit grüner Hoffnung sie in bangen Herzen.

Und täglich sagt man ihnen fromme Lügen,  
Indeß Freund Hein sein Vorwort spricht  
Aus hohlen, fieberheißen Lügen.

Sie lächeln selig unter Schmerzen  
Und hoffen stets. Und ahnen nicht  
Den trüben Schein der Sterbekerzen.

Wien.

Moriz Scheyer.



## Kapital.

**D**ie Erfahrung wird lehren, ob die Folgen der neuen Effektensteuern dem Auge so sichtbar werden, wie die Unglückspropheten noch immer behaupten. Die Neubildung von Kapital vollzieht sich ohne Rücksicht auf Dogmen und vorgefaßte Meinungen. Und da eine kapitalistische Ueberproduktion sich nur in gewissen Verschiebungen der Schichten des Kapitalgebirges äußert, sind die Vorgänge, die den Mikrokosmos in Aufregung versetzen, für den Makrokosmos ohne Bedeutung. Wir wissen, daß Jahr vor Jahr ein Betrag von 4 bis 5 Milliarden dem deutschen Volksvermögen zuwächst. Der größte Theil dieser Summe kommt auf den Effektenmarkt. Die Steuern und Lasten, die dem Börsen- und Werthpapiergeschäft auferlegt wurden, haben die Befruchtungszunahme nicht gehindert. Nach der geltenden Theorie durfte der Effektenverkehr seit der Rechtskraft des Börsengesetzes nur in langsamem Tempo fortschreiten. Die Thatsachen ergeben ein ganz anderes Bild. Die belebende Wirkung niedriger Zinssätze wurde in der Zeit, da die Reichsbank Wechsel mit  $7\frac{1}{2}$  Prozent Diskont kaufte, zum alleinseligmachenden Dogma erhoben. Jeder schwor auf „billiges Geld“ und tröstete mit dieser „Heilswahrheit“ die gar nicht des Trostes bedürftige Menge der Debitoren. Seit langen Monaten ist der Wechselzinsfuß nun niedrig: der Reichsbankfuß beträgt im Durchschnitt des Jahres 1908/09 etwa  $3\frac{3}{4}$ , der Privatdiskont seit Januar 1909 ungefähr 2,38 Prozent. Tägliches Geld, das allerdings nur für das Börsengeschäft in Frage kommt, hat sich während des ersten Semesters 1909 in den Grenzen von 2 bis  $1\frac{1}{2}$  Prozent bewegt. Das sind die äußeren Kennzeichen eines Zustandes, den man als „Periode billigen Geldes“ bezeichnet. Wo aber sind die Wirkungen dieser Erscheinung geblieben? In der Industrie, im Handel und Transport wurden sie nicht sichtbar; oder doch nur dadurch, daß sie die Erkenntniß der geschäftlichen Depression im Heimathbezirk erweiterten. Die Zunahme der Auswanderung nach den Vereinigten Staaten, die das Herz des bekümmerten Aktionärs von Papag und Lloyd höher schlagen läßt, ist kein Zeichen wachsender Regsamkeit am Schraubstock und in der Fabrik. Hätten die Leute zu



Haus genügende Arbeit, so würden sie nicht so leicht ihr Bündel schnüren. Die Rückwanderung aus Amerika ist so unbedeutend, daß man keines anderen Beleges für die gewerbliche Depression in Deutschland bedarf. Aber die Erzeugung überschüssigen Kapitals verlangsamt sich trotz der Ruhe im industriellen Leben nicht. Wäre es anders, so würde der Gegensatz zwischen ruhendem Kapital und flüssigem Geld deutlicher erkennbar werden. Kapital ist jeder Werthfaktor in der Wirtschaft: die Kohle auf den Halben und der Träger auf dem Lager eben so wie der preußische Konsohl und das bare Geld. Aber die nicht im Umsatz befindliche Waare ist ein toter Bestandtheil des Volksvermögens; erst die Zins tragenden Anlagen bringen Leben ins Land. Nun stellt sich die Frage ein: „Wie ist es möglich, daß die Anschoppung toten Kapitals den Quell flüssigen Geldes reichlicher springen läßt?“ Liegt da ein Widerspruch zwischen Faktum und Dogma vor? Im Zweifel darf man immer annehmen, daß das Prinzip Unrecht hat. Denn die Regel, die den Ursprung des wirtschaftlichen Vorganges markiren soll, ist nicht das Produkt des Nachdenkens, sondern die bequeme Schablone, deren einziger Vortheil darin besteht, daß sie sich durch den Gebrauch nicht abnutzt. Der Eindruck des Geldüberflusses wird nur durch den Kontrast zwischen dem regen Umsatz von Effekten und der geringen Bewegung in der Industrie bewirkt. Das Werthpapiergeschäft zeigt eine viel regelmäßiger ansteigende Kurve als der Umsatz industrieller Erzeugnisse. Dadurch wird das Gleichgewicht zu dem Mangel der Erzeugung industriellen Betriebskapitals aus dem Absatz der Produkte hergestellt. So ist der Schein (mehr ist's ja eigentlich nicht) einer Geldabundanz in Zeiten gewerblicher Depression zu erklären.

Wie stark der ständig wachsende Vermögensüberschuß aus rentablen Anlagen wirkt, zeigt, unter Anderem, die Art der Unterbringung des liquiden Kapitals: ohne Rücksicht auf die industriellen Verhältnisse werden neue Industriepapiere geschaffen. Man verwerthet nicht günstige Chancen, sondern Neigungen des Publikums. Die Mittel, die neuen Industriewerthen zufließen, werden also in unproduktives Kapital verwandelt, so lange die Ertragsfähigkeit industrieller Betriebe gehemmt oder eingeschränkt ist. Steigende Produktion von Industriepapieren in einer Zeit industriellen Stillstandes: eine wunderliche Erscheinung. Im ersten Semester 1909 wurden für 218 Millionen Mark neue Industrieaktien ausgegeben, die einen Kurswerth von 403 Millionen hatten. Mit einem Aufgeld von durchschnittlich 85 Prozent wurden diese Effekten auf den Markt gebracht. Wo ist die sachliche Begründung des Umfanges der Summe und des Agios? Weder die Berichte aus den Industriebezirken noch Gewinnziffern und Dividenden können als Motive angeführt werden. Die (von der Geschäftslage unabhängige) Auswechselung im Effektenbesitz erzeugt eben von selbst neues Kapital. Wer die dynamischen Kräfte der Börse und der Emissionsthätigkeit richtig einschätzt, ohne ihren Mängeln allzu große Bedeutung beizulegen, Der kann sich nicht darüber täuschen, daß eine belebte Börse in Tagen gewerblicher Ruhe nicht nur als ein Denkmal spekulativer Tollheit anzusehen ist, sondern auch als das achtbare Zeichen eines starken Willens zur Schaffung oder Besserung geschäftlicher Konjunkturen. Viel illusorisches Kapital wird dadurch hervorgebracht; aber ohne Illusion ist das wirtschaftliche Leben überhaupt nicht denkbar. Die Täuschung findet ihre Rechtfertigung darin, daß die schließliche Abrechnung, wenn man's richtig bedenkt, ein wesentlicher Begriff ist. Wer kann sich vermaßen, heute zu sagen, wann die große Liquidation beginnen wird?



Das in Effekten angelegte Kapital hat im Ganzen nur den Werth, den ihm die Affektion giebt. Ist die Bilanz einer Gesellschaft abgeschlossen und die Dividende festgesetzt, so wird bis zum nächsten Abschluß mit Chancen gearbeitet. Die Börse diskontirt bloße Möglichkeiten und bewerthet danach den Kurs des Papiers. Wie stark der Einfluß der Affektion ist, sieht man oft bei der Einführung neuer Papiere. Werden sie ohne öffentliche Subskription eingeführt, so ergiebt am ersten Tag der Stückemangel oft einen sehr hohen Kurs. Viele Voranmeldungen sind erfolgt und die reguläre Nachfrage kann nicht befriedigt werden, weil das Emissionshaus sich nicht mit genügendem Material versehen hat oder weil man einen Theil der Stücke zurückhält, um zunächst den Kurs weiter steigen zu lassen und den Gewinn aus den später zu verkaufenden Papieren zu erhöhen. Nicht immer klingt's glaubhaft, wenn die Bank versichert, daß sie selbst von der Notiz unangenehm berührt sei. Sicher aber ist, daß nur Glaube und Liebe den hohen Kurs zeugen konnten. Ich erwähnte den Ausgleich, den die verringerte Neuerzeugung gewerblichen Kapitals im Umsatz findet. Hier ist ein Beispiel für ein solches Aequivalent: der künstlich gesteigerte Werth der Effekten. Im ersten Halbjahr 1909 wurden in- und ausländische Börsenpapiere im Nominalwerth von 2229 Millionen emittirt. Der Kurswerth betrug 2419 Millionen. Das Agio von 190 Millionen ist als mehr oder minder fiktives Kapital anzusehen. Und der Kurs, zu dem die Effekten auf den Markt gebracht wurden, pflegt sich eine Weile zu halten. Namentlich in Perioden gesteigerten Dranges nach Werthpapieren. Das Publikum denkt nicht an die Möglichkeit einer Selbsttäuschung, wenn es theure Papiere kauft, weil ihm zunächst nur die Möglichkeit eines Kursgewinnes, nicht aber die Dividende vor Augen steht. Haben sich, zum Beispiel, die Antheile der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika von der Erwägung der Dividenden und Chancen nicht völlig gelöst? Schon die Thatsache, daß neue Zulassungsanträge für Kolonialpapiere gestellt sind und vorbereitet werden, genügt, um dem spekulativ geschaffenen Kapital Bestand zu sichern. Hier herrscht die Fiktion, daß unter dem Schirm der Börse der letzte Zweifel an der Solidität der kolonialen Hoffnungen schwinden werde.

Der Gegensatz zwischen der Spiegelung der finanziellen Lage im Status der Reichsbank, in den Bankbilanzen und im Rahmen der Börse sollte nachdenklich stimmen. Man muß alle halbwegs befriedigenden Faktoren zusammenstellen, um sagen zu können, der Zustand der Reichsbank sei normal. Dabei hat die steuerfreie Notenreserve die Höhe des Vorjahres noch nicht erreicht; und die Dicke des Effektenportefeuilles deutet auch nicht auf unbehinderte Abnahmeverhältnisse. Trotzdem ist man zufrieden, weil man die Wünsche herabgestimmt hatte. Ein neuer Beweis für die geringe Haltbarkeit aller Dogmen; denn jede Regel gilt nur für die Verhältnisse, die gerade herrschen. Die Reichsbank aber steht dem eigentlichen Geschäftsverkehr näher als der Börse. Ihr Aussehen hängt von der gewerblichen Konjunktur ab. Und die Diagnose, die man danach zu stellen hat, lautet: „Der Prozeß der Erneuerung wirthschaftlichen Kapitals hat sich nicht beschleunigt. Der Geldüberfluß steht nur so weit in Wechselwirkung mit der industriellen Konjunktur, wie er die Folge der Geschäftsruhe ist.“

Den selben Eindruck machen die Halbjahresbilanzen der berliner Großbanken. Die Summe der Debitoren hat sich seit dem Januar kaum verändert. Das ist das Barometer für die Höhe der Ansprüche, die von der Industrie an die Banken ge-



stellt werden. Bei den Hauptbilanzen am Jahresende wird freilich mancher Debitor ins Wechselportefeuille versetzt; aber ein Vergleich der beiden Endsummen der Außenstände ist dennoch möglich. Auch die Zunahme der Acceptverbindlichkeiten spricht für abnorme Verhältnisse auf gewerblichem Gebiet. Das Gewöhnliche ist der Kredit im Konkurrent. Wenn die Bank ihr Accept hingiebt, so handelt sich meist um komplizierte Bedingungen bei der Beschaffung industriellen Kredits. Die oft als Nachteil bezeichnete Ausdehnung des Apparates einer modernen Großbank zeigt ihren Nutzen in der Möglichkeit, bei nachlassendem Geschäft der einen Abtheilung aus dem Ertrag einer anderen den nothwendigen Ausgleich für das Gesamtergebnis zu schaffen. So hat die Abnahme der Effekten- und Konfortialbestände über die Einschränkung der Einnahmen aus dem „legitimen“ Geschäft hinweggeholfen. Fast alle Institute haben sich von eigenen Engagements erleichtert und sind dabei von der Bereitwilligkeit des Publikums, Werthpapiere zu jedem Preis zu erwerben, unterstützt worden. Mancher Direktor hat, zur Beruhigung seiner Aktionäre, in der Generalversammlung erklärt, für den Ausfall an Zinseneinnahmen werde durch andere Geschäfte Ersatz geschafft werden. Die Erzeugung fiktiven Kapitals haben die Banken eifrig gefördert, indem sie die Börsenspekulation durch Gewährung von Vor-  
schüssen unterstützten. Beweis: das Anschwellen der Reportdarlehen.

Um die Art der Ueberschußvertheilung zu erkennen, braucht man nur auf die Entwicklung des Geschäftes bei den Pfandbriefbanken zu blicken. Auch da sieht man die Kluft zwischen Theorie und Praxis. Monate lang hörte man über die ungünstigen Verhältnisse auf dem Hypotheken- und Pfandbriefmarkt klagen. Aber der Saldo, den das Geschäft der deutschen Hypothekenbanken aufweist, stimmt nicht zu solchem Wehgeschrei. Die Gesamtsumme der ins Register eingetragenen Darlehen hat am Halbjahreschluß die Grenze der zehnten Milliarde überschritten. Der Zuwachs seit Januar betrug 331 Millionen gegen 211 Millionen im ersten Halbjahr 1908 und 252 Millionen im zweiten Semester 1908. Wenn die zweite Hälfte des Jahres nur auf der Höhe von 1908 bleibt, giebt es ein Gesamtplus von 120 Millionen. Doch darf man mindestens auf das Doppelte rechnen. Die Voraussetzung für die Ausdehnung des Hypothekengeschäftes ist die Steigerung des Pfandbriefabsatzes, die im ersten Halbjahr 1909 rund 358 Millionen (auf 9958 Millionen) betragen hat. Das sind Ziffern, die von einem normalen Geschäft zeugen. Noch ist nicht erwiesen, welche Art der Unterstützung des Kreditbedarfs volkswirtschaftlich werthvoller ist: die Sättigung des Immobilienverkehrs mit Betriebskapital oder die Anlage in Effekten und Industrie. Geldüberfluß (in dem heute geltenden Sinn) nützt nur der Börse und erleichtert die Schaffung fiktiven Kapitals. Geldmangel entsteht, wenn die Betriebsmittel der Industrie und des Gewerbes nicht ausreichen, um mit den vorhandenen Kräften die Nachfrage zu befriedigen. Da man die Leistungsfähigkeit der Werkstätten und Fabriken über die Grenze des unbedingt Nothwendigen hinauszuschieben pflegt, entsteht oft eine übermäßige Anspannung der Kredit gebenden Faktoren, die sich in hohen Zinssätzen äußert. Aber schließlich kommts dabei zu greifbarem Kapital, während die Ausläufer der Geldabundanz oft ins Land der Illusion hineinreichen. Deshalb wirkt Geldüberfluß manchmal deprimirend, Knappheit dagegen als ein Zuversicht erweckendes Symptom.

Ladon.





Berlin, den 4. September 1909.

## Griechenland.

Unter dem Protokol, das die Griechen vom Türkenjoch befreit und nur noch verpflichtet, den Sultan als Schutzherrn anzuerkennen, stehen die Namen Messelrode und Wellington. Doch ist's das Werk Georgs Canning, der nach Castlereaghs Selbstmord wieder Leiter der internationalen Politik geworden war und in Reden und Trinksprüchen nun dem Erdball das kostbare Gut der Freiheit, politischer und religiöser, verhieß. Wer diesem Evangelium nicht horcht, mag sich hüten: England kann den Schlauch des Aeolus öffnen und schließen, die Gewalten der Revolution entfesseln und binden. Daß der Minister des jungen Zaren Nikolai Pawlowitsch, der die Griechen Rebellen und Barbaren gescholten hatte, überredet werden konnte, seinen Namen unter dieses Protokol zu setzen, scheint zunächst unfassbar. Der Londoner Vertrag vom sechsten Juli 1827 bringt noch schlimmere Ueberraschung. England, Frankreich, Rußland verpflichten sich, den griechisch-türkischen Krieg zu enden und einen selbständigen Hellenenstaat zu schaffen, der dem Sultan nur noch Tribut zu zahlen habe. Metternich wüthet, Genk tobt und sein Günstling Anton Prokesch-Osten erklärt, dieser Vertrag sei die Pandorabüchse, die der unter dem Locknamen Liberalismus umhererschleichende Teufel der Unordnung in die Welt gebracht habe. Im Westen aber wird Cannings Werk bejubelt (sein letztes: vier Wochen nach dem Vertragsabschluß starb er). Gegen den neuen (lächerlichen und doch gefährlichen) Dreibund dünkt den wiener Staatskanzler jedes Mittel erlaubt. Er läßt in London, Paris, Petersburg freundliche Zustimmung andeuten und zugleich in Konstantinopel zu hartnäckigem Widerstand hegen. Dieses Doppelspiel wird früh durchschaut und Nikolai



schreibt an seinen Schwiegervater Friedrich Wilhelm den Dritten: „In meinen Händen sind die dokumentarischen Beweise dafür, daß wir (ich sage: wir) von dem wiener Ministerium schändlich verrathen sind. Ich will gern glauben, daß Kaiser Franz der Sache fremd ist, bin sogar davon überzeugt. Welcher Zustand aber, wenn ein Minister seinen Herrn bis zu solchem Grade zu betrügen wagt!“ Friedrich Wilhelm möchte vermitteln. Den Vertrag nicht unterschreiben, wenn Oesterreich ihn verwirft. Er redet dem Schwiegersohn ins Gewissen und überhäuft den Fürsten Metternich in Teplitz mit Huldbeweisen. Die Orientfrage wird am berliner Hof zum Grisaß. Der Kronprinz schwankt; wills weder mit dem Schwager noch mit dem wiener Gözen verderben. Sein Bruder Wilhelm ist für die Griechen, für den neuen Dreibund; und mit ihm fühlen in der Armee, am Hof, in der Diplomatie die besten Köpfe. Darf eine aus Asiaten und Afrikanern gefügte Heidenhorde auf europäischem Boden ein Christenvolk meheln? Und müssen wir Erben frißischen Ruhmes in alle Ewigkeit unter Oesterreichs Vormundschaft bleiben? So ist die Stimmung. Scharnhorsts Sohn, Gneisenaus Schwiegersohn melden sich zum Eintritt in das Griechenheer. Als man gar hört, wie schlecht es in der Verwaltung, im Heer, in den Finanzen Oesterreichs aussieht, und klar erkennt, daß Metternich die Ausrodung des Griechenstammes ersehnt, siegt die Europäerpartei und Graf Christian Günther von Bernstorff, der Minister des Auswärtigen (und, wie schon seine Stellung zu den Karlsbader Beschlüssen zeigt, gewiß kein Liberaler), schreibt den Gesandten: „Obgleich unser Hof weder an dem Londoner Vertrag mitgewirkt hat noch ihm beigetreten ist, billigt er doch ohne Rückhalt dessen Grundsätze und Ziele.“ Inzwischen ist, weil Ibrahim Pascha, trotz dem Protest der drei verbündeten Großmächte, auf Morea weitermordet, bei Navarino die Türkenflotte von den drei Admiralen vernichtet worden. Höhnisch fragt Kesselrode: „Was wird unser Freund Metternich zu diesem Triumph der Gewalt über die Vorurtheile der Grundsätze sagen?“ Laut sagt er nichts; hofft aber, dieser Sieg werde den Dreibund rasch lockern: und behält endlich wieder einmal Recht. Rußland Herr auf dem Schwarzen Meer, auf dem Weg nach dem Balkan, den kein Halbmondgeschwader ihm fortan sperren kann? Dieser Wandlung soll England sich freuen? Lieber paktirt mit Metternich. Wellington tritt an die Spitze eines Torykabinetts, der Britenkönig nennt in seiner Thronrede die Schlacht von Navarino ein untoward event und die Türkei fordert Rußland zum Kampf heraus. Europäischer Krieg? Fast sieht es aus, als müsse gegen die franke-russische morgen sich eine austro-britische Koalition waffnen. Fraglich scheint nur noch, was Preußen thun wird. Für die Orientinteressen



Oesterreichs, dessen schlechte Rüstung dem berliner Hof kein Geheimniß mehr ist, das Schwert ziehen und sich Rußland verfeinden oder mit Nikolai gehen und den Deutschen Bund sprengen? Preußen muß wünschen, daß der Orientkrieg lokal begrenzt bleibe und nicht lange währe. Als der Zar mit seiner Frau nach Berlin kommt (wo er als Hellenenbefreier vom Volk bejubelt, von der Universität mit einer griechischen Hymne begrüßt wird), mahnt Friedrich Wilhelm ihn ernstlich, Frieden zu schließen. Diebitsch hat die Türken geschlagen, Silistria ist gefallen, Paskeiwitsch auf dem Weg nach Trapezunt: die russische Waffenehre strahlt in neuem Glanz. Aber die Fortsetzung des Krieges ist immerhin schwierig und ein anständiger Friedensschluß muß den Russen willkommen sein. Nur Preußen gilt der Hohen Pforte als unparteiisch; ist überhaupt Etwas zu erreichen, so kanns nur durch Preußen geschehen. Friedrich Wilhelm schickt seinen Generalstabschef General Müffling nach Konstantinopel. In welchem Zustande der gelehrteste Vorgänger Moltkes die Stadt des Khalifen fand, hat Treitschke erzählt. „Der Sultan war ohne Heer; denn die Wuth der rechtgläubigen Osmanen in der Hauptstadt richtete sich zunächst gegen ihn, der durch seine frevelhaften neuen Gesetze die Strafen Allahs auf das Reich herabgerufen habe; der mächtige Anhang der aufgelösten Janitscharen murrte laut. Umsonst ließ Mahmud die grüne Fahne des Propheten durch die Straßen tragen. Niemand wollte dem heiligen Feldzeichen zum Glaubenskrieg folgen. Die Rekruten aus Asien wurden, an Kamele gebunden, in die Hauptstadt geschleppt. Eine englische Fregatte lag an der Serailspitze, um den Großherrn nach Asien hinüberzuführen, und draußen vor dem Eingang des Hellesponts sammelte sich eine englische Flotte, bereit zur Einfahrt, falls die Russen gegen die alten Mauern der Komnenen heranrückten. Die Gefahr war furchtbar. Das Diplomatische Corps begrüßte den preußischen General wie einen Retter.“ Dem gelingt auch wirklich, den Sultan zur Abordnung von Bevollmächtigten zu überreden. Und fünf Wochen nach Müfflings Ankunft ist in Adrianopel der Friede unterzeichnet. Die Hohe Pforte erklärt ihren Beitritt zum Londoner Vertrag; der Bosporus wird den Handelsschiffen aller Nationen geöffnet; Rußland darf erst jetzt auf die Erfüllung der in den Verträgen von Bukarest und Alkerman von der Türkei übernommenen Pflichten rechnen und seine Schiffe durch die Dardanellenstraße schicken; erhält das Donaudelta, Grenzplätze am Kaukasus und eine Kriegssentschädigung, deren Stundung die Hohe Pforte mit Willfährigkeit erkaufen muß; außerdem ein Patronatsrecht über die befreiten Donaufürstenthümer. Und Griechenland ist frei; hängt nicht mehr vom Sultansgebot ab. Den Henker Ibrahim Pascha hat schon



der französische Marschall Maison aus dem Peloponnes vertrieben. Jetzt ist die Freiheit besiegelt: Hellas hat der Pforte Tribut zu zahlen, bekommt aber einen christlichen König. Anrirschend blickt Metternich auf Preußens Erfolg. Sultan Mahmud nennt Friedrich Wilhelm seinen großherzigen Freund und die russischen Offiziere bitten Müßling, den redlichen König von Preußen ihrer aufrichtigen Dankbarkeit zu versichern. Dem fiel im Gratulantengedräng vielleicht das Wort Frigens ein: „Wenn die Russen die Türken schlagen, darf Unserer nur von einem Sieg der Einäugigen über die Blinden reden.“

Rußland als Patronin der Türkei? Diese Vorstellung kann keinen Briten freuen. Wellington und Metternich begegnen einander in dem Wunsch, den Russen die Beute zu schmälern. Europa, nicht die petersburger Regierung allein, soll den Besitzstand der Türkei garantiren. Gegen wen denn diese Bürgschaft gerichtet sein solle, fragt Nesselrode hochmüthig. Die Türkei sei von inneren und von äußeren Gefahren bedroht? Gegen die inneren vermögen die Großmächte nichts. Die äußeren fürchte man von der russischen Seite her. Doch diese Furcht sei ganz grundlos. Rußland werde seine Pflicht pünktlich erfüllen, sich auf andere Abmachung aber nicht einlassen. Ein aus derben Wolgaweiden geflochtener Korb. Bleibt das Schlußprotokoll über Griechenland. Samos und Kreta darf der neue Staat nicht haben: sonst wird er als Seemacht zu stark. Der Sultan taugt nicht mehr für die Rolle des Schutzherrn: er steht selbst jetzt ja unter russischem Schutz. Und wer soll König werden? Bernstorff und Genz hatten gemeint, ein Prinz, dessen Gaumen diese Speise reize, werde schwer zu finden sein. Sie unterschätzten die Attraktion einer Krone. Nur Drei lehnen ab: die von Frankreich empfohlenen Prinzen Karl von Bayern und Johann von Sachsen und der von Metternich begünstigte Prinz Philipp von Hessen-Homburg. Doch ein Halbdutzend stellt sich zur Wahl. Prinz Friedrich der Niederlande gilt dem Zaren als der „geborene Kandidat“, wird aber von Frankreich bekämpft; eben so Emil von Hessen, an dem der Ruch des Bonapartismus haftet. Erzherzog Max von Oesterreich hat Rußland und England gegen sich. Auch Markgraf Wilhelm von Baden und Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz kommen nicht ans Ziel ihres Wunsches und Otto von Bayern scheint zunächst nur den Zaren für sich zu haben. Prinz Leopold von Koburg hat sich mit Capo d'Istrias, dem griechischen Präsidenten, verständigt und gilt in Petersburg als ein möglicher Hellenenkönig, seit er für die Einverleibung Kretas gesprochen und sich zum Uebertritt in die orthodoxe Glaubensgemeinschaft bereit erklärt hat. Auch in London sind ihm mächtige Freunde geworben. Dennoch wird er nicht König. Lehnt die Wahl ab, nachdem er sie erstrebt und angenommen hat. Griechenland ohne Kreta und Samos,



ohne Akarnanien: Daß genügt ihm nicht. Die Hellenen würden unzufrieden bleiben; und die Pflicht, die neuen Unterthanen mit Waffengewalt zum Verzicht auf einen Theil des ihnen gebührenden Bodens zu zwingen, will der Korburger nicht auf sich nehmen. „Mein Gefühl widerstrebt und ich kann mich zu solcher Herabwürdigung meines Charakters nicht entschließen.“ Bindet ihn keine andere Erwägung? Hofft er, seit König Georg ein aufgebener Mann ist, nicht etwa, als Vormund seiner Nichte Victoria der Regent Britanniens zu werden? Hat Capo d'Istrias, der ihm ergeben schien, ihn von dem Anspruch auf einen Thron weggescheucht, nach dem der Korfiot selbst zu schielen wagt? Der Advokatensohn, der in Italien Medizin studirt, in Rußland das Diplomatenhandwerk gelernt hat, war schon manchem Zeitgenossen ein wandelndes Räthsel. Der ferne, auf Parteizeugen angewiesene Betrachter kann ihn kaum durchschauen. Diplomat, nicht Staatsmann; gewandt und verschlagen, doch ohne Schöpferkraft. Einer, der kein wirksam scheinendes Mittel verschmäht; die Gunst des Zaren Alexander durch die Allure der Frömmigkeit und übersinnlicher Sehnsucht gewinnt und, um sich bei Barclay de Tolly einzuschmeicheln, mit dessen von den Gardeoffizieren und dem Hofadel gemiedenen Frau Boston spielt. Geschmeidig und glatt; aus dem Stoff, den man heute changeant nennt. Von gottähnlichem Höhenbewußtsein. „Mich anhören, wohl gar mir antworten müssen, mir, der weder Minister noch Admiral ist und keinen irgendwie anerkannten Rang im Geschäft hat, war ihm eine unangenehme Nothwendigkeit. Euer Hochwohlgeboren kennen ja seine Eitelkeit und Reizbarkeit. Personen wie mir, meint er, sollen ein paar Komplimente und ein paar Witzeleien den Athem nehmen. Nicht zu seinen Worten nicken, ist Hochverrath. Er ist das personifizierte Bas-Empire in russischer Uniform. Möchte aber lieber Herr als russischer Gmissär in Griechenland sein. Schon während der Nationalversammlung trat er mit einem Pomp auf, der an ihm neu ist, und that Vieles, um den Abstand zwischen sich und dem Volk auf milde, aber klare Weise hervorzuheben und Auge und Gefinnungen daran zu gewöhnen. Nur für ihn traten die Truppen unter Waffen; er setzte seinen Namen auf das erste in Griechenland geschlagene Geld; er war viel weniger barsch als vorher.“ (Prokisch an Genz.) „Er hatte die Art der erfahrungreichen Weltleute aus den großen napoleonischen Zeiten, gern viel und allein zu sprechen, und in dieser Redseligkeit konnte er sich, lebhaft fühlend wie jeder Südländer, zu starken Indiskretionen hinreißen lassen. Selbst Dies änderte nichts an dem Eindruck von Zurückhaltung, von Zweizüngigkeit und Duplizität, den man von ihm empfing. Wie von seiner Religiosität, so sprach er auch von der ‚graden Linie‘ seines Verhaltens zu oft, als daß man nicht hätte geneigt wer-



den sollen, nach krummen Gängen zu spähen. Man hätte ihn auf solchen schiefen Linien, auf Widersprüchen ertappen können: er wäre gerüstet gewesen, die Zweideutigkeit als Vielseitigkeit auszulegen und aus den Gegensätzen selbst eine Maxime zu machen.“ (Gervinus.) Er glaubte wohl, der Griechen Sache mehr leisten zu können als „ein fremder Prinz“; schrieb aber an Palmerston, der wiedergeborene Hellenenstaat brauche einen Souverain, und schien bereit, dem Koburger zu dienen. Der war russischer General gewesen, hatte 1814 in Paris auf Metternichs Vorschlag das Theresienkreuz bekommen und zwei Jahre danach, als naturalisirter Herzog von Kendal, die Tochter des Britenkönigs geheirathet. Daß der Schwiegervater ihn (dem die Frau im zweiten Ehejahr gestorben war) nicht allzu zärtlich liebte, konnte Capo d'Istrias, den King George in der Bildergalerie von Windsor so schlecht behandelt hatte, nicht gegen den Prinzen stimmen. Warum ließ er ihm dennoch den Zustand des Landes so schildern, daß Leopold scheu werden mußte? Weil er selbst Präsident bleiben oder Fürst werden wollte? Eine andere Erklärung ist kaum zu finden. Der Koburger hat im Februar Ja gesagt und sagt im Mai Nein. Ob er sich in Athen so bewährt hätte wie in Brüssel: darüber mögen, bei der Verschiedenheit der Aufgaben, die Meinungen auseinandergehen. Die schmerzhaftesten Krisen hätte er, als kluger Geschäftsmann und Onkel der Queen, dem jungen Staatswesen wohl erspart. Wer soll es nun auf neuer Bahn leiten?

Ein abhängiges Griechenland, schreibt Prokešch an Genz, „wird ein Nest der Piraterie, eine Geißel des europäischen Handels der Levante, eine Matrosenpflanzung für die Russen, eine offene Wunde für die Pforte und eine Nahrung des Brandes, der auf so vielen Punkten Europas glimmt. Ein unabhängiges wird dem europäischen Handel und besonders dem unseren Absatzquellen öffnen, der russischen Marine im Schwarzen Meer Das, was sie am Meisten braucht, entziehen, der Pforte eine Stütze sein und fürs Allgemeine eine Eroberung, welche die Legitimität im Gebiete des Liberalismus macht.“ Da der Kluge von zwei Uebeln das kleinere wähle, müsse Oesterreich, dem die Auferstehung des Hellenenstaates unwillkommen war, jetzt Griechenlands Unabhängigkeit wünschen. Richtig, antwortet Genz; nur über die Fürstenwahl denke ich anders. „Ich finde es nicht allein bejammernswürdig, sondern höchst lächerlich und nur aus der selben groben Ignoranz, die in dem ganzen Lebenslauf der Triplealliance gewaltet hat, erklärbar, daß man einen deutschen Prinzen zum Fürsten über Griechenland ernennen will. Ueber das Unsinnige, was in dieser Idee liegt, könnte ich ein Buch schreiben. Erwägen Sie den einzigen Punkt der Religion. Soll der protestantische Prinz die griechische annehmen? Könnte man Dies einem Deutschen zumuthen? Oder soll er mit einem Gefolge



von Aufklärern und Philosophen die alten ‚Götter Griechenlands‘ wiederherstellen und ein ohnehin demoralisirtes Volk zum heillossten Materialismus erziehen? Prinz Leopold, der besessen sein müßte, um seine herrliche Existenz gegen eine solche Galere zu spielen, interessirt mich weniger; und doch schäme ich mich in seinem und der englischen Minister Namen der elenden Farce, die man ihm auferlegt. Ich denke auch noch immer, daß es im Ernst nicht dazu kommen wird. Wozu einen Prinzen? Wozu einen Souverain? Griechenland ist durch seine geographische Lage, durch seine physische Konstruktion, durch den Charakter seiner Einwohner, durch seine heutige Armuth, durch all seine Antezedentien zur Republik bestimmt; eine Verfassung wie die helvetische, nur mit dem Unterschied, daß ein mit großer, fast unumschränkter Gewalt bekleideter Präsident an der Spitze steht: Das nenne ich *le gouvernement grec*.“ Als Leopold abgelehnt hat, empfiehlt Prokešch den Herzog von Reichstadt, dessen „Blick, Urtheil, Schärfe und praktischen Verstand“ er bewundert. „Ich fürchte, daß die griechische Sache verpfuscht wird. Heutzutage kann nur ein sehr kräftiger Fürst oder einer, der einen schlagenden Namen hat, dort mit wenig Geld und geringen Mitteln das Rechte machen und der Erbe der zertrümmerten europäischen Türkei werden. Europa muß aber daran liegen, daß sich dieser Erbe finde: sonst fallen die Stücke in die Hände Rußlands und lange Kriege werden darauf folgen. Der Souverain von Griechenland kann der Ableiter des Uebels werden; er kann: also soll er's. Je mehr Namen der neue Regent hat, desto weniger Geld braucht er.“ Am neunten Oktober 1831 wird Capo d'Istria, der den Syntagmatikern, den Männern der Verfassungspartei, als Büttel Rußlands längst ein Gräuel ist und sich nun auch die mächtige Familie Mauromichalis persönlich verfeindet hat, in Nauplia von Konstantin und Georg Mauromichalis getötet. Und am siebenten Mai 1832 der siebenzehnjährige Prinz Otto von Bayern, Ludwigs zweiter Sohn, von den Großmächten zum König von Griechenland gewählt. Ingrimmig spottet Gentz: „Der freudetrunkene Vater verlangt von den drei Höfen jetzt die selbe Anleihe von sechzig Millionen Franken, die sie dem Prinzen Leopold bewilligen wollten. Höchst sonderbar ist, daß die Idee dieser Wahl nicht das Werk des russischen, sondern des französisch-englischen Einflusses zu sein scheint.“ Noch ehe die griechische Nationalversammlung die Wahl anerkannt hat, stirbt Gentz; und Prokešch schickt seine Berichte nun direkt an Metternich. Zunächst noch aus Wien. „Wodurch lebt das heutige Griechenland? Durch seine Agglomerirung um den Thron des Königs Otto und durch den Schutz der Großmächte. England, Frankreich und Rußland haben das griechische Königreich unter Otto gewollt; Oesterreich nimmt es als ein bestehendes an; das Selbe thut Preußen und der



Rest von Europa. Alle Mächte, vorzüglich die drei zuerst genannten, können nun nichts Anderes wollen als Dieses: den neuen Staat erhalten, daß er sich organisire und zu der Lebensentwicklung, zu dem Lebensgenuß komme, dessen er fähig ist. Die Aufgabe der griechischen Politik ist, die Mächte beim Wort zu nehmen und daran festhalten zu lassen, welche auch die Verhältnisse dieser Mächte unter sich seien. Das Land ist in der glücklichen Lage, durch nichts, was in Europa vorgehen mag, sich nothwendiger Weise beirren zu lassen.“ Dann aus Athen, wo er als Gesandter die Befehle des Kanzlers ausführt. „Der König ist wahrlich zu beklagen. Er steht wie das Sühnopfer für die Verirrungen der Politik und für die Mißgriffe in der Wahl seiner ersten Umgebung da. Seine Persönlichkeit hält das wankende Gebäude zusammen. Er ist wirklich geliebt und man kann sagen, daß ihm gegenüber unter den Griechen keine Parteien bestehen. Er hat viel Haltung, spricht mit großer Vorsicht und durchaus verständig, zeigt Ernst und Abgeschlossenheit, die man hier gern sieht, und bewahrt eine Reinheit der Sitten, die um so höher geschätzt wird, als die Fremden hier nur zu sehr wegen des Gegensatzes verrufen sind. Er hat vielerlei Kenntnisse und einen großen Drang, sich zu unterrichten; dabei ein langsames, aber richtiges und unabhängiges Urtheil.“ Auch im Lande siehts leidlich aus. Die Monarchie hat keinen ernst zu nehmenden Feind, für eine Revolution wären nicht hundert Mann auf die Beine zu bringen und der Menschenbedarf ist so groß, daß jeder zur Arbeit Willige sein Leben leicht fristen kann. Die Freude dauert nicht lange. Graf Armanberg, der unter dem Titel des Erzkanzlers wie ein Basileus regirt, läßt den mündig gewordenen König durch ein conclusum medicum für unfähig zur Regierung erklären. Der erschreckte Vater eilt von München nach Athen, um selbst nach dem Rechten zu sehen, und bittet den Oesterreichischen Gesandten um ein redliches Gutachten. Das wendet sich schroff gegen den Kanzler und vertheidigt den König. Der sei mit Kleinram überbürdet und so mit schlauer Absicht von den Geschäften weggeekelt worden. Schlechtes, rückständiges Verwaltungssystem; lüderliche Finanzwirthschaft; Mißachtung nationaler Ansprüche, auch der gerechtesten: dürfe man sich da wundern, wenn die Zufriedenheit mit jedem Mond weicht? Der König soll ein Ministerium aus Griechen bilden, sich selbst nur mit Dingen beschäftigen, die seine Entscheidung fordern, und dafür sorgen, daß sich das Verhältniß zu den Großmächten und zu der Türkei bessert, die Verwaltung einfach und praktisch wird. „Die Regierung klagt stets über den Heißhunger der Griechen nach Anstellungen. Hat sie aber Etwas gethan, um zu beweisen, daß sie den Mann ehre, der unkultivierte Strecken bebaut, der neue Baumarten, neue Pflanzen einführt, der durch irgendeine Einrichtung Feldbau



und Industrie hebt? Dafür soll der König Liebe und Achtung zeigen, dafür Auszeichnungen geben. Beschwichtigen soll er die Furchtsamen, aneifern die Trägen durch sein Beispiel. Einem Haus, das er sich baut, einem Baum, den er pflanzt, wird man mehr glauben als den feierlichsten Versicherungen. Das Kanzleileben soll nicht sein einziges sein. Bewegen soll er sich, seine Spazirritte fruchtbar machen, Augen haben, zu sehen, Ohren, zu hören. Was soll das Volk von ihm denken, wenn er Monate lang täglich über Unrath reitet und ihn nicht wegschaffen läßt, wenn er nicht theilnimmt, nicht abhilft, sobald Ungerechtigkeit, Gewalt, Nachlässigkeit sichtbar werden? Er hat so viele edle Eigenschaften: er darf nur wollen und sich vertrauen. Die Krankheiten älterer Staaten dürfen nicht jungen angehören. Die Karl und Peter setzten sich zu Pferd, durchzogen das Land, hielten Gericht unter freiem Himmel, erforschten an Ort und Stelle und bewiesen Willenskraft und Entschluß. Ein Jahr so verlebt: und Griechenland wird seinen König fürchten, achten und lieben." Ein vernünftiges Programm; das den Königen Ludwig und Otto einzuleuchten scheint. Armandsparg wird durch Rudhardt ersetzt, dem englischen Einfluß der Hofkanal verstopft und dem wiener Staatskanzler die Lebensfähigkeit Griechenlands als so gesichert dargestellt, daß er sein altes Vorurtheil fallen läßt und zu Prokesch sagt: „Wie manche Individuen, so sind auch manche Staaten niemals gesund. Ein solcher Staat ist die Türkei. Mit dem Islam ist ein gesunder Staatsorganismus nicht vereinbar. Von Zeit zu Zeit kommt es zu einer Entzündung. Ist sie überwunden, so tritt nicht Gesundheit ein, sondern das alte chronische, von diesem Körper untrennbare Uebel kehrt wieder. Die Türkei wird sterben. Mein Plan steht fest: Konstantinopel darf nur griechisch werden; alles Land, in dem die griechische Sprache herrscht. Athen muß nach Konstantinopel übertragen werden. Dazu muß der König freilich stark sein. Ich nehme ihn auf Ihr Wort, auf Ihre Verantwortung so, wie Sie ihn schildern. Alle Meinungen waren gegen ihn und ich hielt mich lange an die allgemeine Ansicht. Erst Ihr Wort hat mich veranlaßt, sie aufzugeben; und jetzt stehe ich überall für ihn ein." In der vorletzten Woche des Jahres 1839.

Noch länger. Trotzdem Otto die Forderung Palmerstons, den Griechen eine Verfassung zu geben, nicht mit dem nöthigen Nachdruck ablehnt. Metternich warnt. „Die Politik des Königs muß von allen Extremen fern bleiben und nie von dem Weg der Vernunft weichen. Sie muß griechisch, konservativ und nicht erobernd sein. Ueber das widersinnige englisch konstitutionelle Treiben ist der Kaiser von Rußland eines Sinnes mit uns. Griechenland muß die Perioden des Lebens in Ruhe durchwandern, aus der Kindheit in das Jünglingsalter und aus diesem in die Mannesjahre übertreten. Das Ueberschreiten



der natürlichen Grenzen bringt nie Gedeihen. Kommen nun noch fremdartige Elemente ins Getriebe, stellen sich Projektanten an die Spitze des Haushaltes, dann muß der junge Körper unterliegen. So ist es mit Griechenland gegangen. Diese Uebel will ich, so weit es irgend möglich ist, von dort abwehren. Eine andere Sorge ist die, die Politik von Athen zu verscheuchen; denn dieses Element wuchert in Gestaltungen, wie es die hellenische ist, wie die Schmarroherpflanzen, welche den Stamm, der ihnen zur Ausbeute dient, bis ins Mark aussaugen. Wo vor Allem das Leben gesichert sein muß, ist das politische Treiben ein reiner Luxusartikel; es wirkt auf junge Körper wie alles Aufreizende. Die griechische Regierung hat wahrlich genug auf das eigene Land und dessen Bestes zu sehen, um an Eroberungen auf Unkosten der Türkei nicht zu denken. Solche Aufwallungen sind Thorheiten; und die Jugendthorheiten tragen stets bittere Folgen, die dann auf dem reiferen Alter lasten.“ Kreta? Da handelt sichs nicht nur um eine Insel, sondern um Fragen der hohen Politik. „Daß Kreta Griechenland nicht einverleibt werden wird: hierüber kann kein Zweifel bestehen. Sollte das ganze türkische Gebäude fallen, so wird es unbedingt im Orient eine andere Gestaltung geben. Welches Schicksal dann dem Thron von Athen bevorsteht, ist eine nicht vorhinein zu lösende Frage; aber in jedem Fall eine derjenigen, denen man nicht entgegenkommen muß, weil man Hundert gegen Eins wetten kann, daß man den falschen Weg einschlagen werde. Daß der König herbeigerufen wurde, ist nicht in Folge des revolutionären, sondern in Folge des Sieges des monarchischen Prinzips geschehen. Vergißt Dies der König, so stellt er sich in die Luft; und was solchen Stellungen bevorsteht, ist im Buch der Geschichte geschrieben.“ Das klingt schon weniger zuversichtlich; aber nicht unfreundlich. Im Dezember 1841 ist ihm Athen „eine politische Kloake, in der die verschiedenartigsten Elemente in steter Gährung sind“. Und Prokech beklagt den König, der sein aufregbares Land „an einen Vulkan wie Frankreich hänge“ und zu spät, vielleicht erst durch einen bewaffneten Aufstand, erkennen lernen werde, wohin der unter Frankreichs Leitung gewählte Weg führt. Im September 1843 sieht er selbst noch den Aufstand. „Es ist keine Revolution: es ist eine Verschwörung, aus Fanatismus geboren, durch die Fehler der Regierung und (ich muß es sagen) durch die der Londoner Konferenz großgefäugt, deren elende Wirksamkeit gerade nur dazu taugte, die Unzufriedenheit aufs Höchste zu steigern, den König ganz zu entblößen und seinen Anhängern (vielmehr denen der monarchischen Ordnung: denn der König persönlich hat deren keine) jede Hoffnung zu nehmen.“ Metternichs Geduld ist jetzt erschöpft; noch bevor die griechische Nationalversammlung die Verfassung (mit Zweikammernsystem) beschlossen hat, schreibt:



er: „In dem ganzen heutigen Verhältniß des hellenischen Königthumes gereicht nichts zu meiner Verwunderung. Daß dem Kartengebäude ein Sturm ein Ende machen würde, habe ich nie bezweifelt; und nun, da es zu Boden liegt, kann das Gefühl der Verwunderung wohl bei mir nicht eintreten. Helfen ist schwer, weil die Mittel zur Hilfe mangeln. Was wird aus dem Quark werden? Das kann Niemand wissen. Der einzige rationelle Rath, der dem König gegeben werden kann, muß sich darauf beschränken: aus dem Schiffbruch zu retten, was aus selbem zu retten ist; denn die restitutio in integrum ist nicht möglich. Die ganze griechische Boutique ist ein höchst gefährlicher Quark!“ Der Koburger Leopold ist als Monsieur Peu-à-peu und Marquis Toutdouce ment bespöttelt worden. Der Wittelsbacher Otto hätte den Spitznamen des Sammermannes verdient. Bläß und zitternd tritt er vor das Parlament, dessen Einberufung er sich abtrogen ließ, und leistet mit flüsternder, stoßender Stimme den Eid. Stöhnt über die Undankbarkeit der Griechen, über die englischen Zettelungen und französischen Ränke und läßt sich von der stärkeren Frau trösten. „Sie hat die Hosen an“, heißt's unter den Bayern; und: „Ihre Schuld ist's gewiß nicht, daß die Ehe kinderlos bleibt.“ Ein lebenswürdiger, arbeitssamer und ansehnlich begabter Prinz: kein König, kein Soldat; kaum ein Mann. Er will nicht abdanken, doch auch nichts Tapferes für seine Selbsterhaltung wagen. Wimmert über die Briten tyrannei, die ihn allmählich entwurzele, und bemüht sich doch schwiegend um die Gunst des Sir Edmund Lyons, der, als Vertreter britischer Majestät, alle zur Schwächung der jungen Königsmacht tauglichen Elemente an groben und feinen Fäden lenkt. Keine Figur, die Metternich für sein Spiel brauchen kann. Im letzten Jahr seiner Regierung giebt der Staatskanzler Griechenland völlig auf. „Gewohnt, in allen Dingen Das, was die Sache ist, ins Auge zu fassen und mir sie zu verdeutlichen, glaube ich, nicht zu irren, wenn ich Das, was Lord Palmerston beabsichtigt, in die kurze Formel bringe: daß er England zum alleinigen Lenker der Schicksale Griechenlands durch die Beseitigung aller dem Unternehmen im Wege stehenden Hindernisse heranreifen will. Als das Mittel zum Zweck betrachtet Palmerston die Behauptung der Oberhand in der hellenischen Regierung, die Besetzung der Ministerstellen durch englische Kreaturen und das Prokonsulat des Englischen Gesandten. Ist der Zweck erreichbar? Ich glaube: Nein; wenn die griechische Regierung auf festen Füßen steht und wenn sich das russische Kabinet nicht breitschlagen läßt.“ Nur glaubt er an diese Regierung und diesen König nicht mehr. Und könnte wiederholen, was er drei Jahre vorher geschrieben hat: „Ueber die Lage in Griechenland habe ich keine Meinung als die, welche über den Leisten geschlagen ist, den ich von je her meiner Betrachtung eines improvisirten Staates zu



Grund legte. Staaten hat noch Niemand geschaffen; sie schaffen sich selbst. Kommt nun noch die Zugabe irgendeines ismus zur Schöpfung, so erhebt sich das Werk nicht über die Sphäre der gespenstigen Wesen. Für Griechenland läßt sich wahres Gutes nicht thun. Die unglückliche, unverdaute Gestaltung bietet hierzu nicht den Stoff. Und indem die Sache so steht, dient das Feld zum Kampfplatz für politische Abenteuer und gewagte Spekulation."

Otto hält sich mit Mühe und Noth unter dem Druck der Westmächte. Er leistet dem Land nichts, muß draußen und drinnen stets nachgeben und die Prügel hinnehmen, die dem Rücken Rußlands zugebracht sind. Der Krimkrieg bringt ihm, bringt den Griechen nichts ein. Als das beleidigte Nationalgefühl aufheult, wird der Piraeus von den Franzosen besetzt. Das ist der Ertrag der Monarchie, die Hellas mit so froher Hoffnung begrüßt hat? Der Staat schlecht verwaltet, mit zerrütteten Finanzen, von den Westmächten gepeinigt und um allen Kredit gebracht, ohne irgendeinen kräftigen Schützer; und nicht einmal die Möglichkeit, die noch unterm Türkenjoch lebenden Glaubensgenossen zu befreien. Die Balkanwelt wird getheilt und Hellas erhält nicht den kleinsten Zipfel. Das habt Ihr von den Bayern; ein kleinmüthiges Geschlecht, dem nie ein Perikles lebte und das uns mit seinen Kirchenfahnen am Liebsten die Sonne Homers verhinke. Doch wir sind ihm nicht angetraut; können, zu unserem Glück, das Band lösen, wenn es zur lästigen Kette wird. Ein Wispern erst, dann ein Massengemurr; und bald danach der Entschluß zur befreienden, erlösenden That. Ein Student, der die Königin mit der Waffe angefallen hat, wird zum Tod verurtheilt. Doch Otto wagt nicht mehr, die Strafe vollstrecken zu lassen. Denn ringsum lodern die Feuergarben der Empörung himmelan.

Du nanntest uns Empörer: so nenn' uns immerfort!  
 Empor! Empor! So heißt es, der Griechen Lösungswort.  
 Empor zu Deinem Gotte, empor zu Deinem Recht,  
 Empor zu Deinen Vätern, entwürdigtes Geschlecht!  
 Empor aus Sklaventeilen, aus dumpfem Kerkerdunst,  
 Empor mit vollen Schwingen in freie Lebenslust!

Wilhelm Müller, der Freund aus Norden, sang dieses Griechenlied. Ist es, mit anderer Erinnerung an die Hochzeit des Philhellenismus, verfaßt? Nein. Am dreizehnten Februar 1862 meutern in Nauplia die Truppen und der Rebellenausschuß ruft das Volk zum Sturm auf die Wälle der Tyrannemacht. „Fesseln, die uns vierhundert Jahre lang drückten, sind gefallen und der verabscheuenswerthe Halbmond, dessen Dunst die Wiege der Freiheit verpestete, dräut nicht mehr über unserem Haupt. Ein harter, aber edler Kampf gab uns Freiheit, Ehre und Leben wieder und die Nation scharte sich freudig, trotz allen Opfern an Blut und Gut, um den Thron. Doch zu unserem



Unheil ernteten Fremde die Frucht unserer Arbeit. Da, in stiller Nacht, erhob sich, einem Riesen gleich, Hellas und erzwang mit verwundeter, aber tapferer Hand die Verfassung. Wie reiche Hoffnung erblühte diesem dritten Septembermorgen! Doch Weh uns: eine jedes Fluches würdige Politik, ein Verbrechersystem, das mit Mord und Tücke jeder Art arbeitete, bedrohte uns mit neuer Versklavung und hätte uns in Schande erstickt, wenn nun nicht der rettende Tag angebrochen wäre. Nauplia hat auf Helldengeheiß die Waffen ergriffen und die Fahne der Freiheit entrollt. Nauplia fordert die Auflösung der Kammern, die ein gefälschtes Bild des Volkswillens bieten, die Einberufung einer Nationalversammlung, die den gerechten Wunsch der Hellenen erfüllen und ihnen die mit Füßen getretene Freiheit zurückbringen wird, und die Beseitigung des schmähligen Regierungssystems. Steht auf, Mitbürger, hebt die Hände gen Himmel, erbittet von ihm das Gelingen unseres Werkes und handelt dann, wie es zur Rückeroberung Eures Rechtes, Eurer alten Freiheit nöthig ist.“ Otto will nach Korinth und versucht, auf die zur Belagerung Nauplias bestimmten Truppen einzuwirken. „Mittiefem Kummer hat mich die Kunde erfüllt, daß Leute, denen ich den Ehrentitel des Soldaten nicht mehr geben will, durch Rebellenthat unsere Waffenehre befleckt haben. Die Pflicht, sie von diesem Fleck zu säubern, ist Euch anvertraut. Und frohen Herzens kann ich Euch erklären, daß mein ganzes treues Volk bei Eurer Fahne ist und die Gelegenheit ersehnt, für die Regierung zu kämpfen, in der es mit Recht die sicherste Bürgschaft seines Glückes und künftigen Ruhmes erblickt.“ Vierzehn Tage danach Proklamation an das Griechenvolk. Wahnsinn hat zum Aufruhr getrieben; aber die Masse des Volkes ist für die Regierung, für den König, der ihr deshalb zu Dank verpflichtet bleibt. „Harret, Hellenen, in dieser edlen Gesinnung aus und seid überzeugt, daß Euer König nur das Wohl des Volkes bedenkt. Als den Vater aller Griechen fühlt er sich und seine väterliche Liebe ist so zärtlich, daß er die Strafen, zu denen er sich jetzt mit bekümmertem Herzen entschließen muß, mit der äußersten Milde bemessen wird.“ Dieses Versprechen genügt den Meuterern nicht. Nur wenn Allen, ohne Ausnahme, Amnestie zugesichert ist, werden sie die Festung übergeben; sonst bis zum letzten Blutetropfen fechten und ihre Leiber unter die Mauern von Nauplia betten. Daß sie mit tönendem Wort verkünden, ihr Aufstand habe sich nicht gegen den König gerichtet, klingt fast wie Hohn. Otto will nur neunzehn Häufelsführer strafen; alle Anderen sollen frei ausgehen. Das Anerbieten wird abgelehnt. Putzhe auf Syra und Naxos, in Kalamata und Navarino. Nach sechzig tägiger Belagerung ergiebt sich Nauplia; vorher haben britische und französische Schiffe Flüchtlinge aus der Festung aufgenommen. Fast alle Soldaten, Beamten, Bürger, die an dem Aufstand mitgewirkt ha-



ben, werden begnadigt, alle wegen Preßvergehens eröffneten Strafverfahren eingestellt und die Nauplianer noch reichlich entschädigt. König und Königin reisen in den Peloponnes. Revolution in Bonizza. Provisorische Regierung in Patras. Während Otto in Kalamata sitzt, wird in Athen ein vom Admiral Kanaris und vom Senator Bulgaris unterzeichneter Erlaß veröffentlicht, in dem die Sätze stehen: „Hauptstadt, Provinzen und Heer haben sich vereint, um die Leiden des Vaterlandes zu enden. Das Volk der Hellenen hat einstimmig beschlossen, Otto der königlichen, Amalie der viceköniglichen Würde zu entkleiden. Eine Konstituierende Nationalversammlung wird eine neue Regierung ernennen und die Wahl eines neuen Königs vorbereiten.“ Otto verhandelt im Piraeus mit den Gesandten der Großmächte, geht dann nach Salamis und schickt von dort den Scheidebrief. „Die Ereignisse, deren Schauplätze die Hauptstadt und einzelne Landestheile waren, haben mich überzeugt, daß blutige, schwer zu schlichtende Wirren entstehen würden, wenn ich in Griechenland bliebe. Deshalb habe ich mich entschlossen, für eine Weile das Land zu verlassen, das ich stets geliebt habe, das ich heute noch liebe und für dessen Wohlfahrt ich fast dreißig Jahre lang jede Last und Mühe auf mich nahm. Nie habe ich an meinen Vortheil gedacht, immer nur an die Interessen Griechenlands, dessen sittlicher und wirthschaftlicher Entwicklung all meine Sorge galt. Jedem sollte Gerechtigkeit werden. Das war mein heißer Wunsch. Und meine Milde hat da keine Grenzen gekannt, wo meine Person angegriffen worden war. In der Stunde, da ich in mein angestammtes Vaterland zurückkehre, bedrückt mich schwerer als alles Andere der Gedanke an die Nothe, denen das mir theure Griechenland entgegengeht. Möge ihm der allbarmherzige Gott gnädig sein! Mit diesem Gebet scheide ich von Euch.“ Otto kehrt heim. Hat aber weder für sich selbst noch für das Haus Wittelsbach auf die Hellenenkrone verzichtet. Wird ihr Glanz auch jetzt noch Bewerber anlocken? Wird, trotz Bernstorff und Geng, der Titel des Hellenenkönigs noch heute Prinzen aus gutem Haus reizen?

Drei Namen werden genannt: des Britenprinzen Alfred, des Herzogs von Leuchtenberg, Ernsts von Sachsen-Koburg. Die meisten Stimmen sind für den Briten. Kein Wunder: Hellas hat ja gesehen, was England vermag. Doch in den Verträgen von 1830 und 1832 steht, daß ein den in England, Frankreich und Rußland regierenden Häusern Angehöriger den Griechenthron nicht besteigen darf; und die Schutzmächte sind entschlossen, diese Bestimmung in Kraft zu erhalten. Das von der Provisorischen Regierung zu direkter Königswahl gerufene Volk wählt Alfred. Die Vertreter der drei Mächte erklären, daß die Wahl unannehmbar sei. Aber England möchte sich dankbar zeigen. Im



April und im Mai hat der Lord-Oberkommissar der Ionischen Inseln sich geweigert, die Adresse anzunehmen, in der das Insularparlament die Vereinigung mit Griechenland erbat; schon 1859 habe die Königin solche Forderung mit dem Hinweis abgelehnt, daß sie durch den Pariser Vertrag zur Schutzherrin des Ionischen Staates geworden sei und sich nicht dazu hergeben könne, Wünsche dieser Art an andere Mächte zu adressiren oder gar adressiren zu lassen. Am Tag nach Alfreds Wahl zeigt die londoner Regierung in Athen an, der Sondergesandte Elliot werde der Provisorischen Regierung mittheilen, unter welchen Bedingungen Griechenland sich die Ionischen Inseln einverleiben könne. In der Weihnacht übergiebt Elliot das Memorandum. Inhalt: Sieht hübsch still, versucht nicht, der Türkei einen Landstegen abzureißen, wählt einen König, der in London gefällt: und Ihr bekommt die sieben Inseln, die Ihr schon so lange ersehnt. Abgemacht. Der achtzehnjährige Sohn Christians des Neunten von Dänemark wird zum König der Hellenen gewählt.

Georgs Herrlichkeit hat länger gehalten als Ottos. Jetzt endlich scheint auch ihm sein Tag von Salamis nah. Die athenische Garnison hat die Kasernen verlassen, sich am Fuß des Hymettos gelagert und der Regierung angezeigt, daß sie in den Dienst erst zurückkehren werde, wenn ihren Wünschen Erfüllung zugesagt sei. Reorganisation und Stärkung des Heeres, Rücktritt des Kronprinzen Konstantin vom Oberkommando, Entfernung aller Prinzen aus Kommandostellen, Anwerbung fremder Armeeinstruktoren, Einberufung der Kamern; die an dem Pronunziamento Betheiligten dürfen nicht bestraft werden. Der König hat alles Verlangte bewilligt, das Ministerium Rhallis ist zurückgetreten und Kiriafulis Mauromichalis (auch dieser historische Name taucht wieder auf) steht an der Spitze der neuen Regierung. Als Vertrauensmann der Armee. Die herrscht jetzt. Erklärt feierlich, wie einst die Rebellen von Nauplia, daß ihr patriotisches Unternehmen sich nicht gegen den König richte. Und wird ihn dulden, wenn er ihrem Befehl gehorcht. Einstweilen ist's ein Anfang. Georg hat nichts geleistet; sich amüsirt und bereichert. Schwager Eduards, Schwiegervater der Prinzessin Sophie von Preußen, dem Haus Holstein-Gottorp eng verwandt, in Paris ein oft und gern gesehener Gast und Herrn Clemenceau fast intim befreundet: für Hellas dennoch eine Miete. Staatsbankerot, Niederlage im Türkenkrieg, militärische Ohnmacht des Landes, flägliche Blamage im kretischen Handel: selbst dem Geduldigsten wurde es ein Bißchen zu viel. Die Dynastie war längst um ihr Ansehen, der König nur noch den Schnüfflern interessant, der Kronprinz seit Larissa die Zielscheibe des Spottes. Otto durfte noch wagen, den Generalmajor Hahn gegen die Meuterer ins Feld zu



schicken. Georg hat weislich auf solchen Versuch verzichtet. Für ihn mag Keiner fechten. „Was nützt er uns? Regentengaben brachte er nicht mit und durch all seine Familienbeziehungen hat er für Griechenland nie Etwas erreicht.“

... Der Rückblick hat gewiß Manchen gelangweilt. War vielleicht aber nöthig. Was in der Zeit zwischen den napoleonischen Kriegen und dem Berliner Kongreß im Orient gethan und unterlassen wurde, ist fast völlig vergessen und muß jetzt erst wieder ins Gedächtniß gerufen werden. Muß: denn die Orientkrisis wird die Gruppenbildung der nächsten Tage bestimmen. Mit Raisonnements und Magisterweisheit ist da nicht viel auszurichten. Daß Männer vom Schlag Nesselrode's, Metternich's, Palmerston's, Beaconsfield's ihre Meinung und Marschrichtung so oft änderten, beweist doch wohl, wie schwierig dieses Gelände ist. Also: Thatfachen reden lassen und Altengeister beschwören. England hat den Hellenenstaat geschaffen und, so lange es ihn russischem Einfluß zugänglich fand, in Bedrängniß gehalten; denn Rußland durfte weder in West noch in Ost starke Stützpunkte erwerben. Jetzt hat das britische Weltreich andere Sorge. Rußland ist ihm verbündet, aus Ostasien gedrängt und mag sich in Europa behaglich sättigen; jeder Zuwachs der Slavenmacht muß dem von der deutschen Gefahr hypnotisirten Briten willkommen sein. Sir Edward Grey hat versprochen, sich in Konstantinopel für die Oeffnung der Meerengen zu bemühen, und wird sein Wort halten (wenn er lange genug im Amt bleibt). Wird auch nicht schelten, wenn Rumänien die 1887 übernommene Pflicht abwälzt und sich dem Gossudar aller Russen inniger befreundet. England braucht Ruhe in der Nordsee und am Suezkanal. Indien war nie so gefährdet; gilt recht gescheiten Politikern drüben schon als halb verloren. Der Islam soll helfen; sonst naht dem Imperium die Nacht. Deutschland isoliren (in Wien und Budapest, in Kopenhagen und Bukarest hat die Angelnarbeit auch im Hochsommer nicht aufgehört und in Washington werden Senatoren und Kongreßmänner mit dem Spuß deutscher Expansion nach Südamerika gescherzt) und die Türkei in den Concern der Einkreiser ziehen: da ist der Pivot aller englischen Politik. Die Hoffnung, sie am Goldenen Horn überbieten zu können, scheint unerfüllbar; schon weil Rußland die selbe Karte spielt (und Colmar Golz nicht Müßlings Zarentrümpfe auf den Tisch werfen kann). Da will wieder was werden. Nur die Einfalt vom Lande wird glauben, der Pyrotechniker, der uns unter heiterem Himmel das Griedenfeuerwerk sehen ließ, sei ein athenischer Oberst. Wer? Wenn wir wissen, aus welchem Lande der Reorganisator des Hellenenheeres kommen soll, wird darüber zu reden sein.





## Ein neues Historisches Institut. \*)

Das Königlich Sächsische Institut für Kultur- und Universalgeschichte ist im Verlauf der letzten Studiensemester unserer Universität langsam herangewachsen; und schon im vorigen Winter hat im Bereich der für seine Entwicklung charakteristischen Lehrthätigkeit ein Kurs stattgefunden. Ganz ins Leben getreten ist es aber erst in diesen Tagen und Wochen; und von diesem Moment haben die in seinen Räumen zu gemeinsamer Arbeit versammelten Studirenden gewünscht, daß er nicht ohne äußeres Zeichen des neuen Lebens, nicht ohne ein geistiges Richtfest gleichsam, vorübergehe.

An dem Eröffnungstage eines Institutes, das historischen Studien dienen soll, geziemt es sich, beim Eintritt in die Stunde der Weihe an erster Stelle der geschichtlichen Entwicklung dieser Studien selbst, insbesondere, so weit sie sich im Universitätunterricht vollzog, zu gedenken. Dabei knüpfen sich, so weit in diesem Bereich Deutschland in Betracht kommt, die Anfänge solcher geschichtlichen Studien ganz an erster Stelle an den verehrten Namen Ranke's, sieht man von vereinzelten früheren Versuchen ab, die sich meist nur auf dem weniger wichtigen Gebiete der Hilfswissenschaften bewegten. Wie oft ist da nicht schon geschildert worden, wie Ranke in Berlin, in seinem behaglichen Arbeitszimmer, eine kleine Anzahl besonders strebsamer und, wie sich später erwiesen hat, auch in hohem Grade befähigter Studirender um sich vereinte, mit ihnen gemeinsam wichtige Quellen der deutschen Geschichte las und, neben anderen Aufgaben, die Anfänge des Deutschen Reiches unter den Ottonen zu rekonstruiren versuchte! Es waren Bemühungen vornehmlich um politische und um nationale Geschichte: und so sind sie es auch unter Ranke's nächsten Schülern, den Waig und Sybel und Anderen, geblieben, als Diese in den akademischen Beruf eingetreten waren. Dabei war die Zahl der Theilnehmer immer begrenzt; und noch immer handelte es sich auch recht eigentlich um Privatissima: man kam im Arbeitszimmer des Lehrers zusammen, dessen Bibliothek lieferte das Material, den geistigen Nährstoff für die Erörterungen und oft auch die eigenen Arbeiten der Theilnehmer; und in nicht wenigen Fällen war selbst noch für leiblichen Genuß gegenüber den Gästen gesorgt, indem vor, in oder nach den Uebungen ein Täßchen Thee mit Professorenbutterbrötchen dargereicht wurde.

Doch schon in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts begann

---

\*) Das Wesentlichste aus der Rede, die Geheimrath Karl Lamprecht bei der Eröffnung des Institutes für Kultur- und Universalgeschichte gehalten hat. Die Rede ist an anderer Stelle (bei Röder & Schunke und in der „Umschau“) schon veröffentlicht worden. Aber die Leser der „Zukunft“ haben ein Recht darauf, zu hören, was Lamprecht, dessen rastloses, fruchtvoll's Schaffen und Wirken sie fast zwei Jahrzehnte lang nun mit erleben, über dieses Gebild aus persönlichster Arbeit am ersten Daseinstag zu sagen hatte.



man in Universitätskreisen, einzusehen, daß dies historische Idyll sich nicht werden halten lassen. Natürlich war der Störenfried das, wie so Manche meinen, größte historische Unglück des neunzehnten Jahrhunderts: die Menge, die quantitative Zunahme. Lehrzimmer, Bibliothek, Stühle und selbst Theetassen waren dem Andrang nicht mehr gewachsen; man mußte sich ausdehnen und damit allgemeiner, ja, im Grunde öffentlich werden. Unter lebhaften Protesten der Verehrer des freundlichen alten Zustandes nahm die Zeit der historischen Seminare; und die Universität Leipzig übernahm bei dieser Neuerung die Führung, indem Von Noorden, ein Schüler Sybels, in den siebziger Jahren an unserer Universität das erste deutsche historische Seminar begründete. Ich hatte in dieser Zeit als Leipziger Student das Glück, ein Wenig der Vertraute Noordens in seinen Sorgen um das Seminar zu sein; und so bin ich wohl mehr als irgendein noch Lebender über dessen Anfänge unterrichtet. Es ging dabei noch sehr bescheiden her in dem langen, düsteren mehrfenstrigen Zimmer, welches wir Studirenden in einem oberen Stockwerke des rumpeligen Hauses erhalten hatten, das damals noch auf dem Areal etwa des heutigen schönen Beginenhauses stand; und außer diesem Zimmer war nur noch ein weiteres kleines Gelaß vorhanden, dem man ehrfurchtvoll den Namen Professorenzimmer gegeben hatte; einfenstrig, nach dem Hof hinaus und von Herrn von Noorden mit einem abgetretenen Teppich mit Blumenmustern im Stil des Zweiten Kaiserreiches und mit einem Sofa noch älterer Provenienz aus eigenen Mitteln geschmückt. In dem Studentenzimmer aber stand unser Stolz: anfangs zwei, später, glaube ich, fünf Schränke, außen gelb, innen himmelblau gestrichen, in denen die Bücher aufbewahrt wurden und zu denen jedes Seminarmitglied Schlüssel hatte, um ihnen den entsprechenden Vorrath an Büchern unter dem Beding sicherer Rückstellung und sicheren Verschlusses bei jeder Unterbrechung seiner Arbeit zu entnehmen. So war es denn nach heutigen Begriffen noch ein Bißchen vorsündfluthlich; und nur das drakonische System unserer Seminarstrafen hat sich aus dieser Urzeit noch bis in die Gegenwart gerettet.

Inzwischen aber ist schon wieder einmal Alles anders geworden. Natürlich nicht auf einmal; ich persönlich, zum Beispiel, habe einen großen Theil der Wandlungen, die an allen deutschen Universitäten so ziemlich gleichmäßig eintraten, wiederum an der alten Stätte meiner studentischen Studien, in Leipzig, seit 1891 ganz langsam und allmählich als Professor in Freude und Leid miterlebt. Heute aber kann darüber kein Zweifel mehr sein, daß das immer noch bestehende alte Seminarssystem sich nicht mehr halten läßt. Dabei ist es an erster Stelle wieder die Menge, das Schicksal des neunzehnten und auch des zwanzigsten Jahrhunderts, die vorwärtsdrängt. Waiz hatte grundsätzlich die Theilnehmerzahl der petits comités der französischen Gesellschaft, die heilige Zwölfzahl, als Grenzziffer für die Theilnehmer an seinen Uebun-



gen festgesetzt. Noorden meinte, mit 20 bis 25 Mitgliedern wolle er wohl noch fertig werden. Aber eine Anzahl von 60 bis 80 Theilnehmern, wie sie heute gewöhnlich ist und wie man sie selbst dem Auditorium eines Dorfschullehrers kaum noch zumuthet, würde auch er als unsinnig erklärt haben. Denn bei ihr geht, mag auch Einiges erreicht werden, zweierlei Werthvollstes mehr oder minder unbedingt verloren: die Konzentrationfähigkeit der Lernenden und die persönliche Einwirkungskraft des Lehrers. Da muß also reformirt werden. Die Lehrkräfte in unseren Seminaren bedürfen mindestens der Verdoppelung, oft der Verdreifachung, an einzelnen Stellen sogar noch stärkerer Vermehrung, soll der alte Ruf unserer Universitäten auch nur erhalten, noch nicht einmal gemehrt werden. An besonders hochstehenden Unterrichtsanstalten der Vereinigten Staaten kommt bei Lehrformen, die mit unseren Seminarübungen verglichen werden können, etwa auf je sechs Studirende eine Lehrkraft.

Gilt das soeben Gesagte für alle Seminarien von starker Frequenz, so kommt für die weitere Entwicklung speziell des historischen Unterrichtes in steigender Wucht noch ein anderer Umstand in Betracht. Zu der Zeit, da Ranke seine Uebungen zu halten begann, gab es, im ausgesprochenen universitätstechnischen Sinn, noch keine Literatur- und Kunstgeschichte, noch keine Rechtsgeschichte, geschweige denn Etwas wie Wirthschafts- und Sozial-, Wissenschafts- und Musikgeschichte: und noch weniger war natürlich für diese Wissenschaften an einen Unterricht nach Art etwa modernen seminaristischen Lehrbetriebes zu denken. Vielmehr war in diesem Sinne nur eine Geschichte anerkannt: die politische. Dieser Zustand hat sich dann in Deutschland viel länger als in anderen Ländern erhalten, da die großen äußeren Anliegen der Nation, vornehmlich ihr Drang nach politischer Einigung, der einseitig politisch historischen Betrachtung noch bis in die siebenziger und achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts eine besondere Legitimation gaben; in unseren leipziger Universitätsinrichtungen hallt er darin nach, daß das Institut für historisch-politische Geschichte als Nachfolger des älteren Seminars dieser Art auch heute noch tout court den Titel Historisches Institut führt und, *ratione antiquitatis reverenter habita*, gewiß auch zu führen berechtigt ist. Allein inzwischen sind, wie man weiß, all die anderen Arten der Geschichte, die Literatur- und Kunst-, die Wissenschafts- und Musik-, die Rechts-, Wirthschafts- und Sozialgeschichte und was sonst noch in diesem Zusammenhange in Frage kommt, auch im Universitätunterricht zu Wort gekommen: und das alte historische Seminar der sechziger bis neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts bildet nur noch ein Glied in diesem Chorus, so sehr es auch noch bestrebt ist, mit Berufung auf die besondere historische Bedeutung seiner Lehrgegenstände die erste Stimme zu halten.

Was aber sind nun die Folgen dieser Wandlungen gewesen und was



ist ihr Gesammtergebniß heute? Die Geschichtswissenschaft als Ganzes erscheint in eine beträchtliche Anzahl von Theilwissenschaften zerschlagen und die Theilwissenschaften, als Universitätsdisziplinen unterrichtlich selbständig gemacht, nehmen jede ihren besonderen Weg, schaffen ihr oft ziemlich isolirtes Anschauungs- und Denksystem und gehen der nothwendigen Anregungen und Korrekturen verlustig, die eine Gesamtanschauung und ein einheitliches Begriffssystem liefern könnte, ja, unbedingt liefern muß: denn das geschichtliche Leben jeder einzelnen Periode und aller Zeitalter zusammen ist ein Ganzes und kann nur als Ganzes wirklich verstanden werden.

Kann nun aber diesem Zustande nicht durch veränderte unterrichtliche, insbesondere seminaristische Institutionen abgeholfen werden? Man sieht hier, wie auf dem Gebiet der Geschichtswissenschaft nicht bloß die steigende Frequenz, ein zunächst äußerer Anlaß, zu veränderter Lehrauffassung drängt, sondern noch weit mehr eine innere, wichtigste Ursache: der Fortschritt der Wissenschaft selbst. Wollen wir aber darüber zur Klarheit kommen, in welcher Richtung dies Moment wirkt, so wird nichts übrig bleiben, als, in Parallele zur äußeren Entwicklung des historischen Unterrichtes, einen (wenn auch noch so kurzen) Blick auf die innere Entwicklung der historischen Disziplinen in ihrem gegenseitigen Zusammenhange zu werfen. Dabei ist klar, daß diese Entwicklung alsbald in dem Fortschritt der wissenschaftlichen Motive gesucht werden muß, die den Zusammenhang zwischen den einzelnen Disziplinen herzustellen geeignet sind. Diese Motive aber sind überwiegend die der Vergleichung.

Die vergleichende Geschichtswissenschaft hat bisher der Hauptsache nach zwei Phasen durchlaufen. Ein Kind vornehmlich des neunzehnten Jahrhunderts, daß überhaupt erst die volle Entwicklung der einzelnen zu vergleichenden historischen Disziplinen erlebte, ist sie zunächst mit der Vergleichung der Ergebnisse der Forschungen dieser einzelnen Disziplinen beschäftigt gewesen. So wurden, zum Beispiel, die Verfassungsverfassungen der einzelnen Staaten und Zeitalter mit einander verglichen, wie überhaupt die Politik als vergleichende Wissenschaft der Staatsform enblühte, so wurden auch andere Rechtsinstitute neben einander gestellt und auf Aehnlichkeiten untersucht, so entfaltete sich in der Kunstgeschichte und der Geschichte der Dichtung die Erforschung verwandter literarischer Stoffe und vergleichbarer Stilformen. Durchgängig bezeichnend war dabei, daß die Vergleichung niemals auf elementare Gegebenheiten des geschichtlichen Lebens, sondern auf dessen höchste und verwickeltste Erscheinungen, nicht auf die Zelle und Zellengewebe gleichsam des Historischen, sondern auf Bäume und Zweige, ja, noch mehr Blüthen und Früchte hinauslief. Natürlich blieb dabei die Vergleichungsmöglichkeit, die immer die thulichst einfachsten Vergleichungsobjekte voraussetzt, in den Anfängen ihrer Wirkung stecken; man kam kaum weiter als zu Analogieschlüssen, die dann je nach



der persönlichen Eigenart der Forscher geistreich oder banal ausfielen; daß gesunde Mittelgut einer gerade entwickelten Forschung, der solide, wohl begründete und wissenschaftlich sichere Schluß kam weniger zur Anwendung.

Trotzdem darf man Bestrebungen und Ergebnisse dieser Periode nicht gering achten. Es ist eine fast ausnahmslose Eigenheit des menschlichen Denkens, daß es neue Problemassen nicht von unten, sondern von oben her, nicht durch Inangriffnahme ihrer elementaren, sondern ihrer komplizirten Seiten zu lösen sucht. Oder ist etwa in den Naturwissenschaften des organischen Lebens nicht auch die physiologische Erforschung der Zelle verhältnißmäßig recht spät den systematisch-deskriptiven Systemen eines Linné und Buffon nachgefolgt?

Außerdem schnitt aber auch noch ein besonderer Umstand fast jeden Versuch tieferer, mehr elementarer Betrachtung ab. Wie die modernen organischen Naturwissenschaften nicht denkbar sind ohne fortgeschrittene Physik und Chemie und eine diesen vorausgehende Mechanik und ihnen folgende Physiologie, so kann eine moderne Geschichtswissenschaft vergleichender Art ihrer eigentlichen Probleme erst dann mächtiger werden, wenn auf die Physiologie eine klare und selbständige, nicht mehr von metaphysischen Voraussetzungen grundsätzlich abhängig gedachte Psychologie aufgebaut ist. Denn die Geschichtswissenschaft ist die Lehre und das Wissen von der seelischen Entwicklung der Menschheit: wie also kann sie ohne die sichere Grundlage einer mit allen Errungenschaften der Naturwissenschaft vertrauten und philosophisch ganz auf sich gestellten Psychologie getrieben werden? Nun kannte aber die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts eine solche selbständige Psychologie im Allgemeinen noch nicht; und noch weilt ihr wichtigster Begründer unter den Lebenden, ja, ist in diesem Saal unter uns anwesend und an unserer Universität trotz seinen fünfundsiebenzig Jahren noch gewaltig wirkend: Wilhelm Wundt, einer der Gefürsteten unter den Gelehrten der Gegenwart.

So konnte die vergleichende Geschichtswissenschaft auf Förderung erst dann hoffen, als durch die experimentelle und die neuere rein deskriptive Psychologie, durch die Völkerpsychologie und durch gewisse Richtungen der neueren Soziologie mehr elementare Vorgänge des menschlichen Seelenlebens untersucht waren und auch ihr gegenseitiger Zusammenhang aufgedeckt wurde. Es ist eine Situation, die den Grundvorgängen der Entwicklung der Naturwissenschaften während des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts in mehr als einem Betracht ähnlich ist. Nicht die faustischen Theorien und Enthusiasmen des sechzehnten Jahrhunderts, nicht der Stein der Weisen haben die Thore der verschlossenen Natur gesprengt: erst die elementaren Untersuchungen Galileis und seiner Nachfolger über einfachste Bewegungsformen haben Newton den Schlüssel zur Enträthselung der kosmischen Vorgänge dargereicht. Ist so die vergleichende geschichtswissenschaftliche Methode im Verlauf der letzten Jahr-



zehnte auf die Basis einer neuen, für Elementaruntersuchungen in ihrem Bereich schon brauchbareren Psychologie gestellt worden: so ist es jetzt eine der größten, wenn nicht die größte Aufgabe der Geschichtswissenschaft, diese neue Möglichkeit zu nützen und auszubauen.

Und nun versteht sich, diese Lage auf den Universitätunterricht nach deutschem Muster bezogen, daß Dies nicht anders geschehen kann als durch ein Seminar für vergleichende geschichtswissenschaftliche Methode. Doch diese Forderung ist leichter ausgesprochen als erfüllt. Das herkömmliche Seminar mit seinen zwei, drei Uebungen genügt hier nicht. Denn da in der neuen Institution zunächst einmal die bisherigen historischen Methoden als Vorstufe zu den vergleichenden betrachtet werden müssen, da ferner der Psychologie, insofern sie grundlegende Wissenschaft geschichtlicher Forschung wird, Aufmerksamkeit geschenkt werden muß, da weiter die Entwicklung einer Anzahl besonderer geschichtlicher Disziplinen für Politik und Verfassung, für Wirthschaft und Recht, für Kunst und Dichtung, für Weltanschauung und Wissenschaft eine eingehende vergleichende Betrachtung dieser in mehreren Lehrgängen erfordert, selbst wenn sich die Vergleichung nur auf die Entwicklung einer einzigen großen menschlichen Gemeinschaft, etwa der eigenen nationalen, bezieht, und da endlich über diesen engeren Cirkel hinaus noch die weite Vergleichung der nationalen Entwicklung unter und gegen einander bis tief hinein in letzte universalgeschichtliche Probleme entwickelt werden muß: so ergibt sich wohl klar, daß all diese Aufgaben, von deren nothwendig gleichzeitiger Inangriffnahme jeder entscheidende Erfolg abhängt, nicht mit nur ein paar Uebungen gelöst werden können. Vielmehr bedarf es zahlreicher Uebungen und eines spontanen, echt freiheitlichen und darum wissenschaftlichen Eingreifens dieser in einander, sollen die bestehenden Probleme einer Lösung genähert werden: und darum hat das neue Seminar alsbald mit zehn Uebungen, die sich auf alle die soeben aufgezählten Forderungen und Gebiete vertheilen, noch bescheiden genug begonnen. Ein solches Seminar aber wächst, daran besteht kein Zweifel, über den bisherigen Seminarbetrieb erheblich hinaus: und diese Wandlung ist darin auch formell zum sichtbaren Ausdruck gelangt, daß das neue Seminar den Titel eines Institutes erhalten hat.

Indem nun aber, aus innersten Forderungen der wissenschaftlichen Entwicklung, so eine neue Organisation akademischen Unterrichtes und reiner Forschung zugleich geschaffen worden ist, hat es sich, wie so oft in der Geschichte der Wissenschaften, getroffen, daß diese Organisation auch zugleich den äußeren Forderungen des neueren Unterrichtes gerecht wurde. Denn äußere und innere Entwicklung sind tief und innig durch die kommunizirenden Röhren eines gemeinsamen seelischen Fortschrittes mit einander verbunden und ihr Verlauf ist im Grunde identisch. Indem die Zahl der Uebungen beträchtlich vergrößert



wurde, ergab sich ohne Weiteres die Aussicht, deren Besuchsziffer wenigstens zum Theil in den Grenzen der waisischen zwölf oder wenigstens der zwanzig bis dreißig Theilnehmer Noordens zu halten und damit unter Wiederaufnahme alter Ideale die Ueberfrequenzen der Gegenwart verschwinden zu lassen.

Mit dem bisher Gesagten habe ich Ihnen ausgeführt, welche Motive etwa der Hauptsache nach für mich vorlagen, seit etwa dem Jahr 1900 allmählich die Entwicklung des neuen Institutes vorzubereiten. Außerlich entstanden freilich ist das Institut, einmal innerlich durchdacht, dann sehr rasch; im Lauf von etwa drei Jahren ist Alles vollendet worden. Denn von einer gewissen Vollendung läßt sich immerhin schon sprechen, wenn auch nur im Sinn eines Anfangsstadiums, das im Verhältniß zu späteren Entwicklungen vielleicht den bescheidenen Anfängen des Leipziger Historischen Seminars unter Noorden im Jahr etwa 1880 entsprechen mag. Das vorgesetzte Königliche Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichtes hat der neuen Gründung im „Goldenen Bär“ geeignete Räume überwiesen, die, noch vor kurzer Zeit so gänzlich verwahrlost, daß ihr ursprünglicher Zusammenhang von Vielen kaum noch erkannt wurde, heute zu einem wissenschaftlichen Heim umgeschaffen sind, dem, zumal bei dem historischen Duft, der sie umweht, eine bescheidene Studienpoesie, etwas Einladendes und ruhig Festhaltendes eignet: Qualitäten, die in unserem hastigen Tagestreiben nicht ohne Bedeutung sind und auch von den Studirenden gebührend geschätzt werden. Und in diesen Räumen sind Lehrmittel zur Aufstellung gelangt, die weit über den Bestand hinausgehen, über den auch größere und ältere historische Seminarien heute zu verfügen pflegen: vor Allem eine Bibliothek von jetzt etwa 17 000 Bänden und 4000 Brochuren, die fast alle für Unterricht und Arbeit des Institutes belangreichen Gebiete umfassen oder wenigstens streifen, dazu mancherlei Sammlungen von Originalquellen, etwa 140 000 Kinderzeichnungen aus aller Welt, deutsche Briefe aus den großen Zeiten des siebenzehnten, achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts und endlich, neben manchem Anderen, zahlreiche Publikationwerke und Kunstblätter zur Veranschaulichung historisch wichtiger Zusammenhänge, die ein zeißisches Epidiaſkop so zur gleichzeitigen Anschauung eines Kreises von Studirenden zu bringen weiß, daß ihre wissenschaftliche Erörterung fruchtbar wird. Zu diesen Lehrmitteln aber ist dann, das Wichtigste von Allem, ein Lehrpersonal getreten, das, wie jetzt schon zuversichtlich ausgesprochen werden darf, die starken Massen des Apparates in lebendig wirkende Kraft umzusetzen vermag. Wie viel habe ich nicht diese Jahre hindurch in heimlicher Sorge gelebt, ob sich zu den rechten Institutionen auch die rechten Männer finden würden! Sie sind gekommen, zum Theil seit längerer Zeit vorbereitet, zum Theil in letzter Zeit, trotz mancher Schwierigkeit, immer freundlicher und zahlreicher hinzutretend, und ich denke, sie Alle leben der Ueberzeugung, eine freie Heimstatt



ihrer Studien für Forschung und Unterweisung gefunden zu haben. Und so hat sich denn, nach einigen Anfängen des Lehrbetriebes schon im vorigen Winter, der Kreis der unterrichtlichen Vorbereitungen geschlossen: mit dem Anfang dieses Semesters waren wir bereit, Alle, die lernen wollten, zu empfangen. Und wie sind auch sie gekommen! Das Institut ist normal auf die Beherbergung von etwa 140 bis 150 Mitgliedern eingerichtet; heute, nach wenigen Wochen seines vollen Anfanges, zählt es deren über 240. Und was noch wichtiger ist, die Qualität der Mitglieder giebt Anlaß zur Freude: wir Dozenten sind darüber einig, besten Willen und offenes Verständniß gefunden zu haben.

Nun versteht sich aber von selbst, daß eine Anstalt, wie das Institut, vor Allem auch materiell gut gespeist sein muß, soll sie ihren schwierigen und in vielem Betracht neuen Aufgaben gerecht werden. Und eben dieser Zusammenhang legte es von Anfang an nah, nicht nur Staatsmittel, sondern auch die Mittel Privater für die Gründung in Anspruch zu nehmen: denn es mußte gezeigt werden, daß hier neue Wege nicht bloß von den Pfadfindern, sondern auch von der wichtigen Zahl wahrhaft Zeitverständiger innerhalb der Nation als erschließungnothwendig erachtet wurden. Es war eine Lage, die bei der Gründung gewiß zu manchem Brief, mancher Anfrage veranlaßt hat. Aber es war doch zugleich auch ein Zustand, der stählte und reichen Lohn in sich trug; und vor Allem: es war eine Situation, die vom reichsten Erfolg, von innigstem Glücksgesühl, von frohester Aussicht auf die Zukunft gekrönt wurde. Gewiß ist auch in diesem Zusammenhang noch die Grundlage der materiellen Existenz des Institutes vom Staat, von Regierung und Ständen, in stets wohlwollender Bewilligung des allerdings auch maßvoll Geforderten geschaffen worden: so vor Allem die räumliche Unterkunft, so ein Theil der Bibliothek und so die Bestellung von bescheidenen Remunerationen für die Lehrkräfte. Aber daneben haben anfangs vornehmlich deutsche Private, später, in richtiger Erkenntniß des Werthes der Institutsthätigkeit für sie, auch fremde Regierungen eingegriffen: bis schließlich in der Bewilligung einer sehr bedeutenden Summe zur stärkeren Pflege der Bibliothek durch Seine Majestät den Kaiser der Gipfelpunkt aller Beihilfe erreicht wurde. Die auf diese Weise eingekommenen Unterstützungen aber sind als Ganzes bedeutend genug und erstrecken sich auch auf fast alle Theile der Institutsausstattung, von dem Gitter des Thorweges zu ebener Erde über die reichen Bronzen des Treppenhauses hinein in die eigentlichen Lehrräume, wo das Epidiaskop und die gesammte künstlerische Ausstattung mit Büsten, Gemälden, Bilderrahmen und Kupferstichen auf Geschenke zurückgeht. Die Geschenke Privater erreichen für die Bibliothek allein schon, bei einem geschätzten Gesamtwertb aller Bücher von 130 000 Mark, einen antheiligen Werth von etwa 80 000 Mark. Dabei haben zu diesen Geschenken Private aus ganz verschiedenen Theilen Deutschlands beigetragen; anfangs ragte



dabei namentlich das Rheinland mit Köln und Frankfurt hervor, später flossen die Gaben besonders aus Leipzig reichlich. Neben den Privaten des In- und auch des Auslandes haben dann aber auch fremde Regirungen, wie schon betont, insbesondere durch Büchersendungen die Bibliothek des Institutes mit begründen helfen. Sehr früh hat hier das englische Kolonialamt und auch das Indische Amt eingegriffen, denen dann die englischen Kolonien selbständig nachfolgten; im Uebrigen sind aus Europa besonders Belgien und neuerdings ganz vornehmlich Frankreich eifrige Spender gewesen, während von außereuropäischen Regirungen die schönsten Geschenke aus Siam und China gekommen sind, Einiges auch aus Japan; aus Peking erst vor Kurzem die 5044 Bände umfassende große Encyclopädie als Gabe des Kaisers. Wie ein Symbol aber einer so reichen amtlichen Unterstützung mag es auf uns wirken, wenn dieser Saal heute mit den erst kürzlich angelangten Büsten der großen amerikanischen Historiker Prescott und Bancroft geschmückt erscheint: einem Geschenk des berliner Botschafters der Vereinigten Staaten David J. Hill, der, selbst ein bedeutender Gelehrter, diese Büsten als Geschenk für das Institut über den bisher niemals reproduzirten amerikanischen Originalen hat formen lassen. Und doch: neben all den größeren Geschenken rangiren vor Dem, der den Intentionen der Schenkgeber folgt, vielleicht noch höher kleine Gaben, mit denen das Institut fleißig bedacht worden ist: diese und jene Bücher, die frühere Schüler, dieser oder jener Kunstgegenstand, den studentische Freunde der Kulturgeschichte beisteuerten; das Institut ist voll solcher Geschenke aufopfernder Liebe.

Wie aber soll nun all den Schenkgebern gedankt werden? In diesem Augenblick kann es nur mit Worten, die gewiß von herzlichster Gesinnung getragen sind, geschehen. Den vollsten Dank wird doch erst die eifrige Thätigkeit des Institutes selbst erbringen können.

Nun wäre es gewiß löblich, ließe sich im gegenwärtigen Augenblick in dieser Hinsicht schon ein ins Einzelne gehendes Zukunftsprogramm aufstellen. Dies zu geben, ist aber unmöglich, wie der so günstige Anfang der Lehr- und Lernthätigkeit in diesem ersten Semester gezeigt hat.

Da haben wir Dozenten uns vorher einige, anscheinend ziemlich vollständige Vorstellungen von der Art zu machen gesucht, in der die Studirenden die diesmal abzuhaltenden Uebungen zu kombiniren versuchen würden. Die Erfahrung aber hat gezeigt, daß die von den Studirenden hergestellten Kombinationen nicht nur viel zahlreicher, sondern in vielen Fällen auch besser sind, als wir voraussetzten. Und Eins ist dabei hervorgetreten: die so gern vorgetragene Annahme, unsere Studirenden ließen sich in der Kombination ihrer Studienpläne zu nicht geringem Theil durch äußere Rücksichten leiten, hat sich doch im Bereich unserer Institutstudien als ziemlich unbegründet erwiesen: es ist, und zwar ohne jede Einflußnahme der Dozenten, nach rein sachlichen,



idealen Rücksichten kombinirt worden; und die Kombinationen aller Mitglieder haben für das Ganze der Uebungen ein so einfaches und harmonisch klares Bild von Lehrzusammenhängen ergeben, daß sich in dieser Hinsicht für die nächsten Semester das Beste erhoffen läßt.

Neben der Ordnung der Thätigkeit der Studirenden erscheint es gewiß als eine der schwierigen, wenn nicht als schwierigste Aufgabe im Bereich des Institutes, die Lehrthätigkeit der Dozenten organisch zu entwickeln. Denn hier greifen die Prinzipien der Lehrfreiheit und der unterrichtlichen Organisation in einem logisch völlig unlösbaren Widerspruch in einander. In der Praxis freilich ist das Problem glücklicher Weise nur psychologisch zu behandeln. Und da erscheint denn doch wohl an erster Stelle das ethische Motiv von Bedeutung; es muß unter den Dozenten heißen: Treue um Treue; und unter dieser Voraussetzung: Freiheit. Von einer absolutistischen Regelung des Lehrganges kann deshalb nicht die Rede sein: frei bewegt sich jeder Dozent innerhalb des durch seine spezielle Arbeitsweise abgegrenzten Kreises; und die Einheit des Ganzen soll nur dadurch hergestellt werden, daß in gemeinsamen Sitzungen Jeder über den methodischen Gang seines Kurses zur Belehrung und Beeinflussung aller Anderen berichtet. Dabei kann dann freilich die Frage auftauchen, ob nicht eine Ordnung im Sinn eines aufsteigenden Lehrganges der Kurse in Zukunft nothwendig sei und ob nicht diese Ordnung schon jetzt, sogleich im Beginn der Lehrthätigkeit, habe geschaffen werden müssen. Ich habe eine solche Lösung aber nicht für richtig gehalten und ich glaube in diesem Moment, daß wir durch die sichere Art, in der die Studirenden selbst ihre Stellungnahme zu den Kursen geregelt haben, dieser ganzen Frage in vielem Betracht überhoben sein werden.

Endlich noch ein letztes Problem. Was wird die Stellung des Institutes in der allgemeinen Lehrverfassung der Universität, was sein Verhältniß zu den Studien der nächstverwandten Fächer sein? Neue Studien erfordern in dem weiten und reichbesetzten Arbeitsgebiet akademischer Thätigkeit stets eine gewisse Anpassung der nächstbenachbarten Disziplinen; und diese kann wohl schwerlich jemals ohne einige Anstöße erfolgen. Man wird damit also auch in unserem Fall rechnen dürfen und sich vornehmen, sie im Interesse allgemeiner Kollegialität durch ein eben so bescheidenes wie selbstsicheres Fortschreiten noch am Ehesten zu überwinden. Ob aber die neue Form der Organisation nicht auch sonst noch auf diejenigen Universitätsinstitute Einfluß gewinnen wird, die an Ueberfüllung der Uebungen leiden? Und ob dann eine Umbildung dieser Institute nicht auch auf den Charakter der ganzen Universitätverfassung zurückwirken könnte? Das sind noch unbeantwortbare Zukunftsfragen; obgleich die zuerst erwartete Folge in ihrer sichtbaren Erscheinung, in der Erhöhung der Zahl der Uebungen, schon in einem Fall sichtlich hervortritt.

Leipzig.

Professor Dr. D. Karl Lamprecht.



## Der Rosengarten von Berlin.

**N**etzt kann es nicht mehr schlimmer kommen. Neben dem neuen Rosenhain, der auf Geheiß des Kaisers im Thiergarten an der Stelle einer von Friedrich dem Großen gepflanzten Baumschule angelegt wurde, ist die Siegesallee ein Kunstwerk von bleibendem Werth, sind die Denkmale am Brandenburger Thor Meisterwerke moderner deutscher Plastik.

Ein kluger Gedanke, durch die Anlage eines Rosengartens einen starken farbigen Accent in das Grün der Bäume und Büsche des Parks zu tragen, ein Gedanke, der zur Entfaltung eines einheitlichen Künstlerwillens prachtvolle Gelegenheit bot. Was hätte, zum Beispiel, Peter Behrens oder der Hamburger Cordes aus dieser Aufgabe gemacht! Er hätte mit bewußter Absicht die in Form und Farbe übereinstimmenden Büsche und Blüthen zu großen Massen zusammengeschlossen und mit dem Material blühender Pflanzen höchste dekorative Wirkungen erzielt; er hätte durch Erdbewegung das Terrain gegliedert und die Niveauunterschiede durch Treppentritten überwunden; er hätte Räume gebildet, diese durch Haupt- und Nebenachsen getheilt, Nischen für Statuen und Ruheplätze für weißgestrichene Holzbänke durch Spalierwerk und grüne Hecken abgeschlossen und so ein architektonisches Gartenkunstwerk geschaffen von einer neuen, den Geist unserer Zeit offenbarenden Formensprache.

Das Programm, die Situation des Geländes, alle Vorbedingungen zwangen gleichsam dazu, die Idee in diesem Sinn zu gestalten. Aber man schien ihn überhaupt nicht zu kennen. Und so entstand ein Unding, bei dem auch nicht ein Fehler vermieden wurde, den der angespannteste Scharfsinn als möglich erfinden konnte. Die aufgewendeten Mittel, die nicht unerheblich sind, wurden an eine Sache verschwendet, die in dieser Form heute keinem Menschen Freude macht und der Zukunft ein falsches Bild vom künstlerischen Können unserer Zeit vermitteln muß.

Eine glückliche Idee, dieser Rosengarten. Ein vortrefflicher Gedanke, in den Parkanlagen des Thiergartens, die mehr dem Spazirengehen als dem Ausruhen dienen, einen Raum zum „behaglichen Aufenthalt“ zu schaffen. Die Form aber, in der dieser Plan zur Ausführung kam? Eine Beleidigung jedes kultivirten Geschmacks. „Alle Qualität, die die Dinge haben, stammt aus der Qualität des Menschen, der sie schafft“, sagt Lichtwark in seiner neuen, soeben erschienenen Schrift „Park- und Gartenstudien“, die in der Erinnerung an diesen Rosengarten wie ein Erbauungsbuch wirkt. Man wird, um sich einen Aerger zu ersparen, gegen den man machtlos ist, den man in seinen Ursachen nicht bekämpfen kann, diese Stelle des Thiergartens fortan meiden, wo ein Büschen struppiges, wahllos angepflanztes Gebüsch mit einem übermannshohen Drahtzaun umhegt ist, wo ein paar Rosenstöcke auf freisunden und segment-



förmigen Beeten wachsen und eine im Maßstab vollständig vergriffene Pergola (aus Kunststeinen zwar, aber mit eingemeißelten Fugen!) hoch in das Geäst der Bäume aufragt. Nirgends auch nur eine Spur von Empfindung für räumliche Proportionen: ein langer, schmaler Streifen einfach abgeholt und in einen Rosengarten verwandelt, ohne Ueberlegung, ob die Maße dieser Grundfläche zur Höhe der umgebenden Baumwand stimmen. Inmitten dieses fahlen Plazes ein Rondellbeet mit einer unbeschreiblich schlechten Portraitstatue der Kaiserin, einer Marmorstatue, die ohne irgendeinen Hintergrund trotz der Lebensgröße puppenhaft klein wirkt und die nicht einmal einen Karl V. zum Schöpfer zu haben brauchte, um in dieser Aufstellung jeden Eindruck beraubt zu sein.

Der Fall ist durchaus symptomatisch. Eine gute Idee, reiche Mittel zu ihrer Verwirklichung, eine Ausführung aber, die den guten Gedanken mordet. Weil eben da, wo über die großen Aufgaben entschieden wird, die Kunst Verer, die seit fast zwanzig Jahren durch angestrengte Arbeit und durch ihr Können den Ruf deutscher Kultur neu geschaffen haben, nicht bekannt oder nicht beliebt ist. Wirthschaftlich schädigend, weil dem Fremden die überall sich breitmachende offizielle Kunst ein schiefes Bild vom Kulturniveau unseres Landes geben muß. Jeder Widerspruch aber aussichtslos, weil auch diese scheinbar unwesentlichen Aeußerungen nur Triebe einer fest eingewurzelten, von der Persönlichkeit untrennbaren Ueberzeugung sind.

Charlottenburg.

Walter Kurt Behrendt.



## Jean Paul.

**D**u seliger, ewig jugendlicher Jean Paul, der Du jetzt auf den Asphodeloswiesen im Elysio unter den Schatten einherwandelst und am Abend die grauen Flockenblumen abzupfst und in die Luft fortpustest, ihnen nachschauend wie Kinder den Seifenblasen im Sonnenschein, siehst Du Dich noch in jenem Zimmer der derben kreuzbraven Wirthin Kollwenzel vor dem Städtchen Bayreuth sitzen, an dem Federhalter fauen, hin und wieder einen Gedanken oder ein Bild aus Deinen Lockenhaaren hinter Deinem fahlen Scheitel herausziehen und das große weiße Papier, das vor Dir liegt, langsam mit Deinen schönen Buchstaben zumalen? Siehst Du Dich noch schmunzeln vor Behagen, wenn Dir ein besonders eigenartiger Einfall übers Papier lief und Du ihm zwei Seiten lang nacheiltest und dabei vom Hundertsten ins Tausendste und Hunderttausendste kamst, oder wenn die Wirthin mit einem Krug voll Kulmbacher Bier zu Dir trat und Du Dich zurückbeugtest und die dicke braune deutsche Ambrosia hinunterspültest und dabei drüberhin dankbar in den Himmel sahst wie ein trinkendes Huhn? Wenn Du dann noch ein Biß vorfauer



Schnupstabakß in die breiten Nasenlöcher geschoben hattest: wie konntest Du dann auf dem Papier mit den Flügeln schlagen und über die Hecken und Zäune der Menschen fortfliegen und vor Vergnügen frähen! Ueber dreißig deutsche Kleinstaaten flogst Du an einem solchen Vormittag vor Bayreuth schreibend hinüber und picktest Alles, was Dir lächerlich schien, von den Wegen auf und brachtest es zu Papier, allerlei schnurriges und monströses Zeug, was sonderbar aussah wie Spinnen oder Meerthiere im Spiritus. Vor Dir, wenn Du vom Schreiben aufschautest, lagen die Höhen des Fichtelgebirges oder Frankenwaldes; und Du ließt Deine großen, sanften blauen Augen an ihren stillen Linien so zufrieden vorbeirollen, wie der Herr von Goethe in Weimar hinter den Bergen die Rückenformen schöner Menschen in Stein oder Fleisch betrachtete. Nie fiel es Dir ein, das Land Italia, von dem die von der Griechheit befallenen damaligen Deutschen wie junge Mädchen von ihren Erziehern schwärmten, zu betreten. Höchstens Deine Helden führtest Du an ihrem Schopf auf den Palatin oder den Pösilipp oder ließeest sie ihre Schwermuth in dem Lago Maggiore widerspiegeln. Dir selbst wäre es nicht wohl gewesen in Ländern, wo man kein Bier trinkt, wo keine Wälder duften, keine Serenissimi reden und regiren, damit ihre Unterthanen Etwas zu lachen und zu erzählen haben, und wo keine deutsche Musik geblasen, gezeugt, gespielt, getrommelt oder gesungen wird. Du mußtest im Frühling Aurikeln und Veilchen, im Sommer Rosen und Gelbveiglein und im Herbst Asters und Stiefmütterchen um Dich haben und mußtest im Winter dicke Eisblumen an den Fenstern sehen: sonst wärst Du gestorben vor Heimweh. Wenn die Anderen von Welschland sprachen, hieltest Du Dir die Ohren zu und pfiffest Beethoven vor Dich hin; und nachts, wenn die Sterne am Himmel aufzogen, sagtest Du: „Nun ist Alles auf Erden gleich.“

Drum saßeest Du alle Morgen allein im offenen Zimmer neben der Gaststube der kreuzbraven Wirthin Kollwenzel vor dem Städtchen Bayreuth, die Perlmutterdose voll Tabak und den Steinkrug voll Bier neben Dir und Oberfranken im Fenster eingerahmt vor Dir, und schriebst ganz gemächlich Deine zehn bis fünfzehn Seiten deutsche Prosa tagtäglich in Deine Kladde. Und warst dabei nicht minder des Gottes voll als Dante, da er in der Pinta dichtend umherging, oder als der blinde Milton, als er seiner Tochter die Beschreibung des Satanas und der weinenden Eva in die Feder diktirte. Und warst dabei nicht weniger behutsam und dachtest eben so viel über Deine Kunst nach wie Lessing, Herder und Schiller, die sich beim Dichten oft den Puls zählten wie ein Kranker im Fieber. Du stügteest die Stirn in die Hand vor jedem neuen Kapitel (oder Summula oder Joberperiode oder Station oder Nummer oder Zettelkasten oder wie Du sonst noch Deine Abschnitte nanntest) und sannst dann lang und breit über das Romantische, über den Humor, über den Stil, über



die deutsche Sprache nach, bis Du auf einmal den Faden Deiner Erzählung ganz verloren hattest. Dann galt es, schnell übers Garn zu schlagen und mit ein paar Rückzügen, die nicht ungeschickter, wenn auch unberühmter waren als der Friedrich des Großen nach der Schlacht bei Hochkirch oder der Napoleons von Leipzig nach Paris, zu Deinem Thema zurückzugelangen. Freilich verlorst Du oft eine Schaar Leser bei solchen Exkursionen; Leute, die sagten: „Wir kommen auf dem Weg nicht mehr mit. Der Kerl geräth uns zu sehr auf Abwege und Seitensprünge.“ Aber Dir lag nichts an solchen Lesern, die gegängelt werden wollen und mit Extrapost und stets frisch gewechselten Pferden, wie ein persischer Satrap durch seinen Bezirk, durch die Ereignisse hindurchreiten wollen bis zur Verlobung oder zum Begräbniß. Sacht wie ein Landomnibus zwischen zwei Marktflecken fährst Du Deine Insassen weiter; was thut's, wenn der Pegasus unterwegs stehen bleibt, wo immer ein Bergißmeinnicht sich zeigt, um es mitzunehmen? „Nur Geduld!“ rufst Du vom Bock hinunter, „wir kommen schon an“; und verkaufst für die Thränen einer Diane oder das Grinsen eines Ironikers über eine schöne oder fluge Stelle tausend Seelen an Rozebue. Davon rührt es, daß heute Mancher so schwer Dich liest wie einen Palimpsest auf dem drei Texte über einander geschrieben sind, und Du in Bibliotheken oft hoch oben stehst, wo selbst keine Spinnfängerbesen mehr heranreichen und das Subjekt, das alle Jahre einmal zum Staubwischen dort hinaufklettern muß, kopfschüttelnd Deine seltsamen Titel liest, wie etwa diese: „Die Kunst, einzuschlafen“, „Dr. Jentsch's Zeichenrede auf den Höchstseltigen Magen des Fürsten von Scheerau“, „Ueber das Leben nach dem Tode oder der Geburtstag“, „Das Glück, auf dem linken Ohr taub zu sein“, „Verschiedene prophetische Gedanken, welche theils ich, theils hundert Andere wahrscheinlich 1807 am einunddreißigsten Dezember haben werden“, „Ruhige Darlegung der Gründe, warum die jungen Leute jezo mit Recht von dem Alter die Ehrfurcht erwarten, welche sonst selber dieses von ihnen fordert“, „Bitte, mich nicht durch Geschenke arm zu machen“, „Vollständige Mittheilung der schlechten, aberwitzigen, unwahren und gottlosen überflüssigen Stellen, die ich in meinen noch ungedruckten Satiren aus Achtung für den Geschmack und das Publikum ausgestrichen habe“, „Einige gutgemeinte Erinnerungen gegen die noch immer fortwauernde Unart, nur dann zu Bette zu gehen, wenn es Nacht geworden.“

Wenn Du täglich Deine Hefte vollgeschrieben hattest, ewig, wie das Fichtelgebirge, lebender Jean Paul, schrittest Du zufrieden wie ein Buchführer, dessen Saldo's stimmen, nach Hause. Auf dem Marktplatz von Bayreuth verwickelte sich Dein Fuß dann wohl in den geschnörkelten Schatten des vom Markgrafen Friedrich errichteten alten Barockschlosses, Du stolperst und liegest das Dreierlicht im Marienglas, das Dir heimleuchtete, fallen und standest dann allein unter den Sternen in der Abendluft, die nach Wäldern roch.



Dann fuhren wohl ein paar titanische Gedanken durch Deine mächtige Stirn, daß sie mit dem Jupiter und dem Hesperus über Dir um die Wette leuchtete und Du sagen durftest: „Gefühlt habe auch ich es, Goethe!“

Aber dann kamen schon die Nachbarfinder und zupften und zogen Dich hinein, mit ihnen um die Lampe „Schwarzer Peter“ zu spielen, und Du folgtest ihnen willig, eingedenk Deiner Worte: „Um wie viel leichter erkaufst man den unmündigen Kindern arkadische Schäferwelten als den Erwachsenen nur ein Schaf daraus!“ Und Du hieltest ganz still und ließeſt Dir ruhig mit dem Korlstopfen einen dicken schwarzen Bart über Dein breites, feistes Gesicht malen, daß Du aussehst wie die Maske der Komödie bei den Griechen und die Nachtwächter vor Dir erschrafen. Und wenn Du Deine Nachtsuppe mit Pflaumen heruntergelöffelt hattest (denn daß viele Beißer verlernten Deine Zähne sehr früh), dann gingst Du noch einmal zu einem Schlastrunk schon im Schlafrock in die Kneipe nebenan und schmunzeltest bis zu den Ohren hinauf, wenn der Apotheker, der Pfarrer und der Bürgermeister, drei abgefäimte Hasenfüße, sich zusammenthaten, über Napoleon zu schimpfen, den sie durch ein Nadelöhr gejagt haben würden. Nachts aber, in Deiner hölzernen Bettstelle, in der gewürfelten Flanelljacke, die Dir den rundlichen Leib warm hielt, träumtest Du von einer Reihe sonderbarer Geschöpfe, die Dich umflogen: E. T. A. Hoffmann war darunter mit seinem Eulengesicht und Ludwig Börne mit seinen traurigen Augen, der Professor Fechner mit seiner Brille, Robert Schumann mit seinem schönsten Lächeln, Carlyle aus Schottland, Friedrich Vischer aus Schwaben, Wilhelm Raabe, die Feder in der Hand, und Gottfried Keller mit seinem züricher Dialekt und viele, viele Andere. Alle aber nannten Dich „Vater“, als hätten sie Dich über den Verlust Deines einzigen Sohnes forttrösten wollen. Und Einer unter ihnen (es war Ludwig Börne, wie sich zwanzig Jahre später herausstellte) trat hervor und redete Dich an: „Eine Zeit wird kommen, da wirst Du Allen geboren. Du stehst geduldig an der Pforte des zwanzigsten Jahrhunderts und wartest lächelnd, bis Dein schleichend Volk Dir nachkomme.“

Kaiserswerth.

Herbert Gulenberg.



## Die sexuelle Krise.\*)

Es hat große Liebhaber gegeben, herrliche Helden der Liebe, aber selten sind sie, selten wie jener Sonntag in jenem legendären Schaltjahr. Ein solcher Liebhaber war Bismarck, war Richard Wagner, der bis in die letzten, tiefsten Tiefen

\*) Eine Probe aus dem unter diesem Titel (bei Diederichs in Jena) erscheinenden Buch, in dem eine junge Frau sich ernsthaft und ehrlich mit der Moral, der Sexualordnung, der Sexualnoth, mit all den Problemen moderner Geschlechtswirrniss auseinander-



das Weib sich zu eigen machte und mit der tiefsten Treue seinen kostbaren Besitz festhielt, war Lenau und vor Allem Goethe. Eine der flachsten Literaturlügen ist die, der es beliebt, Goethe als einen Don Juan zu schildern, der von Weib zu Weib eilte. Goethe hat im Gegentheil immer tief, immer treu und meist schmerzlich, ja, unglücklich geliebt. Das einzige Weib, das er eigentlich „verlassen“ hat, war Friederike; und von Der zwang ihn unerbittlich sein Schicksal fort, seine Bestimmung, in die Welt zu ziehen. Mit tiefster Inbrunst liebte er Lotte und nur die Tatsache, daß sie an Albert gebunden war, zwang ihn zum Verzicht. Gleich ernst war seine Neigung für Lilli, die einen Bewerber von sichererem Amte, als es der junge Goethe damals hatte, ihm vorzog. Mit erhabener Resignation und Treue hat er Charlotte geliebt. Ob er sie nun wirklich besessen hat oder nicht, macht diese Resignation nicht geringer; denn sie bestand darin, daß das geliebte Geschöpf mit einem anderen Mann, im Schoß einer anderen Familie lebte und ihm nur einen geringen Bruchtheil ihrer Person lassen konnte. Nicht durch seinen „Abfall“ kam er von Charlotte weg, sondern in vollem Bewußtsein seiner „Krankheit“ (wie er es selbst nannte), „freilich eine Krankheit, von der ich nicht genesen will“, floh er nach Italien. Durch langen, bewußten Kampf gegen das Elend dieser nicht voll erfüllten Liebe machte er sich von ihr frei; seine Sehnsucht suchte neues Glück und fand es in Christiane. Sie war eigentlich die erste Frau, die Goethe glücklich liebte, die er ganz besitzen konnte und wollte; bisher hatte er aussichtslos und unglücklich geliebt. Er zauderte auch nicht, sie zu nehmen und festzuhalten mit allen Mitteln, sich und sie innig zu verbinden, und seine Liebe und Treue zu ihr dauerte bis zu ihrem Tode. Die Legende von Goethe als Don Juan ist aus einer Krämeransicht entstanden, aus dem Heuchlerthum, das vorgiebt, wenn in eines Menschen langem Leben mehrere geliebte Namen aufklingen, müsse solcher Mensch ein leichter Schmetterling sein, der von Blume zu Blume „taumele“. Goethe wollte nicht enden wie sein Werther: er wollte leben und sich entwickeln, trotz unglücklichem Lieben. Daher sein Herz immer wieder mit voller und junger Kraft nach einer Glücksmöglichkeit, wie sie nur die Liebe bietet, hinstrebte. In jedem dieser Verhältnisse war er von unverfälschter Gemüthskraft. Er ist der tiefste und wunderbarste Liebhaber, den die Geschichte kennt. „Er ging durch die Frauen, die sein Herz bewegten, wie die Sonne durch die Sternbilder des Thierkreises geht.“ (Agnes Harber.) Und angesichts einer solchen Erscheinung müssen wir mit ihm sagen:

„Es schweigt das Wehen banger Erdgefühle,  
Zum Wollenbette wandelt sich die Gruft,  
Besänftiget wird jede Lebenswelle,  
Der Tag wird lieblich und die Nacht wird helle.“

Welch anderes Bild bietet das Lieben Grillparzers! Hier haben wir schon die aufreibenden, sich selbst und Andere quälenden Geschlechtskämpfe des Dekadenten. Sein Tagebuchblatt vom Mai 1826 erinnert geradezu an das „Tagebuch eines Verführers“ von Kierkegaard. „Am Ende war es doch mein grüßenhaft beobach-

zusehen sucht. Der Versuch ist lehrreich, auch wo er zu energischem Widerspruch zwingt; und der Vergleich mit der Art, wie Dr. Groddack („Hin zu Gottnatur“) ähnliche Probleme behandelt, giebt ein zum Nachdenken stimmendes Bild vom Zustand unserer Sexualpsychologie und von der Moralbedrängniß, die heute so laut nach Hilfe schreit.



teter Voratz, das Mädchen (Katharina Fröhlich) nicht zu genießen, was mich in diesen kläglichen Zustand versetzt hat . . . So kämpfte ich mich ab gegen die sonst immerwährende Aufregung; und der schwüle Odem, der aus meinem Wesen auf die Unschuldvolle hinüberging, setzte auch sie unbewußt in Bewegung und brachte endlich alle Wirkungen unbefriedigter Geschlechtsliebe hervor. Sie ward argwöhnisch, heftig, zänktisch sogar; und so ward dieses Verhältniß auch in seinem geistigen Bestandtheil gestört, der es so fabelhaft schön gemacht hatte.“ Das Bekenntniß eines Don Juans „aus Grille“. Wie es einen Don Juan aus diesem selbstquälerischen Motiv geben kann, eben so den anderen, der der geborene Wüstling ist und der nach einem Ausspruch von Shaw „nicht interessanter ist als der Matrose, der in jedem Hafen ein Weib hat“. In dem Aufsatz eines Zoologen (Dr. W. Hammer) wird mitgetheilt, daß es auch unter den Thieren „Entjungferer“ giebt, „die sich von einer nicht mehr unschuldigen Gattin mit Gleichgiltigkeit oder Verachtung abwenden“. Dann giebt es einen Typus, der zu einem scheinbar wilden Leben gelangt aus tiefster Sehnsucht nach voller Erfüllung und durch immer wieder erlittene Verluste Dessen, was er liebt. Mancher Mensch, Mann und Weib, würde gar nichts sehnlicher wünschen, als friedlich in einem bestehenden Verhältniß zu bleiben, wenn nur die Situation es zuließe. Solcher Mensch gelangt zu einem „wildem“ Leben und weiß nicht, wie, hat den Wunsch, Ziel und Mündung zu finden, und versandet nicht selten in Erbärmlichkeiten. Ueber viele Menschen von heute ist gerade dieses Fatum verhängt; die allgemeine Obdachlosigkeit der Seelen macht es immer schwieriger, daß sie einander finden und, dem Sinn der Gattung gemäß, mit einander fertig werden. Bemerkenswerth ist, wie viel schwerer der Mann daran trägt, wenn zufällig einmal er es ist, der Unglück (unverschuldetes) in der Liebe hat. Die Welt kann ihn nicht genug bejammern, wenn sie davon erfährt. Ein vom Weib enttäuschter Mann gilt als tragische Erscheinung (man denke an Bürger), während man der Frau diesem Schicksal gegenüber offenbar eine größere Bähigkeit zumuthet. Für die meisten Männer ist solches Schicksal dann auch gleich Grund genug, zu sinken. Sie werden Wahnsinnige, Selbstmörder, Mörder, Alkoholiker: weil sie von einem Weib erlebten, was Millionen Frauen von Männern erleben.

Noch bleibt ein unheimliches und dunkles Kapitel zu betrachten, das wir freilich nicht erschöpfen können, da wir uns hier mit klinischen Fällen prinzipiell nicht befassen wollen, das wir aber streifen müssen, so weit es die besondere Schwierigkeit moderner Seelenkämpfe betrifft. Ich meine das Bestehen von Perverstitäten und Perversionen, die in allen Klassen und Kreisen weit verbreitet sind und die ein natürliches, befriedigendes Geschlechtsleben immer unmöglicher machen. „Jede Perverstität kann sowohl aus einem Ueberschuß als aus einem Fehlbetrag an geschlechtlicher Kraft hervorgehen“ (Hirth). Ein Fehlbetrag: Das ist es meistens. Der moderne Mann ist oft Masochist. Ich meine den merkwürdigen seelischen Masochismus, dem der moderne Mann, wie dem Fetischismus, so oft unterworfen ist. „Gehst Du zum Weibe, vergiß die Peitsche nicht“, heißt es bei Nietzsche. Aber umgekehrt muß es heißen: Gehst Du zum Manne, vergiß die Peitsche nicht. Nicht, wenn ein Weib sich wenig liebevoll erweist, wenn es den Mann quält, tyrannisiert, ausbeutet oder wenn es „kalt“ ist, wird es im Allgemeinen verlassen; auch nicht, wenn es ihn verräth. Wohl aber wird es unzählige Male verlassen, weil es zu heiß, zu zärtlich, zu hingebend ist, ihn nicht verräth, sondern sich für ihn opfert. Der ma-



sichistische Trieb des heutigen Mannes hat vielleicht seinen letzten Grund in der sozialen Konstellation des Ueberangebotes an Weiblichkeit.

Als die Männer die Frauen zu rauben gezwungen waren, um sich ein Weib zu verschaffen, waren sie gewiß nicht Masochisten. Sie suchten ja Weiber zu bezwingen, zu erbeuten, nicht aber, sich von ihnen erbeuten zu lassen. Heute, wo sie sich selbst als „Beute“ fühlen, wo in höllischer Verdrehung das Weib auf den Mann Jagd machen muß, um überhaupt zur legitimen Befruchtung zu gelangen, will er wenigstens von der stolzesten und strengsten der Jägerinnen bezwungen werden. Diese Konstellation zeitigt ganz direkt und unaufhaltsam eine Korruption des eigentlichen Wesens der Weiblichkeit, da die Frauen von dieser Art „Daseinskampf“ einfach zu einer Pose gezwungen sind, die der Idee von Weiblichkeit durchaus nicht entspricht. Und während in der Literatur noch das Urideal von der Hingebung des Weibes gefeiert wird, sehen wir in Wirklichkeit den Typus der herrischen Frau, von der Amazone bis zur Megaere, triumphieren. Dieser Typ hat zahllose Abstufungen. Da ist die „kalte Hetaere“, die schon durch ihre Unempfindlichkeit, ihre innerliche Unengagierbarkeit Herrin der Situation ist. Dann die sehr zarte, sehr passive, halb und halb frigide Weiblichkeit, die durch ihren Mangel an erotischen Ansprüchen die des Mannes um so höher aufstachelt. Dann die Maitresse, die ihn nach allen Regeln der Kunst ausbeutet. Das günstigste Schicksal haben aber meist die Frauen, in denen der Typus der Megaere mit dem der Hetaere gemischt ist. Die richtige „Furie“ bleibt sieghaft auf dem Plan. Dabei ist aber nicht etwa an einen abschreckenden Typus Weib gedacht. Waren doch die Furien, gleich den Genien halbgöttliche Wesen. So wirkt auch das furiöse, das zornige, gebieterische, antreibende, anspruchsvolle und dabei leidenschaftlich aufregende Weib heute am Stärksten auf die ermatteten Sexualimpulse des Mannes. Es ist die strenge, sichere Herrin, die der Mann heute mehr denn je im Weibe sucht. Sie muß sich möglichst als „Hammer“ benehmen. Wenn ihr diese Pose nicht entspricht, ist sie oft die Mißbrauchte. Erklärlich wird dieser Trieb durch die Suggestion der Sicherheit, die man in der Nähe „strenger“ Personen hat. Man traut ihnen unwillkürlich zu, daß sie mit sich im Klaren sind, daß sie wissen, was sie wollen; und für manche Menschen ist dieses Gefühl identisch mit dem der Geborgenheit. Auch die familiär-energische Frau behagt dem Mann sehr. Es ist wie eine Rücksuggestion, die an die Mutter gemahnt, wie sie Jeder wünschte: die streng ist und ihn doch leitet. Darum hat die Frau so oft verloren, wenn sie von Leidenschaft für den Mann erfaßt wird und die Insignien der Regierung ihren Händen einen Augenblick entgleiten.

... Der Zwang zur Wahrung der „Herrschaft“ kann aber auch in einem guten Sinn zum „Erzieher“ werden, kann zur Stärkung der eigenen Persönlichkeit führen. Ueber der Liebe auch in der Liebe stehen: Das ist das ganze Geheimniß der Macht dieser Herrschaft über eine andere Seele. Eine grandiose Hingabe kann und soll da sein; Der aber, der sie übt, darf darüber nicht zum Bettler werden. Diese Vorstellung setzt eben einen großen Reichtum an Selbstgefühl, an Persönlichkeit beim Anderen voraus. Diese Persönlichkeit kann auch ein scheinbar unbedeutender Mensch haben. Es ist die Unabhängigkeit des innersten persönlichen Kerns einer Natur, eines Kerns, der auch in der Liebe nicht schmilzt, den man im geliebten Wesen schätzt. Freilich ist diese Selbstbehauptung nicht zu verwechseln mit innerer Kälte, die die Fähigkeit zur Hingabe, zum zärtlichen Umfassen des anderen Seins nicht



hat. Die Hingabe des Geliebten an den Liebenden soll zu Allem bereit sein, nur zu Einem nicht: vor ihm als Bettler zu stehen. Alles geben, aber nichts sich vergeben und gar nichts „fordern“ in dem Sinn, daß man sich selbst von der Gewährung abhängig macht: so sei die Devise. Es ist die Sache des Anderen, Geben mit Geben zu erwidern. Daher die Sieghaftigkeit der lächelnden, die Machtlosigkeit der weinenden Liebe. Besonders gefährlich ist das „Schmelzen“ des Weibes; es macht den Mann fast gegen seinen Willen von ihm abwendig. Sein sexueller Organismus verträgt diesen Zustand offenbar nicht. Er bedarf vielmehr eines „Reizes“, um aktiv zu bleiben. Die Frau verträgt die Hingabe des Mannes eher, sie rührt sie nicht selten und erfüllt sie mit zärtlichen Gefühlen; mindestens will sie immer seine Werbung spüren; das werbende Weib aber hat verloren.

Nun werden aber durch die heutige sexuelle Heuchelei und Tyrannei Zwangslagen für die Frau geschaffen, in denen ihr Persönlichkeitskern gewaltsam zertrümmert wird. Durch die vielen Faktoren, die ihre Wahlfreiheit begrenzen, macht man sie als Geschlechtswesen vollkommen von dem Mann, dem sie sich hingab, abhängig. In tausend Formen der gegebenen sozialen und moralischen Konstellation ist ein Abschließungssystem wirksam, das die Frau auf Gnade und Ungnade dem Manne, dem sie sich einmal hingegeben hat, ausliefert. In solcher dunklen Zwangssituation kann auch die stolze Frau unfrei werden, kann auch sie durch die Liebe zwischen Tod und Wahnsinn gebracht werden.

Im Gegensatz zu der Herrin liebt der moderne Mann noch einen zweiten Typus sehr: die leidende Frau. Der Typus, der ihn rührt, beherrscht ihn fast eben so wie der, der ihn tyrannisiert. Nur zu dem heiteren, freien, gesunden, weder tyrannischen noch Mitleid erregenden Weib findet er keine rechte Beziehung. Das Weib, das leidet, ja, nicht selten direkt an körperlicher Schwächlichkeit leidet, wirkt manchmal übermächtig anziehend. Nur an einer Sache darf sie nicht leiden: an dem Mann selbst. Das wäre Etwas wie ein Vorwurf: und den verträgt er nicht. „Mädchen, laß mich nie die Thränen sehen, die Du um mich geweint“: so oder ähnlich heißt es in einem Gedicht von Jacobsen. Ein natürliches Verhältniß, wo beide Theile gütig und heiter gegen einander sind, ist immer seltener anzutreffen. Ein Geschöpf, das weder Schmerz zufügen noch auch Reue erdulden will, ist dem modernen Manne geradezu problematisch. Die Idee, daß die Frau am Besten mit dem Mann auskommt, die ihn eigentlich niemals ganz „voll“, also nicht ganz ernst nimmt, liegt nah. Vielleicht ist es das „Kind im Manne“, das immer mit suggestiven Mitteln, niemals auf direkte Art beeinflusst werden kann.

... Zu gewissen uralten Phänomenen in den Beziehungen der Geschlechter haben wir Heutigen jede Führung verloren, so zu dem Begriff der Verführung. Flaubert sagt: „Ich mache der Prostitution nur den einen Vorwurf, daß sie ein Mythos ist. Es giebt heutzutage so wenig große Buhlerinnen wie Heilige.“ Ich mache dem Verführer nur einen Vorwurf: den, daß er ein Mythos ist. Es giebt heutzutage keinen Verführer in dem verführerischen Sinn des Wortes. Es giebt wohl Hochstapler der Liebe, Abenteuerer und Betrüger, die unter „falschen Vorpiegelungen“ Etwas herauslocken. Aber der Verführer, der werbende Verführer zur Freude, der es dem Weib leicht macht, sich hinzugeben, der im Stande ist, Stunden heraufzurufen, in denen Mann und Weib trunkenen Herzens ein Lebensfest feiern, er ist nicht von heute. Grämlich, mit gequältem Gewissen, unter endlosen theoretischen



Debatten, bestimmt, den „Stand der Dinge“ genau zu „präzisiren“, wird der Angriff auf ein Weib von den Heutigen gewöhnlich unternommen. Ist man dann endlich, nach vielfacher „Flucht“ vor der „Gefahr“, so weit, so kommt es eben zum „Fall“. Der Vendemain bringt pünktlich den moralischen Kater; und nach einigen Wiederholungen des Falles ist man endlich wieder „Herr“ seiner selbst, flieht den Hörselberg und geht „geläutert“ und mit der gebührenden Verachtung des Weibes dahin.

Die Kunst der Verführung wird erst die Zukunft wieder entstehen lassen; und eine bessere Verführung wird es sein müssen, als jene von einst war, die da sprach: „Reich mir die Hand, mein Leben, komm auf mein Schloß mit mir!“ Keine Täuschungen auf der einen, keine Forderungen auf der anderen Seite und keine drohenden Uebel als „Buße“ der That für Beide. Zärtliche Hingabe in einer festlichen Stimmung und ein frohes Weilen am Tisch des Lebens, den nur Mann und Weib für einander bestellen können: Das wird es sein. Und im frohen Werbeispiel wird der Mann wieder „Verführer“ sein können und dürfen. Schon seiner physischen Natur nach ist er der Vorwärtssdringende, das Weib die Zögernde, selbst wenn es die Umarmung ersehnt. Es hebt, wie aus einem metaphysischen Instinkt, immer wieder vor der „Gefahr“ zurück. Nicht so sehr vor der, die ihm selbst direkt erwachsen, als vielleicht vor der, die aus der Seele des Mannes nach dem Genuß kommen kann. Darum ist es an dem Mann, diese Bedenken zu zerstreuen, dieses Zögern zu überwinden, zu „verführen“, zu locken, zu werben, verückende Visionen heraufzuzaubern, bis die andere Seele aufstrahlt und zwei Flammen in einander schlagen.

Das Phänomen, daß der Mann im heutigen Werbekampf der Verfolgte ist, statt umgekehrt das Weibchen, hat ja einige zureichende Gründe. In der Thierwelt und auf der niedrigeren Stufe menschlicher Entwicklung ist eben das Weibchen allein durch den Vorgang der Begattung gefährdet. Darum flieht es diesen Vorgang instinktiv und muß erobert werden. In der Kulturwelt aber ist der Mann durch die Verbindung mit dem Weibe gefährdet, weil er durch diese Verbindung in hohem Maß in Anspruch genommen wird. Daher der Werbekampf sich verkehrt. Der Mann ist auch schwerer zum Kompromiß bereit als das Weib, weil das Weib genereller empfindet als er. Er empfindet immer das Höchstpersönliche der Geschlechtsvorgänge; die Frau geht nicht selten darin als Gattungswesen auf. Sein Antheil an diesem Vorgang ist Aktivität; daher vielleicht sein stärkeres Zögern, bevor er sich diesen Vorgängen überläßt, sofern ein Ernst für ihn dahinter steht. Sie ist das „Feld“, will unbedingt geackert und bepflanzt sein. Er aber ist der Ackerer und setzt seines Lebens Schweiß und Mühsal in diese That. Darum prüft er das Feld so gründlich. Zur Unnatur aber kommt es erst, wenn der Kampf des Mannes um das „Feld“ fast gänzlich aussetzt (weil die sozialen Beschwerden mit diesem Feld ihm zu groß werden), so daß taugliche, fruchtbare Erde ohne Aussaat bleibt.

Der Kampf der Geschlechter tobt wilder als jemals und unter ganz besonderen Formen. Vielleicht ist dieses scheinbare Chaos nur ein Vorstadium einer neuen, noch unsichtbaren Einheitlichkeit, einer neuen, besseren Gestaltung der Dinge. Der Mann scheint heute in einem Zustand weitester und wildester Expansion. Das Weib, seiner Natur nach „Ordnerin“, muß er fürchten, weil er Unordnung, Chaos und Revolution heute vielleicht braucht. Vielleicht ist diese ganze ungeheuerliche Geschlechtskrise die Vorbereitung für ein neues Zeitalter von Heroismus? Dann wäre sie werth, durchlebt und durchlitten zu werden. Grete Meisel-Hefß.





Berlin, den 11. September 1909.

## Steuerpolitik.

Die Betrachtungen über Konsum und Kapital im fünfundzwanzigsten Heft der „Zukunft“ haben mir vom Direktor der Hypothekenbank in Hamburg, Herrn Dr. Friedrich Wendigen, einen liebenswürdigen Brief und drei Brochuren eingetragen, deren Verfasser er ist. Ueber die eine: „Die Reichsfinanzreform ein nationalökonomisches Problem“, hatte die Schlesische Zeitung kurz berichtet und an deren Referat hatte ich angeknüpft. Es hieß darin, der Verfasser habe gerügt, daß die bisherige Steuergesetzgebung den Konsum zum Nachtheil der Kapitalbildung begünstigt „und möglichst freigelassen habe“, was ich eine arge Uebertreibung nannte. Ich überzeugte mich nun durch die Lecture der Schrift davon, daß die Worte „und möglichst freigelassen“ darin gar nicht vorkommen. Ich überzeugte mich ferner davon, daß Dr. Wendigen Recht hat, wenn er mir schreibt: „Ich glaube, daß wir einander viel näher stehen, als Sie bei der Abfassung Ihres Artikels geahnt haben.“ Der Herr Bankdirektor erkennt die Bedeutung des Konsums für die Produktion voll auf an. Er schreibt: „Im Uebrigen darf wohl einmal daran erinnert werden, daß die Sparsamkeit nur eine relative Tugend ist. Es ist nicht schwer, sich die üble Wirkung zu vergegenwärtigen, die eine allgemeine und übertriebene Sparsamkeit auf Produktion, Güterabsatz, Lohnverhältnisse, Arbeitsmarkt zur Folge haben würde. Nicht auf der individuellen Sparsamkeit beruht der nationalökonomische Fortschritt, sondern auf der Wirthschaftlichkeit der Gesamtheit, also auf dem richtigen Gleichgewicht von Produktion, Verbrauch und Ersparung.“ Und in Beziehung auf unsere Steuern schreibt er: „In Frankreich freilich wäre die Wahl zwischen direkten und indirekten Steuern anders zu treffen. Bei der fast krankhaft gesteigerten Sparsamkeit in Haushalt und Kindererzeugung müßte eine weise Regierung das gelähmte Wirthschaftsleben durch Verbilligung des



Konsums und Besteuerung des Kapitalwachses anzuregen und zu befreien suchen. Also nach der wirtschaftlichen Lage der Nation muß man zwischen den verschiedenen Besteuerungsmöglichkeiten wählen.“ Das erste der beiden Citate ist der Schrift „Die Ueberflußsteuer“ entnommen. Bendixen begründet darin seinen Vorschlag, in Hamburg die genannte Steuer einzuführen, deren Wesen man aus dem § 1 des von ihm ausgearbeiteten Entwurfes erkennt: „Die Ueberflußsteuer wird von physischen Personen mit Drei vom Hundert von dem Theil des Einkommens erhoben, der den Verbrauch des letzten Jahres um mehr als 3000 Mark übersteigt.“ Daß ich seiner Forderung, die Reichsfinanzen hauptsächlich auf Tabak und Alkohol zu gründen, von ganzem Herzen beipflichte, habe ich bereits gesagt. In der Schrift über die Reichsfinanzreform widerlegt Dr. Bendixen sehr schön den Einwurf gegen eine hohe Besteuerung der beiden Gegenstände des Massenluxus, daß sie den Verbrauch vermindern und demnach zwar den moralischen Zweck erfüllen werde, wegen dessen sie von Manchen empfohlen wird, den erwarteten Steuerertrag aber eben darum nicht abwerfen könne. Dr. Bendixen glaubt (und sehr wahrscheinlich hat er damit Recht), daß beide Zwecke erfüllt werden würden. Die Männer würden für Tabak und Alkohol genau so viel Geld ausgeben wie bisher, nur eben in Quantität oder Qualität weniger dafür bekommen (was, meine ich, gar kein Unglück wäre). „Die Differenz erhält das Reich.“ Und er berechnet die Differenz, die sich heraus schlagen ließe, auf 900 Millionen. Stimmt seine Rechnung, so wäre das Reich mit einem Schlage aus allen Verlegenheiten heraus, wenn nur irgendeine Mehrheit den Muth hätte, den von der Wuth der Interessenten drohenden Mandatenverlust zu riskiren. Denn daß nicht Sentimentalität, wie Dr. Bendixen glaubt, sondern lediglich die Rücksicht auf die Wähler die Reichsboten in allen solchen Fragen bestimmt, davon bin ich fest überzeugt. Als ich las, daß sie von den 77 Millionen, die der Tabak bringen sollte, 34 abgehandelt haben, wurde mir übel.

Wir stehen einander also nicht allein nah, sondern stimmen in allem Grundsätzlichen vollkommen überein, da ich ja selbstverständlich die Bedeutung des Kapitals in der heutigen Wirthschaftsordnung eben so anerkenne wie Dr. Bendixen die des Konsums. Meine Abweichung von ihm beschränkt sich auf zwei Punkte. Der eine ist rein formeller Natur. Dr. Bendixen pflegt das Objekt unserer Differenz Sparkapital zu nennen, ich aber finde diese Bezeichnung irreführend. Er sagt selbst, daß er bei den Summen, von denen er glaubt, daß wir sie brauchen, nicht an die paar in den Sparkassen festgelegten Milliarden der kleinen Leute denkt. Dieses Sparkapital ist wirklich durch Sparen im gebräuchlichen Sinn des Wortes entstanden: dadurch, daß man nicht nur auf bescheidenen Luxus und Komfort verzichtete, sondern mitunter sogar das Nothwendige entbehrte. Aber die Leute, die das an den Börsen umgetriebene



Kapital zusammenbringen, haben mit der von den Sozialdemokraten einst verspotteten Sparagneß Eugen Richters wirklich keine Ähnlichkeit; ihr „Sparen“ besteht nur darin, daß sie nicht ihr gesamtes Einkommen verbrauchen, was sie nur könnten, wenn sie einen ganz wahnsinnigen Luxus trieben oder ihren jährlichen Ueberschuß verschenkten wie Mr. Carnegie, den es so viele Mühe kostet, seine Millionen an den Mann zu bringen. Das kapitalreichste Volk Europas, das englische, zeichnet sich durch keine Tugend weniger aus als durch die der Sparsamkeit. Schon Adam Smith hat sich darüber gewundert, daß seine Landsleute trotz Schlemmerei und Lüderlichkeit immer reicher werden, und alle neueren Beobachter des englischen Volkslebens stimmen darin überein, daß die Engländer aller Einkommensstufen keine Freunde vom Sparen sind. Der Altersversicherung der Arbeiter widerstrebt man, weil sie den Sparzwang bedeutet, wobei freilich hauptsächlich der dem Engländer verhaßte Zwang betont wird, die Abneigung gegen das Sparen aber sicherlich mit im Spiel ist. Ich ziehe darum die von Rodbertus eingeführten Bezeichnungen vor und unterscheide vom Realkapital den Kapitalbesitz; und sofern ein Theil des besessenen Kapitals nicht investirt ist, wie der Oesterreicher sagt, sondern in der Form von Geld und Geldsurrogaten zurückbehalten wird, nenne ich dieses einfach Geldkapital. Dieses Geldkapital nun ist nichts Anderes als das Recht, über so viele Güter und Arbeitskräfte zu verfügen, wie für seinen Nominalbetrag zu bekommen sind. So weit dieses Recht in großem Umfang einem einzelnen Besitzer zusteht, nenne ich solches Kapital mit Marx akkumulirtes Kapital oder Kapitalanhäufung.

Nun entsteht die Frage, in welchem Umfang diese Kapitalanhäufung nützlich und nothwendig ist und bei welcher Grenze sein Nutzen in Schaden umschlägt. Daß es eine solche Grenze giebt, erkennt ja auch Dr. Bendigen an, wie erwähnt worden ist. Die Differenz zwischen uns besteht nur darin, daß er behauptet, wir hätten in Deutschland noch lange nicht genug Geldkapital, während ich Das allermindestens bezweifle. Seine Ausführungen haben mich nicht überzeugt, obwohl sie mich auf manchen Umstand aufmerksam gemacht haben, den ich bisher übersehen oder nicht genügend beachtet hatte. So: daß wir allein zur Beherbergung des jährlichen Volkszuwachses alljährlich einer weiteren Milliarde bedürfen. Sachverständigere mögen entscheiden, ob diese Milliarde vollständig flüssig sein muß; aber die Berechnung wird stimmen, vorausgesetzt, daß die Milliarde, falls wir sie haben, auch wirklich für diesen Zweck verwendet wird. Und hier nun erhebt sich gleich ein Bedenken. Der naumburger Arzt und Stadtverordnete Dr. Schiele, der die Bodenbesitzreformer so energisch bekämpft, erörtert auch die allgemein bekannte Thatsache, daß für das Wohnungsbedürfniß der Reichen reichlich, für das des Mittelstandes ausreichend, für das der Unterklasse, die doch das Groß des Bevölkerungszuwachses



liefert, sehr ungenügend gesorgt wird. Nur indirekt geschieht für diese Klasse in den Städten Etwas dadurch, daß die vornehmen Familien, die früher in der inneren Stadt wohnten, in die schönen Häuser der neuen Stadttheile ziehen, wodurch die leer gelassenen Wohnungen der inneren Stadt im Preise gedrückt und für ärmere Miether frei werden. Im südwestlichen Deutschland, berichtet Schiele, stehe es in dieser Beziehung besser, weil dort noch das Kleinunternehmerthum vorherrsche: der mittlere, der kleine Bürger lasse sich vom kleinen Architekten oder vom Maurer- und Zimmermeister ein Haus bauen, das er selbst bewohne und in das er einen oder ein paar Miether gleichen oder noch geringeren Standes aufnehme. Nun erdrückt aber bekanntlich das große Unternehmertum das kleine und das Großkapital erzeugt das Großunternehmertum. Also ist sehr unwahrscheinlich, daß durch stärkere Akkumulirung, durch stärkeres Anwachsen des Großkapitals für die Beherbergung unseres Volkszuwachses besser gesorgt werden würde. Das Großkapital fragt nicht nach den Bedürfnissen des Volkes, sondern nur danach, wie es auf die bequemste Weise den höchsten Zins erlangen könne; und dieses Streben führt sehr oft zu Verwendungarten, deren volkswirtschaftlicher Nutzen zweifelhaft, und sogar auch zu solchen, deren Verderblichkeit zweifellos ist. Nehmen wir ein englisches Beispiel (nur deshalb, weil es bekannt ist): die Sunlight Soap. Ich schätze die Gebrüder Lever, die für ihre Arbeiter ein Paradies geschaffen haben, sehr hoch, aber ich sage mir: Ueber ein wie ungeheures Kapital müssen diese Herren, ihren Reklamekosten nach zu urtheilen, verfügen! Und ich sage mir ferner: Ich brauche ihre Seife nicht, und wenn ich sie gebrauchte, so würde Das meiner Gesundheit und meinem Behagen nicht den mindesten Zuwachs bringen; und die ungeheure Mehrzahl der Menschen würde das Selbe sagen, wenn sie nicht so schwach wäre, sich durch Reklame beschwagen zu lassen. Diese großen Seifenfabrikanten verwenden also ihr Kapital (abgesehen von ihrer Arbeiterfürsorge) auf überflüssige Dinge. Das heißt: überflüssig ist nur die Etikette; Seife an sich ist ja nothwendig; es ist nur gleichgiltig, ob man die Seife des kleinen Seifensieders oder die eines Großunternehmers kauft, der einige Tausend kleiner Seifensieder erdrückt. Und nun nehme man dazu die Großfabrikanten von weniger nützlichen und nothwendigen Dingen (wie vernünftig war der Gedanke einer Parfumsteuer!) und von schädlichen Dingen wie von Schundliteratur, und berechne sich, wie viele Milliarden Kapital wir übrig haben! Auf Kapitalmangel führt Dr. Bendixen gleich Anderen die vielbeflagte, die Produktion hemmende Geldklemme der letzten Jahre zurück. Rudolf Eberstadt ist anderer Meinung. Er hat schon vor acht Jahren in seiner Schrift „Der deutsche Kapitalmarkt“ nachzuweisen unternommen, daß nicht die Industrie, sondern die Spekulation dem Markt das Geld entziehe. Er berechnet, daß von den im Zeitraum 1896 bis 1898 in Deutschland durch Emissionen



aufgebrachten Summen der Industrie, dem Handel und dem Gewerbe nur 25, dagegen 75 Prozent als Kursgewinne den Spekulanten zugeflossen seien, und schließt aus seinen Berechnungen, „daß die Störungen unseres Marktes auf eine Ablenkung und Aufsaugung des Kapitals durch unproduktive Zwecke [schlechtes Deutsch!] zurückzuführen sind.“ (Ich kenne seine Schrift nur aus den Citaten in dem Buch „Erwerb und Einkommen im Zukunftstaat“ von Emanuel Perwolf, dessen halbsozialistische Forderung einer gesetzlich festzulegenden oberen und unteren Einkommengrenze ich nicht billige.) Wenn man weder selbst Geschäftsmann ist noch mit Geschäftsleuten intim verkehrt, die Börse nur aus Büchern und Zeitschriften kennt, so vermag man natürlich nicht zu ermitteln, was an solchen Behauptungen Wahres ist. Aber da sich ein Mann wie Eberstadt Vergleiches doch nicht rein aus den Fingern saugen kann, so läßt man sich durch Klagen über Kapitalmangel vorläufig nicht rühren.

Ueber die Art, wie die amerikanischen Milliardäre ihr Kapital aufgehäuft haben und wie sie es verwenden, ist ja wohl Jeder im Klaren. An Mr. Carnegie, der unermüdlich predigt, auch die größten Vermögen seien nichts als Arbeitverdienst, hat Hesse-Wartegg in seinem Buch „Amerika“ (S. 100) eine Reihe von Gewissensfragen gerichtet; und von Harriman, der jetzt der größte der Eisenbahnkönige sein soll, scheint es nach einer biographischen Skizze, die ich jüngst las, festzustehen, daß er sein ungeheures Vermögen nur durch Spekulation angehäuft, auch nicht den kleinsten Theil in produktiven Unternehmungen erworben hat.

Warum soll nun die Steuerpumpe nicht auch solche Spekulationsgewinne erfassen, an denen es doch wohl auch in Deutschland nicht ganz fehlt? Ich bin mit Dr. Schiele, dessen Rententheorie ich übrigens nicht annehme, darin einverstanden, daß es nicht die Bodenspekulation ist, was die Wohnungen vertheuert, sondern daß es die Bereitwilligkeit der sich auf kleinen Raum sammelnden Menschen zur Zahlung hoher Miethpreise ist, was den Bodenwerth schafft und die Grundstückspekulation rentabel macht. Die Berliner brauchen nur auszuwandern, um ostpreussische Heiden oder die westafrikanischen Diamantfelder zu kolonisiren: und der Boden der Friedrichstraße wird wohlfeiler als Kartoffelacker. Aber warum man, mag auch Damaschkes Theorie falsch sein, seine Werthzuwachssteuer nicht einführen soll, mit der sich immer mehr Kommunen befreunden, sehe ich nicht ein. Wenn jeder Arbeitverdienst versteuert wird: warum soll da gerade der Konjunkturgewinn frei bleiben? Wenn der Beamte, dessen Einkommen bekannt ist, wenn der Angehörige der „freien“, mehr oder weniger vogelfreien Berufe, der sich im Gewissen verpflichtet glaubt, sein Einkommen wahrheitsgetreu anzugeben (reiche Leute scheinen ein weiteres Gewissen zu haben; freilich mag auch die Schätzung des Reinertrages bei einem komplizirten Großbetrieb schwieriger sein als bei Unserem; den Großgrund-



besitzer, der zur Qual seines patriotischen Herzens dem Staate nur mit sechs Mark unter die Arme greifen kann, weil ihm die zwei Oberförster, die er zu besolden hat, nicht mehr als neunhundert Mark übrig lassen [hoffentlich schicken ihm die Unterförster wenigstens ein paar Hasen in die Küche], und den frankfurter Millionär, der gar nichts zahlen kann, weil er gar kein Einkommen hat, überlasse ich den Wigblättern), also wenn der Gymnasiallehrer, der Arzt, der Publizist jede Mark seines in saurer Arbeit verdienten Einkommens versteuern muß, so ist doch nicht einzusehen, warum nicht auch der Spekulationsgewinn versteuert werden soll. Daran denkt ja kein Vernünftiger, ihn ganz hinwegzusteuern und dadurch die Spekulation zu töten, die wir als eine Triebkraft und einen Regulator unserer Wirtschaftsmaschine nicht entbehren können. Aber wenn der geistige Arbeiter nicht aufhört, zu schuften, trotzdem ihm von seinen viertausend Mark Arbeitverdienst Staat, Kreis und Kommune beinahe dreihundert Mark abnehmen, so wird der Spekulant nicht aufhören, zu spekuliren, wenn er von seinen zwanzig Millionen eine pro patria opfern muß.

Ja, sagen die Herren von der Linken und vom Hansabund, die Steuern, die man der Börse auferlegt hat und noch weiter aufzulegen gedenkt, treffen nur leider gar nicht die Spekulanten, sondern die Industrie; und der Herr Geheime Kommerzienrath Kirdorf hat uns jüngst vorgerechnet, daß deren Verdienst nächstens wirklich weggesteuert sein wird. Er wird sich nicht darüber wundern, wenn seine Berechnungen keinen durchschlagenden Erfolg erzielen. Daß jeder Berufsstand, dem eine neue Last aufgebürdet werden soll, seine Unfähigkeit, sie zu tragen, mit Zahlen beweist und daß er sie dann doch ganz leicht trägt, ist ein so alltäglicher Vorgang, daß sich der Staatsbürger daran gewöhnt hat, solche Berechnungen nicht tragischer zu nehmen als die Besteuerung der Gattin, sie habe nichts anzuziehen. Natürlich bleibt jeder Verdacht einer mala fides ausgeschlossen. Es ist nur eben eine alltägliche Erfahrung, daß zwei Leute, die von zwei entgegengesetzten Seiten einem solchen Rechenproblem zu Leibe gehen, sehr verschiedene Ergebnisse herausbekommen und daß Jeder von Beiden überzeugt ist, seine Berechnung sei die richtige. Aber wenn wir Anderen von Rotirungssteuer und Vergleichen nichts verstehen (für mich kann ich Das beschwören; was jedoch die Herren Konservativen betrifft: sollte von Denen nicht doch Mancher einen Blick hinter den Vorhang gethan haben? Der Vater Bloex soll ja mal böse hineingefallen sein), dann ist es die Pflicht der Sachkundigen, der Linken von Singer an bis in die Reihen der Botschafterpartei hinein (man erinnere sich des Beutezuges, der im Septennatsrummel 1887 nach dem Messerschneideartikel der „Post“ unternommen worden ist), der Regierung Vorschläge zu machen. Denn daß es unmöglich sei, die Spekulationsgewinne zu fassen, ohne die Industrie zu schädigen, glaube ich einfach nicht. Also die Sachverständigen mögen den richtigen Modus beschreiben.



Da zwei der mir zugegangenen Brochuren des Herrn Bankdirektors Bendigen den Anlaß zu diesen Erörterungen gegeben haben, muß ich doch auch die dritte erwähnen, obwohl sie unser Thema nicht unmittelbar berührt. Sie ist „Das Wesen des Geldes“ betitelt, erklärt dieses in der Hauptsache so wie ich und enthält über die Natur des Waarenwechsels, das Kreditrecht des Produzenten und die diesem entsprechende Geldschöpfungspflicht des Staates einen Exkurs, der von den Nationalökonomien studirt zu werden verdient. Wenn jedoch Dr. Bendigen, ohne einen leichtsinnigen Angriff auf unsere Goldwährung befürworten zu wollen, von dem er vielmehr dringend abräth, die „staatliche Theorie des Geldes“ von Georg Friedrich Knapp als richtig nachzuweisen sucht, der das Edelmetall für entbehrlich erklärt, so kann ich ihm darin nicht folgen. Was ihm als neue Offenbarung erscheint, ist weiter nichts als der alte Irrthum der Bankpraktiker, die, weil sie beinahe Alles mit Papier besorgen, sich leicht einbilden, es gehe ganz ohne Metall. Freilich geht es im innerstaatlichen Verkehr, aber es geht nicht im interstaatlichen. Den schlagendsten Beweis dafür hat, wie Helfferich zeigt, Rußland geliefert, das beim Friedensschluß Japan um die Frucht seiner Siege bringen konnte, weil Witte einen Goldschatz von 2450 Millionen gehäuft hatte, mit dem Rußland den Krieg noch zehn Monate hätte fortführen können, während Japans Mittel zu Ende waren. Welcher ausländische Lieferant hätte Armeebedürfnisse für ungedeckte Rubelscheine an Rußland verkauft? Und das Metallgeld ist Werthmesser! Daß es ohne diesen Werthmesser gehe, dafür beruft sich Dr. Bendigen, wie alle solche aus der Praxis hervorgegangenen Theoretiker, auf den österreichischen Papiergulden, der in der Zeit, da Oesterreich die Papierwährung hatte, Werthmaß gewesen sei. Ich aber frage, wie ich in meiner kleinen „Volkswirtschaftslehre“ gefragt habe, mit Knies: Was will man denn nach Beseitigung der Metallgrundlage auf so einen Zettel schreiben? Zehn Arbeitsstunden, wie die Sozialisten wollen? Da könnte man eben so gut zehn Hoho oder fünf Sasa darauf schreiben; dafür giebt kein Höckerweib einen Apfel. Oder zehn Brote? Ja, wie viele Ellen Weinwand, Pfund Kaffee, Liter Milch, wie viele Gartenkonzerte oder Tauben friegt man denn für zehn Brote? Da kehren alle Verlegenheiten des Tauschverkehrs wieder, von denen uns die Erfindung des Geldes erlöst hat. Das Gold und vor seinem übermäßigen Preisfall auch das Silber hat im Verkehr ein nicht absolut, aber relativ festes Werthverhältniß zu allen Gütern und Leistungen erlangt, das es zum Werthmesser tauglich macht. Der Papiergulden konnte nur darum innerhalb Oesterreichs eine Weile Werthmesser sein, weil eben darauf gedruckt stand „Ein Gulden“ und weil Jeder noch den Silbergulden in der Erinnerung hatte, dessen Werth sich beim Fallen des Silberpreises zwischen einer und zwei Mark bewegte. Wäre diese Erinnerung vollständig geschwunden, so wäre der Papiergulden ein als



Werthmaß vollkommen unbrauchbares, ganz phantastisches Ding geworden. Daß bei der Schaffung von Münzen und Münzzeichen der Staat mit seiner „Proclamation“ mitwirken muß, versteht sich von selbst; aber auf dieser beruht nicht die Fähigkeit des Geldes, Werthmesser zu sein: diese Fähigkeit verleiht ihm ganz allein der Substanzwerth des Goldes. Daß wirklich verwendete Quantum Gold mag noch so klein sein, es möchte ein einziges in irgendeiner Bank aufbewahrtes Zwanzigmark- oder Zwanzigfrankenstück sein: es trägt dennoch das ganze Riesengebäude unserer Geldwirthschaft. Daß an dem kostspieligen Material des Maßes möglichst gespart werden müsse, hat schon Adam Smith gelehrt; und darum hat die Welt mit dem Ersatz des Metallgeldes durch Banknoten, Check- und Giroverkehr nicht auf Knapps Theorie gewartet, deren Darstellung (ich habe sein Buch nicht gelesen) ja vielleicht recht interessante und beachtenswerthe Wahrheiten enthält.

Einen Artikel aus dem Jahre 1905, „Der soziale Gedanke und seine Uebertreibung“, hätte Dr. Bendixen in diesem Frühjahr noch einmal veröffentlichen sollen. Er beginnt mit den Sätzen: „Im Reichstag hat ein Centrumredner den Gedanken angeregt, die Erbschaftsteuer für die ganz großen Vermögen auch auf Kinder und Ehegatten des Erblassers auszudehnen. Es macht nicht den Eindruck, als ob es sich hier nur um eine im Fluß der Rede entstandene Improvisation handle; vielmehr scheint der Redner sich der Unterstützung seiner Partei versichert gehalten zu haben. Der Parlamentsbericht verzeichnet hierzu keine Aeußerung der Zustimmung oder des Mißfallens aus den Reihen des Hauses. Der Vorfall ist im höchsten Grade charakteristisch und sollte nicht gleichgiltig übergangen werden. Er ist bezeichnend für den Tiefstand des Gerechtigkeitsgefühls, den die Oeffentliche Meinung unserer Tage in Steuerfragen bekundet. Hat denn der Redner, der, nebenbei bemerkt, als Hüter von Recht und Gerechtigkeit eine ehrenvolle Laufbahn hinter sich hat, kein Gefühl für die tiefe politische Unsitlichkeit seines Vorschlages? Ist das öffentliche Gewissen bereits so verwahrlost, daß Vorschläge zur willkürlichen Plünderung der Reichen aus bürgerlichen Kreisen heraus erhoben werden können, ohne mit Entrüstung zurückgewiesen zu werden?“ Das ist in doppelter Beziehung interessant, weil sich Dr. Bendixen zum Liberalismus bekennt, dessen berufene Vertreter diese Art Steuer jetzt so leidenschaftlich gefordert haben, und weil sie gerade das Centrum zu Falle gebracht hat. Da ich die Erbschaft- oder Nachlaßsteuer, die ja doch nächstens wiederkommen wird, erwähnt habe, mag noch eine zweite oder eigentlich dritte Coda angehängt werden. Paul Heile kritisiert im Juliheft von Schmollers Jahrbuch den Entwurf der Verbündeten Regierungen und findet mit Hilfe eines großen statistischen Apparates, daß der Protest der ostelbischen Großgrundbesitzer gegen diese Kränkung des Familiensinns hochkomisch sei, weil bei ihnen (ausgenommen in Schlesien und Brandenburg, wo der Fidei-



kommiß vorherrscht) die Güter sich gar nicht mehr vererben, sondern bei Lebzeiten des Besitzers freihändig verkauft oder subhastirt werden; daß die vorgeschlagene Nachlaßsteuer die Bauern des Westens, bei denen das Anerbenrecht gilt, schwer schädigen würde; daß sie jedoch der Verbesserung fähig sei und in verbesserter Form die Bauern des Ostens zum Anerbenrecht erziehen könnte, das keineswegs eine Bethätigung des Familiensinns bedeute, vielmehr eine Opferung des Familiensinns im Interesse der Landwirthschaft und des Staates. Dabei wird noch gezeigt, daß ohne Anerbenrecht alle zum Heil der Landwirthschaft getroffenen Maßregeln nur Privilegien seien „für eine Kaste von Besitzern, die die Bedeutung der Landwirthschaft für den Staat zu ihrem persönlichen Vortheil ausbeuten und mißbrauchen.“

Reiße.

Karl Jentsch.

Der Staat ist für mich die Anstalt, die das Allen Nothwendige oder vielleicht schon das Allen Wünschenswürdige, wann es von Einzelnen oder einer Gruppe Einzelner nicht zu beschaffen ist, mit den Mitteln Aller zu Stande bringt. Da Niemand gern Steuern zahlt und es jedenfalls Unrecht ist, mehr Steuern zu verlangen, als nothut, und Unrecht, sie in einer unangenehmen Art zu verlangen, so ergiebt sich für den Staat, daß er sein Vermögen fortwährend so viel wie möglich vermehren muß, um der Steuern thunlichst entzathen zu können; daß er die Steuern in der am Wenigsten drückenden Form zu erheben hat; daß er sinnen wird, das Wiederkehren der Ausgaben auf das geringste Maß zu beschränken. Wer genießt, hat die Kosten des Genusses zu zahlen, es wäre denn, daß man ihn als Gast oder als Bettler anjähle. Sogenannte Arme nicht irgendwie zu den Steuern heranziehen, heißt, sie für Lumpen erklären. Wer einen Armen für einen Lumpen erklärt, darf sich nicht wundern, wenn er einen Lumpen findet. Der Reiche trägt einen Abzug von seiner Einnahme (ein solcher ist jede Steuer) leichter als der Arme. Doch kann der Staat auf leichtere oder schwerere Erträglichkeit seiner Steuern nicht Rücksicht nehmen; so wenig, wie das Vaterland darauf rücksichtigt, ob durch einen Krieg die letzten Sprossen einer alten Familie, ob alle Freude eines Elternpaares hinweggerafft wird. Der Staat kann Dies schon darum nicht, weil alle individuellen Verhältnisse ihm unbekannt bleiben: er selbst ist unpersönlich und hat für Personen kein Verstandniß. Eine Einnahme von sechstausend Mark ist für den Einen nach Lage der Dinge sehr viel, für den Anderen sehr wenig, ohne daß der Staat jemals erfahren wird, wie viel und wie wenig sie ist. Der wahre Werth eines Vermögens (Das heißt: einer Rente) und eines Dienst Einkommens gehört eben so zu den Imponderabilien, wie der wahre Werth einer Bildung zu ihnen gehört. Ich vermag den Ingrim der Wortführer unseres politischen Lebens gegen eine Besteuerung der Nahrungsmittel nicht zu theilen. Die indirekten Steuern können nirgends anders hingelegt werden als auf Gegenstände allgemeinsten Verbrauches. Als solche bieten sich aber nur die Lebens- und die gebräuchlichsten Genußmittel. Reich, Provinz, Gemeinden sind gehalten, nicht bloß ihre Steuer- und Stempelfraft, sondern auch ihr Vermögen jährlich nach Kräften zu vermehren: durch Sparen und durch Erwerb neuer Vermögensobjekte. (Paul de Lagarde.)



## Watteau.\*)

Das Leben Watteaus ist schnell zu erzählen: ihm fehlen ganz die dramatischen Augenblicke, die schwierigen Verwickelungen.

Geboren ist er als Sohn eines anscheinend nicht ungebildeten Dachdeckermeisters in Valenciennes, getauft am zehnten Oktober 1684. Mit zehn oder elf Jahren kam er in die Lehre zu dem Altmeister der dortigen Malerkunst, Jacques Albert Gérin. Ueber Diesen wissen wir herzlich wenig. 1702 zog Watteau nach Paris, wie erzählt wird, in Begleitung eines aus der selben Stadt stammenden Theatermalers. Watteau arbeitete eine Weile bei einem gewissen Métayer, der billige Kopien für den Handel durch zahlreiche Gesellen herstellen ließ. Das war Brotarbeit, die zwar schlecht bezahlt wurde, aber sicher nicht ohne Einfluß auf die handwerkliche Tüchtigkeit blieb. Bald wurde der vielseitige Claude Gillot auf Watteau aufmerksam, der unverkennbar auf den um elf Jahre jüngeren Freund einen starken Einfluß ausübte. Namentlich brachte er ihn dem Theater nah, eben so wie der Ornamentmalerei; und somit auf einen Weg, auf dem er schnell Anerkennung fand. Er malte nun Staffeleibilder, aber auch Füllungen für die Salons reicher Leute, half wohl auch gelegentlich Gillot an dessen Dekorationsarbeiten für die pariser Oper. Dort lernte er auch den sechs Jahr jüngeren Nicolas Lancret kennen, der bald neben ihm einen geachteten Künstlernamen sich erwarb. Beide verließen zusammen die Werkstätte Gillots, seit sie sich zu geistig selbständigen Künstlern entwickelt hatten.

Watteau trat nun in Beziehungen zu Claude Andran, einem Mann, der mitten im Kunstleben von Paris stand. Er war Inspektor des Luxembourg-Palais und als solcher Aufseher über die dortige Bildergalerie; er war dabei Mitglied einer weitverzweigten Künstlerfamilie und selbst ein anerkannter und anregender Meister, namentlich in der dekorativen Malerei. Dazu bot er Watteau die Gelegenheit, die Malereien kennen zu lernen, die für die pariser Kunst jener Zeit als klassisch galten: die der großen Niederländer und Venezianer. Ziel dieses Studiums war außerdem, die Würde eines Akademikers

---

\*) Geheimrath Gurlitt, dem wir die schöne Geschichte der deutschen Kunst im neunzehnten Jahrhundert, die werthvollen Arbeiten über Barock und Rokoko, über Schlüter und Burne Jones, über die englischen Portraitisten, über die großen Gegenstände der Baukunst verdanken und der seit dreißig Jahren bemüht ist, die Landsleute sehen und Kunst empfinden zu lehren, giebt im Verlag von Julius Bard eine Sammlung von Handzeichnungen Watteaus heraus, auf die sich die Kenner schon lange freuen. Das Werk wird fünfundfünfzig absolut getreue Reproduktionen nach Zeichnungen Watteaus bringen; jeder wird eine Notiz Gurlitts angefügt sein. Der Aufsatz, mit dem er diese ersehnte und zu lange entbehrte Publikation einleitet, wird hier veröffentlicht.



zu erlangen. Um sie zu erreichen, scheint Watteau 1709 als Schüler in die Akademie eingetreten zu sein. Er war damals fünfundzwanzig Jahre alt. Bei dem Wettbewerb, der in diesem Jahr stattfand, erhielt er unter fünf Malern den Zweiten Preis: die Akademie forderte, daß unter Klausur ein Bild mit einem von ihr festgestellten Inhalt gemalt werde. Daß die klassisch gestimmten Preisrichter in der biblischen Darstellung, die Watteau lieferte, den tüchtigen Künstler erkannten, wirft ein gutes Licht auf ihr Urtheilsvermögen. Watteau selbst und seine Freunde scheinen weniger günstig von der Arbeit gedacht zu haben. Unter den zahlreichen Stichen nach seinen Arbeiten und Skizzen finden wir keine nach diesem Bilde. Auch die Freunde Watteaus waren damals noch keineswegs über seine Bedeutung als Maler klar. Andran, sein Lehrer und Freund, rieth ihm ab, Bilder zu malen. Dagegen kaufte ihm der Kunsthändler Sirois Einiges ab. Watteau hatte Paris satt; er wollte wieder nach Valenciennes zurück.

Das that er denn auch. Aber wie es Denen so oft geht, die an Heimweh leiden: die Vaterstadt konnte ihn nicht fesseln. Es waren die Zeiten des spanischen Erbfolgekrieges. Im Jahr vorher war die Schlacht bei Oudenarde verloren worden, 1709 folgte die Niederlage bei Malplaquet; die Verbündeten belagerten das nahe Mons; die Luft roch nach Pulver und Leichen: für die Kunst war hier kein Platz. Auch in Paris mochte sich der Wechsel der Lage zu Ungunsten Frankreichs geltend gemacht haben. Die Künstler spähten nach anderweiten Bestellungen. In Valenciennes hielt Kurfürst Joseph Clemens, der bayerische Erzbischof von Köln, sein Hofsager; Kurfürst Maximilian Emanuel von Bayern dürfte auch in der Nähe gewesen sein; Beide in Reichsacht, doch besorgt für das Kunstleben ihrer Hauptstädte. Damals wurde der junge François Cuvilliers, der spätere Führer der Architektur Münchens, der nah bei Valenciennes geboren wurde, von dem Bayernfürsten entdeckt und mitgenommen; und manche Andere mehr. Mehrfach nahmen sich deutsche Fürsten junger Wallonen an und sendeten sie zur weiteren Ausbildung nach Paris, um sich später ihrer Kunst in der Heimath zu erfreuen. Die Bilder, die Watteau hier malte, Kriegs- und Lagerszenen, Staatshandlungen (Ludwig XIV. überreicht dem Herzog von Burgund einen Orden) und Dergleichen, sehen aus, als seien sie in der Absicht auf Broterwerb oder doch auf Anerkennung durch den Geschmack der großen Welt gemalt, die Watteau bisher fehlte.

Nochmals suchte der junge Maler diese Anerkennung bei der Akademie. Er sendete Bilder dort ein; und wieder fand er Verständniß. Charles de la Fosse erkannte ihren Werth, die Akademie wählte ihn zum Mitglied und überließ ihm, für das nach der Sitzung einzureichende Aufnahmebild sich selbst den Gegenstand zu wählen: eine bisher unerhörte Vergünstigung. Watteau war rücksichtslos genug, Das erst nach fünf Jahren, 1717, zu thun, und zwar



mit seinem berühmten Bilde: Einschiffung nach Cythera. Und wieder erwies sich die Akademie als in hohem Grade verständnißvoll. Sie war gegründet zur Pflege jener „großen“ Kunst, wie die Zeit Ludwigs des Vierzehnten sie vor Allem schätzte. Sie gab Watteau, als ihrem Mitgliede, einen besonderen Titel, den des „Malers der galanten Feste“, und erkannte hiermit feierlichst die Kunst ihres neuen Genossen als gleichwerthig mit der ihrigen an, trotz ihrem dem Wesen der Akademie widersprechenden Inhalt. Alle Hochachtung vor dem Urtheil der Akademie!

Es gehört zum Rüstzeug gefinnungstüchtiger Kunstgelehrten, über die zopfigen Akademieprofessoren zu höhnen. So auch hier deshalb, weil Watteau kein Stipendium zu einer Reise nach Italien erhielt. Daß die Akademiker den damals achtundzwanzigjährigen, keineswegs berühmten Maler zu ihrem Mitglied unter so ehrenden Umständen machten, ist ein erster Beweis ihres guten Blickes; daß sie ihn nicht nach Italien schickten, ist der zweite, noch viel deutlichere. Was sollte Watteau in Italien? Es ist schwer auszudenken, wie viel Frankreich dadurch verloren hätte. Denn unverkennbar war der junge Maler noch nicht in sich gefestigt. Die Akademie hielt eben den glücklicheren Bewerber für geeigneter zur Romreise. Er wird dort wohl klassische „Maschinen“ nach dem Vorbild des Direktors der Schule gemalt und sich daran künstlerisch verblutet haben. Durch die Weisheit der Akademie ist Watteau vor Rom gerettet worden.

In Paris wurde er nun rasch bekannt. Einmal nur unternahm er eine größere Reise: 1719 war er in London, wo er in Beziehungen zu Dr. Richard Mead kam, einem zu jener Zeit sehr gerühmten Arzt, dessen Rath er vielleicht einholen wollte. In Paris bemächtigten sich seiner die Sammler und Kunsthändler.

Neben Sirois war dessen Schwiegersohn, der Kunsthändler Gersaint, um ihn bemüht; dann der große Sammler Jean Baptiste de Julienne, der selbst als Künstler thätige Graf Philippe Claude Anne de Caylus und der große Bankier Pierre Crozat, der sich seit 1702 durch den Architekten Pierre Bullet ein Palais an der Place Vendôme bauen ließ: Watteau wohnte eine Weile dort und malte Dekorationen für die Innenausstattung. Wie sein Verhältniß zu diesen Männern war, darüber haben wir nur einseitige Berichte. Jedenfalls litt er nun nicht mehr Noth. Aber eben so klar ist, daß er ein schlechter Geschäftsmann war, der aus seiner Kunst nicht nach Wunsch der Weltkundigeren den genügenden Vortheil zog. Er scheint wiederholt durch eigenwillige billige Verkäufe den Marktpreis seiner Bilder herabgedrückt zu haben, so daß ein großes „Geschäft“ mit seinen Arbeiten erst nach seinem Tode gemacht wurde. Jedenfalls haben diese Männer viel für Watteau gethan. Später rühmte sich Jeder der Freundschaft mit dem Meister. Jeder wollte ihn zuerst



gewürdigt und am Meisten gefördert haben, wie Daß so mit Leuten geht, die im Umgang nicht eben bequem waren. Und Daß gilt in Bezug auf Watteau.

Die großen Komiker der Bühne sind nur zu oft im Leben sehr ernste Leute. Eben so war der Maler der gesellschaftlichen Anmuth keineswegs selbst deren Muster. „Freigeistig, aber von anständigen Sitten“ nennt ihn Gersaint. Dazu war er ungeschlacht von Gestalt, nach den erhaltenen Bildern von wenig Geist im Ausdruck, ein Mann mit knöchigem schlaffen Körper, großen Händen und Füßen.

Oft boten ihm die Freunde ihr Haus zur Wohnung an. Watteau blieb ledig und mag wohl nicht den geordnetsten Haushalt geführt haben. Aber immer wieder zog es ihn aus den Freundeshäusern fort. Man schalt ihn unftet und konnte nicht verstehen, warum er Crozat's Hotel verließ und zu dem jungen valenciennner Maler Nicolaß Bleughels zog. Er empfand wohl, daß die Kunstsammler und Händler bei bestem Willen nicht ganz uneigennützig ihm gegenüberstanden: sie wollten ihn malen lassen, damit recht viele Perlen aus seinem Pinsel träufeln. Der Vergleich zwischen der Liebe des Landwirthes zu seinem nutzbringenden Vieh ist wohl etwas zu hart gegen die Männer, die sich unverkennbar vornehm und klug gegen Watteau verhielten. Aber er deutet den Grund an, warum der Maler immer wieder zu seinen Landsleuten floh. Sein Schüler war ein solcher, Jean Baptiste Pater, von dessen Vater, einem tüchtigen Bildhauer, Watteau ein treffliches Bildniß malte. Er wurde neben Lancret des Meisters gefährlichster Rivale. Aber all diese Freundschaften hatten keine Dauer. Denn eifersüchtig sah Watteau, wie Andere, vom Glück Bevorzugte, ihm sein „Genre“ abguckten und wie sie verstanden, es den Parichern noch mundgerechter vorzutragen.

Und dazu war er krank, krank wohl von Jugend an, durch die Jahre seines besten Schaffens zwischen Hoffnungen und dem Hinblick auf ein naheß Ende schwankend: Schwindsucht, das langsame Hinsiechen. Noch träumte er von einer Rückkehr nach Valenciennes, um in der Heimath Heilung zu finden. Seine Seele lebte noch dort im Hennegau, obgleich Freunde ihm nah von Paris, in Nogent sur Marne, einen Sommeraufenthalt geschaffen hatten. Am achtzehnten Juli 1721 hauchte er sein Leben in Gersaint's Armen aus, noch nicht siebenunddreißig Jahre alt.

Es gehört zu den Stichworten der Kunstgeschichte, daß Watteau unter allen Künstlern nicht nur seiner Zeit der am Meisten französische Künstler ist.

Troßdem ist wohl eine Besprechung dieses Sages nicht unangebracht. Von Geburt ist er allerdings französischer Staatsangehöriger. Denn Ludwig XIV. führte in eigener Person das Heer, das im März 1677 die Stadt Valenciennes eroberte. Der Friede von Nimwegen (1678) sicherte ihm diesen Besitz. In den Jugendjahren Watteaus mag der Bau der neuen Befestigung nach Vauban's



System die wichtigste Umgestaltung in der Stadt gewesen sein. Die Bevölkerung war und ist wallonisch. Jean Froissart, der große Erzähler des fünfzehnten Jahrhunderts, war ihr berühmtester Sohn, wenn man von den Kaisern Balduin dem Neunten, Heinrich von Konstantinopel und Heinrich dem Siebenten von Deutschland absehen will. „Si aucun quiereit savoir, qui je suis, je m'appelle Jehan Froissart, natif de la bonne et franke ville de Valenciennes“, schrieb Dieser in eine seiner Chroniken. Seine Mitbürger setzten die Worte an den Sockel seiner Statue. Im sechzehnten Jahrhundert war die Stadt ein fester Halt für die Reformirten gewesen, die stärkste Stütze der Gueuserie. Dann war sie unter Spaniens Herrschaft gekommen und mit dieser zum Katholizismus zurückgeführt worden. Sitz dieser Herrschaft war Antwerpen; und Antwerpen war auch der geistige Mittelpunkt, dem Valenciennes zuneigte. Die Gewerbe, die hier blühten, Bildweberei, Spitzenklöppelei, weisen auf die Niederlande; die Bilder in den Kirchen waren Werke niederländischer Meister: Abraham Janssens, Crayer, Martin de Vos, aber auch Rubens und Van Dyck. Das Leben in der Stadt war niederländisch: eine Mischung von kirchlicher Strenge und lauter Lebenslust. Man redete dort und redet noch heute einen scharf sich vom Pariserischen scheidenden Dialekt.

Sieht man die Nachrichten durch, die uns von Watteaus Leben erhalten sind, so erkennt man deutlich, daß er auch in Paris ein Wallone blieb, die stille Sehnsucht nach der Heimath im Herzen, der Heimath, die er bei seiner Rückkehr 1705 zwar stark verändert wiederfand, die aber noch in seinen Todeskämpfen ihm als Ziel der Wünsche galt. Wir wissen nichts davon, daß er sich um das Getriebe der französischen Künstler in Paris gekümmert habe. Seine Malergenossen sind Valenciennier oder Burgunder, wie Gillot und Andran; die Vorbilder, denen er in jungen Jahren nacheiferte, sind die Meister von Antwerpen, vor Allen Rubens und neben Diesem die Venezianer, die er in der Galerie des Luxembourg kennen lernte.

Die Größe des Zeitalters Ludwigs des Vierzehnten und seine Bedeutung für Frankreich liegt darin, daß es Paris zum Mittelpunkt des geistigen Lebens machte. Für die Kunst heißt Dies die Entthronung von Antwerpen. Nun setzt der Zulauf frischer niederländischer Kräfte nach Paris mit voller Kraft ein: die Burgunder, die Lothringer, die Wallonen und Blamen geben sich dort ihr Stelldichein. Der Staat, die französische Kenner suchen nach einem Gesetz, nach den Regeln der Kunst. Sie schaffen die Akademien und öffentlichen Werkstätten, die feierliche „große“ Kunst, die blinde Verehrung für die Antike, das überwiegende Pathos des Ausdrucks. Die Einwanderer aus dem Osten schaffen Das, was lebenswarm, empfunden, künstlerisch an der französischen Kunst ist. Ludwig XIV. eroberte für Frankreich die Heimath französischer Kunst, denn die keltischen Landestheile erweisen sich als vollständig



unfruchtbar: kaum ein Künstler von Namen stammt aus dem Westen und Nordwesten des Reiches. Nur Paris, seit Jahrhunderten als Weltstadt eine Stätte, an der sich die Angehörigen vieler Volksstämme mischten, hält dem Osten die Wage als Künstlerheimath.

Große Kämpfe spielen sich aber an der Seine ab. Pariser sind der Architekt Claude Perrault, der Bernini aus dem Felde schlug, Charles Lebrun, der Organisator der Großen Kunst, Boileau, der Gesetzgeber der französischen Dichtung, Lenôtre, der die Natur durch seine Gartenkunst in gerade Linien zwang. Pariser ist Voltaire, der harte und scharfe Denker, der Mann mit kaltem Herzen und lebhaft empfindendem Kopf. Aber der Zug im Leben der Stadt, der über das Verstandesmäßige hinaus vollebig wird, der stammt aus dem stetigen Zuwachs frischen Blutes aus dem Osten. Unter den pariser Kunstlern stritten die Anhänger des Rubens, De Piles an der Spitze, gegen die des Poussin, unter Félebiens Führung. Es war der Streit um die Reinheit und Abklärung in Zeichnung und Aufbau hier und um die Kraft des Tones und des Ausdruckes dort; der Streit der beiden Seelen in der französischen Kunst: dem verstandesklaren, nach Gesetzmäßigkeit ringenden, in den Vollkommenheiten der Form und Vornehmheit schwelgenden romanisch-keltischen Wesen und dem willensstarken, leichtlebigen, die Form überwindenden, weltfrohen romanisch-germanischen. Es lassen sich solche volksetymologische Darlegungen in engem Rahmen nicht ausführen; doch dürfte ohne Weiteres sich erkennen lassen, daß Watteau der echteste Vertreter nicht Frankreichs, sondern des Wallonenthumes ist, das damals eben zu gutem Theil Frankreich zugefallen war.

Das Handwerk ist überall der sicherste Boden für die Kunst. Colberts große That war die Belebung alles handwerklichen Schaffens mit den Mitteln des Staates. Das, was die Niederlande zu seiner Zeit Frankreich voraus hatten, übertrug er mit Hilfe von Staatswerkstätten nach Frankreich: die Weberei, die Teppichweberei, die Seidenindustrie, die Töpferei und mit ihr die Nachahmung Japans und Chinas, die Möbeltischlerei; all Das blühte im Osten. Sieht man die Reihe der Meister durch, die in Paris als Kunsthandwerker zu Namen kamen, so erkennt man sehr bald das Ueberwiegen des Ostens. Eben so in der Kunst der Ornamentisten. Die klassisch strengen, in den feierlichen Linien Lebruns heimischen Lepautre und Marot waren Pariser. Aber Berain war ein Lothringer, Gillot und die Audran waren Burgunder, Oppenort von niederländischen Eltern. Dorthier kam das Prickelnde in die französische Ornamentik; die Freude an den Chinesen und ihrer Welt kam aus Holland, dem Lande der Delftwaare; dorthier die Freude an Affen und pugigen Gestalten aller Art, der ganze ornamentale Humor.

Die Franzosen hatten längst mit Sorgfalt das vornehme Leben, den Hof, den König dargestellt. Aber die Kupferstecher, die ihnen das Leben auf



der Straße und im Feldzuge, die Freuden und Leiden des Daseins schilderten, die Callot, Silvestre, sind Lothringer.

An den pariser Akademien herrschte die Strenge, die Abgemessenheit, der Klassizismus. Ludwig XIV. hielt ihn noch aufrecht. Aber kaum war er zu Grabe getragen, da erhob sich das frische niederländische Blut; da kam die Zeit, in der Gillot und Watteau zu neuen Führern des Geschmacks werden konnten: die Zeit der Chinoiserien und Singerien, der drolligen Lebenslust, die nun auch in die Räume der akademisch-klassischen Wohnhäuser getragen wurde.

Eine der Großthaten der französischen Kunst jener Zeit war die Schöpfung des regelrecht zugeschnittenen Gartens; die Natur unter die Gesetze der klassischen Schönheit zu bringen, war ihr Ziel. Lenôtre, nach Geburt und künstlerischem Denken ein Pariser, hatte kurz vorher sein erfolgreiches Leben beendet, als Watteau nach Paris kam. Wir besitzen aus jener Zeit gute Karten der Umgegend der Stadt, aus denen man ersieht, wie mächtig er auf die Hauptstadt einwirkte: denn ringsum ist alles freie Land parkartig in Alleen, geometrische Wiesenflächen und Wegkreuzungen aufgetheilt. Watteau aber ging all Dem aus dem Wege, mit einer sicher bewußten Abneigung, ähnlich jener der Maler von Barbizon. Er suchte im Geist eine unverfälschte Natur, ohne Heffenschnitt und Herrschaft der Architektur. Und wenn er ein Bauwerk in seine Landschaft hineinstellte, so holte er sich Rath bei Rubens, nicht etwa bei einem Architekten der Bauakademie, unter denen er Bullet, den Baumeister Crozats, sicher kannte. Selbst wo er Wasserfälle, Statuen oder Vasen darstellt, verzichtet er auf die unmalerischen architektonischen Linien, wie sie etwa im Park von Versailles diese umgeben. Den Duft der Stimmung, die eigentliche Ländlichkeit im Bilde festzuhalten ist sein Bestreben, — im vollen Gegensatz zu dem der französischen Gartenkunst. Der ist ein Baum ein Bauglied, eine architektonische Masse. Für ihn ist die ganze Landschaft nur ein Stimmungsmoment. Er vertieft sich nicht in die Einzelheiten, er sucht nur die stille Tonigkeit des frohen Abends, die großen Massen, die einen ruhigen Hintergrund für die Menschen boten. Denn glückliche Menschen zu schaffen, war der Traum des düsteren, furchtsamen, ruhelosen Kranken, von dem die Genossen sagten, daß er keinen Feind habe, außer der hastigen Unstetigkeit, die ihn beherrsche.

Das Theater hat auf Watteau unverkennbar gewirkt. Aber in erster Linie das italienische. Nichts mahnt bei ihm an Corneille oder Racine, kaum Etwas an Molière. 1716 kam wieder eine italienische Komödie nach Paris, nachdem sie in Ludwigs letzten, schwerlebigen Zeiten, 1697, vertrieben worden war. Vorher mochte Watteau Modelle in ihre Kleider gesteckt haben: denn wir wissen, daß er deren eine Anzahl besaß. Diese Komödie war aber schon längst



nicht mehr das Theater der geistvollen Leute. Der Mezzetino, der Arlequino, der Pantaleone und der Dottore, Polichinelle und Pierrot, all die lustigen, derben Gestalten der Commedia dell'arte waren damals in Paris schon auf Aussterbe thätig. Ein lustiger Witz, eine drollige Szene wurde belacht, mancher Zug von ihnen ging auf die französische Komödie über; aber die Blüthezeiten dieser Kunst waren vorüber, als Watteau anfing, ihr seinen Pinsel zu leihen. Wäre er wirklich der Maler der vornehmen Welt gewesen, so hätte er sich um die derben Gesellen wenig gekümmert. Wie diese Welt aussah: Das muß man bei den Parisern von Geburt, bei François de Troy oder Varquilliere oder bei dem Südfranzosen Rigaud nachsehen. Watteau fand unter den Schauspielern eben die sorglose Lebenslust wieder, die in seiner Heimath auf Märkten und Kirmessen offen zu Tage trat.

Wohl hatte Watteau in seinen späteren Jahren mit vornehmen Männern verkehrt, wohl auch gelegentlich mit vornehmen Frauen. Keine Nachricht aber weist darauf hin, daß er sich dort sehr wohl gefühlt habe. Am Deutlichsten sprechen seine Studienzeichnungen: in seinen Skizzen findet man selten eine Erinnerung an die Gäste des Hotels Crozat. Ganz abgesehen von den Dudelsackpfeifern, Scherenschleifern und ähnlichem Volk sehen wir auf seinen Skizzen wohl Leute von anständiger Kleidung und guter körperlicher Haltung, aber keinen Zug, der auf die Vornehmen jener Zeit, auf den Hoston hinwiese. Das Selbe, was in den Niederlanden sich vollzog, daß man nämlich, der Bauern- und Kneipenszenen der Ostade und Brouwer müde, in den bürgerlichen Kreisen die Gegenstände für die malerische Darstellung suchte, zeigt sich auch bei Watteau: von Gonzales Coques zu Terborch, Meju, De Hooch, zu Mieris und Andern. Das ist aber das Große an Watteau, daß er, der weltfremde Provinzler, für die Hauptstadt der Welt einen neuen Ton fand. Erst zehn Jahre nach seinem Tode wurde Das im pariser Leben Mode, was Watteau malerisch dargestellt hatte; erst damals, als die Stecher sein Lebenswerk aller Welt bekannt machten und die Sammler ungeheure Preise für seine Bilder zahlten. Die langweiligen Darstellungen feierlicher Hoffeste von Abraham Bosse und von den Lepautres und ihren Kunstgenossen, die Watteau vorausgingen, und die Uebertragungen seiner Kunst auf das vornehme Gesellschaftleben, wie sie Larcret, Moreau, Olivier lieferten, zeigen erst recht deutlich Watteaus Sonderstellung. Nicht minder jene Maler, die an die Stelle der seelischen Heiterkeit seiner Kunst Darstellungen stärkerer Art rückten, wie schon Boucher und endlich Fragonard. All Diese freilich haben bei Watteau Anleihen gemacht. Der mußte eben gleich Molière das Leben zu fassen, das sich hinter vornehmen Sitten versteckt hatte, und den Parisern zu zeigen, daß nicht das gemessene Abwägen des Auftretens, sondern das Ueberwinden der gesellschaftlichen Form den vornehmen Mann ausmache. Was Voltaire und seine Geistesgenossen



der französischen Gesellschaft leisteten, daß sie nämlich dem Witz, der Anmuth, auch wenn sie noch so leichtfertig sei, einen Platz neben dem Pathos einräumten: Das leistete ihr in seiner Weise und dabei unendlich viel liebenswürdiger Watteau.

Denn er malte nicht die vornehme Gesellschaft, wie sie damals war, sondern, wie sie nach seiner, des unansehnlichen Schönheitsuchers Meinung sein sollte. Vornehme Frauen setzten sich auch zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts nicht ins Gras, weil sie damals so wenig wie heute die Grassflecken auf dem Kleid und die Ameisen an den Beinen liebten. Das, was Watteau schilderte, hat er nicht in den Gärten der Hotels des Faubourg Saint-Germain oder in den Parks der Schlösser gesehen. Aber der ernste, unstete, schwerlebige Mann hatte in seinem Innern die Kraft, eine Welt von Schönheit zu erträumen, und seine schweren Hände hatten eine wunderbare Geschicklichkeit, Das, was er erschaut hatte, Anderen zu zeigen: eine Welt, wie er sie zu leben sich sehnte, wie sie ihm Paris nicht bot und wie er wohl glaubte, daß ein Fürst des Glückes und der Schönheit, etwa ein Rubens, sie erlebt haben könnte. Aber nichts weist darauf hin, daß Watteau sich irgendwie darum gekümmert habe, wie der Hof und wie die Hofgesellschaft ihre Feste feierten.

Sehr bescheiden ist die Kunde, die wir von Watteaus Beziehungen zu den Frauen haben. Die Mitleidigen, die sich für ihn bemühten, waren Verehrer seiner Kunst. Das mag Watteau bitter genug empfunden haben. Wer aber liebte den Mann?

Seine Werke erzählen uns davon. Die Frauen, die ihm sitzen, sind in den seltensten Fällen mehr als brave Bürgerstöchter oder lebenslustige Grisetten. Gelegentlich einmal eine schon reifere Frau, ein treuherziges, volles Gesicht: keine der in Intriquen gereiften, berechnenden Schönheiten. Man gebe Watteaus Bilder einer geschickten Schneiderin, damit sie die Frauenkleider nachahme! Sie wird wenig damit machen können, mindestens kein Staatskleid; höchstens einem zierlichen Mädchen ein Kostüm für ein Kostümfest. Und man lebte doch damals im Zeitalter der Perücke und des Reisrockes, der ruhm süchtigen Prachtentfaltung.

Die Männer ein Wenig in Hemdärmeltracht und Hemdärmelstimmung: geneigt, ein junges Ding um die Hüften zu fassen, sich ihm anzuschmiegen. Man tanzt im Grünen, man frühstückt unter Linden, man hört der Musik zu. Der und Jener umarmt seine Liebste, Andere machen sich zu einem Spaziergang auf. Das Alles kann man in Paris heute noch sehen: die Leute, die sich so behaben, sind wohl keine Engel an Tugend, doch im Grunde treuzbrave Leute. Man gehe nur einen schönen Sonntagnachmittag in den Bois de Vincennes, der 1731 vom Könige in einer Watteau Stimmung angelegt wurde „pour en rendre les promenades plus agréables aux habitants



de Paris“: man sieht sie dort alle, die Gestalten des Meisters: die lustigen, etwas schnippischen Mädchen, die wissen, was sich schickt, aber doch auch bei einem derberen Scherz das Mündchen nicht schief ziehen; die schlanken Bur-  
schen, die sich als vornehme Herren geben, und die Paare, die sich ihrer Zärt-  
lichkeit nicht schämen. Und über dem Ganzen der Ton der Selbstverständlich-  
keit. Nicht aber findet man diese Stimmungen im französischen Roman jener  
Zeit und selbst nicht in dem der folgenden.

Freilich: all die braven Leute, die Watteau zum Zeichnen und Malen  
still hielten, wurden unter seiner Hand vornehm, Männer wie Frauen. Er  
gibt ihnen die Anmuth und das adelige Blut aus sich heraus, aus seiner  
freudedurstigen Seele. Er schenkt seinen Gestalten das Glück, das das Schick-  
sal ihm selbst versagte. Träume, unauslöschbare Träume eines Mannes, den  
harte Wirklichkeit und Selbsterkenntniß fernhielten vom Erleben Dessen, was  
seinen Geist umschwebte. Watteaus Werk gehört zu den heitersten Schöpfun-  
gen, die je ein Schönheitsstrunkener schuf. Mir will aber scheinen, als sei  
diese Heiterkeit durchaus sentimental. Denn Sentimentalität ist das Streben  
aus der Welt, in der wir leben, in eine erträumte bessere, nach Raum oder  
Zeit unendlich ferne. Der arme Watteau rettete sich aus den Sorgen seines  
Daseins in ein Wunderland der Phantasie. Und er that es mit so brünstiger  
Vertiefung, daß man vor seinen Bildern glaubt, er müsse Das aus dem Leben  
abgezeichnet haben.

Dresden.

Professor Cornelius Gurlitt.



## Notturmo.

Mein: bleib,  
Du flüchtiges Weib,  
Diese Nacht  
Nur bleib;  
Sieh, wie es sacht  
Von flüssigem Silber perlt und träuft  
Und der schimmernde Weg im Nebel verläuft;  
Ein letzter Ton: dann sind sie verstummt,  
Die Vöglein, und nur ein Schwärmer summt  
Und schwirrt über hangende, athmende Blüthen,



Die in die Nacht,  
 Die webende Nacht,  
 Ihren Duft verglühten.  
 Johanniskäfer funkeln im Gras  
 Und phosphorne Lichter, grünlich blaß,  
 Irren hinüber, herüber die Wege  
 Und schwinden im dunkelnden Tannengehege.  
 Um der Pforte geschwungenem Bogen  
 Sind Jasmin und Flieder gezogen;  
 Und die Blumen streifen die Wangen,  
 Leis wie ein Hauch  
 Flüstern sie auch  
 Von Lust und Verlangen.

Still auf silbergeschweiftem Kahn  
 Schwimmt am schwarzblauen Himmelsplan  
 Ueber Nebel und Wolkenklippen  
 Die Göttin empor,  
 Den Knaben, der sich im Schlaf verlor,  
 Zu küssen auf brennend geöffnete Lippen.

Nun ist er erwacht,  
 Der zärtliche Knabe,  
 Und greift in die Nacht,  
 Daß er wiederhabe,  
 Was ihn zum Leben emporgefüßt,  
 Den Traum, den er nie und nie vergißt

Lockt es nicht aus schattenden Orten,  
 Wie mit heißen heimlichen Worten?  
 Geht durch die Büsche nicht ein flüstern,  
 Ein Rauschen,  
 Ein Knistern,  
 Wie von schmalen, eilenden Füßen,  
 Ein athemlos Tauschen  
 Von Liebesworten, traumesüßen?

Im silberfließenden Mondenschein,  
 Wo Alles zu fremdem Leben erwacht,  
 In solcher glühenden Frühlingsnacht  
 Du tödtliches Weib,  
 Bleib, bleib!  
 In solcher Nacht,  
 Nein,  
 Laß mich nicht allein . . .

Hamburg.

Theodor Suse.





## Der Traum.

**E**ines Abends zog ein Traum über die sommerlichen Felder. Dort, wo die hochgebaute Ansiedelung sich in die Sorgenfalte des Berges schmiegt, wandte er sich nach der mächtigen Kastanienallee, die auf die Höhe führte, und folgte ihr mitten in das Dorf hinein. Vor den Thüren saßen Leute und feierten. Als der Traum vorbei kam, verstummten sie ein Weilchen, ehe ihr gedämpftes Blaudern von vergangenen Tagen wieder anhub. Am einsam plätschernden Bronnen zögerte er im Weiterschweben und weilte ein Wenig unter den von Bienen umstäubten Linden auf der steinernen Bank. Dann erhob er sich, umkreiste mehrmals mit den schreienden Schwalben den Kirchthum und horchte nach dem kämmernden Herzen der Uhr. Endlich zog ihn ein Lichtlein an. Es brannte in der Nische einer Gartenmauer vor einem wettergeschlagenen, heiligen Mann. Daneben war ein Thor, an das Wein- und Geißblattranken pochten. Der Traum trat ein.

Im Garten brannte der Mittsommer sein lautloses Feuerwerk ab. Vielfarbig zückte es von Baum und Strauch in die Lüfte. In gelben Blüthengarben schoß es hoch und fiel in blauen Blumenlasten herab. Es platzten dunkle Päonien und zischendrothe Nelken. Es verpuffte in weißem Sternenregen über den Jasminbüschen und brannte in bunten Bündeln im Rhododendron. Dahlien lohten, Gladiolen sprühten, Feuerlilien prasselten und die Winde ließ ihre magisch violetten Flämmchen lustig steigen.

Und der Traum wandelte selig dazwischen. Er wandelte durch einen Nebensaubengang und die langsam sinkende Sonne warf hundert rothe Rosen vor ihm her in den gelben Sand.

Am Ende des Laubgewölbes kam er an ein Häuschen heran. Zerbröckelte Steinstufen führten zum Altan empor und auf den Stufen zwischen blühenden Topfpflanzen saß ein Mägdelein. Es war noch ein Mutterkind. Das konnte man an dem noch zaghaft geformten Mäulchen und der blanken Stirn sehen, auf der Friede und Heiterkeit gleich Zwillingslämmchen weideten. Arme und Beine lugten nackt aus dem kurzen Röcklein, jedoch die braunen Glieder waren schon langgestreckt und wohlentwickelt und der fein gedrechselte Hals trug stolz ein kleines Köpfchen, um das sich blondes Haar lieblosend lockte, so weit es nicht in zwei dicke, kurze Zöpfe gebändigt war. Die Wimpern hielt das schöne Kind gesenkt und blickte aufmerksam in seinen Schoß, allwo es ein Häuflein schimmernder Schneckenhäuschen geborgen hielt, die es emsig auf einen grünen Faden fädelte.

Der Traum verweilte. Aber wie er so das liebe Bild mit seinem stillen Blick umsing, da schlug mit einem Mal das Ding die Augen auf. Ach, erschraf da der Traum! Was für Augen! Große rostbraune Aurenkelblumen mit goldenen Spreukeln, die sich gegen die Pupille zitternd zusammenzogen und wieder in Strahlen los-trennten; zwei weite, sanfte Sonnen. Da überwältigte Liebe den Traum. „Hier will ich wohnen.“ sagte er hebend und trunken zu sich selbst; „ewig will ich hier wohnen.“ Loderte auf und sog sich in die vollgeöffneten unschuldigen Himmelsaugen ein. Und sieh: da war aus dem Kind eine Jungfrau geworden.

Fortan wohnte der Traum in Giuliettas Augen und machte, daß Jeder, der ihr begegnete, nach ihr blickte. Die Mutter merkte es zuerst, verlängerte die



Kleidchen und hieß Giulietta nun gemessen und mit züchtig niedergeschlagenen Lidern schreiten.

Der Traum aber, glücklich im Besitz seiner Augen, glomm schimmernd an; da sahen ihn auch die Anderen. Allen Burschen beim Kirchgang fiel er auf und bald nahm ihn besonders Einer unter ihnen wahr. Der, den sie den „schönen Basto“ nannten.

Feuriger und feuriger entflammte der Traum, und wer ihn noch nicht gesehen hatte, konnte ihn auf der Hochzeit der Beiden sehen. Als die junge Braut den Blick erhob, da erschaute ihn die ganze Gemeinde. Dem Herrn Pfarrer wurden die Augen feucht, als er ihn sah, und selbst der Herr Podesta verschluckte sich ein Wenig an seiner Rede.

Zwischen grünen Weinbergen lag des Gatten stattlich Haus. Dort zog nun Giulietta mit ihm ein.

So glücklich, so gnadenfelig wurde der Traum in der Folge, wie noch nie ein Traum gewesen war. Der Alkoven weiß viel davon zu erzählen. Und die Uhr, die die Zeit vertheilt. Und das Hausaltärchen, vor dem die innigsten Gedanken austönen. Und erst die Wiege! Sie wurde lange nicht leer von einem Volk strampelnder, lebendiger Milchtönnchen, die in paradiesischen Auen mit Englein zu spielen und zu plappern schienen: so eifrig lachten und mummelten sie mit den zahlosen Schnäbeln ins Blaue. Diese eigenwillig zugreifenden Kerlchen wuchsen schnell, wurden flugs feist und selbständig und machten einem nächsten Platz. War Das ein Segen! Eine Korallenschnur rothwangiger Burschen und Mägdelein, die alle groß und stark wurden und gar bald sicher, aufrecht und heiter ihre eigenen Wege gingen.

Und des Glückes war kein Ende. Schon wiegten Giuliettas ältere Töchter selbst ihre Erstgeborenen, als nach einer Pause von einem Duzend Jährchen noch ein einzelner kleiner Weltenpilger im Heimathhaus anlangte. Es war, als ob den beiden alternden Liebesleuten ein zweites Leben geschenkt worden wäre. Zum zweiten Male verlebten sie Flitterwochen und junges Elternglück, so neu und unverbrauchter Seligkeiten voll, als hätten sie es nie vorher gekannt.

Giulietta war nun ein reifes Weib, auf ihrer Stirn lag schon das Silbergespinnst der Matronenhastigkeit, aber ihre stolze Gestalt war noch ebenmäßig und der Traum bewohnte ungebrochen und jugendfrisch die golddurchsprenkten Sonnen. Sie hatte auch ihre anderen Kinder geliebt; aber diesem war sie organisch verbunden, untheilbar wie Leib und Leben. Sie hatte auch den Anderen mit Mutterwonne die Brust gereicht; aber dieses trank ihr Herzblut mit. Und waren die übrigen aufgewachsen wie die Füllen, gesund und wohlgepflegt an Körper, an Seele, und fromm dann Gottes Hut übergeben worden: in dieses schloß sie Zukunftgesichte und Sonderwünsche. Wer in jenen Zeiten Frau Giulia sah, Der konnte den Traum in ihren Augen lachen und tanzen sehen. Kein Mondenschimmer, der in Sommernächten über fernen Firnen hängt, ist so mild wie die Zärtlichkeiten, die der Traum um diese kleine Wiege spann; kein Bilder- und Geschichtenbuch der Welt ist so reich und so kühn wie die Wünsche, die der Traum um diese kleine Wiege malte und dichtete.

Der kleine Spätling war ein flinkes Vögelchen, frisch und klar wie ein Springequell. Es wurde ein Vörschlein so ranf und fein wie nur eins. Aber auch er



ward rasch groß, flüchtete aus dem Nest, wie die Anderen, zog in die Welt und suchte Händel.

Die hatte er gar bald gefunden. Als schmucker Soldat focht er in Feindesland, kehrte mit den Siegern ruhmbedeckt zurück; und trank und liebte. Seine Abenteuer führten ihn dahin und dorthin. Von Zeit zu Zeit schrieb er in die Heimath.

Das waren ebenedelte Tage für die alte Mutter, wenn Nachricht von Dem eintraf, der die Welt durchlief! Sie hauste nun schon längst allein, war weißhaarig und gebückt, auf ihre Stirn war der wehe Aschenkranz der Witwe, des Alters und der Muttersehnsucht gestreut; aber der Traum wohnte noch immer in ihren Augen: und darüber vergaß man alles Andere. Sie saß an schönen Sommerabenden auf dem von Trauben umhangenen Altan und zur Winterzeit an der offenen Feuerstelle in der Küche, wo die Kastanien brieten, und berichtete den greisen Nachbarn und ihren Enkelkindern von den kühnen Thaten ihres Lieblings. Und der Traum half ihr dabei.

Denn der Traum hatte ihn auf allen seinen Fahrten begleitet und dem Traum war es auch nicht schwer gewesen, das Mütterlein dabei auf den Rücken zu laden; aber heimlich exharrten sie Beide nun schon lange doch stets nur das Eine: des geliebten Sohnes Rückkehr.

Bitternder Hoffnung voll empfing sie seine Briefe. Bald schrieb er von heißer Müh, Fehde und geplackten Tagen, bald von Ehren und lustiger Kumpanei; bald auch traf ein Geschenk für die Mutter ein: ein paar Ellen Stoff oder eine fremdländische Spitze oder gar ein feingewebtes Goldkleidlein. Und die Mutter legte Alles sorgsam in die Truhe. Und die Briefe las sie hundertmal, küßte sie und verwahrte sie gleichfalls.

Aber da geschah es, daß der Sohn in schlechte Gesellschaft gerieth und in die Fallstricke eines schönen, jedoch bösen Weibes. Die falschen Freunde verleiteten ihn zu Spiel und Betschlag. Das leerte seinen Säckel und verzehrte sein Mark. Das ränkevolle Weib aber vergiftete sein Herz und verwirrte ihm den Sinn. „Wenn Du mich liebst“, raunte sie ihm zu, „so töte meinen alten Mann. Sieh, ich kann ihn nicht mehr sehen, befreie mich von dem Vieh, das sich in meinem Bett breit macht, damit wir einander ganz und ohne Schranken angehören können; denn ich liebe Dich!“ In Wahrheit aber lachte sie seiner und wollte ihn nur als Werkzeug gebrauchen, um im Alleinbesitz des Reichthumes ihres Mannes ein zügelloses Leben führen zu können. Und in einer Nacht, da sie ihn wieder mit dem Glühwein ihres Kellers und dem ihrer Liebe trunken gemacht hatte, drückte sie ihm das Beil in die Hand: „Heute thut!“ flüsterte sie; und da that er's und erschlug den Mann mit Wildheit, als Der im Schlaf lag. Stieren Blickes stand er vor dem zerschmetterten Schädel und sein Weinrausch war ihm verflogen, sein Liebesrausch jähem Erkennen gewichen. Aber ein Blutrausch überfiel ihn. Er sah sich furchtbar nach dem Weibe um, das ihm so Entsetzliches eingegeben hatte, und wollte nun auch sie erschlagen. Sie aber rettete sich im Hemd auf die Straße, kreischte gellend Beter und gab ihn verrätherisch preis. Müheelos fingen sie die vom Weh geschüttelte Kreatur, die nicht an Widerstand dachte und die rauen Fäuste selbst für die straffe Fessel bot. Der arme, so höllentief Gefallene wurde vor Gericht gebracht und zum verdienten Tode verurtheilt.

Als die Nachricht davon im Heimathdorf anlangte und der Herr Pfarrer sie dem Mütterchen recht mitleidig und vorsichtig beigebracht hatte, da . . .



Da gerieth der Traum in große Noth. Er flatterte in den alten Augen, wie ein geängstetes Vöglein um sein Nest, und bat und bettelte, daß es nicht sein möge. Aber es war so. Das bestätigten die versammelten Söhne, die jammernden Töchter, die Nachbarn und auch der Herr Podesta. Ach! Was hatte da der Traum für Mühe, zu halten! Er flackerte wie ein Lämpchen im Verlöschen, aber er sog sich fest und hielt sich tapfer und ließ nicht ab. Und bald glomm er auf in neu-entfachter Gluth.

Die Mutter schüttelte lächelnd das Haupt. Ihren Sohn kannte sie besser; und daß er keiner so verruchten That fähig war, wußte sie wohl. Sie hatte ihn ja geboren und auferzogen. Mochte die Welt da draußen und das harte Kriegshandwerk ihn auch zum rauhen Mann gemacht haben: ein Mörder war er nun und nimmer. Da mußte der böse Feind sein arges Spiel getrieben und die Richter mit Hölleblendwerk getäuscht haben. Aber nun (und das alte Mütterchen suchte sich starkmüthig zusammen), nun wollte sie, ja, sie selber, in die Stadt und den Sohn retten. Sie hatte elf Kindern das Leben geschenkt, darunter sieben Söhnen, die alle rechtschaffen waren und die, nebst ihren viermal sieben männlichen Enkeln, alle des Königs Rock getragen hatten oder tragen würden. Sie war nun an die achtzig Jahre; ihr, die schon fast vor Gottes Thron stand, würde man doch wahrlich glauben und ihr den Sohn wiedergeben.

Und sie sprach so eindringlich und der Traum drängte so beredt, daß sich Alle überzeugen ließen und ihr beistimmten: die Söhne, die Töchter, die Nachbarn, ja, selbst der Herr Pfarrer; und nur dem Herrn Podesta kam die Sache heimlich ein Wenig bedenklich vor; doch Der ließ es sich beileibe nicht anmerken.

Und die Mutter bestellte das Haus und machte sich, im Sonntagsstaat, ausgerüstet mit einer von der ganzen Gemeinde unterschriebenen Bittschrift, mit einem Bündel Habseligkeiten und Mundvorrath, auf den Weg in die Stadt. Begleitung hatte sie abgelehnt; nur der Traum eilte mit ihrer Sehnsucht weit voraus und zog sie hinter sich her.

In der Stadt lief sie von Thür zu Thür, überallhin, wohin man sie achselzuckend wies, lief sich wohl die Füße wund über Stiegen und Treppen, über holpriges Pflaster und durch knöcheltiefen Staub. Aber sie fühlte keine Müdigkeit, wie sie auch endlos harrend in Vorgemächern, auf Gängen, hinter Thüren und im Thorweg stand. Da wollte Mancher aufbrausen und unwillig werden über das alte, einfältige Bauernweib, das sich nicht abweisen ließ mit seiner dummen Bittschrift und seinem sinnlosen Begehre; aber wenn er dann der alten Mutter gegenüber stand, erstarb ihm das Wort im Munde, denn da sah ihn der Traum so verzehrend, so flehentlich, so brennend an, daß er den Muth verlor, ihr zu sagen, wie nutzlos ihr Beginnen sei, daß er stotterte und sie hastig an einen Anderen verwies. Geduldig raffte sich das Mütterlein zusammen und pochte an die nächste Thür; und wenn es dennoch manchmal am Verzagen war, dann stützte die Vermiste barmherzig der nimmermüde Traum.

Nebst dem armen Mutterherzen glaubte Der allein an die Unschuld des Sohnes. Sehnsüchtig stammelnd, bekannte er es aus den trüben Augen und hielt hartnäckig daran fest, oft mit der Titanenkraft blinden Glaubens, oft demüthig wie ein verstoßenes Ländchen, manchmal bettelnd wie ein hungriges Mäuslein, dann wieder so matt wie ein am Weg sterbendes Kind und oft so stark, so fest, so unbezwingbar wie eine Mauer aus Engelsleibern.



Dabei vertropfte die Zeit. Wohl hatte man der Mutter versprochen, die Bittschrift an den König gelangen zu lassen; doch sie war längst abschlägig beschieden (solche ruchlose That verdiente kein Erbarmen) und hatte Keiner den Muth, es der so bitter Harrenden zu sagen. Unermüdlich hatte sie daneben versucht, den Sohn zu sehen; immer vergebens. Nun waren es nur noch wenige Tage bis zu seiner Hinrichtung; einige kurze Tage. Da unterließ die arme Mutter zum ersten Mal ihre vergebliche Bittfahrt und bezog einen festen Posten vor dem großen, grauen Haus, hinter dessen dicken Mauern sie ihren Sohn wußte. Hier, auf den Stufen, unter freiem Himmel, in Sonnenhitze und unter Regenschauern, saß sie, schlief sie, aß sie, um ja die Gelegenheit nicht zu versäumen, die sich ihr etwa bieten könnte, ins Gefängniß zu schlüpfen. Die Schildwachen hatten Mitleid, die Verwalter drückten die Augen zu; und Jedem, der ihr nahte, wiederholte sie das Selbe: „Ich bin die Mutter. Ihr wißt ja, die Mutter des zum Tode Verurtheilten. Mein Sohn ist da in diesem großen Hause. Er ist unschuldig. Denkt nur, ich habe ihn noch immer nicht gesehen! Seit zehn Jahren habe ich meinen Sohn nicht gesehen! Ich bin nun an die achtzig Jahre und man will mich dennoch nicht zu ihm lassen. Möchtet Ihr Das für möglich halten? Man will nicht, daß seine alte Mutter ihn tröste in seinem bitteren Leid. Man will mir alten Frau mein Kind nicht wiedergeben. Aber so lange ich hier in seiner Nähe bin, so lange können sie ihm wenigstens nichts Böses thun, gelt?“

Und der Traum brannte so peinvoll fragend aus ihren Augen, daß Keiner wagte, ihn ihr zu nehmen. Alle nickten nur stumm und schlichen davon.

Eines Morgens kam man sie holen. Ei, wie jubilirten da die alte Mutter und der neuberjüngte Traum! Rüstig stapfte das alte Weiblein hinter ihrem Führer her und lachte. Und da hielt es denn den Sohn nach so langen Jahren wieder im Arm, erkannte ihn kaum unter der struppigen Mähne und dem verfilzten Bart, lag an seinem Herzen und dachte nicht der Schmach und Schande, in der er saß und die er über sie Alle gebracht hatte. Sie schluchzte nur und sagte: „Morgen, mein Junge, geben sie Dich mir wieder. Wir ziehen heim und Du verlässest Deine alte Mutter nie mehr.“

Und der Sohn sah den Traum selig aus ihren Augen winken und auch er hatte nicht das Herz, ihn zu vernichten. Er drückte die alte, zerbrechliche Gestalt zum letzten Mal an sich und sagte nur: „Ja, Mutter, morgen. Und dann verlasse ich Euch nicht mehr.“

Die Mutter bezog noch für diese eine Nacht ihren Posten auf der Treppe unter freiem Sternenhimmel, um nur ja gleich früh zur Stelle zu sein, wenn man ihr den Sohn zuführen würde. Und sie sagte es Jedem: „Morgen werden sie mir endlich mein Kind wiedergeben!“

Und sie gaben es ihr wieder; aber in zwei Stücken.

Da war es dem Traum, als ob er vergehen müsse. Aber Träume sind unvergänglich; sie können wandern, anderen Wohnort wählen, doch nicht sterben. Dieser Traum aber liebte zu sehr. Er wollte nicht fort, er krallte sich ein, er hielt sich mit Macht, er biß sich fest; und es war ein vorübergehendes Nichtsein, in das er für die Dauer eines Blizes hinuntersank.

Aber schon dieser kurze Augenblick hatte genügt, daß das übermenschliche Leid mit seiner Tigerpranke das Hirn der armen Mutter zermalmte. Gut, daß



da der Traum schon wieder zur Stelle war, um noch Schlimmeres zu verhüten! Und er erschlug das Leid und stieg triumphirend wieder in den halbverlöschten Augen auf, wie eine Morgensonne. Da lächelte die gepeinigte Mutter, lächelte, als man sie fortführte, als man sie ins Dorf zurückbrachte, und lächelte, als sie ihr Häuschen wieder betrat. Sie theilte es fortan mit ihrem toten Sohn; denn für sie und für den Traum lebte er weiter und war ihnen zurückgegeben; sie führten zu Dritt mit einander ein gar schönes, glückseliges Leben. Und das Mütterchen lächelte, bis sie starb, bis der liebe Gott ihre arme Seele gnädig zwischen seinen milden Fingern zerrieb.

Denn für Mütter giebt es weder Himmel noch Hefeseuer und Höllen. Derlei traten sie längst mit den müden Schuhen ihres Erdenwallens aus. Mütter gehen schnurstracks in ein unbeschreiblich feliges Nirwana ein.

Fanny Groeger.



## Verse.\*)

### Wein und Brot.

Nur Wein und Brot sei künftig meine Speise.  
 Gesättigt von des Brotes heiliger Kraft,  
 Schreit' muthig fort ich auf des Lebens Reise.  
 Gefräftigt von des Weines Feuersaft,  
 Erring' ich mir des Lebens höchste Preise  
 Und fühl' mich groß in meiner Priesterschaft.

### Hausgespenster.

's ist immer ein Tag in des Jahres Lauf,  
 Den die Geister nehmen als ihren auf,  
 An dem sie pochen an Tisch und Bett,  
 An dem sie knistern in hohlem Brett.  
 Es rücken die Stühle, es knarrt die Bank,  
 Der Schlüssel, er dreht sich von selbst im Schrank.  
 Es gehet die Thüre: Du siehest nichts  
 Als leichtes Zwinfern des trüben Lichts.  
 Der Zeiger der Tafel, die Uhr an der Wand  
 Bleibt stehen, berührt von Geisterhand.  
 Die Bilder der Toten, wie nie zuvor,  
 Sie treten aus ihres Rahmens Thor.  
 Die Stube durchwaltet ein fremder Ruch;  
 Ist es Gestorbener Nachtbesuch?

Warmbrunn.

Christian Wagner.

\*) Eines Siebenzigjährigen, dessen Leben der münchener Professor Weltrich beschrieb und dessen „Späte Garben“ Georg Müller in München veröffentlicht hat.



## Kaisermanöver.\*)

Man sollte sich einbilden können, daß es ein wirklicher Krieg ist. Hinaus, die morgenstille Dorfstraße entlang, die vom ländlichen Geruch brennenden Reisigs durchflogen wird. Der Tag ist an der Sonne noch nicht warm geworden und sein junges Athmen weht kühl über das erwachende Gelände. Auf dem Dunklen Grün der Hochlandwiesen schreitet man über Moorgrund, wo das perlenbesäte Gras unter den Füßen glitzert, schreitet über die hellfarbigen Teppiche blühender Buchweizenfelder den Hügel hinan, wo junge Lärchen wie auf Vorposten stehen. Weithin überschaut man hier das Thal: in der Tiefe überall weißblinkende Ortschaften, winzige Häuser, gleich umhergestreuten Steinen auf einer riesenhaften Matte. In schwarzblauen Schatten steigen die Bergwälder von den Felsen nieder. Aber hinter grauen Wolken birgt sich die Brentagruppe noch mit ihren Gletschern, des Adamello und des Ortlers aufragende Schneegipfel, als habe die Natur zum Sommerfest dieses Tages noch nicht aufgeräumt und halte die Prunkstücke dieser Landschaft einstweilen unter Schutzdecken.

Irgendein dumpfer Ton schlägt an, als ob in der Ferne ein Wölkchenhammer niederfiele. Noch einmal; dann wieder. Mit dem Feldstecher suchen die Augen alle Höhen und Tiefen ab. Ganz weit, weit weg funkelt ein gelber Schimmer auf, nicht stärker als ein verlöschendes Streichholz. Und wieder der dumpfe Ton. Die Kanonen eröffnen das Gefecht. Plötzlich andere Geräusche. Wie schwaches Peitschenknallen, wie das Bersten aufstiegender Eierschalen, wie das Knittern von starkem Papier. Infanterie im Schnellfeuer. Dazwischen ein lautes, überraschendes Bochen, ungeduldig, als ob Jemand voll Born an eine Thür klopfen würde: die Maschinengewehre. Das Bochen reißt ab; setzt wieder ein. Und nichts zu sehen als in den Feldern oder am meilenfernen Waldrand das Ausblitzen der Säbel. In einer unermesslichen Ruhe verharrt die Landschaft, in einer majestätischen Gleichgiltigkeit gegen den Kampf, der sie in ihren Schründen und Falten durchwühlt, in ihren Mulden und Gräben. Dort unten, tief in den Wäldern, in schmalen Gebirgspässen, am Rande unwegsamer Schluchten, auf engen Brücken, die hoch über wilden Sturzbächen schweben, bricht jetzt der Kampf los; um des Reiches Pforten.

Man sollte sich einbilden können, daß es ein wirklicher Krieg ist. Sollte das hitzige Fieber spüren, das in den Stunden vor einer großen Entscheidung über die Menschen hinpeitscht. Sollte die Schauer jener ungeheuren, versüßerischen Feindseligkeit genießen, die aus den thierischen Tiefen unserer Art empordampft. Dann aufwachen, wie aus einem glühenden Traum, und sich an der spielerischen

---

\*) „Das österreichische Antlitz“: so heißt der neue Band, den Herr Felix Salten bei S. Fischer erscheinen läßt (und dem die Manöverstizze entnommen ist). Daß der Mann, dem „Die kleine Veronika“ und „Herr Wenzel auf Rehberg“ gelang, eine Hoffnung der deutschen Novelle ist, wissen erst Wenige. Viele, daß er zu den besten Journalisten des deutschen Sprachbereiches gehört und als Darsteller geschehener Vorgänge in den meist leider den Reportern eingeräumten Bezirken kaum irgendwo übertroffen wird. In dieser Eigenschaft zeigt ihn der neue Band. Der von Zueger und Rainz, von Tag- und Nachtbergnügen, von Parlament und Menagerie erzählt und immer, auch wo der Leser in andere Gedankenbahn drängt, in künstlerisch anständigem Sinn amüsant ist.



Wirklichkeit beschwichtigen: Gedankenmanöver . . . Vielleicht, daß von den Soldaten einer, anschleichend in der Schützenlinie, am Boden liegend, im Schnellfeuer, berauscht von seiner Jugend, von der eigenen Kampfgeberde und vom Knall des eigenen Gewehrs, für Sekunden in das siedende Bad dieser Einbildung stürzt, für Sekunden in dieses Traumes flammende Tiefen hinabtaucht. Im nächsten Augenblick aber reißt es ihn gewiß schon aus dem Abgrund solcher Schwärmerei empor zum harmlosen Bewußtsein des harmlosen Kampfspieles. Denn es giebt eben Dinge, die sich auf Befehl nicht vorstellen, die sich nicht manövriren lassen: Todesgefahr und Sterbensahnung, Blutrausch und in Aderschollen hingekrümmte Verzweiflung und die furchtbare Schicksalsatmosphäre, die über den Schlachtfeldern sich breitet.

Ein Schauspiel. Künstlicher oder niemals kommender Ereignisse vorberechnete Geberde. Erdichtetes, wohl ausgedachtes, künstlerisch komponirtes Geschehen, dargestellt unter freiem Himmel von fünfzigtausend Acteuren. Ein Schauspiel in drei Tagen; in drei Aufzügen, wenn man will. Sorgfältig gesteigert, mit prachtvollen Massenszenen, mit unzähligen dekorativen Episoden und mit einem einzigen Zuschauer, dessen Beifall ersehnt wird, dessen Gegenwart, wie ein ruheloser Pulsschlag, in all den Massen, die sich hier bewegen, fühlbar ist, dessen Dasein Aufregung, Gespanntheit, Anstraffen der Nerven ringsumher verbreitet und Prunk und Glanz und hohes Erwarten: der Kaiser.

Anschaulicher als sonst jemals tritt hier der militärisch-monarchische Gedanke in die Erscheinung, wird in dem kleinen Ort hier (vom bürgerlichen Großstadtwirbel nicht mehr verhüllt) greifbar nah, wird gleichsam ohne störende Nebengeräusche reiner vernehmlich. Das unübersehbar große Regierungszentrum, das ein ganzes Reich zusammenhält, ist hier auf einmal zu übersehen, ist so dichtmaschig, daß man herantreten und sein sinnreiches Gewebe bewundern kann. Das geringe Dorf ist zum Auszug der staatsgebietenden Mächte geworden, giebt den Extrakt der herrschenden Gewalten. Schon äußerlich. Die Einwohner, Das, was man die „Bevölkerung“ nennt, ist wie verschwunden, ist an die Wand gedrängt, in die Winkel verschleucht, unsichtbar neben dem Glanz, der jetzt in diesen Hütten wohnt. Thür an Thür: der Kaiser, die Erzherzoge, die Generale, Minister, Statthalter, Polizei. Und Militär, Militär, Militär. Ueberall, auf den Straßen, vor den Schänken, auf den Feldern, in den Thorbögen, an den Brunnen steht Einer vor dem Anderen in Ehrfurcht, in Strammheit, in erstarrendem Gehorchen. Ueberall wird nur befohlen und Gehorsam geleistet. Ueberall giebt es nur Vorgesetzte und Untergebene. Alle Klassenunterschiede, alle Vorrechte stellen sich in greller Sichtbarkeit dar. Einer freien Arbeit lebend, hat man sie gelegentlich wohl vergessen: hat, unter höher gewölbten Horizonten dahinwandelnd, manche dieser Dinge für verschollen, für erledigt, für nicht mehr diskutirbar gehalten. Da wird Einem seltsam zu Muth während dieser drei Tage, die man hier in einer Atmosphäre voll Disziplin, voll Devotion verbringt, in konzentrischen Kreisen sich dreht, auf denen Rang und Stand und Geburt und Charge verzeichnet sind, wo Jeder mit den äußeren Abzeichen und Signalen seines Werthes umhergeht, wo Lohn und Strafe sofort vollzogen, ertheilt und im Augenblick fühlbar werden. So nach und nach aber findet man sich angezogen von dem großartigen Hofusfokus des Herrschens, fühlt sich faszinirt von der erlauchten Magie des Menschenfanges und bewundert ihre tiefe Psychologie, ihre uralte Weisheit. Und dann braucht man sich gar nicht mehr einbilden



zu wollen, daß es ein wirklicher Krieg ist; hat dem Waffenspiel einen anderen Sinn gefunden, wenn man am nächsten Morgen hinauswandert ins Gelände. Da wird eben die Krone des Werkes gezeigt, die höchste Vollenbung der Idee: wie sich die Tausende darbringen, wie sie dereinst ihr Sein und Leben einsetzen werden. Die Hauptprobe der äußersten Hingebung. Die Hauptprobe jener Treue, die in der Volkshymne „Gut und Blut“ verspricht: Kaisermanöver.

\*

Kanonengebrüll am zweiten Tag in der Frühe. Ganz nah dem kaiserlichen Hauptquartier. Schwere nasse Wollenvorhänge hüllen die Berge ein. Wolken ziehen am Waldsaum hin und in der Tiefe des Thales deckt weißdampfender Nebel alle Dörfer und Fluren. Unten vollzieht der anrückende „Feind“, vom Wetterschleier verborgen, seinen Vormarsch. An die Sonne von Austerlitz denkt man; aber die Sonne scheint Citate aus der Geschichte nicht anzuwenden und zeigt sich nicht. Auf der Anhöhe vor dem Dorf steht die Artillerie. Der Feuerblitz fährt aus den Kanonen, ein Donner Schlag, den man in der Magengrube, in den Eingeweiden wahrnimmt, der den ganzen Körper gleichsam durchzuckt. Das Echo reißt ungeheure Schallketten von den Bergen, die der Wind zerbläst. Aus den Wolfennebeln ein Knattern wie das Anfahren eines Motorrades. Mühsam nur erkennt man drüben im schütterten Gehölz das Landesjägerregiment. Langsam, geduckt, mit schleichenen Jägerschritten vorgehend, feuern sie, werfen sich zu Boden, in die Regenschalen, feuern. Jetzt, dicht vor der Anhöhe, auf der die Kanonen stehen, rückt in Schwarmlinie die Infanterie vor, erwidert die Gewehrsalven, deckt das Abreiten der Batterie: Rückzug. Nach einer kurzen Weile ist die Artillerie verschwunden. „Feuer einstellen!“ Jeder Mann wiederholte es; ein langgezogener Aufschrei fliegt über die Felder. Und jetzt kommt die feindliche Macht von überall heran, stürmt, aus dem Thalnebel hervorbrechend, die Hügel hinauf, wälzt sich über die gewundenen Bergwege; und plötzlich wieder das Poehen, laut, eilig, zornig. Die Maschinengewehre, die den Verfolger noch aufhalten sollen. Kein anderes Schlachtgeräusch ist wie dieses alarmierend, trägt so beredsam den Charakter des schnellen Eingreifens, der furchtbaren Aggressivität.

Es regnet in Strömen. Seit Stunden regnet es. Scharf, kalt; und der Wind schleudert Einem die dichten Strahlen ins Gesicht, zerrt die Wolken bis auf den Boden herab, wühlt die Schollen auf, peitscht Einen mit eisiger Wassernagalla. Auf dem freien Platz vor dem Hauptquartier hält der Kaiser zu Pferd. Vor ihm in ihren weißen Mänteln die sechs Gardereiter, das Gesicht zu ihm gewendet. Ein Wenig abseits das Gefolge. Generalstäbler, die fremden Attachés, Adjutanten. Weiter weg die Lakaien mit den Reservepferden. Vom Unwetter werden die Thiere nervös. Ihr lautes Wiehern tönt herüber, ihr ungeduldiges Schnauben. Niemand rührt sich dort, wo der Kaiser unbeweglich im Regenschurm aushält. Stunde um Stunde erblickt man ihn so; querselbein galopierend nach einem anderen Standplatz, an feuernden Batterien vorbei, sein Pferd parierend; sieht diesen Greis, der leicht in seinem Sattel nur so zu federn scheint und für den es den Hochlandsortan, den Wolkenbruch, die Kälte offenbar nicht giebt. Wie er dann endlich einreitet, gefolgt vom Schwarm seiner erschöpften Suite, sieht man, wie ihm unter der schwer nassen Kappe das Wasser die weißen Haare an den Kopf klebt, wie es ihm von der Stirn, vom Bart und von den Wangen herabläuft, aber auch, wie er, frisch



und roth überhaucht, lächelt, als sei das Alles gar nichts. Die fünfundsiebenzig Jahre, die fünf Morgenstunden zu Pferd und das Wetter . . . gar nichts.

\*

Schluß. Dritter Tag, dritter und letzter Aufzug. Man will ganz früh fort, nichts versäumen; aber ehe die Sonne noch aufgeht, bebt das Haus. Auf der Wiese drüben schießen die Kanonen. Es ist, als ob das ganze Gebäude von einer Riesensfaust dröhnende Stöße bekäme. Der Fußboden zittert, die Fenster schüttern. Schlag auf Schlag. Plötzlich, vor dem Thor, das helle Krachen der Gewehre. Und rückwärts über den Hof, übers Dach hinweg das Pochen der Maxim. Hinaus ins Freie. Adjutanten rasen vorbei. Motorräder preschen die Mendelsiraße hinauf; und in der Luft ein schallendes, verfliegendes „aaa . . .“ Das Hurrarufen stürmender Truppen. Saphirblau ist der Himmel, Alles in goldenen Glanz getaucht, in Sonnenfröhlichkeit und Reinheit, die Wälder, die Wiesen, die funkelnden Kirchturmsspitzen, die Berggipfel. Und von den schimmernden Neuschneefeldern der Brentagruppe lösen sich die letzten weißen Flockenwolken. Ein festlicher Abschluß. Wie ein Salutschießen dröhnt der Donner der Schlacht, die sich jetzt voll entfaltet. Auf der breiten Terrainwelle, die sich zwischen Romeno und Sarnonico wölbt, stürmen die Regimenter in breiten, formirten Fronten gegen einander. Mitten zwischen die beiden Parteien fliegt ein glitzernder, goldfunkelnder, prachtvoller Schwarm die Wiese hinauf, sammelt sich oben, nimmt Stellung: die kaiserliche Suite. Das Gewehrfeuer prasselt und schnattert und knattert, die Gebirgsbatterien pochen, die Haubizen zerreißen das Firmament mit ihrem Krachen und das Echo tobt an den Felswänden. Wie kleine farbige Tüchlein flattern die entrollten Fahnen über den Bataillonen. Da bricht aus dem Tann, der den Hintergrund abschließt, mit Hurra ein neues Regiment hervor. Es ist der Höhepunkt. Der Kaiser inmitten dreier Fronten, umgeben von formirten Regimentern. Regimentern auf seinem ganzen Rückweg, den er von Cavareno nach Romeno zu nehmen hat. All Das mit meisterlicher Regiekunst auf den letzten Augenblick hin, auf den Schlusseffekt gruppiert. Ein scharfer Hornruf jetzt. Das Feuern verstummt allmählich, das Echo besänftigt sich und verhallt; und brausend klingt das Einschlagen der Musikbänder herüber: „Gott erhalte . . .“ Der Kaiser reitet die Fronten ab. Mit Trommelwirbel übernimmt eine Truppe von der anderen das Kaiserlied, immer weiter, immer entfernter, Generalmarsch . . . Trommeln, dann feierlich die Volkshymne . . . zuletzt nur ein leises metallisches Klingen. Der Kaiser reitet ins Hauptquartier zurück.

Rasch jetzt die Straße hinauf, heimwärts nach Bozen. Wie durch einen heiteren Soldatensonntag fährt man dahin. Singende Soldaten, lachende, sonnengebräunte Gesichter, Gesichter, denen das tiefe Athemschöpfen der Beruhigung etwas Zufriedenes und Befreites giebt. Ueberall liegen sie im Gras, rasten am Wegrand, rauchen, essen und singen. Wenn man sich einbilden könnte, daß es ein wirklicher Krieg war und daß nun Friede ist, seit einer Stunde . . .

Während der Drahtseilwagen von der Mendel ins Raltherthal hinuntergleitet, wie in freier Luft hinabzuschweben scheint, rauscht der ganze Berg und klingt von Musik. Laurins Rosengarten steht im Glühen der Abendsonne. Vom bozener Dom her läuten die Glocken . . . Und man hat den Traum, daß diese schöne Welt eine ruhige Stunde genießt.



## Hauffe.

Warum Hauffe? Weils der Industrie etwas besser geht und die Banken viel verdient haben? Das wäre wohl kein zureichender Grund, wenn die Börse nicht den Willen zur Hauffe hätte. Die Leute auf den Effektenmärkten sind ausgehungert und sehnen sich nach einer Mahlzeit. Stärker war weder je die Unempfindlichkeit gegen Warnerstimmen noch der Trieb zu neuen Geschäften. Daß Englands Industrie sich kräftiger regt, gilt als Gewähr kommender Festtage. Als ob britische Konkurrenz auf dem Weltmarkt für nichts zu achten sei. Auch als die Industrie des Inselreiches bewegungslos schien, war noch Kraft genug zu neuer Thätigkeit in den Werkstätten von Birmingham, Sheffield, Manchester und Glasgow. Hat die deutsche Spekulation Grund, sich zu freuen, weil diese Thätigkeit nun beginnen soll? Sie ist mit ihren Fühlern stets im Ausland, als ob ihr der Horizont der Heimath zu eng sei. Was im kleinen Kreis geschieht, interessiert sie nicht. Wichtiger als die Erklärungen angesehenen Montanleute über die geschäftlichen Verhältnisse scheinen ihr Bulletins über das Befinden des amerikanischen Eisenbahnkönigs Edward Harriman. Panischer Schrecken durchzuckte die Spekulanten Mitteleuropas, als die erste Meldung von der schweren Erkrankung des newyorker „Führers“ eintraf. Das war zur Zeit der Maienblüthe. Der sieche König kam nach Europa, um in Gastein und in den Bergen Südtirols Genesung zu suchen. Madonna di Campiglio, der bevorzugte Sammelpunkt der Ritter von der Couponscheere, zählte Harriman zu seinen Gästen. Und die Börsen sogem gierig den Wind ein, der von der Brenta ins Thal wehte. Der Mann, der über ein Eisenbahnnetz von 60 000 Meilen gebietet, verfügt auch über einen unerschöpflichen Schatz an Lebenskraft. Die Börsenflagge brauchte nicht auf Halbmast gesetzt zu werden: Harriman siegte über den Tod und fuhr nach der Heimath zurück. Auf der Reise nach seinem Landsitz in Arden ließ er sich interviewen. Er sprach von neuen Plänen, in deren Mittelpunkt die Union-Pacific-Bahn steht. Dann machte er dunkle Andeutungen über seine Stellung zur neuen Korporationsteuer, die der amerikanischen Finanz natürlich nicht gefällt. Schließlich kam die überraschende Mittheilung, daß die Welt irre, wenn sie Harriman für einen Spekulanten halte. Die newyorker Börse empfing den noch nicht verlorenen Sohn mit einer feierlichen Hauffe. Und die theoretisch an Harriman Interessirten dürfen die Behauptung, daß er mehr sei als ein bloßer Börsenjobber, um so ruhiger hinnehmen, als die Bedeutung des größten Eisenbahnunternehmers der Welt in dem von ihm gewünschten Sinn das Testat der Geheimräthe Hoff und Schwabach vom preußischen Eisenbahnministerium (in einem vor drei Jahren veröffentlichten Werk über die nordamerikanischen Eisenbahnen) bekommen hat. Die Börse freut sich der Genesung des Truistmannes und hat die Sorge um die Liquidirung der riesenhaften Engagements vergessen. So lange New York Gold versendet, scheint das Risiko der spekulativen Bewegung in Wallstreet für die internationalen Märkte gering. Daß ein Harriman wieder auf die Bühne tritt, ist immerhin aber wichtig. Wenn er die Spekulation anfeuert, wird die Börse genöthigt sein, alles erreichbare Geld an sich zu ziehen: und dann ist's mit der Freude über den amerikanischen Goldstrom bald aus. Wer mag daran jetzt denken? Drüben ist's wieder lustig: Das ist die Hauptsache. Dazu überall gute Ernten, Aufschwung der Wirthschaft in Rußland: Herz, was begehrt Du mehr?



Auch die Effektenbesitzer, die im vorigen Jahr Verluste erlitten hatten, hoffen jetzt auf gute Ernte. Mit ängstlicher Spannung verfolgen sie die täglichen Offenbarungen des Kurszettels, um ja nicht den richtigen Augenblick zu verpassen, wo es möglich wird, durch Verkauf das Verlorene wieder hereinzuholen. Und Jeder schwört, er werde niemals wieder Industriepapiere kaufen. Wenn solche Schwüre gehalten würden, käme der Rentenmarkt aus der Frühjahrstimmung niemals heraus. Aber noch ist der Mensch nicht geboren, der (alle erforderlichen Eigenschaften vorausgesetzt) gegen die Reize der Aktie unempfindlich bleibt. Der Anblick ist auch gar zu verlockend. Wer wagt noch, von Depression zu reden? Die Kurse sind so hoch, daß man glauben muß, auf allen Gebieten erblühe neues Leben, und an das Wehgeschrei von gestern nicht mehr denkt. Blickt doch nur auf die Elektrizitätsaktien! Diese Papiere beherrschen den Markt und bestimmen die Gesamttendenz. AEG sind von 218 (Ende Dezember 1908) auf 238 gestiegen; Siemens & Halske von 204 auf 234; Deutsch-Übersee von 148 auf 173. Worauf stützt sich solche Steigerung? Hält man daran fest, daß die Rente eines guten Papiers mindestens 6 Prozent betragen muß, so sind AEG jetzt um 38, Siemens & Halske um mehr als 40, Deutsch-Übersee um 15 Prozent zu hoch. Daß irgendwo die Dividende erhöht werden soll, ist nicht bekannt; auch nicht wahrscheinlich. Woher soll das Publikum nun erfahren, wie es sich zu den Kursen zu verhalten hat? Die Banken sind in ihren für die Kundschaft bestimmten Wochenberichten sehr vorsichtig. Wohl macht man sich nichts daraus, der Konkurrentin ein Wischen in die Suppe zu spucken; aber wenn man den Kurs von AEG unnatürlich hoch nennt, kann man nicht gut den Preis von Siemens & Halske als normal bezeichnen. Beide Papiere gehören zur selben Branche; also müßte die eine Gesellschaft von der anderen ganz verschiedene Lebensbedingungen haben, wollte man jeder getrennte Marschrouten für den Kurs ihrer Aktien vorschreiben. Man konnte beobachten, daß die erste Käufer-schicht der AEG zugespült wurde, während bei Siemens & Halske in dem Augenblick eine neue Kolonne von Interessenten antrat, als der Preis von AEG zu hoch geworden war. Die beteiligten Banken haben, ohne es zu wollen, einander die Käufer zugetrieben; denn das Publikum interessiert sich stets für das Papier, dessen Kurs noch die Möglichkeit neuer Chancen bietet. Der Effektenkäufer denkt nur selten daran, daß nicht er allein die Fäden des Geschäftes in der Hand hat. Wirksamere als seine Nachfrage und sein Angebot sind aber die Schiebungen, die hinter dem Wandschirm vorgenommen werden. An der Spitze der großen Elektrizitätsfirmen stehen Persönlichkeiten von hoch über das Mittelmaß hinausragender Kapazität. Männer wie Rathenau und Deutsch, Wilhelm von Siemens und Berliner wissen wohl, wann die Zeit gekommen ist, die Börse Mores zu lehren. Das kann man ja, ohne sich selbst auf Börsentransaktionen einzulassen. Die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft hat den Anspruch auf eine Sonderstellung. Emil Rathenau hat von je her eine Dividendenpolitik getrieben, die ihm den Tadel aller mehr auf hohe Dividenden als auf starke Rücklagen bedachten Aktionäre eintrug. Vielleicht sah er die Tage voraus, die den Kampf Aller gegen Alle bringen und den Sieg dem Stärksten lassen würden. Es ist kein Geheimniß (ich sprach hier schon davon), daß die AEG in der Annahme von Aufträgen auf eine splendid isolation (in des Wortes eigenster Bedeutung) hält. Eine untere Grenze in der Fixirung der Preise giebt es für diese Gesellschaft kaum; und der Vorwurf der Preisunterbietung haßt



ihr von allen Seiten entgegen. Man könnte meinen, daß sie sich auf diese Weise den Weg zum Monopol bahnen wolle; denn nur ganz kräftige Firmen halten ein solches Rennen auf die Dauer aus. Schließlich wird sich einmal zeigen, wo die finanzielle Konstruktion der Elektrizitätsgesellschaften in gesundem Boden ruht. Neben der Fabrikation betreiben die großen Firmen auch die Finanzierung von Tochtergesellschaften. Das läßt sich nicht vermeiden; aber erst eine Kraftprobe kann den Beweis dafür erbringen, daß nicht in die Luft gebaut worden ist. Nicht jede Voraussicht hat sich schon jetzt als richtig bewährt. Die Gründung der Elektrobanken blieb bis heute ein Theorem. Man wollte Bedürfnisse schaffen, um sich die Zufuhr neuer Aufträge zu sichern. Das Ergebnis ist auf dem Papier geblieben. Als die A. G. & Co. mit ihrer Treuhandgesellschaft auf dem Plan erschien, fürchtete man allzu schnelle Nachahmung. Und so geschah's. Die Elektrobanken sind da, müssen ihr Kapital verzinsen und warten auf Geschäfte. Ob sie kommen werden? Wann sie kommen werden?

Die Fachleute sagen, daß es der Elektroindustrie recht gut gehe. Verschwiegen wird nur, wie oft die Preise schlecht sind. Mit der Errichtung von Ueberlandcentralen war ein wichtiger Schritt gethan. Vielleicht aber waren manchmal die hohen Kosten der technischen Einrichtungen übersehen worden. An Warnungen, die kleine Firmen von dem Bau solcher Centralen fernhalten wollten, hats nicht gefehlt. Die Leistungsfähigkeit der deutschen Elektroindustrie ist viel größer, als sie heute zu sein brauchte. Der elektrische Betrieb auf Fernbahnen ist in den letzten Jahren so oft als Haußemotiv verwandt worden, daß es fast schon Anstandspflicht der Eisenbahnverwaltungen wäre, mit der Elektrifizierung endlich einmal Ernst zu machen. Ein hoher preußischer Eisenbahnbeamter sagte mir, die Sache werde erst in Schwung kommen, wenn Bayern mit seinem Riesenkraftwerk am Walchensee fertig sei. Das soll die Probe aufs Exempel werden. So weit sind wir aber noch lange nicht; die bayerische Regierung denkt einstweilen nicht an den Bau der Centrale. Auch ist's mit der Errichtung des Werkes allein nicht gethan. Die Hauptsache wäre doch die Einführung des elektrischen Betriebes auf der Eisenbahn; und dazu sind große Umbauten nöthig. Das Ausland ist in der Verwendung elektrischer Kraft noch nicht so saturirt wie die gewerblich hochstehenden Staaten Mitteleuropas. Deshalb schweift der Blick gern in überseeische Länder. Escomptirt werden solche Wünsche im Kurs der Aktien der Deutsch-Ueberseeischen Elektrizitätsgesellschaft, die ihre starke Finanzierung durch rentable Unternehmungen in Chile und Argentinien rechtfertigen soll. Bei dieser Gesellschaft kommt als stimulirendes Mittel noch die Kunde hinzu, daß Argentinien bei den bevorstehenden Jubiläumssfesten eine Unmenge Elektrischen Lichtes verbrauchen wird. Das ist beschlossen. Eine Dauerillumination, die der Gesellschaft einen sehr großen Ertragewinn sichert. In diesem Fall handelt sich also nicht nur um Hoffnungen. Doch auch die würden unter dem Wind, der jetzt weht, genügen. Man glaubt gern, was man wünscht; und die Börse war in dieser Art von Betätigung ihres Willens zum Leben immer sehr stark.

Das hat sich in der spekulativen Verwerthung kolonialer Begeisterung wieder gezeigt. Die letzten Wochen waren reich an Enttäuschungen; aber die Stimmung bleibt à la hausse. Weder die Generalversammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südafrika noch der Riesenreinsfall mit der South African Territories Ltd. hat der Tendenz wesentlich geschadet. Vielleicht glaubt man an den Stern des Herrn Schlutius aus Karow, der sich als eben so originellen wie offen-



herzigen Mentor des Publikums auf dem Kolonialmarkt eingeführt hat. Ein deutscher Thomas Lawson: er hat das Inserat zum Vermittler zwischen sich und dem an Kolonialpapieren interessirten Kapital gemacht. So erfährt man, welche Meinung Herr Schlutius hat und was er zu thun oder zu unterlassen gedenkt. Neu zum Wenigsten ist diese Sitte. Nicht gerade sehr geeignet, dem fremden Mann Sympathien zu wecken. Merkwürdig bleibt jedenfalls, daß solche Absonderlichkeiten immer da sichtbar werden, wo der Zeitgenosse Dernburg über die Erde schritt. Da giebt's keine ruhige Entwicklung. Effekte, Paukenschläge; das ganze Drama scheint da nur aus Aufschlußwirkungen zu bestehen. Ein Zeichen von robuster Gesundheit wird doch wohl kein kühler Beurtheiler in dem jäh aufgeflackerten Kolonialfieber sehen. Die Gründung der Kharas Exploration-Company, einer Untergesellschaft der Territories, ist Beweis genug für die Fähigkeit der führenden Spekulanten, die offenbar nicht daran denken, das ergiebige Gebiet der Kolonien schon zu verlassen.

Lange genug hat es gedauert, bis unsere Offiziellen zu dem Treiben im Winkel der Kolonialpapiere Stellung nahmen. Ich sagte hier schon, daß die Antheile der verschiedenen Kolonialgesellschaften im freien Verkehr, also ohne amtliche Kursnotirungen gehandelt werden. Das Geschäft wird in den Räumen der Börse geduldet, ist aber nicht offiziell zugelassen. Nun entstand die Frage, ob es opportun sei, über die täglichen Vorgänge im Reich der „Sezession“ zu berichten und die Preise zur Kenntniß des Publikums zu bringen, die für die einzelnen Papiere geboten und bezahlt wurden. Die Finanzpresse hat sich dieser Aufgabe unterziehen zu müssen geglaubt, ist aber über die Wiedergabe annähernder Geld- und Briefkurse nicht hinausgegangen. Gegen diese Art der Berichterstattung läßt sich um so weniger einwenden, als die Notizen keineswegs immer darauf gestimmt waren, die Neigung des Publikums zu Kolonialpapieren wecken. Da der Handel in den Räumen der Börse geduldet wird, so kann man ihn der Deffentlichkeit kaum vorenthalten. Der Staatskommissar an der berliner Börse hat aber den Zeitungen mitgetheilt, daß eine Veröffentlichung regelmäßiger Berichte über den Handel in Kolonialpapieren gegen die Bestimmungen des Börsengesetzes verstößt, die die Publizirung von Kurszetteln über nicht zum Börsenhandel zugelassene Papiere verbieten. Das Börsengesetz will verhindern, daß Papieren, die das Privilegium der offiziellen Börsennotiz nicht besitzen, der Charakter gültiger Börsenwerthe beigelegt werde. Diese Absicht ist gewiß zu unterstützen; aber nach dem Gesetz handelt es sich nur um Kurslisten, nicht um Berichte über Vorgänge auf einem bestimmtem Marktgebiet. Würden solche Mittheilungen ganz unterlassen, so wäre damit noch keine Gewähr für ein Abebben der spekulativen Fluth geboten. Die Geschäfte würden im geschlossenen Raum der Bankfirmen gemacht, die sich mit dem Handel von Kolonialantheilen befassen, und dann wäre erst recht jede Kontrolle unmöglich. Wenn die amtlichen Stellen von Anfang an mit der erforderlichen Zurückhaltung die Kolonialwuth behandelt hätten, wäre die vom Staatskommissar jetzt für zweckmäßig gehaltene Maßregel überflüssig gewesen. Die Unterlassungsünde läßt sich nicht dadurch wieder gut machen, daß man auf einmal das ganze Licht abdreht und den Leuten sagt: „Seht, wie Ihr Euch im Dunkel zurechtfindet!“ Die gesunde Reaktion gegen das ungesunde Treiben der Kolonialspekulanten, vor dem hier schon gewarnt wurde, als der Himmel überall noch voll Geigen hing, wird schließlich nicht ausbleiben. Aber von Amtes wegen kann man heute dieses häßliche Treiben nicht mehr aufhalten. Adon.





Berlin, den 18. September 1909.

## Ueberzeugungen.

**A**lles Recht besteht nur unter und für Menschen. Anders ausgedrückt: in der Natur entspricht keinem Recht irgendein sinnlich wahrnehmbares Objekt. Wenn man daher von Recht im objektiven oder im subjektiven Sinn spricht, so bezeichnet man damit menschliche Gedanken.

Fast alle Juristen sind der Ueberzeugung, es gebe Rechte; sie glauben, diese Rechte entstünden, veränderten sich, gingen unter, und vergessen, daß sie dabei Ausdrücke gebrauchen, die, streng genommen, unerlaubter Weise aus der realen Welt in die rechtliche Begriffswelt hinübergenommen sind. Was aber wirklich entsteht, sich ändert und vergeht, ist eine menschliche Ueberzeugung, daß das fragliche Recht entstanden sei, sich geändert habe oder untergegangen sei. Man denke sich, die Bevölkerung Deutschlands stürbe an einem Tage, so bleibt von dem gesamten deutschen Recht genau so viel übrig, wie die Nachbarvölker davon anzuwenden für gut halten.

Wenn ich von X behaupte, er sei Eigenthümer eines Buches, so heißt Das: in irgendeinem für mich als Urtheilenden maßgebenden Personenkreis (der übrigens in Ausnahmefällen sich auf einen Urtheilenden beschränken kann) lebt die Ueberzeugung, daß X Eigenthümer eines Buches ist. Dieser Personenkreis ist bald das ganze Volk, bald ein bestimmter Stand, bald die Summe aller Gerichte eines Volkes, bald einige solche Gerichte, bald eins davon.

Wenn die Frage gestellt wird, ob eine Frau, die, sich irrthümlich für schwanger haltend, ein Abortivmittel eingenommen hat, nach § 218 StGB bestraft werden dürfe, so kann man eben so gut mit Ja wie mit Nein antworten. Im ersten Fall ist der für den Urtheilenden maßgebende Personenkreis das Reichsgericht nebst den ihm folgenden Gerichten, im zweiten Fall der Kreis der Dissidenten.



Die große Mehrzahl aller Juristen wird hier mit dem Einwand kommen: Verschiedene Ansichten giebt es überall, aber nur eine Ansicht ist richtig und was die richtige Ansicht sagt, ist eben geltendes Recht. Hierbei setzt man aber das zu Beweisende als bewiesen voraus.

Der Glaube, daß das geltende Recht bei jeder schwierigen Streitfrage mit einer der möglichen (oft unzähligen) Lösungen zusammenfalle, ist ein gutmüthiger Wahn, der es aber jedem Schriftsteller ermöglicht, seine Meinung für die einzig richtige auszugeben. In jedem Gesetze ist eine Unmenge wichtiger Fragen einfach nicht beantwortet und manchmal sagen die Motive des Gesetzes, die Entscheidung einer Frage habe der Wissenschaft überlassen werden sollen. Die Wissenschaft hat es in solchem Fall nie weiter als bis zu einer *communis opinio* gebracht und konnte es auch nicht, da juristische Beweise nicht mathematische Beweise sind, die jeden nicht Verrückten überzeugen.

Sind also in einer Streitfrage für alle Ansichten gleich gute Gründe vorhanden, so giebt es einfach kein geltendes Recht, weil weder das Gesetz sich dazu äußert noch eine auch nur annähernd allgemeine Ueberzeugung sich bildet. Ohne Zweifel sind die Gerichte, wenn sie eine Streitfrage anders entscheiden als die Wissenschaft, in einer viel günstigeren Lage als diese und haben viel mehr Aussicht, ihre Meinung mit der Zeit geltendes Recht werden zu sehen.

Aber kann nicht eine jetzt vielleicht nur von einem Schriftsteller vertheidigte Ansicht bald zur allgemeinen werden? Gewiß; und dann ändert sich eben das geltende Recht. Das Recht ist im Fluß. Das Recht ist keine „Idee“.

Der Grund, weshalb all Dies heute noch befremdend klingt und warum das hier gestellte Problem bisher kaum berührt wurde, ist, daß der Glaube an die Existenz des Rechtes sich praktisch als nützlich erwiesen hat. Er verstärkt die Achtung vor dem Gesetz und sichert vor zu schnellem Aufgeben veralteter Ueberzeugungen. In der Theorie mußte aber der Schade der falschen Grundüberzeugung endlich doch zu Tage treten.

Ich sagte, Das, was man gemeinhin ein Recht nennt, müßte eigentlich die Ueberzeugung vom Bestehen dieses Rechtes genannt werden. Der vom Bestehen des Rechtes Ueberzeugte kann aber wieder nur zu seiner Ueberzeugung kommen und bei ihr bleiben, wenn er glaubt, daß Rechte „bestehen“. Und weil er diesen Glauben hat, wird er das hier gestellte Problem nicht verstehen.

Dieses Problem muß daher als eins von vielen ähnlichen aufgefaßt werden. Der Staat, die Kirche sind auch nichts als Ueberzeugungen. Noch kein Staat hat je einem Menschen Etwas befohlen oder geboten, aber fast alle Menschen haben es geglaubt; und damit war der selbe Erfolg erreicht, als wenn es wirklich einen gebietenden Staat gäbe. Worin liegt denn die hin-



dende Kraft der Gesetze? Doch nur darin, daß die Menschen sie für bindend halten.

Ein vollständiger Irrthum aber wäre es, hieraus zu schließen, daß all diese Ueberzeugungen vergänglicher und verächtlicher seien als die Sinnesobjekte. Eher dürfte das Gegentheil richtig sein. Es giebt kaum etwas weniger leicht Verbrechliches als menschliche Ueberzeugungen. Und mit welchem Recht wollte man das Recht, den Staat und die Kirche deshalb verachten, weil man sie nicht sieht?

Allgemein verbreitet ist leider in der modernen Rechtswissenschaft der Hang, all diese Ueberzeugungen zu objektiviren. So soll die Kirche die Gemeinde der Gläubigen sein; aber auf den Glauben und nicht auf die Gemeinde kommt es an. Der Staat wird viel zu sehr mit seiner Bevölkerung und seinem Gebiet identifizirt. Ein Staat ist ohne festes Gebiet durchaus denkbar. Und was soll man erst sagen, wenn das Recht im subjektiven Sinn als Antheil an den Lebensgütern definirt wird?

Wenn ich eine uneinbringliche Forderung habe, so habe ich damit an den Lebensgütern gar keinen Antheil. Nur so viel ist wahr: In „maßgebenden Kreisen“ wird nicht daran gezweifelt, daß ich von meinem Schuldner von Rechtes wegen eine Leistung beanspruchen darf. Wie viel feiner ist die alte Definition: Recht ist ein Wollendürfen; nur stammt sie aus der irrigen Annahme, daß es einen erlaubenden Staat gebe.

Wie bildet sich nun die Rechts-, die Staats-, die Kirchenüberzeugung? Wir stehen hier ohne Zweifel vor einem Grundgeheimniß der menschlichen Natur. Anlage, Gewohnheit, Zwang, Hoffnung, Einsicht und Instinkt: Alles baut mit an dem Werk, das schließlich in so imposanter Größe dasteht, daß der einzelne Träger des Gedankens es als sich fremd, als ewig, als für sich seiend, als „Idee“ auffaßt. Zu ihrer Anbetung ist dann nur ein weiterer Schritt. In allen drei Ueberzeugungen ist eine Menge Mystizismus enthalten, was man sofort erkennt, wenn man den Spruch: „Recht muß Recht bleiben“ mit Begeisterung ausspricht.

Sieht man von diesen mystischen Bestandtheilen der Rechtsüberzeugung ab, so ließe sich das Recht im subjektiven Sinn definiren als die von maßgebenden Kreisen gehegte Ueberzeugung, daß man von Rechtes wegen befugt sei, sein Verhalten in dieser oder jener Weise einzurichten, insbesondere von einem Anderen ein Thun, Dulden oder Unterlassen zu verlangen. Die Worte: „von Rechtes wegen“ dürfen aus der Definition nicht ausgelassen werden; denn neben der Befugniß von Rechtes wegen giebt es auch eine Befugniß nur von Moral wegen. Diese Definition ist sofort hinfällig, wenn nicht mehr an das Bestehen des Rechtes im objektiven Sinn geglaubt wird, wenn man in den maßgebenden Kreisen sich also durch die Rechtsfakungen nicht mehr für



gebunden erachtet. Der Glaube aber, an Rechtsatzungen gebunden zu sein, darf weder als falsch noch als richtig bezeichnet werden. Zwar läßt sich aus der Natur nicht nachweisen, daß Menschen an Rechtsatzungen gebunden seien; um so weniger, als Dies nur eine Gleichnißrede ist. Die Ueberzeugung, geistig gebunden zu sein, ist vollständig gleichbedeutend mit dem geistigen Gebundensein. Wer die Ueberzeugung nicht hat, von gewissen Rechtsatzungen gebunden zu sein, Der ist nur in der Ueberzeugung Anderer, nicht mehr in seiner eigenen an diese Rechtsatzungen gebunden. So lange nicht die nicht Ueberzeugten in der Rechtsprechung irgendwelchen Einfluß haben, ist ihre Ansicht für die Anderen gleichgiltig; sobald ihre Anschauung maßgebend werden sollte, sind sowohl diese Rechtsatzungen als die daraus fließenden subjektiven Rechte beseitigt. Man denke hier nicht zunächst an die Abschaffung aller Rechtsatzungen, die überaus unwahrscheinlich ist; das Gesagte wird viel besser klar, wenn man an ein von den Gerichten manchmal anerkanntes, manchmal verneintes Gewohnheitsrecht denkt, das endlich vom höchsten Gericht für nicht bestehend erklärt und seitdem von keinem Gericht mehr anerkannt wird. Vielleicht noch lehrreicher ist der Fall, daß eine ausdrückliche Bestimmung unserer Gesetze durch die Rechtsprechung weginterpretirt wird. In solchem Fall ist „geltendes“ Recht und klare Gesetzesbestimmung nicht gleichbedeutend: ein sprechender Beweis, daß das gesammte geltende Recht nichts als ein Gedankenzeugniß einiger maßgebenden Kreise ist.

So ist der Glaube an das Gebundensein durch die Gesetze im Grund eine Frage der Moral (im weitesten Sinn), sicher keine logische Schlußfolgerung, noch weniger eine „Thatsache“. Wer sich an die Gesetze gebunden fühlen will, wird daran gebunden sein, ungefähr so, wie, wer an Gott glauben will, an ihn glauben wird. Das Recht ist nicht sicherer begründet als die Moral, der Staat, die Kirche, Gott. Daß es eine Menge Menschen giebt, die wohl an das Recht, nicht aber an Gott glauben, liegt daran, daß sie die Wirksamkeit des Rechtes mit Händen greifen zu können wähnen, diejenige Gottes nicht. Aber eine reale Wirksamkeit haben all diese Ueberzeugungen nicht. Die Ueberzeugten wirken nur gemäß ihren Ueberzeugungen.

Die Normen, die der Staat angeblich seinen Unterthanen vorschreibt, sind keine Befehle, die er ihnen erteilt (wären sie es, so dürfte kein Mensch bestraft werden, der die Rechtsnorm nicht kannte), sondern Verhaltensmaßregeln, an die die Unterthanen sich gebunden erachten; richtiger: von denen maßgebende Kreise urtheilen, daß die Staatsbürger daran gebunden seien. Das Vorhandensein der Gesetze ist in der Regel zureichender Grund für die Annahme eines Gebundenseins an die in ihnen enthaltenen Normen; aber das Vorhandensein oder „Bestehen“ der Gesetze ist selbstverständlich wieder nichts als Dieses: maßgebende Kreise sind überzeugt, daß die Unterthanen von einem



gewissen Zeitpunkt ab (gegebenen Falls bis zu einem gewissen Zeitpunkt) an die in dem Gesetz enthaltenen Normen gebunden seien. Damit ein Richter § 242 St G B anwenden könne, muß er folgende Ueberzeugungen haben: Erstens besteht das Deutsche Reich und hat bestanden der Norddeutsche Bund; zweitens ist das Deutsche Reich und war der Norddeutsche Bund im Stande, Gesetze zu erlassen; drittens ist das Strafgesetzbuch ein giltiges Gesetz, früher des Norddeutschen Bundes, jetzt des Deutschen Reiches. Viertens enthält das Strafgesetzbuch die Norm: Du sollst nicht fremde bewegliche Sachen einem Anderen in der Absicht rechtswidriger Zueignung wegnehmen. Dieser Norm hat jeder im Deutschen Reich Befindliche zu gehorchen. Fünftens ist der Wille des Staates, daß Derjenige, der ihr nicht gehorcht, mit Gefängniß bestraft werde.

Im praktischen Rechtsleben denkt freilich kein Mensch an alle diese Prämissen und Jeder hält es für genügend, daß er in einem Gesetz den passenden Paragraphen findet.

Sehr beträchtliche Schwierigkeiten entstehen jedesmal, wenn das Gesetz eine Lücke hat. Da nun jedes Gesetz unzählige Lücken hat, da ferner stets unzählige Fälle vorkommen oder sich doch erdenken lassen, für die es an ausdrücklicher Regelung fehlt, da schließlich die Gerichte jeden praktischen Fall irgendwie entscheiden müssen, so bleibt gar nichts übrig als der Versuch, die Lücken des Gesetzes auszustopfen. Für die Juristen, die offen oder heimlich an die Rechtsidee glauben, ist der Weg hierzu vorgeschrieben: der Weg der Deduktion. Das Recht ist nur scheinbar lückenhaft; thatsächlich sind auch diese Fälle alle geregelt, und wer von den Obersätzen die Untersätze abzuleiten versteht, gewinnt ein lückenloses geltendes Recht.

Gegen dieses Prinzip wäre nichts einzuwenden, wenn man die Obersätze kannte. Im Gesetz stehen sie nur ganz selten, und sobald sie nicht drin stehen, ist ihre Konstruktion stets willkürlich. Wir haben, zum Beispiel, fast unzählige Theorien vom Zweck der Strafe, so viele, daß keine einzige richtig sein kann. Je nachdem man nun Anhänger der Besserungstheorie oder der Vergeltungstheorie ist, wird man für eine sehr verschiedene praktische Behandlung der Zuchthäusler sein. Im Gesetz klaffen da besonders große Lücken. Das Ergebnis ist, daß jeder Einzelne je nach seiner Individualität sie ganz verschieden ausfüllt. Das πρῶτον ψεῦδος bei Alledem ist die Annahme, daß die Strafe überhaupt einen Zweck habe. Könnte sie nicht tausend Zwecke haben? Könnte sie nicht vielleicht ohne Zweck entstanden und im Lauf der Zeit ihr Zweck untergeschoben worden sein? Oder könnte sie nicht zu einem Zweck entstanden sein und diesen Zweck geändert haben? Jede Generation wird die Zwecke, die für sie im Vordergrund stehen, in die Strafe hineindichten (wie jede Generation bisher die Bibel nach ihren Zwecken ausgelegt hat).



Die Ausfüllung der Gesetzeslücken ist also nicht nur ungeheuer schwer, sondern in vielen Fällen unmöglich, da der Obersatz unauffindbar ist.

Die übrigen Lückenstopfer, die die Jurisprudenz empfiehlt, nämlich die einengende und ausdehnende Interpretation und die Analogie, können auch von Leugnern der Rechtsidee angewendet werden. Nur ist es nützlich, zu fragen, aus welchen Gründen man sie überhaupt anwenden darf. Wer zur Rechtfertigung der Analogie anführt, daß gleiche Fälle gleich behandelt werden müssen, setzt ohne allen Schein von Grund voraus, daß es gleiche Fälle giebt; wer aber sagt, ähnliche Fälle müssen gleich behandelt werden, bleibt auf die Frage „Warum?“ die Antwort schuldig, wenn er nicht einen Obersatz aufstellt, aus dem sich seine These als Folge ergibt. Dieser Obersatz kann aber nur lauten: Die Gesetze wollen das menschliche Leben in vernünftiger Weise ordnen. Daraus ergibt sich der Untersatz: Deshalb müssen ähnliche Fälle gleich behandelt werden.

Wenn man dagegen einwendet, daß kein Mensch definiren kann, was unter einer vernünftigen Ordnung zu verstehen ist, so ist Dies kein Tadel. Jedes Zeitalter hat seine eigenen Ansichten von Vernunft, weil jedes Zeitalter eigene Zwecke hat. Es soll der selbe Geist sein, der das Zeitalter, die Ausfüllung der Gesetzeslücken und die Auslegung der Gesetze leitet. Daß die Gesetze dem Zeitgeist nicht blindlings dienen sollen, daß der gesetzliche Befehl nicht durch Taschenspielerkünste weginterpretirt werden soll, versteht sich von selbst. Wenn im Gesetz eine dem Zeitgeist widerstrebende Norm aufgestellt ist, so muß diese Norm, wenn sie nicht ersichtlich Ausnahmebestimmung ist, auch auf wirklich ähnliche Fälle angewendet werden.

Zeitgeist und Gesetz haben einander stets durchdrungen und werden einander, allen Rechtsidealisten zum Troß, immer durchdringen. Freilich wäre für unsere Zeit eine innigere Verbindung Beider wünschenswerth. Der Richter soll den Satz, daß die Gesetze das menschliche Leben in vernünftiger Weise regeln wollen, nicht aus den Gesetzen selbst erfahren. Im Bürgerlichen Gesetzbuch wird er ihm in der bedenklichen Form der Verweisung auf Treue und Glauben entgegengebracht. Freilich sind Treue und Glaube schöne Dinge; aber sobald sie zum täglichen Handwerkszeug der Juristen geworden sind, werden sie fest, starr, unveränderlich. Ueber dem römischen Recht schwebt, einem Regenbogen vergleichbar, der Grundsatz der bona fides; so zarte Dinge dürfen nicht in starre Paragraphen geschmiedet werden.

Dr. Friedrich Alten.





## Parlamentarismus.

**I**l faut se compter ou se battre! Mit diesen energischen Worten begründete Girardin den alten Gedanken von der Nothwendigkeit, sich freiwillig der Herrschaft der Mehrheit zu unterwerfen, wenn Beschlüsse gefaßt werden müssen. Ein Anwendungsgebiet dieses Satzes ist folglich das Parlament, nicht der Wahlkreis, der die Abgeordneten in das Parlament sendet, denn der Wahlkreis soll keine Beschlüsse fassen, sondern die Urtheile und Wünsche der Wähler durch den Mund seines Vertreters verkünden. Gleichsam die Heere auszurüsten, die im Volkshaus mit einander ringen und ihre Fehden durch Zählen abschließen: hierauf sollte die Thätigkeit der Wahlkreise beschränkt sein. Je treuer sich ihre Stimmungen und Meinungen im Haus der Abgeordneten widerspiegeln, um so mehr Hoffnung auf Ruhe und Fortschritt. Das heutige Wahlverfahren trägt aber das Prinzip des Krieges in den Frieden der wählenden Bürger hinein; regelmäßig wird eine Minderheit von einer Mehrheit unterdrückt; es kann vorkommen, daß die Minorität der Wähler die Majorität der Vertreter abordnet; und die Hoffnung auf eine verhältnißmäßige Uebereinstimmung zwischen der Zahl der Wähler und der Gewählten beruht nur auf der leichtherzigen Annahme, daß jede Partei eben so oft Hammer wie Amboß sein wird.

Aus diesen Mißständen ist eine schmiegsame Bewegung hervorgegangen für eine Vertretung der Minderheiten und eine rücksichtlosere für eine der Stärke der Parteien unter den Wählern entsprechende Zahl von Abgeordneten: für die proportionelle Vertretung, für die Verhältnißwahl oder, wie man im Lande Gottfried Kellers und Konrad Ferdinand Meyers durch keinen Sprachdämon zu sagen abgehalten wird, durch den Proporz; für beide so verschiedene Bewegungen kennt die arme deutsche Sprache bisher nur die eine zusammenfassende Bezeichnung: Minderheitenvertretung. In der Schweiz entzweit sie die Parteien seit den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, sie macht immer raschere Fortschritte, da die fast fünfzig Jahre alte Agitation für das Referendum und die direkte Volkswahl der Staatsbeamten, die bald ihr Ziel erreicht haben wird, die politischen Bestrebungen nicht mehr zersplittert. Alle Parteien wollen ihre weitere Ausdehnung, mit Ausnahme der freisinnig-demokratischen. Auf dem Luzerner Parteitag im März dieses Jahres hat sie entschieden Stellung gegen die Ausdehnung genommen. Vor Kurzem wurde das Initiativbegehren für Einführung des Proporzes vom Volk des Kantons Aargau mit großer Majorität verworfen und im Großrath des Kantons Saint Gallen haben 82 Delegirte für und eben so viele gegen eine Proporz „Motion“ gestimmt. Die Befürworter der Verhältnißwahl bringen neue Gründe neben den alten vor: im Kanton Tessin habe sie den bürgerlichen Frieden wieder hergestellt,



sie erschwere Bestechungen, die in einzelnen Wahlkreisen vorgekommen seien, auch ermögliche sie, die Zahl der Vertreter zu vermindern. Aargau's Kantonsrath zählt nicht weniger als 142 Abgeordnete, der Kanton jetzt vielleicht 220 000 Einwohner. Die Menschenverschwendung im öffentlichen Dienst, die durch das demokratische Prinzip, möglichst Viele an den Staatsgeschäften theilnehmen zu lassen, besonders in der unmittelbaren Demokratie, gefordert wird, wollen einsichtige Politiker einschränken, aber sie befürchten ein fehlerhaftes Bild der Landesstimmung, wenn der Verminderung der Abgeordnetenzahl nicht die Minderheitenvertretung vorangeht. Auch in Frankreich kämpft man nicht nur mit Gründen der Gerechtigkeit für die Verhältnißwahl. Auch hier möchte man die Zahl der Abgeordneten herabsetzen, wenn auch aus einem anderen Grunde: man hofft, damit den Groll über die Diätenerhöhung zu beschwichtigen. Vor Allem aber erscheint die Verhältnißwahl als eine zweckmäßige Maßregel, um der schwankenden Parlamentarischen Regierung wider zu Kräften zu verhelfen. Die Erfahrung beweist ja, daß Staatsbeamtenhum und Parlamentarische Regierung sich nicht vertragen. Der parlamentarische Minister ist von der Unterstützung der Abgeordneten abhängig und der Abgeordnete von der Unterstützung einer starken Zahl von Wahlkreisgetreuen. Um diese Leute an sich zu fesseln, muß er über die Stellen, die die Regierung zu vergeben hat (in Frankreich sind es viele), verfügen können, er muß die Macht haben, unlenkbare Beamte herauszudrängen und neue Stellen für seine Geschöpfe zu schaffen, er muß in der Lage sein, seinem Wahlkreise für den Fall, daß er wieder gewählt wird, Belohnungen in Gestalt von Straßen, Kanälen, Brücken, Subventionen in Aussicht zu stellen, er muß Strafen erlassen, Prozesse niederschlagen können. Alle diese Mittel sind in Frankreich angewandt worden. Ein französischer Student begründete seinen Durchfall im Examen damit, daß er nicht die Protection eines Deputirten besessen habe, eine Erklärung, die ernst gemeint war und weniger lustig ist, als sie scheint. Daß der Abgeordnete dabei seine Vermögensverhältnisse verbessert: wer will es ihm verdenken? Sind nicht viele von ihnen arme Schlucker, die es in anderen Berufen zu nichts gebracht haben? Und kosten die Wahlen gewöhnlich nicht viel mehr, als die Diäten betragen, die sie vor der Einkommenerhöhung von 9000 auf 15 000 Franken in vier Jahren einstreichen konnten? Schon unter Ludwig Philipp hat ein Franzose das System in geistreicher Weise geschildert; und doch war selbst am Ende der Regierung dieses Königs das Wahlrecht noch sehr beschränkt. Wenn ich mich recht erinnere, stieg im Jahre 1848 die Zahl der Wähler von 220 000 auf 10 Millionen. „Ces mœurs“, so schrieb damals Hello, „ont produit dans notre société une situation qui a une forte ressemblance avec l'ancien patronage.“ Vor fünfundsiebenzig Jahren gab Edmond Scherer diese Sitten dem Gelächter preis und im letzten Winter wurden von einem bekannten Anonymus im



„Journal des Débats“ die Entfittlichung, die Rechtlosigkeit, der Terrorismus, die Zerrüttung der Finanzen, die es im Gefolge hat, ernst und witzig, mit Spott und Entrüstung, mit fast systematischer Vollständigkeit beschrieben. Wie die Wirkungen der Parlamentarischen Regierung in Italien sind, darüber belehrt ein dem deutschen Reichskanzler nahestehender italienischer Staatsmann schon allein durch den Titel seiner Schrift *„I partiti politici, e la loro ingerenza nella giustizia e nell' amministrazione“*. Und die Lücken Minghettis ergänzt Bolton King durch sein Werk *„Italy of To-Day“*, das gewiß verdient, neben dem ausgezeichneten Werke P. Fischers *„Italien und die Italiener“* genannt zu werden. Aber was man auf der Apenninenhalbinsel erlebt, ist noch nicht der Gipfel Dessen, was man erfahren kann; sonst gäbe es im Italienischen nicht das Wort *„Lo Spagnuolismo“*. In Madrid fragte ich einen Spanier, als gerade die Opposition heftig gegen das Ministerium vorging, nach den tieferen Gründen des Sturmes, worauf er ruhig erwiderte: *Tengon hambre*. Ähnlich war die Antwort eines Engländers in Bukarest auf meine Frage, wann der Sturz der rumänischen Ministerien zu erfolgen pflege. Er meinte: *When the opposition are very hungry*. Weshalb hat also die Parlamentarische Regierung etwa hundert Jahre in England erträglich gearbeitet? Weil die Bureaucratie unentwickelt war, weil die Staatsverwaltung in ausgedehntem Maße im Ehrenamt geführt wurde, weil eine weitgehende Selbstverwaltung eine Einmischung des Staates unmöglich machte, weil die liberale Beschränkung der Staatszwecke Subventionen der Wahlkreise erschwerte, weil die Abgeordneten zum größten Theil wohlhabende, ja, reiche Leute waren, denen ihre Condottierpflichten nicht ein Einkommen zu verschaffen brauchten, und weil, als das Beamten-  
thum sich vermehrte, das Parlament die Klugheit besaß, die Besetzung der Stellen durch die Examenkonkurrenz erfolgen zu lassen.\*) Es ist eine nicht bis zum Kern vordringende Auffassung, die unleugbaren Lichtseiten (neben den von Engländern deutlich betonten Schattenseiten) der Parlamentarischen Regierung Englands daraus herzuleiten, daß sich in Westminster nur zwei Parteien gegenübergestanden hätten, und es macht einen erheiternden Eindruck, die Freunde des britischen Parlamentarismus alle Symptome einer Annäherung wesenfremder Parteien im Deutschen Reichstage als Vorboten besserer Zeiten deuten zu hören. Auch bei uns würde die Parlamentarische Regierung wahrscheinlich Zustände, wie in Frankreich, schaffen; vielleicht würde man sich dem *„Spoilsystem“* nähern.

Ich scheine mich von der Minderheitenvertretung weit entfernt zu haben;

---

\*) Nachdem Dies geschrieben war, ging durch die Zeitungen die Mittheilung, daß man auch in Frankreich in Zukunft die Beamtenanstellung ausschließlich vom Erfolge der Wettbewerbsprüfungen abhängen lassen wolle.



in Wirklichkeit haben wir uns ihr genähert. In Frankreich ist nämlich die Ueberzeugung verbreitet, daß die kleinen Wahlkreistyrannen entwurzelt werden müssen, wenn nicht nach einer Prophezeiung Montesquieus in jenem mit der Kraft eines Tacitus geschriebenen Kapitel über die Korruption in der Demokratie auf die kleinen Tyrannen ein großer Tyrann folgen soll, mag er nun Philippe Orleans oder Victor Bonaparte heißen. Und wie entwurzelt man Die? Mit der Listenwahl, für die Stimmung in Frankreich gemacht wird. Die Listenwahl aber ist eine Ausmerzung der Minoritäten in großem Stil; und nun wird der Zusammenhang zwischen verwesender Parlamentarischer Regierung und der Minderheitenvertretung klar vor Augen liegen. Mit der Minderheitenvertretung hofft man die Listenwahl zu einer ungemischt heilsamen Maßregel zu machen; hervorragende Männer sollen aus ihr hervorgehen, aber die Minderheiten nicht geopfert werden. Zwar hat Batbie, der Staatsrechtslehrer des Zweiten Kaiserreiches, als er seinen umfangreichen „Traité“ vor etwa zwanzig Jahren noch einmal erscheinen ließ, gemeint, die Listenwahl bewirke einen treueren Ausdruck der politischen Richtungen als die Arrondissementswahl: „Il se prête mieux que le scrutin individuel à exprimer le mouvement des partis; les partis peuvent, en composant la liste, transiger pour la représentation des nuances et de cet accord résulte la manifestation moyenne du département.“ Nun ist freilich richtig, daß, wenn eine sehr erhebliche Minderheit im Wahlkreise gefährlich werden kann, die Führer der herrschenden Partei im wohlverstandenen Selbstinteresse einen oder mehrere Vertrauensmänner der gegnerischen Partei auf die Liste setzen werden; im anderen Fall aber wird die Minorität erbarmungslos ausgemerzt. Wünschte doch Gambetta die Listenwahl, um die ersehnte Diktatorstellung zu erobern, weshalb seine Gegner und Freunde sie ihm verweigerten. Im Jahr 1885, nach Gambettas Tode, eingeführt, gab sie Boulanger eine so überragende politische Macht, daß man sie 1889 wieder abschaffte. Und für die hierin vertretene Meinung spricht auch die Thatsache, daß ein in Wahlgeschäften erfahrener französischer Politiker sie in der Unterhaltung mit dem Satz vertheidigte, sie schaffe die „Wahlbettelei“ ab.

Während so in den beiden europäischen Demokratien die Minderheitenvertretung das öffentliche Interesse erregt, denken die Reformer in den Vereinigten Staaten an den Abbruch der großen, übereinander aufgethürmten Gerüste der Ernennungskonvente, auf denen die Wirepullers und Bosses ihre widerlichen und einträglichen Künste treiben; in den mittel- und südamerikanischen Demokratien aber hat man sich noch nicht endgiltig für Schlagen oder Zählen entschieden. Zwar giebt es ja auch in Montecitorio alle zehn bis fünfzehn Jahre eine große Schlacht, aber nicht aus politischen, sondern aus sittlichen Beweggründen. Man will den unteren Klassen, die beim geringsten



Anlaß zum Dolch greifen, überzeugend beweisen, daß wunde Knochen noch gefühlt und blaue Augen noch gesehen werden, wenn der Erstochene in der Grube den Todesstoß verschmerzt hat. Eine ausgezeichnete object-lesson in einem Lande, wo man abschlachtende Bestien wie Menschen behandelt und die Menschen wie Bestien abschlachten läßt.

So richtig der der Minderheitenvertretung zu Grunde liegende Gedanke ist: die Verfahren, die die gerechte Vertretung verwirklichen sollen, sind künstlich, verwickelt, schwerfällig und führen doch nicht ans Ziel. Nur ihre Grundlinien sollen flüchtig gezeichnet werden. Sie stimmen alle darin überein, daß der Wähler mehrere Personen wählen kann, und sie unterscheiden sich durch die Befugnisse, die sie ihm über die Namen der Wähler geben. Das beschränkende Verfahren verhindert den Wähler daran, über alle Namen frei zu verfügen. Bei den Erneuerungswahlen der kommunalen Generalräthe im Kanton Neuenburg, die vor einigen Monaten waren, durfte, zum Beispiel, der Stimmberechtigte nur 25 von 40 Kandidaten wählen; 15 mußte er für die Minderheitsparteien übrig lassen. Diese Methode ist offenbar ziemlich willkürlich und kann zur Zersplitterung der Stimmen führen. Aus diesem Grunde hatte man in dem vorliegenden Fall außerdem bestimmt, daß jeder Gewählte drei Achtel der Stimmen auf sich vereinigen müsse. Das verstärkende Verfahren gestattet dem Wähler, alle seine Stimmen einem Kandidaten zu geben. Steht eine einheitlich geleitete Minderheit einer zerfahrenen Mehrheit gegenüber, so kann sie die Majorität erlangen. Beim dritten, die verhältnißmäßige Vertretung anstrebenden Verfahren schreibt der Wähler die Namen mehrerer Kandidaten auf eine Liste, so daß der am Meisten Geschätzte den ersten Platz bekommt. Am Ende der Wahl wird die Zahl der abgegebenen Stimmen durch die Zahl der Kandidaten getheilt: so erhält man die durchschnittliche Stimmenzahl. Hierauf zählen die Wahlbeamten die an erster Stelle stehenden Namen (jeder Wähler hat ja nur das Recht, einen Mann zu wählen). Hat ein Kandidat den Quotienten erreicht, dann zählt man seinen Namen nicht mehr, so oft er auch ferner noch auf den Wahlzetteln erscheinen mag, sondern den an zweiter Stelle stehenden. Diesem Verfahren hat man einen vermeintlichen und einen wirklichen Mangel nachgesagt. Es komme vor, daß Jemand nicht gewählt werde, obwohl er die durchschnittliche Zahl erreicht habe, weil er an zweiter Stelle stehe. Wer aber an zweiter Stelle steht, ist ja doch nur als Lückenbüßer genannt worden. Ein sehr ernsthafter Mißstand ist dagegen, daß fast regelmäßig eine Anzahl von Wahlen nicht zu Stande kommt, weil die Kandidaten die durchschnittliche Stimmenzahl nicht erreicht haben. Man kann sie auch bei der Listenwahl anwenden. Wie man zur proportionalen Vertretung von der Listenwahl in der Stadt Reims kam, erzählt Frédéric Clément, einer ihrer hervorragenden Vertreter, sehr anschaulich in der „Opinion“



vom sechszwanzigsten Dezember 1908. Bei den Gemeinderathswahlen im Mai 1908 wurden für die Liste des Blocks 8000 Stimmen abgegeben, für Fortschrittler und Liberale je 4000, für die Vereinten Sozialisten 2000. 18000 Wähler waren an der Urne erschienen und 36 Gemeinderäthe zu wählen, so daß jede Liste für je 500 Stimmen den Anspruch auf einen Sitz gehabt hätte, wenn die Verhältnißwahl schon bestanden hätte. Nun trat plötzlich eine Gruppe von Bürgern mit einer großen Liste hervor, die die Namen der 16 Radikalen und Radikalsozialisten, 8 Fortschrittsmänner, 8 Liberalen und 4 Sozialisten enthielt, die auf den verschiedenen Parteilisten gestanden hatten. Trotz dem heftigen Widerstand des Blocks ging sie mit 1800 Stimmen Majorität durch. Nicht so einfach verläuft die Wahl, wenn es dem Wähler freisteht, zu panaschiren (panaché = mehrfarbig), Namen auf einer Liste zu streichen und durch solche aus anderen Listen zu ersetzen. Ich will diese weiteren Schwierigkeiten nicht darstellen, da es mir nur darauf ankam, zu beweisen, daß die Mängel der bestehenden Verfahren dazu berechtigen, neue zu entwerfen. Das Folgende bitte ich den Leser zu prüfen.

Einige Zeit vor der Wahl treten in den Gegenden, wo eine Partei eine starke Zahl von Anhängern hat, die Wähler zusammen, äußern sich über die erstrebenswerthen Ziele der künftigen Tagung und schlagen geeignete Kandidaten vor. Abgeordnete dieser Versammlungen vereinigen sich bald darauf zu einer nominativen Konvention, sie entwerfen ein Programm und stellen die Liste der ernannten Kandidaten nach ihrem politischen Rang durch Abstimmung auf, so daß die tüchtigsten und hervorragendsten an die Spitze kommen, die jüngsten, unerprobtesten am Ende aufgeführt werden. Hierauf werden Liste und Programm bekannt gemacht. Am Wahltag ist das ganze Land ein Wahlkreis. Auf den Wahlzetteln steht nicht der Name eines Kandidaten, sondern die Bezeichnung der Parteien. Dann werden die für die verschiedenen Parteien im ganzen Land abgegebenen Stimmen zusammengezählt. Nehmen wir an, im Ganzen seien 3 000 000 Stimmen abgegeben worden und 300 Abgeordnete sollen gewählt werden. Dann wäre die auf einen Abgeordneten entfallende Durchschnittszahl 10 000. Weiter angenommen, die blaue Partei hätte auf sich vereinigt 1 500 000 Stimmen, dann erhielte sie 150 Sitze; die auf ihrer Liste stehenden ersten 150 Männer wären gewählt. Die gelbe Partei hat 800 000 Stimmen, ihr fallen 80 Sitze, der grünen mit 400 000 Stimmen 40 zu. 300 000 Stimmen sind für 30 Abgeordnete abgegeben worden, die nicht auf den Parteilisten standen. Wie erklärt sich Das? Nicht allen Wählern werden die Programme und die Kandidatenlisten gefallen; ihnen muß es freistehen, Männer ihres Vertrauens zu bezeichnen. Solche Wähler schreiben den Namen des erwünschten Kandidaten auf den Wahlzettel. Hier tritt auch die aus einer der in Uebung stehenden Systeme der Min-



derheitenvertretung bekannte Maßregel auf, daß die Wähler den Namen eines anderen Kandidaten oder einer Partei beifügen müssen, dem oder der die den Normalquotienten (in unserem Fall 10 000) nicht erreichenden oder überschießenden Stimmen zufallen sollen. Schwierigkeiten werden hier auch die Reste, die Bruchzahlen, bereiten. Darüber einigen sich die Parteihäupter oder das Loß entscheidet.

Dieser Plan hat vor anderen, wie mir scheint, einige Vorzüge voraus. Erstens: Einfachheit. Zweitens: Gewißheit, daß die politische Stimmung des Landes ganz getreu zum Ausdruck kommt, so weit persönliches Interesse und Mangel an politischer Bildung es nicht verhindert. Drittens: volle Sicherheit, daß die Parteiführer gewählt werden, während es bei dem heutigen Verfahren manchmal umständlich und schwierig ist, ihnen einen Sitz zu verschaffen. Viertens: die Möglichkeit, daß auch solche Männer in die Kammer kommen, die nicht mit den Parteien oder den Wahlkreisen verschwägert oder verschwistert sind. Hätte man den Plan schon früher verwirklicht, dann wäre Naumann eher in den Reichstag gelangt, Adolf Wagner würde Gelegenheit gehabt haben, nicht nur in Volksversammlungen über die Finanzreform zu reden, und der Herausgeber dieser Zeitschrift hätte auch am Königsplatz die auswärtige Politik kritisieren können. Fünftens: die Abhängigkeit der Volksvertreter von ihren Wahlkreisen und deren die Ausgaben erhöhende Wirkung fielen fort. Sechstens: die ewigen Klagen über die Wahlkreisgeometrie hörten auf. Siebentens: man könnte die Zahl der Abgeordneten beschränken, denn es kommt ja nur darauf an, daß das Zahlenverhältniß der Parteivertreter sich nicht ändert. Achters: eine unzweifelhafte Hebung der geistigen Höhe der Parlamente wäre die sichere Folge dieser Einrichtung.

Ich nehme an, daß die Abgeordneten nach dem Mehrstimmenrecht gewählt werden, für das, als ein liberales Wahlrecht, ich im September 1907 in dieser Zeitschrift eingetreten bin. Ich weiß sehr wohl, daß Mill es schon in seinem Werk „On Representative Government“ versucht hat. Worauf es ankommt, ist seine Begründung und seine konkrete Ausführung. Deshalb betone ich, daß erfüllte Militärpflicht, Alter, Steuerleistung, Unternehmerfunktion und die Stellung als Familienvater einen Unterschied begründen sollten, Bildung nur dann, wenn sie eine durch Thätigkeit in der Staats- oder Selbstverwaltung praktisch erworbene oder durch Prüfungen nachgewiesene theoretische politische Bildung ist. Bildung in dem herkömmlichen Sinn giebt keinen Anspruch, hohe Bildung kann den Menschen sogar für die Lösung politischer Fragen unfähig machen. Herbert Spencer hat Das in seinem Werk „Das Studium der Soziologie“ sehr schön ausgeführt; ich erinnere nur an seine Darlegung der Unverträglichkeit der mathematischen und der politischen Geistesrichtung. Dort abstrahierende Verstandesthätigkeit, hier liebevolles Ver-



senken in die besonderen Eigenthümlichkeiten. Und es ist mit ähnlichen Gründen von berufenen Kennern der Geschichte der Französischen Revolution dargethan worden, daß es die Juristen waren, die dem Gang der Ereignisse eine so unheilvolle Wendung gegeben haben. Nicht nur dadurch, daß sie mit den einfachen Begriffen des römischen Privatrechts die verwickelten, nach Landestheilen so verschiedenen gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse zu entwirren suchten, woraus sich eine völlige Konfiskation unter dem Konvent entwickelte, sondern auch dadurch, daß sie das Beamtenrecht der Geistlichkeit durch einfache Anwendung der Begriffe des kanonischen Rechts und die Wiederbelebung vergangener Einrichtungen zu schaffen unternahmen. Diese beiden Maßregeln waren es doch vornehmlich, die einen Abgrund eröffneten, der König, Thron, Leben und Glück vieler Tausende verschlang und den selbst der Caesar nicht zu schließen vermochte.

In welchem Zusammenhang aber das Mehrstimmenrecht mit der Minderheitenvertretung steht? In einem sehr engen, wie mir scheint. Die Verhältnißwahl, wie ich sie verstehe, verändert das Verhältniß der Wähler zur Volksvertretung grundsätzlich. Das Mandat impératif ist mit den Wurzeln ausgerodet; nicht mehr Diejenigen, die einen Gegner durch bekannte Fertigkeiten niederkonfurrirt haben, sollen im Volkshause sitzen, um dort den Willen einer Mehrheit zur Geltung zu bringen, sondern es sollen dort Männer, die mit der Stimmung des Landes völlig vertraut sind, aus deren Kenntniß heraus freie Entschlüsse fassen. Je wichtiger diese Kenntniß wird, einen um so höheren Werth wird man den Urtheilen der Wähler beilegen, denen Alter und Erfahrung höhere Fähigkeiten gegeben haben oder die mit ihrer Person und ihrem Vermögen in größerem Maße verantwortlich sind. Ein anderes Mittel, um diesen Unterschied zur Geltung zu bringen, als das Mehrstimmenrecht, giebt es aber nicht. Daß den Unternehmern besondere Berücksichtigung gebührt, muß stark hervorgehoben werden, da sozialistische Ideen fälschlich auf die heutige Volkswirthschaft angewandt werden. In dem sozialistischen Gemeinwesen braucht es keine Unternehmer zu geben, weil es für seinen eigenen, feststehenden Bedarf arbeitet; in der heutigen Volkswirthschaft sind sie unentbehrlich, weil sie für eine fremde, unaufhörlich schwankende, über die ganze Erde zerstreute Nachfrage unter dem Einfluß der verschiedenartigsten politischen und sozialen Faktoren arbeiten. Der Zusammenbruch so vieler sozialistischen Unternehmungen belehrt doch hinreichend über die Nothwendigkeit solcher Spezialisten. Da ihnen die Leitung unserer Volkswirthschaft auf eigene Rechnung und Gefahr anvertraut ist, gebührt ihnen auch eine bevorzugte Stellung im Wahlrechte. Und Dies gilt nicht nur für den großen Unternehmer. Der kleine Unternehmer, der im Kampf gegen andere Unternehmer, gegen seine Kunden und Arbeiter um sein tägliches Brot ringt, der den Einfluß der Geseze an seinem eigenen Leib spürt,



der die mannichfachsten Abhängigkeitsverhältnisse erkennt und erduldet, gewinnt gewöhnlich eine tiefere politische Einsicht als der hochgebildete Herr, der sie nicht ahnt und über sie erhaben ist. Ein Gedanke, dem Konrad Keller in seiner Brochure „Bauernsklaverei der Neuzeit“ einen passenden Ausdruck gegeben hat. Will man diese politisch bedeutsame Schilderung der jämmerlichen Lage der schweizer Kleinbauern lesen, dann muß man sich schon in die Spezialbibliotheken in Luzern oder Bern begeben; auch in der Schweiz haben die „großen und mächtigen Herrenbauern“ nach Zurlinden die Fahne an sich gerissen.

Durch eine Verstärkung des Einflusses dieser Schichten gewinnt man noch immer nicht einen vollen Einblick in das Denken und Wollen des Volkes. Denn regelmäßig fehlen an der Wahlurne viele Bürger, die ihre Geschäfte für wichtiger als die öffentlichen Angelegenheiten halten, die von der Gemeinheit der Wahlkämpfe abgestoßen werden, die das politische Treiben gründlich verachten. Diese Wähler kann man für das politische Leben nur dadurch gewinnen, daß man ihr Privatinteresse mit dem öffentlichen verquickt, und zwar so, wie es Brins vorgeschlagen hat. Je älter ich werde, um so bedeutender erscheint mir sein Werk „La Démocratie et le Régime Parlementaire“, das vor fünfundzwanzig Jahren in Brüssel erschien. Bei uns hat es wenig Beachtung gefunden, wie Das bei Werken über Politik herkömmlich ist. Ostrogorski's Buch über die Demokratie wurde sofort ins Englische übersetzt; der jetzige Botschafter Bryce führte es durch eine Einleitung bei den englischen Lesern ein; in Deutschland, wo jeder zweideutige französische Roman sofort ein Uebersetzungsfieber erzeugt, blieb es unbeachtet, ja, es ist sogar spurlos an den großen staatswissenschaftlichen Zeitschriften vorübergegangen. Das deutsche Gemüth erfreut sich eben am Kleinen und Kleinlichen, am Persönlichen und Individuellen; selten ist es zugewandt dem Großen, dem Abstrakten, dem Allgemeinen. Daher hat der Deutsche keine Anlage zur Politik. Denn Politik erfordert neben der genialen Nüchternheit, die die Wirklichkeit der Dinge ungetrübt erkennt, die Richtung des Geistes auf das Große, gepaart mit der schöpferischen Kraft der Phantasie, die die Heilmittel zu entdecken und zu unterscheiden weiß, gepaart mit dem logischen Vermögen, die näheren und entfernten Wirkungen einer Maßregel unter bestimmten psychologischen und soziologischen Voraussetzungen zu erkennen. Brins gehört zu den Bevorzugten.

Er tritt in diesem Werk für die Vertretung der Stände anstatt der Vertretung der Individuen ein; jedem Stand solle eine gewisse Anzahl Stimmen eingeräumt werden. Man hat eingewandt, es gebe keine Stände mehr. Richtig; aber es gibt Klassen. Man hat gesagt, manche Personen gehörten verschiedenen Klassen an. Brins hat schon erwidert, sie könnten ja selbst entscheiden, welcher Klasse sie sich zurechnen wollen. Es komme vor, heißt es, daß Jemand einen anderen Beruf ergreife. Aber in der Zeit, wo das Stimmenkataster hergestellt



wird, gehört er einem bestimmten Beruf an; es werden sich auch manche Uebertritte ausgleichen; und von Zeit zu Zeit wird das Kataster erneuert. Verglichen mit den kleinen Fehlern, ist der Vortheil der Klassenvertretung sehr groß. Denn jede Klasse weiß dann, daß sie vertreten ist, während bei dem heutigen Wahlrecht ganze Klassen unvertreten sind, obwohl sie erhebliche Steuern zahlen müssen. Das ist eine Klage, die besonders in der letzten Zeit sehr laut erhoben worden ist. Denn nicht jede Klasse ist stark genug, um eine Partei bilden zu können; sie muß irgendwo einen Unterschlupf suchen. Dann kommen auch die Interessen jeder Klasse durch Berufene im Parlament zur Sprache und zur Geltung ohne doktrinaire Zuthaten. Jede Partei besteht nämlich aus drei Schichten: aus Parteirealisten, aus Parteiidealisten und aus Parteischmarozern. Parteirealisten sind Diejenigen, die einer Partei ihrer Interessen wegen angehören. Nun hat jede Partei auch ein politisches Prinzip, eine politische Doktrin. Man kann auf sie schwören, ohne durch seine Interessen mit der Partei verbunden zu sein. Auf die Prinzipien und Doktrinen schwören am Lautesten die uninteressirten Anhänger der Partei. Das sind die Parteiidealisten. Endlich findet man in jeder Partei Männer, denen sowohl die Interessen wie die Prinzipien gleichgiltig sind, die durch die Zugehörigkeit zur Partei einen irdischen Nutzen erlangen wollen: Ehre, Ansehen, Stellung, Rundschaft. Das sind die Parteischmarozer. Und darum ist jede Partei von der Gefahr bedroht, daß es zum Bürgerkriege zwischen den Idealisten und den Realisten kommt, wobei die Schmarozer eine abwartende Stellung einnehmen. Aber manchmal reißt der Hader selbst die Realisten in zwei Haufen auseinander. Es entsteht ein Konflikt zwischen den eigenen Interessen und den Parteiinteressen; die Partei hat die Hoffnung, neue Anhänger zu gewinnen, wenn auf einen Theil der Interessen verzichtet wird. Und darum sind Parteiparlamente keine treuen Hüter der Interessen, wie Stände- und Klassenvertretungen. Aber es ist unmöglich, unsere heutigen repräsentativen Einrichtungen plötzlich abzuschaffen. Verschmilzt aber die Verfassung Klassenvertretung und Parteivertretung, dann werden die aus dem politischen Individualismus entspringenden Gefahren abgeschwächt. Diesen Dualismus herzustellen, erscheint Dem als das Erstrebenswerthe, der bedenkt, weshalb Körperschaften und Stände zu Grunde gegangen sind, weshalb der politische und soziale Atomismus mit den ihm entsprechenden repräsentativen Einrichtungen aus jenem Verwesungsprozeß hervorgehen mußten und weshalb an allen Ecken und Enden seit einigen Jahrzehnten die mannichfachen Organisationen mit so gewaltiger, daß Individuum einschränkender Wucht emporstreben. Anders ausgedrückt: Prinz hat seine Theorie zu früh verkündet. Als er sie vor dreißig Jahren erfaßte, hatten die Arbeiter- und Zunftvereinigungen nicht die Kraft und den Umfang erlangt, den sie heute besitzen; jetzt aber, wo nicht nur Arbeiter und Handwerker, Klein- und Großbauern,



sondern auch Großindustrielle, Rechtsanwälte, Aerzte und Professoren sich zusammenschließen, ist die Zeit für Prins gekommen.

Eine Frage hat er gestellt, aber nicht beantwortet: wie viele Vertreter sollen jeder Klasse zuerkannt werden? Ich wage, eine Lösung vorzuschlagen. Man stelle zuerst fest, wie viele Stimmen jede Klasse bei dem Mehrstimmenrecht aufbringt (was zur lebhafteren Wahlbetheiligung zwingen wird), vervielfältige sie mit der Summe der von ihr gezahlten Steuern und vertheile die Stimmen im Verhältniß zu den so gewonnenen Zahlen. Angenommen, die blaue Klasse hat 200 000 Wähler, 300 000 Stimmen und bringt 20 Millionen Steuern auf = 6000 Milliarden. Die grüne Klasse hat 750 000 Wähler, 1 000 000 Stimmen und 10 Millionen Steuerfoll = 10 000 Milliarden. Das Produkt für die gelbe Klasse ist 9000 Milliarden. Dann werden den drei Klassen Vertreter im Verhältniß von 6 : 10 : 9 zuertheilt. Wenn die 300 Abgeordneten des Zukunftsparlamentes zur Hälfte aus Klassenvertretern beständen, dann entfielen auf Blau 36, auf Grün 60, auf Gelb 54 Abgeordnete.

Eine Volksvertretung, die allen Parteien und allen Interessen einen so freien Spielraum gewährt, darf nicht durch eine andere Interessenvertretung eingeschränkt werden. Ein House of Lords ist eine Interessenvertretung; für diese Behauptung berufe ich mich nicht auf die Geschichte dieses Hauses und seiner Abkömmlinge, sondern auf die allgemein bekannten Erfahrungen. Der Senat, eine Versammlung hervorragender, weder durch Parteibande noch durch wirthschaftliche Interessen gefesselter Männer, ist die einzig zeitgemäße Form der Ersten Kammer. Diese Forderung habe ich schon einmal verfochten. Ich erwähne es, weil mir vorgehalten worden ist, ich betrachte solche Häuser zu pessimistisch. Einige Monate nach dem Erscheinen des Aufsatzes kam die Polenvorlage vor das Herrenhaus. Haben da nicht viele einflußreiche Mitglieder die Staatsnothwendigkeit in den Wind geschlagen und die Vorlage ausschließlich vom Standpunkt der Interessen des Grundbesitzes betrachtet? Und was wäre aus der Reichsfinanzreform geworden, wenn ein Herrenhaus über sie zu beschließen gehabt hätte?

Professor Dr. Wilhelm Hasbach.



Die Geschichte des englischen Wahlrechtes läßt sich kurz zusammenfassen. Wirthschaftliche Gruppen schicken Beauftragte, von allen Selbständigen gewählt, zu einem Kongreß, der über die alle Gruppen angehenden Fragen beräth. Veränderungen des Wirthschaftbetriebes in den Grafschaften, der gewerblichen Verhältnisse in den Städten, Verknöcherung des Rechtes überall verwandeln das Recht und die Pflicht, zu wählen, in ein Privilegium einzelner Lokalitäten und Klassen. Zugleich entwickelt sich die Vorstellung, daß ein Parlamentsmitglied nicht Beauftragter einer einzelnen Gruppe, sondern Vertreter des ganzen Volkes, und daß nicht das Recht des Landes, sondern das Parlament der „soveran“ sei. Die Philosophie, das Gewicht der industriellen Klassen, die Noth der Arbeitenden, die Sehnsucht der Whigs, wieder einmal an die Gewalt zu kommen, die Juli-



revolution: alle diese Ursachen bringen es zu der Reformakte. Sie führt einen ganz willkürlichen Censur ein, der dem siebenten großjährigen Mann das Wahlrecht giebt. Sie nimmt den gar zu kleinen Ortschaften die besondere Vertretung und verleiht sie den gar zu großen; sie nimmt das Prinzip einer Vertretung der Kopfzahl an, führt es aber nicht durch. Nach zwanzig Jahren ist das Unterhaus darüber einig, daß es auf einem Sumpf von Korruption gewachsen ist, und thut, als wolle es sich an dem Sumpf herausziehen . . . Daran ist viel zu lernen, aber schwerlich Etwas nachzuahmen. Zu lernen vor Allem, daß die Stetigkeit der Zustände, die den entfernten Beobachter, und die Zufriedenheit des Volkes, die in Zeiten der Prosperität den Besucher in England mit Bewunderung und Neid erfüllt, auf anderen Grundlagen ruhen muß als auf dem Parlament. (Lothar Bucher.)



## Dualismus in der Welt der Werthe.\*)

Den Werthunterschied zwischen einer höheren und einer niederen Wirklichkeit, zwischen einer Welt „oberhalb des Mondes“, wo die „Sphärenharmonie“ herrscht, und unserer Sinnenwelt, in welcher die Gegensätze walten und das Einzeldasein zerklüften, hatten schon die Pythagoräer, wohl im Anschluß an ältere mythologische Weltkonzeptionen, herausgeföhlt. Aus dieser „werthenden“ Wahrheit, die eine Gradabstufung in der Skala der Werthe fordert und durchsetzt, ergibt sich, wie eine ethische, so eine soziologische Fassung des uralten Dualismus.

Wenn Pierre Bayle die „doppelte Wahrheit“ darin vertrat und allgemach in Mißkredit brachte, daß er über dem Strich, im Text, die Offenbarungswahrheit, unter dem Strich, in den Anmerkungen seines „Dictionnaire“, die Vernunftwahrheit verkündete, so ist er nur dem tiefen Zug der Menschennatur erlegen, der das faustische Wort von den zwei Seelen, die in unserer Brust wohnen, erzeugt hat. Diese Zwiespältigkeit macht sich in dem ethischen Dualismus von Gut und Böse fühlbar, den das Problem der Theodicee gezeitigt hat. Der soziologische Dualismus tritt im Gegensatz von Individuum und Gattung hervor, der die Spaltung des mittelalterlichen Denkens in Nominalisten und Realisten auf das Problem der Gesellschaft überträgt. Der kirchlich-dogmatische Dualismus endlich zeitigt nicht nur den Gegensatz von Körper und Geist, Diesseits und Jenseits, Welt und Gott, Antichrist und Christus, sondern er hat auch das übernatürliche Licht der Offenbarung dem natürlichen Licht der menschlichen Gattungvernunft (lumen naturale) gebieterisch übergeordnet. Der Ausweg einer „doppelten Wahrheit“ ist nur ein Verzweiflungakt der an sich irr gewordenen menschlichen Vernunft, die sich einer solchen Unzahl von Dualismen und Widersprüchen, von Antithesen und Gegensätzen,

---

\*) Ein Fragment aus dem Buch „Dualismus oder Monismus? Eine Untersuchung über die ‚Doppelte Wahrheit‘“, das der herner Professor Dr. Ludwig Stein (bei Reichl & Co. in Berlin) erscheinen läßt. Der Autor ist den Lesern der „Zukunft“ seit manchem Jahr bekannt; und das Büchlein, das er größeren Werken folgen läßt, ist so geschrieben, daß es zu den Grundfragen philosophischer Spekulation auch Laien den Zugang öffnet.



von Antagonismen und Antinomien gegenübergestellt findet, daß sie sich nicht nur, wie bei den Manichäern, zu einem Dualismus zweier Welten, sondern, wie bei den Überroisten, zu einem Dualismus zweier Wahrheiten entschließen muß. Die „Zweiweltentheorie“ ist eben so wie ihre Zwillingsschwester, die „doppelte Wahrheit“, nur ein Salto mortale der Vernunft. Die Ich-Einheit, welche Ordnung im Kopfe schafft, duldet auf die Dauer keine Zerreißung in zwei Einheiten (seien es Götter oder Substanzen), von denen man nicht zu begreifen vermag, warum sie ewig parallel laufen. Der psychologische Parallelismus, wie Weber, Fechner, Wundt, Paulsen und Andere ihn vertreten, zeigt uns durchweg, daß zwischen Innen und Außen, Natur und Geist, Subjekt und Objekt, Ich und Gegenstand, Empfindung und Reiz, zwischen der Welt im Kopf und der Welt außerhalb des Kopfes ein streng proportionales Verhältniß besteht. Ob diese Konkordanz zwischen der wirklichen Welt der Sinnenbilder und der wahren Welt der logischen Funktionen auf einem Parallelismus beider Attribute beruht, wie bei Spinoza, oder auf Wechselwirkung, wie im modernen Okkasionalismus Lokes, oder auf Konformität, wie bei Eduard von Hartmann, oder endlich auf Korrelation, wie bei Busse und Erhardt: all Das ist mehr eine Frage der Schule als der Philosophie des Lebens. Wir wissen mit Bestimmtheit nur die Thatsache, daß, aber noch nicht eindeutig die Ursache, warum und wie sie parallel laufen. Webers und Fechners Gesetz von der streng mathematischen Proportion zwischen Reiz und Empfindung ist nur eins der unzähligen Symptome für das Parallellaufen von Natur und Geist. Und wenn Oswald Külpe in seiner empirischen Metaphysik, die seinen „Wirklichkeitstandpunkt“ auszeichnet, für die Formalwissenschaften andere Methoden fordert als für die Realwissenschaften, so ist diese Forderung durchaus berechtigt, aber dieser methodologische Dualismus ändert an der Thatsache nichts, daß die Formalwissenschaften in Mathematik und Logik jene *vérités éternelles* verkünden, nach denen die *vérités de fait* der Realwissenschaften sich richten.

Warum aber richtet sich die sinnliche Wirklichkeit nach der logischen Wahrheit, die Realwissenschaft nach der Formalwissenschaft, Physik und Chemie nach der Mathematik und Logik, wenn nicht in jedem Sinnesdatum schon ein stiller, verborgener Hinweis auf eine *vérité éternelle* enthalten wäre? Es muß zwischen Wirklichkeit und Wahrheit einen unterirdischen Gang geben, der von der einen zur anderen führt. Es bleibe dahingestellt, ob diese Vermittelung durch die „Lokalzeichen“ oder „topogenen Elemente“ Lokes hinreichend erklärt wird. Ohne eine solche Vermittelung bliebe die Thatsache der Konkordanz Beider (heißen sie nun Substanzen, wie bei Descartes, oder Attribute, wie bei Spinoza) das *Mysterium maximum* der Philosophie.

Es kann für die Klärung des uns beschäftigenden Problems, warum es nicht zwei Welten, sondern nur eine, nicht zwei Wahrheiten, sondern nur eine einzige geben kann, nur förderlich sein, wenn man den Dualismus in allen seinen Erscheinungsformen aufdeckt, und zwar nicht nur in der praktischen Vernunft. Was für das Denken Wahr und Falsch, Das bedeutet für das Handeln Gut und Böse. Woher schöpfen wir nun die Kriterien unseres Handelns? Der ontologischen Parallelfrage: „Giebt es ein Sein an sich?“ korrespondirt die ethisch-soziologische, zugleich aber auch die religiöse Fragestellung: Giebt es ein Sollen an sich? Oder, modern gesprochen: Giebt es unbedingte Werthe?



Für das Sollen oder die Normwissenschaften ist der Gegensatz von „Natur“ und „Sagung“ eben so alt wie für das Sein der Gegensatz von „Sinnenschein“ und „Wahrheit“, von heraklitischem „Alles fließt“ und eleatischem „Alles beharrt“, von Worten der „Meinung“ und Worten der „Wahrheit“ (λόγος, ἐπιστήμη) bei Parmenides oder bei Platon von der Welt als „Werden“ oder „Nichtsein“ (μὴ ὂν) und der Welt der Ideen oder des „wahren Seins“ (τὸ ὄντως ὂν). In der Ethik und Soziologie, in der Sprach- und Rechtsphilosophie der Antike stehen einander seit Demokrit und den Sophisten Individuum und Staat, Exemplar und Gattung, Sagung (θέσις oder νόμος) und Natur (φύσις), Naturtheorie und Konventiontheorie schroff gegenüber. Schreibt uns das ewige Naturgesetz oder nur menschliche Sagung das Kriterium des Sollens in Gesellschaft und Staat, in Sprache und Sitte, in Recht und Religion vor?

Die Sagung (Brauch, Sitte, Gesetz) gilt den Griechen als etwas Wandelbares, Relatives, Willkürliches, Zufälliges und Subjektives, während die Natur (φύσις) als Typus des Unveränderlichen, Beharrenden, Seienden begriffen wird. Die Antithese von Natur und Sagung ist demokritisch-leukippischen Ursprungs, beschränkte sich vorerst auf den Gegensatz von „Sinnenschein“ und „Wahrheit“, von sekundären und primären Qualitäten, wie wir sie heute seit Locke nennen. Von hier aus überträgt sich die Antithese auf den Ursprung der Sprache zunächst, dann aber, in der Sophistik zumal, auf alle gesellschaftlichen und staatlichen Erscheinungen. Euripides deutet diese Antithese schon in den Worten an: „Das that Natur, die keine Sagung kennt“, während einem Pindar von Herodot das Wort in den Mund gelegt wird: „Die Sagung ist der Beherrscher aller Menschen“ (Gomperz: „Griechische Denker“). Und Platon läßt Hippias sagen: „Ihr Anwesende, ich betrachte Euch insgesamt als Verwandte, als Verbrüdete und Mitbürger, der Natur, nicht der Sagung nach. Denn das Gleiche ist dem Gleichen von Natur verwandt, die Sagung aber, diese Zwingherrin der Menschen, vergewaltigt uns vielfach gegen die Natur“. Mit dem Gegensatz von „Natur“ und „Sagung“ hängt auch der tieferliegende zwischen „geschriebenem“ und „ungeschriebenem Gesetz“ zusammen (den ἀγραφος νόμος hat Rudolf Herzog monographisch bearbeitet). Das ungeschriebene Gesetz steht an Werth und Würde höher als das geschriebene. Dieses ungeschriebene Gesetz muß aber der Menschennatur eingeboren sein. Es verdichtet sich zur δίκη bei Heraklit, zu den κοινὰ ἔννοια (sensus communis) und den προλήψεις im Stoizismus und Epikureismus, zur Lehre von den angeborenen Begriffen in der Schule von Cambridge, endlich zur Spaltung in die zwei Lager von Nativisten und Empiristen, die seit Jahrhunderten einander genau so gegenüberstehen wie heute Logisten und Psychologen oder Intuitivismus und Pragmatismus. Wie im „Naturrecht“, das die Stoiker begründeten und das Cicero zur herrschenden Doktrin erhebt, Nativisten und Empiristen ihre Klagen kreuzen, so steht in der Ethik Egoismus gegen Altruismus, Individualismus gegen Kollektivismus, in der Soziologie endlich das Einzelinteresse des Bürgers gegen das Kollektivinteresse der Staaten.

Die Antithese: Individuum — Gattung schließt das Universalienproblem in sich, das mehr als ein Jahrtausend die philosophischen Geister des gesamten Mittelalters im Bann hielt. Der Streit zwischen Realisten und Nominalisten füllt das Denken der christlichen Philosophie nicht minder aus als das der arabischen



und jüdischen während des ganzen Mittelalters. Das Verhältniß des Einzelnen zum Allgemeinen ist seit den Cynikern und Cyrenaikern niemals von der philosophischen Tagesordnung ganz geschwunden. In unzähligen Variationen tritt es uns entgegen. Psychologisch-logisch als Gegensatz von Einzelempfindung, Sinnenbild oder Eindrucksatom und logischer Begriff, der die wandlungreichen und wechselvollen, zufällig austauchenden Wahrnehmungs- oder Sinnenbilder zur Einheit verknüpft und ihnen dadurch Dauer und Konstanz verleiht. Soziologisch kennen wir den selben Gegensatz als Einzelindividuum, das nur seine Selbsterhaltung anstrebt (das „ἐπὶ τὸ τηρεῖν ἑαυτό“ der Stoa, das „in suo esse perseverare“ Spinozas, der „Wille zur Macht“ Nietzsches), und als Gattungsexemplar (ζῷον πολιτικόν) bei Aristoteles und der „sozialen Schule“ seit Hugo Grotius, endlich ethisch als „Egoismus und Altruismus“ bei Comte und Spencer, welche die Erhaltung der Selbsterhaltung überordnen. Das siebzehnte Jahrhundert schon spaltet sich in die Gegensätze der aristotelisch-stoischen „sozialen Schule“, deren Repräsent Hugo Grotius ist, und das chreanisch-epikureische „selfish system“, dessen beredtester Anwalt Thomas Hobbes ist. Politisch tritt dieser Gegensatz hervor im Anarchismus, der die Souveränität des Individuums über Alles stellt, und dem strengen Staatsbegriff, auch dem sozialistischen, der das Machtcentrum des Kollektivums den centrifugalen Bestrebungen des Individuums niederzwingend gegenüberstellt.

Ästhetisch wiederholt sich dieser Dualismus im romantischen Geniekultus, der seine höchste Blüthe in Nietzsche entfaltet, und in der demokratischen Tendenz unseres Zeitalters, die, mit Hegel, in den großen Männern, den „Helden“, „Helden“, „Heiligen“, „Genies“ nichts weiter sieht, als „Organe des Weltgeistes“, die nur vollführen, was Dieser von ihnen fordert und mit ihrer Hilfe durchsetzt. Schon bei dem kynischen „Weisen“ und stoischen „Philosophen“, der in der „Masse“ der Nichtphilosophen nichts Anderes sieht als eine „Viehheerde“, macht sich die Hybris, der Bildungshochmuth der Intellektuellen, des geistigen Adels, der philosophischen Elite eben so geltend wie in der Renaissance in dem „uomo universale“ und seitdem in Carlyles und Emersons Heldenkultus, endlich und insbesondere in Nietzsches Uebermenschen. Stirners „Der Einzige und sein Eigenthum“ übertrumpft vollends den ethischen Solipsismus mit seiner wildegottischen Kardinalformel: „Mir geht nichts über mich.“ Auch hier also eine Art von „doppelter Wahrheit“. Genies denken intuitiv, der Durchschnittsmensch denkt diskursiv. Dem Heiligen offenbart sich Gott unmittelbar, ganz persönlich, ganz egocentrisch, der „Menge“ nur durch die drei Testamente, durch generelle Offenbarung, durch seinen Statthalter in Rom oder endlich durch Konzilien und Synoden.

Wie bei den Stoikern auf der einen Seite der Weise stand, der allein der „Wahrheit“ theilhaftig wird, und auf der anderen der „Unwissende“, dem die religiösen Gebote von den Weisen allegorisch gedeutet werden, so später in der Kirche Priesterthum und Laienelement. Für Nietzsche ist der Philosoph genau so der „große Befehlende“ wie es der „Weise“ der Stoa oder der „Philosoph“ im platonischen Idealstaat war, während der Durchschnitt, die „Fabrikwaare der Natur“, nur zu gehorchen hat. Den Einen ist die „Wahrheit“ unmittelbar geoffenbart, sei es durch Intuition wie bei den Philosophen, sei es durch „Inspiration“ wie bei den Propheten, Büßern und Heiligen; den Anderen wird die selbe Wahrheit mittelbar verkündet, sei es diskursiv durch die Wissenschaft, sei es distributiv in der Kirche durch



die drei Testamente und ihre Ausleger. Hier haben wir den Höhepunkt der Lehre von der „doppelten Wahrheit“ vor uns. Auf der einen Seite finden wir die rationalistischen Vertreter des „natürlichen Lichtes“ (*lumen naturale*), des menschlichen Verstandes, der seinen Niederschlag in Logik und Mathematik gefunden hat. Auf der anderen sehen wir das „übernatürliche Licht“ der göttlichen Offenbarung, dem das mittelalterliche Denken den Primat, das Uebergewicht zuzuerkennen gewillt ist. Die Gesinnungsmoral des Protestantismus, die das Recht des individuellen Gewissens betont, erhebt sich gegen die katholische Wertheiligkeit, die alle Seelen uniformirt und schablonisirt. Der individuelle Künstler rebellirt gegen das „Malerbuch von Cyril“. Die Persönlichkeit revoltirt gegen die Aufsaugung des Individuums durch Dogma und Autorität in allen ihren Auszweigungen und Abschattungen. Die Lehre von der „zweifachen Wahrheit“ war das Opium, das die erwachende Kritik und die aufdämmernde Revolte der Autonomie gegen Heteronomie, der seelischen Befreiung gegen dogmatische Entrechtung und Bevormundung einschläfern sollte. Die „doppelte Wahrheit“ war das Beruhigungspflästerchen der „Halben“, um die seelische Pein der „Ganzen“ zu beschwichtigen, welche an jenem Dualismus, den wir in seinen mannichfachsten Aeußerungsformen aufgedeckt haben, innerlich leiden, weil sie ihn als Tragik des Universums, dessen Glieder sie sind, empfinden. Man sucht das erwachende Gewissen für Momente zu betäuben. Aber eben nur für Momente. Die „doppelte Wahrheit“ ist keine Lösung, sondern eine Vertröstung. Jeder Dualismus bleibt eine Vordergrundansicht, ein dialektisches Provisorium von nur zeitweilig befriedigender Kraft, eine Episode, wie das Manichäerthum oder die averroistische Doktrin von der „doppelten Wahrheit“.

Das oberste und letzte Wort gehört dem Monismus, auf den alle Formen der „doppelten Wahrheit“ als auf ein Definitivum zurückgreifen. Unmöglich wird sich der menschliche Geist dabei beruhigen und endgiltig bescheiden, daß es zwei Welten, zwei Wahrheiten, zwei Quellen unserer Erkenntniß gebe, die von einander unabhängig seien. Das Zusammenfallen dieser beiden Wahrheiten von *vérité* und *φύσις*, von Erfahrung und Denken ist der tiefere Sinn der platonischen Theorie der Anamnese, der stoischen *προλήψεις* und *κοινὰ ἔννοιαι*, der englischen Common-sense-Theorie und der Lehre von den „angeborenen Begriffen“ in der Schule von Cambridge, endlich des virtuellen Angeborenseins des „*Intellectus ipse*“ bei Leibniz. Aehnlich meint Hugo Grotius: Das positive, gesellschaftliche Recht ist dazu berufen, das ursprüngliche, ewige Naturrecht zu bewahren. Da die *vérités de fait* und die *vérités de raison* in Natur und Geschichte kongruiren, müssen sie irgendwie in einer höheren Einheit verbunden sein. Deshalb behaupten die Metaphysiker, obenan Schelling und ihm folgend Hartmann: Subjekt und Objekt fordern einander, da kein Subjekt ohne Objekt denkbar ist; aber im Absoluten müssen Objekt und Subjekt identisch sein. Nennt man das Subjekt mit den Kantianern Bewußtsein, das Objekt mit Fichte Nicht-Ich, mit Hegel Natur, mit Schopenhauer Willen, mit Ostwald Energie, so weisen Beide, in Folge ihrer konstanten Kongruenz, unausweichlich auf ein neutrales Drittes hin.

Bern.

Professor Dr. Ludwig Stein.





## Philippe Egalité.

Pierre Corneille besang einst den Palast, den sich Richelieu gegenüber dem Louvre erbaut hatte, in folgendem überschwänglichen Vers: „Non, l'univers entier ne peut rien voir d'égal aux superbes dehors du palais Cardinal.“ Eine Ironie des Schicksals wollte, daß dieser aristokratische Prachtbau mit seinen Arkaden und Gärten, seinen an die Einnahme La Rochelles erinnernden Schiffsschnabeldekorationen die Geburtsstätte der Französischen Revolution wurde. Denn vom Haus des Begründers der unumschränkten Monarchie aus verbreitete sich der Rothe Schrecken über Frankreich, der das ancien régime und seine Repräsentanten hinwegfegte. Der Sonnenkönig hatte den Palast, den der Kardinal seinem Vater vererbte, an „Monsieur“, den Stammvater der Familie Orleans, gegeben, nicht ahnend, daß in diesem Besizthum seines Bruders sich eine gegen seine Nachkommen weiterwühlende Opposition einnisten werde. In der fortan Palais Royal genannten Behausung der Orleans liefen nämlich die Fäden aller Intriguen zusammen, die gegen das regierende Haus Bourbon gesponnen wurden. Diese mehrere Generationen umfassende Minorarbeit erreichte erst im Jahr 1830 ihr Ziel: den Umsturz des legitimen Thrones zu Gunsten der rivalisirenden Nebenlinie.

Unter Louis Philippe Joseph von Orleans, einem Nachkommen des berühmtesten Regenten, verlor das Leben im Palais Royal die Vornehmheit, durch die es sich unter der Rothen Eminenz ausgezeichnet hatte. Das Wort „Entweihung“ war, wenn irgendwo, hier am Platz. Es ist bekannt, welchem Treiben der Herzog gegen klingenden Miethzins die Thore seines fürstlichen Komplexes öffnete. Denn die Bauten, Bilder, Medaillen, Rameensammlungen und Maitressen verschlangen dem seit seiner Heirath mit der Tochter des Herzogs von Penthièvre reichsten Prinzen von Geblüt solche Summen, daß ihm diese neue Einnahmequelle höchst willkommen schien. In den Kolonnaden entstanden alle Arten von Kaufläden, eben so Speisehäuser und Spielhöllen. \*) Zugleich mit ihnen hielt die Prostitution ihren Einzug. Das Palais Royal wurde zu einem großen Lupanar. Die Gärten, die einst nur wenigen Privilegirten zugänglich waren, füllten sich mit Abenteurern und Dirnen. In deren Gesellschaft sah man hier täglich den Grafen von Artois, dem Philipps Sohn fast ein halbes Jahrhundert später die Krone von der greisen Stirn riß.

Ueber die weniger pietätvolle als praktische Verwerthung des Palais scherzte Ludwig der Sechzehnte in seiner plumpen Art, als er dem sich zum petit lever bei ihm einfindenden Besizer sagte: „Vous allez donc tenir boutique, mon cousin? Sans doute ne vous verra-t-on plus que

\*) Im Jahr 1789 zählte man deren 32 im Palais Royal.



le dimanche?“ Wenn so die Gärten und Urtaden des Hauses Orleans zu Centren der hauptstädtischen Corruption wurden, waren die Wohnräume des Hausherrn eine Freistatt für alle der Königsfamilie feindlich Gesinnten. Denn Jeder, der aus irgendwelchem Grund grollend abseits vom versailer Hof stand, schloß sich dem in steter Ungnade lebenden Prinzen an. War diese Stelle, an der die im Palast sich aufhaltenden adeligen Demagogen gegen das Herrscherhaus Ränke schmiedeten, während unter ihren Fenstern eine buntgemischte, leicht erregbare Menge gährend auf und abwogte, nicht dazu vorausbestimmt, die ersten Flammen des großen Brandes aufzudornen zu sehen? Und war es nicht eben so natürlich, daß der Name des Hausherrn, der bekanntlich von der Königin\*) gehaßt und deshalb von ihrem zu selbständigem Denken unfähigen Gemahl zurückgesetzt wurde, der Opposition als Aushängeschild diente?

Der Rolle, die seine Partei ihm zudachte, war der Herzog weder gewachsen noch war sie von ihm gewollt. Deshalb erlangte er auch niemals einen nennenswerthen Einfluß auf den Gang der Ereignisse. Philipp von Orleans wird vielfach für den „Jago“ im blutigen Drama der Revolution gehalten, von dem alles Böse, was gegen die Königsfamilie unternommen wurde, ausging. Für die Bosheit des shakespeareischen Intriganten war seine Epikuräernatur aber nicht geschaffen; zu der „potenzirten“ Schlechtigkeit fehlte es dem leichtlebigen Genußmenschen an Tiefe. Der oft vom Hof Gefränkte freute sich anfangs wohl über die Verlegenheiten des Herrscherpaares und that Manches zu deren Mehrung. Doch sind die Ausstreuungen, als habe er Mordanschläge gegen Marie Antoinette angestiftet, in den Bereich der Legende zu verweisen. Gedungenen Mördern hätte damals die Gelegenheit zur That nicht gefehlt. Der Herzog war weder besser noch schlimmer als viele seiner vornehmen Zeitgenossen. Diese frivolen, zu ehrlicher Begeisterung unfähigen Leute haben sich entweder aus Groll gegen den Hof oder aus „Snobismus“ anfangs in der Rolle von Volksaufwieglern und Beglückern gefallen. Als dann rohe Proletariersäufte ihren nur an Tändelei gewöhnten Aristokratenhänden die lange gewissenlos mißbrauchte Gewalt entrißen, standen die Verblüfften rathlos, hilflos vor solchem Gräuel.

Die orleanistische Partei wünschte, die Zeiten der Fronde zurückzubringen, und strebte, unter der Leitung des rührigen Agitators Choderlos de Laclos, nach einer Adels Herrschaft unter ihrem Philipp als Regenten. Mit solch rückstän-

---

\*) Als Marie Antoinette noch Dauphine war, gehörte der damals Herzog von Chartres Genannte zu ihren Vertrauten. Ueber die Entstehung der späteren grimmigen Feindschaft zwischen den Beiden kursirt nur unkontrollirbarer Hofkatsch. Es ist dem Einfluß der Königin zuzuschreiben, daß Ludwig der Sechzehnte verschiedene Ausöhnungsversuche, die Philipp in der ersten Zeit der Revolution machte, brüskel zurückwies.



digem Programm ließ sich kein Geschäft machen und die Fraktion wurde schnell in den Hintergrund gedrängt. Während Philipps Freunde, die Biron, Liancourt, Noailles, De la Maré und Andere, sich aus der Front zurückzogen, sobald sie die Umsturzabsicht des Hauses erkannten, ließ sich ihr einstiger Führer von dem Element weiter treiben, das er selbst entfesseln geholfen hatte. So wurde mit der Zeit aus dem „liberalen Prinzen“ der Bürger Egalité und später der „Régicide“. Er trat aus einer Kaste, ohne in die andere Aufnahme zu finden. Beide brachen über den Isolirten den Stab. Hoheiten sind im Maskenkleid des Plebejers niemals ernst genommen worden. Am Wenigsten hatte Philippe von Orleans, dessen neue Benennung in grassestem Gegensatz zu seiner Lebensführung stand, darauf Anspruch. Der Bürger Egalité, der sich im Konvent für die Gleichheit begeisterte, lebte auf fürstlichem Fuß weiter und behielt seinen Hofstaat, die Maitresse (Madame de Buffon), Schlösser, Dienertroß und Marstall bei. Die neuen Machthaber waren so gnädig, weder sein Grandseigneurleben zu stören noch seine großen Einkünfte zu kürzen. Doch blieb der wunderliche Revolutionär jeder Partei ein Gegenstand des Mißtrauens. Besonders deutlich ließ Robespierre ihn seine Abneigung fühlen. Philipp war sich der Unsicherheit seiner Lage auch völlig bewußt. Da schien sich dem Gefährdeten ein Mittel zu bieten, das den verlorenen Kredit zurückbringen konnte. Der Prozeß des Königs begann.

Hier konnte er Allen beweisen, daß er fortan durch Dick und Dünn mit den Männern des Umsturzes gehen werde. Wie der Korse sich später von dem Verdacht, Monks Rolle spielen zu wollen, durch die Hinrichtung Enghiens gereinigt hat, glaubte der Orleans durch die Aufopferung des Königs von dem Makel freizuwerden, der ihm als dem Enkel der „Tyrannen“ in den Augen der Republikaner anhaftete. Und so erschien er in der Abend-sitzung des neunzehnten Januar 1793 im Konvent und sprach von der Tribüne herab die verhängnißvollen Worte, durch die er den Fluch der Mit- und Nachwelt auf sich geladen hat: „Uniquement occupé de mon devoir, convaincu que tous ceux qui ont attenté ou attenteront par la suite à la souveraineté du peuple méritent la mort, je vote pour la mort.“

Ludwig der Sechzehnte, der in der Zeit des Martyriums Menschen und Dinge besser beurtheilen gelernt hat, sagte nachher zu seinem Beichtvater Edgeworth: „Was that ich doch meinem Vetter, daß er mich so verfolgt? Aber warum ihn verdammen! Er ist mehr zu bedauern als ich. Meine Lage ist zweifellos traurig; aber wäre sie es noch mehr: ich würde nicht mit seiner tauschen wollen.“ Der König hatte richtig vorausgesehen, daß auch Philipp verloren war, aber nicht, wie Ludwig, im Sturz sein reines Gewissen zu retten vermochte. Manchem, der in der nachrevolutionären Zeit zu Rang und Stellung kam, wurde das selbe Botum später verziehen; der Prinz, der seinen König



verurtheilt hatte, fand keinen Vertheidiger. Selbst die ehemalige Maitresse Philipps aus der Zeit seiner „Anglomanie“, Mrs. Grace Dalrymple Elliott, die in ihren Memoiren den einst Geliebten in Schutz nimmt, findet hierfür kein Wort der Entschuldigung.

Hätte der Herzog später nochmals Bedeutung erlangt, hätte er die Revolution niedergezwungen wie nach ihm der Artillerielieutenant aus Ajaccio, so würde man in dem Votum, das für den Tod Ludwigs sprach, vielleicht ein unvermeidliches Mittel zur Rettung des eigenen Lebens sehen. Und wären von Bonapartes Wirken nur die Massenmexelung der Gefangenen in Jaffa und die Abschlachtung des Herzogs von Enghien bekannt geworden, hätte er nicht Größeres vollbracht: auch er wäre längst in Verachtung bestattet. Philipp täuschte sich selbst über die Folgen seiner Haltung. Bisher hatte man ihn im eigenen Interesse geschont. Denn der im revolutionären Lager heimische Prinz konnte gegen den lebenden König ausgespielt werden, falls wider Erwarten ein Umschwung zu Ludwigs Gunsten eintrat. Gegen den toten König brauchte man keinen Trumpf mehr. Da der Verblendete für die Hinrichtung des Bürgers Louis Capet stimmte, brachte er sein eigenes Haupt der Guillotine gefährlich nah. Er war ein verlorener Mann. That freilich, als sei nichts geschehen; suchte im Boudoir seiner Agnes de Buffon oder beim Kartenspiel Betäubung; ob er sie fand? Die Flucht seines Sohnes, des Herzogs von Chartres, der mit Dumouriez ins Lager des Feindes überging, bot den Gegnern bald den gewünschten Vorwand, mit dem Lästigen ein Ende zu machen.

Philipp sitzt in seinem Palais mit einem Herrn de Monville beim Kartenspiel. Die Partie scheint Beide sehr zu interessiren: sie lassen sich das Diner auf dem Spieltisch serviren. Als der erste Gang aufgetragen ist, stürzt einer der Vertrauten mit der Botschaft herein, Philipp sei angeklagt (also beinahe auch schon verurtheilt). Er wird blaß, klagt über die Ungerechtigkeit dieses Beschlusses und stöhnt: „Nach allen Beweisen meines Patriotismus, nach allen Opfern, die ich gebracht habe! Welche schändliche Undankbarkeit! Was sagen Sie dazu, Monville?“ „Ohne allen Zweifel ist's schrecklich, Monseigneur“, antwortet Monville; und träufelt in größter Seelenruhe den Saft einer Citrone auf die Seezunge. „Aber was wollen Sie? Diese Leute haben von Ihnen Alles, was zu haben war, erhalten. Eure Hoheit können ihnen jetzt nichts mehr bieten und deshalb machen sie es mit Ihnen wie ich mit dieser ausgepreßten Citrone.“ Die Schale fliegt in den offenen Kamin. Und Monville fährt fort: „Je vous fais observer, Monseigneur, que la sole doit être mangée chaude.“ So hatten die ewigen Mergste und Schreckensszenen die Nerven abgehärtet. Man konnte sich nicht mehr aufregen.

Am nächsten Morgen verhaftete man den Herzog und brachte ihn dann mit seinem jüngsten Sohn, einem zwölfjährigen Knaben, unter sicherer Es-



corte in die Rasematten des Fort Saint-Jean bei Marseille. Von dort schrieb der Gefangene noch an den Konvent, man möge ihm aus seinen Einkünften sechzigtausend Francs senden. Er bekam aber nur die Hälfte. Die rührende Anhänglichkeit, die ihm während dieser letzten Zeit die beiden jüngeren Söhne, der Herzog von Montpensier und der Graf von Beaujolais, zeigten, spricht dafür, daß Philipp ein guter Vater war, in seinem Haus also nicht der herzlose Egoist, als der er allgemein galt. Nach achtmonatiger Internirung ließ man den fast schon Vergessenen zur Aburtheilung nach Paris zurückbringen. Mit drei Leidensgenossen, einem girondistischen Abgeordneten, einem Schlosser, der, um geheime Papiere zu verbergen, ein Schloß angefertigt hatte, und der schönen Frau des Generalpächters De Kolly, zusammen brachte ihn der Karren Sansons am sechsten Novembernachmittag auf den Richtplatz. Der Weg führte an seinem Palais vorüber, an dessen Front in großen Buchstaben die Worte „Propriété nationale“ geschrieben waren. Der Anblick dieser Aufschrift rüttelte den dem Tod Geweihten nochmals aus seiner Apathie. Zornig blickte er auf die unter ihm tobende Menge, die ihm vor ein paar Jahren hier so oft zugejauchzt hatte. Erst bei hereinbrechender Dämmerung erreichte der traurige Zug den Platz Ludwigs des Fünfzehnten. Um den Pöbel nicht um das ersehnte Schauspiel zu bringen, ließ man den Prinzen vor Einbruch der Dunkelheit als Ersten das Schaffot besteigen.

Die französischen Legitimisten lassen sich nicht gern an diesen Ahnherrn ihres Königshauses erinnern. Mancher Freund der Monarchie erklärt heute offen, daß er die Lust, dem Haus Orleans zu dienen, verloren habe, seit er die Geschichte dieser Familie genau kenne.

Paris.

Erwin Riedinger.



Eine große Revolution ist nie Schuld des Volkes, sondern der Regierung. Revolutionen sind ganz unmöglich, sobald die Regierungen fortwährend gerecht und fortwährend wach sind, so daß sie ihnen durch zeitgemäße Verbesserungen entgegenkommen und sich nicht so lange sträuben, bis das Nothwendige von unten her erzwungen wird. Weil ich die Revolutionen haßte, nannte man mich einen Freund des Bestehenden. Das ist ein sehr zweideutiger Titel, den ich mir verbitten möchte. Wenn alles Bestehende vortrefflich, gut und gerecht wäre, hätte ich gar nichts dawider. Da aber neben vielem Guten zugleich viel Schlechtes, Ungerechtes und Unvollkommenes besteht, so heißt ein Freund des Bestehenden nicht weniger als ein Freund des Veralteten und Schlechten. Die Zeit aber ist in ewigem Fortschreiten begriffen und die menschlichen Dinge haben alle fünfzig Jahre eine andere Gestalt, so daß die Einrichtung, die im Jahr 1800 eine Vollkommenheit war schon im Jahr 1850 vielleicht ein Gebrechen ist. (Goethe.)





## Selbstanzeigen.

Die Kulturmission unserer Dichtkunst. Studien zur Aesthetik und Literatur der Gegenwart. Fritz Eckardt in Leipzig. 5 Mark.

Im Interesse des kulturellen Erstarkens unseres Kunstgefühles, der Veredlung unseres Kunstgeschmackes und der moralischen Gesundung unseres ästhetisch-kritischen Gewissens hielt ich es für nothwendig, speziell auf dem literarischen Gebiet wieder einmal ausführlicher und mit Nachdruck darauf hinzuweisen, daß es keine absolute Schönheit um ihrer selbst willen giebt, daß die ästhetische Triebseligkeit als stagnirender Geisteszustand, ohne Strömung in der Richtung des Kulturwillens, nichts ist als ein unfruchtbares Dogma, ein totes Dogma im Munde ästhetischer Pfaffen, gleichwerthig den doktrinären Vorurtheilen der religiös und wissenschaftlich Rechtgläubigen. Nach meiner Ueberzeugung muß alle ästhetische Spekulation ihre Instruktion von dem höheren, umfassenderen Kulturgeist empfangen und die Kunstpolitik muß sich von der Kulturpolitik abzweigen und wieder zu ihr zurückführen. Zu dieser Erkenntniß führte mich nicht die Lehre eines Anderen, sondern das persönliche Bedürfniß des Schaffenden nach prinzipieller Klärung der Lebensfragen aller Kunst. So wurde meine Arbeit zu einer ästhetischen Apologie der neuen real-idealistischen Dichtung, die zur Synthese und zum sittlichen Pathos des schöpferischen, geistig freien Gegenwartsmenschen drängt, und läuft damit gleichzeitig auf eine neue Stillehre hinaus. Der ästhetisch-kritische Gesichtswinkel, unter dem ich die Erscheinungen der Literatur werthe, ist der Nietzsche's: „Die Wissenschaft unter der Optik des Künstlers zu sehen, die Kunst aber unter der des Lebens.“ Dabei mußte ich im Urtheil gegenüber der literarischen Artistik, dem innerlich armseligen Realismus und den literarischen Scheingrößen des Tages, ob sie sich nun mystisch, symbolistisch oder neuromantisch geben, zu wesentlich anderen Resultaten kommen als die Alltagskritik, und wenn dabei in den Kapiteln über Theodor Guse und Adolf Paul ein paar neue Namen Farbe und Klang erhalten, so dürfte sich mein kritischer Feldzug durch diese „Eroberungen“ zur Genüge selbst rechtfertigen. Eben so glaube ich, in den Kapiteln über Liliencron's „Poggfred“ und Dehmels „Zwei Menschen“ zum Theil neue Wege eingeschlagen zu haben, um dem kulturellen Lebensgeist der Dichtungen nachzuspüren. Der Lebensnerv des Buches ist das auch äußerlich umfangreichste zweite Kapitel „Das ethische Moment im Aesthetischen“; alle übrigen Kapitel zweigen sich von ihm ab und streben wieder zu ihm hin. War es nun Zweck und Ziel meiner Arbeit, der Kunst und Kunstpolitik den Charakter unseres Kulturgeistes aufzuprägen, so mußten meine Gedanken mit organischer Folgerichtigkeit zur Idee einer ästhetischen Kulturthat hindrängen. Diese findet der Leser im letzten Kapitel des Buches, in meinen Gedanken über „Die Nationalbühne als Volks- und Reichstagsfrage“. Damit uns die von den großgesinnten Vätern übernommene Idee der Nationalbühne durch die kleinen Gedanken des Tages nicht totgeheßt werde, sah ich mich genöthigt, mich mit den Vorschlägen Adolfs Bartels, wie er sie im Frühjahr 1905 in seiner Denkschrift „Das weimarische Hoftheater als Nationalbühne für die deutsche Jugend“ publizierte, und mit den Plänen des darauf weiter bauenden Schillerbundes auseinanderzusetzen. Ich möchte aber, daß diese gedankliche Aufräumungsarbeit als eine Zubereitung des Baugrundes



aufgefaßt werde. Als ich mit meinen positiven Vorschlägen für eine Nationalbühne meinem Gedankenbau in dem Buch die Kuppel aufsetzte, war ich von der Hoffnung beseelt, daß die Zeit erfüllt und gekommen sei, wo das kulturelle Selbstbewußtsein des deutschen Volkes innerlich genug erstarkt ist, um sich in einer sichtbaren That ein Monument für künftige Zeiten und Geschlechter zu setzen. Ob ich nach dieser Seite hin zu viel gehofft und geglaubt habe, werden meine Zeitgenossen und Stammesbrüder bald zu beweisen haben.

Paul Schulze-Berghof.



Aus der Mappe. Novellen. 3 Mark.

Sicherlich haben diese Skizzen und Studien an und für sich nur geringen künstlerischen Werth. Aber im Zusammenhang, von der Geschichte jedes einzelnen Blattes begleitet, werden die flüchtigen Skizzen dieser Mappe doch vielleicht ein gewisses Interesse erwecken, weil sie Einblick in eine Werkstatt gewähren, in eine Entwicklung und in ein Leben. Auf diesen Seiten werden die Freunde, die ich, der Einsame, mir vielleicht gewonnen habe, im „Pfarrer“ den Keim zu „Am Wege“, im „Fragment“ den Keim zu „Hoffnungslose Geschlechter“ finden. Sie werden Vorstudien zu meinen Romanen kennen lernen. Sie werden Variationen über die Themata hören, die durch mein ganzes Schaffen widerklingen. Und vielleicht werden sie aus diesen anspruchlosen Seiten, die ihnen den Künstler etwas näher bringen, auch den Menschen etwas inniger schätzen lernen. Als Künstler bewundert zu werden, ach, wie wenig bedeutet Das und in wie geringem Maß sättigt es unser Herz! Als Mensch die Freundschaft einiger Mitmenschen zu gewinnen: ist Das nicht des armen Lebens armsäliger Gewinn?

Herman Bang.



Vom inneren Wesen. Wiegandt & Grieben in Berlin.

Für die Familie ist das vorliegende Buch bestimmt. Mann und Frau, Eltern und ihre herangewachsenen Kinder mögen es lesen, gründlich lesen und sich dann in lebendigem Wort damit auseinandersetzen. Jeder wird es mit anderen Augen betrachten, den Inhalt von seinem Standpunkt wägen, aber erst im Austausch besonnener Gespräche werden Gedanken und Ansichten zu gegenseitigem Verstehen sich klären. Von den vielen Traurigkeiten unserer Epoche, die man mit Fug und Recht als Uebergangszeit bezeichnet hat, ist kein Wahrzeichen beklagenswerther als das des verschwundenen Familiengeistes. Mann und Frau, Vater und Sohn, Mutter und Tochter, Eltern und Kinder verstehen einander längst nicht mehr und bittere Fehden, böse Worte und harte Kämpfe treiben schließlich alle auseinander und die einzelnen auf eigene, meist unwegsame Pfade. In allen Ständen und Schichten die selbe Erscheinung. Gewaltsam unterdrückte Selbständigkeit und Trotz auf der einen, die irrige Anschauung vom Undank und von den mitgeborenen Verpflichtungen der Kinder auf der anderen Seite erweitern die Kluft immer mehr; mit großer Mühe wird hier und da auf morschem Mauerwerk eine Zugbrücke geschlagen. Duster drohen des Mißtrauens und Mißverstehens rasselnde Ketten . . . Werden nur einer Familie Bande durch dieses Buches Sagen neu gefestigt, dann ist es nicht vergebens geschrieben worden.

Margarethe M. Zeppler.





Gottsched. Erster Band. Berlin, Gottsched-Verlag 1908.

Meine von Patrioten und Literaturfreunden längst erwartete große Gottsched-Biographie hat nun zu erscheinen begonnen. Der erste Band liegt fertig vor. Er umfaßt 758 Seiten in Großoktav, enthält 4 Heliogravuren und kostet, vornehm ausgestattet, acht Mark und fünfzig Pfennige. Was ich im „Gottsched-Denkmal“ (1900) und in dem Propagandawerk „Gottsched der Deutsche“ (1901) nur skizzenhaft zum Ausdruck bringen konnte, tritt jetzt, nachdem ich mich mit allen Einzelheiten der Lebensarbeit des Meisters genauest vertraut gemacht habe, in breiter, tiefgehender Darstellung (und immer gestützt auf das eigene Wort Gottscheds) künstlerisch und wissenschaftlich gleich anspruchsvoll zu Tage. In diesem ersten Bande schildere ich zunächst das der Wirksamkeit Gottscheds vorangehende Jahrhundert; weise ich nach, warum die Lebensarbeit eines Opitz, Busendorf, Leibniz, Thomafius, Wolf und mancher Anderen, trotz bedeutsamen Einzelzügen, für das Allgemeinleben des deutschen Volkes wirkungslos bleiben mußte. Dann verfolge ich das Leben meines Helden bis zu dem Tag, da er seine geliebte Kulmus von Danzig nach Leipzig entführte. Die in den „Vernünftigen Tadelrinnen“ und im „Wiedermann“ verfolgten vielgestaltigen Kulturbestrebungen werden eingehend klargelegt. Ich mache den Leser mit dem großherzigen Frauenanwalt bekannt; ich beleuchte die Jugendlyrik, die umwälzenden Tendenzen des „Grundrisses der deutschen Redekunst“, der „Kritischen Dichtkunst“, durch die Gottsched, den man bisher stets für den letzten Vertreter einer abgestorbenen, pedantischen Didaktik ausgegeben hat, geradezu zum leidenschaftlichen Bahnbrecher des neuen humanistischen Geistes wurde, gegen den sich später eine eben so verständnis- wie skrupellose Reaktion empörte. Im Anschluß hieran werden die Anfänge der Tätigkeit des Dramaturgen und Bühnenreformators geschildert; wird sein Kampf gegen den Hanswurst und die welsche Oper vom ästhetischen und kulturgeschichtlichen Standpunkt aus betrachtet; sein weit in die Zukunft weisender Krieg gegen die kulturfeindliche Latinität, sein thätiges Eintreten für eine wirkliche Literaturkritik und die schöpferische Arbeit des Begründers der „kritischen Beiträge“ ins hellste Licht gerückt. Im Schlußkapitel des Bandes lege ich dann Gottscheds die heutige monistische Weltanschauung vorwegnehmende Ethik rückfichtlos dar und stelle sein Recht an den Ruhm, für den ersten Stilkünstler in hochdeutscher Sprache, für den eigentlichen Begründer der hochdeutschen wissenschaftlichen und philosophischen Literatursprache zu gelten, unanfechtbar sicher; und endige mit dem Schritt vor Schritt sich vor dem Leser entwickelnden fünfjährigen „Liebesroman“, der 1735 am neunzehnten April seinen glücklichen Abschluß findet.

Wenn mein Werk nach dem Urtheil eines unserer vornehmsten Gelehrten „wissenschaftlich bis ins Mark“ ist, so darf ich doch zugleich auch dem Bekenntniß einer geistig hochstehenden Frau trauen, dem zu Folge meine Gottsched-Biographie „so spannend ist wie ein weitausgreifender Roman“. Ich für meine Person darf mir sagen: daß noch nie ein Werk mit größerer Liebe und mit ernsterer Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit geschrieben worden ist. Jedem wird, kann und soll es nicht gefallen. Auf Widerspruch bin ich gefaßt. Aber ich hoffe trotzdem, daß ich die Bahn gebrochen habe, auf der das deutsche Volk nun endlich zu seinem größten Kulturlämpfer in unmittelbare Beziehung treten kann.

Schöneberg.

Eugen Reichel.



## Kunst fürs Volk.

Am Schluß der Plauderei über „Kunst fürs Volk“ im Heft 37 der „Zukunft“ hatte ich den Wunsch ausgesprochen, die Reproduktionstechnik möchte so weit fortschreiten, daß die Farbendrucke, die unsere Familienjournale mitunter bringen, das Original beinahe ersetzen. Das hat mir den Vorwurf eingetragen, ich schiene die „Tausend farbigen Kunstblätter“ des Verlages von E. M. Seemann in Leipzig nicht zu kennen, nebst einigen Proben dieser Sammlung. Der Vorwurf ist insofern begründet, als ich dieses Unternehmen in der That nicht kannte („fern von Madrid“ bekommt man eben nur durch glückliche Zufälle neue Erscheinungen zu Gesicht), und doch wieder unbegründet, weil ich nur die Abbildungen in Familienjournalen genannt und gemeint hatte. (Vielleicht sind diese gar nicht unvollkommen, sondern machen nur den Eindruck, als seien sie es, auf mich, weil sie meistens Werke neuer und neuester Meister wiedergeben, die auf schöne Farben im Allgemeinen wenig Gewicht zu legen scheinen). Daß sonst im Farbendruck Großes geleistet wird, war mir nicht unbekannt. So hatte ich von Pol de Monts Galerie niederländischer Malerei gelesen, die den Berichterstatter zu der Aeußerung veranlaßt, der Kunstforscher werde nun bald nicht mehr genöthigt sein, kostspielige Reisen zu unternehmen, da solche Werke, die auch ein kleineres Museum anschaffen könne, die Originale beinahe ersetzen. Immerhin aber kann so Etwas nur ein Institut oder ein reicher Privatmann anschaffen. Kleine Leute müssen sich mit Künstlerkarten begnügen, die übrigens auch schon ein rühmliches Zeugniß für den hohen Stand des heutigen Farbendrucks ablegen. Wie vollkommen giebt, zum Beispiel, ein solches Märchen (von Stengel & Co. in Dresden) die feine Modellirung des schönen Leibes von Guido Renis Heiligem Sebastian wieder! (Diese vortreffliche Modellstudie wirkt deshalb beinahe komisch, weil sie „Martyrium des Heiligen Sebastian“ heißt; der hübsche Junge schaut, ohne eine Spur schmerzlichen oder verzückten Ausdruckes und ein Büschen verliebt, nach oben, als beobachte er in den Zweigen des Baumes, an den er gebunden ist, einen Vogel). Aber gerade an einer anderen von diesen Postkarten sehe ich, wie viel vollkommener Seemanns Buntdrucke sind. Tizians „Zinsgroßchen“ in Dresden habe ich oft beschaut und habe ihn gut im Gedächtniß. Die Vornehmheit Jesu und die Roheit des Pharisäers wird darauf nicht bloß durch die edlen Linien des Antlitzes und der Hand des Einen und die groben und harten Formen des Anderen, sondern auch durch den Gegensatz von zarter Blässe und brauner Hautfarbe hervorgehoben. Dieser Gegensatz, der auf dem stenogelischen Blatt abgeschwächt erscheint, tritt auf dem Seemanns mit aller Kraft hervor; überhaupt sind dort die beiden Gestalten ein Wenig friirt und der Heiland muthet fast geschminkt an. Auch auf Tizians Karl dem Fünften, den ich in München oft gesehen habe, ist das Colorit treu wiedergegeben, eben so auf Landschaften von Claude Lorrain, Ruysdael, Wouberman, Achenbach, auf Figurenbildern von Van Dyck; auch die scheußliche Leichenfarbe des gräßlichen Gekreuzigten auf dem Gemälde des neuerdings so hoch gerühmten Grünewald. Und das Alles ist für eine Mark pro Blatt zu haben und ein illustrirter Katalog ermöglicht Jedem, nach seinem Geschmack eine seinen Mitteln entsprechende größere oder kleinere Zahl auszuwählen. Wie weit diese Reproduktionen den Ansprüchen der Künstler und der Kunstverständigen genügen mögen, weiß ich nicht; mir genügen sie und der Durchschnitt der Bilder-



freunde geht in seinen Ansprüchen wahrscheinlich auch nicht weiter. Von vollständigem Ersatz der Originale wird bei dem mäßigen Format der Seemannischen Blätter ( $14 \times 18$  und  $18 \times 24$  cm) namentlich dann keine Rede sein können, wenn es sich um große Bilder handelt. Freilich wird viel ungerechtfertigte Verschwendung mit bepinselter Leinwand getrieben. Hat doch Adolf Menzel sogar vor einem Werk eines sehr berühmten Engländers gerufen: „Faul, faul! 's ist ja nichts drauf und es hätten doch mindestens hundert Figuren drauf Platz!“ Aber ein Festbild von Veronese übt seine Wirkung nur in seinem monumentalen Format mit seinen lebensgroßen Figuren. Wie sehr hat mich Canovas Amor und Psyche in der Villa Carlotta enttäuscht! In ihrer Zwerghaftigkeit wirkt die Gruppe kaum anders als ihre Nachbildungen für den Nippetisch. Für sehr Kurzsichtige existiren übrigens Riesensbilder, die nur aus weiter Entfernung genossen werden können, nur in beschränktem Sinn (der Operngucker verengt das Gesichtsfeld) und Solchen sind Bilder von dem Format der Seemannischen gerade recht; in München waren einige Miniaturen der Breughel (nicht höllische nämlich) meine Lieblinge. Und das Format ist groß genug, daß sich das Einrahmen lohnt. Und als Wandschmuck werden sie hoffentlich mehr und mehr die Kupferstiche vordrängen. Diese haben ihren eigenen Reiz und den in meinem Aufsatz erwähnten großen Nutzen; aber sie gehören in die Mappe. Schwarzweiß als Wandschmuck ist eine Geschmacksverirrung. Höchstens Weißgold kann man sich als Interieur gefallen lassen; auch nur in Prunksälen, nicht in einem gemüthlichen Heim. Für Solche, die sich die Blätter zum kunstwissenschaftlichen Selbstunterricht anschaffen, ist dadurch gesorgt, daß Abonnenten (die jedes Blatt nur 30 bis 40 Pfennige kostet) die Bilder in Hesten mit einem von Fachmännern geschriebenen Text erhalten. Aus einem Prospekt ersehe ich, daß Seemann eine mit 120 farbigen Abbildungen ausgestattete, bis ans Ende des achtzehnten Jahrhunderts reichende Geschichte der Malerei vorbereitet: „Die großen Maler in Wort und Farbe“. Meisse.

Karl Jentsch.



## Chinesisches Finanzwesen.

Die Frage der Währungs-Sanirung ist in den letzten Jahren in China brennend geworden; so lange sie aber nur von den dazu berufen erscheinenden Fachleuten behandelt wird, dürfte wohl kaum Etwas dabei herauskommen. Um sich ein annähernd richtiges Bild der Lage zu verschaffen, muß man die chinesischen Verhältnisse genau kennen; Theorien bieten keinen ausreichenden Ersatz für solche Kenntniß. Die chinesischen Finanzleute sind nicht schlechter als unsere; man darf sogar behaupten, daß sie schärfer kalkuliren als unsere Bankleute und jeden Vortheil, auch den winzigsten, wahrzunehmen wissen. Oft sehen wir hier finanzielle Transaktionen, deren Tragweite uns Europäern erst nach langer Zeit klar wird und die den Chinesen dann schon beträchtlichen Nutzen gebracht haben. Die Chinesen wissen eben bei sich Bescheid und wir werden hier auch nach Jahren nie recht heimisch und lernen uns in die chinesische Denkweise und das chinesische Handeln nur sehr schwer oder gar nicht hineindenken. Dieser Nachtheil und der passive Widerstand der Chinesen erschwert jeden Fortschritt und hemmt auch die Währungs-Sanirung.



Erstens können wir den Chinesen ihren Vortheil nur in unserer eigenen Weise darlegen und selbst dem klügsten Finanzmann wird nicht gelingen, klarzumachen, was die Chinesen eben nicht verstehen wollen. Und zweitens denkt jeder chinesische Beamte zunächst an sein Interesse und dann erst an das des Reiches.

Der erste Schritt wurde sichtbar, als man den amerikanischen Professor Jents gerufen und angehört hatte. Jents war lange im Land herumgereist; seine Fächer, Nationalökonomie, Bank- und Geldwesen, kannte er, nicht aber die Verhältnisse, die Eigenart, die Sprache der Chinesen. Er hatte gute fachmännische Berater und scheint diesen Rath auch gut verwerthet zu haben. Praktisch Brauchbares ist dennoch nicht herausgekommen. Jents hatte der Regierung bewiesen, daß ohne die Aufnahme des Goldstandards dem Reich von Jahr zu Jahr mehr Geld verloren gehen würde und daß deshalb zunächst diese Basis geschaffen werden müsse. Hierzu sei vor Allem eine Goldreserve nöthig; die müsse so gesichert werden, daß zugleich für die nothwendige Sanirung der inneren Geldverhältnisse Etwas geschehen könne. Der Tael sollte auf eine feste Basis gebracht und zu diesem Zweck eine neue Art von Kupfergeld geprägt werden; von dem eine festgesetzte Anzahl auf jeden Tael und jeden Silberdollar geht. Jents rechnete aus, daß die Regierung an der Prägung solcher neuer Kupfermünzen ziemlich viel verdienen könne; dieser Verdienst solle dann jährlich nach Peking überwiesen werden und als Fonds für die zu schaffende Goldbasis dienen. Der Amerikaner erhielt einen Orden, wurde über den grünen Meer gelobt und gefeiert und reiste wieder ab. Bald zeigte sich, daß die Chinesen den Mann sehr gut verstanden hatten und sehr hoch schätzten: nur eben: auf ihre besondere Weise. In allen Provinzen wurden so schnell wie möglich neue Münzstätten gebaut und große Kupfermengen eingelaufen. In Rohkupfer und Münzmaschinen entstand plötzlich ein reges Geschäft und die Provinzen suchten einander in der raschen Prägung von Kupfergeld zu überbieten. Die Ausgabe des neuen Geldes brachte den Münzstätten große Profite; noch größere, als Jents erwartet hatte. Aber diese Profite flossen nicht etwa in die Taschen der Regierung (die sie vielleicht auch nicht für den von Jents gewollten Zweck verwendet hätte), sondern in die Taschen der Münzbeamten, der Vicelönige, Aller, die das Glück hatten, mit diesen Transaktionen direkt oder indirekt in Verbindung zu kommen. Das Hauptziel wurde also nicht erreicht und nur die Einfäcfler, der amerikanische Kupfertruff und die japanischen Minen machten gute Geschäfte. Auch von einer allmählichen Sanirung des inneren Geldverkehrs war nichts zu merken. Man gab zu viel Kupfergeld aus und die Münzen, nicht zufrieden mit dem schon sehr reichlichen Gewinn, fingen an, alle Arten von Legirungen zu versuchen, entwertheten dadurch das Kupfergeld und brachten dessen Kurs durch die Fülle des auf den Markt geworfenen Materials ins Schwanken. Endlich mußten die Münzen geschlossen werden. Und noch heute, nach zwei Jahren, ist die Krisis nicht ganz überwunden.

Als Unmassen in Japan verfertigter Kupfermünzen, deren Werth noch viel geringer als der chinesischen ist, auf den Markt kamen, schritt die Regierung ein; doch das lukrative Geschäft ging mit der Hilfe skrupelloser Beamten noch lange Zeit weiter. Meines Wissens ist nie einer dieser Fälscher gefaßt oder bestraft worden; nur unschuldige Kulis, die auf dem gewöhnlichen Weg in den Besitz solcher Fälschate gekommen waren, wurden, weil man den Schein wahren wollte, am Kragen gepackt. In Tientsin fiel der Kurs der Kupfermünzen um volle vierzig Prozent. Auch der Fremde kann



sich ungefähr vorstellen, welche Summen dem Reich da wieder entgangen und gewissenlosen Beamten zugeflossen sind. Im Grunde hat also Herr Professor Zents gerade das Gegentheil Dessen erreicht, was er erreichen wollte. So wirds hier Jedem ergehen. Vor dem Finanzwesen mußte eben die Beamtenschaft sanirt werden: und bis wir so weit sind, wirds wohl noch lange dauern. Die paar Scheinerfolge (mehr ist's ja nicht) zeigen sich nur an der äußeren Oberfläche. Die Thatsache, daß in China die ganze Verwaltung korrumpirt ist, kennt der Chinese von Kindesbeinen an; und er wundert sich deshalb gar nicht mehr darüber, daß die Beamten nach Extracinnahmen streben. Sie sind ja meist nur für kurze Zeit auf ihrem Posten, müssen sich also sputen, wenn sie nicht mit leerem Säckel abziehen wollen. Heute ist Einer hier General, morgen Finanzminister, übermorgen vielleicht Eisenbahndirektor. Sachkenntniß wird nicht verlangt; sie könnte das Urtheil trüben. Der chinesische Beamte sieht in seinem Amt ein kaufmännisches Unternehmen. Jeder Posten, der tiefste wie der höchste, ist käuflich und muß gekauft werden. Hier giebt es, wie auf dem Waarenmarkt, Hausse und Baisse für gewisse Posten; bietet einer gerade die Aussicht auf großen Verdienst, so steigt der Kurs. Nun hat nicht Jeder das zum Postenlauf nöthige Geld; die Meisten müssen es borgen, müssen sich kommanditiren lassen. Von chinesischen Banken oder von deren Verbündeten. Diese Leute erhalten den vorher ausgemachten Antheil und nützen außerdem natürlich den Einfluß des von ihnen unterstützten Beamten nach allen Richtungen aus. Mindestens neun Zehntel der chinesischen Bankiers arbeiten nur mit und in China. Neben den Profiten aus verschiedenen Zinssätzen möchten sie auch Kursdifferenzen einstecken. Die sind aber in China nur möglich, wenn die Basis in den verschiedenen Provinzen verschieden ist; dann kann mit den Kursen gespielt werden. Im Lauf der Zeit hat sich die Sache so ent- oder verwickelt, daß jetzt schon die verschiedenen Städte ihre verschiedenen Tael-Kurse, Gewichte und Qualitäten haben und auch der Bankier am Plage sein Schäfchen scheeren kann. Dieses Uebel ist, seit wir uns in die Finanzen Chinas mischen, noch ärger geworden; so lange wir den Chinesen nicht ein Aequivalent für die ihnen nach ihrer Meinung entgehenden Gewinne bieten können, werden wir vergebens auf die Sanirung des Finanzwesens hoffen. Das Dorado, das wir versprechen, kann selbst im günstigsten Fall erst nach Jahren sichtbar werden; und die Beamten, die gerade am Ruder sitzen, müssen von heute auf morgen rechnen und auf ihr und ihrer Freunde nächstes Interesse bedacht bleiben. Was nützt ihnen eine Aenderung des Geldwesens, die sie im Amt nicht mehr erleben würden? Erst ehrliche Beamte, dann eine gesunde Währung: Das muß die Lösung sein. Einstweilen hören wir von Zeit zu Zeit nur, daß wieder ein Mann damit beauftragt sei, sich über die Sanirung der Finanzen seinen weisen Kopf zu zerbrechen; doch Erfolge sehen wir nicht. Im Gegentheil: von Tag zu Tag wirds schlechter; das früher gute Silber wird jetzt durch erbärmliche Legirungen im Werth herabgemindert. Der Zuschauer muß sich in den schwärzesten Pessimismus gewöhnen; wer hier draußen dem Treiben zusieht, hats schon längst gethan. Aber ist das Handeln der Europäer auch nur logisch haltbar? Heute rufen wir den Leuten in die Ohren: „Sanirt Eure Finanzen; so geht es nicht weiter!“ Morgen geben wir uns die erdenklichste Mühe, den Chinesen unser Geld in den Rachen zu werfen, und halgen uns, wie Hungernde um Brot vor Bäckertüren, um jede Anleihe. Der Chinese lächelt still und zieht seine Konsequenzen.





Berlin, den 25. September 1909.

## Efflesiazusen.

Der an der Oberfläche hastende Blick mag wähnen, daß eine alte Utopistenforderung der Erfüllung hitzig entgegenreife. Wie lange wird schon die politische Gleichberechtigung der Frauen verlangt? Massenhall hat das Verlangen jedenfalls schon, seit auf dem Sozialdemokratenprogramm die Wahlberechtigung aller Zwanzigjährigen als allein menschenwürdig dekretirt wird. Und seit in Säcke eingenähte Unholdinnen über die Erde (nicht doch: übers Pflaster der Großstädte) schreiten, wird die Forderung nach dem Frauenstimmrecht nicht nur aufgestellt, sondern auch verfochten. Trotz Allem: in der Politik der Männer hörte man nie davon. In der Zeitung stand das Wort „Frauenstimmrecht“ einmal, wenn Mangel an anderem Stoff genauere Berichterstattung über Frauenkongresse erlaubte. Heute nun liest man fast so oft von der Frau in der Politik, wie man vom Grafen Zeppelin zu hören bekommt.

Gaifest des Bundes der Landwirthhe. Ein Festredner, der sein Publikum kennt, toastet auf die Damen. „... Aber nicht nur am Familienherde soll die Frau, die Jungfrau wirken. Auch wir, meine Damen, wir vom Bunde, können Ihre Hilfe nicht entbehren. Die Gleichgiltigkeit der Männer zu bekämpfen: giebt es da wohl ein besseres Mittel als die eifrige Mitarbeit der Frau? Ja, meine Damen, in Ihre Hände ist eine gewaltige Macht gelegt. Und so wende ich mich an Sie mit der Bitte, sie auch zu gebrauchen. Sorgen Sie dafür, daß Ihr Gatte ein treues und eifriges Mitglied des Bundes der Landwirthhe bleibt. Aber auch an die Unverheiratheten unter Ihnen wende ich mich. Keine treuagrarishe Dame sollte ihrem Liebsten einen Ruß geben,



ehe er nicht Mitglied des Bundes der Landwirth geworden ist.“ Die Damen quiefen, die Männer lachen dröhnend. Und der Redakteur vom nächsten liberalen Blättel tunkt zornmuthig die Feder, um gegen agrarischen Gewissenszwang das liberale Bürgerthum in Stadt und Land auf die Schanzen zu rufen. Das Alles ist schon oft gewesen. Jetzt auf einmal hat es Hall. Der liberale Redakteur am Großstadtblatt sekundirt den kleinen Kreis Kollegen in Schimpf und Ernst. Und triumphirt, als er drei Tage später von einer ähnlichen Rede in einer Centrumsfestversammlung berichten kann. Vom „konfessionellen Ruß“ darf er sprechen und auf dem selben Blatte die Gleichheit der reaktionären Struktur im schwarz-blauen Block wieder nachweisen. Warum ist heute so anders als in den Duzenden gleichartiger Fälle früher?

Kopenhagen. Sitzungsaal des Folkething. Das neue Kabinet Holstein-Ledreborg will sich dem Parlament vorstellen. Vollzählig sind die Minister, zahlreich, trotz der hochsommerlichen Zeit, die Volksboten versammelt. Laut und unruhig schwirrt das Gespräch. Plötzlich ein Auffahren, ein jähes Erstarren rings im Saal. Vor dem Präsidentenstuhl steht eine Dame. Eine grauhaarige. Mit der einen Hand hat sie die Präsidentenglocke gepackt. Groß, hochaufgerichtet steht sie da. Und spricht. Ruft eine scharfe Anklage in den Saal. Nicht allzu phrasenhaft: „Ehe Ihr Eure Arbeit beginnt, sollt Ihr Euch erst einmal schämen. Denn Ihr (der Blick wandert zur Ministerbank) bringt Schande über unser Land. Aus Machtgier und Eigennuß feilscht und schwächert Ihr um des Landes Wohl und Weh. Aber wir dänischen Frauen verleugnen und brandmarken Euch als vaterlandlose Söldner.“ Sie wendet sich um, reicht dem verdutzten Präsidenten die Glocke hinauf und schreitet schnell und unangefochten aus dem Saal, der unter dem wirren Tumult der Zurückbleibenden erdröhnt. Ist schon gewiß sind temperamentvolle oder gar hysterische Frauen (Fräulein Westenholz zählt wohl zur ersten Gruppe) empört gewesen über das Thun der Männer, die des Vaterlandes Geschick leiteten und bereiteten. Ein Zufall, daß gerade heute eine dieser Empörten den Entschluß zu so drastischer Bekundung ihres Unwillens fand?

In London wirbelt inzwischen Sankt Beiten's Tanz. Nicht ob deutscher Dreadnought's diesmal. „Votes for women“: geht der Schlachtruf. Riesenversammlungen im Hyde-Park. Meist ist es aber die gleiche, nicht allzu große Schaar, die ihn schrillend hören läßt. Tage lang umlauern sie das Parlamentsgebäude, die Ministerpalace. In alle Versammlungen, wo Minister reden, drängen sie sich ein und suchen mit ihrem Gellruf unerwünschte Störung zu schaffen. Im Luftballon fliegen sie über das Parlamentsgebäude und lassen Flugblätter hinabrieseln. Im Sitzungsaal der commons schleichen sie sich auf die Galerie und der speaker muß vom Wollack aufspringen, um der Störung durch Geschrei und wirbelndes Papier zu wehren. Herrn Asquith



lassen sie sich als Postpakete ins Haus schicken. Umzüge halten sie ab, bei denen die Schwestern, die ob des Groben Unfuges ein paar Tage ins Gefängniß wandern mußten, in der Gefangenentleidung hoch zu Roß voranreiten. Der so höfliche Straßenpolizist hat schlimme Tage. Wehrt er den Manischen das Vordringen in den geheiligten Privatbezirk des Parlamentes oder der Minister, schützt er des englischen Bürgers oder der englischen Bürger castle vorm Eindringen der Feindinnen, so fahren ihm fragende Hände ins Gesicht und der Helm fliegt ihm vom Kopf. Manchmal muß er auf Dächer klettern, um dort zitternde, klitschnasse Frauen herunterzuholen, die oben die ganze Nacht im Regen harrten, weil sie einen Minister am anderen Tag so stören zu können hofften. Suffragettes nennt sich die lärmende Sippe. Und hier ist kein Zweifel: so systematische Hysterie von Weibermassen hat die nicht mehr ganz junge Erde noch nie gesehen.

Alle Anitas Augspurg schwimmen in Wonne und schreiben sich den Suffragettenlärm aufs Konto. Das dürfen sie ungescheut. Nicht die maßvolle Frauenrechtlerei, die immerhin doch Einiges geleistet hat, errang diesen Erfolg. Das thaten die Radikalsten der Radikalen. Die, für die jedes Ding nur eine Seite hat, die im Flachrelief die geknebelte, gegen ihre Fesseln anwüthende Frau zeigt. Die, für die es keine Frauenprobleme mehr giebt, weil sie längst alle gelöst haben. Die, für die das ganze Menschenleben in all seiner Komplizirtheit gar nicht existirt, sondern nur eine kleine Summe abstrakter Formeln, mit denen sich prächtig rechnen, doziren und agitiren läßt. Ihre Stimme, die sonst nur unter Ausschluß jeder weiteren Oeffentlichkeit gellte (wenn man nicht gerade einem biderben Provinzschuzmann einen staats- oder sittengefährdenden Eindruck zu machen mußte), findet jetzt im Suffragettenlärm den Widerhall, der über die Erde gellt. Den Erfolg heimsten sie ein. Nur fraglich, ob's wirklich einer ist.

Wäre es einer, so müßte er die Männer schrecken. Das thut er nicht. Nirgend's eilen die Mannsen auf die Schanzen, um die wüthige Phalanx der Weibsen abzuwehren. Sie können also offenbar nicht die leiseste Furcht haben, der Heereszug der suffragettes möchte sich in den Siegeszug des Frauenstimmrechtes wandeln. Nun ist es schon oft so gekommen, daß die Herren von heute die Gefahr von morgen nicht merkten. Daß sie aus ihrer Apathie eist auffuhren, als die Hörner der Gegner von den Wällen des eigenen Lagers herabschmetterten. Auch hier könnte es so liegen.

Liegt aber nicht so. Wir haben ja eine lebende suffragette in Berlin gehabt. Sie redete in einer Versammlung, der ein paar Hundert Menschen bewohnten. Die Zeitungen stimmten am nächsten Morgen einen Lobgesang auf das Außere der Agitatorin an. Chic und niedlich. Und die Dame erzählte voll Stolz, daß der Heerbann der suffragettes sich nicht etwa aus



alten Schreckschrauben (so hart war der Sinn), sondern aus Damen der allerersten Kreise zusammensetzt. Und hier haben wir den Fingerzeig.

Die Forderung des Frauenstimmrechtes ist (in England) eine Angelegenheit der Damen geworden. Der Zweifelsilber ist in einem eingeschränkten Sinn zu verstehen. Man könnte ihn, wenn die Bildung erlaubt wird, durch „Snobin“ ersetzen. Um die weibliche Ausgabe des Snobs handelt es sich. Wie kam Saul unter die Propheten? Die Snobin hat vielen Pflichten zu genügen. Sie muß stets up to date gekleidet, ihr Haar, ihr Körper soignirt sein. Sie muß Theater und Rennplätze, Konzerte und in England wohl auch Kirchen besuchen. Muß die Reisezeit an den mondänen Plätzen verbringen. Muß Gesellschaften, Teas, jours fixes geben und besuchen. Muß über Alles, was die Mode befiehlt, angenehm nichts sagend die anerkannte Meinung zu beplaudern wissen, sei ein Buch oder ein Sportsman, ein Maler oder ein Raubmörder, ein Kirchenredner oder ein Rennpferd gerade en vogue. Das füllt die Zeit der Snobin voll aus; läßt aber im Inneren eine gewisse Dede, Unbefriedigtheit zurück. Auch einem Spazenhirn enthält so kraftlose Kost auf die Dauer zu wenig Nährwerth. Und so sucht die Snobin stets nach Etwas, das ihr höhere Sensationen gewähren könne als die Nichtigkeiten des Tages. Der Ehebruch allein thut's auch nicht. Das Vergnügen, den angetrauten Snob mit einem anderen Snob zu betrügen, ist oft nur mäßig; das illegitime Glück der legitimen Langweile zum Verzweifeln ähnlich. Die gleichartige Möglichkeit für die Unverheirathete ist außerdem von der Gesellschaft in keiner Weise recipirt. Und so stürzt sich die Snobin mit Emphase auf die Tagesensation. Lange hat sich hier die Religion als brauchbarer Lieferant erwiesen. Gesundbeten und Tischrücken. Der Salonmystizismus hat öfter geblüht als der Salonmaterialismus. Das Feld ist jetzt aber abgegrast. Wenn man's mit der Frauenrechtleri versuchte?

Das Suffragettenthum hat es der Snobin im merry old England angethan. Sie fand hier Alles, was sie brauchte: eine moderne Idee, radikal genug, daß sie sich selbst als deren Vertreterin imponiren konnte; Vertreterinnen dieser Idee von so fremdartigem Schlag, daß die Bekanntschaft höchlich amüsirte; die Gelegenheit, von sich reden zu lassen und doch Dame zu bleiben, schließlich auch die mystischen Schauer des Märtyrerthumes. Das sollte nicht locken?

Es lockte. Zu der kleinen Schaar der radikalen Vorkämpferinnen stieß der Heerbann der gelangweilt gewesenen und nun begeisterten Allesbeschäftigten. Jetzt konnte man in die Schlacht ziehen. Man zog. Und da der Engländer die persönliche Freiheit auch des Narren sehr hoch achtet, brachte es viel Spaß und wenig Leiden, in dieser Schlacht mitzukämpfen. Gewiß: es ist kein absonderliches Vergnügen, sich im Regen auf dem Dach eine Nacht

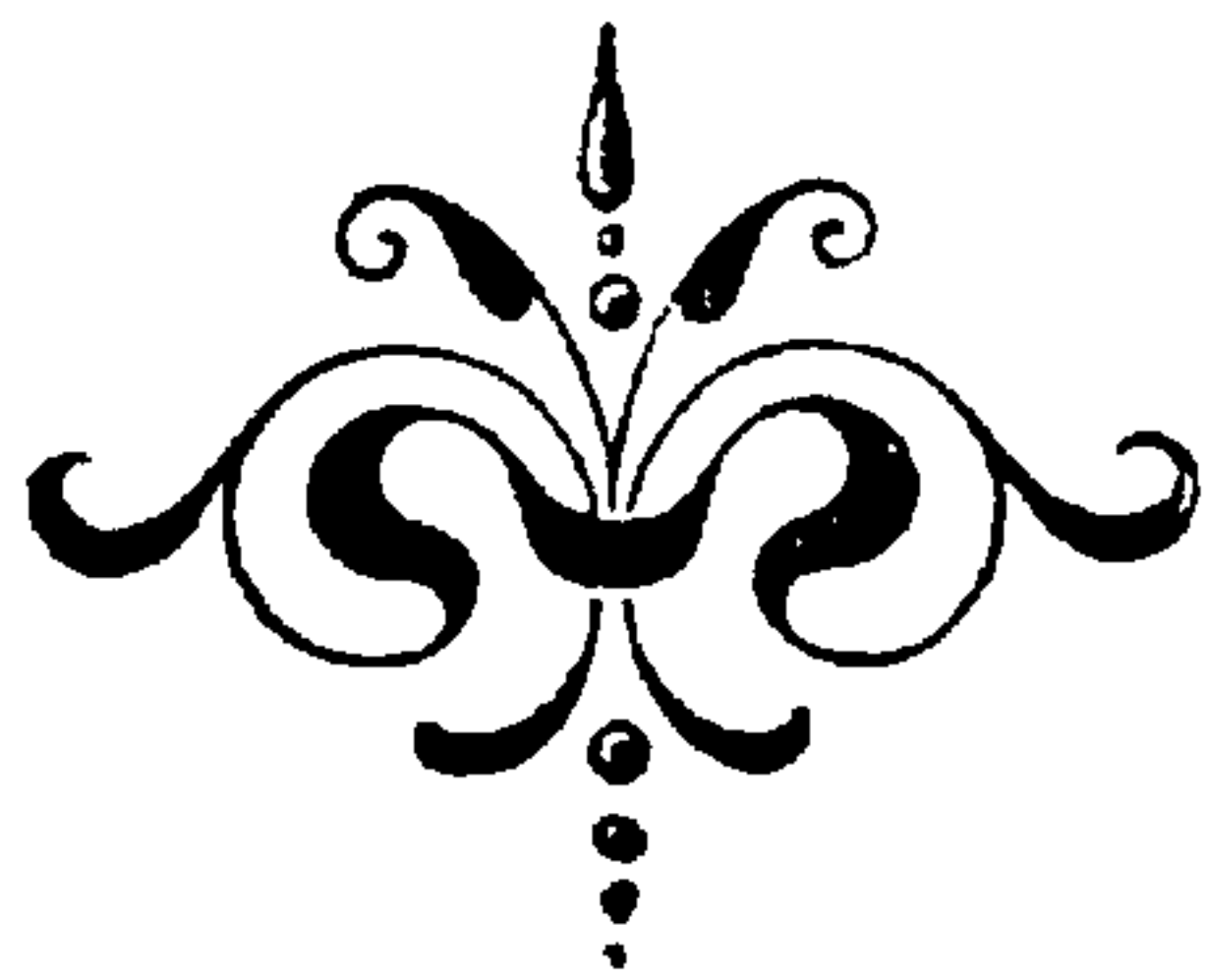


durchzufrieren. Und auch nur drei oder vierzehn Tage im Gefängniß: amön ist's im Grunde nicht. Aber fashionable. Wenigstens heute noch. Und die Interviews, die Abbildungen in den illustrierten Zeitungen, der Vorrang im Demonstrantenzug: ist das Alles nichts?

Jetzt will man das Suffragettenthum nach Deutschland importiren. Mir scheinen Zeit und Ort schlecht gewählt. Die Zeit: die Forderung der votes for women ist schon reichlich lange modern. Wie lange kann sie noch bleiben? Wie soll eine absterbende Mode noch locken? Und der Ort: Berlin, das schon ernstere Dinge totgeschnoddert hat. Berlin, das immer noch nicht einen so recht nennenswerthen Prozentsatz an Snobs und Snobinnen aufweist. Berlin, die Stadt der klassichen Schugmannsgrobheit, die das politische Märtyrertum recht unangenehm machen dürfte. Vielleicht ist deshalb auf das große Spektakulum, das für die deutsche Reichshauptstadt angekündelt war, verzichtet worden. Sehr weislich. Die Ausführung wäre verpufft. Was Andres suche zu ersinnen, des Chaos wunderliche Tochter! Sie wird's schon finden. Wir warten in heiterer Skepsis.

Aber das Problem des Frauenstimmrechtes ist noch lange nicht zu Ende durchdacht und durchdebattirt. Kein Zweifel, daß einiges Gesunde in ihm steckt. Warum sollte dies Gesunde nicht heraus erkannt und herausgeholt werden? Die maßlose und bornirte Art der gerühmtesten Vorkämpferinnen verstimmt freilich. Wer sich dem Problem nähert, wird von den gellen Stimmen der Prophetinnen wieder fortgescheucht. So lange nun gar die Snobinnen diese Prophetinnen umweits tanzen, wird kein Ernsthafter die leiseste Neigung haben, sich mit dem Problem auseinanderzusetzen. Erst wenn die Luft wieder rein ist von dem englischen Nebel, wenn die biderben Scherze ländlicher Agitatoren wieder höchstens bis zur nächsten Kreisstadt ein Echo finden, wenn die Westenholzs wieder ihren ehrlichen oder hysterischen politischen Unwillen im Kreis der männlichen Familienmitglieder versprühen: erst dann wird's mit der Erörterung des Frauenstimmrechtes ernst. Erst wenn die suffragette verschwand, kann das weibliche suffragium möglich werden.

Johannes W. Harnisch.





## Ein Erlöser von der Frauenemanzipation.

In der Literatur der Gegenwart erregt jede geistige Verwegenheit, jedes originelle Draufgängerthum, mag es auch nur ein temperamentvoller Purzelbaum oder eine fossile Naivetät sein, lebhaftes Interesse. Der Aufsatz des Sanatoriumsleiters Dr. Georg Groddeck, das Fragment aus seinem Buch „Hin zur Gottnatur“, hat denn auch beinahe sensationell gewirkt. Von einem ethischen Furor durchtränkt, mit stolzer Souverainetät in einer bestechenden Form vorgetragen, schmeichelt er sich bei Ethikern und Aestheten ein.

In zwei Hauptthesen konzentriert sich Groddeck's Glaubensbekenntniß vom Weibe. Ein Nehmen ist's und ein Geben. Er nimmt ihm die Persönlichkeit. Das Weib ist keine Persönlichkeit; niemals. Feurig beschwört er den Leser, an ihrer Unpersönlichkeit festzuhalten, daran, daß sie nicht schaffen kann, daß sie nur ein Nebenumstand in der Schöpfung ist (er nennt sie „eine vorübergehende Erscheinung“); denn sie hat keine Persönlichkeit.

Dächte ich dabei an Peter Schlemihl, es wäre nicht zutreffend. Schlemihl verlor nur seinen Schatten, die Frau aber verliert, nach Groddeck, ihre eigentliche Wesenheit und behält nur den Schatten.

Die Frau ohne Persönlichkeit! Das klingt fast wie eine Jahrmarkts- oder Panoptikums-Reklame. Eine Frau ohne Unterleib machte im Panoptikum Furore. Die Persönlichkeit des Menschen ist seine Seelenhaut. Kaltblütig zieht dieser Herr sie dem Weibe ab.

Groddeck als Geber. „Gottnatur“ giebt er der Frau. Sie ist Herrliches, unnennbar Heiliges, Madonna; sie ist wie der Sternenhimmel, wie die Sonne, das Meer und so weiter: sie ist Gott, Gottnatur. In der Bibel steht: Den geistig Armen (dem Antifeministen finds die Frauen) gehört das Himmelreich. Der liebe bescheidene Mann begnügt sich mit dem Erdenreich.

Aufrichtig gesagt: Ich glaube weder an die grandiose Heiligkeit der Frau noch daran, daß sie der Persönlichkeit bar ist. Ich glaube nicht, „daß es Pflicht des Weibes ist“, mit allen Mitteln, die je Frauenlist gefunden und erdacht, einen Mann zu gewinnen, und daß Dies „das Ziel aller weiblichen Erziehung sein sollte.“ Abgesehen davon, daß Männerfang und Gottnatur sich nicht gut reimen: müßte bei dieser Jagd nach dem Manne nicht ein Sturz der Ethik erfolgen, der die gepriesensten Tugenden des Weibthumes, ihre veilchenhafte Bescheidenheit und lilienhafte Reinheit, ihre mimosenhaft keusche Zartheit und alles Aehnliche mitereschlüge?

Ich glaube nicht daran, daß die Frau „von ihrem ersten Kind an ein Gemisch von Mädchen und Mann wird.“ Für „eine wissenschaftlich festbegründete und unumstößliche Thatsache“ hält Groddeck dieses neckische Naturspiel. Du lieber Gott! Die Richter und Inquisitoren, die einst die Hexen-



morde verübten, hielten auch die Hexerei für eine wissenschaftlich festbegründete und unumstößliche Thatsache. Und ehrenwerthe Männer waren sie Alle. Und in der That: Weiber ohne Persönlichkeit mit einem Heiligenschein, auf Männerfang dressirt, als Mütter halb Mädchen, halb Mann, sind sie nicht etwas hexenähnlich, fabelwesenhaft? Und hat nicht Grodded in seiner Physiognomie einen leisen, feinen, schwärmerischen Hexenrichterzug?

Ich glaube nicht, „daß die Frau nur zum Dulden und Tragen und Dienen und zu nichts Anderem geboren ist“. Grodded sagt's; und Grodded ist ein ehrenwerther Mann.

Weh, Weh, dreimal Weh über Euch Frauen, die Georg Grodded mit einer Dornenkrone bestülpt, während er für die männlichen Glazen den Vorber bereit hält! Dornenfranz und Heiligenschein!

Nicht wahr, meine lieben Schwestern, Ihr ambitionirt nicht, zum Stamm der Christus zu gehören und durch sieben Schwerter in der Brust die Madonna zu markiren? Als einfache Menschen, gleich Euren Brüdern, flechtet Ihr gern, ab und zu wenigstens, rothe Rosen in die Passionblumen. Freude ist die Desinfektion der Seelen, die schwerblütig und beladen sind. Haltet den Dieb, Ihr Frauen, der sie Euch stehlen will. Henkt ihn!

Selbst Elefant und Kamel sind nicht dazu geboren, Lasten zu tragen. Tragen sie sie doch, so ist's, weil sie ihre Kraft nicht kennen. Gerathen sie in Wuth, so zermalmen sie wohl ihre Herren und Wächter.

Warum lernt Ihr Eure Kraft nicht kennen, warum gerathet Ihr nicht in Wuth, meine sanften Schwestern, auch dann nicht, wenn der ehrenwerthe Herr dekretirt, daß „die Frau nur Pflichten hat, aber keine Rechte“. Wer weigert Euch Rechte? Der Mann. Kann er es? Ja, er macht die Gesetze.

So entrafst ihm das Monopol der Gesetzgebung (und müßtet Ihr als Suffragettes die Werbetrommel rühren). Monopole sind Hemmschuhe der Entwicklung. Mit diesem Monopol bildet das starke Geschlecht einen Männertrutz, der sich gegen die Betheiligung der Frau an den gewinnbringenden Geschäften des Lebens wendet.

Meint Ihr Brüder vielleicht, je weniger Lebensfreuden Euren Schwestern zufallen, desto mehr werden auf Euch kommen? Laß ich doch einmal, daß die Frauen resignirter stürben als die Männer, weil sie mit dem Leben keine Genüsse aufzugeben hätten.

Wäre der Verfasser des Artikels „Die Frau“ ein Semit, so würde ich ihn für einen in den Traditionen seines Volkes Befangenen halten. Die männlichen Juden dankten in ihrem Gebet Jehova, daß er sie nicht als Weiber schuf.

Ich glaube nicht, daß es „sinnlose, verruchte Phrasen sind, daß das junge Mädchen aus Liebe heirathen soll“. Ich glaube nicht, daß die Liebe, die zur Eheschließung führt, „ein Verbrechen ist, da der einzige Sinn der Ehe



ein wohlgerathenes Kind ist". Es entbehrt nicht einer gewissen Brutalität, wenn Groddeck der keuschen, zärtlichen Jungfrau zumuthet, den Akt der Liebe als eine maschinelle Prozedur zum Zweck der Erzeugung tüchtiger Kinder aufzufassen. Ein Helotendienst, den das Weib der von Groddeck verheiligten Gattung schulden soll. Fast könnte man dabei an eine Sitte des Alterthums denken, die die Defloration der Jungfrauen (Priester vollzogen sie) zu einem religiösen Akt stempelte.

Ich glaube nicht, daß das Weib in der Zeit der Menstruation „unzurechnungsfähig ist, an Körper und Geist völlig zerrüttet und in Aufruhr gebracht, einem periodischen Raptus" verfallen. Warum ich es nicht glaube? Raptus hin, Raptus her: meine Köchin kocht in den ominösen Tagen (Groddeck's wahrscheinlich auch), meine Näherin näht, drüben die ältere Tochter unterrichtet, eine jüngere ist in der Schule eifrige Lernerin. Die Schauspielerin spielt, die Telephonistin telephonirt, die Frauenrechtlerin hält einen Vortrag: und Niemand ahnt etwas von den fürchterlichen, ans Irrenhaus streifenden Zuständen dieser traurigen Geschöpfe.

Glaubhaft, daß Groddeck in seinem Sanatorium mit Hyperhysterischen andere Erfahrungen gemacht hat. Vielleicht ist ihm einmal eine Raptusinhaberin zu Leibe gegangen. Gewiß (ich nehme es an) dispensirt er seine Krankenwärterinnen, während sie den „Raptus" haben. Er wird auf seine Kranken doch nicht Furien loslassen.

Sollte Herr Groddeck unvermählt sein, so wünsche ich ihm als Gattin eine starke Persönlichkeit (keine Kantippe, da ich nicht rachsüchtig bin). Und er wird den Weg nach Canossa, so Gott und seine Frau will, antreten.

Hedwig Dohm.



## Die Renaissance des Oesterreicherthumes.

Das Auferstehen von Toten ist ein Wunder. Dabei macht es keinen Unterschied, ob es sich um Menschen oder um Gefühle handelt. Solche Wunder kann man nun manchmal in Oesterreich erleben, wo das Unnatürliche auf der Tagesordnung steht und das Selbstverständliche im Glanz des Ungewöhnlichen in die Erscheinung tritt. Pocht in anderen Staaten der Feind an die Thore, dann erhebt sich Jung und Alt zur Vertheidigung des Vaterlandes. Keinem wird einfallen, von einem außergewöhnlichen Ereigniß zu reden. Heißt das Land jedoch Oesterreich, dann ändern sich sofort die Verhältnisse. Als während der frostigen Winterzeit das übermüthige, aufgestachelte Serbenvolk gegen das Reich der Habsburger die Läufe frisch gelieferter Kanonen drohend richtete, fühlte man zwischen der Elbe und Adria das Wesen eines fremden, belebenden, aufrichtenden Geistes. Ohne Sang und Klang war vor Jahren das alte gute Oesterreicherthum begraben worden: und nun hatte es den Deckel der kalten Gruft gesprengt. Im Drang kritischer



Tage konnte man diesem Geschehniß nicht nachsinnen; man vermochte nicht einmal seine Bedeutung voll zu erfassen. Rief nur die Noth des Augenblickes die Bedrohten zu gemeinsamer Abwehr zusammen? Oder liefen aus dem Schlaf Geweckte, noch Träumende hinter dem zuversichtlich starken Baron Mehrenthal her, der so hell wie Keiner vor ihm die Siegestrompete blies? Die Zeit der Mobilisirung war für nachdenkliche Betrachtungen nicht geeignet. Man freute sich nur, daß Alles so glatt ging und daß der Kolosß Oesterreich-Ungarn, den sich Viele wie das Reich des Zaren auf thönernen Füßen ruhend dachten, kräftig zu marschiren verstand. Doch jetzt sind die Wolkenschwaden längst verflozen. Alle Unruhe ist verschwunden und der sich sicher führende Bürger denkt nicht mehr an Krieg und Kriegsgeschrei. Da ist wohl die Stunde gekommen, nachzudenken, welche Ursachen die Renaissance des Oesterreichertumes bewirkt halten.

Suchen wir uns zuerst in die Stimmungswelt vergangener Tage zurückzuversetzen. Der politische Grundton in dem Länderkonglomerat der Habsburger war ein durch Sorglosigkeit gemilderter Pessimismus. Fürst und Volk konnten sich keines ruhigen Lebens erfreuen. Das Wort Türkennoth vermag heute nicht mehr all die Schrecken auszudrücken, die es für ferne Jahrhunderte enthielt. Um seinen ganzen Sinn zu begreifen, muß man sich erst mühsam in die Tage zurückträumen, da Wien mit seinen Wällen und Thürmen noch eine Grenzfestung war. Wie oft schien es, als würde das Kreuz, das die Habsburger fest in Händen hielten, verschwinden und der Halbmond über den Thälern und Bergen Mitteleuropas aufleuchten! Aber nicht nur die grüne Fahne des Propheten zog Unheil verkündend von Ost nach West. Wer kann mit wenigen Sätzen ausdrücken, welche Gefahren sonst noch über die Lande der Habsburger hingen? Maria Theresia schrieb in reiferen Jahren: „Nicht mehr als etliche Tausend Kronen waren in den Kassen; der in- und ausländische Kredit fast völlig zu Boden; wenig Einigkeit unter den Ständen und Ministern; das Volk in der Hauptstadt so zäumlos wie schwierig und auf die nämliche Art fast in denen Ländern; kurz: Alles sah einem allgemeinen baldigen Verfall und Zerrüttung gleich.“ Das war anno 1740. Unter solchen Verhältnissen konnte sich kein beruhigender Optimismus einleben. Als das große Gewitter der Revolution über Frankreich niedergegangen war, kamen die am Marsten Denkenden im Kaiserstaat vollends aus dem Gleichgewicht. In den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts hatte man nur das dumpfe Gefühl, daß tiefgehende Wandlungen im Bilde des Staatslebens bevorstünden. Man ahnte das Erwachen neuer gewaltiger Probleme, ohne auch nur die Richtlinien der Zukunftsentwicklung erspähen zu können. Der Zustand der Unsicherheit wurde ärger. Darunter litten Fürst und Rathgeber. Nichts ist lehrreicher als ein Blick in die Tagebücher des Freiherrn Karl Friedrich Rübeck von Rübau, der dreier Kaiser von Oesterreich vertrauter Rathgeber war. Wo man sie auch aufschlägt: auf jeder Seite fast wird man an das Nahen einer Revolution erinnert, über deren Charakter keine Klarheit besteht. In dieser drückenden Ungewißheit erlahmten die Fähigkeiten und man dachte nicht an vorbauende Neuerungen; man bohrte sich ins Alte noch tiefer ein. Kaiser Franz sagte, wie Rübeck berichtet, am Beginn der dreißiger Jahre: „Jetzt ist keine Zeit zu Reformen; die Völker sind wie schwer verwundet.“ Nicht weniger instruktiv wirken die jüngst veröffentlichten Tagebücher des Grafen Prokesch von Osten. Die Eintragung vom ersten Januar 1831 lautet: „Diskussion mit Baron Marschall (einem österreichischen Diplomaten) über den Stand der europäischen



Verhältnisse. Er sieht den Untergang der österreichischen Monarchie als unaufhaltbar nahestehend an. Schreiten wir mit dem Zeitgeist vor, so zerfällt unser Ländergebiet; schreiten wir nicht mit, so werden wir erdrückt.“ Ähnliche Klänge kann man aus den vertraulichen Aeußerungen Metternichs heraushören. Die nachgelassenen Schriften des Staatskanzlers sind von bösen Ahnungen erfüllt. Der Pessimismus, der vor dem Jahr 1848 geherrscht hatte, verschwand auch nach der Revolution nicht. Im Lauf der Jahre griff die trübe Vorstellung der schwankenden Existenz Oesterreichs-Ungarns auch auf das Ausland über. Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst erzählt im zweiten Band seiner Denkwürdigkeiten, daß er im Jahr 1892 in Wien die Frage zu beantworten suchte: „Sind Anzeichen vorhanden, daß der Zerfall der österreichischen Monarchie jetzt eine raschere Gangart einschlägt?“ Da können die wunderlichen Meinungen, die sich in England und Frankreich verbreiteten, eigentlich gar nicht mehr befremden. In diesem Zusammenhang betrachtet, werden, zum Beispiel, die Schriften André Chéradames, die sonst absurd erscheinen müßten, einigermaßen verständlich.

Die pessimistische Grundstimmung schloß aber ein starkes Vaterlandgefühl nicht aus. Von den Deutschen Oesterreichs war der Staat vornehmlich aufgerichtet worden; ihr Blut gab das Bindemittel, das die einzelnen Länderblöcke zusammenhielt. Die Deutschen fühlten sich als Träger Oesterreichs, in ihnen lebte ein kräftiges Staatsgefühl; aus ihrem Kreis wuchs die seltsame, leider bisher noch zu wenig unterdrückte Pflanze des alten Oesterreicherthums hervor. Wann immer eine Woge patriotischer Begeisterung über das Reich der Habsburger hinfloß: die Deutschen hatten sie zum Aufschäumen gebracht. In der Zeit Napoleons sangen deutsche Dichter die anfeuernden Freiheitlieder. Deutsche haben die feinste Blüthe der vaterländischen Geschichtschreibung bewirkt, die nach den Franzosentagen ausbrach. Selbst in den blassen Jahren der Gegenrevolution waren die Deutschen enger als alle anderen Volksstämme mit dem Staat verwachsen, wie schmerzlich sie auch den Druck der starren Autoritätsherrschaft empfinden mochten. Die Vorbedingung der absolutistischen Machtentfaltung war im Kaiserstaat die Durchsetzung centralistischer Verwaltungsprinzipien; und der Centralismus hat nicht aus Liebe, sondern aus praktischen Rücksichten das Deutschthum gefördert. Durch die Revolution war die bevorzugte Stellung des ersten Kulturvolkes Oesterreichs geschmälert worden; doch brachte die Umwälzung bürgerliche Rechte. Der Absolutismus nahm nach 1848 die bürgerlichen Freiheiten, aber er verhalf zur alten nationalen Vormacht.

Doch die entwickeltste Nation Oesterreichs, die den Parlamentarismus vor der Revolution so heiß ersehnt hatte, wünschte ihn dennoch mit nur künstlich unterdrückter Leidenschaftlichkeit zurück. Aber mit dem neuen Beginn des Verfassungslebens dämmerten auch ernste Sorgen auf. Nach der Wiederaufrichtung der Konstitution ging es mit einigen Unterbrechungen anderthalb Jahrzehnte leidlich fort. Mehr der Abstinenz treibenden Unflugheit der Czechen als der eigenen Stärke konnten es die Deutschen danken, daß sie den Staat weiterhin beherrschen durften. In diesen anderthalb Jahrzehnten erreichte das Oesterreicherthum seinen stärksten politischen Ausdruck. Die Deutschen fühlten sich so ganz als Oesterreicher und sahen die westliche Reichshälfte so sehr als ihren Staat an, daß sie die Schaffung nationaler Schutzwälle unterließen. Bald sollte sich die Arglosigkeit bitter rächen. Gegen Ende der siebenziger Jahre brach das schwache Gebäude des deutsch-liberalen Regimes zusammen. Die neuen Mächte, die aus den Ruinen emporstrebten, führten einen



vollständigen Umschwung herbei. Graf Taaffe, der früher in deutschen Ministerien gegessen hatte, begann, den Deutschen Oesterreichs den Sarg zu zimmern. Der Einheitstaat wandelte sich allgemach in einen Völkerstaat um und der Schutt, der beim Niederreißen Jahrhunderte alter Gebäude herabfiel, bedrohte die Köpfe des Volkes der einstigen Reichsbaumeister. Die Deutschen mußten zurückweichen.

Nun fing eine neue Periode im politischen Denken dieser Nation an. Die Kraft, die sich nicht mehr schöpferisch ausleben konnte, drängte zu radikalen Negationen. Eine deutsch-nationale Bewegung entstand und allgemach verlöschten die Lichtlein des Altösterreicherthumes. Man sang „Deutschland, Deutschland über Alles“; immer weitere Kreise der Intelligenz, besonders der Jugend, begannen, sich geistig von Oesterreich loszusagen. Der Bismarckfult griff um sich; Richard Wagner, der Vielen durch seine unsterblichen Werke theuer geworden, wurde als nationaler Verkünder und Erwecker gefeiert. Georg von Schönerer konnte auf seine größten Erfolge blicken. Die „Wacht am Rhein“ erschallte, wo immer sich in den achtziger Jahren deutsche Jünglinge zusammenfanden. Aus bewußten, ja, verliebten Oesterreichern waren nackensteife Söhne einer bestimmten Nation geworden. Weil das früher theuere Vaterland zu eng wurde, suchte man sich auf den weiten Fluren eines Staates der geeinigten Deutschen heimisch zu machen. Bismarcks urgewaltige Schöpfergabe hatte aus Trümmern das Deutsche Reich gar herrlich aufgerichtet; jetzt schwärmte man schon von einem größeren Deutschland. Oesterreich entwand vielen Blicken, weil sich dichter Nebel der Verzweiflung über dieses in einem damals noch unverstandenen Umbau befindliche Staatswesen senkte.

Bei den Deutschen war das Oesterreicherthum erstorben; bei den im raschen Vormarsch begriffenen anderen Völkern kam es noch nicht zur Geltung. Die Polen, die unter den österreichischen Slaven die stetigste nationale Kulturarbeit hinter sich hatten (das traurige Schicksal der Geschichtslosigkeit blieb ihnen erspart), standen ihrem neuen Vaterland fremd gegenüber. In ihnen glomm die Hoffnung, daß Polen noch nicht verloren sei. Daher konnten sie nur mit halbem Herzen bei der neuen Reichsgemeinschaft sein. Auch fühlten sie sich noch nicht gesättigt; Eroberungspläne beschäftigten ihre Hirne. Es gab ja mancherlei nationale Arbeit; man mußte sich also mit Sonderbestrebungen beschäftigen. Für die Czechen wurde nun zum frohen Tanz aufgespielt. Dieses Volk hat in wenigen Jahrzehnten das fast verloren gegangene Nationalbewußtsein zur mächtigen Flamme angefacht. Doch die nationale Erneuerung war noch nicht zur Vollendung gediehen. So absorbirte die völkische Bethätigung alle Kraft der Köpfe und alle Gefühle der Herzen. Auch wollte man sich mit den bedeutenden Errungenschaften, die jedes Jahr in seiner Chronik verzeichnete, nicht zufrieden geben. Mit dem Essen wuchs der Appetit. Statt dankbar zu sein, grollte man über die Dürftigkeit der Tafel. Oesterreich wurde nicht jauchzend umworben, nicht wie eine liebende Mutter überschwänglich ans Herz gedrückt, sondern kalt zurückgestoßen. Einzelne undankbare Fanatiker dachten sogar über den Staat wie Franz Moor über seinen Vater. Auch die Südslaven waren nicht befähigt, dem verschwindenden Oesterreicherthum Heimstätten zu eröffnen. Von den Ruthenen aber, den Parias, konnte man einen flammenden Patriotismus nicht erwarten. Dieses Bauernvolk stellte zwar für Kaiser und Reich tapfere Soldaten; aber die bedauernswerthen ostgalizischen Dorfproletarier hatten von dem Segen rechtsstaatlicher Kultur wenig erfahren. Die Ruthenen zitterten in Oesterreich vor den Polen wie in Rußland vor dem Zaren. Welche krause Vor-



stellungen mußten sich da von Kaiser und Reich festsetzen? Kein Wunder, wenn diese zur Treue geborene, nicht durch Selbstdenken erzogene Nation bei heimathlichen Festen Fahnen folgt, die das Bild des Nationalhelden Jan Mazepa zeigen . . .

Die nationalen Einzelbewegungen hatten also wirklich das gesamtstaatliche Fühlen erstickt. Trotz Alledem lebte der Staat weiter; oder er vegetirte doch. Die vielen Theile wurden nicht durch einen lebendigen Gemeingeist zusammengehalten, sondern nur durch die eiserne Nothwendigkeit zusammengezwängt. Die Bürger wirkten und strebten wohl in Oesterreich, aber Oesterreich lebte nicht in den Bürgern. Das heilige Feuer des Patriotismus, das früher von den Deutschen unterhalten wurde, war verloschen, weil man seine Wächter aus dem Tempel gestoßen hatte.

Die rastlose Zeit, die der Erde das starre Panzerkleid des Winters umlegt, bringt auch das keusche Erwachen des Frühlings, die fröhlich aufquellende Lebensfreude. Sie reißt Wunden auf, daß das Blut hoch ausspricht, und sorgt dann dafür, daß die Schmerzen vergehen und die Deffnungen vernarben. So bemächtigte sich auch der tief gedemüthigten, in ihrem starken Glauben erschütterten Deutschösterreicher nach fast zwei Jahrzehnten der geistigen Vaterlandflucht eine neue Gesinnung. Der kühne Vorstoß der vereinigten Slaven, der in den Tagen des Graf Badeni gewagt wurde, hat die Deutschen aus Nebelträumen aufgeschreckt und zu einer aktiven Politik der Gegenwehr gezwungen. In dem Kampf gegen die Sprachenverordnungen lernten sie erst die in ihnen schlummernde Kraft erkennen. Einem Volk, das solche Energie entfalten konnte, brauchte um die Zukunft nicht bang zu sein; denn ein Staat, der so sehr von einem Theil seiner Bevölkerung abhängt, muß gewisse Rücksichten walten lassen. Wohl mag es vorkommen, daß man sich an unantastbaren Rechten frevelhaft versündigt will, aber es wird nicht gelingen, den Vorsatz auszuführen. Es muß beim Vorhaben bleiben. Diese Erkenntniß kam aufmunternd dem Gefühl zu Hilfe, das den Deutschösterreichern tief in die Brust gesenkt ist. Die Liebe zum heimathlichen Boden erscheint in den deutschen Gauen zwischen den Sudeten und dem Karst wunderbar entwickelt; und wie die Heimathliebe fest wurzelt, so ist auch das Vaterlandgefühl gut verankert. Man kann das natürliche Empfinden wohl für einige Zeit überschreien und zurückdrängen, doch nur scheinbar erbölen. Mit ihrem Selbstvertrauen fanden die Deutschen wieder ihr Vaterland. Und nun begann man, ruhiger zu überlegen. Was war geschehen? Die Slaven hatten sich in den Sattel geschwungen, um zu reiten; sie wollten nicht mehr Fußvolf sein. Konnte man ihnen Das verargen? Sie verlangten nach eigenen Richtern, nach eigenen Beamten, sie suchten ihrer entwickelten Sprache Vollwerthigkeit zu erringen. Die Art, wie Das geschah, war verwerflich; die Rücksichtslosigkeit forderte scharfe Zurückweisung. Aber man fing doch an, das Recht der Nationen auf nationales Eigenleben auch für Oesterreich gelten zu lassen und den Grund des Uebels nicht in den Personen, nicht nur in den Ambitionen, sondern vor Allem in den unzweckmäßigen Einrichtungen des Staatswesens zu erkennen. Dr. Karl Renner sprach zuerst klar und scharf aus, was Viele dachten; er baute in der staatsrechtlichen Theorie ein Oesterreich der nationalen Autonomie auf und zeigte, daß darin das Glück und der Friede wohnen mußten. In den Kreisen der Intelligenz gewann der neue Prophet bald überzeugte Anhänger. Doch noch größer war sein Erfolg, als die Sozialdemokratie seine Ideen aufgriff. Das eben ist das Charakteristische dieser Epoche, daß die industrielle Arbeiterschaft und die klerikale Landbevölkerung, vereint mit dem städtischen Mittelstand, an Macht gewannen. In diesen



beiden Heerlagern herrschte jedoch ein in nationaler Hinsicht versöhnlicherer Geist. Gewiß: noch immer gab es eine starke Gruppe intransigenter Deutschen, in der das Oesterreicherthum keinen Platz fand und der alldeutsche Gedanke siegreich blieb. Am des zwanzigsten Jahrhunderts Anfang feierten die Alldeutschen sogar große Wahlerfolge. Dann fingen die persönlichen Zänkereien der Führer an, ein Selbstzerfleischungsprozeß begann, Schmutzfluthen ergossen sich und arger Gestank stieg empor. Deutsche Treue war hier nicht am Werk, deutsche Charakterfestigkeit waltete da nicht. Mit Abscheu wandten sich Viele ab. Lastend fanden sie sich wieder ins alte Oesterreich zurück, das freilich nicht mehr dem Oesterreich der alten Zeit glich.

Doch mit der Beseitigung des seelischen Zwiespalts hatte es noch nicht sein Bewenden. Das Oesterreicherthum erwachte nicht nur neuerdings, sondern überwand sogar den müden Pessimismus, den es immer wie Bleigewichte mit sich geschleppt hatte. In den Tagen der langwährenden ungarischen Krise wurden in Cisleithanien großösterreichische Wünsche wach und von den Deutschen vertreten. Man glaubte, daß der gar oft totgesagte Staat, der im Jahr 1867 in zwei Theile zerrissen ward, nicht zerbröckeln, sondern in einer wohlgegliederten Einheit aus den Stürmen und Erschütterungen hervorgehen werde. Oesterreich hatte endlich einen Platz in der Zukunft; man vertraute auf das Vaterland. Als dann das verfallene Parlament der Privilegirten abgetragen wurde, damit für eine ungekünstelte Volksvertretung Raum werde, als sich Oesterreich leicht wie ein gelenkiger Jüngling die bunt zusammengefügten Kleider der politischen Sonderrechte auszog, um in ein weites schönes Gewand von modernem Schnitt zu schlüpfen, da verflüchtigte sich die Skepsis. Man fühlte sich stark genug, zu Oesterreichs Heil und Frommen noch mehr zu leisten. Jeder hoffte nach seiner Art.

Neben den politischen Erscheinungen darf ein anderes Moment nicht übersehen werden. Der Staat fand in dieser Zeit einen Historiker, der die Fähigkeit besaß, das Interesse für die vaterländische Geschichte zu erwecken. Anton Springer, der ein lehrreiches Werk über das Oesterreich in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts geschaffen hat, sagt in seinen Memoiren: „In Wahrheit schrieb ich eine lange Krankheitsgeschichte. Warme Brusttöne anzuschlagen, die Leser zu erheben und zu begeistern, sie von Szenen siegreicher Tapferkeit zu solchen des nationalen Stolzes und der patriotischen Hingabe zu führen, blieb mir versagt.“ Dem Buch fehlt es an aufrüttelnder, mitreißender Zuversicht. Stille Resignation liegt über ihm. Springers Nachfolger konnten den Weg zum Herzen des deutschen Volkes nicht finden. Der emsige Herikale Helfert ließ kalt, Kroneß hatte auf seiner Palette zu wenig Farben, Rogge spie Gift aus. Auch Mayer blieb in der ersten Auflage seines Geschichtswerkes bei einem trockenen Ton. Da kam Einer, der den Pinsel zu führen verstand, der seine Bilder fein zu nuanciren wußte, der mit dem Herzen schrieb. Heinrich Friedjung's „Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland“ ist kein Werk, das man in das für die herkömmliche patriotische Literatur bestimmte Fach steckt. Es enthält gar manche wichtige Anklage, die aber nicht kalt hervorquillt, sondern von glühender Liebe erfüllt ist. Es lehrt Oesterreichs Fehler erkennen, zeigt aber auch Oesterreichs Vorzüge. Und vor Allem: es umgiebt die Zukunft nicht mit Hoffnungslosigkeit. Dieses Werk hat eine weitere Verbreitung gefunden als irgendeine andere Oesterreich gewidmete historische Arbeit; es hat Schule gemacht. Friedjung selbst ist bei dem ersten Werk nicht stehen geblieben, trotzdem ihm kein augustisch Alter blühte und keines Medicäers Güte lächelte.



Wie in der Geschichtschreibung, so machte sich in der schönen Literatur ein neuer Zug bemerkbar. Von den großen österreichischen Dichtern, die uns theuer sind, hat keiner die Flamme der vaterländischen Begeisterung angefaßt. Grillparzer war zwar das Fleisch gewordene Oesterreich und seine Werke sind das beste Spiegelbild der Zeit. Aber seine Epoche kannte neben Zuneigung viel Haß, neben Begeisterung dumpfe Verzweiflung. Die Epigramme des einsam wandelnden Dichters enthalten hundert Wahrheiten, doch auch hundert Stachel. Es ist vergrämte Liebe, schmerzvolle Innigkeit, ein Leben voll Hingebung und Enttäuschung. Aus Grillparzers Büchern können nur die ganz Wenigen, die tief zu graben verstehen, Trost und Aufmunterung herausholen. Die anderen Meister haben überhaupt nicht versucht, sich mit Oesterreich eingehender auseinanderzusetzen. Mosegger hat wohl die grüne Steiermark besungen; doch nur sie, nicht Oesterreich, beschäftigte sein dichterisches Auge. Die wiener Dichter blieben mit ihrem Interesse wieder am Stefansthurm hängen. So fehlte es in Oesterreich an einem österreichischen Dichter, bis die Zeit auch hier Wandel schuf. Wie ein Herold, der einem Zuge voraneilt, sprengte Rudolf Hans Bartsch einher. Seine „Zwölf aus der Steiermark“ und gar seine „Haindlkinder“ sprachen die in der Literatur fremde Sprache des warmen Oesterreicherthums. Was man vor zehn Jahren wahrscheinlich nicht ohne Protest hingenommen hätte, Das wurde jetzt mit jubelnder Begeisterung gehört. Der selbe Bartsch, der den alten Haindl, den guten Deutschösterreicher, mit so viel Liebe vor uns hingestellt hat, war vor einigen Jahren noch ein an Oesterreich Verzweifelter, ein Irrender. Damals erschien anonym sein Buch: „Als Oesterreich zerfiel . . . 1848“ und dieser Titel sagt schon Alles. Daß Bartsch nicht allein bleiben wird, beweist ein anderes Werk, das schon von der Renaissance des Oesterreicherthums erfüllt ist: Emil Ertls Roman „Freiheit, die ich meine“.

All diese Strömungen waren schon vor Jahresfrist vorhanden, aber man hatte sie nicht beachtet. An ihren Zusammenhang dachte man eben so wenig, wie man ihre Entstehung zu begründen suchte. Es bedurfte erst eines außergewöhnlichen Ereignisses, das die verschiedenen Bächlein auf eine Mühle leitete. Dieses Geschehniß war der Konflikt mit Serbien. Das sonst traumberloren einherziehende Oesterreich mußte sich aufraffen; ein großer Augenblick war gekommen. Oesterreich-Ungarn konnte die Probe glänzend bestehen; sein fester Wille brachte die Gegner zum Weichen. Wäre jedoch nicht die Renaissance des Oesterreicherthums vorhergegangen, so hätte der große Wurf vielleicht gar nicht gewagt werden können; jedenfalls würde sein Gelingen zweifelhaft geblieben sein. Denn haben in den Monaten der gefährlichen Verwickelungen auch alle Völker ihre Pflicht gethan, so waren doch die Deutschen mit dem heßten Feuer der Begeisterung bei der Sache.

Das alte Oesterreicherthum ist in den Deutschen wieder lebendig geworden. Doch die Blüthen, die es heute treibt, sind anders als die vor der Aera Taaffe aufgebrochenen. Ist die nationale Hochfluth verrauscht, so hat sich doch ein gesundes nationales Empfinden erhalten. Und die Vorstellungen vom Staat wurden unter dem Zwang der Verhältnisse so revidirt, daß jetzt einem gerechten und billigen Ausgleich der Völkerinteressen kein unüberwindliches Hinderniß mehr entgegensteht. Oesterreich hat seine Deutschen wiedergefunden; nun heißt es: sie festhalten. Die Verantwortlichen müßten blind sein, wollten sie sich dieser Pflicht entschlagen.

Wien.

Richard Charmaz.



## Männlich und Weiblich. \*)

**W**enn des Lenzes milder Hauch die Erde wachküst und junges Grün das kahle Land verzaubert, wenn die Blumen sprießen und die Schwalben nisten, wenn die Lerche steigt und Feld und Wald jubiliren, dann schwillt auch unsere Brust von Sehnsucht und Liebe, dann keimt und treibt und blüht es in unseren Herzen, dann zieht es die Geschlechter zu einander, dann fühlen sie in ihrem Tiefsten die Zusammengehörigkeit zu einem Ganzen des Lebens. Der Tod vernichtet unablässig. Die Geschlechter erneuern das Leben und machen es unsterblich über alle Vernichtung hinweg.

Giebt es eine größere Leistung des Lebens als die der Geschlechter? Kann sich irgendetwas messen mit dem Wunder von der Erneuerung des Lebens? Und wenn nicht, muß nicht das Dasein der Geschlechter auf einer fundamentalen und nothwendigen Einrichtung der Natur beruhen? Gewiß und selbstverständlich, werden Sie antworten. Aber so antwortet nicht die heutige Biologie. Sie sagt kühl: Die Geschlechter sind nichts Fundamentales, nichts Prinzipielles, nichts Nothwendiges. Sie sind unerhebliche Einrichtungen, Einrichtungen untergeordneter Art.

Wie? schreien Sie auf. Etwas, das durch die ganze Natur geht, das immer und überall vorhanden ist, das die größte Leistung des Lebens vollbringt, soll untergeordnet sein? Darauf sagt die moderne Biologie: Mein Lieber, erzeuge Dich nicht. Deine Voraussetzung, es gebe überall die beiden Geschlechter, ist falsch. Denn erstens fehlen die Geschlechter in der ganzen großen Gruppe der einzelligen Lebewesen. Und diese pflanzen sich doch auch fort. Und ferner ist das Zusammenwirken der Geschlechter selbst dort nicht immer nöthig, wo sie existiren. Bei den Bienen, zum Beispiel, giebt es außer der zweigeschlechtlichen Zeugung, aus der Königin und Arbeiterinnen, also weibliche Individuen hervorgehen, auch noch die eingeschlechtliche Jungfernzeugung, die Parthenogenese, die aus dem völlig unbefruchteten Ei männliche Bienen, die Drohnen, entstehen läßt. Ja, man kann noch einen Schritt weiter gehen. Die Vermehrung vieler Lebewesen bedarf selbst des Gies nicht. Abraham Trembley zerschnitt zuerst einen Süßwasserpolypen in viele Stücke. Und jedes wuchs zu einem neuen Individuum heran. Aus einer Hydra wurden zehn. Jeder Gärtner, der Stecklinge in die Erde setzt und aus ihnen neue Pflanzen zieht, braucht weder Blüthenstaub noch Stempel dazu. Die ungeschlechtliche Vermehrung beweist also schlagend, wie wenig nothwendig die Geschlechter zur Erneuerung des Lebens sind.

Diese Entgegnung wirkt ja zunächst wie ein kalter Wasserstrahl auf unser heißblütiges Naturgefühl. Die Logik der modernen Biologie scheint schlüssig. Aber sie scheint nur so. Es giebt Sätze von zunächst unangreifbarer Dogmatik, gegen die sich unser Instinkt auflehnt. Wer aber wirkliche Verwandtschaft mit der Natur hat, Der fühlt, daß die Antwort unserer Biologen nicht richtig sein kann.

Die einzelligen Wesen, an welche die Logik unserer Lebensforscher zuerst angeknüpft hat, pflanzen sich gewöhnlich durch Theilung fort. Aus einer Zelle ent-

---

\*) Ein Kapitel aus dem ernstesten und schönsten Buch „Vom Leben und vom Tod“, das der bekannte, von einer treuen Gemeinde umringte Arzt und Biologe Wilhelm Fließ in den letzten Septembertagen bei Eugen Diederichs in Jena erscheinen läßt.



stehen zwei, aus zweien vier und so weiter. Das geht eine ganze Weile so. Dann aber kommt ein neues Stadium, die Konjugation. Je zwei und zwei Zellen legen sich an einander, paaren sich und lassen ihre Kernsubstanzen mit einander in Beziehung treten oder verschmelzen. Dann gehen sie wieder auseinander und sind nun zu neuer Vermehrung durch Theilung befähigt, bis endlich eine abermalige Konjugation eintritt. Unterbleibt die Konjugation, wird sie künstlich, experimentell verhindert, dann erlischt die Fähigkeit der Zellen, sich durch Theilung zu vermehren, und die Individuen gehen zu Grunde. Sie sterben, wie Alles, was vom Leben stammt. Das hat zuerst Maupas überzeugend gezeigt. Mit der prinzipiellen Unsterblichkeit der Einzelligen ist es also nichts. Ganz abgesehen davon, daß gewöhnlich bei der Konjugation selbst ganz sichtbarlich ein Theil des Körpers nicht in den Verjüngungsprozeß eintritt, sondern sich auflöst und so zur echten Leiche wird. Vermehrung und Tod rücken hier zeitlich zusammen, wie etwa bei der Eintagsfliege, dem Neunauge oder wie bei der Agave, die sich totblüht. Erhalten bleibt nicht der individuelle Theil, sondern die befruchtete Keimsubstanz, die neuen Generationen das Leben überträgt. Ist hier schon kein Wesensunterschied zwischen Einzelligen und Vielzelligen, denn Paarung tritt ja bei Beiden ein: sollte er beim Befruchtungsvorgang selbst vielleicht doch vorhanden sein?

Was paart sich mit einander? „Zwei beliebige Zellen“, sagen unsere Biologen, Zellen, die keinen Geschlechtsunterschied haben. Und woher wissen sie Das? Man höre und staune: einfach daher, weil man mit unseren heutigen mikroskopischen und färbereichen Mitteln keinen Unterschied wahrnehmen kann. Ist Das nicht töftlich? Was wir heute nicht sehen, Das existirt nicht, wenn auch tausend Vernunftgründe für die Existenz sprechen.

„Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn!  
 Was Ihr nicht tastet, steht Euch meilenfern;  
 Was Ihr nicht faßt, das fehlt Euch ganz und gar!  
 Was Ihr nicht rechnet, glaubt Ihr, sei nicht wahr;  
 Was Ihr nicht wägt, hat für Euch kein Gewicht;  
 Was Ihr nicht münzt, Das, meint Ihr, gelte nicht.“

In allem Ernst: wie weit gehen denn unsere heutigen Mittel zur Unterscheidung? Ein einziges Beispiel wird Das erhellen. Sie wissen, daß ganz früh, bei der ersten Theilung nach der Befruchtung, sich die Urgeschlechtszelle von der Urkörperzelle absondert. Von der ersten stammen alle Fortpflanzungszellen, von der zweiten stammt der übrige Körper ab. Welcher Mikroskopiker kann aber sagen, ob aus dieser Urgeschlechtszelle Samenkörper oder Eier hervorgehen werden? Und doch müssen alle Differenzen hiersfür schon in jener Urgeschlechtszelle enthalten sein. Nur wir unermögenden Menschen können diese Differenzen nicht erschauen. Man hat ja auch früher bei den Schimmelpilzen die geschlechtliche Fortpflanzung geleugnet, weil man die sich paarenden Keimzellen für gleich hielt. Sie sehen auch in der That völlig gleich aus. Aber der amerikanische Forscher Albert Francis Blakeslee von der Harvard-Universität hat in dem energischeren oder verzögerten Wachsthum der Pilzfäden, aus denen die Keimzellen hervorgehen, ein sicheres Unterscheidungsmerkmal kennen gelehrt. Durch ingeniose Bastardirungsversuche hat er zu zeigen vermocht, daß hinter dem kräftigeren und spärlicheren Wachsthum sich die männlichen und weiblichen Geschlechtsunterschiede verbergen, die man den



ausgewachsenen einzelnen Zellen nicht ansehen konnte. Und hätte er die schneller wachsenden Plusfäden von den langsamer wachsenden Minusfäden gesondert, so konnte er beobachten, daß niemals sich die Pluskeime unter einander und niemals die Minuskeime unter einander paarten, wohl aber die Plus- mit den Minuskeimen. Nur auf dem Umwege der Entwicklung hat sich hier die sexuelle Differenz nachweisen lassen, die bei der Betrachtung der ausgewachsenen Einzelfäden nicht zu erkennen war. Ein lehrreiches Beispiel dafür, daß wir kein Recht haben, die Geschlechtsunterschiede da zu leugnen, wo wir sie nicht gleich sehen.

Das thun aber unsere Biologen. Sie dekretiren: Weil wir die sexuellen Unterschiede heute nicht finden können, existiren sie nicht. Stat pro ratione voluntas. Und auf dieses Willkürdekret bauen sie den weittragenden Schluß auf: der sexuelle Gegensatz kann auch bei den höheren Wesen nichts Prinzipielles sein, weil er bei den Einzelligen nicht vorhanden ist.

Früher hätte ich mich damit begnügen müssen, Ihnen nur den logisch mangelhaften Unterbau dieses gewaltthätigen Schlusses aufzuzeigen. Heute aber kennen wir schon sehr viele einzellige Wesen, bei denen wir männliche und weibliche Exemplare ihrer Form nach zu unterscheiden vermögen. Zum Beispiel: in der ganzen großen Gruppe der Sporozoen können wir Das. Es sind niedere Lebewesen, zu denen auch das Malaria-plasmodium gehört.

Am Schluß der Entwicklung, die im menschlichen Blut sich abspielt, sind zwei deutlich verschiedene Formen dieser Parasiten vorhanden, die man auch allgemein die männliche und die weibliche Form nennt. Bei der Konjugation im Magen der Anophelesmücke gatten sich stets nur männliche Formen mit weiblichen.

Also auch bei den Einzelligen lassen sich sehr oft die Geschlechtsgegensätze direkt oder indirekt nachweisen. Und wo wir heute noch nicht sehen, wird ein Morgen uns die Augen öffnen.

Nach dieser Erkenntniß können wir über den ersten Einwand der modernen Biologen zur Tagesordnung übergehen. Auch den einzelligen Wesen fehlen keineswegs die Geschlechtsunterschiede.

Wie steht es aber mit der Parthenogenese, der eingeschlechtlichen Zeugung? Hier kommt aus einem weiblichen Ei, das vom Samen nicht befruchtet wird, unzweifelhaft ein neues Individuum heraus.

Man kennt Das hauptsächlich bei Insekten und gewissen Krebsen. Aber es fällt auf, daß die Parthenogenese immer abwechselnd mit wirklicher Befruchtung vorkommt. Und wo man, wie bei einigen Krusterarten, die Männchen noch nicht kennt, da läßt doch das Vorhandensein der völlig unverkümmerten Samentasche beim Weibchen uns vermuthen, daß auch Männchen existiren werden. Also auf die Dauer erhält auch die Parthenogenese allein das Leben ihrer Art nicht. Von Zeit zu Zeit muß der männliche Zeugungstoff befruchten. Diese Befruchtung hält nur für eine Reihe von Generationen vor, wie bei uns der eine Samenfaden für alle Zelltheilungen im Verlaufe eines langen Individuallebens den Anstoß giebt. Die Nothwendigkeit der zeitweise eintretenden Befruchtung weist also darauf hin, daß auch bei der Parthenogenese männliche und weibliche Stoffe zusammenwirken müssen. Aber es giebt noch einen direkteren Hinweis, der geeignet ist, unsere Einsicht sehr zu vertiefen.

Was geht denn überhaupt bei der Zeugung vor? Ein reifes Ei und eine



reife Samenzelle lassen ihre Kerne mit einander verschmelzen und geben dadurch den Anstoß zu zahlreichen Zelltheilungen. Die neu entstandenen Zellen bilden schließlich ein Individuum, das von den beiden vereinigten Elternkernen abstammt.

Ein reifes Ei und eine reife Samenzelle! Was verstehen wir darunter?

Der Kern einer jeden Zelle enthält gewisse Körperchen, die man wegen ihrer leichten Färbbarkeit „Chromosomen“ genannt hat. Diese Chromosomen haben offenbar eine große Wichtigkeit. Denn innerhalb einer Spezies hat jede Zelle die selbe Chromosomenzahl und sie überträgt diese Zahl bei jeder Zelltheilung auf die Tochterzelle. Hat, zum Beispiel, die Mutterzelle vier Chromosomen, so spalten sich bei der Theilung diese Chromosomen ihrer Länge nach so, daß auch die Tochterzelle vier davon erhält. Die unerläßliche Bedingung für die Erneuerung dieses Vorganges aber ist, daß nach der Theilung ein Ruhestadium der Zelle eintritt, in dem die Chromosomen wieder so weit wachsen können, daß sie zu neuer Zweitheilung befähigt werden. Unterbleibt das Ruhestadium und tritt doch sofort eine zweite Theilung ein, so wird durch diese zweite Theilung die Chromosomenzahl halbiert. Also jede neue Zelle enthielte in unserem Beispiel dann nur zwei Chromosomen. Dieser Fall findet sich nur ein einziges Mal in der lebendigen Natur verwirklicht, und zwar bei der „Reifung“ von Ei und Samenzelle.

Hier und hier allein haben wir zwei unmittelbar auf einander folgende Theilungen. Und das Ergebnis davon ist, daß reife Eier und Samenzellen wirklich nur halb so viel Chromosomen haben wie die übrigen Zellen des Körpers. Die andere Hälfte haben sie bei der zweiten Theilung verloren. Ganz sichtbarlich. Denn bei dieser zweiten Theilung ist Etwas vom Ei abgetrennt worden, der „Richtungskörper“, mit dem die überschüssigen Chromosomen ausgeführt wurden.

Sie fragen, was diese Ausstoßung wohl für eine Bedeutung habe und von welcher Wesenheit das exportirte Material denn eigentlich sei. Darauf antwortet Ihnen der Entdecker dieser merkwürdigen Vorgänge, Eduard van Beneden. Ei und Samen sind ursprünglich hermaphroditisch. Für die Befruchtung müsse der Samen seinen weiblichen, das Ei seinen männlichen Antheil verlieren, damit nach der Vereinigung wieder das richtige Mischungsverhältniß vorhanden sei. Also im Richtungskörper des reisenden Eies wandert männliche Substanz aus.

Nun sagen allerdings moderne Biologen, diese Deutung müsse aufgegeben werden. Denn der Richtungskörper, der die Chromosomenhälfte fortführt, sei seiner Formentstehung nach ein rudimentäres Ei und könne als solches keine männliche Substanz fortführen. Dazu müßte es ein rudimentäres Samenkörperchen sein. Ja, woher wissen denn die Forscher, in welcher Form allein die Natur männliche Substanz aus dem Ei entfernen kann?

Die selben Forscher müssen zugeben, daß ein Ei auch männliche Substanz enthält. Denn es können erbliche Eigenschaften des Vaters der Frau durch das Ei übertragen werden. Die Form des Eies ist also mit dem Vorhandensein männlicher Substanz durchaus verträglich. Und trotzdem kann mit einem Male ein rudimentäres Ei keine männliche Substanz besitzen und ausführen. Ist es nicht bezeichnend genug, daß gerade das exportirende Ei (der Richtungskörper) rudimentär bleibt? Es muß doch Etwas nicht oder nicht genügend enthalten, was das Vollen beherbergt: die weibliche Substanz, die eben im reifen Ei zurückgehalten wird.

Wie fruchtbar die Erklärung Benedens ist, daß bei der zweiten Reifetheilung



männliche Substanz aus dem Ei ausgeführt wird, sehen Sie daran, daß bei der Parthenogenese regulär diese zweite Reifetheilung unterbleibt. Das parthenogenetische Ei hat also die volle Chromosomenzahl. Das heißt: aus ihm ist die männliche Substanz nicht entfernt. Dieser letzte Satz erleidet keine Ausnahme durch die vereinzelter Fälle, wo man doch auch am parthenogenetischen Ei eine zweite Richtungstheilung hat eintreten sehen. Denn bei dieser Theilung kam es niemals zu einer Ausstoßung des Richtungskörpers, also niemals zur Entfernung des männlichen Antheils, sondern dieser blieb innerhalb der Eizelle und vereinigte sofort seinen Kern mit dem Eikern: ein Vorgang echter Kernverschmelzung, der sich in nichts Anderem von einer wahren Fremd-Befruchtung unterscheidet als darin, daß der männliche Kern aus der männlichen Substanz des Eies selbst abgespalten war.

Man kann also mit Fug und Recht sagen: Das parthenogenetische Ei wird auch befruchtet, nur nicht von fremder männlicher Substanz, sondern von der eigenen. Es findet, wie wir Das nennen wollen, eine Binnenbefruchtung statt.

Daß im parthenogenetischen Ei männlicher Stoff sitzen muß, ist eigentlich selbstverständlich. Denn das Bienen- und Ameisen- Ei läßt gerade aus ihm männliche Individuen (die Drohnen) entstehen. Was aber nicht in der Anlage drinnen ist, kann auch nicht herauskommen. „Nihil est in corpore, quod non prius fuerit in germine.“ Das wird man nicht bestreiten können.

So ist auch die Parthenogenese kein Beweis gegen das Vorhandensein und die Naturnothwendigkeit sexueller Gegensätze. Sie zeigt vielmehr, daß auch ihre Möglichkeit nur auf der Gegenwart männlichen und weiblichen Stoffes beruht. Und doch können wir mit diesem Nachweis noch nicht von ihr Abschied nehmen.

Wir haben gesehen, daß die Parthenogenese dauernd nicht das Leben fortpflanzen kann. Sie muß mit wahrer Fremdbefruchtung abwechseln. Diese ist obligatorisch, die Parthenogenese hat gleichsam nur fakultativen Werth. Aber wir müssen verlangen, daß dieser fakultative Charakter der Parthenogenese auch sonstwie im großen Reich des Lebendigen aufzeigbar wäre. Denn es kann nicht sein, daß ein fundamentaler Mechanismus nur vereinzelt bei einigen Spezies sich ermögliche. Die Natur arbeitet überall mit den selben Mitteln.

Fakultativ ist die Parthenogenese aber zweifellos auch bei solchen Organismen vorgebildet, die in der Natur sich nur durch echte Fremdbefruchtung fortpflanzen, zum Beispiel: bei den Seeigeln. Viele von Ihnen kennen wahrscheinlich die Forschungen von Loeb, die Aufsehen erregten. Loeb hatte Seeigeleier mit verdünnter Chlormagnesiumlösung behandelt und sie dadurch auch parthenogenetisch zur Entwicklung gebracht. Sie gediehen ziemlich weit, bis zum Larvenstadium.

Aber wir brauchen gar nicht auf die Seeigel zurückzugreifen. Wir können gleich zum Menschen emporsteigen und dort, wenn auch in abnormalen Gebilden, nach Zeugnissen für den parthenogenetischen Reimmechanismus suchen.

Beim Menschen giebt es eine Gattung von angeborenen Geschwülsten, die aus allen anderen herausragt. Während sonst eine Geschwulst im Wesentlichen aus einer Art von Gewebe besteht, setzen sich die Teratome, von denen ich hier reden will, aus allen möglichen Geweben zusammen, die überhaupt im Körper vorkommen. Haare, Zähne, Muskeln, Haut, Nerven, Knochen und was Sie sonst wollen, ist in ihnen zu finden. Auch größere Skeletttheile, Stücke der Wirbelsäule, des Beckens, ferner Theile des Gehirns, der Nieren und Ähnliches können diese



Geschwülste beherbergen. Sie können sogar im Inneren eines Fötus sitzen, ja, es geht so weit, daß ein Fötus im Leibe eines anderen wächst: foetus in foetu, wie man sagt. Man hat viel hin und hergerathen, was die Bildungen eigentlich seien. Heute faßt man sie in Ermangelung eines Besseren als entgleiste Zwillinge auf. Aber Zwillinge existiren immer neben einander, nie in einander. Wer bedenkt, daß diese Geschwülste mit größter Häufigkeit von den Keimdrüsen, besonders vom Eierstock ausgehen, kann sich kaum der Annahme entziehen, daß hier Reste von Parthenogenese vorliegen, die allerdings in der Norm beim Säugethier nicht mehr vorkommt. Mit dieser Erkenntniß verlieren die Bildungen alles Wunderbare.

Der ausgewachsene Eierstock hat die Fähigkeit zur parthenogenetischen Betätigung nicht mehr. Nur der fötale, werdende Eierstock, der noch die thierischen niederen Stadien durchläuft, hat abnormer Weise die Eignung dazu. Auch hier kann der parthenogenetische Keim keinen lebenden Menschen mehr hervorrufen, aber seine formbildende, Entwicklung auslösende Kraft hat er bewahrt und er vermag die Eizelle wenigstens zur unvollkommenen Produktion aller Gewebe anzuregen, die sonst nur nach Befruchtung durch fremden Samen entstehen.

Die Geschwulstlehre bietet aber noch ein anderes Beispiel, das hierher gehört. Vom Hoden des Mannes kann eine bössartige Geschwulst, das sogenannte Chorion-Epitheliom, ausgehen, dessen wesentliche Bestandtheile jener Eihaut gleichen, die unmittelbar das Kind im Mutterleib umhüllt und die wir Chorion nennen. Hier produziert abnormer Weise das männliche Keimorgan einen Gewebstheil, der normal nur bei der Schwangerschaft des Weibes heranwächst. Und wie könnte der Mann Das, wenn er nicht weiblichen Stoff in sich trüge!

Haben wir mit unserer Auffassung Recht, so wird augenfällig, daß, in potentia wenigstens, die eingeschlechtliche Zeugung neben der zweigeschlechtlichen in der ganzen Organismenreihe möglich ist. Der lebendige Stoff kann also prinzipiell auch ohne Mitwirkung eines zweiten Individuums ein neues Wesen zeugen. Und Das kann er, weil er aus männlichen und weiblichen Antheilen besteht.

Aber gerade deshalb kann er noch ein Anderes.

Sie haben von der Hydra gehört, die man in kleine Stücke zerschneidet. Jedes Stück wächst sich dann wieder zu einem neuen Polypen aus. Ein ausgeschnittenes Tritonauge ergänzt sich wieder vollkommen, eben so wie ein abgebrochener Eidechsen-schwanz oder ein Regenwurm, dem man die Hälfte des Leibes entfernt hat. Aber auch beim Menschen wächst ein ausgeschnittener Nerv (wie wir Aerzte sagen: leider!) wieder; und Leber und Milz können verlorene Substanz narbenlos ersetzen. Aus kleinen Epidermisstückchen, die wir auf die wunde Haut aufpflanzen, „transplantiren“, wird eine lückenlose Hautdecke und bei jeder Wundheilung sehen wir in der Ergänzung der Blutgefäße eins der großen Wunder der Regeneration.

Und erst die Pflanzen! Stecken Sie ein Begonienblatt in den Boden: und es bewurzelt sich, grünt und blüht. Nehmen Sie eine Karloffelknolle (eigentlich einen Stengeltheil der Pflanze) und legen Sie diese in die Erde: Sie bekommen die neue Staude. Pfropfen Sie ein edles Rosenreis, etwa die Maréchal Niel-Rose, auf einen Wildling: und es wachsen die üppigsten Niels darauf. Ueberall bildet sich der kleine Theil zu dem Ganzen aus.

Man hat dieses Ergänzungvermögen auch ungeschlechtliche Fortpflanzung genannt und diese dann der geschlechtlichen als ebenbürtig an die Seite stellen



wollen. Aber eine weitere Beobachtung wird lehren, daß weder die Ebenbürtigkeit noch die Ungeschlechtlichkeit zu Recht besteht.

In neuerer Zeit ist die Aufmerksamkeit auf zwei hochinteressante Erscheinungen gelenkt worden, die ein helles Licht auf unsere Frage werfen.

In ganz Mitteldeutschland kränkeln die Pappeln und verdorren von der Spitze her. Sie altern. Und Das zur selben Zeit, wo ihre Stammpflanze, aus deren Reisern sie alle gezogen sind, die Pappel im Park von Wörliß, greift. Vor hundert Jahren wurde diese Pappel, die männlichen Geschlechtes ist, aus dem Orient importirt. Aber die anderen Pappeln sind nicht ihre Kinder, sie sind nicht durch einen Befruchtungsgatt erzeugt, sondern sie sind ganz direkt Leib von ihrem Leib und nur gewachsen, nicht geboren. Man kann Das auch so ausdrücken, daß man sagt: Alle mitteldeutschen Pappeln bilden eine einzige Persönlichkeit, wenn sie auch räumlich getrennt sind. Und sie tragen deshalb auch das gemeinsame Schicksal des gleichzeitigen Alterns und Vergehens.

Und noch schlimmer als mit den Pappeln gings mit den vielbegehrten, edlen La France-Rosen. Sie starben plötzlich und überall in Massen ab und sind jetzt gänzlich eingegangen. Und warum? Weil sie in der Stammpflanze nur einmal aus Samen gezogen und seitdem nur durch Pfropfreiser vermehrt wurden. Der Sämling starb, „weil seine Stunde kommen war“, und alle Zweiglein mußten mit ihm den Tod erleiden. Denn sie alle bildeten mit dem Sämling nur einen einzigen großen Rosenbusch und gleiche Jugend und gleiches Alter war ihr Theil.

Auch bei den Reben und Kartoffeln, die durch Ableger vermehrt werden, hat jede Sorte ihr Jugend- und ihr Mannesalter; dann greift sie und muß durch Neuzüchtungen, also durch wahre Befruchtung, ersetzt werden.

Hat man von der Zeugung gesagt, sie sei das Wachsthum über die Grenze der Persönlichkeit hinaus, so ist die ungeschlechtliche Vermehrung nur ein Wachsthum innerhalb der Grenze der Persönlichkeit und wie diese nur von beschränkter Dauer, nicht gleichsam ewig, wie das erzeugte Leben. Aber ist sie darum wirklich ganz ungeschlechtlich, wirken bei ihr thatsächlich nicht männliche und weibliche Stoffe zusammen?

Jeder Rosen-, Reben- oder Kartoffelsteckling bringt männliche und weibliche Geschlechtsorgane, Staubgefäße und Stempel hervor. Es müssen in ihm also männliche und weibliche Stoffe gewesen sein. Und zur Bastardbildung gehört doch immer die Kreuzbefruchtung durch den Vater von einer und durch die Mutter von einer anderen Art. So kommen ja auch alle unsere Zuchtprodukte zu Stande.

Sie werden gewiß überrascht sein, zu hören, daß es auch echte Pfropfbastarde giebt, wo also die Mischung der Eigenschaften zweier Stammpflanzen lediglich durch Pfropfung hervorgebracht ist. Der rothblühende Geißkleestrauch wurde auf den gelbblüthigen Goldregen aufgesproßt: und nun traten, genau wie bei den kreuzbefruchteten Mischlingen, Mittelfarben in den Blüthen auf. Hier können nur die weiblichen und männlichen Antheile sich gemischt haben, die in den Stecklingen enthalten waren. Sollte Jemand zweifeln können, daß stets beide Stoffe, männliche und weibliche, in allem Lebendigen stecken, so möchte ich noch an einem anderen, ganz verblüffenden Beispiel diese Wahrheit erläutern.

Der Brandpilz *Ustilago violacea* kann seine Sporen nur in den männlichen Staubbeuteln einer anderen Pflanze zur Ausbildung bringen. Findet er aber nur weibliche Exemplare seines Wirthes, der Lichtnelke *Melandryum album*,



vor, so läßt er in der weiblichen Pflanze die männlichen Staubbeutel erwachen. Aus einer kaum sichtbaren Anlage von scheinbar undifferenziertem Gewebe bringt er ansehnliche Staubbeutel heraus. Er vermag, was kein Experimentator kann und was auch die Natur spontan vermeidet. Die weibliche Pflanze mußte doch mit männlicher Substanz begabt sein. Sonst hätte kein Pilz sie zu Tage gefördert.

Unsere Revue hat uns ganz ausnahmslos gelehrt, daß wo immer wir die Vermehrung des Lebens untersuchten, Männliches und Weibliches am Werk war. Der geschlechtliche Gegensatz fehlt auf keiner Stufe. Also muß er etwas Fundamentales und Unentbehrliches sein.

Aber unsere Untersuchung hat uns noch mehr gelehrt. Sie hat die Grenze des Individuums erweitert. Alle Stecklingsrosen bilden einen einzigen großen Rosenbusch, alle Bappeln eine Persönlichkeit. Ein gemeinsames Blühen, ein gemeinsamer Tod umschließt sie. Nun wird es uns verständlich, warum etwa die amerikanische Wasserpest (*Elodoea canadensis*), deren ausschließlich weibliche Ranken einst unsere Flüsse hoffnungslos versperrten, so plötzlich von selbst schwand. Warum eine Epidemie so plötzlich von selbst erlischt, warum Spielarten, wie der Borsdorfer Apfel, so plötzlich vom Markt verschwinden. Alle diese Äpfel, alle La Frances, alle *Elodoeae*, alle Seuchenkeime einer Generation sind, streng genommen, je ein Individuum mit gemeinsamer Lebenszeit. Etwa wie die gesammten Zellen unseres Körpers, die so verschiedene Organe wie das Herz, die Leber, das Gehirn aufbauen und stetig erneuern, durch die selben Lebensperioden mit einander unlöslich verknüpft sind.

Ist die bei der Zeugung ihnen ursprünglich verliehene, ganz bestimmte Menge lebendiger Substanz verbraucht, dann steht ihr Leben still, wie die abgelaufene Uhr. Gleichviel, ob sie körperlich verbunden oder räumlich getrennt sind. Nach den Erfahrungen bei den Pflanzen werden wir heute nicht mehr jene Erzählung ohne Weiteres ins Reich der Fabel verweisen, daß eine künstlich transplantierte Nase abstarb an dem Tage, wo der fremde Hautspender zu leben aufgehört hatte.

Müssen wir also biologisch die Grenzen des Individuums erweitern, müssen wir sagen, daß es stets durch Fremdbefruchtung hergebracht wird und dann nur typisch wächst, so müssen wir uns doch darüber klar werden, daß auch diese Grenze keine absolute ist. In unseren körperlichen und geistigen Eigenschaften sind wir von unseren Vorfahren und Vormüttern abhängig; wir leben ihr Leben und sterben ihren Tod. Was ist erschütternder als die Tatsache, daß das Geburtsdatum der Enkel und Urenkel vom Todeslag der Groß- und Urgroßmutter zeitlich und ziffernmäßig genau abhängig ist? Der Tod schafft nach einer bewundernswerten Ordnung Raum für das erwachende Leben. Sterben, Lieben und Leben sind auf einander abgestimmt und haben ihren festbestimmten Platz und ihre genau gegebene Zeit in dem großen Strom lebendiger Substanz, der über die Erde fluthet und in dem wir selbst die Tropfen sind. Seine feinsten Stäubchen aber sind männliche und weibliche Substanz, die in unablässigem Wechselspiel auf einander wirken, deren Kräfte alles Leben hervorbringen, die in einem besonderen Fall auch das Leben erneuern und die schließlich, wenn sie im abgegrenzten Einzelwesen ihre Kräfte erschöpft haben, uns eingehen lassen in jene letzte Ruhe, die wir, je nach unserer Weltanschauung, Erlösung oder Seligkeit nennen.

Dr. Wilhelm Fließ.



## Harrimans Erbe.

Die Vereinigten Staaten sind reich an Naturschätzen. Kämme es nur darauf an, diese Reichthümer in primitiver Weise zu heben und auf den Markt zu bringen, so wäre jeder Aufwand von mehr als gewöhnlicher Intelligenz und Willenskraft eine nutzlose Vergeudung werthvoller Eigenschaften. Der Weg von der Produktion bis zum Abiaz ist jedoch nicht so einfach, daß ihn jeder Mensch zurücklegen könnte. Die Politik der Transportwege gehört zum eisernen Bestande der amerikanischen Wirthschaft. Man muß wissen, wie man die Waare rasch und billig hinausbringt, und muß versuchen, die Eisenbahnschienen seiner Kontrolle zu unterwerfen. Mit der Entwicklung der Eisenbahnen ist die Speculation eng verbunden; der internationale Kapitalmarkt kennt nur das amerikanische Eisenbahnpapier. Was sonst noch an neuweltlichen Effekten nach Europa kommt, ist gering im Vergleich zur Masse der Bahnwerthe. Die Eisenbahnchance ist von allen Möglichkeiten die am Meisten kapitalisirte. Und die Intelligenzen unter den businessmen haben sich zuerst mit den Eisenbahnen beschäftigt. So thaten die Mackay, Gould, Fish, Vanderbilt, Hill und Harriman. Verschwindet Einer aus dieser Schaar, so hält die Welt für Sekunden den Athem an. Edward H. Harriman hat, nach schwerer Krankheit, das Zeitliche gesegnet. Von der Schwelle, die ins biblische Alter führt, zog ihn der Tod unsanft hinweg. Wochen und Monate lang rissen bulls und bears, Hausse- und Baissleute, sich um die Krankheitsberichte der Aerzte. Und in den letzten Tagen vor dem Tode des größten aller Eisenbahnspekulanten interessirten sich die Börsen fast nur noch für die Ereignisse, die sich in Arden, dem Landsitz Harrimans, abspielten. So weit reichte, auch in Europa, der Einfluß dieser Persönlichkeit.

Wer war Harriman? Auf diese Frage würde man von Roosevelt eine andere Antwort bekommen als von Morgan. Jener würde sagen: „Der größte Schwindler, den die Union je sah“; Dieser: „Eins unserer erfolgreichsten Finanzgenies“. Vielleicht haben Beide Recht. Harriman kannte die Bedeutung des amerikanischen Eisenbahnnetzes und sah, wo die stärksten Chancen lagen: in der einheitlichen Organisirung der Schienenwege, die zwischen Atlantic und Pacific laufen. Die wollte der Eisenbahnkönig unter seine Botmäßigkeit bringen; und er hätte das Ziel wohl erreicht, wenn ihm die Kraft geblieben wäre, noch einmal den Kampf mit seinem Gegner James Hill aufzunehmen. Die intellektuellen Beherrscher der nordamerikanischen Wirthschaft pflegen in verhältnißmäßig kurzer Zeit ihr Programm abzuspielen. Edward Harriman stand nur elf Jahre im Mittelpunkt der newyorker Börsenberichte; schon als Boy von vierzehn Jahren aber kannte er die Tips von Wallstreet genau. Die Leute, die mit den obligaten fünf Cents in der Tasche anfangen, sind meist durch die Protektion irgendeiner großen Firma oder eines mächtigen Faiseurs auf die Füße gestellt worden. John Rockefeller ist eine Ausnahme von der alten Regel. Harriman dagegen wurde durch die newyorker Bankiers Kuhn, Loeb & Co. gemanaget. Sie unterstützten ihn bei der Reorganisation der Union-Pacific-Bahn, die den Ausgangspunkt seines Bahnsystems bildete. Hier zeigte er, daß seine Fähigkeiten sich nicht in der talentvollen Errichtung von „Wasserburgen“ erschöpften, sondern daß er die Technik des Eisenbahnwesens beherrschte. Die organisatorische Stärke wurde wirksam unterstützt durch eine niemals zurückschreckende Sicherheit im Weglassen „scheinbar unerläßlicher Dinge“. Dazu rech-



nete Harriman alle Grundsätze, die mit Sittlichkeit auch nur das Mindeste zu thun hatten. Nur als Spekulant, versteht sich; als Bürger führte er einen tugendhaften Lebenswandel und war der zärtlichste Gatte. Als Geschäftsmann jedoch hatte er sich aus allen Banden der Moral und des Gefühls gelöst. Der Bericht der Zwischenstaatlichen Handelskommission, der eigentlich erst die Verzweigungen des harrimanischen Einflusses in der Bahnenrepublik der Vereinigten Staaten enthüllte, ließ alle sittlich Reinen erschauern. Anno 1906 wurden der gefallenen Größe Nekrologe geschrieben und Roosevelt genoß den Triumph des Siegers. Doch schon ein halbes Jahr nach den Tagen, wo die Moral laut Victoria geschossen hatte, leuchtete Harrimans Stern wieder. Eine schwere Krisis schüttelte den amerikanischen Wirtschaftskörper; man rief nach der Rettungsgesellschaft: und sie kam, geführt von Rockefeller, Morgan und Harriman. Wenn in Roosevelts robuster Körperlichkeit Raum für das Gefühl der Enttäuschung ist, so muß ihm der Sieg des Eisenbahnmannes bittere Stunden bereitet haben. Dagegen konnte James Hill sich rühmen, die Minen Harrimans unschädlich gemacht zu haben. Nicht zufrieden mit der Herrschaft über Union- und Southern-Pacific, wollte Harriman auch die nördlichste der drei Ostbahngruppen, die von Hill kontrollirt wird, beherrschen. Er kaufte große Posten von Aktien der Northern-Pacific, der Great-Northern und der Northern Securities Company, um die Majorität in diesen Gesellschaften zu erlangen. Das glückte ihm nicht: und so warf er die Aktien auf den Markt und bewirkte dadurch eine starke Deroute, die ihn persönlich allerdings nicht berührte. Da zeigte er sich ganz als den brutalen Geldmacher der Sage, der munter über Leichen schreitet. Nicht minder gewaltthätig erschien er als Gegner Stuyvesant Fishs bei der Illinois-Bahn. Mit Vanderbilt, Morgan und Rockefeller stellte er sich auf guten Fuß. Die Größen der Standard Oil Company bewunderten Harrimans Erfolge und folgten ihm mit ihren Millionen durch Dick und Dünn. Der Bruder Johns, William Rockefeller, half dem Freunde von der Union-Pacific, als es nöthig wurde, einen Strohmann für die Aktien der Southern-Pacific-Bahn und deren Stimmen aufzustellen. Das „Bauen mit Wasser“, dem sich Harriman mit virtuosem Geschick widmete, brachte oft reichlichen Gewinn. So hat er ein Meisterstück gewissenloser Effektenfabrikation, zugleich aber ein Kabinettsstück reorganisatorischer Thätigkeit bei der (in der Untersuchung der Zwischenstaatlichen Handelskommission viel genannten) Chicago- und Alton-Bahn geliefert. Dieses Unternehmen sah schlimm aus, als es an Harriman fiel. Er baute die völlig heruntergekommene Bahn neu aus und machte sie rentabel. Der Betrieb wäre wahrscheinlich sehr ergiebig geworden, wenn nicht die Finanzierung der neuen Gesellschaft zu ganz ungeheuerlichen Schiebungen Anlaß geboten hätte. In der Enquete der Regierungskommission wurde festgestellt, daß ein großer Theil des Kapitals der Bahn „Wasser“ sei. Die Dividende von 30 Prozent war nur durch falsche Buchung möglich geworden; man mußte erst Schuldverschreibungen ausgeben, um die Mittel für die Dividendenzahlung zu beschaffen. Diese Bonds wurden dann der New York Life Insurance Company, einer der großen Lebensversicherungsgesellschaften, aufgehängt. Auch die National City Bank in New York wurde mit dem Handel der Altonbahn in Verbindung gebracht. Die Leichenschau gab eine üble Vorstellung von der contagiösen Wirkung des Harrimanbazillus. Man darf sich aber den ästhetischen Genuß an der Beobachtung einer die kaufmännischen Fähigkeiten strupellos ausnützenden Persönlichkeit durch solche Details nicht verflummern lassen. Wenn Harriman sich vorgenommen hatte,



irgendeine neue „Melone“ anzuschneiden, in den Körper eines von ihm noch nicht kontrolirten Bahnsystems einzudringen, so gab es für ihn keine Hemmungen; mochte es sich um eine Vanderbilt- oder um eine Gould-Bahn handeln. Zu den Hauptaktionen dieser Art gehörte die Betheiligung an Vanderbils New York Central-Bahn und an der einst Gould gehörigen, später von Morgan sanirten Eriebahn. Die von Harriman beherrschte Eisenbahnsphäre umfaßte ein Netz von etwa 70 000 Englischen Meilen. Die Kapitalisirung dieser Herrschaft würde einen Betrag von mehreren Milliarden ergeben. Das Vermögen, das der verstorbene Eisenbahnkaiser hinterlassen hat, wurde von newyorker Bankiers zuerst auf 200 bis 500 Millionen Dollars geschätzt. Der weite Raum, der zwischen den Grenzen dieser Tage liegt, zeigt, in welche Riesenpekulationen der Allumfasser verwickelt war. Neben werthvollen Grundstücken waren Aktien und Obligationen Bestandtheile des Vermögens. Das bedeutet in Amerika fiktiven Reichtum, wenigstens zu einem guten Prozentsatz des Gesamtwerthes. „Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen“: so spricht der deutsche Dichter; der Yankee aber lehrt: „Bringe das Ererbe auf den Markt, damit es zu Geld werde“

Eine Persönlichkeit kann schwer ersetzt werden. Der Nachwuchs im Reich der Obersten Vierhundert New Yorks ist zum Theil mit den Merkmalen der Defizienz behaftet. Die Familien Astor, Gould und Vanderbilt sind heute durch manches Exemplar vertreten, das von einer überfeinerten und künstlich erzeugten Kultur angekränkt ist und die nüchternen Geschäfte allenfalls noch wie einen netten Sport betreibt. Im Uebrigen beschränken sich ihre dispositiven Talente auf die Anordnung phantastischer dinners und den Erwerb von Kunstwerken, die einfachen Millionären nicht zugänglich sind. Die Morgan, Rockefeller, Hill, Schiff sind saturirt. John Pierpont Morgan ist unter den Großen der Einzige, der niemals müde zu werden scheint. Stirbtein Regent, so taucht die Sorge um die Erbschaft auf. So wars, als Henry Huddleston Rogers, der Kanzler Rockefellers und des Petroleumtrusts, starb; so ist es heute, da Harriman ausgestrichen worden ist. Die Börse wurde durch die Großfinanz, mit Morgan an der Spitze, gestützt. Man intervenirte, um den ersten Anprall der Verkäufe von Outsidermaterial abzuschwächen. Mit den Manipulationen in Wallstreet ist aber die Frage nicht beantwortet, wer in Zukunft die Kontrolle über den riesigen Aktienbesitz Harrimans ausüben soll. Der hatte ja noch allerlei Pläne, die er kurz vor seinem Tode einem Interviewer andeutete. Vor Allem lag ihm daran, mit dem neuen Korporationsgesetz fertig zu werden. Vermuthlich mit Hilfe neuer Emissionen. Dann dachte er daran, Zweiglinien zur Ergänzung seines „Systems“ zu bauen. Aus all diesen großen Plänen ist nun nichts geworden.

Wird Harrimans Politik fortgeführt werden und von wem? Man nennt verschiedene Namen. Die newyorker Börse sieht in Robert E. Lovett den Erben. Richter Lovett, wie er genannt wird, war bei Harriman in der selben Stellung, die Rogers bei Rockefeller eingenommen hatte: der Vertraute und erste Rathgeber des Herrschers. Man sagt von ihm, daß er in den letzten Jahren die treibende Kraft bei allen Transaktionen Harrimans war, da dessen Elastizität durch die schwere Krankheit stark beeinträchtigt worden sei. Aber er ist nicht mehr jung und soll schon ziemlich verbraucht sein. Als zweiter Kandidat gilt Julius Kruttschnitt, ein Deutscher, der sich durch solides technisches Können ausgezeichnet hat, ohne das mindeste Talent zur praktischen Ausführung amerikanischer Finanzmethoden zu besitzen.



Harriman bewies einen guten Blick für fachmännische Tüchtigkeit, als er diesen Ingenieur an sich zog und schließlich zu seinem Direktor für Streckenunterhaltung machte. Er schätzte Kruttschnitt sehr und bedauerte stets, daß der German so geringes Talent zum Spekuliren habe. „Wenn er ein eben so guter Finanzmann wie Ingenieur wäre, so würden die Eisenbahnen der Vereinigten Staaten in einer Hand vereinigt sein.“ Der dritte Name, den die newyorker Finanz auf ihrer Liste hat, ist eines Outsiders: Edwins Hawley. Viele sehen in ihm den künftigen Kaiser im Reich der Schiene. Hawley ist im „besten Alter“, sehr klug, sehr unternehmend und sehr einflußreich. Er hat bei den südlichen und westlichen Eisenbahnen schon heute eine autoritative Stellung, und da er sich noch kurz vor Harrimans Tod auf dessen Wunsch mit ihm versöhnte, hat er gute Aussichten auf den verwaisten Thron.

Von der Art der Persönlichkeit hängt beim Trust Alles ab. Der amerikanische Großspekulant ähnelt einer Centrale, in der alle Drähte zusammenlaufen. An den Relais sitzen die Werkzeuge des Titanen; aber der Hauptapparat wird von ihm selbst bedient. Oft hört man ja auch bei uns, ein Unternehmen sei so eng mit den Intentionen seines Schöpfers verwachsen, daß dessen Verschwinden eine völlige Umwälzung in der Organisation herbeiführen werde. Man denke an Albert Ballin und die Hamburg-Amerika-Linie. Noch fühlbarer ist das persönliche Moment bei den amerikanischen Eisenbahn-pools. Einige Gruppen beherrschen den größten Theil des Eisenbahnnetzes der Vereinigten Staaten. Im Osten Vanderbilt, die Pennsylvania-Bahn und Morgan; im Westen Harriman, Hill und Gould. Wenn die Kapitalisirung der Eisenbahnen gesund wäre, so würde das Gewicht des stimmungsgewaltigen Führers durch die natürliche Entwicklung der Unternehmen ausgeglichen. Da aber die Technik des Wasserbaues bei den amerikanischen Eisenbahnen zur höchsten Vollendung gebracht ist, gehts ohne den Erbauer des Wasserwerkes selten ganz glatt. Die durchschnittliche Rente der Bahnen ist kaum so hoch wie die Verzinsung des sächsischen oder bayerischen Eisenbahnkapitals. Das will Etwas heißen. Wenn in Bayern über die niedrige Rente des in den Staatsbahnen angelegten Kapitals geklagt wird, so sollte man sich dabei der Hunderte von Millionen Markl erinnern, die Deutschland in amerikanischen Eisenbahnwerthen angelegt hat und die sich mit einem geringeren Durchschnittszins begnügen müssen, als ihn der Fiskus auf seinen Schienen erzielt. In den Vereinigten Staaten waltet der Geist des Kurses über dem Kapital. Sobald eine Bahn anständige Dividenden zahlt, setzt die Wasserfunst ein. Man nimmt eine vierprozentige Verzinsung als Basis und giebt neue Aktien aus, bis die Rente, die zuvor höher war, auf das „Normalniveau“ gebracht ist. Da sich nun aber bei einer gut angelegten Bahn die Einnahmen voraussichtlich steigern, so werden die künftigen Erträgnisse mit in den Kalkul eingezogen und das Kapital wird über die Vierprozentgrenze hinaus „verwässert“. Das ist der Grund all der Reorganisationen, mit denen drüben die Eisenbahngesellschaften so oft beglückt werden. Bald wird es in den Vereinigten Staaten keine Bahn geben, die nicht mindestens einmal den receiver bei sich gesehen hat. In seinem Buch über Amerika erwähnt Ernst von Hesse-Wartegg ein Wort des Präsidenten der Chicago and Great Western-Bahn, A. B. Stickney, das für diese Eisenbahnverhältnisse charakteristisch ist. Stickney betonte, daß die durchschnittlichen Zinsen aller Eisenbahn-papiere der nordamerikanischen Union in den letzten Jahren nicht mehr als  $3\frac{1}{3}$  Prozent betragen haben, und rief entrüstet aus: „Es giebt in den Vereinigten Staaten



keinen Geschäftszweig, der geringere Erträge liefert als die Eisenbahnen. Kein Kapital in der Union verzinst sich so niedrig wie das in den Eisenbahnen angelegte. Wie kann man unter diesen Umständen an die Herabsetzung der Passagier- und Frachtpreise denken!“ Der Mann hat Recht. Er vergaß nur, zu sagen, daß die Ursache der unbefriedigenden Erträge nicht in der wirtschaftlichen Struktur oder in der geschäftlichen Lage der Vereinigten Staaten, sondern in der ungeheuren Vermäßerung des Eisenbahnkapitals zu suchen ist. Vergaß ers mit Absicht?

Die Chicago and Great Western-Bahn gehört übrigens auch zu den Schulbeispielen für Wasserbauten. Vor einiger Zeit wurde von den Obligationären der Gesellschaft ein Verwalter eingesetzt, der das heruntergewirtschaftete Unternehmen wieder rentabel machen sollte. Man wußte von Anfang an, daß ein receiver dazu nicht im Stande sein würde; und so hat sich denn Morgan der faulen Geschichte bemächtigt, um die Bahn zu „rekonstruieren“. Das Bankhaus J. P. Morgan hat sich einen gewissen Ruf in der Reorganisation bankroter Eisenbahnen erworben. Die Sanierung der Eriebahn war wohl die erste That Morgans auf diesem Gebiet. Nun wird das deutsche Publikum durch gewaltige Inserate zur Betheiligung an der Finanzierung der Chicago Great Western aufgerufen. Man redet den Leuten ein, daß die Ausarbeitung des Rekonstruktionplanes durch die „erste Bankfirma der Vereinigten Staaten“ einen „wesentlichen Schritt zur Rehabilitierung der Gesellschaft“ bedeute. Nie wieder werde sich eine so günstige Gelegenheit zum Kaufen amerikanischer Eisenbahn-papiere einstellen. Diese Effekten sollen aber erst ihre Ertragsfähigkeit erweisen; und die ganze Sanierung besteht einstweilen darin, daß etwa 100 Millionen Dollars neue Aktien und 28 Millionen Dollars Bonds ausgegeben werden, deren Verkauf dem Bankhaus J. P. Morgan & Co. einen gewiß nicht kleinen Nutzen lassen wird. Die Erwerber der Papiere aber dürfen auf ihre Dividende warten. Wer das amerikanische System der Sanierung (möglichst große Papierproduktion) kennt, überläßt es den „Anderen“, sich an solchen Transaktionen zu betheiligen. Warum wendet man sich denn so ausdrücklich an das deutsche Kapital, wenn die Rekonstruktion der Bahn wirklich so großen Nutzen verheißt? Dann mögen doch die newyorker und londoner Geldleute das Geschäft allein machen.

Wahrscheinlich wird Morgan sich um so lebhafter für die praktische Bethätigung der Eisenbahnpolitik interessieren, je mehr die Kräfte der alten Riesen erlahmen. James J. Hill, der „große alte Mann des Nordwestens“, scheint keine Ambitionen mehr zu haben. Einst galt der Begründer der Great Northern-Eisenbahn für den künftigen Beherrscher der gesamten Schienenrepublik. Man schätzte ihn höher ein als Harriman, dessen Thatkraft sich erst in spekulativen Manövern geäußert hatte. Noch wußte Niemand, daß in dem kleinen Broker der newyorker Börse ein Organisator stecke. Harrimans Stern ging auf; und Hills Laterne warf nur noch trüben Schein. Nach der public opinion wenigstens. In Wirklichkeit trat Hill zurück, weil ihn neue Pläne nicht lockten, die Konsolidierung des bestehenden Vermögens ihm vielmehr reizvoll genug schien. Heut gilt Hill als historische Person. Vielleicht wird sein Name in seinem Sohn Louis Hill neu aufleben; Der hat noch die Jugend, mit der man die Welt erobert. Auch Harriman ließ einen Stammhalter zurück (der bis zum Tode des Vaters als Ingenieur ein Gehalt von zwanzig Dollars in der Woche bezog). Das ist schon dritte Generation der Eisenbahndynasten. Die Großväter waren die Schöpfer der Millionen; die Väter ver-



wässerten das Kapital zur Milliarde; was werden die Söhne thun? Es fragt sich, ob man dem Roloß des amerikanischen Eisenbahnkörpers das Wasser entziehen kann, ohne den Organismus in wichtigen Theilen zu verletzen. Die dritte Generation der Eroberergeschlechter wird die Chancen auszubenten haben, die sich im Eisenbahnbau noch bieten. Schon hört man von der Absicht einer Monopolisirung der Wasserkräfte, deren Ausbau eine von den Existenzbedingungen des kommenden Verkehrs auf den Schienen bildet. Merkwürdig ist, daß man aus den Vereinigten Staaten über Pläne zur Elektrifizirung von Eisenbahnen weniger hört als aus Deutschland. Sollten die Erfahrungen, die man mit den Niagarafällen gemacht hat, zu einer Fortsetzung dieser Art von Wassertechnik nicht reizen? Oder ist der Yankee nüchterner als der phantasievolle Deutsche und rechnet nur mit den Möglichkeiten des nächsten Tages? Jay Gould, der Dionys unter den Tyrannen des amerikanischen Kapitals, rühmte sich einmal, daß die amerikanischen Eisenbahnen den internationalen Geldmarkt beherrschen und daß jeder Eisenbahnkaiser deshalb Herr der Erde sei. Zieht man davon das übliche amerikanische Agio ab, so bleibt ein Stückchen Wahrheit übrig. Auf allen großen Effektenmärkten gehören „Yankee-werthe“ zum eisernen Bestand. Das erklärt die Theilnahme der Kapitalistenwelt an Harrimans Tod. Als er begraben wurde, mußten allezüge des Union Pacific-Systems fünf Minuten lang die Fahrt unterbrechen. So ehrte man symbolisch den toten König. „Alle Räder stehen still.“ Nur fünf Minuten; dann kamen die Lebenden wieder zu ihrem Recht. Was werden sie den Börsen bringen?

Wir bekümmern uns viel mehr um Amerika als die Amerikaner um uns. Die wissen von Deutschland sehr wenig, kennen von unseren Bülow, Bethmann und Genossen kaum den Namen und sehen in dem Deutschen Reich einen absolutistisch regierten Feudalstaat, in dem hübsche Landschaften und nette alte Stadtidyllen zu begucken sind. Ihre expansiven Wünsche kreisen um zwei Pole: Ostasien und Südamerika. Von beiden Gebieten hoffen sie viel und ergrimmen deshalb, wenn ihnen erzählt wird, Deutschland wolle nach Brasilien oder sonstwo hinübergreifen und ihnen die Herrschaft über den Gelbenmarkt streitig machen. Darum war's ein Fehler, daß man sie einen Augenblick in der Chinesenbahnsache von Berlin aus chicaniren zu wollen schien, und vielleicht ganz gut, daß der Urlaub unseres Botschafters die Ausführung der geheimrathlichen Ordre verzögerte (oder vereitelte). Dem Grafen Bernstorff ist verübelt worden, daß er, statt in Washington still für die Möglichkeit eines deutsch-amerikanischen Handelsabkommens vorzuarbeiten, am Ufer des Starnberger Sees saß. Er hat aber wohl schon gemerkt, daß uns drüben der Himmel nicht so voll Geigen hängt, wie der aus der Lehrzeit des armen Speck von Sternburg berühmte Harvard-Professor wähnte, und blickt wahrscheinlich aus hoffnungslosem Auge auf die Entwicklung. Der neue amerikanische Schutzolltarif mit seinen Willkürlichkeiten und Auslegungsmöglichkeiten ist schlimm; noch schlimmer, als man erwarten mußte. Aber nur ein in sich einiges, heute also noch unfindbares Europa könnte dagegen Etwas thun; und so lange England, das sich den amerikanischen Produkten ohne die winzigste Sperrschranke öffnet, solchen Tarif hinnehmen muß, wird er für Deutschland fast unangreifbar bleiben. Vorsicht, Ihr Herren Agrarier! Da ist nicht viel zu gewinnen, aber Beträchtliches zu verlieren. Denn die Vereinigten Staaten brauchen auf uns nicht allzu ernste Rücksicht zu nehmen und sind in der neidenswerthen Lage, uns ohne Risiko ärgern zu können. Das erkennt Jeder, der, statt immer nur auf die Börse, auf die Wirthschaft beider Länder schaut.

Radon.



## Zwei Briefe.

Vor einigen Wochen erschien in Ihrer Zeitschrift ein Artikel über „Kaplanse-  
elend“. Er erinnerte mich an die miserable Lage anderer Hilfsgeistlichen  
in Deutschland. Ich meine die Schloßkaplane, die geistlichen Lakaien adeliger Herr-  
schaften, die Männer, die in der Schloßkapelle das Wort Gottes verkünden und in  
ihrem Nebenamt zur Dokumentirung des frommen Sinnes der Schloßherrschaft  
am letzten Platz der Tafel als Dekoration dienen. Erlauben Sie mir, mal ins  
volle Menschenleben hineinzugreifen.

Für eine gräfliche Standesherrschaft in der Lausitz wird ein katholischer  
Schloßkaplan gesucht. Damit der Diözesanbischof nichts hereinzureden hat, soll der  
Geistliche einer anderen Diözese angehören, wird also aus Oesterreich bezogen. Neun-  
hundert Mark Gehalt; in Wirklichkeit: siebenhundertsechszundneunzig, denn zweimal  
wöchentlich muß der Kaplan auf die Intention der Schloßherrschaft die Messe lesen;  
macht hundertundvier Mark jährlich. Dabei freie Wohnung und Beföstigung. Freie  
Wohnung etwa im Schloß? Ach nein! Neben den Bureauräumen, auf einem Korri-  
dor. Als Stubennachbar hat der hochwürdige Herr den Amtsschreiber und einen  
Stallburschen, der beim Militär sich einen Fehler zugezogen hat und nun bis auf  
Weiteres das hochgräfliche Gnadenbrot ißt. Nun die großartige Schloßkapelle.  
Sie ist in einem Seitenflügel untergebracht. Etwa drei Meter von ihr entfernt ist  
der Hundezwinger. Vor der Schloßkapelle ist das Zimmer des Leibjägers. Ein  
dumpfiger Raum, ohne Fußboden; nur Cementfliesen bedecken ihn. In diesen Raum  
ist meist der Leihhund eingesperrt. Dem Rötter gefällt die Nähe des Gotteshauses  
offenbar nicht, denn den Tag über, wenn die gnädige Herrschaft in Berlin oder  
ohne Leihhund „extra domum“ ist, ertönt ein ohrenbetäubendes Geheul, in das  
natürlich die benachbarte Meute sofort einstimmt. Da soll nun der arme Schloß-  
kaplan in seinem Zimmer (das im anderen Flügel liegt) für die gnädigste Herr-  
schaft beten oder sich wissenschaftlich bethätigen. Aber die Bureau der Güterdirektion  
und des Amtsvorstehers sind ja auch dort. Können die Herren Das aushalten?  
Wüthend rennt der Schloßkaplan in das Bureau des Amtsvorstehers und Amts-  
anwaltes. „Hören Sie nicht das gräßliche Hundegeheul?“ „Ach, lieber Herr Kaplan,  
daran müssen Sie sich nun schon einmal gewöhnen, daran giebt's nichts zu tippen;  
so wars, als noch der gottselige Großvater des Herrn Grafen lebte, und so wird  
es auch bleiben.“ „Aber wie können Sie Das aushalten?“ „Ach, man gewöhnt  
sich an Alles,“ sagt der alte Amtsanwalt, den der Graf und die ganze hochgräf-  
liche Familie mit „Du“ anredet. Patriarchalsitte? Ich danke bestens.

Sonntag. Predigt und Hochamt in der Schloßkapelle. Die Predigt ver-  
läuft ohne Störung. Nun kommt das Hochamt. Beim „Vater Unser“ werden  
die Hunde unruhig. Ein Geheul wie beim „Wilden Jäger“ setzt ein, das jeden  
Gesang übertönt. Das ist denn doch zu stark. Wozu ist das Konsistorium in  
Breslau, das man auf Deutsch schon so „Geistliches Amt“ nennt? Also los! Die  
Schloßkapelle wird photographirt, das Lokal, in dem der Heulhund haust, genau  
bezeichnet, die Entfernung vom Hundezwinger angegeben und die ganze Sache  
an das „Geistliche Amt“ berichtet. Wochen vergehen. Da erscheint der Herr Erz-  
priester beim Schloßkaplan mit den Schriftstücken. Er ist peinlich davon berührt,  
daß die Sache an das Amt berichtet worden ist. Und auch das Geistliche Amt



möchte die Sache gütlich beigelegt wissen, damit der Standesherr, der Herr Graf, der doch Mitglied des Preussischen Herrenhauses ist, nicht böse wird. Aber die Würde des Gotteshauses, in dem das Heilige Sakrament aufbewahrt wird, duldet doch nicht die unmittelbare Nähe der Hunde. Das ist gegen jede kirchliche Vorschrift. Hilft Alles nicht. „Auch die Hunde hat der liebe Gott erschaffen.“ So sagt der Graf. „Natürlich“, meint der Schloßkaplan, „aber auch die Schweine.“ Und Alles bleibt beim Alten.

Ein anderes Bild. Der Speisesaal im Schloß ist hell erleuchtet. Diener laufen geschäftig umher. Heute ist großes Jagddiner. Aus Berlin sind Gäste da. Im Salon werden die Herrschaften einander vorgestellt. Auch der Schloßkaplan wird den Herrschaften flüchtig vorgestellt. „Unser Schloßkaplan.“ Dann geht's zu Tisch. Der Schloßkaplan zuletzt. Der muß ja demüthig sein; sonst ist er ein Sozialist. Auch an der Tafel sitzt er als Lektor, hinter den sechsjährigen Kindern irgendeiner Seitenlinie der gräflichen Familie. Vor dem Essen wird gebetet. Aber Niemand von der gräflichen Familie macht das Kreuzeszeichen. Sie schämen sich vor den potsdamer und berliner Offizieren. Und dennoch ist der offizielle Vertreter der Religion anwesend. Ein berliner Artilleriehauptmann meinte denn auch: „Ja, weshalb schämt sich denn die Herrschaft vor uns? Die älteren Damen nehmen täglich, wie ich gehört habe, das Sakrament; da konnten sie doch ihre Ceremonien vor uns ruhig machen. Das stört uns nicht im Geringsten.“ (Die Religion ist also bei manchen adeligen Herrschaften nur Dekoration oder angeerbte Anstandspflicht.) Nach aufgehobener Tafel begiebt sich die hocharistokratische Gesellschaft wieder in der selben Ordnung in den Salon, wo Kaffee und Liqueur gereicht wird. Der Kaplan darf nicht mit. Er muß auf sein Zimmer, denn er muß für die Herrschaft Kasse treiben. „Werden Sie denn nie nach dem Essen in den Salon gebeten?“ fragt da ein Professor aus Poppelsdorf. „Nie“, erhält er zur Antwort. „Aber ich kann mir dann den Seelenzustand der gräflichen Familie gar nicht vorstellen. Sie wollen fromm sein, geben Almosen, hören täglich die Messe, knien vor Ihnen nieder und lassen sich ihre Sünden vergeben: und behandeln den Verkünder ihrer Religion wie einen Kammerdiener.“ „Ja, lieber Herr Professor, die Zeiten des Grafen von Habsburg, der einst einem Priester sein Roß schenkte, sind längst vorbei. Heute handeln diese Herren wie die orthodoxen Juden in Galizien. Die kaufen sich am Versöhnungstage einen Hahn. Dem flüstern sie ihre Sünden in die Ohren und werfen ihn dann ins Wasser.“ Der Adel hat seine Privilegien im Staat und auch in der Kirche. Leider sind die Privilegien der Blauen in der Kirche von noch viel unheilvollerer Bedeutung als im Staat. Wollen Sie Beispiele?

Ein Schloßkaplan in Westfalen stellte die Frau eines Försters zur Rede, weil sie bei den Damen der gräflichen Familie einen Angestellten durch ihre Klatschereien in üblen Ruf gebracht hatte. Die Frau des Försters war vor ihrer Verheirathung Stubenmädchen im Schloß. Das war nun eine böse Sache. Sie lief zu den Damen und beklagte sich bitter über den Kaplan. Die Damen erzählten es dem Grafen. Der ließ den Kaplan kommen, schnauzte ihn an und der Kaplan mußte die Frau um Verzeihung bitten. Dann kamen die Landtagswahlen. Der Graf ließ den Kaplan zu sich bitten und erklärte ihm, daß er den Thron, der Kaplan aber den Altar repräsentire. Thron und Altar müssen zusammenhalten, also habe der Kaplan auch während dieser Zeit seine Predigten einzurichten. Und so weiter.



Noch gemüthlicher geht es auf einem Schloß in Schlesien zu. Dort werden die Verstorbenen Derer von . . . unter der Schloßkapelle beigesetzt. Neben der Totengruft ist der Gemüsekeller. Sonst fordert die Polizei, daß der Friedhof (nach dem allgemeinen Landrecht) so und so viele Meter von den menschlichen Wohnungen entfernt sei. Aber die Blauen haben das Privileg, neben dem Gemüsekeller in Frieden zu ruhen.

Die evangelischen Schloßkaplane haben wenigstens Aussicht, nach all den Demüthigungen, die sie als gebildete Menschen über sich ergehen lassen mußten, eine einträgliche Pfarre zu erhalten. Das ist in der Katholischen Kirche sehr selten der Fall. Die Herrschaften wissen es so einzurichten, daß der Kaplan beim Geistlichen Amt keine gute Note erhält; und dann ist der arme Tropf aus einer anderen Diözese, hat also vergeblich sich im Glanz der hochgräflichen Sonne geweidet. Hat er seine Pflicht auf der Kanzel gethan, dann heißt es: „Kreuziget ihn!“ Ist er politisch gewesen, dann stößt er beim Geistlichen Amt an.

Deshalb: Fort mit diesem Privileg der Adelligen. Mögen sie vor Gott, wie jeder andere Sterbliche, sich beugen und dem Priester hienieden das Kreuz ersparen!

II. „Ist es einem Laien in Luftschiffahrt und Aviatik, aber einem Ingenieur, gestattet, ein Wort zu der Zeppelinangelegenheit (worunter nicht etwa technische Detailfragen, sondern allgemeine Eindrücke verstanden werden sollen) zu sagen? Ich hoffe es, wenn ich vorausschicke, daß der Zweck dieses Schreibens ist, Fragen anzuregen, die vielleicht auch andere Menschen sich schon gestellt haben.

Ich möchte mich informiren lassen, denn mir fehlt die Zeit, mich ernstlich mit ernstlicher Literatur über Flugtechnik zu befassen, und die Lust, mich dilettantisch nur durch Lesen von Zeitschriften für Luftschiffahrt an ein Gebiet heranzuspielen, bloß deshalb, weil es scheinbar Mode wird.

Also: welches ist eigentlich der Zweck und die Absicht der G. m. b. H., die mit der Millionenpende des deutschen Volkes fundirt wurde? Will sie Luftschiffe im Fabrikbetrieb bauen? Vermuthlich; denn man hört von Anlagen sogenannter Luftschiffwerften. Für wen und wozu sollen diese Luftschiffe gebaut werden? Eine Gesellschaft konstituiert sich doch nicht, ohne sich über die Abnahmeverhältnisse ihres Produktes im Klaren zu sein. An fremde Nationen wird sie wohl nicht liefern; an die deutsche Armeeverwaltung wohl auch höchstens Nr. 3, das aber nach dem Modell von Nr. 2 erbaut ist. Wenigstens verlautet nichts von wesentlichen Aenderungen. Das ist das Wunderbare; man sollte annehmen, daß jeder Typ ein neues Stigma tragen würde. An Privatgesellschaften wird schwerlich zu liefern sein, denn ich glaube nicht, daß nach den gemachten Erfahrungen sich so bald Kapitalisten finden, um Luftschiffahrtlinien zu gründen. Hat die G. m. b. H. denn überhaupt ein Monopol oder werthvolle Patente? Und wenn all Das zutrifft, was ich aber nicht glaube: war denn bei der Spende die Absicht des Volkes, dem Staate eine Luftflotte zu schenken oder indirekte Touristenlinien schaffen zu helfen? Gewiß nicht; das Volk hatte wohl die edle, aber unklare Idee, zur Weiterförderung einer ihm imponirenden Kulturercheinung beizutragen. Arbeitet aber nun die Zeppelingesellschaft in diesem Sinn? Verfolgt sie ihr eigentliches Ziel, unbekümmert um das Beifallsgebrüll der Menge, wissenschaftlich mit dem Pfunde zu wuchern, den ersten überkommenen Gedanken, der heute noch vom Standpunkt des Ingenieurs genialprimitiv zu nennen ist, zu befruchten? Erwirbt und veröffentlicht sie systematisch



Versuchsergebnisse, fördert sie den Gedanken der Lufteroberung im Allgemeinen? Arbeitet sie auch auf anderen Gebieten ihres Elementes, in der wissenschaftlich höher stehenden Aviation, unterstützt von einem Stab selbstloser, wissenschaftlich gebildeter Ingenieure? Oder vergiftet sie Alles, läßt sie sich blenden von dem ersten Lorbeer und dem billigen Ruhm, von Zeit zu Zeit eine (nie programmgemäß verlaufende) Renommirfahrt zu machen, und arbeitet in der Zwischenzeit nur daran, das durch die Renommirfahrt ramponirte Lustschiff nach geraumer Zeit durch Morphiuminjektionen wieder gesellschaftsfähig zu machen oder an einem Ersatzrenommirschiff, wenn es hoch kommt, zu bauen? Ich weiß es nicht; aber ich fürchte, es ist so. Wenn diese Bahn beschritten ist und bleibt, kommt früher oder später eine nationale Blamage, ein Panama der neuen Technik, bei dem man den ehrlichen Grafen Zeppelin nur bedauern kann. Dann ist wieder eine Idee, nicht, weil sie schlecht war, diskreditirt, sondern eine vielleicht gute hat sich prostituit, sie hat dem Laien Wissenschaft und Fortschritt vorgetäuscht, wo in Wirklichkeit nur räumliche Größe, Absonderlichkeit, Ungewohntes in Verbindung mit irgendwoher injizirtem Hurragefühl eine Leistung gezeitigt haben, die sich von einem technischen Cirkusstück im Grunde nur durch die aufgewandten Kosten unterscheidet. Hat (um eine letzte Frage zu stellen) nicht das Volk das moralische Recht, von der Zeppelingesellschaft, obwohl sie eine G. m. b. H. ist, also legal nicht verpflichtet, die Veröffentlichung einer Bilanz und eines sehr detaillirten Geschäftsberichtes zu verlangen? Es würde mich als langjährigen Leser Ihrer Zeitschrift interessieren, wenn Sie die Güte hätten, sich zu meinen Fragen zu äußern."

Ich kann, so gern ich's möchte, diesen Wunsch nicht erfüllen. Nur sagen, daß die Zahl der Fachleute anschwillt, die fürchten, dem Zeppelinfieber werde eines nicht allzu fernem Tages ein nicht minder jäher Rückgang der Stimmungstemperatur folgen. Fürchten: denn auch in ihnen lebt die bange Ueberzeugung, daß man draußen die Unfruchtbarkeit der zeppelinischen Versuche als eine Niederlage deutschen Unternehmens deuten und in nüchternem Kaltsinn die Begeisterung, die oft so wunderliche Formen annahm, verspotten würde. Schon höhnt man sichernd ja den sonderbaren Schwärmerplan, das Lustschiff, das auf seinen Fahrten über deutschem Boden fast nie ohne Havarie geblieben ist, für das unendlich größere Schwierigkeit bietende Wagniß einer Nordpolexpedition zu benutzen. Vor dreizehn Monaten wurde, in den Tagen des heißesten Raufsches, warnend hier gesagt: „Zeppelins wäre nun Deutschlands Schlappe; und höher als der Mann, auch der edelste, muß uns, viel höher, des Reiches Wohl gelten. Dem zeugt der Taumel nie einen Messias.“ Wurde gefragt, ob Geheimrath Emil Rathenau, statt des Schimpfes, nicht Dank dafür verdiene, daß er den Muth zu einem Vorschlag fand, der zunächst mißfallen mußte: zu dem Vorschlag, dem Grafen Zeppelin einen zu Rath und Kontrolle berufenen Ausschuß zu gesellen. Ist's heute noch eine Frage? Wäre dem Lustschiff nicht manches Mißgeschick (Motoren, Propeller) erspart worden, wenn dem Grafen die besten Berater vorwärts geholfen hätten? Techniker, die von der Kesselschmiede bis zur Turbine und Metallfadenslampe vorgeschritten sind, jedes Rädchen und jede Nietmöglichkeit zu schätzen, zu nützen wissen und klarer als der genialere Kopf erkennen, wie man modern, haltbar und billig baut? Der Raufsch rath immer schlecht. Sperrt seinem Gefaß das Ohr der Nation! Vielleicht sagt uns die Zeppelingesellschaft bald irgendwo Beruhigendes über ihre Versuche und Studien; sagt uns, daß sie im Stillen emsig an der Mehrung ihres technischen Vermögens arbeitet und ihre Aufgabe nicht in der Veranstaltung von Schaufahrten erledigt wähnt.



Inhalt.  
Aehrenthal, Graf 304  
Aktionär, der arme 70  
Allotria 145  
Americana 105  
Aera, neue. 109  
Arnold s. Humanisten.  
Augustus in Griechenland 269  
Bantus s. Quodlibet.  
Barth, Theodor 51  
Bauforderungen 284  
Bochmann Hollweg s. Aera, neue,  
s. a. Paracentese.  
Blriot s. Allotria.  
Block s. Moritz und Rina.  
Briefe, zwei 457  
Mlow s. Moritz und Nina, s. a.  
Fürstenruf, Diptychon und  
Aera, neue.  
Carlyle s. Humanisten.  
Gaesarenwahnsinn 163  
Cassel, Ernst s. Moritz und  
Rina.  
Chinesisches Finanzwesen 426  
Clemenceau s. Allotria.  
iÜ08ÄS LIspAQa 181  
Diptychon 73  
Dualismus in der Welt der Werths . 412  
Effektensteuern 140  
Ekklesiazusen 429  
Elektroindustrie s. Hausse.  
Emerson s. Humanisten.  
Engel, Georg 20«  
Englisch-russisches Abkommen s.  
Allotria.  
Erlöser, ein, von der Fraueneman-  
zipation 434  
Flotle, die s. Moritz und Rina.  
Forscher, junge und alte 22  
Frau, die 55  
Frauenemanzipatwn s. Erlöser.  
Friedensidee, die, in Deutschland . . 309  
Fürstenruf 37  
Galliffet s. Diptychon.  
Gartenszene s. Aera, neue.  
Gebeugte, der . . 29  
Gedichte 164  
Griechenland .325  
s. a. Augustus s. a. Kreta.  
Hain, der ruhige 205  
Harrimans Erbe 151  
s. a. Hausse.  
Hausse 391  
Hermannschlacht s, Quodlibet.  
Historisches Institut, ein neues . . . 341  
Hodler s. Signorelli.  
von Holstein, Fritz 124  
Hügelmühle, die 138  
Humanisten, vier 193  
Huysmans 16  
Jngenieurnoth 36



Institut für Kultur und Universal-  
geschichte s. Historisches.  
Kaisermanöver 387  
Kanzler, vier 128  
Kanzlerwechsel s. MoritzundRina  
s. a. Aera, neue.  
Kapital 321  
Kleist, Heinrich von s. Quodlibet.  
Kölnische Maschinenbaugesellschaft s.  
Aktionär, der arme.  
Kolonialpapiere s. Hausse.  
Kolonialschwärmer 32  
Krankenhaus, im 321  
Kreta 217  
s. a. Paracentese s. a. Grie-  
chenland.  
Kunst fürs Volk 425  
Liliencron f. Gedichte.  
Männlich und Weiblich 443  
Marik, die scheue 209  
Marokko s. (Üosas ds Lspaiia.  
Moritz und Rinz 1  
Nicolai II. s. Allotria.  
Notturmo 379  
Orakel, die alten 96  
Oesterreicherthum s. Renaissance.  
Paderborner Bank s. Aktionär.  
Papstthum und Deutschthum .... 239  
Paracentese 253  
Parlamentarismus 401  
Paul, Jean 352  
Philippe Egal!« 417  
Probleme der Seelensforschung s.  
Orakel.  
Psychische Grenzzustände s. Cäsa-  
renwahnsinn.  
Quodlibet 289  
Renaissar.ce, die, deö Oesterreich««  
thums 436  
von Renvers, Rudolf 232  
Richter, der 131  
Romains, Jules 236  
Roms, Größe und Niedergang s.  
Auguftus.  
Rosengarten, der, von Berlin ... 351  
Ruskin s. Humanisten.  
Russische Industrie 213  
Schweden s. Quodlibet.  
Seelenforschung s. Orakel.  
Selbstanzeigen 317, 422  
Sexuelle Krise, die 355  
Signorelli und Hodler ..... 15S  
Spanien s. Cosas.  
Steuern, neue s. Moritz und Rina  
s. a. Quodlibet.  
Steuerpolitik 361  
Steuerreform s. Fürstenruf.  
Stuß im Jus 69  
Tell 129  
Traum, der 381  
von Tschudi, Hugo 87  
Türkei s. Quodlibet.  
Ueberzeugungen 395  
Verse 386  
Visionen 267  
Watteau 370  
Weltstaat und Friedensproblem s.  
Friedensidee.  
Wiclhoff, Franz 315  
Wiederkunft, die 91^  
ZeppeliN'Marsch s. Quodlibet s. a.  
Briefe.



Verlin, den 3. Juli 1909

\_\_^ ^^<5

Moritz und Rina.

Kressin, am Tag von Alsen-Gitschin, 1909.

() propketic 80ul!

darfst Du Dich nennen; mit besserem Recht als irgendein Dänenprinz vonAmleto(Salvini!Unwahrscheinlichlangeher!)bisaufDenin Athen, der vonKreti und Pleti jetzt das NSschen voll hat. Zu ahnen, daß Onkel Claudi-  
dius denThron nicht aufsauberenStufen erklettert hatte, warschließlichnicht schwer; und daß Onkel Eduard die ansehnliche Kreta wie eine Dame, die zu haben ist, behandeln würde,sah selbst die inHinterpommernVerhutzeltevor' aus.NichtsEnormes.DeineVerdienste blieben im Stillen. Jmponiren Einer aber riesig.Die gestern abends, während unten mit Kreisspitzen sanft gepichelt wurde, Stunden lang in Deinen Briefen gekramt hat. Alles da. Und fabelhaft früh! Am dreißigsten Dezember 1908 schriebst Du mir über denHerrnKanz-  
ler: „Fort muß er: mot ä'ol-^re. Wenn nicht früher, vom Grab seiner Fis nanzreform, der deshalb sehr hoch Betitelte die Sense an den dünnen Leib wünschen.Das wird ein heißes Streiten.Ohne ungehemmtenHochdruck nicht mal ein halber Sieg.Kaiserliche Botschaft nach bismärckischem Muster oder, scheint dieseForm gerade heute nichtrecht paßlich, wenigstensMobilmachung sSmmtlicher Bundesrathsgrößen für eine auch den süddeutschen Wünschen (Wasserkraft!) angenäherte Vorlage. Was gemacht werden kann, wird der pro domo 3ua stets höchst Geschickte machen. Fehlt freilich die sichere Mehr-  
heit; daß Oldenburg-Januschau und Stadtrath Wiemer, der ostpreußische Kunitz und der mitteldeutsche Mommsen nicht lange an dem selben Halfter-  
band zu gängeln sein würden, sah ein beim Stimmzettelsammeln ergrauter  
i



Die Zukunft.  
Saaldimer voraus. Die persönliche Schwierigkeit wird jetzt durch die Sehnsucht der Wahlverwandten gesteigert, die in natürliche Beziehungen zurückverlangen. Merkwürdiger ist, daß der Knigge des Umganges mit Journalisten in seiner schweren Stunde nicht so gut von der Presse bedient wird, wie man erwarten durfte. Die müßte ganz anders für ihn ins Zeug gehen. Zeigen, daß stärker gesteuert werden muß, wenn die theure» Kahne nicht auf Sandbänke laufen sollen. Und dem schwarzen Haufen der Angreifer mit dem Ungestüm fröhlicher Offensive an den Kragen rücken. Dann wäre das Feld bald gemäht. Jetzt wehrt lahmerStahl kaum das Aergste ab. Alles ohne rechten Schmiß." Wörtlich; vor sechs Monaten. Alles Prophetische, von Jesaia bis auf Maleachi, dagegen Kinderspiel. Im Ernst: bin mal wieder stolz auf den Bruder und, in fchafigerMilde, bereit, unverheilteWunden unter Charpie zu lassen. Bist mir eben über. Alles genau so gekommen. Seine Steuer-geschichte ist in die Binsen gegangen, alle Behendheit hat diesmal nicht geholfen und seine Presse ist lahm geblieben, bis es zu spät war und die Hiebe nur noch die Luft prügelten. Sogar die Kaiserliche Botschaft soll er ja zu extrahieren versucht haben.JnWiesbaden.S. M.Habe geantwortet: „Dasgeht nicht. Sie wollen doch kein persönliches Regiment!" Memenw fiebenzehnten November. Wird hier erzählt und sehr witzig gefunden. Uebrigens auch nachher zu Pod (auf der Grunewaldrennbahn), der vom Befehl Seiner Majestät gesprochen hatte: „Das Befehlen habtJhr mirja abgewöhnt!" Womit unser Elferausschuß, Manteuffel undHeydebrand, seinFett bekommen sollte. Schon am Neroberg roch es nicht nach Hochzeit. Keine Einholung (vor dem Novembers i!SU(.ur); Wedel und Radolinservirt, die für den Gast nicht sehr schmackhaft; Isolation ohne Glanz und alles Drum und Dran knapp wie bei Empfängen zweiter Klaffe. Kurios die Verschiedenheit der Lesarten damals. DieBülowischenbehaupteten,Rücktritt sei angebotenund abgelehnt worden. Die vom Hof, derKanzler habe gesagter würde ja gern gehen, doch könne sein Rücktritt in diesem Augenblick alsKapitulGtion derKrone vor einer Parlamentsmehrheit gedeutet werden, was unter allen Umständen, als der Anfang vom Ende, vermieden werden müsse. Wo ist Wahrheit? Im Rhododendrenviertel weiß mans vielleicht; hier, unter Ernteforgen, froh, wenn überhaupt was herdringt. Daß in Kiel kein behagliches Klima gewesen sein kann, war auch von Weitem zu spüren. Machte mir mein Bild, noch ehe ich S.M. zwischenKanzlerund Kabinetschef anBord Photographie sah. (Hatte eigentlich gehofft, auch gehört, die kielerAlljährlichkeitseimitähnlichemZauber abgethan, und war nicht sehr entzückt davon, daß zwischen Regatta und



Moritz und Rina.

3

Preisvertheilung, amerikanischen Schweineschlächtern und berliner Wasserjuden die wichtigsten Swapgeschäfte erledigt wurden. DeineSchwefter lernt nicht mehr um. Sollte gezeigt werden, daß diesePersonalsragenicht so wichtig sei?) Der Fürst, immerhin Sechzig und nicht derRobustefte, kommt nach einer Nachtfahrt an. Vom Bahnhof auf die Pinasfe. Von Neun bis Elf Vortrag aufDeck(mitValentini; der doch noch keinLucanus sein kann). Danach zieht S. M. sich zurück, giebt Unterschriften, geht zu einem französischen Chocoladefabrikanten (Moulinet aus dem „Hüttenbesitzer“, grinst Dein gebildeter Schwager) frühstücken und um Zwei wird der (inzwischen zur Erholung isolirte) Kanzler wieder unter Dampf gefetzt. Dann kommt eine pflaumenweiche Erklärung: Abschied verweigert; S.M. werde dem Gesuch erst nähertreten, wenn die Finanzsache unter Dach gebracht sei. Woraus noch Hoffnung auf Dauer der Herrlichkeit zu schöpfen war. Erst zwölf Stunden nach der Rückkehr des klügstenOberhofmarschalls aus Kiel lasen wirvon unwiderruflichem Rücktritt. Scheint also schwer gewesen zu sein. Macht ist doch süß, sagte Caprivi; der ja auch mal sehr berühmt war. So sieht mein Bild aus.Findest es vielleicht ganz dumm und verzeichnet. Nur derSchelm giebt mehr, als er hat. In dieSteuersache rede ich drum nicht drein. KeinenSchimmer. Weiß nur, daß man hier quietschvergnügtist, die Einigung für kinderleicht hält und vorWahlen, von denen immer noch geschrien wird,schon gar keineAngst hat. Adolf der Weife: „Das Ding ist so fein gedreht worden, daß der Landadel nichts riskirt. Dafür, daß Ehefrauen und Kinder, die es bei der Herauszahlung derErbtheile ohnehin oft höllischschwer haben, den ganzen ererbten Kitt versteuern, kriegen sie unsere Bauern nicht auf die Beine. Und wo sind denn die Leute, denen die Herzkruste schmilzt, wenn sie hören, daß die Börsenjuden fünfzig Millionen ausschwitzen sollen? Darauf käme die Wahlparole doch hinaus. Börsenzulassungsgebühr, Börsenumsatzsteuer, Wechsel- und Checkstempel.“ (Für Dich notirt; so was bleibt nicht in meinem Schädel.) „Alles Andere ist ja ziemlich im Hafen und dieLandung der letztenBoote nur durch Privatkinkerlitzchen des Lootsenkommandanten erschwert.“ (Nautik ist sein Neustes; redet, als hätte er,nichtBaudissin,Wilhelmshaven bekommen. Infektion durch die angeheirathete Marine.) „Wenn Der will, ifts jetzt schnell im Schuppen. Auflösung wäre der hellste Blödsinn. Wird auch fast nur von Denen gefordert, die sicher sind, daß derBundesrath dafür nicht zu haben ist, und den Wählern ein kostenloses Schreiplaisir machen. Im Ernst wünschen sienurdieAllerröthesten, denen die halbe Milliarde neuer Steuern fettenZins tragen würde. Deine Partei kann lachen. Leider, sage ich.Denn ichbin so frei, 1\*



Die gudInft.

Eure Politik, Euren Widerstand gegen WahlrechtsSnderung etc. pp. unklug zu finden, und hätte Euch lieber von einer starken Faust zur Raison gezwungen gesehen als wieder im Heildirkranz." Da hast Du ihn; in Lebensgröße. le äorme pour es qu'il vaut; und hätte ihn nicht, wie einenrichtig gehenden Geist, citirt, wenn ein gegen die Schwester Schaberneckischer nicht immer thäte, als sehe er in dem Rebellenmajor einen der schlausten Politiküsse. Aber nichts Persönliches heute. Weißt ja, wie grün und bunt es um Petev Paul hier oben und unten aussieht. (Und wie grau und kahl in der Ehe, die Du im achtenHimmel geschlossen Haft.) Gutes Jahr; nicht zu trocken und wenig Hitzbelästigung. Der Finanzmann neben mir rechnet auf anständige Preise und hatte vorgestern den Leichtsinn, mir mit Sankt-Moritz Dorf den Mund wässerig zu machen. Grand Hotel wäre so ziemlich Paradies (und sogar für die Verwöhntheit eines Lieben und Getreuen anKomfort und Futter ausreichend). Bereuls wohl schon wieder; aber ich laffe nicht locker. Möchte, ehe es Zwölf schlägt, noch ein Bischen Landschaft schlemmen. Nichts Neues sonst seit Berlin, wo es, lake Kim tdr all in all, wundervoll war.DankEurer Nettheit im Superlativ. Bis auf Topfhüte und Hüftenparade, an die ich mich, wie Puttkamers karziner Köchin „an dem Einsamen", nicht mehr gewöhnen werde. Bei Mariechen gings diesmal ja glatt (der Junge scheint fidel zu übersommern und die Eltern schnäbeln noch wie im Mai) und „geboten" wurde uns wirklich in Hülle und Fülle; so viel, daß hier nachher gar nicht schmecken wollte. Stilles Einerlei mit Spargel und Schoten. Angenehm unterbrochen durch Besuch desSchwiegerseemanns, der einiges Neues mitbrachte. Nicht nur Gutes. Der Kommandirende, der den Prinzen Heinrich beerben soll, gilt nicht als Mann von Chefkaliber; einen ganzen HaufenQualitäten, aber nicht den Sakrifunken (wie die Blauweißen sagen), den ein Führer haben muß, damit die Leute blind für ihn in den Tod gehen. Wäre schlimm; der Prinz, der die Flotte gern noch einJahr behalten hätte, sitzt fest im Vertrauen der Mannschaft. Schlimmer ist, daß die vom Flottengesetz gelieferten Geldmittel nicht langen, weil ein großer Kahn heute ungefähr das Doppelte von dazumal kostetund an diefünfzig Millionen kommt, und daß man deshalb in ein er Gegend spart, wo es selbst einerLandratte bedenklich scheinen muß. Die fertigen Schiffe werden nämlich nicht in Dienst gestellt. Nur bauen, denkt Tiritz; weiter reicht das Geld nicht und das Uebrige findet sich später. Die Aktiven schütteln den Kopf, fragen, was mit Kasernen, die nicht bezogen sind, oder mit Kerlen, die nicht schießen gelernt haben, wohl anzufangen sei, und sehen die Kriegsbereitschaft der Flotte durch dieses System geschwächt. Der



Moritz und Rins.

5

Eidam, die ruhige Korrektheit in Person, wurde ganz warm. „DerKanalift zu eng und für die großen Dinger erst in Jahren passtrbar.Das neueMaterial wird nicht in Dienst gestellt. Und dabei ist der Friede durchaus nicht auf lange Sicht garantirt. AberTirpitz kann nur noch Schiffe bestellen und den Reichstagsleuten Zucker geben." Tamariskenmanna für Adolf, der allsogleich die Fehler Tirpitzens, vonKiautschau bis nach Samsa und den Philippinen, auf Ellenliste von sich gab. Ich stehe draußen und bin nicht Fachfrau (auch die Sorte giebts in unserer verwässerten Zeit ja schon); meine aber, man sollte entweder ohne Hundeangst das nöthige Kleingeld fordern oder langsamer bauen. Das Zweite wäre mir lieber; weil dann leichter mit England in Ordnung kämen. Daß alle Farben, Rosebery undLansdowne,GreyundBalfour, Haldane und Roberls, Sturm und Gewitter voraussagen, ist doch nicht als Kinderspiel anzusehen. Und daß ^ habe dieRede unseres Herrn (auf derUnterelbe) in voller Seelenruhe gelesen, stimmt mich auch nicht heiter. Wohin rutschen wir? DerSchwiegerliche erzählt von der Dreadnoughtepidemie in Frankreich, Italien, Oesterreich und meint, wir müßten, um mitzukönnen, viel tiefer in die Tasche greifen. Geseignete Mahlzeit! Dann stünde 1911 wiederFinanzreform mitSchaumklößen als Hauptgericht auf demTisch des„HohenHaufes". DeinAdolf, immer für Eisenbarkuren,hat natürlich sofort ein Rezept: Verständigung mitEngland, das uns Java und Sumatra läßt und Frankreich preisgiebt. Nach dervierten Flasche; nach der sechsten marschirte er, mit Bewilligungsschem vom Haus Lancaster, durch Holland und Belgien. Für so gewaltsame Sachen fehlt mir der Animus. Bin aber, contre V6nl et marse, für würdigeVerständigung. Weil wir bei England sind: daß Herr Ernst Cassel, jüdisch-deutscher Bankier, das Rittergroßkreuz des Bathordens bekommen hat, geht doch über die höchsten Akazien. Karmesinmantel, neun goldene Kronen, acht Szepter, Rose, Distel, Klee; „Jchdiene"und „Drei in Einem vereint". Was doch nicht nach Altem Testament schmeckt. Heinrich Bolingbroke (Englische Geschichte die einzige, wo die alte Shakespeareschwärmerin halbwegs Bescheid weih) muß sich im Grab umgedreht haben. Als er den Taufbadorden stiftete, waren sämmtliche Cassels noch wass erscheu. Die regnen jetzt. Müssenwirs auch so weit bringen? Danke für Backobst. Deshalb, trotzdem Centrum nicht meineCouleur, schließlich doch froh, daß die Karre nicht mehr nach links läuft. Viel zu lange schon. Als die Leute mitregirten, sahen sie ordentlich aus. Jetzt erst, in ihrer Wuth, zeigt das Gebrüll, welches Geistes Kinder sie sind. Und daß sie nicht einePrifepolitischenVerständnisses haben, merkt eine Bauersfrau ohne



Die Zudmft.  
Brille. Neulich, beim Schmökern (der Eheherrliche ist zu guten drei Vierteln marinirt),kamich malwiederüberdenChlodwigundfandeinehübscheStelle. BismarcksagtzuHohenlohe: „MitsolchenunfähigenPolitikernwieBennigfen undMiquel, die auf dieOeffentlicheMeinung horchen, mit solchenKarlchen« Miehnick-Tertianern und Kindern kann ich nichts machen. DieKerle sind so dumm,daß nichts mitihnen anzufangen ist. "Mai1880.Bülow wird wohl ähn- lich denken; hütetaberdieZunge. EinwahrerSegen,daß wir noch den sicheren Instinkt haben; sonstsäßen wir schon unterdem Deckel des Wurstkessels. Wer aberkommtnun? Bethmann,mitdemS.M. seinen erstenBockgefchossen und der sich im Vertrauen gehalten hat,könntedochnurprovisorischsein;nichtsehr kräftig und nie mitAuswärtigembeschäftigt.Marschall:bis auf die Neigever- braucht; Mann der Handelsverträge, der Tauschgeschichte, des Krügertele- gramms und weder in Wien noch in London gut angeschrieben; nur in Paris, seit er im Haag mitHerrnBourgeois angebändelt und mitHolstein verspielt hat.Abernochfehrrühn'gund auchimEentrumbeliebt,weilergesagthabenfoll, wenn er im Herrenhaus säße, hätte er gegen das Polengesch gestimmt. Noch bequemer wäre den Polen (die ich nicht gern ineinerFront mitunsererGarde sehe) der Trachenberge^ den Meiner den Polonisator Oberschlesiens betitelt. Der kann auf Anhieb Reden schwingen, hat sich in den letzten Wochen als Friedensstifter zu empfehlen versucht, ist aber aus persönlichen Gründen un- denkbar. Wedel? Goltz? Am End'weiß Keiner nix, sang der famoseGirardi, den wirDir verdanken. Eines Abends wirds jaim Reichsanzeigerstehen. Nur kommts Einem vor, als seien wir an Männern recht arm geworden. Euer Liebden? „Wenn solche Köpfe feiern, welch ein Verlust für meinen Staat!" Hättest beim Metier bleiben sollen. Wer weiß, was dann morgen würde. Abwarten und Thee trinken; meinetwegen auch Erdbeerbowle. Ich bin zufrieden, wenn derKommende einMann ist.Ruhig, ernsthaft, unbeugsam, preußisch.DieRisottomanierunddasAstispumantegeprickelkriegtenachgerade Jeder satt. Bildung ist schön; aber ReinekeWaldersee hatte nicht Unrecht, als er sagte, ein leitender Staatsmann brauche vor allen anderen Dingen eine eiserne Faust und eine eiserneStirn. Auf NummerZwei (nicht schwer zu fin- den)verzichte ichzdochwennsich die Hand ballt, muß dieRasselbande draußen und drin einen Schreck kriegen. Hoffen wir, lieber Leser. Lange kann die Un- gewißheit ja nicht mehr dauern. Bin ich nichtlammhaft geduldig? Man wird eben alt. Nur Einer nie, zu Lotkas Kummer. Immergrün. Siebenhundert Grüße ihr. Dir, Prophete links, den Respekt Deiner Rina.



Moritz und Rina.

7  
Berlin, Pauli Gedächtniß 1909.  
Fromme Schwester!

Alt? Wird nicht zugegeben. Abgeklärt: wie edler Wein, der sich unter Tag die Blumebewahrt hat. Jünger noch als um Alle. Nurim Lauf der Zeit milder auf der Zunge geworden. Schmeckst Du prächtig! Und kein Tadels-wörtchendiesmal; keineRügeunbrüderlicherSchreibfaulheit. Wäre auch nicht verdient gewesen. Denn heule, als am letzten Quartalstag, sollte die Epistel abgehen; auf grohesEhrenwort.Wußte,daßzumErstenfällig.Und zu reacZ-M68L durch die Ehre verpflichtet, in wichtigeren Momenten befohlen zu sein. Jetzt ist einer. Auch für Den, der sich von der Uebertreibung der Red-ner und Schreiber degoutirt abwendet. Dieses dumme Geschrei! Als ob wir allein auf der Erdkugel wohnten und Keiner horchen könnte! Was soll man draußen denken?Daß wir demBankerot nah sind und noch näher der finster-sten Reaktion. Solche Blechmusik, die nach kurzen Pausen ja immer wieder anhebt, ist an unserer Unbeliebtheit mitschuldig. Das Ausland hört nur, daß bei uns niederträchtigeJunker herrschen, dieFreiheit keineStätte hat und der Bürger von Raubrittern ausgeplündertwird .Franzmann und Brite glaubens gernund fühlen sich olsdieüberlegenen Kulturträger. So wars vonjeher. Lies malTiedemannsBuch „Sechs JahreChefderReichskanzleiunterdemFürsten Bismarck.“ Schmerzhaft lehrreich; derVergleichmitdenZuständenvonheute sengtEinem dieHaut. Wurde da gearbeitet! Sonst wäre selbstOtto derEin-zige mit der schreisüchtigen Dummheit, die damals nicht kleiner war, als sie heute ist, nicht fertig geworden. Vor dreißig Jahren, bei der Revision der Zölle und Steuern, sollte Deutschlands Untergang sicher sein. Das stand in allen Hauptblättern; und die Leute, die es im Reichstag aussprachen, waren von anderem Wuchs als das jetzt fuchtelnde Kropzeug. Trotzdem hatte schon Christoph Tiedemann einen gehörigen Horror vor den „Popularitätjägern, Piepmeiern, unklaren Köpfen“, die mit den Brusttönen ihres Liberalismus bis in die Reihen derFreikonservativen Partei gedrungen waren. Und wie oft haben wirfeitdieferZeitdenselben Unfugerlebt! Schutzzoll und Sozialreform, Handelsverträge und Börsengesetz: jedesmal ists mit Handel und Wandel, Gewerbe und Industrie für alle Ewigkeit aus. Diese Blödsinnssorte gedeiht nur auf unserem Boden. Als ein paar Cityleute in der vorigen Woche erklär-ten, die Steuererhöhungen im Budget des radikalen Herrn Lloyd George müß-ten Englands Handel ruiniren, wars nicht so ernst gemeint; wirkte aber wie eine Parodie deutscher Unsitte. FrageAdolfum, den wirklich Weifen, ob seine



Die Zukunft.

Papierchen sehr gelitten haben. Nein? Dann sinden dieHerren, die Erdbeben und Weltuntergang prophezeien, ihre Aktienund Obligationen also nicht durch die drohende Gefahr entwerthet. Und das liebe Vaterland mag ruhig sein.

In England fordert die liberale Regirung, die sich auf eine große Mehrheit stützt und in der kein Junker sitzt, für Arbeiterverstcherung und Landesverteidigung ungefähr dreihundert Millionen; und hat sie noch nicht und hört aus der City (die ja für die Konservativen mehr übrig Hai), sie vernichte das Gewerbe. (Wobei mir, ausTiedemann, noch einfällt, daß der schlaue Bleich - röder1878 schon dieZeit kommenfieht,woderamerikanischeExportdieEngländerzwingen wird,vomFreihandel zum Schutzzollüberzugehen;an Deutschland als Konkurrenten dachte vor der neuen Zollaera Niemand. Die nach Bamberger und Konsorten doch der Anfang vom Endeseinsollte.) Im Reichstag werden fünfhundert Millionen verlangt, von denen vierhundert längst sicher sind. Die Scham sehnte sich nach einem Feigenblatt. Eine Viertelmilliarde auf ein Brett: Das gab es noch nie und nirgends. Und in Preußen war eben ein Viertel zugeschlagen worden. Sucht Besitzsteuern! Einkommen, Vermögen, Verkehr und Benachbartes lassen die Einzelstaaten nicht los. Bleibt die Besteuerung des Luxus, derAktienmärkte, einzelner Gewerbe und der Erbschaftmassen. Was der Schatzsekretär vorschlägt, mißfällt allgemein. Er kann auch anders; klebt Pflästerchen auf die Schnittwunden, ändert, streicht und bringt als Hauptstück die Steuerpflicht für das d en Gatte.nnnd Kindern Hinterlassene. Ich (schilt nicht, Patriotin!) habe nichts dagegen und bin sicher, daß auch dieseSteuer mal kommt; muß aber gestehen, daß erstens jede Erbschaftsteuer eine verkappte Vermögenfteuer ist, die also dem Reich nicht gebührt, und daß zweitens gegen die Belastung des direktesten Erbanfalls immerhin Triftiges vorzubringen wäre. Auch vonBülow,Rheinbaben und höchst Liberalen vorgebracht worden ist. Damit langweile ich Dein junges Herz nicht. Nur dasHauptbedenken. Sobald dem Reich dasGeld knapp wird, zieht man hier dieSchraube rasch fester an und dieSteuersätze gehen in dieHöhe. Erster Schritt in den Staatsbezirk derVermögenskonsiskation. So sagtHeydebrand. Der einer künftigen demokratischen Mehrheit das Geschäft nicht erleichtern will. Und eben so sagt, wie ein Mann, das ganze Centrum. Man könnte sich in aller Ruhe verständigen. Selbst die aufgeklarteste Absolutistin wird zugeben, daß die Regirung verpflichtet ist, einer Mehrheit, die ihr vierhundert Millionen bewilligt hat und noch hundert zusammenkratzen will, ein Streckchen entgegenzukommen. DieMajoritSt braucht doch nichtAUes zufchlucken, was ihr vor den Schnabel gehalten wird. Aber der Kanzler will seinenBlock



Moritz und Rina.

9

nicht zerhammern lassen. (Die alten Kartellparteien plus Freisinn dreierler Sorte: um solches Monstrum zu zeugen, brauchte kein Geist sich aus dem Grab zubemühen.) Und die Herren Junkers wollen am Königsplatz nicht den Triumph des Mannes bereiten, der in der Prinz-Albrecht-Straße den Ast unter ihrem warmen Nest absägt. Auf beiden Seiten also nicht sachliche Politik, sondern Nebenzwecke. Die bald, obwohl man sie verbergen möchte, den Steuerkram überwachsen. Daß die Sache mit dem Block nicht zu machen sein werde, war klar wie Hotelbrühe. Deine Güte erwähnt, was ich im Dezember 1908 schrieb; kannst das Selbe, mit anderen Worten, schon in Briefen aus dem Januar 1907 finden. Erinnerst Dich noch der pariser Posse, wo die Hochzeitnacht eines Paares immer wieder durch die hochnotpeinliche Frage der Zollbeamten gestört wurde: kiwn a äclar or? So, prophezeite im Reichstag der polnische Graf Brudzewo-Mielzynski, wird es auch den auf Bülow's Wunsch Gepaarten gehen: sie werden nicht zum Vollzug der Ehe kommen, weil im schönsten Moment immer was zu verzollen fein wird. Nur war den Nationalliberalen, der Jnduftriepartei, zuzutrauen, daß sie auch in einer unliebsam erweiterten Mehrheit bleiben und werthvolle Konzessionen durchsetzen würden. Die waren von Heydebrand und von Mülleraus Fuldazuhaben. Denn Konservative und Centrum möchten nicht voneinander abhängig werden. Sahen nur keinen Grund, bei weitreichender Gemeinschaft der Interessen und Grundauffassungen einander in Groll zu meiden, auf daß es dem Kanzler und den Liberalen wohl-ergehe und sie lange leben auf Erden. Viel zu handeln. Doch Mancher lernts nie. Als Bennigfennur ins Minist-  
artikel geopfert werde, rief Bismarck ärgerlich: „Steigen Sie doch erst zu uns  
^ns Schiff und versuchen Sie dann, es nach Ihren Wünschen zu steuern;  
aber verlangen Sie nicht, daß ich Ihnen auf dem Präsentirteller eine Ver-  
fassungbestimmung entgegentrage, über deren Fortbestand ganz andere Fak-  
toren als Sie und ich zu entscheiden haben.“ Heute wie damals; fast noch un-  
klüger. Statt die entstehende Mehrheit zu artiger Rücksicht zu zwingen und  
als Bürgschaft der Machtdauer ein Reichsamt, Schatz oder Juftiz, zu fördern,  
spielen sie die Beleidigten und laufen davon. „Ohne Erbanfallsteuer hat die  
ganze Finanzreform keinen Zweck.“ Die gestern noch unaufschiebbar fein sollte.  
Und nun kommt, was kommen mußte. Konservative und Centrum sagen sich:  
Wenn die Liberalen doch nicht mitmachen, können wir dem Handel und be-  
sonders der Börse ja ganz andere Summen abknöpfen, als wir bisher wollten,  
und zunächst mal Steuersätze fabriziren, die bei der Schachermachei nachher  
Etwas einbringen. Kotirung, Umsatz, Stempel: wie in einem Kampfzoll-



Die Zukunft.  
tarif, dessen Bestimmung ist, gegen anstandigen Entgelt zerstückt zu werden.  
Genau so ... Aber ich fürchte, die Majorin Domus ist des trockenen Tones  
satt und schläft mir ein, wenn der Qu<>ll nicht bald munterer sprudelt.  
Bin gleich damit fertig. Der Freisinn: va bene.Jst, nach den schönen  
Tagen der Händedrücke und Orden, aus der Regirungsmöglichkeit gedrängt  
und muh schreien, um die Rückkehr in Feindeslager zu maskiren. (Daß er,  
dessen Eugen nur mit Centrumshilfe in den Reichstag kam, jedes Bündniß  
mit der Katholikenpartei, als habe es die Firma Windthorft-Richter nie gege-  
ben, wie eine Schandthat verschreit, ist ja ein Bischen stark.) Aber die Ratio-  
nalliberalen? Aus Rand undBand; weil dieMehrheit, der sie entlaufenfind,  
so bodenlos frech ist, ihrenWillen durchzusetzen. Daß sie die Elektrizität- und die  
Jnseratensteuer abgelehnt haben, war ihr gutesRecht; daß dieKoalirtendas  
Gatten- und Kindererbe freilassen wollen, ist „ein ganz persönlicher Affront“;  
„diedenkbarschwersteBeleidigungdes Fürsten Bülow“. „Einem solchenHaus  
darf kein liberaler Mann präsidiren.“ Kindisch. Die Stimmung scheint denn  
auchzuschwanken.Gestern: Ohne Erbanfallsteuer bewilligen wir nichts. (Was  
einfach frivol wäre. JedePartei, die demReich aus der Noth helfen will,hat  
die Pflicht, jede ihrvernünftig und erträglich scheinendeSteuerbedingunglos  
zu bewilligen.)Heute: Wir beantragen eine Dividendensteuer. (Deren Wirk-  
ung von der einerKotirungfteuer nicht wesentlich unterschieden wäre, dienach  
konservativer Auffassung aber den Einzelstaaten gebührt, nicht dem Reich.)  
Das hindert die selben Herren nicht, noch immer nach der Auflösung zu heu-  
len. Darüber hat Dein Prachtexemplar Unübertreffliches gesagt. Wäre im  
nächsten Reichstag eine liberale Mehrheit möglich? Nein. Den Verbündeten  
Regirungen willkommen? Nein. Ob die Nationalliberalen auch nur ihre  
hannoversche Domäne überall halten, sämmtliche Freisinnscorps auch nur ein  
DutzendMandate einheimsen könnten, ist ungewiß; sicher, daß Sozialdemo-  
kraten, Centrum, Polen gewöhnen. Wer die Auflösung empfiehlt, zeigt da-  
durch, daß er vonPolitik keinen blauen Dunst hat oder aufs Vaterland pfeift.  
Warum denn? Weil man über ein Achtel des Notwendigen noch nicht ganz  
einig ist? Geschäftsleute, die aus der Lehre find, setzen sich dann hin und be-  
rathen mit einander. „Ihr wollt der Börse (was Ihr so nennt) fünfzig Mil-  
lionen abzapfen; wir wollen höchstens dreißig von ihr. Einigen wir uns auf  
vierzig; und überlegen mal ruhig, wo und wie diemitmöglichftgeringerBe-  
Isstigung zu holen sind. Zulassungsgebühr gehtallenfalls für Ultimopapiere.  
Vielleicht, wenns bei derZuckersteuer bleibt, kommen wir damit, nebst Check,  
Wechselstempel, Schlußnotensteuer, aus. Rechnet nach. Sonst müssen noch



Moritz und Rina.

11

mehrQuittungen ans Messer. "Darum auflösenund Monate langTrarabla-  
len? Statt, wie es so leicht war, dem Ausland zu zeigen, daß zurBewilligung  
der halben Milliarde alle bürgerlichen Parteien sich vereint haben? Um den  
Nationalliberalen einen Gefallen zu thun, konnte der Bundesrath obendrein  
erklären, daß er an dem Gedanken der Erbanfallsteuer festhalte, beim näch-  
sten Bedarf darauf zurückgreifen werde, jetzt aber dem Einvernehmen mit  
den großen Parteien einen Wunsch opfere. Machen wir auch, durfte dann der  
Herr Baffermann sagen; und, als wieder erprobter Patriot, dasWachsthum  
parlamentarischer Macht preisen. Wozu er als Liberaler allen Grund hatte.  
Der Kanzler wäre auch dann nicht zu retten gewesen (worüber spä-  
ter); aber nicht so putzig-schmählich gefallen. Und die Liberalen hätten sich  
das Blindheitattest und die Blamage erspart, herumzuwimmern: Wir sind  
ausgeschaltet! Bin, Rinetten zum Leid, den Leuten ja näher als allen ande-  
ren; überzeugt, daß in unser Staatliches viel mehr echter Liberalismus hin-  
einmuß und daß die städtischen Gewerbe, nach ihrer Leistung fürs Reich,  
stärkereInteressenvertretung fordern können.Aber auch klügere. Alberne  
treibung nützt ihnen nicht. Thun, als bräche die Barbarei herein, weil die Erb-  
geschichte gestrichen ist: nicht mal für die reifere Jugend. Können wirs ohne  
allzu dicke Unvernunft einrichten, daß Ehegatten und Kinder noch von der  
Erbsteuer verschont bleiben: wnt misux; von jedem Standpunkt aus. Un-  
vernünftig wäre die hoheKotirungsteuerstrotzdem auch sie keine kräftigeGe-  
sellschaft zu kleinerer Dividendezwingen würde); warja abernur als Abwehr-  
waffe gedacht. Was jetzt zwischen den Verbündeten und der Mehrheit verab-  
redet wird (und vor wie nach dem kieler Tag von dem Konsortium Sydow-  
Rheinbaben-Loebell-Richthofen-Trachenberg verabredet werden konnte),  
schnürt keinem Aktienmann die Gurgel zu. Und mit Freiheit, Kultur und  
lauter solchenSachen hats schon gar nichtzuthun. MitBrimborium aus der  
Zauberbistegeben andereVSIker sich erst nicht lange ab.JndenZeitungen stand,  
die Allgemeine ElektrizitZt-Gesellschaft müsse, nach den Sätzen der Kommis-  
sion, für die Kotirung siebenhunderttausend Mark zahlen. Das neuste Groß-  
kreuz des Bathordens(übrigens ein sehr gescheiter Mann und nicht blosFreund  
der Allerhöchsten Freundin)könntefragen: Wennschon? DieleisesteKonjunk-  
turschwankung bringtgan ganz andereVerluste und ein guterAbschlußschesseltdie  
Siebenhunderttausend wieder herein. Nee, Kinder: so gehts nicht. Als die  
Landwirthe jammerten, zogen sie im besten Durchschnittsfall drei Prozent  
aus dem Boden. Da war das Gezeter noch begreiflich.  
Der Kanzler war nicht zu retten. Geschieht es heute nicht, so geschieht



Die Zukunft.

es sicher morgen, sagt, glaube ich, der Däne in ernstem Schwarz. Sehr spaßhaft, jetzt zu lesen, Alles sei eigentlich Mißverständniß gewesen und weder Kaiser noch Konservative haben an Rücktritt gedacht. Hättest am Johannis-tag nach Sieben Deine Parteigenossen mal hören müssen. Fein gedeichselt war die Sache. Das Centrum hatte gegen die Erbsteuer alles Erreichbare herangeschleppt; sogar zwei Schwerkranke. Auch die Polen, mit ganz sachlicher Begründung, nicht wie am ^o Admiralski bei Caprivis Militärvorlage, dagegen. Gaben den Ausschlag; und blieben, trotz Genossenprovokation, sitzen, als für den sozialdemokratischen Antrag, den Paragraphen über die Erbsteuerfreiheit der Landesfürsten zu streichen, von Bassermann bis Singer Alles aufstand. Verdienen für Taktik ein Doppellob. Von den Nationalliberalen fehlten Hey! und Oriola, also bestes Kaliber; von den Sozialdemokraten, die nur für einen möglichen Wahlkampf das fraktionelle Ja brauchten, Bebel und Stadthagen. Als der Gesetzentwurf gefallen war, rührte sich Niemand. Man hatte beschlossen, die Freude zu unterdrücken. Erst draußen gings los. „Jetzt ist er geliefert.“ „Wo giebts in der Nähe Trauerflor?“ „Hier riechts schon nach Leiche.“ Und so weiter. Bis in die Fraktionkneipen. Nicht nach meinem Geschmack. Aber das Recht, Regnende zu stürzen, hat ein Parlament, das eins ist, nun einmal - und des Gelingens sich etwas laut zu freuen, ist menschlich. Allerdings hatte gerade Bülow immer gesagt, parlamentarischen Schwierigkeiten werde er nicht ausweichen. Früher. Jetzt war nur noch für den guten Abgang zu sorgen. Darüber hat der in seiner Privatpolitik so riesig Geschickte sich wohl nicht getäuscht. Er hatte das rothe MSppchen, in dem die Auflösungordre zu liegen pflegt, wußte aber, daß der Bundesrath sich auf dieses Abenteuer nicht einließ, und sah ziemlich zerknittert aus, ehe er sich für den Galeriephotographen zusammenriß. ?00i" Lörick! Das Neuste ist, daß die Offiziösen gegen den Bundesrath vorgehen. Fehlte noch. Für ^Bevollmächtigten gabs doch nur ein Ziel: das Geld; natürlich muhte es auf gangbarem Weg zu holen sein. Wer es bewilligte, war einerlei. Sollten die Excellenzen, die in München, Karlsruhe, Stuttgart mit den Pechschwarzen Geschäfte machen und aus der Reichsgeschichte wissen, wie bequem sich mit dem Centrum arbeitet, plötzlich Jungfernscham markiren? Quatsch (sagte am Brandenburger Thor der Schutzmann, als ein Ehrenfräulein gefragt hatte, ob Onkel Eduard zu Pferd kommen werde). Bundesrath und Reichstagsmehrheit waren fast einig und konnten, ohne Rücksicht auf persönlichste Wünsche des Kanzlers, in drei Tagen ganz werden. Die Erbsteuerabstimmung war nicht mal entscheidend. (Polen dagegen, Sozialdemokraten dafür: Das gleicht sich selbst für die Nationalsten aus.) Denn mit dieser Steuer hätten die Heydebrändler



Moritz und Rina.

13

die Schüssel weitergegeben. Nicht hyperpatriotisch; doch des Landes so der Brauch. Und zu sagen, mit einer bestimmten Zuthat werde das Gericht ungenießbar, ist jedenfalls vernünftiger, als zu plärren: Wenn die Rosine nicht drin ist, nehme ich von dem Kuchen nichts. Laßt den Bundesrath aus dem Spiel! Er konnte, wenn er gewissenhaft war, nicht anders handeln. Nekrolog macht die hellste Borus sin sich allein. Ginge auch über die Greisenkraft Die Fehler trifft ein Blinder ja mit dem Krückstock. Zunächst mal die Blockgeschichte überhaupt. „Die Regirung hat durch die konservativ-liberale Konstellation sich nicht nur dieMitarbeit der Konservativen und der Liberalen sichern, sondern auch dadurch Gegensätzen und Kämpfen vorbeugen wollen, diedaszukünftigepolitische LebenDeutschlandsungünstigbeeinflussen können. Daß Das ein stasts männlicherGedanke war, wird dieZukunft lehren und die Geschichte anerkennen, gleichviel, ob der Träger dieses Gedankens früheroder später von seinem Platz abtreten wird.“ Bülow am sechzehnten Juni. Mir ist, als ob ich in eine Muschel hineinhorche. Da fummts; giebt aber keinen Sinn. Sechzig Jahre lang, von 1847 bis 19<sup>7</sup>, hat der waschechteLiberale gesagt, der Junker sei der Erzfeind. In der Wirtschaft, Kirche, Schule, Gesellschaft will die eine ParteiungefährdasGegentheilDessen, was dieanderewill. Thut nichts: die Trennunglinien werden wegradirtund von morgen an ists eine Einheit. Notabene: nicht nur die Kartellparteien, Alles, was Bismarck unter denBegriffKonservativbrachte,fondemauchFreisinnundDemokratie,dienoch den Zolltarif niederzuheulen versuchten und dessen Anhänger wie Schweinhunde behandelten. Tie müssen mit in die Konstellation; sonst langts nicht. Stacheldraht um Centrum, Polen, Sozialdemokratie; derBlock trägt Alles. Ja (ich möchte, wie die kleine Dame bei Ibsen, hier gern „Donnerwetter“ sagen), sind die ParteigegensStze denn nicht der Ausdruck verdammt ernsten Interessenzwiesp altes? Ist dem ersten Kanzler zum Zeitvertreib dieGelbsucht an den Hals geärgert worden? Landwirthschaft, Schwere Industrie und ein Theil des Handwerkes können eine hübsche Strecke zusammengehen. Schutz-zoll und Autoritätbedürfniß binden sie für eiueWeile. Alles Andere höltnicht. Ein korrumpirenderGedanke, nicht ein staatsmännischer, scheint meinem alten Kopf; und, wie erwiesen ist, einer, der nicht leben kann. Wer den Grafen de Mun mit HerrnClemenceau zusammenspannenwollte, würde ausgelacht. Daß ein solches Paar den Staatskarren im Sand stecken läßt, braucht doch nicht erst bewiesen zu werden. War das Experiment nöthig? Für das Leben des Reichskanzlers,nichtdesReiches. Daskam mit dem Centrum (nüchternen Leuten von Verstand und Weltkenntniß, die nur, wie jede starke Partei, unterm Daumen ^Verantwortlichen bleiben müssen) ganz gut aus. Aber Bülow war



Die Zukunft.

zu schwach für die Sozietat. Lieh sich den CompagnonüberdenKopf wachsen. Wurde, als noch der internationale Geschäftsabschluß ans Licht kam, beinahe unmöglich. Blättere mal nach, was ihm damals von rechts und links gesagt worden ist. Die Hofgruppe des Evangelischen Bundes auch gegen ihn. Da mußte der eoup cje tksatre helfen.Gestern Centrums Liebling; heutePfaffen-Hammer. Danke ergebenst. Für eine Weile gings mit dem staatsmännischen Gedanken und dem Blick auf die anerkennende Geschichte. In derNovember-krisis hat er ja beim Glockenauguft und noch viel höher Stützen gesucht und gefunden. Konnte aber nicht dauern, weils aus Taktikernothdurft, nicht aus festerUeberzeugung kam. Dann der Steuerfeldzug. Irgendwo hat er sich den Herrn Sydow notirt. Der hat ein Dutzend Jahre im Reichspostamt verlebt, für die Telegraphie geschuftet, Kupferdraht eingekauft. Nun vor die Finanz-front. Paßt er? Wirds schon machen. So gehtsnun doch nicht. Schlimm genug, wenn der Kanzler selbst gar nichts davon versteht. Sein Bruder (der jetzt in Bern ist) soll,nach derllebersiedlung aus76in77, gesagt haben: „Bernhard wird mit Allem fertig; fürchten würde ich für ihn nur, wenn er für eine große Finanzsache selbst eintreten mühte; daist er stockfremd.“ Stimmt. Und es war nicht erhebend,hinter denrasch rezipirtenZahlen undDatendievölligeAhnungslosigkeit zu merken. An Fleih hats nicht gefehlt; an der Fähigkeit, die Dinge von innen zu sehen. Er konnte sich zurückhalten und einen tüchtigen Spezialisten"(aus Karlsruhe) verschreiben. Wollte aber auch diesen Kranz. An den Block geseilt. Die Liberalen fordern ein Trinkgeld; also muß in der Thronrede die Aenderung des preußischen Wahlrechtes versprochen werden. In der Session, die, wegen der halben Milliarde, mehr als jede andere auf die gute Stimmung der unersetzlichen Konservativen angewiesen ist. SchlechterStart; und nachher jeder erdenkliche Fehler.Kennst das Register.Kaiserliche Anregungen, die auszuführenoderwegzuplaudernwaren, gabs nichtmehr; Holstein morsch; Hammann monomanischmitseinerschlimmenSachebeschäftigt; und auf Eigenem wuchs nichts Rechtes. Nur der gute Abgang wurde noch gesucht; und auch dazu die Gelegenheit verpaßt. Ende Mai war höchste Eisenbahnzeit. Erbanfall undKotirung: bin nicht sicher, ob der Schein zu wahren sein wird, da sei für moderne Kultur und Gedankenfreiheit Einer im Kampf gefallen. S.M. war nicht, wie das wachsamePreußenherz fürchtet, in Regattafidelitas. Sehr ernst; wollte nach Berlin zurück, als Bülow's Depesche kam. Hat sich bei der Klage über dieUntreue der Konservativen wohl sein Teilchen gedacht.Daß imHerbft ein neuer Mann kommen werde, stand fest; war auch schon designirt. Wenn Alles klappte, wäre Bülow unmittelbar nach seinem Abschiedsgesuch gegangen. (DasProvisorium kann noch gefährlich werden.)



Moritz und Rina.

15

Nun hat er Zeit zur Abwicklung und bekommt wohl fämmtliches Eichenlaub, das zu einer Einbuddelung Erster Klasse gehört. Rathe Deinen Partegenossen, iyrenDampf nichtzusporen. Soweitichsehenkann,sehntAlles,wiederSchuppigeimNibelungenring,Einsnurherbei:dasEnde.Hoffe,daßHeydebrand mit sich reden läßt. AuchBörse muß sein;fogarKraft und Lebenslust haben. Hauptsache ist, dem Ausland Potenz zu beweisen. Das wird schon wieder bramsig.DieRededesHerrnBarthou,MinistersderMajestätClemenceau,vieltoller als alles Britische. Ausruf an die verlorenen Provinzen. So was nahm man früher nicht hin. Als ein französischer Bischof in seinem Hirtenschreiben die Frommen ermahnt hatte, den Himmel um die Rückgabe der Provinzen zu flehen. warGontaut-Biron froh darüber, daßerdiedisziplinarischeAhndung der Unklugheit rasch in Berlin melden und der Abbittepflicht ausbiegen konnte. Heuteistscmders;und auchdavonkannich Bülow,beiallerHochschätzung seiner Meriten, nicht freisprechen. Manchmal, als fühle er die Wunden des Vaterlandesnicht. Transfusion von Pommernblut, kresfinerAuslese,konntenützen. Der Nachfolger soll, um Gottes Willen, nicht so entsetzlich geschickt sein. (Bestimmtes weiß hier noch Keinerz möglich, daß im letzten AugenblickZweifel entstanden sind. Bülow betont, daß er so schnell wie möglich fort möchte, und scheint für Ersatz durch Bethmann.) Muthig, ernsthaft, zuverlässig und den Geschäften nicht fremd.Von GeschicklichkeitundKunststückenhatJedergenug. Der Fünfte soll sich rar machen; aber, wenn er sich sehen läßt, seinen Mann stehen. Applaus braucht er nicht; nurVertrauen; nicht Erfolg, fondernWirkung. Wichtiger ist die Wahl diesmal als seit 90. Denn den Wunsch, sein eigener Kanzler zu sein, hat S. M. sich inzwischen wohl abgewöhnt. Ein fester deutscher Kerl muß ins Feuer. Der weiß, was Regiren ist und was 1909 die Glocke geschlagen hat. Dann gehts auch mit Centrum und Agrariern. Alles dummerKram.Beiden folgsamenDeutschenliegtsimmernuranderFührung. Beispiel vom häuslichen Herd? Passe lieber; Parole: Nichts Persönliches heute. Sachlich, daß selbst Dir die Lider sinken. Wenn Sankt Moritz (er hals dazu), machtJhr ja hier Station und derJnvalide kann den besseren Theil seines Herzens ausschütten. Bis dahin will auch dem Marinenovum, das es in sich hat, auf denGrund kommen. Nur nicht, wie dieZeitungmenschheit, von Katastrophe träumen! Juli- statt des Oktobertermins; sonst Alles programmgemäß. Wir sind (ich meine nicht nur die grübende Lotte und mich) gesund und haben einen Haufen Arbeit vor uns. Für die Macht des Reiches; also auch Finanzen. Die Arbeit nimmt uns kein Kanzler ab. Und wenns ein Bismarck wäre. Küsse den Gebieter. Ich bleibe bis Sonnenuntergang Dein Moritz.

5



Die Zukunft.

Huysmans.

„*U r6d0ur8*“ heißt ein Roman von Huysmans; „*rsdours*“ könnte man sein ganzes Lebenswerk nennen: so paradox ist seine Künstlerart. In diesem Roman tritt eine einzige Person auf. ein einzelner unsympathischer, im Genuß des Lebens verdorbener Mensch, der weder handelt noch erlebt, weder in einer kraftvollen Gedankenwelt geistig arbeitet noch von äußeren Ereignissen umhergeworfen wird. Kein Schicksal, keine Menschenstimme dringt in das kleine Haus, in dessen fest verschlossenen Räumen dieser eigentümliche Held ein neues, selbstgefchaffenes Dasein beginnen will, ohne die hoffende Kraft einer gläubigen Mönchseele. Herz und Gemüth des freiwillig Einsamen find abgestorben. Er hat die Liebe in allen Gestalten auf der Straße gesucht und sich schließlich von Allem, was er gefunden, voll Ekel abgewandt. Aber die Sinne sind rege und lebendig geblieben. Furchtbar, als wären sie losgelassene Geister der Hölle, überfallen sie den Mann, der allein sein will, nur weil ihm die Welt keine Befriedigung bot. Er erkennt in der Einsamkeit den größeren Fluch, weil statt einer Hoffnung auf Erlösung die empörten Sinne seine Gedanken beherrschen. Dem Sterben nah, flieht der Einsiedler am Ende des Romans in das Leben zurück, das er am Anfang als Flüchtling verlassen hatte.

Das Buch ist eine Episode, bezeichnend für den Werdegang des Dichters, bezeichnend für die suchende, trotz allem Ueberfluß unbefriedigte Sehnsucht der Zeit. Huysmans hat dem Helden von „*X rSdonrs*“ einen Hauch des eigenen unruhig forschenden, künstlerisch phantastischen Geistes gegeben und dadurch dem merkwürdigen Roman einen widerspruchsvollen Reiz verliehen, der den Leser zurückstößt und fesselt, anwidert und zur Bewunderung zwingt. Mit so seltsamen Mitteln ein wahrhaft erschütterndes Werk schaffen: Das verräth die Hand eines Meisters. Es ist freilich kein freundlicher Meister mit wohlwollend lächelndem Mund, patriarchalischem Silberhaar und mit Augen, in denen die Güte großer Weisheit ruht. Unter dem modernen Gewand gleicht der vlämisch-französische Dichter einem finsternen Alchemisten, der, von den Schrecken höllischer Geister umgeben, sich über den brodelnden Kessel beugt. Dieses Talent regt zu Vergleichen an im Gebiet der Bildenden Kunst; fein grimmiger Humor erinnert an Goya und Hogarth; fratzenhaft, aber lebendig bis zu den gemeinsten Aeüßerungen des Lebens sind seine Gestalten, hustend und spuckend wie die Zeitgenossen des großen britischen Zeichners. Drückend liegt die Luft auf seinen Erzählungen. Sie find Nachiftücke wie die wunderbaren Visionen Hoffmanns, Träume wie die Märchen Poes und zugleich Schilderungen des schamlosen, verderbten, bis in die kleinsten Regungen wirklichen Gebens. Die Meisterschaft der Sprache, die nur manchmal in einigen



Huysmans.

17

Lieblingausdrücken gesucht erscheint, erinnert an den Stil Flauberts und Gauthiers. Der mystische Schwung und der eigentümlich geschärfte Blick für das Detail aller Dinge läßt an die altvlämischen Tafelbilder denken, mit ihrer miniaturhaften Zeichnung und schmelzenden Leuchtkraft der Farben. Fühlt sich auch vor diesen Bildern eines engen mystischen Ideenkreises niemals das Herz geweitet und der Sinn von drückender Enge befreit, wie vor den höchsten Schöpfungen klassischer Kunst, so wird man sich vor ihnen doch der Kraft des Forschens und Beobachtens bewußt, des künstlerischen Eindringens in die Materie, der Kraft, die zum Erkennen führt, wenn auch nicht zum Bewundern. Ebenmaß und Harmonie fehlen den Mystikern. Ohne feindlich zusammengezogene Brauen können sie die arme Erde nicht betrachten. Mit erschreckender Deutlichkeit ist in Huysmans' Augen Alles von den Spinnengeweben des Gemeinen und Häßlichen bedeckt. Aus der holdesten Landschaft, in der man singen, jubeln und Blumen pflücken möchte, weht der Hauch des Todes. Im harmlosesten Menschenantlitz erkennt er unter der Maske der Schönheit die verführerische Sünde, unter dem Blick der Güte nur eine Sonderart des Eigennutzes. Es ist natürlich, daß aus dieser kellerdumpfen Tiefe, aus diesem Düster sich das qualvolle Herz nach einem göttlichen Licht sehnt und für die Seele ein Heil sucht, an dem das sterblich Vergängliche des Menschen keinen Teil hat. Aehnlich wird sich die Welt in den Augen der Mönche und Einsiedler gespiegelt haben, die der Freude entflohen, um nach einem fernen Himmel zu weinen, statt, wie die antiken Menschen, Genügen in sich und in der irdischen Schönheit zu finden.

Eins der besten Werke Huysmans ist „I<sup>^</sup>a Liövr", die Biographie des armen Fließchens, das in seiner Kindheit sich fröhlich durch die Wiesen schlängelt und dessen klares Wasser Gottes blauen Himmel widerspiegelt, ehe es nach Paris gelangt und, von der Stadt eingefangen, unterirdisch geleitet, getrübt, verschmutzt, zu den niedrigsten Gewerben verurtheilt, in der Kloake endigt. Er oergleicht den Lebenslauf dieses Fließchens mit dem harmlos fröhlichen Dasein eines frischen Landmädchens, das in die Stadt kommt, seine ländliche Unschuld und Reinheit verliert und moralisch immer tiefer sinkt, bis es in seinem ungeheuren Elend untergeht.

Doch der Vergleich erweitert sich und wird dem Dichter zum Bilde der menschlichen Seele, die, von den Verführungen der Welt umstrickt, in das tiefe, furchtbare Grab des Ekels gezogen wird. Eine solche Seele ist typisch in Durtal dargestellt, dem gelehrten und kunstbegeisterten Schriftsteller, in dessen Hülle Huysmans oft die eigene Seele schlüpfen läßt, um innere Erlebnisse, Gefühlschicksale darzustellen. Durch die Romane I.a-das, Nu routs, La OatKeäi-Äls, I/ObM zieht sich die Entwicklung dieser vertieften, feinfühlenden Natur. Aus dem Reich des menschlich Schönen durch Grübeln und

2



Die ZuZunft.

Erkennen gestoßen, sucht die Seele an den Gestaden des himmlisch Herrlichen zu landen. Durtal ist wohl genußfähig und begabt, aber sein unglücklicher Hang, über Alles bis zum Wahnsinn nachzudenken, verbietet ihm, sich von der Fluth des Lebens gleichmüthig im Kahn der Freude schaukeln zu lassen. Suchend und grübelnd steigt er in die Abgründe des Sinnentaumels Wo Andere thierähnlich schwelgen oder ungläubig spotten, sucht er etwas Wirkliches zu erleben, etwas Erstrebenswerthes zu entdecken; denn in einem Winkel seines Herzens wohnt schon der mystische Glaube, dem später seine reiche, empfängliche Natur zum Opfer fällt. Nur mystisch angelegte Menscken können sich für den Spuk der Teufelsmesse begeistern und auf ein ernstes Studium des Satanismus verfallen. Nur wer an gewisse christliche Mysterien schauernd glaubt, kann im Spott eine seelische Lust empfinden und in der Verehrung des bösen (Gott und Christus gegenüberstehenden) Prinzips, in der Anbetung Satans das dämonisch Anziehende des Lüsternen, Unheimlichen, das weihevollen Geheimnitz einer Zauberei entdecken. Wie es ohne Gsttesglauben weder Kirchen noch Messen geben könnte, so giebt es ohne gläubige Furcht keine Schwarze Magie und keine Beschwörung des Bösen.

In dieses Reich des Fürchterlichen läßt der Dichter Durtal hinabsteigen ohne dem gepeinigten, zweifelnden Mann Befriedigung zu gönnen. In den folgenden Romanen (Vn routs, I^a Oatlisärals und I/odlat) zeigt Huysmans, wie sich diese arme Seele emporringt. Von der Umarmung verrückter Sinnlichkeit befreit, sucht Durtal in einem schwärmerischen, aber dennoch frevelhaft egoistischen Mystizismus das Hei! seines Lebens, bis der Wandernde totmüde an die Klosterpforte klopft und Aufnahme findet.

Diese Biographie einer suchenden Seele ist eben so bezeichnend für die neukatholische Richtung der modernen Schriftsteller Frankreichs wie auch interessant durch die Kunst der Darstellung und die Fülle von Belehrung auf allen Gebieten satanischer Gotteslästerung und christlicher Gottesoerehrung. Huysmans ist ein Meister in den verschiedensten Reichen der Kunst und der Kirche. Er kleidet sein reiches Wissen mit Vorliebe in das Gewand des Romans. Niemand, nicht einmal Ruskin, der fanatische Verehrer der Gothik, hat mit so gewaltiger Begeisterung und Liebe das „steingewordene, brünstige Gebet“, die gothische Kathedrale gefeiert wie Huysmans. Er macht uns vertraut mit allem Zarten und Geheimnißvollen, mit allem Mächtigen und Furchtbaren der Weltanschauung, aus der einst der schlank emporstrebende Bau mit Thurm und Kreuzgewölbe logisch hervorwuchs. Sicherem Schrittes wandert der Dichter durch den Irrgarten der Symbolik und die steinernen Räthsel der Domespforten entwirren sich vor seinem Auge wie die Spitzfindigkeiten vergangener Theologengeschlechter und berühmter Kirchenväter. Diese krause, seltsame, fremdartige Welt baut sich durch seine Kunst folgerichtig und in sich



Huysmans.

19

harmonisch auf. Die Kathedrale wird zur christlichen Arche Noah, zur Zuchtstätte vor den Wogen der immer mächtiger rauschenden Sünde. In einem kleinen Aufsatz, „I<sup>h</sup>s inonZtrs“, der vom Schrecklichen in der Kunst handelt, spricht Huysmans von den gothischen Fratzen, die unter dem Dach von Notre-Dame auf Paris herabschauen. Aus diesem Aufsatz spricht der mächtige Zorn eines Glaubensleugners, den der Hang zum Uebernatürlichen und Symbolischen ergriffen hat und in die Arme Derer zurückführt, die er einst mit den Zerrbildern des Bösen besiegen wollte.

Für jeden Dichter ist bezeichnend, wie er das Weib beurtheilt. Man erkennt die Tiefe seiner Natur an dem Verständniß, das er dem anderen Geschlecht entgegenbringt. Vom Erotiker bis zum Weiberfeind nimmt Jeder eine feste Stellung dem „feindlichen Wesen“ gegenüber ein, das er bezwingen oder verachten, lieben oder hassen will. Dabei entsteht in feiner geistigen Welt ein eng umgrenztes, bestimmtes Verhältniß, das für seine Art als Künstler maßgebend wird. Huysmans steht auf dem Standpunkt der christlichen Mystik, die das Weib nur, wenn es seiner Weiblichkeit entkleidet ist, in Kunst und Leben duldet. Vollendete Schönheit und der sinnliche Reiz des Ueppigen werden ihm zum Blendwerk der Hölle und er sieht in rosigen Armen, die sich liebend um seinen Nacken winden, Schlingen des Teufels. Der fromm gewordene Mann verlangt überschlanke Heilige, deren lange, schmale Hände sich wohl zu ekstatischem Gebet falten können, aber vor liebkosenden, frauenhaften Geberden wie entweiht zurückbeugen. Daß diese Auffassung der Lehre des christlichen Erlösers entspreche, darf man nicht sagen. Christus hat nie ein hartes Wort über jugendliche Sinnlichkeit gesprochen. Hätte er von den Menschen verlangt, der schönen Gabe frischer, selig liebender Lust zu entsagen, und den Preis dieser Erde im trüben, einsamen Brüten, in furchtsam feiger Weltflucht gefunden, so hätte er nicht bei der Hochzeit zu Kanu mitgeschmaust und die Gäste mit dem Zaubergeschenk des süßen Weines erfreut. Dieses Fest, die wundersamen Worte an die freigesprochme Ehebrecherin und der herrliche Trost für die von den Pharisäern verachtete Maria Magdalena wurden immer vergessen, sobald religiöser Fanatismus die Askese als etwas Verdienstvolles pries. Schlimmer als die schlimmsten Orgien des Alterthums find die einsamen Teufelsversuchungen, die, wenn wir Huysmans' meisterhafter Schilderung glauben dürfen, noch nicht aus den Klöstern verschwunden sind und feinem Durtal Leib und Seele gräßlich peinigen.

Die durch und durch ungesunde, unmoralische Ansicht, das Weib sei ein Werkzeug der Sünde und ihm zu entsagen ein besonderes Verdienst, dringt wie kalter Moderhauch aus den Romanen, deren Verfasser in Raffaels Madonnen keine Mutter Gottes und keine Himmelskönigin sieht, sondern Weiber aus dem Volk, zu denen zu beten unwürdig sei. Der Geist des Mittelalters hat den



Die Zukunft.

Dichter so gefangen und geblendet, daß er das wahrhaft Göttliche nicht mehr in der Vollendung des Menschenthums sucht, sondern jenseits vom Körperlichen in der Ekstase. Diesen Standpunkt vertritt Huysmans als Philosoph und Kunstkritiker. In dieser mystischen Vorstellung wird das Weib nicht nur zum körperlos Göttlichen einer Himmelskönigen erhoben, vor der die Frommen andächtig schmachten, es wird auch zum Schreckbild der Hexe, der Verführerin herabgewürdigt. Der mawr Gloriosa steht das unglückliche Wesen gegenüber, das seinen Leib dem Teufel weiht, mit ihm fratzenhaft schlechte Menschen zu zeugen.

Diese Ausgeburt krankhafter Phantasterei erleichtert das Urtheil über die ganze Richtung, die fromm sein will und ihren Gott herabsetzt, statt ihn zu erhöhen. Die Neukatholiken dieser literarischen Richtung wie die überspannten Mönche des Mittelalters nähren die Vorstellung von einer Gottheit, die an einer wider-natürlichen Lebensweise der Menschen Gefallen finde und ein zweckloses geistiges oder körperliches Opfer ihrer eigenen Geschöpfe verlange. Die Verzerrung des Christenthums führt zu den widrigsten, unnatürlichsten Erscheinungen. Nur vom pathologischen Standpunkt aus ist zu verstehen, daß ein feingebildeter, der Schönheit kundiger, vielwissender Mann wie Huysmans zu solchen Verirrungen gelangen konnte. Der pariser Schriftsteller suchte Frieden in den Mauern eines stillen französischen Provinzklosters. Was konnte dieses eintönige Leben einem solchen Geist auf die Dauer bieten?

Dem geistig Armen, der, sorgenfrei und eingewiegt durch das monoton Regelmäßige der Stunden, nicht zum Bewußtsein ferner Unfreiheit kommt, dem Unglücklichen, der einen unaussprechlichen Schmerz stumpf und dumpf herunterbeten will, könnte vielleicht ein grabähnlicher Friede in diesem selbst gewählten Gefängniß zu Theil werden; aber für den philosophisch geschulten modernen Geist giebt es keinenHafen,in den er vor der Verantwortlichkeit fliehen, vor Pflichten des Lebens sich verkriechen kann. 1a lon^uv^ sagt Durtal in «I.a oatliGäral», „063 ma1ais68 «nt enZenäre 1a malaäie ciont ^'6 soukkrs, uns anemis prokonäs ä'ains, aMravss jpar 1a psur äu malaäs qui, n'iMorant pa8 1a nawi-6 äv 30N attsotion, l'sxaSörs". In „I^a-das" gab er den Roman des Satanismus, der mit der gründlichen Absage vom Naturalismus begann. Aber Huysmans gab ihn auch als Mystiker noch nicht ganz auf. Er legte vielmehr seinem Helden Durtal in „Lri routs", „I,a eatdedrals" und „I/odIM" die Absicht bei, dem auf Erden gezeichneten Wege Zolas eine „Parallelbahn in der Luft" zu geben und auf diese Art einen „spiritualistischen Naturalismus" zu begründen. Als einzigen schwachen Versuch dieser Richtung nennt Durtal selbst die Romane des Russen Dostojewskij. Der Satanismus, den Huysmans anfangs nur als ein günstiges Thema ansah, um spiritualistischen Naturalismus zu treiben, erfüllte ihn mehr und mehr mit Grausen und Abscheu; und so war es eine fast natürliche Reaktion, daß er vier Jahre später



Huysmans.

21

feinen Durtal in „Ln route" in ein Trappistenkloster schickte, wo er gern geblieben wäre, wenn sein elender Magen die harte Klosterkost vertragen hätte. Einen Schritt weiter macht Durtal-Huysmans in „I.a «atKsärÄIG"; ein Aufenthalt in Chartres gestattet ihm, in der Kathedrale dieses Ortes, einer der ältesten und vollkommensten gothischen Kirchen, sein religiöses und sein ästhetisches Gewissen in Einklang zu bringen. In der selben Zeit widmete Huysmans aber auch als Historiker der holländischen Heiligen Ludwine von Schiedam eine von Bewunderung überfließende Studie, worin er ihre unwahrscheinlichsten Wunderthaten unbedingt vertheidigte. So war es denn für Niemand eine Ueerraschung mehr, als er sich, sobald er als zweiter Bureauchef im Ministerium seine Penfionirung verlangen konnte, nach Liguöh bei Poitiers begab, um bei den dortigen Benediktinern als Oblat (außerhalb des Klosters wohnender Bruder) einzutreten. Der Roman „I/odlAt" erzählt diese neue Stufe der Entwicklung, die nach des Dichters Plan nicht die letzte bleiben sollte: denn er bedauerte am Schluß, noch nicht dahin gelangt zu sein, über Gott sich selbst und die Welt zu vergessen. Das war einem letzten Bande vorbehalten. Statt dessen gab Huysmans seinen Verehrern ein Buch, in dem er auf jede romanhafte Einkleidung verzichtete und nur seine Meinung über Lourdes bot. Durch feinen eines antiken Stoikers würdigen Tod unter schmerzhaftesten Leiden hat Huysmans bewiesen, daß er wirklich in seinem Kirchenglauben den höchsten Much und den höchsten Trost fand. Er sprach unbefangen über seine Krankheit, ordnete selbst die Letzte Oelung an und schrieb seine eigene Todesanzeige. Doch wer sich nicht bücken mag nach dem bescheidenen Schönen und Guten, an d.m er Tag vor Tag vorüberwandert, sondern verzückten Heiligen nachstrebt, steht kaum mehr anders zum Leben als der Genußmensch, der sein Heil im Sinnentaumel sucht. Jedes thatenlose Brüten über sich selbst und den eigenen Werth führt nur zu zersetzenden Seelenstimmungen, wie^sie Huysmans darstellt. Die übertriebene Wichtigkeit, die fast alle Mystik dem Geschlechtsleben beimißt, fälscht die Eindrücke unbefangener Sinne. Den wunderlichen „Modernen" aber, wie sie uns in den Gestalten von Huysmans und vor Allem in Durta! begegnet sind, gilt das goethische Wort:  
Mach' Dir doch deutlich, daß das Leben  
Zum Leben eigentlich gegeben!  
Nicht solls in Grillen, Phantasien  
Und Spintisirerei entfliehen;  
So lang man lebt, fei man lebendig!  
München. Alexander von Gleichen-Rußwurm.



22 Die Zukunft.

X

Junge und alte Forscher.")

«AHA

MMmst galt als Regel (wenn auch nicht als ausnahmsloses Gesetz): Männer, die der Menschheit Wohlthat erwiesen, müssen ihr Unternehmen damit bezahlen, daß sie verkannt und verlassen sterben, worauf erst nach ihrem Tode die Bedeutung ihrer Leistungen an das Licht tritt. Kopernikus hat das erste Exemplar seines bahnbrechenden Werkes auf dem Sterbebett in die Hand genommen und Kepler ist in Dürftigkeit gestorben. Doch konnte bereits Newtou die zweite Hälfte feines Lebens, in welcher er nichts mehr für die Wissenschaft gethan hat, in würdiger Ruhe und unter behaglichen Lebensumständen als Münzmeister zubringen; und seitdem mehren sich schnell die Beispiele der großen Männer, die auch ohne ererbtes Vermögen oder sonstige äußerliche Vortheile auf Grund ihrer Arbeiten selbst noch Zu Lebzeiten den Dank der Menschheit geerntet haben.

Ich habe keine Statistik solcher Verhältnisse angelegt und kann daher nur von dem allgemeinen Eindruck sprechen, daß diese Verhältnisse sich bis in unsere Tage stets in gleichem Sinn verschoben haben und daß die Anerkennung und der Dank für die großen Leistungen in immer frühere Lebensjahre der Entdecker gefallen sind. Ich schreibe Dies dem Umstand zu, daß die Entwicklungsgeschwindigkeit der Wissenschaft sehr viel größer geworden ist, als sie noch vor einem Jahrhundert war. Jetzt, wo wir inmitten der Wissenschaft leben, wo sie einen Theil unseres Lebens nach dem anderen ergreift, um ihn zu regeln und zu erleichtern, fällt es uns außerordentlich schwer, uns die isolirte, ja, gefährliche Stellung Dessen vorzustellen, der vor drei Jahrhunderten Wissenschaft (also Naturwissenschaft) zu treiben wagte. Denn die Bedeutung, die jetzt in zunehmendem Maße die Wissenschaft erlangt, nahm damals die Kirche für sich in Anspruch und mit der auf vielhundertjährige praktische Menschenkenntniß begründeten Urteilsfähigkeit in ihren vitalen Angelegenheiten erkannte sie in der Wissenschaft bereits im Keim den gefährlichsten Rivalen, zunächst im Hinblick auf ihre weltlichen Ansprüche. Und welche Bedeutung die in der Reformation neben der kirchlichen Befreiung ausgeführte Popularistrung der Wrffenschaften durch Melanchthon gehabt hat, erkennt man aus der gewaltigen Überlegenheit, die seitdem tue protestantischen Länder in der Entwicklung der Wissenschaft gewonnen haben.

Während also in den früheren Jahrhunderten die Wissenschaft nur langsam und unter aktiv wie passiv betätigten Hinderungen fortschreiten mußte, ist sie

5) Ein neues Buch vonOftwald; und eins,das, wie seinTitel („GroßeMänner")

zeigt, nicht von der Chemie handelt, sondern von allgemeiner verständlichem Wissensstoff. Von Davy und Faraday, Mayer und Liebig, Laurent und Helmholtz. Von der Jugend, dem Werk, dem Altern großer Männer der Wissenschaft. Auf Fragen, die kaum je gestellt wurden, wird die Antwort gesucht und gefunden. Ein Buch, das zum Nachdenken stimmt und (wie die hier veröffentlichten Bruchstücke erweisen) nicht an der Oberfläche des Gebietes bleibt. Des Gebietes, aufdemmenschliches Wifsenwächst. „EinNebenergebnitz meiner wissenschaftlichen Arbeiten, das mir zeitweilig zumHauptergebnitz geworden ist",nmntGeheimrathOftwald diese ^Studien"(dieinder leipziger Akademischen Berlagsgefellsch«ft erscheinen). Seine Freunde werden ihm dankbar dafür fem, daß er der reichen Lebensernte dieses bunte,nährgehaltvolle Garbenbündel hinzugefügt hat.



Junge und albe Forscher.

23

inzwischen als Vormacht aller kulturellen EntWickelung erkannt und allmählich auch in entsprechende Pflege genommen worden. Die Einsicht, daß für den Wettbewerb der Völker die Förderung der heimischen Wissenschaft unvergleichlich viel wichtiger ist als der Bau von Kriegsschiffen und die Unterhaltung von Armeen, ergreift immer weitere Kreise der fortgeschrittenen Männer aller Mtionen und wird die entsprechenden Wirkungen schneller haben, als man sich träumen läßt. Zunächst ist durch dieses Vordringen der Wissenschaft die Stellung ihrer Vertreter von Grund aus anders geworden. Die Durchsetzung und Anerkennung eines großen Gedankens erfordert jetzt nicht wehr ein ganzes Jahrhundert, sondern im schlimmsten Fall ein Jahrzehnt: und so erlebt noch in den meisten Fällen der Schöpfer den Dank feines Volkes und der Menschheit, ja, zuweilen den zweiten noch früher als den ersten, weil immer noch der Prophet am Wenigsien in seinem Vaterlande gilt, insbesondere in Deutschland. In der That wüßte ich unter den großen wissen-schaftlichen Fortschritten der letzten zwanzig Jahre kaum em Beispiel dafür zu nennen, daß ein solcher, übersehen, längere Zeit auf Anerkennung gewartet hätte. Einige hergehörige Fälle, wie Mendels Vererbungsgesetz, erklären sich durch die Unzulänglichkeit der ersten Veröffentlichung, die einem Verstecken gleichkam und für die wissenschaftliche Allgemeinheit keinen Vorwurf bewußten Uebersehens bedingt. Dagegen tritt eine andere Erscheinung auf, die in ihrer Art nicht minder tragisch ist als die mangelnde Anerkennung während der Lebenszeit. Es ist das Ueberleben der Person über den neuen Gedanken. Bei verschiedenen Gelegenheiten ist hervorgehoben worden, daß die wissenschaftlichen Fortschritte ihren individuellen Charakter nur während einiger Zeit behalten, wie an der Mündung eines Flusses in das Meer das Fluß Wasser noch einige Zeit vom Meerwasser unterschieden werden kann. Durch einen notwendigen Diffusionvorgang, indem nämlich der neue Ge-danke auf immer mehr Gebiete der Wissenschaft Anwendung findet, verbindet er sich mehr und mehr mit anderen, gleichwertigen Gedanken; und in dem neuen Gesamtbilde haben die Anthteile nur noch eine untergeordnete Bedmtung. Be-trachtet man etwa eine moderne elektrische Anlage und überlegt, wer dazu bei-getragen hat, daß sie achgemäß ausgeführt werden konnte, so findet man eine solche Fülle von Namen, daß es kaum ausjüh?bar erscheint, die Analyse erschöpfend anzustellen. Im selben Maß verschwindet der einzelne Forscher im Gesamtbilde der Wissenschaft. Und dieser Diffustonvorgang ist in unserer Zeit schon so geschwind geworden, daß der Entdecker ihn oft überlebt. Man ist dann, wenn etwa die Nachricht von feinem Tode durch die Zeitungen geht, ganz erstaunt, daß er noch gelebt hat, da doch sein Werk so weit im Nebel der Vergangenheit zu liegen scheint. Voltas Erfindung der Elektrischen Säule brachte durch die Eröffnung der Elektrochemie eine so rasche EntWickelung des Gebietes und eine solche Ueber-schüttung der damals noch nicht daran gewöhnten Menschheit mit neuen Thatsachen, daß der Entdecker, der 1827 starb, wie ein lebender Anachronismus in die Zeiten von Davy und Ohm hineinragte, zumal er an der EntWickelung der Sache selbst keinen weiteren Antheil genommen hatte. Denn er schloß seine Arbeiten mit der Säule ab und brachte das letzte Vierteljah:hundert seines Lebens ohne weitere wissenschaftliche Leistungen zu. In unseren Tagen konnte Wilhelm Hittorf die Anerkennung seiner grundlegenden Gedanken über die Wanderung der Ionen erst in vorgerittenem Alter erleben, nachdem er vorher alle Leiden des zurückgesetzten



Die Zukunft.

Entdeckers durchgemacht hatte. So lassen sich noch mannichfache Entdeckerfchicksale schildern, die aber alle durch die allgemeine Erscheinung der stark beschleunigten Aufnahme wissenschaftlicher Fortschritte gekennzeichnet find.

Hierdurch wird bewirkt, daß die Gestalt des unterdrückten großen Geistes, der sich trotz hervorragenden Leistungen nicht zur Geltung zu bringen vermocht hat, praktisch verschwunden ist. Das rührt zunächst daher, daß die Zahl der wissenschaftlichen Stellungen, solcher, bei denen wissenschaftliche Arbeit im Hauptberuf gefordert wird, in stärkerem Verhältniß zugenommen hat als die Zahl der Entdecker und Forscher ersten Ranges. So betrachten wir es jetzt schon als eine Sache, die nicht fein sollte, wenn ein einigermaßen leistungsfähiger Forscher sich gezwungen sieht, seinen Lebensunterhalt als Lehrer an einer Höheren Schule, etwa einem Gymnasium, zu erwerben, abgesehen von den Fällen, in denen er aus Liebe zur Sache oder aus anderen persönlichen Gründen in solcher Stellung bleibt. Diese Wendung, die in Deutschland den letzten Jahrzehnten angehört, ist in erster Linie durch den schnell zunehmenden Bedarf der Technik und der Erwerbsthätigkeit im Allgemeinen an wissenschaftlichen Mitarbeitern, bewirkt worden. In dem Maß, wie die technischen Unternehmungen, Bergwerke, Eisenwerke, Chemische Fabriken und so weiter, sich zu immer größeren, schließlich ganz riesigen Einheiten entwickeln, konnte und nutzte sich auch eine zunehmende Arbeitstheilung bei ihnen ausbilden; und während der Begründer einer solchen Weltfinna Ingenieur, Kaufmann und Erfinder zugleich fein mußte, finden wir jetzt diese Funktionen getrennt durch geeignete Männer vertreten, wobei für den wissenschaftlich ausgebildeten und leistungsfähigen Mann reichliche Verwendungsmöglichkeit übrig bleibt. Sind auch solche Männer gewöhnlich nicht Forscher ersten Ranges (was schon durch die Form ihrer Berufstätigkeit ausgeschlossen zu sein pflegt), so haben sie doch durch ihren Uebergang in die Technik den spezifischen Forschern die anderen Stellungen freigelassen, an denen sich diese besondere Betätigung entfalten kann.

Diese Stellungen sind in Deutschland fast ausnahmelos Lehrftellungen cm den Universitäten. Die Technischen Hochschulen haben sich trotz ihrer schnellen und großen Entwicklung in den letzten Jahrzehnten doch noch nicht ganz zu gleichwerthigen Anstalten ausgebildet; sind aber auf dem besten Weg dahin. Das Hinderniß ist außer dem Trägheitsgesetz und dem philologischen Hochmuth der „leitenden“ Stände anscheinend noch ein Rest ihrer früheren schulmäßigen Verfassung. Dieser wird allerdings von den Nächstbetheiligten in Abrede gestellt und man darf auch zugeben, daß formell die erwünschte Freiheit des Studiums besteht. Thatfächlich aber handelt es sich hier um einen durch Regeln nicht alsbald herstellbaren allgemeinen Charakter, der sich langsam an den Stellen der Arbeit entwickelt und an den Technischen Hochschulen noch erst im Sinn des freien wissenschaftlichen Interesses entwickelt werden mutz. Das schwerste Hinderniß ist das Examinirwesen, das an den Technischen Hochschulen von früher her einen noch viel zu breiten Raum einnimmt. Nur langsam bricht sich die ErZenntniß Bahn, daß gerade Das, was den jungen Mann in erster Linie leistungsfähig macht, im Examen kaum oder gar nicht zum Ausdruck kommt: die Selbständigkeit des Denkens, die für das glückliche Bestehen einer Prüfung eher Nachtheilig als förderlich ist. Damit aber eine Prüfung auf diese Eigenschaft eingerichtet wird, müßte sie als höchste erst von den prüfenden Lehrern anerkannt fem, müßten sich also unter ihnen originale Köpfe



Junge und alte Forscher.

25

in genügender Zahl befinden, um den Charakter der ganzen Anstalt zu bestimmen. Hier ist es, wo das Trägheitsgesetz besonders hemmend wirkt. So finden w« denn auch die deutschen großen Entdecker zum größten Theil als Universitätprofessoren thätig; und zwar sind- die meisten bereits in ziemlich jungen Jahren zu entsprechenden Stellungen gelangt. Hierfür funktionirt also die Verfassung unserer Universitäten, so verbesserungsbedürftig sie nach anderen Richtungen sein mag, recht gut. Die Habilitation setzt, nach den alten Traditionen, wesentlich nur eine ausreichende wissenschaftliche Leistung voraus, und während die Zulassung ost von den Vertretern der älteren, insbesondere der philologischen Disziplinen eingeschränkt wird, besteht bei den naturwissenschaftlichen Professoren eher eine Neigung, recht viele Privatdozenten in diesen Beruf zu befördern. DaS riesige Manuskriptbedürfniß des deutschen Buchverlagsgeschäftes gewährt hier auch ärmeren Anfängern die Möglichkeit, sich wenigstens für eine Reihe von Jahren finanziell durchzuschlagen. Hier helfen auch die Assistenten- und ähnlichen Hilfstellen bei Unterricht und Forschung an den wissenschaftlichen Instituten, wodurch dem jungen Mann die Mittel der betreffenden Anstalt zur Verfügung gestellt werden, was ein Vielfaches des gewöhnlich recht geringen Gehalts bedeutet. So liegen die Möglichkeiten der persönlichen EntWicklung ziemlich frei da, und hat der junge Mann einige beachtenswerthe Arbeiten geleistet, so findet sich auch bald die eine oder andere kleinere Universität, die sich der jungen Kraft versichert und ihr eine Stellung mit ausreichender Entwicklungsmöglichkeit gewährt. Diese Umstände erklären, warum bei uns das unglückliche Genie nur in dem Fall aufzutreten pflegt, wo es an den erforderlichen persönlichen Eigenschaften, insbesondere Ausdauer und Konzcntrationsfähigkeit, gefehlt hat. Wir dürfen also auch die Voraussetzung gelten lassen, daß die wirklich Werth vollen Persönlichkeiten meist schon in jungen Jahren in solchen Stellungen sind, in denen sie ihre Gaben frei entfalten können. Allerdings besteht heute in Deutschland die schädliche Tendenz, diese Jahre durch äußerliche Reglementirung hinauszuschieben; doch darf gehofft werden, daß eine genauere Bekanntschaft mit der Biologie der großen Männer rechtzeitig ein Einlenken in die richtigen Bahnen bewirken wird. Gerade weil diese Männer fast ohne Ausnahme den Universitätsweg wählen müssen, ist es unbedingt nothwendig, den Weg so zu gestalten, daß den frühreifen Genies, die ja die Mehrzahl bilden, keine unnöthigen Widerstände geschaffen werden. So liegt insbesondere gar kein Grund für die fast überall vorhandene Karenzzeit vor, die zwischen Promotion und Habilitation amtlich verlangt zu werden pflegt. Kann der junge Mann binnen Jahr und Tag nach erworbenem Doktor mit einer stattlichen Habilitationsschrift antreten, so soll man ihn nicht abweisen, sondern willkommen heißen, denn es ist sehr wahrscheinlich einer der künftigen Ruhmessterne der Anstalt. In den anderen Kulturländern hat sich ein solcher zweckmäßiger Weg der freien EntWicklung der großen Forscher nicht von selbst herausgebildet; überall wird das deutsche Verfahren mit den Privatdozenten nachgeahmt. Am Frühesten hat man den Werth dieses Systems in Nordamerika begriffen; doch entzieht dort Technik und Handel die hervorragenden jungen Männer mit solcher Intensität der freien Wissenschaft, daß bei deren verhältnißmäßig niedriger Werthschätzung in der populären Anschauung 5) hier noch sehr erhebliche Widerstände zu überwinden \*) Einer meiner amerikanischen Schüler sagte mir, allerdings vor etwa



Die Zukunft.

sind. Die Bewegung hat aber, wie man anerkennen muß, im richtigen Sinn so intensiv eingesetzt, daß der Reichthum jenes Landes such bald die noch Vorhandenen äußeren Widerstände überwinden und eine schnelle wissenschaftliche Blüthe entstehen lassen wird.

Am Schlechtesten haben sich die allgemeinen Einrichtungen für die Züchtung der großen Forscher in Frankreich bewährt. Das Verfahren der Centralisation, das in unmittelbarem Widerspruch zu der Aufgabe steht, originale Köpfe zu entwickeln, trägt hieran die Hauptschuld. Das ist dort begriffen worden; doch können natürlich Maßregeln, so zweckmäßig sie auch sein mögen, ernene erworbenen Rasseninstinkt nicht in wenigen Jahren wieder zum Verschwinden bringen.

In England hat es niemals an originalen Köpfen gefehlt; wohl aber an deren Verbindung mit der Universität. Das gilt in erster Linie für das eigentliche England, dessen alte Universitäten in ihrer früheren Verfassung mit der Forschung nicht eben viel zu thun hatten. Ganz anders haben sich in dieser Beziehung die schottischen Universitäten verhalten, deren Organisation unserer viel ähnlicher ist. Doch hat sie nicht verhindert, daß, als vor einem halben Jahrhundert in Aberdeen die dort vorhandenen beiden Colleges vereinigt und einige hierbei überflüssig gewordene Professoren entlassen wurden, sich Clerk Maxwell unter den für entbehrlich Angesehenen befand. William Thomson freilich wurde in Glasgow mit zweiundzwanzig Jahren Professor. Unter den englischen Forschern sind ungemein viele, die durch ererbtes Vermögen unabhängig dastanden; insbesondere lieferte und liefert England fast die einzigen Forscher aus adeligen Familien: eine Tradition, die sich zur Ehre der englischen Gentry bis auf unsere Tage lebendig erhalten hat, denn einer der ersten lebenden Gelehrten dieses Landes trägt den historischen Namen Lord Rayleigh. Dies erklärt, warum unter den Forschern Englands so viele Schotten sind und warum die Royal Institution stets in der Lage war, ungewöhnlich ausgezeichnete Männer als Vortragsprofessoren zu gewinnen, trotzdem sie nur eine private Unternehmung ist. Denn da die Universitäten in ihrer früheren Verfassung Leute mit „unregelmäßiger Vorbildung“ eben so wenig zuließen wie solche aus den unteren Ständen, so waren die großen Forscher unter ihnen auf freie Stellungen angewiesen. Inzwischen ist Dies allerdings wesentlich anders geworden, denn es sind nicht nur viele neue Universitäten entstanden, die in gewissen Beziehungen noch universeller und freier organisirt sind als die deutschen, sondern auch die alten Universitäten haben sich so erfolgreich einer Umwandlung im modernen Sinn unterzogen, daß sie schon einen nicht unsrheblichen Theil der freien wissenschaftlichen Produktion übernommen haben. Englands wissenschaftliche Leistungsfähigkeit blüht und hat gute Zukunftsansichten.

... Die Frage, was mit altgewordenen Forschern zu geschehen habe, ist nicht leicht zu beantworten. Man ist zunächst sehr wenig geneigt, die Thatsache anzuerkennen, daß sie an der ausgezeichneten Stelle, die sie alle eunehmen, wenn sie zu Jahren gekommen sind, im Lauf der Zeit mehr und mehr schädlich wirken; man entschließt sich schwer, die regelmäßigen Folgen des Altwerdens auch bei ihnen anzuerkennen. Trotzdem ist es so, und so lange diese Männer selbst sich nicht an fünfzehn Jahren: „Wenn bei uns ein junger Mann seinem Vater sagt, daß er Gelehrter werden will, so schickt Dieser nach dem Hausarzt und läßt ihn auf seinen Geisteszustand untersuchen.“



Junge und alte Forscher.

27

den Gedanken gewöhnen, daß sie im hohen Alter nicht mehr die physiologischen Voraussetzungen erfüllen, die für eine segensreiche Betätigung in der Wissenschaft unbedingt erforderlich sind, so lange sie es als eine Art Schande ansehen, an sich selbst die naturgesetzliche Wirkung der Zeit zuzugestehen, die doch tatsächlich weder abzuleugnen noch abzuändern ist, müssen Uebelstände eintreten, die schließlich zu tragischen Schicksalen führen. Solche möchten wir am Meisten Denen ersparen, denen wir so viel Dank schulden, während wir doch wiederum das Wohl der Gesamtheit über jenen persönlichen Dank stellen müssen. Hieraus entstand ein Dilemma, das man auf verschiedene Weise zu lösen versucht hat.

In Deutschland hat der Professor der Hochschule das Recht, seinen Platz bis zum Tode oder bis zu zweifelloser körperlicher oder geistiger Unfähigkeit zu behalten. So kommt es, daß regelmäßig eine Anzahl Ordentlicher Professuren durch unzulänglich gewordene alte Herren besetzt ist, die Verdienste gehabt haben, aber längst nicht mehr den inzwischen gestiegenen Anforderungen entsprechen. Freilich haben gerade Männer, die sich während ihrer Arbeitjahre nicht besonders angestrengt hatten, Aussicht auf ein langes und gesundes Alter, während die leidenschaftliche Hingabe an die Arbeit die Gesundheit zu schädigen pflegt. Immerhin giebt es auch eine merkliche Anzahl ausgezeichnete Forscher, die ein hohes Alter erreicht haben, und zwar meist ohne Aufgabe ihrer akademischen Thätigkeit, so weit sie sich von vorn herein in solcher befunden hatten.

Die automatische Korrektur dieser Verhältnisse vollzieht sich in Deutschland durch die akademische Freizügigkeit und die Wanderlust des deutschen Studenten. Ist ein Fach, das ihn interessirt, an seiner Universität eben durch eine solche ehrwürdige Ruine vertreten, die als ihr eigenes Denkmal dasitzt, so wandert er nach einer anderen Universität, wo er den Gegenstand bei einem jungen, zukunftsreichen Dozenten hören kann. Gelegentlich erfolgt ein solcher Ersatz auch an der selben Universität durch eine Nebenprofessur, wobei nur die Frage der Kollegiengelder Unbequemlichkeiten macht. Am Besten wird sie unter diesen Voraussetzungen beantwortet, wenn der alte Professor selbst die Berufung eines jungen Kollegen beantragt, der die Hauptvorlesungen zu übernehmen hat; auf solche Weise hat sich der Nationalökonom Roscher an der leipziger Universität ein glückliches Lebensende gesichert. Allerdings scheinen nur Wenige sich entschließen zu können, so dem Gesetz der Zeit Rechnung tragen. Die Verbreitung einer naturwissenschaftlichen Auffassung dieser Verhältnisse wird vielleicht dazu beitragen, daß mehr und mehr Betheilte diesen leichten Weg zum Guten finden werden. Meist erklären sie es für ihre „Pflicht“, bis zum letzten Athemzug auszuhalten, wo doch ihre Pflicht, der jungen Generation Platz zu machen, sehr viel dringender ist.

In Oesterreich wird der Professor mit dem siebenzigsten Lebensjahre Pensionat oder, wie mir gelegentlich ein dortiger Kollege sagte, „behördlich für einen Trottel erklärt“. Dieses Verfahren ist nicht ohne Grausamkeit, da nur Wenige es länger als ein Jahr überleben, falls sie nicht rechtzeitig für einen anderen Lebensinhalt gesorgt hätten. Denn in diesem Lebensalter ist man gewöhnlich schon viel zu steif geworden, um noch ein neues Leben anzufangen/, und so vertragen es Viele nicht mehr, sondern sterben.

In Rußland wird man nach fünf und zwanzig Jahren pensionfähig, kann noch zweimal auf je fünf Jahre im Amt bestätigt werden und wird nach fünf-



Die Zukunfft.

unddreißigjährigem Dienst mit vollem Gehalt und dem Recht verabschiedet, sich an jeder Universität als Privatdozent zu habilitiren. Da der Dienst als Dozent oder Assistent mitgerechnet wird, so entspricht Dies im günstigen Fall einer Pensionirung etwa im sechzigsten Lebensjahr, was physiologisch meist noch nicht zu spät ist. Auch kann der Umstand, daß Männer, die früh begonnen haben, auch früh den Abschied erhalten, als sachgemäß und günstig bezeichnet werden, da sie der Ruhe auch früher bedürfen werden. So weit sich also eine solche Angelegenheit schematificiren läßt, scheint das russische Schema wesentliche Vorzüge zu haben.

In Frankreich pflegt der große Forscher im Alter verschiedene Ehrenstellungen in Paris einzunehmen, unter denen eine Professur am Collège de France die wissenschaftlichste ist, da sie nur zu Vorlesungen über eigene Forschungen verpflichtet und mit keiner Schulmeisterarbeit verbunden ist. Hiermit pflegt ein entscheidender Einfluß auf die wissenschaftliche Politik des ganzen Landes, mindestens im eigenen Fach, verbunden zu sein. Daß diese Einrichtung nicht wohlthätig wirkt, lehrt die Lebensgeschichte Gerhards, wo die absolute Monarchie, die sich in Dumas verkörperte, einen entscheidenden Einfluß auf die ganze Gestaltung des wissenschaftlichen Lebens in der Chemie und den angrenzenden Gebieten hatte. Nach Dumas' Tode wurde die selbe absolute Herrschaft von Berthelot übernommen und während zweier Jahrzehnte ausgeübt. Schon jetzt giebt es wohl keinen Zweifel mehr darüber, daß diese Neigung der Franzosen, sich einem wissenschaftlichen Alleinherrscher unterzuordnen, die in so wunderlichem Gegensatz zu ihrem politischen Radikalismus steht, für die Entwicklung ihrer wissenschaftlichen Leistungsfähigkeit sehr schädlich ist. Im vorliegenden Fall kann man sehr deutlich das Zurückbleiben der Franzosen in der Chemie auf die despotisch-reaktionäre Gesinnung zurückführen, in welcher Berthelot seinen Einfluß bethätigt hat. Zum Glück ist man auch dort jetzt zur Erkenntniß gekommen; die Gefahr eines neuen absoluten Herrschers über die französische Chemie ist vorübergegangen und wird sich hoffentlich nicht erneuern. Allerdings wird es noch außerordentliche Anstrengungen persönlicher und finanzieller Art kosten, um den Vorsprung einzuholen, den nicht nur Deutschland, sondern auch England inzwischen gemacht hat. Der beste Weg hierzu, die Selbständigmachung der Provinzuniversitäten und die gesteigerte Entwicklung solcher Wissenschaften an ihnen, für die in der Umgebung ein besonderes Interesse besteht, ist bereits erkannt worden.

Für die alten Männer mit ausgezeichneten Leistungen muß jedenfalls besonders gesorgt werden. Die auch in Deutschland allmählich auftauchenden wissenschaftlichen Donatoren dürfen vielleicht hier auf eine günstige Form der Verwendung überschüssiger Reichthümer hingewiesen werden. Sie würde in der Gründung von Ehrenprofessuren bestehen, die auf den Namen des Donators getauft sind und den Zweck haben, hochverdienten Forschern in ihren älteren Tagen ein ehrenvolles Verhältnis zu der Universität zu übermitteln, das den ganzen Werth ihrer persönlichen Antheilnahme zur Geltung bringt, ohne die Reste ihrer Energie für sekundäre Aufgaben, wie Verwaltung und Examina, zu verschwenden. Eine solche Stellung, die zugleich ein persönliches Verhältniß zu einer großen Anzahl gleichstrebender Männer vermittelt, ist den großen Förderern der Wissenschaft auf ihre alten Tage um so eher zu gönnen, als sie sehr oft in ihren persönlichen Familienschicksalen mit allerlei Kummer zu kämpfen haben.

Groß-Bothen. Geheimrath Professor Dr. Wilhelm Ostwald.



Der Gebeugte.

29

Der Gebeugte.\*)

Namen hören wir nicht. Psre L. . . von der Gesellschaft Jesu:  
Das ist sein Inkognito. Von Station zu Station wandert sein Fuß,  
ohne eigenen Willen. Aus London, wo ihn ein britischer Ordensmann, ein  
ehemaliger Reverend, herumführt, aus Rochampton, wo er den Frauen des  
Heiligen Kreuzes predigt, holt ihn der IProvinzial nach Lothringen zurück.  
Seine Mutter stirbt. Er ist ihrem Begräbniß fern. Denn dreihundert Zög-  
linge sollen Lehrstunden erhalten, die er nicht versäumen darf. „Ich habe  
mich dem Priesterthum geweiht und Gottes Altar ist mein Platz.“ Seine  
Heimath find trübe Kirchen, durch die feine Worte fröstelnd hallen. Kaum  
hat er in einer Stadt geendet: da ruft ein Telegramm ihn nach neuem Ziel.  
Gerade hat er Zeit, das Hemd zu wechseln. Fahl, mit gerötheten Augen sitzt  
er in der Bahn. Dann steht er hochaufgerichtet in einer Kathedrale und redet  
über Petri Fortleben in seinen Nachfolgern. Es ist das Jahr des Vatikanischen  
Konzils. Ruhmlos stützt er das Dogma von des Papstes Unfehlbarkeit. Er  
wird nach Rom befohlen, an den Sitz des Ordensgewaltigen. Die Episode  
ängstigt ihn. Von Basilika schweift er zu Basilika, von Madonna zu Ma-  
donna. Er wohnt im Haus des Heiligen Ludwig, sieht Pius den Neunten,  
küßt ihm die Füße und nimmt als Gnadenbeweis einen Sündennachlaß in  
artionlo nioNis für seine Schwestern mit. Er preßt die schmalen Lippen  
auf die Ketten der Märtyrer, taucht feine knochigen Finger ins Waffer ge-  
segneter Brunnen. Durch preußische Posten hindurch reist er über Straßburg,  
Nancy und Metz, um den Brüdern den Wunsch ihres Generals zu bestellen.  
Er grollt der Republik und gern würde er das Los der fünf Blutzeugen theilen,  
die von den Communards erschossen werden. In Amiens geht er mit einer  
Prozession unter dem Fenster vorbei, an das seine Schwester sich geschleppt  
hat, um noch einmal das Bild der Himmlischen Jungfrau zu erblicken. Der  
Mutter Gottes verspricht er, eine Geschichte seiner Pilgerfahrt zu schreiben,  
wenn sie die Kranke genesen lasse. Hierauf erkennt er, daß diese Bedingung  
frevelhaft war, und wiederholt sein Gelöbniß bedingungslos. Die Schwester  
lebt noch einige Wochen. „Der Herr wollte sie bei sich haben, des Herrn  
Wille ist wohlgethan.“ Das Alter kommt. Seine Tapferkeit schwindet. Das  
Rheuma meldet sich, wenn er vor seinem Gott niederkniet. Cr wird Rektor  
in Dijon. Sechsunddreißig Stunden bleibt er unterwegs, wallt in strömenden  
Regen durch die Straßen von Lourdes. Der Tod ereilt ihn, da er schon sich  
anschickt, in Paris, Rue de Ssvres, die Kanzel zu betreten.  
1869—189(X Paris, Lucien Bodin.



Die Zukunft.

Aber dieses Leben hatte seine heimliche Blüthe, einen Traum, von dem es nur zögernd ließ, mit dem es Zerbrach. Vierundvierzig Jahre alt, hat der Pere L. . . an das blutjunge Fräulein Marie-Anne de Fallois, den Gegenstand seiner geistlichen Sorge, den ersten Brief gerichtet. Mit einundsechzig schreibt er ihr zum letzten Mal. Sie hat einen Offizier geheirathet, den zum Obersten aufsteigenden Herrn de X, und denkt an ihren Beichtvater nicht mehr. Sie erinnert sich nur noch eines Verdrusses, den seine Thorheit ihr zugefügt hat, als habgierige Nonnen, denen sie ein Waisenhaus einrichtete, sammt den größeren Schülerinnen entflohen. Mit ihrem Gatten ist sie in einer algerischen Garnison. Eine Familienanzeige, die sie zwischen dem Lesen der Revns Ä68 denx Noncles und weltlichen Geschäften couvertirt und mit der Adresse des PM versieht, liefert ihm den Vorwand, sie zu begrüßen. Sie antwortet nicht. Bald darauf findet sie in einer Zeitung, daß er „entschlafen" ist. Sie hat noch alle zweiundsiebenzig Zuschriften. Em Blutsverwandter, ihr Bruder vielleicht, läßt sie drucken und giebt sie heraus. In der Einleitung hadert er mit Klerikalismus und Jesuitismus. Doch das Buch ist noch etwas Anderes als ein Beitrag zur Religion in Frankreich: ein Roman von spröder, unreiner<sup>^</sup> trauriger Melodie. Kein beschämendes Wort ist darin, kein Wort, das nicht von der Illusion erfüllter Pflicht getragen würde. Aber vergebens ist der Aufwand an Gewiffensernst, an Theologie, an fpintualistischer Selbsttäuschung. Eine dunkle Komplikation hat über den Menschen Macht. Würgendes Leid nur kann ihm beschieden fein. Er ist ausgeschlossen. So will er, nach dem ewigen Gesetz der Schwäche, wenigstens eine fremde Seele mit sich ziehen. Zuerst weicht die Korrespondenz von den Floskeln des priesterlichen Verkehrs mit einem vornehmen Mündel nirgends ab. Leise nur erräth man zarte Ueberraschung, zarte Unruhe. Der Psre L ... beklagt sich, wenn das Fräulein ihn vergessen hat, taktvoll, mit halber Stimme. Er fragt, warum sie ihn so grausam bestrafe. Er schildert ihr, wie die Laiensch wester, die Hüterin der Pforte, mit dem ersehnten Brief in feine Stube tritt und wie er das Siegel aufbricht. „Schnell, schnell", so schreibt er eines Maimorgens, vor der Frühmesse, „weshalb eilt meine Feder nicht wie mein Herz?" Das deutsche Wort „Heimweh" soll feine Spannung verdolmetschen. Er ist stolz auf sie, die seiner Häßlichkeit unerreichbar edel erscheint. Demüthig wirbt er um ihr Vertrauen. Ihn bedrückt der Zweifel ihrer Jugend. Er möchte die Hände ausbreiten, um sie zu trösten.

Dann wird er, ohne den Usbergang zu spüren, heftiger. Ein flackerndes Fieber kriecht ihm in die hohlen Wangen. Plötzlich steht auf dem Papier: „Sine orncS non dsus vivit amor. Sie lassen es mich fühlen." Er stockt, ihn erschreckt die Herrschaft, die er gewonnen hat. Zitternd hält er an sich, zitternd ahnt er, daß zwischen der ideellen Gemeinschaft und dem Drang



Der Gebeugte.

31

der Sinne ein Band ist: „Sur oss psMes^si donces ^6 orainL uii SQtraIQSmsnt." Er, das Vorbild eines Klerikers, opfert seinen Rosenkranz, sein Brevier, um eins halbe Stunde für einen Brief an sie zu stehlen. In Rom schlägt die Leidenschaft über ihm zusammen. Er streift durch Subiaco, auf den Spuren des hnlig unheiligen Benedikt, von dem Montalembert erzählt: „Die Versuchungen werden ihm nicht erspart. So sehr plagt die Wollust feine rebellischen Sinne, daß er nah daran ist, seine Zuflucht zu verlassen und einem Weib nachzulaufen, dessen Schönheit ihn einst ergriffen hatte. Bei der Grotte war ein Dorngebüsch. Er reißt das Thierfell ab, in das er sich zu kleiden pflegte, und walzt sich nackt umher, bis sein Leib nur noch eine Wunde und das innere Feuer, das in der Einöde ihn verzehrte, ganz erloschen war." In Assisi, Loretto, Padua erwacht der gequälte Mann aus der Dumpfheit dieser Legende. Die mystische Krise ist überstanden. Doch als ein Zeichen seiner Gefangenschaft dringt die beklommene Erotik des Katholizismus, das Spiel mit der Unbefleckthsit, in seine Ermahnungen. Jesum ruft er an, dessen Blut er für sie vergieße, der die Arme nach ihr strecke. Die schwer duftenden Lilien, die sie ihm schickt, legt er in sein Evangelienbuch. Sie strebt trotz Allem in die Welt, die er fürchtet, in der er lächerlich ist, in der jeder Fant ihn überstrahlt. Eifervoll neidet er ihr die Möglichkeiten einer heirathfähigen Dame, deren Eltern ein Landgut bei Veroun besitzen und nicht nur mit den Jesuiten, sondern auch mit Herren von Stand Beziehungen haben. Gleich die ersten Briefe gelten einem grellen Konflikt, einem Dumasstoff. Marc, ein abgewiesener Freier, hat dem Fräulein geschrieben, wenn sie sich von ihm nicht entführen lasse, müsse er sich eine Maitresfe zulegen und Anne werde schuld daran sein. Der Psre L ... ist entsetzt: „Welcher Sturz, daß er es wagen darf, Ihnen so zu drohen!" Er fordert, sie solle Marc aus ihrem Gedächtniß tilgen. Er stellt sich ein Drama vor, bei dem einer ihrer Brüder gezwungen sein werde, einem Schänder ihrer Ehre eine Kugel durch dm Kopf zu jagen. Man merkt, wie es ihn peinigt, irgendwann auf ihrer Stirn den Schimmer der „dodöineL de et du. vio6", den Schimmer erlaubter, alltäglicher, nur für seine Kindlichkeit gefahrenreicher Lust sehen zu müssen. Er wacht an ihrer Schwelle. „Und Sie, Anne?" fragt er sie aus; „noch nichts? So darf ich Sie für mich behalten?" Er wirft ihr vor, daß sie einen Ball besucht, daß sie ihr Lächeln feilgebotm hat, während er zu Christus betete. Er warnt sie vor einer künstlichen Liebe, die in den Treibhäusern der Welt aufsprießt, und möchte eher Unglück für sie als Glück, eher die Resignation als das Behagen: „Verzeihen Sie mir! Das ist Egoismus." Wenn sie ihm von ihren Triumphen berichtet, tadelt er ihre Gefallsucht und man entdeckt, daß ihn selbst ihre Anmuth eines hübschen, sauberen Thierchens, das Sprühfeuer ihrer Augen am Meisten erregen. Un-



Die Zukunft.

gewandt formt er ein Kompliment: „ö^lls et ornelle: der alte Reim ist immer noch wahr." Auf den Plan tritt Mr. de X., der Erkorene, der eine Vergangenheit hat, Esprit und Distinktion. Der Psre L . . . wittert den Feind. Er kämpft gegen ihn: „Ich will diesen Wahnwitz nicht." Unter Thränen beschwört er sie, ihm sein Gut, ihr kristallenes Herz nicht zu rauben, dem Bunde treu zu sein, den aufzuheben sie nicht befugt sei. Er, der Duldende, entwürdigt sich zur Rauheit. Als sie schwankt, vergeht er. Als sie ihm wiederum genommen ist, stammelt er: „Erbarmen Sie sich eines Greises. Ich bin nicht jung wie Sie." Ihrem Wunsch, ins Kloster zu gehen, ihr schwarzes Haar unter der Haube zu bergen, weigert er die Gewährung. Hochmüthig schreibt er ihr, daß sie alle Rechte auf ihn habe, die mit dem Vorrecht des Heilandes vereinbar seien. „Gehorchen Sie Ihren Neigungen, ertränken Sie sich, doch heischen Sie meinen Beifall nicht." Zuletzt giebt er nach, mit einem Rest von Hoffnung, daß ihm der Garten ihres Gewiffens auch fürderhin offen sein werde. Bang fleht er zum Unbekannten (das er den Himmel nennt), ihre erschütterte Gesundheit möge sich kräftigen, ihre Mutterschaft (die ihr nie zu Theil wird) nicht mit dem Tod zu bezahlen sein. Umsonst klopft er an die Thür der Verheirateten, seiner „Tochter", seiner „Protestantin", die er kein einziges Mal ohne Zeugen spricht.

Er wird ein stumpfer Mönch, der in seiner Dürftigkeit um den Buchstaben zankt. Der vierzig Jahre lang von der Neugier der Späher abhängig gewesen ist. Der einsam ist in einem System, dessen gebieterischer Sinn über ihn hinausreicht.

Ein grauer Schatten verwächst langsam, ganz langsam mit dem Nichts.

Prag. Paul Wiegler.

Kolonials chwärmer.

er Börse ist die Sorge um die Zukunft der Reichssincmzen nicht allzu tief unter die Epidermis gekrochen. Das lehrte der Lärm auf dem Freiplatz der Kolonialpapiere, wo Alles neugierig auf den noch heruntergelassenen Vorhang blickte. Was wird die enthüllte Bühne zeigen? Die Antheile der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika kletterten bis 1900 Prozent über den Normalpunkt. Sie erreichten damit eine Höhe von 2000 Prozent. Vor einem Jahr stand das Papier auf 200, war Ultimo 1908 auf 400 gestiegen, vor etwa vier Wochen auf 1100; dann also 2000. Diese Höhe hat es allerdings nicht lange behauptet, sondern sich rasch wieder in tiefere Regionen gesenkt. Die Antheile haben einen Nominalwerth von 1000 Mark. Der Preis ist, unter den heutigen Verhältnissen, achtzehn- bis zwanzigmal höher als der Normalsatz. Ein einzelnes Stück dieser Effekten repräsentirt ein kleines Vermögen. Wodurch ist der enorme Werthzuwachs



-entstanden? Man erwartet Wunder von den Diamanterfunden, über die allerlei Nachrichten verbreitet werden. Der Vorstand der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika ist von dem Eifer der Spekulation offenbar nicht entzückt. Er ver» öffentliche im Mai eine Darstellung der Verhältnisse. Da hieß es, „das Fortschreiten der Verwerthung des Landbesitzes der Gesellschaft und der Gang der kaufmännischen Unternehmungen stelle keine besonders hohen Gewinne in Aussicht. Die Hohe Bewerthung der Aritheile dürfte deshalb allein in den Diamantenfunden ihre Ursache haben.“ Die Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika ist an der Diamantenproduktion ihres Sperrgebietes doppelt beteiligt. Sie erhält vom Werth aller geförderten und verkauften Diamanten 2 bis 5 Prozent und besitzt vier Fünftel des Kapitals der Deutschen Diamantengesellschaft m. b. H. Dieses Unternehmen wurde zur Ausbeutung der Diamantenfelder im staatlichen Sperrgebiet gegründet. Deren Werth ist natürlich ein wesentliches Aktivum der Deutschen Kolonialgesellschaft für Süd Westafrika; aber seine Größe ist noch nicht sicher. In der erwähnten Erklärung war sogar betont worden, man werde vielleicht erst nach Monaten annähernd übersehen, was von den Feldern zu hoffen sei. So unbestimmte Auskunft giebt keinen Grund zu einer tollen Kurstreiberei. Die war möglich, weil von den 2000 Antheilen der Gesellschaft nur ein kleiner Bruchtheil im Verkehr ist. Das erleben wir ja nicht selten. Je kleiner der Umsatz, desto wilder die Kurssprünge. Gerade diese Art von Werthveränderungen wird stets als bedenklich bezeichnet. Wenn von den 2000 Antheilen der Kolonialgründung nur 100 im Berkehr sind, so muß man in der Kursentwicklung die spekulative Mache erkennen. Und da einzelne Bankiers dem Publikum den Erwerb von Antheilen der Deutschen Kolonial-Hesellschaft direkt empfohlen haben, kann man nicht mehr, um das spekulative Wesen zu beschönigen, sagen, daß die Sache sich pstit eomit« abgespielt habe. Die Vezmuthung, die Kleinheit des auf den Markt kommenden Materials werde einen Kurssturz hindern, ist durch die Thatsache widerlegt, daß der Kurs in wenigen Tagen um 500 Prozent gefallen ist. Das ergiebt für den einzelnen Antheil einen Verlust von 6000 Mark. Wer zu 2« 000 Mark gekauft hatte, brauchte freilich nicht zu 15 000 zu verkaufen. Daß man aber von der Seßhaftigkeit der Antheile auf neutralem Boden nicht immer fest überzeugt war, hat der Beschluß Her Generalversammlung im Februar 1909 erwiesen, der, um eine deutsche Majorität zu sichern, 2 Millionen Mark sechsprozentige Vorzugsantheile ausgeben ließ. Das ,wäre nicht nöthig gewesen, wenn man angenommen hätte, daß der größte Theil der Stammaktien unter der Obhut der ersten Besitzer bleiben werde. Soll Man nun bei der Kapitalisirungart die Rentabilität des Papiers völlig außer Acht lassen? Solche Forderung würde die Faktoren verkennen, die den Werth der Aktie bestimmen. Da ist doch wohl nicht nur der Einfluß der Börse, sondern auch die Dividende maßgebend. Wie sieht es damit bei der Deutschen Kolonialgesellschaft ÄUs? Für das Geschäftsjahr 1907/08 wurde eine Dividende von 20 Prozent gezahlt. Für das am einunddreizigsten März 1909 abgelaufene Rechnungsjahr ist die Quote noch nicht festgesetzt. Vielleicht wird sie höher fein als die vorige. Aber welche Höhe müßte sie erreichen, um dem Kurs von heute halbwegs zu entsprechen! Eine^Aktie, auf die 20 Prozent gezahlt werden, darf nicht über 400 notirt werden. Als die Akti<der Auergesellschaft den höchsten Kurs von 1000 Prozent erklettert hatte, zahlte sie Dividenden von 100 Prozent. Trotzdem ist die Kursentwicklung



Die Zukunft.

damals scharf kritisirt worden. Und dabei war das numerische Berhältnitz dem ähnlich, das für die Antheile der Deutschen Kolonialgesellschaft gilt. Das Aktienkapital der Deutschen Gasglühgesellschaft war in der Zeit des höchsten Kurses niedriger als heute das Stammkapital der Kolonigesellschaft; es betrug bis zum Jahn 1896 1465 000 Mark. Also nur 1465 Aktien gegen 2000 Antheile der Deutschen Solonialgesellschaft. Und ein nicht geringer Theil dieser Aktien war in festen Händen. Damals hätte man eben so gut sagen können: „Die EntWicklung des Kurses ruht sicher auf dem Mangel an Material für den offenen Markt.“ Dabei fand der Kurs» eine Stütze in den Dividenden; aber nach der neusten Theorie soll die Rentabiliät ja kaum in Betracht kommen. Was bestimmt den Kurs eines Papiers? Die Laune der Spekulation. Gut. Aber doch nicht allein? Die Käufer von Kolonislcmtheilen mögen jetzt nur an die Erzielung leicht realisirbaren Kursgewinnes denken. Abe? es giebt ernfte Leute, die nur die Aussicht aus hohe Dividenden lockt. Und diesen Kaufluftigen scheint der hohe Preis des Papiers die Ergiebigkeit zu verbürgen. Hier stehen also Kurs und Dividende in Wechselwirkung. Die läßt sich nicht wegdisputiren. Sie ist da und hat ihren Rang unter den Elementen des Kapitalisirung--prozesses an der Börse. Der würde zur niedrigsten spekulativen Mache herunter-sinken, wenn er sich von der Sorge um den Ertrag der Papiere löste. Wer sich ernsthaft um das Schicksal unserer Kolonien kümmert, kann solche Auffassung nicht wünschen, sondern muß fragen: „Welchen Einfluß würde eine starke Produktion hoch«werthiger Diamanten in Deutsch-Südwestafrika auf den Diamantenmarkt haben?“ Nach landläufiger Auffassung bewirkt eine erhebliche Zunahme der Produktion, wenn die Nachfrage nicht eben so rasch wächst, einen Preisfall. Quillt aus dem Sande der Lüderitzbucht wirklich ein schier unerschöpflicher Reichthum an Diamanten, sl> hat der Marktpreis davon noch nichts zu hoffen. Selbst das Diamantensyndikat könnte den Preisdruck nicht hindern; nur durch künstliches Eindämmen der Produktion läßt sich das Natürliche Verhältnitz von Angebot und Nachfrage verschieben. Durch FSrderungeinschrKnkungen, wie sie beim Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikat üblich sind. An die kann man doch jetzt noch nicht denken; die Ausbeutung der Diamantenfelder fängt ja erst an. Wenn der Voranschlag stimmt, giebts eine Überproduktion. Will man die wegleugnen, so bleibt nur die andere Möglichkeit: das ErgebnG wird kleiner, als die Kursbewegung vermuthen läßt. In beiden Fällen wäre über dem Besitzer von Kolonialantheilen der Himmel nicht ganz hell. Die Krisen, die der londoner Diamantenmarkt erlebt hat, könnten den Spekulanten abschrecken. Und die starke» Schwingungen des Werthkoefsizienten der Debeersaktie geben einen Be«griff von den Ereignissen, die zu erwarten wären, wenn es auch in Deutschland einmal zu einer Diamantenkrisis käme.

Was auf Sachverständige zu geben ist, zeigte ich hier schon, als das Diamantenfieber begann. Jetzt hat, zur Abwechselung, wieder Einer gesagt, die Diamanten seien hinübergeweht und die Herrlichkeit werde nicht lange dauern. Natürlich wi,d widersprochen. Schließlich ist man ja aber auf Gutachten angewiesen, bis der Werth der Diamantenfunde durch die „Erfahrungen des Marktes" erwiesen ward. Thut nichts. Der Spekulant fühlt sich in der Kolonialecke, wo .inoffiziell" gehandelt wird, besonders wohl. Börfenvorstand und Zulasfungstelle können nicht hineingucken; es giebt weder eine Kontrolle des Umsatzes noch eine amtliche Notirung. Dem Publikum zum Schaden, der Spekulation zum Vorthail. Die Börse aber machte



Kolonialschwärmer.

35

man für die Ausschreitungen der Südweftafrikaner verantwortlich, weil der Schauplatz dieser Manipulationen unler ihrem Dach ist. Die Engländer sehen dem Treiben aufmerksam zu. Die londoner Manager sind nicht so thöricht, sich offen für deutsche Kolomalpapiere zu interessiren. Sie haben ihre Vertrauensmänner, die ihnen den zum Eingriff geeigneten Augenblick melden werden. Wenn die Papiere.billig zu haben sind, kauft sie John Bull. Bis es dahin kommt, wartet er ruhig ab und legt heimlich seine Minen im Diamantenreich. Ließe man das Publikum in Ruhe und behielte die Kolonie dem Großkapital als Domäne vor, so könnte uns der Gang der Ereignisse gleichgiltig sein. Die Großen können einen Puff vertragen mid wissen sich rechtzeitig ihrer Haut z« wehren. Aber der Outsider, der von Anlagepapieren mit märchenhaften Zinsen träumt und diesen Traum in Südwest Wirklichkeit werden sieht, muß geschützt werden. Ihm soll man sagen, daß er sich, statt unter Palmen zu wandeln, lieber im Walde deutscher Anleihen ergehen soll, der dem Schutz des Publikums dringend empfohlen werden muß. Denn die Finanzreformer haben arg darin gehaust. Reichsanleihe und Konsols, die man für eine gute Weile gesichert glaubte, haben den Grund wieder verloren und sind auf den offenen Markt getrieben worden. Mir erzählte der Vorsteher einer großen Depositenkasse, daß die Leute ihre guten Anlagepapiere verlausen, um sich Kolonialwerthe anzuschaffen. Die Finanzreform hat die Geduld des Publikums erschöpft. Man ist nervös geworden und sieht die Kotirungfteuer als Würgeengel durchs Land der Dividenden schreiten. Bedenkt dabei aber nicht, daß auch die Antheile der Kolonialgesellschaften, als Werthe ohne Börsennotiz, der Steuer unterlägen. Jsts nicht nett, daß jetzt schon die „Sanirung“ der Reichsfinanzen eine ungesunde Spekulation fördert? Ich glaube nicht, daß man tendenziös irrt, wenn man behauptet, daß dieses Kolonialpapierfieber nur in der Zeit der neuen Furcht vor Börsenbedrängniß so jäh auflodern konnte. In der Zeit angstvoller Ungewißheit, was der nächste Tag bringen werde. Nach jeder Entscheidung findet man sich irgendwie mit dem Unvermeidlichen ab. Die Ungewißheit aber läßt nur Schmarotzer gedeihen. Dringt erst einmal die Ueberzeugung durch, daß dem Kapital im Inland kein Weizen mehr blüht, dann haben die Kolonialgründer leichtes Spiel. Denn das Publikum ist völlig ahnungslos. Ost fliegt Einem jetzt ein Briefchen auf den Tisch, das den Adressaten in den höchsten Tönen um Mittheilung über die Aussichten irgendeiner Pflanzungsgesellschaft auf Borneo oder Neu-Guinea bittet. Ein Lehrer in der Oberpfalz hat seine Ersparnisse (2000 Mark) einer Gründung der Firma Mertens anvertraut. Nun will er wissen, wann er eine Rente zu erwarten hat. Ihn habe die „allgemeine Kolonialbegeisterung“ zu dem Entschluß getrieben, feine bayerische Staatsanleihe zu verkaufen und dafür Antheile der Kamerun Kautschuk Compagnie zu nehmen. Neulich war die Generalversammlung dieser Gefellschaft. Ein nettes Pendant zu den Treibereien auf dem Börsenmarkt der Kolonialpapiere. Oberst von Voß aus Bonn sprach besonders scharf gegen die Firma Mertens; er habe sich an der Kamerun Kautschuk Compagnie detheiligt, weil so große Namen unter dem Prospekt standen. Das alte Lied. Aristokraten, hohe Offiziere, Professoren, Geheime, beseelt vom Drang nach Betätigung ihrer kolonialen Schwärmerei, geben ihre Namen zur Dekoration von Gründerprospekten her, ohne sich die Tragweite solcher Statifterieleistung klar zu machen. Durch völlige Unkenntnitz geschäftlicher Dinge sind sie über jeden Verdacht erhaben; aber üble Erfahrungen sollten we-

3\*



Die Zukunft.

nigftens zu größerer Borsicht in der Herleihung von Namen und Titeln bestimmen.

Nationalgefühl ist löblich; aber eins, das dem Privatkapital Schaden stiftet, müßte heute noch zu den für Deutschland unerschwinglichen Luxusartikeln gehören.

Munter den vielen Briefen, die ich über dieses Thema erhielt, ist einer, den ein technisch gebildeter Kaufmann aus der Prokura eines unserer größten Werke der Maschinen- und Montanindustrie schrieb. Er sagt: „Nachdem Sie einen jungen Ingenieur und einen Großindustriellen zum Wort gelassen haben, werden Sie es Einem, der seit zwei Jahrzehnten in der Großindustrie thätig ist, nicht weigern. Mir scheint, daß beide Herren, die bisher zu Wort gekommen sind. Recht und Unrecht haben. Wenn der junge Mann allgemein über die Mißstände im Jngenieurberuf klagt, hat er Recht; Unrecht, wenn er glaubt, sie durch ein Auftreten, wie das von ihm geschilderte, bessern zu können. Wenn der Großindustrielle dieses Auftreten tadelt, so hat er Recht; Unrecht, wenn er glaubt, daß gute, für Techniker geeignete Stell«« fünf- und zehnfach zu besetzen seien, es aber an den dazu geeigneten Menschen fehle. Das wäre ja ein schlimmes Armuthzeugniß für unseren technischen Nachwuchs. Gar manchem tüchtigen Ingenieur gelingt es erft spät oder nie, auf einen hervorragenden Posten zu kommen, wenn ihm nicht durch persönliche Beziehungen die Wege dahin geebnet werden. Die wenigsten Direktoren geben sich die Mühe, ihr Personal selbst gründlich kennen zu lernen. Meist mangelt es ihnen dazu auch an Zeit. ‚Auf Gehalt wird gar nicht gesehen‘, sagt der Großindustrielle. Davon habe ich bisher nichts gemerkt. Obwohl ich selbst keinen Grund zur Klage habe. Ausnahmen sprechen nicht gegen die Regel. Hat ein Ingenieur Familie und war er nicht vorsichtig in der Wahl seiner Eltern oder Schwiegereltern, so geht ihm mit der Bewegungsfreiheit auch bald sein Bischen Standesbewutztsein verloren (was die Leiter der Werke nicht selten auszunützen verstehen). Der Vorgesetzte sieht in den Technikern, trotz ihrer akademischen Bildung, meist eben nur Subalterne, denen er weder gesellschaftliche noch andere Rücksichten schuldig zu sein glaubt. Ganzbesonders haben hierunter dieBetriebsingenieure zu leiden, die Frontoffiziere der Jndustriarmee, die nicht auf Ro^n gebettet find. Ihr Großindustrieller findet für einen neu eintretenden Ingenieur ein Monatsgehalt von hundertfünfzig Mark angemessen, sogar reichlich. Der selbe Großinduftriellewürdesich wahrscheinlich geniren, einem jungen Assessor das Dreifache anzubieten, wenn auch dessen Leistungen zunächst gleich Null'sein werden. Ein Gehalt, womit der Jurist im Indufiriedienst anfängt, erreicht der Ingenieur erst als alternder Mann, wenn ihn nicht besondere Befähigung, neben Glück und Gunst, in Ausnahmestellungen kommen läßt. Man darf ruhig behaupten, daß es einem vielseitig gebildeten Kaufmann mittlerer Begabung eher gelingt, einen Jndustriekapitänposten zu erringen, als einem noch so tüchtigen Ingenieur, der eben ‚nur Techniker^ ist. Unsere (im Allgemeinen ja sehr tüchtigen) Direktoren sollten sich mit diefenFragen ernstlich beschäftigen, ehe die Organisation der Ingenieure, die kommen muß, sie dazu zwingt.“

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Ladon.

«Ich

Ingenieurnoth.



Berlin, den 10. Juli 1909.

^ürstenruf.

^^eit es sich fühlen lernte, langt das Deutsche Reich nach einer Finanzreform. Am Eingang in die zweite Legislaturperiode stand noch das stolze Wort: „Die gemeinschaftliche Finanzwirthschaft ist auf Grundlage der Verfassung geordnet.“ Bald aber zeigt sich die Unzulänglichkeit dieser Ordnung. Im Oktober 1875 muß Rudolf Delbrück, der Präsident des Reichskanzleramtes, vor der Erhöhung der Matrikularbeiträge warnen und die Besteuerung des Verbrauchs und Verkehrs empfehlen. Die Brausteuern soll erhöht und eine Stempelabgabe von Börsengeschäften und Werthpapieren eingeführt werden. Da Eugen Richter bezweifelt hat, ob der Reichskanzler, „der den größten Theil des Jahres auf seinem entlegenen Gut in Hinterpommern weilt und für den Reichstag mehr und mehr eine mythische Person geworden ist“, für die neuen Steuern das Gewicht seiner Persönlichkeit einsetzen werde, kommt Bismarck dem Reichstag. Am zweiundzwanzigsten Novembersagte: „Eine totale Steuerreform inklusive der Zollreform: wer wünschte sie nicht! Aber sie ist eine Herkulesarbeit, die man versuchsweise angefaßt haben muß, um ihre Schwierigkeiten vollständig zu überfehen. Nach einem Zug an dem Netz, unter dem wir jetzt in steuerlicher Beziehung gesungen sind, klirren alle Maschinen bis in die kleinsten Staaten hinein; jeder hat seine besonderen Wünsche. Ich weiß nicht, ob die Gedanken, die ich über Steuerreform habe, im Allgemeinen Anklang finden; wenn sie ihn nicht finden, würde mich Das nicht abhalten, sie nach meiner Ueberzeugung zu befolgen und abzuwarten, in welcher Weise es gelingt, sie bei den bewilligenden Körperschaften durchzubringen.“



Die Zukunft.

Er will die Matrikularumlagen vermindern oder, wenns irgend geht, ganz abschaffen und das Reichsbedürfnis durch indirekte Steuern befriedigen. „Wir mühten die zehner oder fünfzehn Artikel, die die größten Einnahmen gewähren, so viel abgeben lassen, wie wir aus den Zollquellen für unsere Finanzen nehmen wollen. Als solche Gegenstände der Verzollung und zugleich einer entsprechenden Besteuerung im Inland sehe ich die Verzehrungsgegenstände an, deren man sich, ohne das Leben zu schädigen, in gewissem Maß wenigstens zu enthalten vermag.“ Tabak, Bier, Branntwein, Zucker, Petroleum und andere „Luxusgegenstände der großen Masse“. „Die Luxusgegenstände der reichen Leutewürde ich sehr hoch zu besteuern geneigt sein; sie bringen aber nicht viel. Trüffeln und Equipagen: was können sie bringen? ... Wenn Sie unseren wohlgemeinten Versuch, die ersten Schritte zu der Steuerreform zuthun, ablehnen, so sind Sie allerdings in Ihrem Recht; wir können nichts thun als das ruhig einstecken, sehen, wie wir uns helfen, und das nächste Mal wieder mit der Vorlage kommen. Von Empfindlichkeiten, Kabinettsfragen und Der gleichen kann bei dieser Gelegenheit nicht die Rede sein. Wenn Sie nicht unserer Meinung sind, so müssen wir uns mit der Hoffnung trösten, daß Sie es künftig werden.“ Vier Jahre später, als die Nationalliberalen eine Zollpolitik bekämpfen, sagt er ruhig: „Ob ich auf der Bahn Niederlagen erleide, ob ich wieder von vorn anfangen muß: so lange ich Minister bleibe, werde ich in diesen Bestrebungen nicht nachlassen. Mein Vorbild ist darin Robert Bruce in seiner Geschichte mit der Spinne, an deren stetem Wiederaufkommen nach dem Herunterfallen er sich ermuthigte, um das, was er für Recht und seinem Vaterland für nützlich hielt, auch bei den übelsten Aspekten nicht aufzugeben. Ich werde den Weg, den ich im Interesse des Vaterlandes für den rechten erkenne, unbeirrt bis ans Ende gehen. Mag ich Haß oder Liebe dafür ernten: Das ist mir gleichgiltig.“ Wieder drei Jahre später; bei der Bemthung der Reichssteuerreform und des Tabakmonopols: „Wir waren in der pflichtgemäßen Notwendigkeit, Ihnen zunächst das beste unter den Mitteln, die wir kennen, vorzulegen; und erst nach dessen Ablehnung können wir zu minderwerthigen Surrogaten schreiten. Wir brauchen Ihre Ablehnung, um unsere Verantwortlichkeit für die Zukunft zu decken, damit man nicht später, wenn das Monopol dennoch vielleicht von einer anderen Regierung gebracht wird, sagt: Die damalige Regierung, unter dem ersten Reichskanzler, hat die Thorheit begangen, dieses Mittel nicht von Haus aus vorzuschlagen. Die Verantwortlichkeit wollen wir auf die Majorität dieses Reichstages abschieben und dann werden wir in Ruhe sagen: Darum keine Feindschaft! Aber wir brauchen



Fürstenruf.

59

Ihre Ablehnung, bevor wir zu minder guten Vorlagen schreiten. Was sollen wir uns quälen mit der Sisyphusarbeit, eine weitere Erleichterung und Reform zu schaffen? LeneSeZs. non obtrucZunwr. Ich kann Das aushalten, sobald ich ein reines Gewissen habe; und mein Gewissen zu befreien, ist der Grund meines Auftretens. Ich frage nicht danach, ob meine Sache populär ist;ich frage nur danach,ob sie vernünftig und zweckmäßig ist. Die Popularität ist eine vorübergehende Sache, die sich heute auf Das, morgen auf Jenes richtet, die ich genossen und verloren habe, worüber ich mich leicht tröste, sobald ich das Gefühl habe, meine Schuldigkeit zu thun. Die Popularität einer Sache macht mich vieleher zweifelhaft und nöthigt mich, mein Gewissen noch einmal zu fragen: Ist sie auch wirklich vernünftig? Denn ich habe zu oft gefunden, daß man auf Akklamation stößt, wenn man auf unrichtigem Weg ist. Wir erkennen Ihnen aber das volle Recht zu, zwischen den Wegen eine Auswahl zu treffen. Die Frage liegt auf Ihrem Gebiet und in Ihrer Attribution und ich kann, wenn Sie das Monopol ablehnen, nur, mit einer alten berliner Redensart, sagen: Darum keine Feindschaft! Keinem wird einfallen, Ihre Berechtigung zurAblehnung inZweifel zu ziehen. Ich verstehe nicht, warum der zornige Eifer über diese reine Utilitätfrage überhaupt entstanden ist. Ich habe mit dem Geld nichts zu thun; Sie bewilligen nicht mir, fondern dem Volke Geld, der Nation, dem Reich. Sie beschließen, daß so und so viel für bestimmteZwecke aufgewendet werden soll, und wir können es ohne Sie nicht aufwenden; aber wir schulden Ihnen keinen Dank dafür. Der Ausdruck, Sie hätten mir Etwas bewilligt, klingtfast komisch; mir ist vollständig gleichgiltig, was Sie bewilligen. Aber die Einigkeit ist die Vorbedingung unserer nationalen Unabhängigkeit. Deshalb hüten Sie sich vorderZerfahrenheit,derunser Parteileben, bei der unglücklichen Zanksucht der Deutschen und der Furcht vor derOeffentlichen Meinung, bei der byzantinischen Dienere: vor der Popularität, ausgesetzt ist. Seien Sie einig und lassen Sie den nationalen Gedanken vor Europa leuchten! Er ist augenblicklich in der Verfinsterung begriffen." So ists weiter gegangen. Immer neue Versuche, das Reich aus eigenerKmft lebensfähig zumachen; immer der selbe Ton gelassener Ruhe. Sie wollen diesen Zoll, diese Steuer, dieses Monopol nicht? Gut. Wir sind zur Forderung, Sie zurAblehnung berechtigt. An große Aktionen, gar an Kabmetsfragenbraucht man deshalb nicht zu denken. WievieleFmanzpläne sind unter Wilhelm dem Ersten in Reichstag und Landtag bestattet worden! Bismarck ist aufseinem Platz geblieben. DasReich war, noch nicht auf eigenen Beinen, -an dieSchwelledesSchwabenalters gelangt, als wir hörten, derKanzlermüffe

4\*



Die Zukunft.

aus feinem Amt scheiden, weil eine von ihm geforderte Steuer nicht bewilligt worden sei. Eine Steuer, die in dem unter seiner Leitung gebundenen Strauß, nur ein Blümchen war; eine, die ungefähr ein Zehntel des verlangten Gesamtertrages bringen sollte und für die reichlicher Ersatz geboten wurde. Daß die Reichsfinanzfrage endlich Antwort heischt, ist unbestreitbar« Mit Recht hat. vor siebenzehn Jahren, Treitschke als Abgeordneter an die Ge- schichte des alten Reiches deutscher Nation erinnert. „Dieses alte Reich ist wesentlich an seiner Armuth, an der Erbärmlichkeit seiner finanziellen Mittel zu Grunde gegangen. Und auch der letzte Grund der kläglichen Politik, die den Staat Friedrichs des Großen zu den Friedensschlüssen von Basel und Tilsit geführt hat, liegt zu allermeist auf finanziellem Gebiet. Denken Sie an diese alten Erfahrungen, so werden Sie begreifen, daß ein Unitarier wie ich der Meinung ist, es sei die höchste Zeit, bevor die Roth kommt, durch die Vermehrung der indirekten Steuern dafür zu sorgen, daß unser Reich den Stürmen der Zukunft in Sicherheit entgegengehen kann.. Von kleinen und mittleren Staaten kann man nicht fordern, sie sollten aus eigenen Kräften dem Aufwand gerecht werden, den ein großes Reich von seinen Mitgliedern verlangen muß. Alle unsere Bundesstaaten leiden in ihrem Haushalt mittelbar oder unmittelbar. Sie leiden unmittelbar, weil wir noch heute nicht einmal so weit sind, die Matricularbeiträge ganz aufgeben zu können; sie leiden viel schwerer mittelbar, weil ihnen das Reich rechtlich oder thatsächlich Steuerquellen verstopft, die in früheren Zeiten für die Einzelstaaten geflossen sind." Das ist zum größten Theil leider noch heute richtig. Trotzdem mußte der Deutsche staunen, da er vernahm, der Kanzler gehe, weil eine Steuer vom Reichstag abgelehnt worden ist. Eine Steuer, die Ehegatten und Kinder in der Stunde des Erbanfalls dem Reich tributpflichtig machen will. Jeder kennt heute die Gründe, die gegen solche Dehnung der Steuerpflicht vorgebracht werden. Erster Schritt auf die Straße, von deren Ende her die Vermögenskonfiskation droht; denn bei dem (schon schwer erträglichen) Maximalfatz von drei Prozent wirds, unter der Herrschaft der Besitzlosen, nicht lange bleiben. Eltern und Kinder leben in einer natürlichen Wirthschaftssozietät; was der Mann seiner Frau, der Vater dem Sohn vererbt, wechselt, im eigentlichen Sinn des Wortes, nicht den Besitzer und ist deshalb nicht zu hoher Abgabe verpflichtet. Für die Erlaubnis aus eigener Macht Rechtshandlungen vorzunehmen, mag eine schmale Stempelgebühr berechtigt sein. Wenn jeder Erbe, nah oder fern, ein Hundertstel ans Reich abgeben muß, ist er nicht zu schwer belastet und die der Reichskasse zufließende Summe dennoch ansehnlich. Euer Plan aber lahmt den Spar«



Fürstenruf.

41

^rieb und den Willen zur Wohlthätigkeit („Warum soll ich für den Fiskus sparen? Warum, da meine Frau oder mein Junge ihm doch einen Haufen Geld geben muß, deren Erbe noch durch Legate für Gemeinnütziges schmälern?“); hindert den Zuzug wohlhabender Fremden und treibt reiche Deutfche ins Ausland ; packt obendrein mit feitem Griff nur das unbewegliche Kapital und läßt dem mobilen allerlei Schleichpfade offen, auf denen es dem Fiskalanspruch entschlüpfen kann. Eine allgemeine Besitzsteuer? Die Finder rühmen ihr ja nach, daß von hundert Befitzenden neunzig sie nicht zu bezahlen brauchen. Ein Mann hat in emsiger Arbeit vier Millionen erworben, die in verschiedenen Industrien angelegt sind und nur unter großen Verlusten flüssig zu machen wären. Wenn ich morgen sterbe, denkt er, muß meine arme Frau Bankkredit erbetteln, um die Hundertzwanzigtausend Mark Erbsteuer zahlen zu können; ist da nicht vernünftiger, den Wohnsitz in ein von solcher Last freies Land zu verlegen? Häufen sich diese Fälle, dann verliert, durch die Abwanderung von Steuerträgern und Konsumenten, das Deutsche Reich mehr, als es aus der Erbschaftsteuer der seßhaften Gatten und Kinder gewinnen kann. Und so weiter. Eine Steuer, die überall (fragt die Alsterrepublikaner) böses Blut gemacht hat und die Beliebtheit des Reiches namentlich bei den Frauen nicht mehren wird. Ist sie unentbehrlich, ihr errechenbarer Ertrag nicht aus anderer Quelle zu schöpfen, so muß man sie hinnehmen; jedes gescheitene Vorschlagel sich aber freuen, der sie der deutschen Familie fürs Erste noch erspart. Der Plan kam aus Süddeutschland, aus einem Bundesstaat, wo die großen Vermögen rar sind, nur wenige Kinder und Gatten also den Erbanfall hoch zu versteuern hätten; und wurde in Berlin verworfen. Von dem Reichskanzler, dem preußischen Finanzminister, der Nationalliberalen (Paasche) und der Konservativen Partei. Das Centrum wäre, unter gewissen Bedingungen, dafür zu haben gewesen; noch aber galt die sakramentale Formel: „Der Block muß die Finanzreform machen.“ (Eine Trugformel: erstens war nicht von meiner Finanzreform, sondern von neuen Steuern die Rede; zweitens war nicht ein Felsblock gefunden, sondern zwischen den einander feindlichsten Interessen der Spalt nothdürftig verkittet worden.) Die preußischen Stimmführer und die Nationalliberalen bekehren sich; die Konservativen bleiben zäh und steif. Wie anno 1896, als sie die Herren von Manteuffel und von Stein erklären ließen, auf ihre weitere Mitarbeit an dem Bürgerlichen Gesetzbuch sei nicht zu rechnen, wenn aus dem Wildschadenparagraphen nicht der Hase gestrichen werde. Ueber den Hasenschaden wurde damals im Reichstag mehr geredet als über die wichtigsten Abschnitte des Gesetzbuches; wem aufschlägt, wird finden,



Die Zukunft.

daß Paragraph 835 von Schwarz-, Roth-, Elch-, Damm-, Rehwild und von Fasanen spricht. Diesmal war die Bewegung wuchtiger. Eben erst hat man, ohne viel Lärm, in Preußen die schwere Schullast auf sich genommen: und soll nun das Gatten- und Deszendentenerbe versteuern? Nein. Nicht nur Knickerselbstsucht sprach so: auch Männer vom Schlag Holsteins, der keine Frau, kein Kind und kein Vermögen hinterließ, brachte der Gedanke in helle Wuth; auch ihnen schien er eine Wurzel konservativen Rechtsempfindens zu lockern. Die Wuth wächst, da den Weigernden zugeschrien wird: „Ihr lehnt die Erbanfallsteuer ja nur ab, weil sie die Steuerhinterziehung, die Euch Junkern Gewohnheit ist, entschleiern müßte.“ Seitdem ist der Rückweg gesperrt. Einzelne Abgeordnete, die nur mit liberalen Stimmen wiedergewählt werden könnten, splitteten ab. Die Fraktion aber erklärte, sie müsse, nach Recht und Pflicht, die halbe Milliarde, die sie dem Reich gern bewilligen möchte, weigern, wenn ein Theil davon durch die Erb anfallsteuer aufgebracht werden solle. Diese Erklärung nennt der nationalliberale Rechtsanwalt Ernst Bassermann einen „Faustschlag in das Gesicht der Verbündeten Regierungen“. Also eine unerlaubte Handlung; einen rohen Frevel, der die Rechtsordnung bricht und gesühnt werden muß. Ist diese Auffassung richtig, dann haben die Verbündeten Negierungen seit dreißig Jahren sehr oft die Faust der Nationalliberalen gefühlt. Wozu, Herr Rechtsanwalt, brauchen wir ein Reichsparlament, wenn dessen Parteien Gesetzentwürfe, die ihnen mißfallen, nicht ablehnen dürfen? Müßten Sie, als Liberaler, sich nicht der Thatsache freuen, daß die Konservativen auch gegen Regierende den Muth der Ueberzeugung haben? Selbst wenn diese Ueberzeugung Sie irrig dünkt? Dem Gewimmer des Lohgerbers, der ein schlecht behütetes Fell wegschwimmen sieht, antwortet kaum ein mitleidiges Lächeln. Die Aufgabe der Nationalliberalen war von nüchternen Blicken nicht zu verkennen. Herr Bassermann mußte Herrn v. Heydebrand und der Lase aufsuchen und ihm sagen: „Sie haben zwei Wünsche. Möchten die neuen Finanzgesetze nicht ohne das Centrum machen, das sonst vor den Wählern die Verantwortlichkeit für die lästigen Steuern ablehnen kann, und das Erbe der Gatten und Kinder frei lassen. Beide Wünsche wollen wir erfüllen, wenn Sie uns ein Streckchen entgegenkommen und Ihren Leuten nicht erlauben, wieder gegen das bewegliche Kapital zu wüthen. Ueber vierhundert und etliche Millionen sind wir einig; guter Wille wird den Rest leicht finden.“ (Leicht. Warum soll nicht auch bei uns, wie in anderen Ländern, jede Quittung, mag sie von der Deutschen Bank oder von Tietz, vom Hauswirth oder vom Grünkramhändler ausgestellt sein, eine Stempelmarke



Fürstenruf.

43

tragen? Vor achtzehn Jahren schrieb Lagarde: „Ich sehe es nicht als beschwerlich an, eine Stempelmarke auf eine Quittung zu drücken, so wenig ich es als beschwerlich ansehe, eine Postmarke auf einen Brief zu kleben.“ Noch aber ist die Quittung, die Rechnung nicht stempelpflichtig. Auch die winzigste Abgabe brächte, wenn sie in jedem Fall, von der Miethquittung und von der Wäscherrechnung, in der Markthalle und bei Borchardt, zu zahlen wäre, große Summen. Und nach vier Wochen wäre man dran gewöhnt.) Zu den Parteigenossen mußte er sprechen: „Die Geschichte wird nachgerade brennlich. Wenn wird die Defizientenerbesteuer, für die unsere Großkapitalisten nicht sind und die in unserer Landtagsfraktion keine Mehrheit fände, nicht durchsetzen, ist für unsere Parteikasche gut. Daß die Konservativen sich in die Gemeinschaft mit dem Centrum zurücksehnen, ist sicher. Sollen wir draußen bleiben? Allein oder als Sozien des Freisinns, der jetzt wieder, durch sein Zögern vor der Annahme der indirekten Steuern, zeigt, daß er zu ernsthafter Politik untauglich ist? Dann werden wir wehrlos, die Verbündeten Regierungen haben nur noch die Kirche, den Ackerbau und die organisierte Arbeiterschaft zu fürchten, nur deren politischen Wünschen nachzufragen und Industrie und Großhandel, deren Interessen wir vertreten, werden auf Jahre hinaus der Packträger des Reiches. Unsere einzige Chance sehe ich darin, daß Heydebrand nicht auf Spahn, Spahn nicht auf Heydebrand angewiesen sein möchte. Beide wollen die Möglichkeit haben, mit uns zu marschieren, und werden sich, wenn wir im Steuerconcern bleiben, hüten, uns leichtfertig zu ärgern. Nur so erschweren wir auch den Sturz des Kanzlers, der den Schein meiden muß, gegen unseren Willen zu handeln.“ Statt so zu sprechen, so vorzusorgen, liefern die Nationalliberalen den Gegnern Sprengstoff (Cigaretenbanderole; Branntweinsteuer). Erklären, daß sie ohne Defizientenerbesteuer nicht einen Pfennig bewilligen. Künden eine Dividendensteuer an, schlagen sie aber nicht vor und lehnen jede Betheiligung an der Ersatzsteuerfuche ab. Kramen die alten, rostigen Schlagwörter aus der Kulturkampfzeit vor, zetern über Untreue und Reaktion und bescheinigen sich, daß des bösen Nachbarn teuflische Taktik sie ausgeschaltet habe. (Wie Goethes Regentin der Niederlande, die, weil ihr Kunkelhof leer bleibt, über Undankbarkeit und Unweisheit klagt, mit schrecklichen Aussichten in die Zukunft und mit dem Entschluß droht, nicht mehr mitzumachen.) Im Bezirk der Fmktion, wo Hinz den Kunz, Kunz den Hinz einen großen Politiker heißt, fehlt nicht an Beifall. Doch die Regnenden und die Hsilpster des Großgewerbes merken wieder einmal, was von dieser Gruppe zu hoffen ist. Der fünfte Kanzler wird für solche Bundesgenossenschaft (die der vierte grausam bespöttelt) keinen all-



Die Zukunft.

zu hohen Preis zahlen. Und die zwei Millionen, die Industrie und Handel alljährlich, wenns garnichtanders geht, für politische Arbeit ausgeben wollen, bekommt nicht die Nationalliberale Partei, sondern der Hansabund.

„Die Popularität einer Sache macht mich viel eher zweifelhaft und nöthigt mich, mein Gewissen noch einmal zu fragen: Ist sie auch wirklich vernünftig? Denn ich habe zu oft gefunden, daß man auf Akklamation stößt, wenn man auf unrichtigem Weg ist.“ So sprach Bismarck. „Hunderte von Zuschriften aus dem Lande beweisen, daß uns die Strömung und Stimmung nie so günstig war wie heute.“ So spricht Herr Basfermann; und nennt die Ablehnung der Erbanfallsteuer „das schärfste Mißtrauensvotum, das dem Kanzler ertheilt werden konnte.“ Eine Partei, die ihr Ablehnungsrecht ausübt, zeigt damit dem verantwortlichen Geschäftsführer noch kein Mißtrauen. Und wenn sie thäte: wäre sie dafür unter allen Umständen zu tadeln? Hört, liberale Männer, was Citykaufleute und Lords gegen die Steuervorschläge des Herrn Lloyd George sagen. „Das ist nicht ein Budget, sondern eine Revolution“, ruft Lord Rosebery. Die Primrose League schilt die Vorschläge verfassungswidrig und destruktiv; „ihre Durchführung würde das Land korrumpiren und den Vermögensraub legalisiren“. Den Herzog von Marlborough und Lord Rothschild, den Marquis von Londonderry und Herrn Meyer, Konservative und Liberale vereint der Zorn über ein Budget, „das Grundbesitz, Gewerbe und Handel dem Untergang weihet“. Ganz wie bei uns. Nur ist drüben noch keinem Verständigen eingefallen, die Interessenvertreter, die sich gegen eine Steuerlast stemmen, als schlechte Kerle und Staatsverbrecher hinzustellen. Solche Scherze sollte man auch bei uns unschicklich finden. Doch wenn die Nationalliberale Fraktion die Freunde von gestern als vaterlandlofe Räuber verschreien, sich selbst die Möglichkeit eines Kartells mit den Kathöliken der Industriestädte verrammeln und den Kampf gegen Konservative, Bund der Landwirthe, Centrum, Kleinbürgerpartei, Sozialdemokratie wagen will, mag sie thun. Nur darf sie nicht, um ihren Leuten den Ruhm des reineren Patriotismus und Idealismus zu sichern, den Geschäftsbericht färben. Die Steuerentwürfe der Verbündeten Regierungen haben nirgends gefallen. Was im Lauf dieses Jahres daraus wurde, ist, bis auf ein Fünftel, von den Nationalliberalen gebilligt worden. Die kannten die Konservative Partei nicht seit Sonntag, wußten, daß sie sich nicht, ihnen zu Liebe, ändern werde, hatten aus dem Munde des Freiherrn von Richthofen-Damsdorf im Reichstag früh genug ein unzweideutiges Warnwort („Die Ueberzeugung geht uns über jede Parteikonstellation“) gehört und seitdem mindestens keinen Grund, über Verrath zu zetern, weil eine Steuer abgelehnt wurde, die auch den Bülow, Rheinbaben,



Fürstenruf.

45

Kirdorf, Heyl, Oriola, Paasche und hundert Anderen nicht behagt. Jhr Rücktritt aus dem Steuerconcern, den nach ihnen natürlich auch die Freisinnigen und die Demokraten verlassen mußten, hatte drei Wirkungen. Das mobile Kapital konnte nun nach Herzenslust angezapft und die Versöhnung der Konfervativen mit dem Gentium nicht länger aufgeschoben werden. (Viertes Kapitel der Wahlverwandtschaften: „Stelle Dir nur das Wasser, das Oel, das Quecksilber vor, so wirst Du eine Einigkeit, einen Zusammenhang ihrer Theile sinken. Diese Einung verlassen sie nicht, außer durch Gewalt oder sonstige Bestimmung. Ist diese beseitigt, so treten sie gleich wieder zusammen. Ihr Verhältniß zu einander wird nach Verschiedenheit der Wesen verschieden sein. Bald werden sie sich als Freunde und alte Bekannte begegnen, die schnell zusammentreten, sich vereinigen, ohne an einander Etwas zu verändern, wie sich Wein mit Wasser vermischt. Dagegen werden Andere fremd neben einander verharren und selbst durch mechanisches Mischen und Reiben sich keineswegs verbinden; wie Oel und Mass er, zusammengerüttelt, sich d en Augenblick wieder aus einander sondert. Die meiste Aehnlichkeit mit diesen seelenlosen Wesen haben die Massen, die in der Welt sich einander gegenüberstellen, die Stände, die Berufsbestimmungen, der Adel und der Dritte Stand, der Soldat und der Civilist.“ Die Erinnerung an dieses Kapitel mußte von dem Blockbluff abmahnen.) Dritte Wirkung: Der Kanzler wurde gedrängt, seine Entlassung zu erbitten. Nicht von Denen, die eine Steuer abgelehnt, sondern von Denen, die aus dieser Ablehnung eine Haupt- und Staatsaktion gemacht und die Arbeit eingestellt hatten. Ob einer Partei, der so Alles zerrann, die Stunde wirklich so hold ist, wie Herr Bassermann wähnt? Nebersetzt es ins Privatgeschäftliche. Zwei Unternehmergruppen sind nach langer Verhandlung fast einig; als im letzten Viertel eine Differenz entsteht, schlagen die Schwächeren, statt durch kluge Nachgiebigkeit sich neue Vortheile und das Recht zur Kontrolle zu sichern, wüthend auf den Tisch und laufen davon. Trotzdem vor der Thür eine Gruppewartet, die das Geschäft machen will. Die Ausreißer niögensich felbst als echte Erben parsifalifcher Tugend preisen. Jeder Geschäftskundige wird ihnen sagen, daß sie ihre Sache miserabel gemacht und die Interefsen, deren Vertretung ihnen anvertraut war, vor dem Feind ohne Nölhigung preisgegeben haben. Auf dem „Vertretertag“ hat ein Nationalliberaler Herr in den Kaiser-saal des schmitzischen Rheingoldhauses gerufen: „Die Verbündeten Regirungen werden sich mit der neuen Mehrheit einigen. Denen kommts janur darauf an, daß sie das nöthige Geld erhalten!“ Und die Stimme bebte von Zorn und Verachtung. So schlimm ist, denkt nur, dieser Bundesrath; so ganz und gar schändlich sein Trachten. Er braucht für das Reich Geld und nimmt es da,



Die Zukunft.

wo es zu haben ist. Auch wenn ihm nicht'alle Wünsche erfüllt werden. Er thut^ wie Bismarck that, als ihn die Nationalliberalen im Stich ließen. Er weiß, daß Neuwahlen (zu deren Anordnung nur das robusteste Gewissen sich heute entschließen könnte) ihn nicht in bequemere Lage brächten, und schickt sich drum in die Zeit. Nost Korribw! Zwar find wir für Parlamentsmacht und Mehrheit herrschaft und müßten deshalb, als auch unter dunkiem Himmel aufrechte Männer, die Regierenden loben, die sich dem Willen der Mehrheit anzupassen versuchen. Fällt uns nicht ein. „Unser Wirtschaftsleben ist gestört, unser Ansehen im Ausland gefährdet, unser ganzes Staatswesen schweren Erschütterungen ausgesetzt. Für alles Das machen wir die Konservative Partei und das Centrum mit seinem polnischen Anhang vor dem deutschen Volk verantwortlich. Und unter das Joch dieser neuen Koalition wollen die Verbündeten Regierungen sich beugen! Das deutsche Bürgerthum in Stadt und Land rufen wir auf zu Widerstand und Kampf.“ Gegen die Verbündeten Regierungen? Nein: gegen die neue Koalition. Im Bundesrath ward lange schon nicht so gelacht. Begeisterung kann die Steuermachei dieser Wochen nicht wecken. (Ein Civilanwalt sagte neulich, er müsse Urlaub nehmen, um auch nur die andert-halb-hundert Paragraphen des Branntweinsteuergesetzes verstehen zu lernen.) War die Vorlage des Herrn Sydow viel schöner? Dann wärs besser gewesen, sie, sammt Elektrizität- und Inseratensteuer, anzunehmen. Und war beim Zolltarif das Schlußrennen nicht fast eben so fuchswild und hastig? Daß er eben so wichtig war, zeigt jetzt die Exporterschwerung, die unsere Industrie zu keinem rechten Aufschwung mehr kommen läßt. Damals haben die Nationalliberalen munter mit demacht. (Uomim886 ^uval: wie in diesen nicht fernen Tagen die Nationalliberalen mit der jetzt schlimmsten Sünde gezeichneten Koalition, die sich in keinem Wesenszug doch verändert hat, zusammengingen und drum vom Freisinn geschimpft wurden, dessen erhabenen Geist sie sich heute so nah fühlen. Nehmt, Zuschauer, solche Schlägerei nur nicht allzu ernst.) Einerlei. Stempelerhöhung, Schlußnoten-, Talon-, Checksteuer sind schließlich zu tragen. Wird Schädliches beschlossen, so sind die Verbündeten Regierungen die Hauptschuldigen. Und der Exponent ihres Willens, der Kanzler, kann sich der Verantwortlichkeit nicht dadurch entziehen, daß er, rs mal« Aesw, wegläuft. Geht er wirklich, wie dem braven Bürger eingeredet werden soll, weil die Erbanfallsteuer abgelehnt wo tagsparteiengestürzt? Das wäre nur möglich, wenn wir pal-liamenwr^ ^0-vernmsM hätten, wie von Glasgow bis Belgrad jetzt jeder europäische Staat.. Dann müßte die Mehrheit die Regierung übernehmen, zeigen, was sie aus eigener Kraft vermag, und die Angst vor ihrer Herrschaft entweder als Spuk-



Fürstenruf.

45

furcht erweisen oder sich auf lang<sup>^</sup>Frist umKredit und Anhang bringen. Das ist des Deutschen Reiches nicht der Brauch. Leider; sonst säßen andere<sup>^</sup>Kerle in unseren Parlamenten. Der Reichstag kann denKanzler nicht stürzen. Und Fürst Bülow hat am sechzehnten Juni die Erbanfallfteuer beinahe schon aufgegeben. Gesagt, eine andere Erbschaftsteuer werde, früh oder spSt,kommen. Die Nationalliberalen getadelt, weil sie nicht „agrarfrendlich“ genug seien undsachlicherErörterungeinenutzloseDemonstrationvorgezogen haben. Be-theuert, daß er im Bundesrath niemals Steuern vertreten werde, „dieHan-del und Gewerbe schwer schädigen und die wirtschaftliche Stellung des Landes verschlechtern“.SolcheGefahrkannervondenneuenKapitalsteuernnichtfürchten: denn er vertritt sie imBundesrath.(Erist noch Kanzlerund,auch wenn er die Verhandlung den Ressortsekretären überläßt,sürVorlagenundBundesraths-beschlússeverantwortlich.)Wer diese Steuernschilt, darfdenKanz<sup>^</sup>sen.DerhatamsechzehntenJuninochEM

MajestätderKaiser glaubt, daß meine Mitwirkung inderinneren und äußeren Politik für das Reich nützlich ist,und so langeich selbst,nachmeinereigenenpoli-tischen Ueberzcugung, nützlich wirken zu können glaube. Wenn ich mich über-zeugensollte, daß meinePerson dasZustandekommen der Reichssinanzreform hindert, daß einAndererleichter ansZiel gelangt, oder wenn sich dieVerhältnisse in einer Richtung entwickeln sollten, die ich nicht mitmachen kann, will und werde, so wird es mir auch möglich sein, den Träger der Krone von der Op-portunität meines Rücktrittes zu überzeugen."Wilhelm,so lesen wirüberall,wollte, daß feinKanzler (dereinzigeMinister desKaisers) bleibe. DieSteuer-gesetze werden unter seinem Kommando in den Hafen gelootst; er kann und will also „die Richtung mitmachen".Dennoch geht er. Ein ganz vollkomme-ner Widerspruch? Nein. Die Möglichkeit einer Erklärung bliebe immerhin noch: dieeigenepolitischeUeberzeugungHaidenFürstenBülow gelehrt,daß er über den Sommer hinaus nicht mehr nützlich zu wirken vermag.

Als er im Reichstag, wie ein mild mahnender Klassenlehrer, sprach, hatte erdieseUeberzeugungnochnicht.Wolltenur für denschlimmsten Fall Vor-sorgen. Wer mag ihn informirt haben? Von Allem, was ringsum geschehen und noch im Werden war, wußte er offenbar nichts. Nur, daß die Konserva-tiven dem Mann feines Vertrauens erklärt hatten, sie feien zur Mitarbeit an den Finanzgesetzen bereit, wenn er das Centrum nicht ausschließe. Damit war er einverstanden. (Brief vom letzten Dezembertag des Jahres 1906: „Die wichtigsten Aufgaben, Verstärkung der Seewehr, Handelsverträge, Finanz-reform, sind mit der Hilfe des Centrums gelöst worden. Ich arbeite mit jeder Partei, welchediegrößennationalenGesichtspunkte achtet.")Thatabernichts,.



Die ZuZunft.

AM das Centrum diese Absicht kennön zu lehren. Von derBranntweinexplo-  
fion, die den Kunstblock entkittete, hört er zu spät; hört zugleich, der Riß sei  
nicht so arg und bald wieder zuverklebcn.Soll er nicht doch lieber direkt mit  
Spahn oder Hertling verhandeln?Er ist entschlossen. Die Liberalen kommen  
ihm immer mit ihrem papiernenProgramm.Zu dumm. Plärren einsam im  
Winkel und bedenken nicht, daß man zur Ausführung eines Programms zu-  
nächst einmal Macht braucht. „Kein vernünftiger Mensch kann mir Inkon-  
sequenz vorwerfen, wenn ich mich mit den Leuten verständige. Bismarck ist  
auch nach Canofsa gegangen." Noch aber, sagt man ihm, fei es nicht nöthig.  
Das Steuerbündel werde, in unwesentlich veränderter Packung, angenommen  
Anderkönne sich ruhigzurückhalten. Müsse sogar, um nichts zu verderben. Die  
Herren von Rheinbaben und Sydow sind des Sieges gewiß. Auch mit der Erb-  
steuer wirds schließlich wie mit der Polenenteignuug im Herrenhaus. Heyde-  
brandläßtdreiMannzuHausbleibenundStolberggiebtmitseinerStimmeden  
Ausschlag. So klingt es bis in die Johannisnacht. Nun aber kamJohannistag.  
AUeKonservativenundCentrumsmäNneraufDeck,HerrKorfanty fürdasPri-  
vileg des Preußenkönigs auf der Wachtund Graf Udo Atolberg krank gemeldet.  
Keine Erbanfallsteuer also. Das wäre zu erlagen. Doch die Nationallibe-  
ralen sind allzu flink ins falsche Boot geklettert. Herr Bassermann (an Diner-  
tischenplaudertseineanmuthigeDameaus)wähnt,denKanzlervonder Pflicht  
zur Auflösung desReichstages überzeugt zu haben. „Kampf gegen Reaktion,  
Egoismus, klerikale Herrschsucht! Der konservative Fisch hat auf den Köder  
gebissen, den der kluge Centrumssischer auswarf." (Wörtlich) Die von sol-  
cher Hoffnung erfüllte Fraktion Bassermann erklärt, sie lehne nun Alles ab.  
Und derKanzlerhatdoch eben erst gesagt,daß ihm „die Mitwirkung derLibe-  
ralen in hohem Grade wünschenswerth scheine." Unbequem. Im Bundesrath  
ist für die Auflösung keine Mehrheit zu erlangen. (Dss mußten die Preußen,  
die drin sitzen, vorher wittern.) Hält man den Fürsten Bülow, der sich dort  
fast niezeigt, für einendemTod Geweihten. Jetztnoch ums Centrum werben?  
In 6xirem!5? OhneeinezuverlässigeParteihintersich? Das würde zutheuer;  
und hülfe am Ende nicht lange. Das System ist verbraucht. „Ihr verführt  
mirKeinen mehr!" Als Bekenner moderner Weltanschauung den Martyrtod  
sterben: da winkt noch einTrost. Fürst Bülow fährt nach Kiel und erbittet die  
Entlassung. Erhält sie nach höflichem Sträuben. Soll dieSteuern aber noch  
unterDach bringen. Kann seinenWunfch also nicht mit derSchädlichkeitdie-  
serSteuern motivirt haben. Sonst dürfte er an ihrerBergung nichtmitwirken.  
EinKanzler des Deutschen Reiches ist kein Hausknecht, den man, „weil er sich  
verändern will", gehen läßt, aber verpflichtet, beim Großreinmachen noch



Fürstenruf.

49>

mitzuhelfen. Der Zeitungleser schüttelt den Kopf. Ungemein herzlicher Empfang. Wilhelm bittet den Fürsten, sein Freund zu bleiben, recht oft in seiner Nähe zu sein und ihm, wenn er fern ist, fleißig zu schreiben; bittet ihn, selbst seinen Nachfolger zu wählen. Nur die Finanzsache soll er noch in Ordnung bringen. Das, denkt der Leser, wollte Bülow doch gerade nicht; deshalb ist er ja nach Kiel gefahren. Und nun macht der pfiffige Techniker einen unbegreiflichen Fehler: kündigt selbst den Leuten, daß ihm der Abschied für den Tag zugesagt ist, wo er die Steuern sicher hat. Statt zu sagen: „Die Audienz hat ergeben, daß Kaiser und Kanzler in der Beurtheilung der Situation völlig übereinstimmen. Da endgiltige Beschlüsse des Reichstages noch nicht vorliegen, war für den verantwortlichen Leiter der Reichsgeschäfte auch noch kein Anlaß zu bestimmten Vorschlägen.“ Was veröffentlicht wurde, brachte den Kanzler um den Rest seines Ansehens und nah ihm für die letzten Tage des Amtslebens die zu Verhandlungen nöthige Autorität. Hat er die Kunst verlernt? So lange Holstein lebte und Hammann im Amt saß, war solche Unklugheit nicht möglich. Hat Wilhelm sich wirklich schweren Herzens nur zu der Trennung vom Fürsten Bülow entschlossen? Dann ist mit seinem Namen ein schändliches Spiel getrieben worden. Seit Monaten wird gewispert, der Kaiser wolle den Mann, den er einst duzte, so schnell wie möglich lossein. Habe ihm nicht verziehen, daß er im November den dem Kaisernimbus gefährlichsten Verdacht nicht mit der Wurzel ausjätete; nicht laut sagte: „Was Seine Majestät in der Zeit des Burenkrieges über Bündnißvorfälle nach London schrieb, war vorher, in meinem Auftrag, dem Auswärtigen Amt des Britenreiches offiziell mitgetheilt worden. Den Versuch, Engländer hohen Ranges im Gespräch von seiner friedlichen Gesinnung zu überzeugen, hat der Kaiser auf meinen ausdrücklichen Wunsch gemacht und mir über diese Gespräche Tag vor Tag berichtet.“ Er lobte die Schreiber und Redner, die den Kanzler als schlechten Diener angreifen. Spreche nicht nur vor Vertrauten von ihm wie von einem Untreuen, der die Vasallenpflicht gröblich verletzt habe. Und so sei im ganzen Hofbereich die Stimmung. Auf einem Tennisplatze sei schon im Frühlenz das Prinzenwort gefallen: „Hoffentlich purzelt der große Seiltänzer bald.“ Ueberall wurde dem Gewisper geglaubt; im Bundesrath und im Reichstag. „Aber S. M. hat doch gestern wieder bei Bülow gegessen?“ „Er muß ihn, der zwölf Dienstjahre, zwölf Jahre Allerhöchsten Vertrauens hinter sich hat und auch als Privatmann redselig werden könnte, vor der Welt gut behandeln; wäre aber froh, wenn er ohne Stoß von oben stolperte.“ Der sonst von Geberdenspähern und Geschichtenträgern so gut bediente Fürst sah und hörte nichts. Erfuhr nicht, daß diese Mären unter den Konservativen und



Die Zukunft.

«Centrumsleute von Mund zu Mund gingen und Kronzeugen zuKonventionen geladen wurden. Fühlte nur ringsum unüberwindliche WiderftSndeund merkte zu spät,daß ihm nicht von zärtlicher Freundschaft,dieseineGesundheit und sein Prestige schonen wollte, Zmückhalwng empfohlen wordenwar. „Zurückhaltung“: dasWort hatte er selbst einmal gesprochen. Im Neuen Palais; am siebenzehnten November 1908. Selbst aber auch gehört: „Wer erzählt, daß ich Dir was nachtrage, sagt die Unwahrheit.“ Dennochfindeterstchnichtmehr vorwärts. Sieht auf allen Seiten Gewehrläufe blinken. Und Heller dräuen ihm nun dieHörner ins Ohr.Halali! DieWaidmannschaft jauchzt, als habe sie von dem Jagdherrn, dem sie das Wild umstellt hat, Dank zu erwarten. Der wird ihr gewiß nicht. Selbst wenn Wilhelms Unmuth manchmal bis auf die Lippe stieg: diesen Diener wird er vermissen. Warum er ihn gehen läßt, werden wir vielleicht niemals erfahren. „FürstBülow sah sich, als moderner Mensch und Freund freier Geister, einer Koalition von Junkern und Pfaffen gegenüber, die ihm nicht verzieh, daß er in Preußen der Masse des arbeitenden Volkes zum Stimmrecht verhelfen undimReich dieZwingburgen Roms brechen wollte. InseinemgroßherzigenPatriotismus glaubte er,seine Person opfern und einem weniger Gehäßten das Feld räumen zu müssen. In letzter Stunde aber erwachte auch in den Feinden das Gefühl für die Bedeutung des Mannes und sie senkten vor dem Scheidenden zur Huldigung den Degen. Und seinKaiserbewiesihm durch dieFüllepersönlicher Ehrungen, daß er in ihm nicht nur den Staatsmann von unvergänglichem Verdienst, sondern auch denFreund von erprobter Treue sehe.“ So wirds wohl im Dutzendgeschichtsbuch stehen. Laboulayes V6ri16 oliici^li?. Dieauf denTrSmmern desBlocks Verbündeten hätten einem Kanzler, den sie vom Kaiser geschirmt glaubten, kein Härchen gekrümmt. Mit Denen wäre solcher Kanzler, auch ein minder behender, mehr von Skrupeln geplagter, leicht fertig geworden. Und wie soll der Enkel den Helden träumen, der schädlichem Nachtgevoegel das Feld räumt? Zwirnsfäden hätten den FürstenBülow nicht gebunden; Reichstagsvoten ihn nicht weggescheucht. Warum er ging? Die Frage mag ruhen, bis der Name des neuen Kanzlers im Reichsanzeiger steht. Jeder Tag hat seine Last, seine Pflicht. Das Reich braucht Geld und braucht einen neuen Geschäftsführer. Wers vor seinem Gewissen irgend verantworten kann, muß das Geld bewilligen. WerseinemVaterlande draußen Achtung werben will, darf nicht flennen, der Scheidende sei unersetzlich. WirhabenGeld; wirhaben Männer; wir sind nichtvonRäubernundKuttenbrüderninsJochgezwungen.EndetdenSchwatz! Sonst hält der Fremde für wahr, was Parteiprofitsucht erfunden hat.



Theodor Barth.

51

Theodor Barth.

och immer zittert in leis verwehenden Tönen die Totenklage um Theodor Barth durch die deutsche Welt. Darin ist etwas Schönes, woran auch dem politisch anders Meinenden Antheil zu nehmen vergönnt ist. Man hatte sich gewöhnt, in Barth einen Unglücklichen zu sehen, dem Politik und Leben zerronnen war. Der, ruhelos von Zeltlager zu Zeltlager wandernd, Anhänger-schaft und Möglichkeit eines Wirkens ins Breite eingebüßt hatte und schließlich resignirt und verbittert bei einem Häuflein gelandet war, das gleich ihm drohend die Fäuste wider das Schicksal ballt, weil die Welt nun einmal so ganz anders ist, als diese Leute sie konstruirten. Nun nimmt man mit stillem Staunen wahr, daß es dem im Grundzug tragischen Lebensgang nicht an Treue gefehlt hat; daß nicht alle Anregungen, die der in der Psingstwoche Heim-gerufene durch ein Menschenalter redend und schreibend streute, auf ein steiniges Erdreich sielen; daß manche von ihnen sogar überraschend, wenn auch erst verschämt bei feinem Tode, aufgingen. Das ist das Versöhnende an dem Sterben dieses Literaten. Denn gerade Dies: das Publizistische, die Gabe des nnmuhigen Ausdruckes, des leisen Werbens in der Zwiesprache mit einem an-dächtigen, kultivirten Leser war das weitaus Stärkste an Barth. Ueber das Grab hinaus begeisterte Freundschaft hat ihn in den Nekrologen einen großen Redner geheißen. Das war er nie; dazu fehlten ihm schon die äußeren Mittel, die des Redners Glück machen. Wenn er im Reichstag sprach, den schwächtigen Oberkörper an die Bank gelehnt und mit dem Bleistift emsige Kreise in der Luft beschreibend, dann hatte man immer den Eindruck eines eifernden Ober-lehrers. Nichts Zwingendes ging von dieser dünnen metallosen Stimme aus. Nichts, was die Sinne gefangen nahm, von der phcmtasiearmcn Logik des Sprechers. Selbst wo er sich in Hitze redete, blieb man kalt; so sehr man-gelte seiner Leidenschaft die Kraft, mit fortzureißen und sich miizutheilen. Ganz anders der Schriftsteller Baith. Da übt dies feine und viel-seitige Talent seine tiefsten Wirkungen. Journalistenarbeit (Barth spricht es einmal selbst aus) gehört inmitten der irdischen Vergänglichkeiten zu den aller-vergänglichsten Dingen. Sogar die Werke der Kochkunst, fügt er in weh-müthiger Selbstironie hinzu, haben eine längere Dauer. Trotzdem hat er manch-mal den Versuch gemacht, die über verschiedene Journale, insbesondere die dreiundzwanzig Jahrgänge seiner vortrefflichen „Nation" verstreuten Aufsätze zu sammeln. Eine dieser Sammlungen, die „Politischen Portraits", gehört zu dem Reifsten, was in unseren Zeitläuften die Publizistik der Deutschen her-vorgebracht hat. Genauer ausgedrückt: zu den wenigen ausgereiften Stücken, die sie überhaupt noch zu erzeugen vermocht hat. Denn diese Publizistik liegt



Die Zukunft.  
neuerdings bei uns sehr im Argen. Vollends, seit jede zufällige parlamentarische-Tagesgröße den Äeruf dazu von den Wählerschaften mit überkommen zu haben glaubt, wenn sie pessillio aetoi-uni dwrnorum. stilo allerlei Unbeträchtlichkeiten der Taktik erörtert, ist das Gefühl, daß auch der politische Essay Kleinkunst sein kann (und in einer hochgebildeten Nation es zu sein hat) rasch im Schwinden. In diesen „Politischen Portraits" führt Barth uns in die Welt des älteren deutschen Liberalismus. In den Kreis, da umfassendste Bildung und eigentümliche Weltfcmdeheit, feinste Persönlichkeitkultur und theoretische Starrheit, idealistischer Schwung und manchesterliche Herzensthätigkeit sich so wunderlich vermählten. Und sonderbar: Barth war jünger als sie Alle, deren intimster Wesenheit er in diesen Skizzen mit spürsamem Verständniß nachging; viel jünger als die Bambnger und Siauffenberg, die Georg von Bunsen, Theodor Mommsen und Alexander Meyer. Und doch wars im Gruhde seine Welt, von der er, trotz manchen Konzessionen der letzten zehn oder zwölf Lebensjahre, nie ganz freigekommen ist.  
'Dabei ist Barth (wenn er oft auch so erschienen ist) nicht eigentlich Das, was man einen verbohrtten Doktrinär, einen verranntten Pnteifanatiker heißen könnte. Als bei Capriois Militärvorlage Eugen Richter zur „unentwegten" Opposition aufruft, weil einen Minister, selbst einen wohlgesinnten^ zu stürzen, immer verdienstlich sei, löst er sich mit entschlossenem Schritt von der freilich längst widerwillig getragenen Gemeinschaft. Auch die gigantische Erscheinung Ottos von Biemaick hat in Barth einen unbefangenen Bewunderer, obwohl das zornige Stirnrunzcln^es Großen ihn sein bremisches Staatsamt kostet. „Er ist der Einiger Deutschlands", entgegnet er mit Nachdruck der behenden höfischen Legende und der Geschichtttttterung von Karl Mmxens seligen Erben. Und den preußischen Konflikt nennt er vorurtheillos eine historische Notwendigkeit,weil ohne diesen Konflikt Bismarck seinen alten König, den innerlich dem ihm unheimlichen Thun Widerstrebenden, nie für die großen Ziele seiner auswärtigen Politik an sich zu fesseln vermocht hätte. Das ist bezeichnend für die keineswegs festgefrorens Sinnesart Barths, dem auch sonst mancherlei Entwicklung durchzumachen beschieden ist. Er war in seinen jungen Jahren gegen den Gedanken der Reichseisenbahnen und die preußische Verstaatlichungaktion aufgetreten und mußte, ein eifriger Amerikafahrer, an dem Gang der Dinge in der Union erkennen, um wie viel höher das Staatsmonopol steht als das faktische Priroatmonopol einzelner Kapilalistentrusts, die die Allgemeinheit zwingen, ihrem Eigennutz zu fronen. Er hatte als Dreißiger die sozialdemokratische Gedankenwelt ganz nach dem Schema der Männer vom Volkswirthschaftlichen Kongreß bekämpft und lachte später selbst der Thorheit, die sich die Köpfe zerbrach, um aussindig zu machen, wie es im Zukunftstaat einmal aussehen würde. Er war bis über seines Lebens Mittagshöhe em getreuer Bastiatschüler und schalt.



Theodor Barth.

Weit sie die angebliche natürliche Harmonie der Interessen störe, noch 1889 (in einem rechtschaffenen oberflächlichen Aufsatz) auf die „sozialistische Quacksalberei“ der Zwangsversicherung. Und hat hinterher doch mit dem jüngeren Liberalismus, zu dem er dem Alter nach zählte, einsehen gelernt, daß ein gewisses Maß sozialer Fürsorge dem Industriestaat schlechthin Lebensnotwendig ist. In Einem nur blieb er unbelehrbar, in dem auch der starre, in die abstrakte Idee verliebte Doktrinär bis ans Ende: in seiner Auffassung handelspolitischer Probleme. Als Barth ins öffentliche Leben trat, dominirten in der politischen Erörterung die Faucher, Prince-Smith, H. B. Oppenheim, Karl Braun, in der Beamtenschaft die Schule Rudolf Delbrücks. Die pflegten sich, wenn zur Begründung ihrer Anschauungen der Konsumentenstandpunkt und der Vortheil der internationalen Arbeitstheilung nicht ausreichten, damit zu brüsten, daß die gesammte wissenschaftliche Erkenntniß hinter ihnen stehe. Das war schon damals nicht richtig; denn bereits wirkten Adolf Wagner und Gustav Schmoller und seit 1872 hatte der fast nur aus Politikern und Publizisten bestehende Kongreß Deutscher Volkswirthe sein gelehrteres Gegenbild am Verein für Sozialpolitik gefunden. Dennoch fühlt Theodor Barth in einer Streitschrift, die er 1879 der „Entwicklungsgeschichte der heutigen reaktionären Wirthschaftspolitik“ widmet (einer temperamentvoll und anschaulich geschriebenen Schrift, die auch jetzt wohl noch zu lesen lohnt) sich ganz und gar als literarischen Vollstrecker strenger deutscher Wissenschaftlichkeit. Inzwischen ist die Wirthschaftslehre nun ja weiter fortgeschritten. Die Freihändler sind auf deutschen Kathedern nicht ganz ausgestorben; aber die Zahl der Schutzzöllner, mindestens der bedingten, hat sich vermehrt und aus dem Hinüber und Herüber und vor Allem aus der Betrachtung der historischen Abfolge in dem Verhalten der einzelnen Völker hat sich eine Art Vermittelungslehre herausgebildet, die man mit den Worten Schmollers bezeichnen könnte: „Wir sehen heute in Schutzzoll und Freihandel nicht mehr eine Prinzipienfrage, sondern nur wechselnde Mittel für die Handelspolitik; wir sehen im Schutzzoll nicht mehr ein sicheres Bereicherungsmittel, aber auch nicht mehr eine ganz unbefugte Einmischung in die harmonische Naturordnung der volks- und weltwirthschaftlichen Prozesse.“ Barth ward von diesem Wandel nicht berührt; ihm blieb der Freihandel eine Prinzipienfrage bis zur Todesstunde und noch seine letzten Klagen galten dem „protektionistischen Sumpf“ und der „intellektuellen und moralischen Perversität der Schutzzöllnerei“. An diesem fanatischen Freihändlerthum hat er sich auch verblutet. Am Freihändlerthum. Aber nicht an ihm allein. Barth, ich sagte es vorhin, war von Haus aus kein Doktrinär im engherzigen Wortsinn. Zum Fortschrittsphilister war er zu gebildet; hatte er zu viel von der Welt gesehen; auch in seines Lebens Führung zu starke ästhetische Bedürfnisse. Er konnte in früheren Jahren manchmal recht herzlich über radikale Phantastereien und



Die Z«d»ft.  
revolutionäre Phrasen spotten. Mit Vorliebe citirte er Theodor Mommsens Wort: „Dem rechten Mann liegt das Ideal im Ziel, nicht in den Wegen.“ Und als Windt Horst starb, schrieb er in seiner „Nation“ den hübschen, den Kern aller politisch-parlamentarischen Arbeit aufweisenden Satz: „Windthorst wußte, daß in der Politik Alles blattweise gegessen zu werden pflegt, wie bei der Artischocke.“ In seinen letzten Lebensjahren hat Barth das „blattweise“ Essen nicht mehr genügt. Da war er zum doktrinären Eiferer geworden, der ingrimmig gegen Alle zu Felde zog, die nicht gerade auf seinen Wegen waren. Die nicht von ihm sich überzeugen lassen mochten, daß, um ans Ziel zu kommen, man just seine Pfade einschlagen müsse. „Die Demokratisirung Deutschlands!“ Wer (man braucht sich nicht an die Vokabel zu klammern), der nicht gerade großagrарischen Schichten entstammt, wünscht sie im Grunde nicht auch? Wer fühlt nicht, daß dieses Volt der Händler und Industriellen, des von Jahr zu Jahr anschwellenden neuen Mittelstandes und der energisch vorwärtsstrebenden Arbeiterschaft auf die Dauer unmöglich in Formen regirt werden kann, die auf dem ungeschriebenen Staatsgrundgesetz sich aufbauen, daß in Gesellschaft und Wirtschaft, in Verwaltung und hier und da selbst in der Justiz dem Großgrundbesitz und Allem, was ihm versippt ist oder sonstwie mit ihm zusammenhängt, ein Praecipuum zu gewähren ist? Nur glaubten wir Anderen Barth nicht, daß zu solchem Ende das liebebfehmde Umgirren der Sozialdemokratie der rechte Weg war. Für eine Verbrüderung mit ihr schien uns bei den nun einmal hüben und drüben vorhandenen Antipathien fürs Erste überhaupt keine Möglichkeit zu bestehen. Vor Barths Flammengruft hat ein Sozialdemokrat gesprochen; ein anderer hat ihm später in Berlin einen Nachruf gespendet. Ist Das ein Zeichen dafür, daß Barths Saat langsam aufzugehen beginnt, oder beweist es nur (worauf auch andere Beobachtungen deuten), daß die aus jugendlicher Schwarmgeisterei in die Sozialdemokratie verschlagenen Akademiker inmitten der klassenbewußten Unduldsamkeit zu frieren beginnt; daß sie, die die Industriearbeiterschaft nicht begreift und nicht begreifen will, sich hinaussehen in eine bürgerliche Demokratie? Ich weiß es nicht. Nur, daß Barth in seinen letzten Jahren einem Schemen, einem blutleeren Erzeugniß feiner überhitzten Phantasie nachgejagt ist. Es ging ihm wie Hebbels Meister Anton: auch er verstand die Welt nicht mehr. Nur trug ers anders. Er trat in Zorn und Leidenschaft auf uns herum und fühlte nicht, wie er sich selbst dabei zertrat. Sein feines Talent, das für die grobe Agitation viel zu schade war, und sein Leben.  
Dr. Richard Bahr.



Die Frau.

55

Die Frau.\*)

as ewig Weibliche zieht unS hinsn. Sie Alle kennen die Schlußworte des Fauft und es wird Sie nicht wundern, daß sie mir in den Ohren klingen, wenn ich zu Ihnen über die Frauenfrage sprechen will. Ich weiß nicht, ob je eine Frau den Ernst dieses einen Satzes begriffen hat, der das Weib für das Handeln der Menschen verantwortlich macht. Ich glaube es nicht, glaube es so wenig, daß ich lange Zeit nicht verstanden habe, warum Goethes letztes Wort an die Frauen gerichtet war. Jetzt weiß ich, daß eine Wahrheit selbst dann gesagt werden muß, wenn sie ungehört verhallt, daß sie wie die Quelle ist, die hervorbricht aus der Erde, ohne zu fragen, ob irgesdein Durstiger daraus trinkt. Ich weiß auch, daß es die tiefste Wahrheit ist, und scheue mich nicht, sie hier zu wiederholen: Me Frau trägt die Verantwortung für die Zukunft. Das ewig Weibliche zieht uns hinan. AlleS Vergängliche ist nur ein Gleichnitz. Ich kann Ihnen den Ort nicht mehr nennen, in dem ich es erlebte, vielleicht war es Rom oder Berlin oder London, irgendeine große Stadt jedenfalls, in der ich mitten unter freMdsn Menschen ging, unter rohen, haftenden Menschen, wie sie ihrer Arbeit nachgehen und mit ver-bissenem Zorn gegen den Zwang des Lebens durch die Straßen eilen. An diesem Tag fiel mir auf, daß all diese Leute an einer bestimmten Stelle ihre Eile mäßigten und, wenn sie dann weiterschritten, in ihren Gesichtern einen Ausdruck seltsamen Ernstes zeigten, als ob sie etwas Heiliges gesehen hätten. Als ich näher kam, sah ich unter dem Bogen einer Hochbahn (es muß doch wohl Berlin gewesen sein) in die Ecke geschmiegt eine Frau sitzen, die, unbekümmert um Alles rings umher, ihr Kind tränkte. Es war eine ganz gewöhnliche Frau. Niemand, der ihr begegnet wäre, hätte sie auch nur angesehen; und jetzt hemmte diese eine Frau den Strom der Großstadt und weihte Jedem, der sie sah, Tag und Stunde. Das Ereigniß ist mir Jshre hindurch nachgegangen und erst lange Zeit nachher begriff ich, daß ich und Alle, die es sahen, ein Gleichniß geschaut hatten, ein Symbol von Gottnatur. Das hatte uns über uns selbst erhoben. Erst dann lernte ich auch ein Wenig das Wesen der Frauen kennen, das mir so lange fremd geblieben war und das ich verehrte, ohne zu wissen, warum, der Frau, die ich nicht fassen kann wie den Mann, wenn er mir als starke, selbstbewußte und thätige Persön-s) Ein merkwürdiges Buch erscheint um die Julimitte bei S- Hirzel in Leipzig. Em Buch, das manches Kopfschütteln bewirken. Viele (namentlich viele Frauen) grimmig ärgern, vielleicht auch Viele, mindestens einzelne Gruppen zuheller Begeisterung entflammen wird. Das Jeden aber, Feind und Freund, zu dem Geständnitz drängen müßte: Hier ist Einer; eine Persönlichkeit, die Etwas zu sagen hat.Dr. Georg Groddeck hatdss Büchlein geschrieben; Nervenarzt, Schweningerschüler, Leiter eines Sanatoriums in Baden-Baden. Einer, der lange geschwiegen, hier und da nur zum Thema 5«r Arztkunst gehörige Fragen erörtert hat und nun mit einem GlaubensbeZenntnitz ans Licht tritt. Der Titel: „Hin zu Gottnatur!“ Fünf Vorträge. Der letzte wirdhier veröffentlicht. Doch darf nur urtheilen, wer alle fünf kennt. Und wer der Persönlichkeit nicht das Recht wehrt, die Welt aus eigenen Augen zu sehen. Harte Lehre findet Ihr hier; in Nietzsches Wegspur den Versuch, giltige Werthe umzuwerthen. Die Kraft und der Reiz der Darstellung wird Jeden fesseln. Richten darf nur, wer ernstlich geprüft hat, ob diese männischen Gedanken Eines, der Christ zu sein glaubt, bis ans letzte Ende gedacht sind.

55



Die Zukunfft.

lichkeit gegenübertritt, der Frau, die niemals eine Persönlichkeit ist. Niemals.

Die Frau ist nie eine Persönlichkeit. Sie ist ein Gleichniß allen Geschehens, Gott-natur symbolisch gestaltet, etwas unennbar Heiliges, das jedes Mannes Herz überwältigt, wie der Blick in den unendlichen Raum des Himmels. Keine Persön-lichkeit, aber Gottnatur, ein Wesen, aus dem die Welt widerklingt in den Worten:  
Und sofern Du Das nicht hast.

Dieses Stirb und Werde,

Bist Du nur ein trüber Gast

Auf der schönen Erde.

Wir, die wir Männer sind, durchfürmen die Welt nach dieser Einsicht, suchen und kämpfen und ringen bis an des Lebens Ende, um dann endlich müde und alt vom Tode zu hören: „Ja, Du, Mensch, bist nichts als ein Stück der Welt, auch in Dir lebt Gottnatur, auch Du bist ewig, kein Ich, kein Gott der Erde, keine Persönlichkeit, aber Du bist meh< denn Du bist ein Gleichniß; und alles Ver«gängliche ist nur ein Gleichniß.“ Das ist das Ende eines langen Lebens, das Ziel des Lebens, ein ruhig ernstes Wort, eine tiefe Einsicht, gefolgt von Entsagung und doch beglückend. Und neben uns Kämpfern lebt ein Wesen dahin, das diesen Streit nicht kennt, dem in die Wiege gelegt ward, was uns vorschwebt, ein Wesen, ganz von den Kräften der Natur durchtränkt und belebt, immer und ohne Unterlatz ge-heiligt als Träger des höchsten Symbols, ein Gleichniß davon, wie das Leben vom Tode zehrt, ein Wesen, nicht in sich geschlossen, sondern Alles in sich fassend, Ver-gangenheit und Zukunft; ein Gleichniß alles Vergänglichen. Und sollten wir da nicht dieses Wesen lieben, sollten wir nicht die Frau lieben?

Aber freilich: diese Liebe sieht beim Mann ganz anders aus als beim Weibe;

und deshalb ist das Sittengesetz des Mannes ein anderes als das der Frau. Der

Inhalt des weiblichen Lebens ist die Liebe; und so ist ihre Moral eine Moral

der Liebe, des gegenseitigen Verhältnisses von Mann und Weib, eine GefShls-

moral. Der Inhalt des männlichen Lebens ist das Handeln, seine Moral ist in-

tellectuell, eine Verstandesmorsl. Die Frau liebt die Persönlichkeit des einen

Mannes, sie liebt diesen einen bestimmten Mann, sein Ich, seine Individualität;

sie kann gar nicht anders: denn von dem Augenblick an, in dem sie sich ihm ergiebt,

wird sie ein Theil von ihm, ein Geschöpf von ihm. Sie fällt ihm anHeim, sie

muß ihm treu sein, es ist ein Naturgesetz, und wenn sie es nicht ist, sündigt

sie wider ihr eigenes Wesen, Wider sich selbst. Die Treue der Frau ist keine Frage

der Moral: sie ist ein physiologischer Zwang. Beim Mann aber ist die Treue eine

freie That seines Willens; er muß sich selbst bezwingen, um treu zu sein; seine

Treue ist in Wahrheit eine moralischeHandlung, ein Zeugniß seiner Selbstbeherrschung

und Kraft. Denn der Mann liebt in seiner Frau nicht die Persönlichkeit (wie

sollte er, da nie eine Frau Persönlichkeit besaß noch je besitzen wird?); in seinem

Weibe liebt er Gottnatur, sie ist ihm das Symbol des Alls, gewiß das Herrlichste,

was er kennt, es ist Ehrfurcht in seiner.Liebe, viel mehr als in der seines Weibes.

Gr weiß es vielleicht selbst nicht, aber doch ist die Fr«u, die er besitzt, die höchste

Idee seines Lebens, das Bild Dessen, was da war und sein wird, das Gleichniß

Gottnatur. Er ist nicht, wie die Frau, von seiner Liebe gezwungen, treu zu

sein. Ihn zwingt nur die Idee, der er seinen Trieb opferte, opfern kann, wenn er will.

Aber es ist nicht immer bei ihm ein Zeichen moralischer Größe, wenn er

treu ist. Je unbedeutender der Mann ist, je enger er denkt, um so eher kann er



Die Frau.

57

treu sein; ja, vielen Männern ift es kaum eine Mühe. Je größer aber die Persönlichkeit des Mannes ift, je höher sein Geist und Wesen strebt, um so schwerer ift ihm die Treue, denn wie er dann mehr von sich verlangt, so verlangt er auch mehr von seinem Weibe, diesem vergänglichen Gleichniß von Gott und Welt. Nur unter drei Bedingungen kann er dann treu sein. ^ .Entweder er erkannte schonen jungen Jahren richtig und wahr, datz diese eine Frau, die er wählt, für ihn Gott-natur ist, — gewiß der seltenste Fall; denn wer hätte in der Zeit der Werbung Einsicht genug, ^um wie ein Weiser ^zu urth eilen? Mer seltenste" FslI, ^sicherlich, man könnte sagen: ein Glücksfall. Die ^zweite Möglichkeit ist die, daß er sich sagt: Ja, icy täuschte mich; die ich wählte, M einUchwaches Gefäß Gottes, ^und wenn :cy lucyie, fände ich Wohlsein anderes Weib, das mir mehr wäre.1 Warum aber sollte ich suchen? Diese erste Frau, die ich traf, lehrte mich Gottnatur schauen. ^ Sie war einmal für mich das Gleichnitz der Welt und ich habe sie mir zu eigen gemacht, dienstbar gemacht, sie ift in gewissem Sinn mein Werk. Jetzt sind meine Augen offen, und wo ich Hinblicke, sehe ich die ewige Welt, das Stirb und Werde. Ich sehe wohl hier eine Frau, die vollkommener das Bild des Gottes zeigt; warum aber sollte ich sie mir zu eigen machen? Waö sie mich lehren kann, nehme ich von ihr, ohne sie zu berühren, ehrfürchtig und schonend, mit ruhiger Kraft meine Triebe beherrschend; denn Das kann ich, wenn ich will. Das ist der zweite Fall, der Fall der großen Männer, der wirklichen Männer, der Fall Goethes. Es giebt noch eine dritte Möglichkeit, daß ein bedeutender Mann, eine Persönlichkeit, die auch unter Männern selten sind, treu sein kann; eins überaus traurige Möglichkeit, die nur allzu häufig ist und an der diese Persönlichkeiten zu Grunde gehen. Das sind die Frevler an ihrem Besten, die aus eitel Eigensinn oder aus bigotter Frömmigkeit gegen das einmal gewählte Ideal mit vollem Bewußtsein die Augen vor Gotinatur schließen und, weil sie in der eigenen Frau nicht mehr Gottnatur zu schauen vermögen, auch keine andere mehr ansehen; die sich vor der Gewalt ihrer Triebe und der eigenen Schwäche fürchten. Sie haben weibliche Moral, keine männliche, Gefühls-moral, aber keine des Intellectes. Das sind die Feigen, sind die Männer, die wider den Heiligen Geist lügen, durchaus keine moralischen Menschen, sondern schlechte Menschen, Lügner wider sich selbst. Diese drei Möglichkeiten giebt es für die Treue des Mannes, der Persönlichkeit hat. Die Menschen der Masse aber sind nur treu, weil es Moral ist, oder untreu, weil sie Gelegenheit dazu haben: Beide verächtliche Wichte. Wer aber Persönlichkeit hat und Kraft genug besitzt und hält die Treue doch nicht. Der möge es selbst verantworten; denn er allein kann beurtheilen, warum er sich selbst so schadet. Er allein hat das Recht und die Pflicht, über sich zu urtheilen, sich freizusprechen oder zu verdammen; denn er allein weiß, was ihn zum Treubruch trieb. Eine allgemeine Moral, die den Mann zum Sklaven der Treue machte, gieit es nicht und darf es nie geben. Das hieße, ein Gesetz, das die Natur dem Weibe gab, frevelhaft dem Mann vorschreiben, de« es seine innersten Kräfte lähmte.

Sie sehen: da stehe ich mitten in der Frauenfrage, mitten in dem wahn-sinnigen Treiben unserer Zeit, die dem Manne Weibermoral beibringen will, die den Mann zum Weibe macht, mitten im Feminismus. Man fängt nun auch an, zu verstehen, was ich mit den Worten meinte, daß die Frauenfrage die entscheidende unserer Zeit ist. Gelingt es der Frauenbewegung, dem Manne den letzten Reft von Persönlichkeitgefühl zu rauben (er ift gering genug), dann ist es vorbei mit



ös

Die Zukunft.

aller Herrlichkeit und aller Zukunft. Denn auf dem Persönlichkeitgefühl des Mannes ruht sein Pflichtgefühl, seine Thatkraft, seine Aufopferungsfähigkeit, seine Ehrfurcht vor der Idee. Und ohne diese Ehrfurcht vor der Idee, die in Wahrheit und allein alle Thaten des Mannes (mit anderen Worten: des Menschen) geschaffen hat und die des Mannes Zierde ist, geht Alles verloren, was erworben wurde. Alles Große und Schöne im Menschenleben ist Werk des Mannes, ist Werk der Persönlichkeit im Manne. Und Das wird immer so bleiben, denn nur ein Mensch, der Persönlichkeit hat, kann schaffend wirken; und die Frau hat keine Persönlichkeit. Ich weiß, daß dieser Satz auf Widerspruch stoßen wird; muß ihn aber trotzdem festhalten. Er ist nicht etwa eine Ausgeburt meiner Phantasie, sondern ein Naturgesetz. Ich sagte es schon: die Frau steht Gottnatur näher als der Mann, oder, um es anders auszudrücken: sie ist viel enger an die Natur gefesselt, sie ist ein anders geartetes Werkzeug für andere Zwecke, nicht etwa ein schlechteres, aber eins, das für andere Dinge gebraucht wird und deshalb nicht so viel Bewegungsmöglichkeiten hat. Es ist wie mit Anderem auch Ein Thier kann sich frei bewegen, es ist ungebundener als der Baum, der in der Erde wurzelt. Aber deshalb ist das Thier nicht werthvoller als der Baum. Mit einem Automobil kann ich durch die halbe Welt fahren, aber deshalb ist es nicht werthvoller als die Dampfmaschine, die fest im Elektrizitätswerk steht und Hunderte von Häusern mit Licht versieht. Der Streit darüber, ob Mann oder Weib höher organisirt seien, ist dumm. Sie sind nicht gegen einander abzuschätzen, da sie verschiedenem Zweck dienen, und man kann ruhig sagen: Beide sind vollkommen. Der Zweck des Weibes aber, der Mutterberuf, kann nur erreicht werden, wenn die Frau in ihrer Bewegungsfreiheit gehemmt wird. Sollte sie schaffend nach außen Das leisten, was der Mann leistet, so würde die Ausbildung des Kindes dadurch geschädigt. Nun hat aber auch die Natur der Frau doch schon durch ihren Körper eine Fessel angelegt, die sie überall hindert. Die gesunde, normale Frau wird in regelmäßigen Zeiträumen von der Natur lahmgelegt und damit ihrer Kraft eine Grenze gesetzt, die von dem weiblichen Geschlecht nicht überschritten werden kann. Man überhört diese Mahnung der Natur jetzt in den Feministenkreisen geflissentlich. Aber Das wird nicht helfen. An einem bestimmten Punkt wird und muß die Frauenbewegung stillstehen. Es handelt sich da gar nicht etw. um rein körperliche Zustände, obwohl die allein genügen, um die Leistungsfähigkeit der Frau zu vermindern. Die Frau, selbst die gesündeste (und die erst recht), ist in diesen Zeiten stets mehr oder weniger intellektuell unzurechnungsfähig. Ihr Wesen geräth dann mit unentrinnbarer Nothwendigkeit in einen vollständigen Aufruhr, der an die Zeit der Entwicklung vom Kind zum Mädchen erinnert, sie wird gewissermaßen jedesmal wieder ein Mädchen mit mädchenhaften Ideen, kommt unter den Druck einer Gewalt, von der sie beherrscht wird, statt sie zu beherrschen. Die Frau ist im allerhöchsten Grade abhängig von ihrem Frausein und niemals, niemals wird sie Das überwinden. Niemals wird sie deshalb auch nach außen leisten können, was der Mann leistet. Diesem Theil der Frauenfrage steht der Mann sehr ruhig gegenüber. Die Frau bleibt Dilettant im Schaffen. Sie ist zu anderen Dingen bestimmt. Die Natur hat wunderbar gearbeitet, um die Frau vor einem Abwenden von ihrer Bestimmung zu bewahren, um sie von dem Thatigkeitsfelde des Mannes zurückzuhalten, ihr jede schöpferische Thatigkeit unmöglich zu machen. Nicht genug, daß sie das Weib schwächer schuf, nicht genug, daß sie die Frau mit wiederkehren-



Die Frau.

59

der Regelmäßigkeit daran erinnert, daß sie im Dienst des Geschlechts steht, wie sie auch zum Wahrzeichen dieses Verfallenseins an die Geschlechtlichkeit der Frau die Brüste gab, die sie zu allen schweren Arbeiten unfähig machen, nicht genug damit: sie gestaltete den Charakter, das Wesen der Frau so, daß sie auch nicht im Stande ist, geistige Probleme zu lösen. Sie versagte ihr den Persönlichkeitstrieb des Mannes sast ganz, und was sie ihr davon gab, war nicht der Wunsch, Etwas zu leisten, sondern der, glücklich zu werden und glücklich zu machen, diese beiden Triebfedern weiblichen Handelns. Wie hoch eine Frau stehen mag, was sie auch erreichen mag: sie sieht die Dinge immer unter dem Gesichtspunkte des Glücks. Dieses unablässige Hindrängen nach dem Glück ur o Beglücken muß sie auch haben; es ist ihr mit voller Ueberlegurig gegeben worden. Denn sonst wäre sie unfähig für ihren Mutterberuf, ja, sie wäre sogar unfähig, Mutter zu werden, da nur der Glückshunger die Frau veranlaßt, sich dem Mann hinzugeben und die Qualen des Gebärens auf sich zu nehmen. So sieht sie denn von vorn herein die Dinge falsch oder mindestens einseitig. Es kommt aber noch hinzu, daß die vorsichtige Natur, immer besorgt, den Hauptzweck auf tausendfache Weise herbeizuführen und jedes Ding in bestimmten Grenzen zu bestimmten Zwecken zu verwenden, das Wesen der Frau in die Schranken der nächsten Nähe körperlich und geistig gebannt hat. Wie der weibliche Körper nicht den Anstrengungen der gefährvollen Bewegung gewachsen ist, wie ihm wenigstens durch die Mahnung der Natur jede über Monate hinaus dauernde Bewegung unterbrochen wird, was ja allein schon genügt, um ihm die Gefahr des Entdeckens zu verbieten, so ist auch der weibliche Geist genau durch das selbe Mittel verhindert, große Entdeckungen zu machen, da ihm die fortgesetzte geistige Arbeit regelmäßig durch den Raptus der Periode unterbrochen wird. Der Frau ist es versagt, mit ihrem Geist in die Ferne zu schweifen, Jahrtausende zu umspannen, weltvergessen an tiefen, schweren Problemen zu arbeiten. Gottnatur hat sie an den Boden gefeffelt, an ihren Mann, an ihr Kind, an ihre Geschlechtlichkeit. Wie ernst es Natur mit dem Beruf der Frau nimmt, zeigt sie zweimal mit beweisender Deutlichkeit: in den Entwicklungsjahren und in der Zeit des Ueberganges. Körper und Geist der Frau werden in beiden Zeiten völlig zerüttet und in Aufruhr gebracht. Das sind Vorgänge, zu denen sich im Leben des Mannes gar keine Parallelen finden lassen. Die Natur will die Thätigkeit der Frau nicht, sie hat der Frauenbewegung Grenzen gesetzt: und deshalb kann der Mann ihr ruhig zusehen, js, er kann und soll sie unterstützen.

Die Nalur will die Thätigkeit der Frau nicht. Oder wird etwa nicht von dem Moment an, in dem die Frau empfangen hat, jede andere geistige Regung von der einen Gewißheit des wachsenden Kindes verschlungen? Die gescheiteste, gebildetste Frau, js, selbst das Genie, wenn es ein solches unter Frauen gäbe, wird durch die Empfängniß gezwungen, ihre Arbeit zu lassen oder schlecht zu vollführen, mag es nun Studium oder Kunst sein oder irgend etwas Anderes, sie wird der freien Verfügung über ihre Geistes- und Körperkräfte beraubt, sie verdummt gewissermaßen für Alles, was Weltgeschehen ist, so weit es nicht ihr Kind betrifft. Und nun das Merkwürdige dabei: diese Frau wird auf einmal schön. Und wenn Schönsein die Harmonie der Eigenschaften mit dem Zweck ist, das Erfülltsein eines Zweckes, was doch wohl eine richtige Definition ist, dann ist dieses Schönwerden der Frau der deutliche Beweis dafür, daß das Wesen der Frau im Muttersein liegt und daß alles Andere nur ein Ersatz oder ein Schmuck ift. Die Frau ist das



Die Zukunft.

Symbol von Gottnatur, das Symbol des ewig Schaffenden, das ohne Bewußtsein und ohne Absicht, ohne alle menschlichen Schwächen und Zuthaten Reines wirkt und die Zukunft gestaltet. Sie waltet wie die Sonne oder die Erde, weit über den Schranken menschlichen Verständigseins, sie waltet eines Amtes, das nicht mit menschlichem Maß gemessen werden kann. Und um ihr diese Erhabenheit über Menfchenwitz und Menschenurtheil zu geben, verkürzte ihr der Gott das Kennzeichen des Menschseins, die Größe und die Kleinheit des Menschseins, die Persönlichkeit mit all ihren Leistungen und Fesseln. Denn die Frau ist keine Persönlichkeit.

Vom Mädchen wird man mir Das ohne Weiteres zugeben. Bei der Frau aber waltet ein eigentümliches Gesetz, das man freilich nicht anerkennen will, das aber deshalb nicht minder gilt. Das Wesen des Weibes wird durch den Verkehr mit dem Mann umgestaltet. Die Frau empfängt nicht nur das Kind, sondern durch die Empfängniß wird ihre ganze Existenz, Körper und Geist, verändert, von dem Wesen des Mannes durchtränkt, sie wird dem Manne ähnlich, ja, man kann sagen, sie wird ein Stück, ein Glied des Mannes. Von dem ersten Kind an ist die Frau nicht mehr Das, was sie früher war, sondern sie ist eine Mischung aus Mädchen und Mann. Das ist eine wissenschaftlich feftbegründete und unumstößliche That-sache. Daher die äußere Ähnlichkeit der Ehepaare, daher die unerschütterliche Liebe des Weibes zu ihrem Mann, die Alles überlebt. Daher aber auch die unbestreitbare Giltigkeit des Satzes: Die Frau sei unterthan dem Manne. Unbestreitbar, wenn auch mit Heftigkeit bestritten. An diesem Berhältnitz der Untertänigkeit wird die Frauenbewegung auch nie Etwas ändern. Der Mann dient der Welt, die Frau aber dient dem Manne; und dienen lerne das Weib bei Zeiten: Das ist aller Frauenweisheit Anfang und Ende. Der Mann ist und bleibt der Herr des Weibes, sie wird immer ihm gehorchen, sie kann nicht anders, genau so, wie die Hand dem Gehirn gehorcht. Und wie es ein Zeichen schwerer Erkrankung ist, wenn die Hand dem Willen nicht mehr unterthan ist, so ist es ein Zeichen schwerer Erkrankung, wenn die Frau sich emanzipirt. Erreichen wird sie damit nichts. Denn die sogenannte Befreiung der Frau ist nicht etwa ein Beweis für die Kraft, sondern nur ein Beweis für die Schwäche des Mannes, für seine Degeneration oder zum Mindesten seine Krankheit. Früher oder später geräth die Frau doch wieder in Abhängigkeit und das einzige Resultat dieser merkwürdigen Bewegung, die aus der Degeneration des Mannes beruht, wird sein, daß der zukünftige Herr des Weibes weniger Werth ist als der, den sie jetzt bekämpft, daß sie diesem zukünftigen Herrn gehorchen muß, obwohl sie ihn verachten wird, während sie ihm früher in Ehrfurcht unterthan war.

Denn hier liegt der Ernst der Frauenfrage: nur in Dem, wie die Frau die Zukunft gestaltet, wie sie ihres Amtes als Mutter waltet; nicht in dem Wahlrecht oder der Studienfreiheit oder der Verfügung über das Vermögen. Die Frau trägt die Verantwortung für die Zukunft, eine schwere Verantwortung, an die man sie täglich und stündlich erinnern sollte; mit Güte und Härte, unermüdlich. Ihr seid verantwortlich, Ihr habt kein Recht, aber Ihr habt eine Pflicht, die erdrückend schwer ist. Das, was man so im Allgemeinen Frauenfrage nennt, ist eine Spielerei, ein weibliches Vergnügen, an dem sich der Mann erfreut und das er im rechten Moment zu benutzen wissen wird. Denn an sich ist gar nichts dagegen einzuwenden, daß die Frau im täglichen Leben mitarbeitet. Warum sollten ihre Kräfte brach liegen? Aber was sie arbeiten und leisten wird, wissenschaftlich, künstlerisch, im



Die Frau.

61

Berufsleben oder in der Forschung, wird immer nur im Dienst des Mannes geleistet werden; er wird die Früchte der fleißigen Arbeit sammeln und aus den Steinen, die die Frau herbeischleppt, den Bau seiner Kunst, seiner Religionen, seiner Welt aufführen. Sie wird auch als ftudirte, gebildete Frau, nur in anderer Form, das Selbe sein, was sie dem alten Deutschen war, was sie immer und immer war und sein muß: ^die Magd, die die grobe Arbeit vollführt. Wenn sie danach gelüstet, sie, das Symbol von Gotinatur, mag sie es thun. Sie hilft dann wenigstens wieder, während sie im letzten Jahrhundert nur ein Hinderniß der Kultur war. Die Frauenfrege ist in diesem Sinn überhaupt eine MännerZrage; und die Männer sollten die EntWicklung der Frau so viel wie möglich befördern, da sie sich dadurch ihr bestes Werkzeug vervollkommen. Ihr bestes Werkzeug. Denn die Frau besitzt nicht nur eine viel höhere Kraft der Intuition als der Mann, sie weiß nicht nur viel rascher eine Situation, einen Werth zu fassen, einen Bedanken zu begreifen: sie ist vor Allem die große Anregerin alles Dessen, was der Mann schafft, sie, die Gottnatur ist, sie, die alle Kräfte im Mann entfesselt und wiederum in einem Sinne Herrin und Ziel des Mannes ist. W giebt Ziele für die Frau, die kein Mann erreichen kann. Aber sie weiß davon noch nichts. Und doch mutz sie danach streben, wenn nicht Alles zu Grunde gehen soll. Denn die Frau trägt die Verantwortung für die Zukunft. Zum Bauen der Gegenwart, zum Schaffen aber ist die Frau unfähig. Ihr fehlt die Persönlichkeit.

Die Frau ist keine Persönlichkeit. Sehr bezeichnend drückte Das einer meiner Kranken aus, der in einer melancholischen Stimmung den Wunsch äußerte, so lange zu lebe», bis er seinen Enkel kenne. „Und was für eine Schwiegertochter Ihnen Ihr Sohn zuführen wird, dafür interessiren Sie sich nicht?" fragte man ihn, „Nein, die Schwiegertochter ist eine vorübergehende Erscheinung." Da liegt ein tiefer Sinn verborgen. Da stehen wir dem Werthmesfer gegenüber, der über Eüte oder Schlechtigkeit der Frau entscheidet. Aus ihr selbst kenn man ihren Werth oder UnWerth nicht erkennen, denn sie ist nur eine vorübergehende Erscheinmg. Ihren Werth zeigen die Kinder. Des Mannes Werth zeigt seine That, denn « ist eine von Gottnatur abgewandte Person, die sich von Gottnatur abwenden muß' er hat den Trieb dazu. Der Frau Werth zeigt ihre Frucht, genau so, wie der Baum an seiner Frucht erkannt wird; denn sie ist nah bei Sottnatur, so nah wie der Baum, sie ist hingewandt zu dem AS, eine vorübergehende Erscheinung, keine Persönlichkeit, kein Wesen, das Werthe schafft oder die Welt umändert, wenigstens nicht aus eigener Kraft. Aber sie hat Werkzeuge, durch die sie Einfluß üben kann, und es liegt in ihrer Macht, diese Werkzeuge so oder so zu gebrauchen, sie so oder so zu bilden: Das ist der Mann, dem sie gehört, und sind ihre Kinder, denen sie gehört. Die Frau ist in viel engerem Sinn eine Naturgewalt als der Mann. Sie wirkt ähnlich wie die Sonne, die durch ihr Dasein schafft, durch ihr Leuchten und Leben, sie wirkt absichtlos, sie ist wie der Wald, dessen Zauber dem Menschen ein bestimmtes Gepräge giebt. Wie das Gebirge den Bergbewohner so gestaltet und die Ebene den Menschen des Thals anders und das Meer wieder einen anderen Menschen, so wnkt die Frau. Sie ist nah an Gottnatur: daher stammt ihre dämonische Kraft, das blitzartige Aufleuchten von Geifteslicht, das man nie bei dem Manne findet, das künstlerische Wesen der Frau, das Wesen der Muse, das Wesen, ein Ziel zu sein. Darin liegt aber auch ihre Verantwortung, ihre Pflicht. Sie darf sich nicht von Gottnatur abwenden. Sie zerstört damit die Zukunft.



Die Zukunft.

Wie steht nun die Frau dieser Verantwortung gegenüber, wie erfüllt sie ihre Pflicht, wie sorgt sie für die Zukunft? Das ist die Frauenfrage. Das allein. Die Frauenfrage ist eine Frage der Pflicht, nicht die eines Rechtes. Rechte! Kein Mensch hat Rechte; sm Wenigsten die Frau. Denn sie hat nichts gethan für den Menschen, sie kann gar nichts für den Menschen thun, es widerspricht der Natur. Sie hat nicht die Wälder gerodet und nicht die Thiere vertilgt, sie hat kein Haus gebaut und kein Lied erdacht, sie ist ganz unbetheiligt an der Eroberung der Welt durch den Menschen. Sie ist aber die Einzige, die den Menschen der Welt erobern kann: und Das ist ihre Pflicht. Es giebt kein Frauenrecht; nur eine Frauenpflicht. Und nun, noch einmal, wie steht die Frau zu dieser Wicht? Bisher noch gar nicht; Senn sie kennt sie noch nicht einmal. Und es fragt sich, ob sie diese Pflicht begreift, Venn man sie ihr zeigt. Denn die Fvau ist ein Wunderbich Wesen; leicht verletzt und schwer versöhnt. Sie ist wie dss Wasser, in dessen reinem Spiegel sich das Bild klar zeigt, so lange das Wasser ruht. Trifft aber ein Schlag die Tiefe des Wassers oder die Seele des Weiöes, so verzerrt sich das Bild in den Wellen oder in Haß und Leidenschaft. Möge der Spiegel klar bleiben! Denn ich habe harte Dinge zu sagen.

Zunächst also das SchuldZonto der Männer; denn, um Das gleich vorweg-Zunehnien, nicht die Frauen haben die unhaltbaren Zustände geschaffen, hinter denen das Verderben der Nationen lauert, sondern die Männer. Aber herausfahren aus dieser Zuständen können wiederum nicht die Männer, fosdern nur die Frauen. Es handelt sich um die Tntscheidung, ob wir in Wahrheit den Weg zu Gottnatur betreten werden, und diese Entscheidung kam: nur die Frau treffen, die dem Wesen der Welt näher steht, die das Stirb und Werde im sich trägt.

Jeder Mensch weiß es, und wer es noch nicht weiß, wird es in Kurzem erfthren, daß der Mann das weibliche Geschlecht Jahrhunderte lang unterdrückt hat, daß er es als fein Spielzeug und sein Arbeitsthier betrachtet, es aber mit v,llem Bewußtsein jeder Möglichkeit beraubt hat, in dem Durcheilen menschliche? öntwicklungftadien Schritt zu halte«. Man hat der Frau alles Wissen und Denken /erngehalten, man hat sie künstlich zur Puppe abgerichtet und ihr die .holde Weiblichkeit" angezüchtet, eine alberne Backfischnaivetüt, die noch genug Músner als das Wünschenswerte an einer Frau betrachten. Das ändert sich ja jetzt, nicht durch die Männer (sie taugen als Männer durch die Bank nichts mehr, sind nur noch tüchtig als Berufsleute), sondern durch die Kraft der Frauen. Gewiß eine bedeutende Leistung, ein Streben, das die Billigung jedes Mannes haben wird. Aber Das ist nicht der KernpunA der Sache; und mit Mädchengynmasien, Wahlrechts-agitation und Vereinen für die sittliche Hebung der Männer (darauf kommt es ja hinaus) wird man cm diesen Kernpunkt überhaupt nicht herankommen. Das, was den Frauen fehlt, ist das Pflichtbewußtsein. Es ist ihnen von den Männern genommen worden, langsam und gründlich; und jetzt, es muß gesagt werden, jetzt sind die Frauen pflichtvergessen. Ich weiß, daß dieser Satz Entrüstung hervorrufen wird. Wenn Sie mich aber geduldig anhören, wird an die Stelle der Empörung doch vielleicht Nachdenklichkeit treten; ja, ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß Sie mir im tiefsten Innern Recht gebm. Und dann verzichte ich gern auf den lauten Beifall.

Ich sagte Ihnen schon, daß das Persönlichkeitgefühl des Menschen, sein Selbstbewußtfein, gesunken ist, sein Stolz, für sich zu stehen und aus sich heraus



Die Frau.

63

GroheS zu leisten. Dabei ift die Erkenntniß von Gottnatur noch nicht Gemeingut geworden, ja, selbst die Wenigen, die Etwas davon ahnen, haben noch nicht vermocht, auch nicht versucht, ihr Leben mit dieser Erkenntniß in Einklang zu bringen. Die Harmonie des Menschen mit dem Weltall ift noch nicht erreicht. Statt Dessen hat man sich den Begriff der Menschheit konstruiert, dem man den Einzelnen als dienendes Glied einreihet, dem gegenüber der Einzelne Verpflichtungen hat. Diese Menschheit ift gewissermaßen an die Stelle des persönlichen GotteS getreten; sie zu fördern, ihr zu helfen, ist die höchste Aufgabe geworden. Und es läßt sich nicht leugnen, daß in gewissem Sinne die Religion der Nächstenliebe jetzt Wahrheit geworden ist. Dabei hat man nun (ausgehend von der Göttlichkeit dieses Begriffes Menschheit) dem neuen Gott Rechte beigelegt, die berühmten Menschenrechte, die bald diesen, bald jenen Namen tragen: Recht auf Arbeit, Recht auf freie Eutwicklung, Recht auf Ernährung und so weiter. Alle unsere sozialen Institutionen sind darauf aufgebaut und unser ganzes modernes Denken und Handeln ist von dem Gesetz der Nächstenliebe, von der Frömmigkeit gegen den neuen Gott Menschheit durchtränkt. Seltsamer Weise und in einem Widerspruch, der die Verwirrung der Begriffe recht deutlich kennzeichnet, der aber aus dem Wesen des Menschen erklärlich ist, ift nun mitteA in der Zeit, in der das Persönlichkeits, efühl sich minderte, in der die Persönlichkeiten verkümmerten, ein Gerede aufgekommen von der freien Persönlichkeit, von dem Sichausleben, von dem Recht auf Persönlichkeit, — oder wie es sonst genannt werden mag. Und an dieses Gerede glaubt masl. Auch die Frsu glaubt daran, ja, ihr besonders hat man es eingeredet und sie hat sich nun mit ihrer lebhaften Phantasie bis Sache ausgemalt. Recht auf Persönlichkeit: damit konnte sie nichts anfangen. Sie hat ja keine Persönlichkeit, ist eine vorübergehende Erscheinung, ein Stück Mann und eine Mutter, ein Symbol. Für die Frau ift der Ausdruck Persönlichkeit eine unverständliche Phrase. Um sie ihrem Verftändniß nah zu bringen, mußte sie Etwas hinzufügen. Das war das Wort Glück. So daß es nun lautet: das Recht auf Glück der Persönlichkeit. Natürlich hat man Das nicht ausdrücklich so formuliert; aber im Stillen ist es geschehen, denn die Frau kann sich unter dem Ziel einer Persönlichkeit gar nichts Anderes vorfteöen als dss Glück und das Beglücken. Sich ausleben, eine Persönlichkeit sein, ift für sie ein Wort, das seltsame Begriffe in ihr weckt. Das Sichausleben der Frau war js einmal Mode, ist es in gewissen Kreisen noch und Jede« weiß aus Erfahrung, was für Früchte diese Lebensanschauung zeitigt. Die Ueberweiber zeigen aber nur das Uebermaß. Frei ist keine Frau mehr von dem Gedanken, sie habe ein Recht auf Persönlichkeit. Das heißt: auf Glück. Und hier beginnt nun Das, was ich die Pflichtvergefsenheit, die Gewissenlosigkeit der Frau nenne. Glücklich werden und glücklich machen: Das sind die Grundtriebe der Frau. Sie müssen da sein; die Zwecke, die die Natur mit diesem Geschenk an die Frau verfolgt, sind klar erkennbar. Wenn überhaupt ein Naturgesetz bewiesen ist, so ift eS das von der Erhaltung der Art, daß die Natur alle Kräfte aufwendet, um die Fortpflanzung zu sichern.^Das Mittel bei den Menschen ift der Glückshunger der Frau. Er treibt sie immer wieder in die Arme des Mannes, und so oft auch die Illusion vom Glück vernichtet wird (es ift eine Illusion), so oft wacht sie wieder auf. Es würde kein Kind mehr geboren werden, wenn dieser unersättliche Glückshunger nicht in das tiefste Wesen der Frau eingepflanzt wäre. Der Naturtrieb darf nicht noch künstlich genährt werden; sollen durch ihn nicht alle anderen Re-



Die Zukunft.

gungen überwuchert und erdrückt werden, so muß man ihn hintanhaltend, ja, wo es nothut, beschneiden. Ein Schaden kann damit nie angerichtet werden. Die Kraft des Triebes ist so groß, daß er selbst die größten Hindernisse überwindet. Bis in die letzte Zeit nun ist dieser GIsckshunger, dieser Naturtrieb der Frau, durch die eigenthümliche Stellung des Weibes und durch feine Erziehung in den richtigen Schranken gehalten worden. Seit der Mann jedoch sein Selbstvertrauen verloren hat, seit er keine Persönlichkeit mehr ist, aber auch nicht in Harmonie mit dem Weltall lebt, seit er es nicht mehr wagt, die Frau in Untertänigkeit und Gehorsam zu halten, weil er sich einbildet, sie habe ein Menschenrecht, seit er die Frau überhaupt nicht mehr beherrschen kann, weil er zu schwach geworden ist (denn so liegen die Sachen jetzt), seitdem ist der Glückstrieb der Frau üppig emporgeschossen und hat ihr natürliches Gewissen erstickt, mindestens abgestumpft, aber ich fürchte: erstickt. Sie werden mir Das vielleicht bestreiten; aber überlegen Sie sich doch die Sache. Das Wichtigste im Leben der Frau ist die Ehe. Das werden Sie mir zugeben. Es ist nicht nur in ihrer eigenen Idee das Wichtigste, es ist auch für die waltende Natur das Wichtigste, da die Ehe das Mittel zum Zweck der Frau ist. Nun überlegen Sie sich, bitte, aus welchem Gesichtspunkte die Frau die Ehe ansieht. Sie denkt dabei zuerst: Werde ich mit diesem Manne glücklich oder kann ich ihn wenigstens glücklich machen, wenn ich selbst verzichten muß? So denkt das Mädchen bei der Werbung, so denkt die Mutter, wenn sie ihr Kind hingeben soll. Das ist doch einfach ein Verbrechen. Ist denn das Glück das Ziel der Ehe? Ganz gewiß nicht. Das hieße sehr niedrig von diesem Sakrament denken. Sie hören, ich nenne es Sakrament, obwohl ich Protestant im schroffsten Sinn des Wortes bin. Jahrtausende haben nicht so von der Ehe gedacht, der echte Mann denkt auch heute noch nicht so niedrig; und gar die Natur! Was geht die das Glück der Frau an überhaupt des Menschen! Der Natur steht der Stein oder der Bach so nah wie der Mensch. Beide sind ihr ein Werkzeug; und das Glückliche ist ihr auch nur ein Mittel zu ihrem unerforschlich«! Zwecke. Für Den, der Gottnatur kennt, hat die Ehe nur einen Sinn, den Sinn, den Nietzsche hineinlegt in seinen Worten über den Garten der Ehe, den Sinn, daß das Kind wohl gerathe, daß es hinauswache über die Eltern. Das ist Gottnatur. Wie aber, wenn die Frau, dieses Symbol Gottnatur, diese Mutter, deren Namen man nur in Ehrfurcht nennt, dieses Vorbild für die Mutter Erde, für die Mutter Sonne, für die Mutter Natur, für die Mutter Gottes, wenn diese Mutter nach dem Glück ausschaut, statt ihres Amtes zu walten? Wenn sie sich dem Manne hingiebt, der ihr gefällt, ganz gleich, ob er krank ist, ganz gleich, ob er seiner Rasse nach zu ihr paßt, ob er ein Norddeutscher ist oder ein Süddeutscher, ein Graf oder ein Pfarrer, ein Italiener oder ein Germane, wenn sie ihn nur liebt?

Die Liebe eines jungen Mädchens! Der erfahrene Mann lacht, wenn er Das hört. Also die Liebe eines jungen Mädchens, der blinde, maßlose Trieb, ist zum Richter der Zukunft geworden. Bon diesem Trieb eines dummen Gänschens hängt die Welt ab. Recht auf Liebe? Jede Frau darf ihrer Liebe folgen? Nur aus Liebe darf man heirathen, sonst wird die Frau entwürdigt, sonst wird die Ehe Prostitution? Nun wahrhaftig, mich ekelt, wenn ich diese sinnlosen Phrasen höre, diese verruchten Phrasen. Das Recht, aus Liebe zu Heirathen, gebührt nur den Größten unter den Menschen, den Wenigen, die Gottnatur kennen, denen wirklich ein Weib begegnet, das ihnen Gottnatur ist; bei allen anderen ist dieses Recht ew



Die Frau.

65

Unrecht. Bor Allem aber gebührt es nur jem Manne, denn nur der Mann kann unpersönlich lieben, kann in dem Weibe Gottnatur verehren; die Frau aber liebt die Persönlichkeit. Und diese Liebe ift eine sehr menschliche. Glauben Sie mir: hier haben Sie die Frauensrage vor sich, hier haben Sie das Richteramt derFra», die Verantwortlichkeit der Frau. Und ich wiederhole: es ift pflichtvergessen, es ist gewissenlos, es ist ein Abwenden von Gottnatur, die Zukunft der Welt von den Empfindungen eines Mädchens abhängig zu machen. Noch dazu unserer jungen Mädchen, deren Erziehung die schlechteste ift, die überhaupt denkbar ist, deren Erziehung (und such dafür mache ich die Frauen verantwortlich) nichts Anderes ift sls ein wahnsinniges Hochziehen des Glückstriebes.

Die Liebe eines Mädchens! Man soll sich doch nichts weismachen lassen.

Eine solche Liebe existirt gar nicht. Es ist einfach eine Lüge. Die Liebe des Weibes beginnt erst mit der Ehe; erst wenn sie Eigenthum des Mannes geworden ift, kann eine Frau lieben: bis dahin ift es ein eben so niederer Trieb wie der Hunger oder der Durst. Wenn sie aber erst Eigenthum des Mannes wurde, dann muß sie ihn lieben; sie kann gsr nicht anders. Die Liebe kommt dann von selbst. Die Natur ift keine Stümperin. Sie hat gute Arbeit gethan und erzwingt die Liebe der Frau durch die Ehe, denn durch die Empfängnitz wird die Frau ein Stück des Mannes, sie liebt ihn dann, weil sie sich liebt. Sie ift er geworden, ihr Körper sein Körper, ihr Geist sein Geift. Das ift der Sinn des Wortes: Ihr sollt sein ein Fleisch und ein Blut. Das aSein.

Sie werden mir gewiß nicht Recht geben, aber ich wiederhole es trotzdem: die Frau trägt die Verantwortung sür die Zukunft und sie handelt pflichtvergessen. Die Schuld daran, daß die edelste Rasse der Welt, die einzig edle, elend zu Grunde geht, tragen die Frauen. Das ift meine Antwort auf die Frauenfrage. Oder wenn Sie es in anderer Form vorziehen: die moderne Frau ist noch nicht im Stande, sich selbst zu regiren, sondern sis läßt sich von ihrem Glückstrieb regiren. Sie hat kein Pflichtbewußtsein. Und dieser Mangel sn Pflichtbewußtsein erklärt auch eine andere Thatsache, die bei der Erörterung der Frauenfrage immer als wichtiges Argument ins Feld geführt wird: die große Zsh! der ledigen Frauen. Die Frau hat die Pflicht, zu heiralhen, sie mutz mit allen Mitteln versuchen, einen Mann zu gewinnen, mit allen Mitteln, die Frauenlist jemals erfunden und erdacht hat; dennn nur als Gefährtin des Mannes, als Mutter, löst sie ihre erste natürliche Aufgabe. Das ift das Erste, was man son einem jungen Mädchen verlangen muß, daß sie sich mit hellen, klaren, nicht von der Verliebtheit geblendeten Augen umsieht nach ihrem Herrn, der sie zum Menschen machen kann. Das sollte das Ziel weiblicher Erziehung sein. Die dann hoch genug von sich selbst denkt, um allein durch die Welt zu gehen, soll wenigstens wissen, daß sie diese Welt um ihre Zukunft beraubt, daß sie schuld daran ist, wenn ein ganzes Geschlecht, das in ihr ruht, nicht zum Blühen kommt, daß sie Leben erstickt. Und wenn sie dann noch die Kühnheit hat, aus Rücksicht auf ihr Glück (es giebt ja auch andere Rücksichten, ehelos zu bleiben, die ich voll anerkenne und ehre), wenn sie aber aus Rücksicht auf ihr Glück ledig bleibt, so soll sie eS nur thun. Denn ein solches Mädchen verdient nicht, Kinder zu haben. Sie ift unwürdig, der ZuVunft zu walten.

Das ift der Glückshunger der Frau, die große Gefahr, die die Rasse verdirbt, die jlavisches und romanisches Blut mit dem unseren vermischt hat und die



Die Zukunft.

jetzt gar Japanern, Chinesen, Negern europäisches Blut preisgiebt, in Indien, in Amerika, in Afrika. Diese Gefahr läßt kaum noch Hoffnung für die Zukunft. Der zweite Grundtrieb weiblichen Wesens, allem Hilflosen zu helfen, alles Schwache zu unterstützen und es emporzuheben, glücklich zu machen, verdoppelt die Gefahr. Auch dieser Trieb ist tief in das Wesen der Frau eingepflanzt, muß in ihr walten, denn in ihm wurzelt die Mutterliebe, dieses größte aller Wunder, das allein das Fortbestehen der Menschen ermöglicht. Auch dieser Trieb ist zu üppig gewuchert, auch in ihm zeigt sich, daß die Frau ihre Pflicht nicht kennt. Man kann verzeihen, wenn eine Mutter ihr schwaches Kind mit aller Sorgfalt hochzieht, man kann selbst Das verstehen, wenn sie auch noch das idiotische Kind am Leben erhält. Daß sie aber in thörichter Prahlerei ihre milde Pflgeethätigkeit bei Siechen und Krüppeln, bei Trunksüchtigen und Epileptikern rühmt, daß sie die Verrücktheit der Zeit, die alles Schlechte am Leben zu erhalten sucht, unterstützt und vorangeht bei Allem, was die Zukunft der Rasse schädigt, ist nicht minder verwerflich als ihr lässiges Verfahren in der Eheschließung. Auch da zeigt sie, daß sie sich nicht beherrschen kann, daß sie sich von ihren Trieben beherrschen läßt, daß sie einen Herrn braucht, der sie in Gottnatur festhält.

Was also soll die Frau thun? Auch darauf gibt es eine Antwort. Sie soll sich den Herrn erziehen, dem sie mit Ehren und in Ehrfurcht dienen kann. Leider steht diese Antwort im Widerspruch mit dem Strom der Zeit. Das lebende Geschlecht ist weitab von Kultur und Harmonie mit Gottnatur. Vom Mann läßt sich schon gar nicht reden. Ich sagte es Ihnen: er ist ein Berufssklave geworden und zu drei Vierteln Weib. Alle Ideale der Zeit sind weibliche Ideale, Ideale des Beglückens, des Friedens auf Erden, gewiß keine Ziele, die die Kraft des Mannes üben. So ist ihm denn auch die Herrschaft verloren gegangen. Und die Frau? Auch sie ist, eine Glückssucherin, nicht im Stande, zu Gottnatur zu führen. Aber sie hält das Mittel in Händen, mit dem sie die Zukunft gestalten kann: die Erziehung der Kinder. Langsam und unmerklich ist der Einfluß des Vaters gesunken, und wo man auch hinblickt: überall ist es die Mutter, die erzieht. Ich will Sie nicht nochmals dadurch kränken, daß ich die Sünden dieser Erziehung ans Licht bringe. Ziehen Sie die Schlußfolgerungen selbst aus Dem, was die Erziehung thun mutz und was sie thut. Nur der Mann kann die Welt umgestalten, nur er hat die Kraft der Persönlichkeit, um menschlich Großes und Bleibendes zu leisten, nur er ist Schöpfer der Kultur. So ist denn die erste Sorge die Erziehung des Knaben zum Mann. Das heißt zum Kampf, zur Gefahr, zur That. Der Knabe gehört nicht in die Kinderstube, er gehört auf die Straße, ins Menschenleben hinein von frühster Kindheit an. Er gehört auch nicht in die Schule, sondern in die Natur, in den Verkehr mit den elementaren Kräften, in die Freundschaft und Feindschaft mit seinen Brüdern in Baum und Fels, in Meer und Sonne, in Thier und Himmel. Man erlöse ihn endlich von dem blöden Gedächtnißkram, man gebe ihm Aufgaben desWandelns^ des Schaffens, man mache ihn hart gegen sich und gegen die Welt, man zeige ihm, daß er wie die Natur ist und daß der Natur die Nächstenliebe fernliegt, daß sie hart ist und unbarmherzig ihr Ziel verfolgt. Man lehre ihn die Gefahr lieben, man lehre ihn, daß sie ein Spiel ist, daß sie das Höchste in der Welt ist. Man lehre ihn gehorchen, damit er befehlen kann, denn er ist der geborene Herr unter den Menschen. Man lehre ihn sich selbst beherrschen. Die große Entsagung, deren er fähig ist, unterdrücke man nicht, man



Die Frau.

67

lasse seinen Launen freien Spielraum; aber man helfe ihm nicht, wenn er unterzugehen scheint. Arzt, hilf Dir selber: Das ist der Leitspruch des männlichen Lebens, der Leitspruch der Erziehung. Man rade unbarmherzig jede Sentimentalität aus; das gesunde Gefühl bleibt doch bestehen. Man lehre ihn von frühester Kindheit an Ehrfurcht vor Gottnatur und vor dessen Symbol, dem Weibe, man lehre ihn, daß er nicht blind ein Weib nehmen darf, wo es ihn lockt, daß er der Gründer eines Geschlechtes ist, daß er stark an Leib und Seele sein muß, um Kinder zeugen zu dürfen, daß es seine erste und heiligste Pflicht ist, eine Ehe zu schließen, nicht im Himmel, sondern auf Erden, mit dem Bewußtsein der Verantwortung, daß er aber lieber auf jede Liebe verzichten soll, wenn er nicht stark an Leib und Seele ist. Beschränkt die Kinderzahl. Das ist ganz gut. Was sollen die vielen Menschen? Aber das Kind, das geboren wird, soll gut sein. Der Knabe soll los von dem Gängelbände der Mutter. Die Mutter soll ihn zum zukünftigen Herrn des Weibes erziehen. Sie soll ihm alle weiblichen Ideale verächtlich machen. Sie soll ihn lehren, das Glück zu verachten. Sie soll ihn lehren, daß er Pflichten hat und nicht Rechte, daß er ein Werkzeug ist in der Hand Gottnatur. Sie soll ihn lehren, im Theil das Ganze zu schauen, seine Selbstsucht zu bändigen, ihn an die Erbe fesseln, ihm zeigen: Du bist nicht mehr als das Weib, aber Du bist anders. Du bist nicht mehr als der Baum, aber Du bist anders. Du bist nicht edler als ein Wesen neben Dir, aber Du bist anders. Deine Gefahr ist nicht größer als die des Vogels in der Luft und Dein Leben ist nicht mehr Werth. Verachte es. Strebe nicht nach Glück. Du bist keine Frau. Dir sei das Glück fern. Verkehre mit Gottnatur. Lerne ihn verstehen. Achte in Dir selbst Gottnatur. Habe Ehrfurcht vor dem Weibe; sie ist auch Gottnatur. Habe Ehrfurcht vor jedem Ding, das da ist, und vor dem Ganzen, lerne bewundern und staunen; und vor Allem lerne handeln. Du trägst die Verantwortung für Alles, was geschieht.

Wo aber sind nun die Mütter, die ihren Sohn hinaus in die Gefahr schicken? Die sich freuen an seiner Kühnheit und seiner Verachtung des Glückes? Wo ist die Frauenbewegung, die die Macht der Schulen bricht? Wo find die Frauen, die den Knaben Gottnatur lehren? Die ihm zeigen: Du bist ein Mensch, nicht etwa ein unsterbliches Wesen mit einer unsterblichen Seele. Von Dir bleibt nicht mehr übrig als von dem Blatt, das der Wind vom Ast weht, von Dir bleibt nichts übrig als Deine Thaten. Du leidest nicht mehr, wenn Du an Leib und Seele verwundet wirst, als der Fluß, in den Du den Stein wirfst; Dein Leid ist nichts. Deine Wunden sind nichts. Deine Gefahren sind nichts. Jedes Geschöpf hat das selbe Leid wie Du, jedes trägt schweigend sein Los und thut schweigend fein Werk; und nur Du, ein Mann, willst weinen? Höre das Lied, das der Baum fängt, wenn der Sturm ihn umbraust. Das ist die Luft der Gefahr. Höre den tosenden Eifer des Baches, der mit dem Felsen ringt. Das ist die Luft der Gefahr. Jauchze dem Leben entgegen, dem Kampf, der Freude, dem Untergang. Wo ist die Mutter, die ihm im Symbol der Natur die Rangordnung der Welt zeigt, die ihm sagt: Auf Dein Können kommt nichts an, Du mußt können, und wenn Du dabei zu Grunde gehst? Der Baum wird nicht danach gefragt, ob seine Aefte unter den Früchten brechen; er muß sie tragen. So thue auch Du. Lerne gehorchen. Jedes Geschöpf muß gehorchen; die ganze Natur gehorcht ewigen Gesetzen. Füge Dich in Dein Schicksal und liebe es. Uebersoll giebt es Hoch und



Die Zukunft.

Niedrig; prüfe Dich, vb Du berufen bist, Herr zu fein, prüfe Dich unablässig, und wenn Du die Kraft nicht hast, so sei Knecht willig und gern und ohne Neid. So sollte die Erziehung der Knaben sein. Die Mutter sollte die Affenliebe in sich bezwingen, sie sollte erkennen, daß ihr ein ewiger Werth anvertraut ist. Sie sollte sich sagen, wenn ihr der Knabe verunglückt: Nun ja, er wazc mir lieb, aber besser, er ging ehrenvoll unter, als daß er feig lebt. Die Natur hat Millionen von Keimen in ihrem Schoß. Das tote Kind wird begraben, aber dort drüben wird ein neues geboren und dort wieder eins; und vielleicht ist es mehr Werth als Deins. Der Baum giebt seine Früchte her, seine Kinder, die Luft thut es und der Fels, sie Alle leiden wie Du, aber sie thun es doch. Es ift Dein Schicksal, liebe Dein Schicksal, füge Dich darein. Dir geschieht nicht mehr Leid als Allen und Du bist kein Ganzes, Du bist nur ein Stück im All, ein Diener Gottnatur. Erkenne das Stirb und Werde, so wird Dein Leid zu tragen sein. Erkenne es und habe Ehrfurcht vor der Ewigkeit, denn sofern Du Das nicht hast, dieses Stirb und Werde, bist Du nur ein trüber Gast auf der schönen Erde.

Das sind harte Forderungen: ich weiß es. Aber sie sind rwlhwendig. Sie sind nothwendig, obwohl sie Allem widersprechen, was der Mensch jetzt hoch und heilig nennt. Allem, was die Frau fühlt und was sie für ihr Bestes hält, was sie ihren Töchtern zeigt und sie vorbildlich lehrt; denn auch die Töchter wollen anders erzogen werden, ganz anders. Und sie sind leicht zu erziehen, denn in ihnen liegt Gottnatur. Es braucht nur eines einzigen Anstoßes und das Mädchen wird finden, was in ihr liegt: d>e schaffende Gewalt der Zukunft. Aber freilich: diesen Anstoß muß man ihr geben. Sie muß wissen, wozu sie in der Welt ist. Sie muß erfahren, daß sie dazu geboren wurde, Mutter zu sein. Sie muß lernen, daß die Rede von der einen und einzigen Liebe eben nur eine Rede ist und keine Wahrheit. Sie muß lernen, daß Leid und Lust der Liebe durchaus nichts Besonderes ist, was wie eine Rarität gepflegt werden müßte, sondern daß es das Alltägliche ist. Sie muß lernen, daß ihre Gefühle durchaus nicht heilig sind, obwohl sie heilig gesprochen werden (denn was sagt man nicht der zarten Empfindung eines jungen Mädchens nach), sondern daß es die Triebe der Natur sind, genau die selben Triebe, die die Blume zum Blühen bringen oder den Boge! zum Singen und dm Fels zum Verwittern, daß es kein Vorrecht des Menschen ist, zu lieben, und daß er, der Herrlichste von Allen, durchaus keine Ausnahme ist, daß die Liebe überhaupt nichts Heiliges ift, sondern eine Pflicht und daß das Weib zum Dulden und Tragen und Dienen geboren ist und zu nichts Anderem, daß das Glück nur ein Lockmittel der Natur ist, daß dieses selbe Irrlicht des Glücks immer wieder auftauchen wird vor ihren Augen, so lange sie Frau ift, genau wie der Baum alljährlich in Hoffnung auf Glück seine Aeste schmückt. Wo aber ift die Mutter, die ihrer Tochter mitten in den thörichten Mädchenträumen den Schmetterling weist und ihr sagt: Siehe, Das bist Du. Das ist das Stirb und Werde. Wenige Tage, so ist der bunte Sommervogel gestorben, an seiner Liebe gestorben, gestorben, damit Etwas wird; und so bist Du. Du bist nichts Werth. Nur die Frucht macht Dich werthvoll. Du siehst schön aus wie die Blüthe am Baum, aber von Dir bleibt nichts als die Frucht. Du selbst gehst unter. Habe Ehrfurcht vor Deinem Beruf. Sieh nicht auf Dein Glück, sondern auf Deine Pflicht. Schaue hinein in das Innere Oer Natur: überall wirst Du das Gleiche finden wie in Dir, die selbe Liebe, das selbe Glück, den selben Schmerz. Es sind



Swß im Jus.

69

nur Mittel zum Zweck, es sind keine heiligen Gefühle, es sind Werkzeuge Gott-natur, so wie Du selbst ein Werkzeug bist. Habe Ehrfurcht vor Deinem Zweck und wirf Dich nicht an Deine blinde Liebe weg. Deine Liebe ist keine Liebe; sie ist ein Sehnen, aber kein Lieben. Lieben kann man nur, was man besitzt; was man nicht hat, ersehnt man. Und diese Sehnsucht, die Du Liebe nennst, ist Etwas, wa« Du jheilst mit allen Wesen Deines Frühlingsalters. Es ist kein persönliches Gefühl, sondern ein allgemeines, das nicht diesem Manne gilt, den Du ja nicht kennst, sondern das Du hast, damit Du zum Blühen kommst, genau so, wie es der Fliederbusch hat und der Rosenstrauch. Du bist eine Blüthe, die Frucht aber ist Das, was Dich adelt. Suche nicht das Glück, begreife aber, daß Du ein Symbol der Welt bist, ein Gleichniß alles Vergänglichen, ein'Glied nah am Herzen Gott-natur, ein Wesen, das stirbt und wird.

Ein Gleichniß Gottes: Das ist die Frau. In ihr liebt der Mann Vergangenheit und Zukunft, aus ihr strömt ihm die Schaffenskraft zu, der Wille, das strebende Bemühen. Die Frau ist in Wahrheit der Quell des Schönsten, was es auf Erden giebt, ein Wesen, dessen Lobpreis nie enden wird, ein Symbol, das nns hinanzieht, in Wahrheit eine Mutter Gottes.

Baden-Baden. Dr. Georg Groddeck.

Stuß im Jus.

Stuß im Jus. Ein lustiges Buch von Juristen und schweren Verbrechern.

Verlag der Lustigen Blätter. Herausgegeben von Alexander Moszkowski.

Der Herausgeber der „Zukunft“, der oft genug dem Stutz im Jus mit blitzenden Waffen entgegengetreten ist, hatte die Freundlichkeit, einem Partner, der statt der Klinge nur die Pritsche schwingt, die Anzeige eines lossn Streiches zu gestatten.

Meine Sammlung will in jokoser Weise den klassischen Ausspruch illustriren:

„Die ganze Juristerei ist nur dazu da, um für den Laien klare Dinge wissenschaftlich zu verwirren.“ Dieses lapidare Wort soll als Leitmotiv Jeden begleiten, der hier die Wanderung durch d:e krausen Jrrgänge des Rechts- und Nnrechtslebens antritt. Definiren wir getrost: Jurist ist Jeder, der mit dem Jus zu thun hat.

Beschäftigst Du Dich nicht mit ihm, fei sicher: Dich vergißt das Jus nicht, es erhöht und erniedrigt Dich, es diktirt Dir seinen Willen, und dreh' Dich, wie Du magst: Du kommst nicht von ihm los. Selten ist seine Berührung angenehm. Aber selbst aus den widrigsten Kontakten sprühen die Funken. Jede juristische Ladung ist wie eine elektrische; es prasselt, es blitzt daraus; und alle die großen und kleinen Flammen können sich für den Betrachter, wenn er nur den richtigen Standpunkt wählt, zu einem höchst sehenswerthen Feuerwerk vereinigen. Ich habe mir Mühe gegeben, dieses Feuerwerk zu arrangiren und abzubrennen. Ob meine Figuren Etwas taugen, mögen Andere beurtheilen; aber das Eine gilt mir als erwiesen: in dem von mir benutzten Stoff steckt Explosivkraft.

Den hohen Tribunalen, die mir in ihren Sentenzen diesen Stoff so reichlich geliefert haben, bleibe ich zu besonderem Dank verpflichtet.

Alexander Moszkowski.

5

6



Die Zukunft.

Der arme Aktionär.

Aktionär ist als Einzelwesen auf ein Minimum von Einfluß beschränkte

Auch die Generalversammlung hat meist nur das Recht, die Darstellung zu billigen oder zu verwerfen, die ihr die verantwortlichen Geschäftsleiter geben. Die herrschen; und ihr Gewissen und Augenmaß bestimmt ihre Stellung zu den Paragraphen des Handelsgesetzbuches. Manchmal sucht der Ehrgeiz die Schlingen zu lockern; man möchte sich doch frei bewegen können und liest auf der Gesetzestafel nur die Aufschrift: »Laß Dich nicht erwischen!" Paragraph 312 des Handelsgesetzbuches droht: „Mitglieder des Vorstandes oder des Aufsichtrathes oder Liquidatoren werden, wenn sie absichtlich zum Nachtheil der Gesellschaft handeln, mit Gefängniß und zugleich mit Geldstrafe bis zu zweitausend Mark bestraft. Außerdem kann auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden." Doch selbst das-Schreckmittel solcher Drohung wirkt nicht immer. Der Nachweis, daß die Verwaltung »absichtlich" zum Nachteil der Gesellschaft gehandelt habe, ist nicht leicht zu erbringen; schon über den Begriff „Gesellschaft" gehen die Meinungen ja noch auseinander.

Wenn heute ein Direktor erklärt, er pfeife auf die Aktionäre, so spricht er nur offen, aus, was die Mehrheit seiner Kollegen denkt, und kann sogar nachweisen, daß die Geringschätzung der Aktionärsinteressen der Gefellschaft nützt. Natürlich haben die Aktionäre keinerlei Neigung, sich an diese Auffassung zu gewöhnen, und freuen sich, wenn die volle Wucht des Paragraphen 312 einmal wirksam wird. Das Drama der Solinger Bank hat jüngst mit der Verurtheilung des einzigen überlebenden Direktors den daS „beleidigte Rechtsgefühl" sühnenden Abschluß gefunden. Herr Becker wurde wegen Vergehens gegen den Paragraphen 312 zu vier Monaten Gefängniß und 1000 Mark Geldstrafe verurteilt. Die Aktionäre haben davon sehr wenig. Ihr Geld ist für immer verloren; und auch die Gläubiger der Bank werden den größten Theil der gepumpten Summe nicht wiedersehen. Den von der Direktion angerichteten Schaden zu decken, sind Aufsichtrathsmitglieder selten bereit. In Paderborn scheinen sie und einige Großaktionäre den Geschädigten das Schlimmste erspart zu haben. Der schuldige Direktor hat sich dort selbst dem Gericht gestellt. Die Paderborner Bank, ein Institut mit zum größten Theil katholischer Kundschaft (Bonn, Hildesheim, Paderborn: Katholikengeld hat in letzter Zeit recht oft bluten müssen. Nachdenkliches zum Kapitel „Beichtstuhl und Depositenkasse") > hatte einen für alles Spekulative begeisterten Direktor, der rasch Rentier werden wollte und, als die eigenen Mittel für große Transaktionen nicht reichten, nach den Depositen griff. Die wurden bei den Banken, mit denen der Herr Direktor arbeitete, als Unterlagen für die eigenen Geschäfte deponirt. Vergehen gegen den Paragraphen H des Depotgesetzes, nach dem ein Bankier, der einem Dritten fremde Werthpapiere zum Zweck der Aufbewahrung oder zu anderen Zwecken übergiebt, ausdrücklich sagen muß, daß die Papiere aus fremdem Besitz stammen. Verschweigt ers, zum Schaden des Deponenten, so gewinnt der Dritte, also die Bank, mit der der Bankier arbeitet, ein Pfandrecht an den Effekten und kann sie, wenn der Bankier nicht zahlt, verkaufen. Der Paderborner ließ, um Spekulationverluste, Wenns irgend ging, seiner Bank aufzubürden, die Bücher fälschen. Die Bank hatte auf dem Effektenkonto so große Verluste, daß sie für das Jahr 1908 keine Dividende geben konnte. Der Direktor animirte auch paderborner Bürger zur Spekulation; er wollte das



Der arme Aktionär.

71

Risiko eben mit den Stadtgenossen theilen. Ein Institut, das, wie die Paderborn« Bank, mit einem Aktienkapital von nur 750 000 Mark arbeitet, muß allen Effekten-geschäften fernbleiben und sich in den Grenzen des legalen Bankgeschäftes halten. Dem Aufsichtrath fiel nicht einmal die eigenartige EntWicklung des Effektenkontos auf, die doch der statutarischen Bestimmung widersprach, daß >„Spekulationgefchäfte ausgeschlossen^ seien. Die kleine Bank hatte zwei Direktoren; aber das schöne Prtn- zip: „Zwei sind besser als Einer, weil der Eine den Anderen kontroliren kann“, hat sich hier als unwirksam erwiesen: der Zweite ließ den Ersten ruhig schalten. Handelsgesetzbuch und Depotgesetz haben versagt; natürlich: kein Gesetz vermag die Gilde der Spitzbuben auszuroden. Mord, Raub, Diebstahl und Betrug' giebt es ja auch heute noch, obwohl seit Urvölkerzeit Gesetze solche Verbrechen mit Strafe be- drohen. Das „Auge des Gesetzes“ kann das eigene Sehvermögen nicht ersetzen. In einem dem Paragraphen 312 benachbarten Grenzgebiet hat sich ein Bor- fall abgespielt, der zwar in der Generalversammlung scharf kritisirt wurde, aber ohne greifbare Folgen blieb. Es handelt sich um die Verschmelzung der Kölnischen Maschinenbau-Aktiengesellschaft in Köln-Bayenthal mit der Berlin-Anhaltischen Maschinenbau-Aktiengesellschaft. Die Generalversammlung beschloß mit 462 gegen 3 Stimmen die Übertragung des Vermögens der Kölnischen Maschinenbaugesell- schaft auf die Berlin-Anhaltische Gesellschaft; für je 6000 Mark kölnen sollten je 3000 Mark berliner Aktien gegeben werden. Die Transaktion war die Folge einer „Interessenschiebung“, durch die eine Aktionärminorität sich geschädigt fühlte. Das alte Lied; die Gemeinschaft muß ja „vorbereitet“ werden. Die Berlin-Anhalter machte ihre Offerte den Kölnern natürlich nicht erst in der Generalversammlung, sondern hatte durch „Aktienkäufe“ vorgearbeitet. In der entscheidenden Versamm- lung waren 1213 Stimmen vertreten; davon entfielen 748 auf die berliner Gruppe. Nach der Vorschrift des Paragraphen 262 des Handelsgesetzbuches (in allen Fällen, wo die Beschlußfassung ein Rechtsgeschäft mit einem Aktionär zum Gegenstand hat, darf der Aktionär nicht mit abstimmen) hatten sich die 748 Aktien der Stimme zu enthalten. Das scheint, wenigstens zunächst, nicht geschehen zu sein, da ein Aktionär gegen die Abstimmung protestirte. Erst nachdem der Protest sehr ener- gisch wiederholt worden war, verließ der Vertreter der Berlin-Anhalter den Saal. Schließlich sind von den 1213 Aktien überhaupt nur 465 stimmberechtigt geblieben. Daß es zur Feststellung dieses Verhältnisses wiederholter Proteste bedurfte, ist nicht gerade erfreulich. Ein auf den Paragraphen 252 gestützter Einspruch würde beim Gericht wohl durchdringen, aber praktisch nichts Rechtes bewirken; eine neue Gene- ralversammlung würde nicht anders beschließen als die vorige. Der kölnen Ver- waltung wurden übrigens Vorwürfe gemacht, die bis heute noch nicht beseitigt sind. Ueber das Verhältniß zwischen den Kölnern und den Berlin-Anhaltern sei nie genügender Aufschluß gegeben worden; man habe nicht gewußt, daß Köln nur noch arbeite, was Berlin-Anhalt ihm zuweise, nur noch bestimmt sei, den Berlinern den Wettbewerb im Westen vom Hals zu halten. Ob dabei Gewinne erzielt wur- den, sei nicht entscheidend gewesen. Die Verwaltung habe nicht an den Nutzen der Aktionäre, sondern an das Interesse einer anderen Aktiengesellschaft gedacht, deren Absicht war, die schwächere Gesellschaft in ihre Gewalt zu bekommen. Schließlich hieß es gar, der kölnen Direktor habe einen Antheil! vom Reingewinn der Berliner erhalten, sei an dem Gedeihen dieses fremden Unternehmens also interessirt ge-

6\*



Wesen. Da den Kölnern schon einmal Interefsenkollision nachgesagt worden war, mußten sie sich diesmal vor der Generalversammlung schnell und gründlich reinigen; erklärten aber nur, es handle sich um „Interna“ der Gesellschaft, die nicht in die Oeffentlichkeit gehörten. Dieser Auffassung muß energisch widersprochen werden. Eine Betheiligung des kölnner Generaldirektors am Gewinn der berliner Gesellschaft würde unter den Paragraphen 312 des Handelsgesetzbuches fallen, wenn dem Direktor nachgewiesen werden könnte, daß er zum Schaden seiner Gesellschaft gehandelt hat. Der verantwortliche Leiter eines Unternehmens darf dem Aufsichtrath einer anderen Gesellschaft angehören. Das im Paragraphen 236 ausgesprochene Konkurrenzverbot trifft nur Geschäfte, die mit der Thätigkeit der Gesellschaft kollidieren, oder die Uebernahme eines Direktorpostens bei einem Konkurrenzunternehmen. Kein gewissenhafter Direktor wird aber in den Aufsichtrath einer Konkurrenzgesellschaft gehen; jeder wird auch den Schein selbstsüchtigen Handelns sorgsam meiden. Die Aktie der Kölnischen Maschinenbaugesellfchaft soll 156 Prozent Werth sein. Da der von Berlin-Anhalt gezahlte Preis nur die Hälfte des Aktienwerthes gewährt (bei einem Kurs von 214 also 107 Prozent), so hätte Köln um beinahe 50 Prozent weniger bekommen, als es fordern durfte. Bei Fusionen leidet natürlich stets ein Theil; der schwächere Kontrahent mutz dem stärkeren Tribut zahlen. Ist' das Bild der Verhältnisse aber künstlich zum Nachteil des Emen verändert worden, so ist der Thatbestand des Schutzparagraphen 312 gegeben. Die Mehrheit wohnt ja immer im Recht; das Gesetz kümmert sich nicht darum, wie sie zu Stande gekommen ist. Bei keiner der großen Interessengemeinschaften, die in den letzten Jahren entstanden sind, ist Alles „mit rechten Dingen“ zugegangen. Vor der Aktion wurde von den Schiebern der gewünschte Kurs hergestellt; dann kamen Proteste von den verrathenen Minoritäten und gekränkten Managern, die zu spät an die Schüssel gerufen waren. Die kölnner Fusion ist das letzte Glied in einer langen Kette; sie schließt den Ring der Maschinenbaugesellschaften, der den Konkurenzkampf in bestimmten Zweigen der Fabrikation ausschalten soll. Dem Concern gehören sieben Gesellschaften an, die ein Aktienkapital von 39 Millionen haben. Solche Schutzkartelle haben ihre Existenzberechtigung noch nicht erwiesen. Dem Elektrokartell wird schädliche Unterbietung bei Submissionen nachgesagt. Die Gefahr solcher Schiebungen droht überall, wo die Interessengemeinschaft nicht durch einen Trust ersetzt ist, der der einzelnen Gesellschaft die Selbständigkeit nimmt. Tritt der Ring als ein einheitlich geleitetes Unternehmen ans Licht, so kann er bei Submissionen nur ein Angebot machen; sonst kommt jede dem Kartell angehörende Firma mit einer anderen Offerte: und alle sind doch nach einem gemeinsamen Plan vorbereitet und bestimmt, Außenseiter fernzuhalten. Deshalb endet die Preisskala des Ringes dann unter dem Niveau der Selbstkosten. Der Auftrag wird um jeden Preis angenommen, damit kein Fremder ins Geschäft komme. Ueber die Herrschaft der Schutzkartelle im Submifsionenreich wird schon lange geklagt. Eben so laut über die Verschachtelung der Interessen verschiedener Gesellschaften. Der Aktionär fühlt das Walten einer Interessenpolitik, von der er sich auf Schritt und Tritt geschädigt glaubt. Und die schönen Vorschriften des Handelsgesetzbuches, die eine objektive Führung der Geschäfte verbürgen sollen, bleiben tote Lettern aus holzfreiem Papier, so lange die Allverwalter sich vor der ärgsten Ungeschicklichkeit und vor strafbaren Verbrechen hüten. Ladon. Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M-Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. Druck von G. Bernstein in Berlin.



Diptychon.

Amuf allen Höhen und Hügeln gallischer Dichtung begegnet, von denTagen D'Mfes, des Asträazeugers, bis in die Republikanerzeit der Banville, Coppee, Nichepin, dem Wanderer der abenteuernde Ritter, dems nie an Witz, immer; an Geld fehlt und der stets bereit ist, für eine gute Sache zu fechten und furchtlos mit dem Teufel selbst um eine arme Seele zu raufen. In Hugos Don Cesar de Bazan (der in Deutchland erst bekannt wurde, als er dieOperettenbühne erklettert hatte),inGautiers Fracasse und in den Musketieren des alten Dumas hat sich der Typus, in je nach der Mode veränder-tem Kleid, dem lustig aufleuchtenden Auge gezeigt; und seit die Romantiker in der Paarung ungleich Geschaffener einen neuen Reiz entdeckt hatten, sah man den fröhlichen Landfahrer mit den leeren Taschen oft auch in ein über Mnschcnvorstellung edles Jungfräulein verliebt, als vor cl^teri-e icux ä'^me eloiw, nachHugos tönendem Wort.Aus dem spanischen Nitter-roman, auf dessen Eisgipfel, in erhabener Einsamkeit, Don Quijote thront, stammt dieser Liebling romanischer Phantasie. Und als Herr Edmond Ro-stand ihm Cyranos Riechkolben und ein dem Modegefchmack angepaßtes Wams gab, jauchzte AllgaUien in Heller Lust. Endlich sah der Franzos auf seinen Breitern, wo allzu lange Skandincwen und Russen, Sozialisten und Symbolisten geherrscht hatten, wieder den echten Franzen mit dem blanken Degen und der spitzen Zunge, den Jdealgallier, der auf Schlachtfeldern und in SchlafzimmernseinenMann steht. DaßderHerkulesvonBergerac sospott-häßlich und zum Liebhaber drum nicht geboren war, schadete ihm nicht; pfef-ferte noch denGenuß.Vor dieserGestalt konnte dieNationstch in ih:He.den-alter zurückträumen, dessen letzter Glanzspender, Joachim Murat, in Kala-7



Die Zukunft.

bvien als Hochverrath der und Usurpator erschossen ward. Reitergeneral und Boudoirheld: so recht ein Mann für die Gallierlegende. Dreizehnter Vendemiaire und achtzehnter Brumaire, Saint Jean d'Acre und Abukir, Austerlitz und Jena: überall vornan. Daß er den Rückzug von Smolensk nach Wilna leitete und, als König von Sizilien, nach der Schlacht von Leipzig zu den Oesterreichern überging, hat das Gedächtniß ihm nicht verargt. Murat hat dem Kaiser von Elba aus ja wieder auf den Thron geholfen und bis zum letzten Wank für Frankreichs Waffenehre gekämpft. Und wie viele Schlitzröckchen waren durch das bunte Leben des Gastwirthssohnes gerauscht! In Cahors, der Heimath Gambettas, ragt ihm ein Denkmal. Er blieb der Letzte, dessen Namen solche Leistung der Volksphantasie einprägte. Sein Erbe wurde im Heldenroman D'Artagnan, der berühmteste der drei Dumas musketiere; in der Alltagslegende des Heeres Gaston Alexandre Auguste Marquis de Galliffet, der nun, am achten Juliabend, gestorben ist. Ob er wirklich, wie, nicht erst seit der Dreyfuszeit, behauptet wird, von dem Juden Porceret Coulet abstammte, der sich am Ende des sechzehnten Jahrhunderts in der Provence taufen und als Franzosen naturalisiren ließ ((Z<sup>^</sup>Il<sup>u</sup><sup>^</sup> kaewZ: daher der Name Galliffet), ob er eines Stammbaumes Wurzel nur bis zu Jo. seph de Galliffet ertasten konnte, der im siebzehnten Jahrhundert, als ein tapferer Flibustierhauptling, im französischen Westen von Santo Domingo Gouverneur war: seine wahren Ahnen hießen Bayard, Lauzun, Murat, Bazan, D'Artagnan. Ihn hat er zu ähneln versucht. Im Getümmel vornan, bis an die Schwelle des Greisenalters der Held beschwatzter Weibergeschichten, immer in Schulden und immer ein Epigramm auf der Lippe. Der repräsentative Mann des alten Frankreich (an dem noch das neuste in zärtlicher Andacht hängt). Der nicht seltene Fall, daß ein Lebender sich einem beliebten Literaturtypus anzupassen trachtet. Einzelne Wesenszüge der Abenteuerritter brachte Galliffet wohl aus der Wiege mit; doch er wollte alle haben und fristete sich, bis er ihren Kopf hatte. Vor Aller Augen; an dem Schaufenster, vor das die Menge sich drängte. Je mehr über ihn geredet wurde, um so behaglicher fühlte er sich; schlürfte die boshafte Anekdote wie Nektar. Fiel den Anderen nichts ein, so suchte und fand er selbst was. Der 1830, im Jahr des Romantikertriumphes, Geborene kennt feine Landsleute und weiß, daß Theophil Gautier, trotz dem <sup>^</sup>orwmo, den Lmaux 6iO3.me6s, dem L!apitain 6<sup>^</sup>rZ.caZZe, ohne die leuchtende Sammetweste nicht so rasch berühmt geworden wäre und daß einem französischen Kriegsmann, der populär sein möchte, nichts so nöthig ist wie der panaek?, der ihn im dichtesten Gedräng dem Auge von Weitem erkennbar macht. Dafür sorgt er denn auch, in Afrika und der Krim, in Italien und Mexiko. Ist



Diptychon.  
75

Vis zur Tollkühnheit tapfer; vergißtnachher abernie,zumHerold semerThaten  
Zu werden. „Bei Puebla reiht mich/ine Granate vom Gaul. Als ich zu mir  
komme, sehe ich meine Eingeweide aussein Bauch quellen. Was ist dabei?  
Einem Jagdhund, dem ein Eber den Bauch geschlitzt hat, stecken wir dieKut«  
telnwiederhineinundnähendieHautdann zu. Also vorwärts! Zuerst krabbelte  
ich mich auf, stopfte die Eingeweide in meine Mütze: und nun los ins Feldla-  
zareth Der Bauch wurde nachher mit M  
preisins Bodenlose sank, haben meine Gläubiger sich schön geärgert." Das ist  
einPröbckien.So sprach er; schrieb er auch. „JchhabeemBombenglückgehabt.  
Wenn sich mir wieder eine Gelegenheit bot, dachte ich jedesmal: Die Anderen  
müssen doch zum Riesenrindvieh gehören! Schließlich taugte ich nicht so viel  
mehr als sie; aber ich hatte Glück, witterte dieGelegenheiten und wußte stets,  
wohinich gehen müsse. Deshalb lassen alleRedereienund Schimpfereien mich  
'kalt wie eine Hundeschnauze. Ich thue meinePflicht und pfeife aufAlles,was  
mir dabei pasfiren kann." Mußte solcher Reiter sich nicht in die Volksgunst  
bettm?Wenns drauf ankam, ein ganzerKerl (die Attaque bei Sedan; die ei-  
serne Henkersfaust gegen die Communards); und nach dem Frankfurter Frie-  
den derHort und dieHoffnung, der Drillmeister undTröster des geschlagenen  
Heeres. Nicht ohne Grund hatihnderHerzogvonAumaledemMontmorency  
verglichen, der Herzog von Luxemburg und Marschall von Frankreich hieß,  
vom Volk aber, weil er aus der Franche-Comte und aus Flandern so viele  
Fahnen heimgebracht hatte, derTapezirer von Nötre Dame genannt und, trotz  
seiner skrupellosenWüstheit,vergöttert wurde.FeldsoldatundLebemann,Heros  
und Gassenjunge, dieZunge beimAngriff so flink wie derGaul: Das gefällt  
dem Franzosen; noch mehr der Französin. Die Schönen der republikanischen  
Gesellschaft warenin den Armee-Inspecteur noch ebenso vernarrt wie Eugenie  
einst in denOrdonnanzoffizier ihres Louis. Irgend einHerzkämmerchenhatte  
der Marquis auch immer frei. Mit derBönkerstochter (FräuleinLassttte) die  
er,nach dem Muster des zweiten Fürsten von derMoökwa, heirathete, um sich  
aufseineArt eine Finanzreform zu sichern, hielt er nichtlange aus; undderge-  
setzlose Weiberreigen währte dann länger, als dem DurchschnittdieMannheit  
erlaubt. (Eine Weibersache hat ihn auch dem grimmen Rochefort verfeindet.  
Feindschaft, die insPolitische übergreift und neueParteiung wirkt, ward oft  
in einem Alkoven geboren; modernstes Beispiel: King Edward und SirChar-  
les Beresford.) Ein kleines Wunder, daß dieser abgehetzte Schürzenjäger im  
Drang niemals die ruhige Sicherheit des Blickes verlor; nochinAlgerien und  
später als Manöverkommandant so frisch und beweglich war wie der jüngste  
^Lieutenant. Auch so bereit, über den Vordermann,wie über ein anderes Hinder-  
7\*



Die Zukunft.  
niß, nach kurzem Ansatz wegzuspANGen.SeinHaß hat den Demagogen Andrs eben so hitzig verfolgt wie den gaukelnden Zr-imZ FenersI Boulanger. Der^ prasselte esvonseinerLippe, „darfnicht ansZiel. Ein Infanterist, derzu Pferd schlechtaussieht. Und für dieRolle,nachdererlangt, warichgeschaffen."Wenns nach ihm gegangen wäre, hätte man den Paradegeneral vomRappen geholt und, nach kriegsgerichtlichem Spruch, an der nächsten Mauer erschossen. Die Bonaparterolle, von der Beide auf demMarsfeld und hinterdem Jnvalidendom träumten, hat auch Galliffet nicht gespielt. Nur, ein halbes Menschenleben lang. Maske, Kostüm und Requisiten vorbereitet. Und am Abend vielleicht bitterbereut, daß er an dieJnszenirung so vielZeit verschwendethabe, statt das Drama beginnenzu lassen. Der Mann fahwohlstärkeraus, als er war; und wenn der in heftigen Wehen sich windende Schöpferwille spürte, daß er nichtsRechtes gebären könne, half er sich mit einem Epigramm, einem frechen Scherz über so schmerzhaftes Erkenntniß hinweg. (Der Fall Hans von Bülow. Auch Dem war solche Entladung Lebensnothwendigkeit und seine brüsken Spähe wurden fast so berühmt wie Galliffets.) Nach der Commune: „Man wirft mir vor, daß ich die Araber milder als die Pariser behandelt habe. Stimmt. Die Araber hatten einen Gott und ein Vaterland; unsere Communehelden waren stolz darauf, gottlos und vaterlandlos zusein. Uebrigens habe ich das Leben, namentlich das der Anderen, nie sehr hoch geschätzt. Und wenn ich der Mordskerl, den man aus mir machen will, gewesen wäre,hätten dieVorgesetzten michnichtfürdenKommandeurrang derEhrenlegion vorgeschlagen. Ich hatte aber keine Lust, im Blut meiner Mitbürger ein Bändchen zu fischen." Als fein Freund Gambetta an neue Diktatur dachte und denCorpssührer insGeheimniß zog: „FürKrisenzeiten passeich wiekein Anderer. Die Verantwortlichkeit, die ich ablehnen würde, möchte ich mal kennen lernen. Nur, lieber Freund: als Soldat bin ich stärker alsSie; und lasse Sie ohne Federlesen einsperren, wenn Sie mich langweilen." („Darauf bin ich gefaßt", antwortete Gambetta; „da die Politik Ihnen aber keinen Spaß machen wird,werdenSie mich rasch wieder aus demGefängnih holen.") Als die Im plevo^ar^Q den firnen Fünfundsechziger zum Abschied vonder Armee zwang: „So blödsinnige Gefetze konnten nur die Parlamentsidioten beschliehen. Als ob ich nichtKraft undNerve fürzehnDienstjahre inmirhätte!" Vier Jahre danach ließ er sich von den Parlamentsidioten ködern. Waldeck-Rousfeau brauchte für das Kriegsministerium einen Namen, dem das vom Dreyfuszank desorganisi^ deru Neinach zur Annahme des Amtes bestimmen, trotzdem ihm offen gesagt wurde,erseiauserwählt,dieRettungdesjüdifchenHauptmannsmitseinerVer-



nntwortlichkeit zu decken. Das graue Leben des verabschiedeten Offiziers, an dem die Schmeichler von gestern mitflüchtigem Gruß vorüberschritten, behagte dem Rüstigen, Betriebsamen nicht, der so lange in den Wonnen derOeffentlich-Zeit geschwelgt hatte: und so entschloß er sich schnell, der Kriegsminister der (Zre^kuZAI'gs zu werden. „Durfte ich dieArmee,der meinLebengehört,ihren schlimmsten Feinden überlassen?“ Daß man ihm nachsagte, er habe das alte Semitenherz wieder entdeckt und Josef Reinach (den Rochefort Loule-äe-^uik nannte) habe ihn fürdieJudenfache gekauft, kümmerte ihn nicht. Da ers nicht bis zum Generalissimus gebracht und nie ein Heer ins Treffen geführt hatte, wollte er wenigstens Krieg'sminister sein. Elf Monate war ers. Saß, ein glitzernder, rasselnder Gallier, neben dem britisch kühlenWaldeck und,trotz dem Metzgerruf,neben dem Sozialdemokraten Millerand im Palais Bourbon auf der Ersten Bank. Gab nach dem Spruch von Rennes die Losung aus' n^'mciäLnt 68t cloL!" Setzte für alle in den Dreyfushandel Verwickelten die Amnestie durch und nahm den Hohn der Nationalisten und Antisemiten wie Hagelwetter.im Herbst hin. „Das gehört nun mal zur Saison.“ Dann ward ,er der neuen Rolle überdrüssig. Dreyfus vom Höchsten Gerichtshofe freisprechen lassen und an derDemokratisirung, der Sozialisirung des Staatswesens mitwirken? So hatte ers nicht gemeint. Wollte nicht immer Armee und Patriotenliga gegen sich, Ausland und Heeresfeinde für sich haben. Rechnete vielleicht auch auf eine Reaktion, die ihren Degen suchen würde. Sicher nicht im Parlament. Nur keineGelegenheit versäumen! An einem Mamach-mittag setzt er sich auf die strammeHofe und schreibt an Waldeck: „^s pou-t63 avaler moment,^ (Zonns maclemiZZiOn.^Erhat dasAbschieds« gesuch nachher in korrektere Form gebracht. In der ersten Wuth aber wirklich von den Natternund Kröten gesprochen, die er hinunterwürgen solle und nicht verdauen könne. Fand sich zu gut, um als Aushängeschild einer schlechtenFirma verbraucht zu werden. Und war drei Tage lang wieder, wie nach Puebla und Sedan, der Held des Tages und das Hauptthema des Boulevardschwatzes. Im Kriegsministerium habe ich ihn kennengelernt. Ein ihm befreun« deter Akademiker hatte mir vorgeschlagen, mich bei ihm einzuführen. „Sie werden etwas Merkwürdiges sehen; das letzte Exemplar einer aussterbenden Gattung.“ Galliffet mußte in der Kammer einem nationalistischen Abgeordneten Rede stehen; hatte aber anderthalb Stunden für uns frei. Da steht der fast Siebenzigjährige. Kaum mittelgroß; schlank und biegsam noch wie eine junge Gerte. Dichte weiße Stoppeln über dem bronzirten Gesicht mit der keck vorspringenden Nase und den lustig funkelnden Flibustieraugen. Die



Die Zukunft.

Handchen soignirt wie einer Modedame. Trotz dem Schnurrbart mit den gewirbelten Spitzen nicht martialisch; mehrKavalier als Kavallerist. Die elegante Gestalt vom Hauch des ^ncZen kZeAlme umwittert. Sichtbar (wie bei seinem Todfeind Rochefort in dessen bester Zeit) das Streben, den Marquis und den Komme ^ kemmss auf den ersten Blick erkennen zu lassen. Vom Wirbel bis zur Zehe Edelmann und Salonheld. Und das Plaudertalent des echten Parisers. Das sprudelt wie ein unversiechlicher Born. „Heute muß ich wieder mal vor die Scheibe. Macht nichts. So leicht bin ich nicht unterzukriegen. Aber komischeKäuze sind unsere Patrioten. JhrKaiser, der mit aller Gewalt die Versöhnung beschleunigen möchte, kennt die Sorte nicht. Wenn er nur den Gedanken aufgäbe, nach Paris zu kommen! Wir hätten ja nichts dagegen. Aber da ist Deroulsde, den ich sehr hoch schätze, da sind die beiden Patriotenligen,da istHerrRochefort, den jederDroschkenkutscher liest. Wenn dieseHerren Lärm schlagen, haben wir den schönsten Straßenskandal mit unabsehbaren Solgen. Schon deshalb dürfte keineRegirung die Verantwortlichkeit für solchen Besuch auf sich nehmen. Den muß man demKaiser ausreden. Wer kanns? Mich hält er vielleicht für nicht ganz glaubwürdig, seit ich im Augustwider meinenWillen ins Fettnäpfchen gerathen bin. Eine wunderliche Geschichte. Erinnern Sie sich der Rede, die er im August aus dem Schlachtfeld von Saint-Privat hielt und die, so zu sagen, zwei Fronten hatte? „Auch der französische Soldat hat tapfer für Kaiser und Vaterland gefochten; und wir gedenken in trauernder Bewunderung all Derer, die, Deutsche und Franzosen, nach heißem Ringen jetzt in ewigem Gottesfrieden am Thron des höchsten Richters vereint sind.' Die Rede hat hier nicht gewirkt; wurde eher als peinlich empfunden. Ihr Kaiser muß aber viel davon erwartet haben. Zwei Tage vorher ließ Fürst Münster, der Botschafter, fragen, ob ich ihn amAchtzehnten sehr früh empfangen könne. Gern. Im letzten Augenblick mußte ich absagen, weil ein Ministerrath einberufen war.Der ging doch vor. Als Münster dann kam, war er genirt und beinahe ärgerlich. Der Kaiser, sagte er, habe ihm ausdrücklich besohlen, mir den Text derRede in der selben Stunde, in der sie an unserer Ostgrenze gehalten werde, vorzulesen; und nun müsse er melden, daß die pünktliche Ausführung des Befehles vereitelt worden sei. Sehr artig; nur einBischen zu romantisch. Seitdem bin ich nicht mehr gan^ iogut angeschrieben wie früher. Diese Diplomaten denken immer, Unsereins habe eben so wenig zu thun wie sie und müsse stets zur Verfügung sein. Gerade bei Ihnen solltemans aber besser wissenzda kennt man dieArbeit,die auf einem armen Kriegsminister lastet. Ihre Armee ist höchster Anerkennung würdig. Sie hat uns geschlagen. Als Franzose, der sein Vaterland liebt, kann ich nie



Diptychon.

79

aufhören, dieses nationale Unglück zu beklagen. Doch der Soldat, der Fachmann muß offen aussprechen: Unsere Niederlage war verdient. In Organisation, Strategie und Mannszucht war das deutsche Heer unserem weit voraus und sein Sieg drum kein Glücksfall, sondern eine dem Völkerschicksal abgerungene Notwendigkeit. Wenn die ungeheure Arbeit Ihrer Moltke und Roon fruchtlos geblieben wäre, müßte derZunftsoldat an seinemBeruse verzweifeln. Warum hatten wir nicht eben sofleißig geschuftet?Warum haperte es in unseren Generalstäben fast überall? Wir hatten unsere Niederlage verschuldet. Und mein altes Soldatenherz freut sich, in allem Patriotenschmerz, der Erfahrung, daß die großeLeistung nach Gebühr belohnt worden ist. Die Gerechtigkeit forderte damals Deutschlands Sieg... Aber verrathen Sie mich, bitte, nicht.Sonst wird aus allenKübelnderUnrath auf meinHaupt geschüttet." Das prasselte wie Granatenregen. Keine Spur von Heucheltünche. Eher das Streben, denFremdling zu verblüffen. Der hatte gewiß noch mit keinem französischen Kriegsminister gesprochen und muhtedieAugen aufreihen, wenn er just vonGalliffet, dem Abgott feiner Reiter, solches Urtheil über das deutsche Heer horte. Dem witzigen General wäre schließlich auch diese Lebererleichterung verziehen worden. Er durfte, in der Heimath des Herrn Chauvin, sagen, in der französischen Armee genüge eigentlich nur die Musik berechtigtem Anspruch: und die Hörer lachten. Als Jerrys Sturz vorbereitet wurde, lief Galliffet, der damals dasZwölfte Corps führte, in Paris herum und erzählte Jedem, ders hören wollte, daß er derRepublik nächstens das Lebenslicht ausblasen werde. Als exöuteur la. volonte nationale, versteht sich. Das Volk sei der Republik satt und würde sich laut für die Monarchie erklären, wenn es nicht fürchten müßte, daß Deutschland darin den casus belli sehe. Ein antirepublikanischer Artikel in der Kölnischen Zeitung: und die Wahlen bringen eine konservative Kammer. Dieses Stichwort rufe ihn aus der Coulisfe. Er werde die frechsten Republikaner henken, die Preßfreiheit abschaffen und mindestens anderthalb Jahre ohne Parlament regiren. Dann erst könne Frankreich den Liberalismus und denRegenfchirm des Grafen vonParis vertragen. GeorgeMonck, der fürCromwellfocht, dann defsenParlamentFehde ansagte und Karl den Zweiten nach London zurückführte, war fein Vorbild. Jeden Anderen hätte die leiseste Andeutung solcher Abficht (über die Hohenlohe als Botschafter einen langen Bericht an Bismarck schickte) vors Kriegsgericht gebracht.GastonAlexandre Auguste blieb derblankeDegenvonFrankreich. Decazes und seine Leute nannten ihn „unseren Monck"; doch er hat für die Restauration der Orleans nichts Wirksames gethan und mit all seinem Wortgeknatter nicht erreicht, daß die Politiker ihn je ernst nahmen. Gestern



Die Zukunft.

Gambettas Intimus und heute die Hoffnung der Monarchisten; gestern Rebellenschlächter und heute Kollege des Gesossen Millerand. Flibustier, wie der Ahn, mit einem Stich ins Tarasconische. Aber Puebla, Sedan und der weithin flimmernde panacde: genug für eine Unsterblichkeit, die bis ans Lebensende wählt. Nicht länger. In der Legende mag Galliffet weiterleben; di? Geschichte wird ihn vergessen. Denn sein Wille zur Macht ward nur von kurzathmigen Knirpsen bedient und von Fortunen drum immer wieder genant. Zurück in die Heimath. „Der Reichskanzler hat sich bis an sein Amtsende als den ritterlichen Mann der geraden Wege gezeigt. Als ein redlicher, von allen Negirungen geschätzter Mann verläßt er sein Amt. Auch die Gegner feiner Politik können ihm das Zeugniß nicht versagen, daß er sich als einen ehrlichen, auch nach oben hin selbständigen Staatsmann bewährt hat. Im Vergleich mit ihm wird jeder Nachfolger einen schweren Stand haben. Er ist, wenn er des rechten Weges sich bewußt war, entschlossen vorwärts gegangen. Dadurch wurde er den Junkern so unbequem. Die mögen nun triumphiren, da ihnen gelungen ist, den Verhaßten zu stürzen.“ Das ist im Oktober 1894, nach Caprivis Entlassung, gedruckt worden; könnte aber auch im Juli 1909 gedruckt worden sein. Beinahe Wort vor Wort las maus jetzt wieder. Nur-. lauter Lob und leiseren, fast zaghaften Tadel. Damals waren die konservativen und die bismärckischen Blätter gegen den Kanzler; jetzt finds nur die des Centrums und der Polen: und diese im Kampf gedrillte Truppe weiß ihre Freude zu bergen. Damals hießes, der Kan;ler sei von Agrariern und Dunkelmannem gestürzt worden, weil er sich geweigerthabe, eine ihren Wünschen genügende Umsturzvorlage zu vertreten; daß er den Wechselbalg, der dem müden Onkel Chlodwig nachher solche Sorge machte, gezeugt habe, wurde weislich verschwiegen. Jetzt heißts wieder, der Junkerklüngel habe den Kanzler besiegt, der ihm die Tasche aufknöpfen wollte; und wieder wird verschwiegen, daß dieser Kanzler für die neuen Steuergesetze, auch wenn er sie nicht mit seinem Namen zeichnet, verantwortlich ist. Die Süßeren Umstände ähneln einander nicht. Damals ging Alles schnell. Am fünfundzwanzigsten Oktober wird dem Kaiser in Liebenberg das Abschiedsgesuch des Ministerpräsidenten Grafen Botho zu Eulenburg vorgelegt, der erklärt, dm Angriffen der caprivischen Presse im Interesse des Dienstes weichen zu müfsen. Am selben Tag kündet die Kölnische Zeitung den Sieg des Kanzlers, der Kaiser und Bundetrath für sich habe. Zwölf Stunden danach wird Capriv! von Lucanus, „im Allerhöchsten Auftrag“ zur Rede gestellt; und um zwei Uhr mittags bestätigt ihm im Schloß der Kaiser, der mit der Serviette aus dem Frühstückszimmer kommt, dahergehen könne. Jetzt



Diptychon.  
hats lange gedauert und derDemisstonar hat außer dem Auftrag, das Finanz«  
geschäft ist mit dem Reichstag abzuwickeln, allerlei sichtbare und unsichtbare  
Huldbeweise erhalten.' Der Blick, d?r nicht an derOberfläche haftet, muß er-  
kennen, daß G af Caprioi nicht über die Umsturzvorlage, FürftBülow nicht  
über die Steuergesetze .gestolpert ist. Die sind ja, während er noch im Amt  
saß, unter Dach gebracht worden. Und müssen denVerbündeten Regirungen  
wohl genügen: sonst hätten deren Vertreter bei der Annahme wider Pflicht  
und Ehre gehandelt. (Daß dieHerren Sydow,Delbrückund leider auch Rhein-  
baben einzelne Steuern öffentlich hart tadeltenund dennoch annahmen, zeugt  
nur wider ihren Geschmack, nicht wider ihr Gewissen: sie fanden die Steuer-  
Pläne gar nicht so schlecht; empfahlen sich nur, unter der Wucht des „neuen  
Blocks", der Gnade der Meinungmacher.) Weshalb also das endlose Ge-  
schimpf? Weils nicht gelungen ist, die Erbanfallsteuer, das Palladion aller  
nach Freiheit Durstenden, in denVestatempel desReiches zu retten? Immer  
noch deshalb? Hört! „DieErbschaftfteuer trifft das mobile Kapital weniger  
scharf als das immobile. Die Umgehung der Erbschaftsteuer durch Zuwen-  
dungen unterLebendenläßtstch,ohnegehäsfigeEingnffe indiePrivatverhält-  
nisse,beim mobilenKapital sehr schwerverhindern. Wer beweglichesKapital  
erbt, kann die Steuer leicht flüssig machen. Wer Immobilien erbt, wird, da  
neben den Grundstücken oft wenig, manchmal gar keinBarvermögen vorhan-  
den ist, nicht selten Schulden machen müssen, um die Erbschaftsteuer zu zah-  
len." Also sprach FürftBülow am sechstenDezember1905.Am nächstenTag  
Freiherr vonRheinbaben: „Hier handelt es sich nicht nurum materielle, son-  
dern um viel höhere, um ideelle Interessen. Es entspricht nicht dem deutschen  
Familiensinn, daß die Erben einenTheil Dessen herausgeben sollen, was der  
Vater mit Mühe erworben hat. Auch die nothwendigePrägravationdes länd-  
lichen Besitzes kommt inBetracht. Vielfach müßte die Aufnahme einer neuen  
Hypothek die Zahlung der Erbschaftsteuer ermöglichen. Daraus ergäbe sich  
eine Disparität mit dem mobilenKapital; und sie würde erweitert durch die  
dann unvermeidliche Besteuerung der Geschenke unter Lebenden. Die Rück-  
wirkung auf den bäuerlichen Besitz weckt in mir die stärksten Bedenken. Die  
Sozialdemokratenwürden freilich gern in dieseKerbehauen."Am elften Mai  
^agte HerrWiemer, einFührer der Freisinnigen Volkspartei: „Auf Ehegatten  
und Deszendenten wollen wir die Besteuerung nicht ausgedehnt wissen. Das  
entspräche nicht der deutschenRechtsauffassung vonderEinheit desFamilien-  
vermögens." Im November 1908 verwarf die Natiöналиberale Partei die  
Nachlaßsteuer, die „auf demLande die äußerste Erbitterung bewirken müsse."  
So sprach Herr Paasche; und fügte hinzu: „Nicht nur der Familiensinn wird



Die Zukunft.

geschädigt, fordern es giebt im Volk eine unruhige Erregung, die mehr schaden wird, als die Steuer je nützen kann." Im selben Monatsagte der freikonservative Abgeordnete Arendt: „Die Besteuerung des Erbes der Kinder und Ehegatten haben wir im Jahr 1906 abgelehnt und Sie können doch nicht erwarten, daß wir jetzt mit Hurra dafür eintreten." Die Konservativen (Dietrich, Manteussel, Normann, Rettich, Richthofen, Schwerin, Stolberg) haben seit 1905 keinen Zweifel darüber gelassen, daß sie für diese Steuer, „den ersten Schritt in den Kommunismus", niemals zu haben sein würden. Jsts ein Verbrechen, daß sie eine Ueberzeugung bewahrt haben, die damals von den Regnenden und von den Liberalsten der Liberalen getheilt wurde? Ist der Ersatz schlecht (vom Börfenthermometer warirgendeine Wirkung der Talonsteuer nicht abzulesen), dann scheltet den Kanzler, der sich nicht gegen die Anträge gestemmt hat und seine Verantwortlichkeit nicht abwälzen kann; scheltet die Nationalliberalen, die keinen halbwegs brauchbaren Vorschlag gemacht, die beleidigte Unschuld gemimt, auf dem Holzweg ihren feinsten Kopf, Freiherrn Heyl zu Herrnsheim, den Grafen Oriola und den Gutsbesitzer Lehmann verloren haben (und, wenn sie sich weiter von unaufrichtigen Applauschaschern leiten lassen, noch manche Stütze verlieren werden). Der Rest ist Schwindel. Was die Regierung wollte, war nicht durchzusetzen; erst recht nicht in einem neu zu wählenden Reichstag. Die Vertreter der Industrie, des Großhandels, der Verkehrsgesellschaften und der städtische Arbeiter liefen, statt ihren Interessen Beachtung! zu erzwingen, davon und nannten die Arbeitgefährten von gestern Rauber und Strolche. Die dachten: „Wenn wir zu dem Odium des Steuerfinders noch den Schimpf heimschleppen sollen und bis in die letzte Stunde mit der Möglichkeit einer Reichstagsauflösung rechnen müssen, befiehlt dieschondem Klipp-schüler erreichbare Klugheit, das Ding so zu drehen, daß unsere Wähler sich weniger ärgern als die unserer Feinde." Ueber solchen Entschluß können nur Kinder staunen, die vom politischen Geschäft keine Ahnung haben. Und der Ausführung des Entschlusses hat ein verständiger Sinn für die richtigen Maße präsidirt, auf den man kaum hoffen durfte. Die Konservativen haben beim Zucker und beim Spiritus der reg pubUca Opfer gebracht und sind im Ganzen (mit der Immobilienumsatzsteuer) materiell schlechter dran, als sie gewesen wären, wenn sie der Erbanfallsteuer zugestimmt hätten. Aber Effekten- und Checkstempel^ täglich geschrien, trifft ja nicht den Besitz. Was denn sonst? Wer heute bewegliches Vermögen hat, kommt auch in die Lage, mit Checks, Aktien, Obligationen zu wirtschaften; muß also die Steuern mittragen, die Banken und Börse natürlich der Kundschaft aufbürden werden. Und wer kein bewegliches Ver-»



Diptychon.

83

mögen hat, darf, ohne zum Staatsbettler hinabzusinken, Schonung seines Besitzes fordern. Das wird bestritten; die Grundbesitzer werden „eine unerhörte bevorzugte, herrschsüchtige und habgierige Klasse“ genannt. Politisch bevorzugt? Mag sein; Tradition und Gewöhnung in feste Ehr- und Pflichtbegriffe sind nicht leicht zu entwurzeln. Aber die Beseler, Bethmann, Breitenbach, Delbrück, Dernburg, Nieberding, Schoen, Studt, Sydow, Tirpitz gehören doch wohl nicht zum Grundadel. Wirthschaftlich? Jeder kennt heute wenigstens ein Dutzend tüchtiger Leute, die aus Industrie oder Handel Millionäreinkommen ziehen. Wo sind die Schaaren der Landwirthe, die es in einem Menschenaltersoweit gebracht haben? Herrschsucht und Habgier der Grundbesitzer mögen die Exponenten mossischer Weltanschauung all in ihrer selbstlosen Tugend bekämpfen; mit dem Gezeter über „Bevorzugung“ werden sie nicht viel erwirken. Nur ein Tropf kann den Werth der Leistung verkennen, die unserer Industrie und Technik, unserem Handel gelungen ist; nur ein Vorurtheilender leugnen, daß dieser Leistung das Deutsche Reich den sichersten Theil seiner Geltung auf dem Erdball verdankt. Doch nicht klüger, nicht unbefangener wäre Einer, der nicht einsähe, daß gerade das hastige Tempo deutscher Industrialisirung den Staat, der nicht verkümmern, verkränken und seinen Menschenfurchtselbstverfchütten will, gebieterisch zwingt, für die Erhaltung des Ackerbaues und der seit Jahrhunderten auf ihrer Scholle Sitzenden Alles zuthun, was seiner Kraft erreichbar ist. Meral oder Konservativ: hier g^

Land Shnlicher Entwickelung hat man erkannt, in Republiken und Monarchien und überall ist eine Reaktion gegen die nur dem Städterbedürfniß noch angepaßte Gesetzgebung fühlbar. Diese Rückfluth hat manche den Stadtgewerben nützliche Schanze und Mauer weggeschwemmt, manche dem Handel bequeme Fahrstraße zerstört; und in Deutschland muß man schärfer noch als anderswo aufpassen, um Lebensgefahr von der jungen Industrie abzuwenden, die allzu arge Dummheit der Regirungen und Parteien ohne ernstesten Schaden nicht überdauern könnte. Aber man soll Erwachsenen nicht vorplärren, daß in unserem Reich der Jndustriekartelle und Großbanken, in dem Deutschen Reich, dessen Haupt- und Mittelstädte im Lauf weniger Jahre ins Ungeheure gewachsen find, der Grundbesitzer herrsche, den Bürger ausbeute und von jedem Milchnapf die Sahne abschöpfe. Mit so alberner Übertreibung dient man der zuten Sache des modernen Bürgerrechtes nicht; und wenn sich, wider Erwarten, auch der Hansabund darauf einließe, würde er nur beweisen, daß die Industriellen und Kaufleute nicht kurzsichtig waren, die ihn neben den alten Verbänden unnöthig fanden. Er soll vorsichtiger Expansion Raum erobern, soll ^



Die Zukunft.  
beweisen, daß auch der Händler, der Bankier dem Volksbesitz wichtigeWerthe schafft- dieKraft aber nicht an die Niederreihung papierner Wälle verzetteln. ...FürsErste hatJederwohl von dem Reichssinanzschwatz genug. Nur eine knappe Bilanz also noch. Das in dieScheune Gefahrene ist etwas besser als das vom SchatzfekretSr für den Schnitt Bestimmte. Aber nicht gut. An Technik und Psychologie Hais gefehlt; die Gesetze sind dem Alltagsbedürfniß der Praxis schwer anzupassen und dieImponderabilien nicht beachtet, die in derSeele des Steuerzahlers die Stimmung machen. DasReich bekommt all-jährlich eine halbe Milliarde; aber keine Finanzreform. Die wird erst möglich, wenn die Steuersysteme und Steuerlasten derBundesstaaten ins Gleichgewicht gebracht worden sind. Bis dahin ist noch viel Arbeit zu leisten. Herr Sydow konnte es nicht; vielleicht kanns Herr Mermuth, der hier schon für eine selbständige Ressortleitung empfohlen wurde (im Preußischen Handelsministerium wird Sydow, im Reichsamtdes Inneren Delbrück nichtschaden). Sparsamkeit, nicht nur auf geduldigem Papier, in Reich und Einzelstaat; namentlich auch in den Gemeinden. Keine Luxusbahnhöfe, Prachtkasernen, Postpalöste. KeineMarmororgienund Einzugssaturnalien. NurdasNöthige. Auch in der Verteidigung deutscher Küsten und deutschen Exporthandels. Zehn Dreadnoughts: dann sind die fünfhundert Millionen bis auf das letzte Nickelstückchen verpulvert. Lange werden sie jedenfalls nicht ausreichen. (Herr KanzlerBethmann: da winkt einKranz!) Wenn der umständlicheHandeldie Verbündeten Regnungen für eineWeile schreckt und, weil dem Ewigen Bund nicht so leicht wie einem Einheitstaat das Fett abzuschnüren ist, in karge Bescheidung zwingt, dürfen wir den spröden Reichstag nicht schelten. Der hat in der letzten Woche seiner Sommersefsion Etwas erlebt, das kaum Einer im HohenHaus noch für möglich hielt: eine Rede, die zuhören, sogar zu lesen lohnt. Als, stattdesschmollenden Kanzlers, HerrvonBethmann-Hollweg erklärt hatte, die VerbündetenRegirungen seien ausnahmelosüberzeugt, durch dieAnnahme der von den Konservativen, dem Centrum,derWirthschaftlichen Vereinigung und den Polen beschlossenen Steuergesetze dem Vaterland einen Dienst zu leisten, stand Herr Dr. M-. Ernst von Heydebrand auf. Endlich. Oft genug war er, als Organisator des Krieges, des Sieges, durch spitze Reden und Zwischenrufe herausgefordert worden. Der Besitzer des schleichen Rittergutes Klein-Tschunkawe, der Jura studirt, als Achter Dragoner den Feldzug mitgemacht und die Landrathsämter in Kosel und Militsch-Trachenberg verwaltet hat, lieh sich nicht in die Schußlinie locken. Blieb ruhig an seinem Strategentisch, von dem dieTruppenführer ihre Weisungen holten. Wie ein japanischer Feldmarschall. Auch so klein und dunkelhaarig. Achtundfünfzig Jahre alt; doch agil und fehdefroh wie ein Dreißiger.



Diptychon.  
Nichts Junkerliches. Von der Haarwurzel bis zur Sohle behende Intelligenz.  
Endlich spricht er also; wagt sich ins offene Gelände. Warum? Er sitzt im  
Preußischen Landtag der Konservativen Fraktion des Abgeordnetenhauses vor.  
Die ist durch die Wirrniß stiftende Preßtreiberei bedroht. Um die Sache der  
preußischen Konservativen handelt sich heute. Die muß geführt werden, daß  
der Freund zu zweifeln aufhört, der Feind Respekt bekommt. Das können die  
Herren Kreth, von Normann, von Richthofen nicht. Kann nur Heydebrand.  
Nach den ersten Sätzen merkt man. Kein Rhetor, der sich an feinen  
Wortkünsten gladstonisch berauscht; kein Dialektiker, der jeder Sache, auch  
der ihm fremdesten, bülowsch Beifall zu werben vermag. Schlechte Perioden,  
bröckelnde Konstruktionen; die ganze Architektur kunstlos und ohne Glanz.  
Dennoch: ein tiefer Eindruck; dessen Spur nicht leicht zu verwischen wird.  
Endlich ein Mann. Klug, tapfer, ehrlich, nobel ohne Steifheit und bereit, für  
seine Ueberzeugung bis zum Verbluten zu fechten. Ein staatsmannischer Kopf.  
Und die Nerven des für die Regentenarbeit Geborenen. Ringsum höhnts,  
wiehert und pöbelt: den kleinen Recken bekümmerts nicht eine Sekunde. „Sind  
Sie fertig, meine Herren? Sonst warte ich noch ein Bischen.“ Immer höflich  
(„bis auf die Galgenleiter“, sagte sein größter märkischer Vetter); dabei von  
rückhaltloser Offenheit. „Einem vom allgemeinen und gleichen Stimmrecht  
erwählten Parlament geben wir nicht eine Steuer, die es nach und nach so ver-  
schärfen kann, daß schließlich eine Expropriation des Besitzes daraus wird.“  
Gleiche politische Rechte und die Steuerlast von einem Achtel, einem Zehn-  
tel höchstens aller Staatsbürger getragen: Vernunft wird Unsinn. Unter vier  
Augen Habens die Liberalen hundertmal gesagt; wer aber hat öffentlich je  
solches Wort gegen die Woge geschleudert? Keiner, seit Bismarck giny. (Herr  
Bassermann redet anders. „In solcher Noth des Reiches muß auch der Reiche  
steuern.“ Als ob der Reiche an direkten und indirekten Steuern bisher nichts  
aufgebracht hätte. Zu solcher Demagogie darf der Führer der Industriepartei  
sich erniedern.) „Unser Werk ist anfechtbar: Das leugne ich gar nicht. Machen  
Sie uns mal vor, wie man fünfhundert Millionen aufbringt, ohne sich berech-  
tigten Angriffen auszusetzen. Wie sah es denn aus, als Sie den Karren führten?  
Im Sumpflager; zwei Pferde zogen rechtswärts, zwei linkwärts; und ein Kut-  
scher war nicht zu erblicken. Wir haben wenigstens, recht und schlecht, Etwas  
zu Stande gebracht.“ Auch der frechste Nichtsalsschreier kanns nicht bestreiten.  
„Konservative und Liberale sind auf weiten Wegstrecken durch die Art ihrer  
Weltanschauung getrennt. Sie wollten mit konservativer Hilfe eine liberale  
Ära heraufführen. Das hat die Welt noch nicht gesehen. Damach wird nicht  
mit.“ (Was nach dem Dernburgbluss vom Dezember 1906 hierüber die Halt-  
barkeit des Blockes gesagt wurde, war also richtig.) „Wir sind auch in Preußen



Die Zzckmft.  
modern genug, um zu wissen, daß ein Wahlgesetz nicht ewig währen kann,  
londernderganzenpolitischenEntwicklung angepaßt werdenmuß.Wirgonnen  
such denLiberalen (die übrigens einst unterderHerrschaftdieses Wahlgesetzes  
die Mehrheit hatten) alle Aemter und Würden, für die sie taugen. Aber wir  
reden mit und werden auch einer so starken Regirung, wie wir sie wünschen,  
nicht unseren Standpunkt räumen. Den Rücktritt des Reichskanzlers bedauern  
wir aufrichtig. Aber er wußte vonAnfang an, daß wir für die Erbanfallsteuer  
nicht zu haben sein würden. Er hatte uns mehr als einmal angedeutet, daß er  
zurücktreten müsse, wenn wir gewissenVorschlägen und Gesetzentwürfen nicht  
zustimmten. Wir haben zugestimmt. Irgendwo muß aber ein Ende sein. Eine  
Partei, die immer wiederum einen nicht von den politischen Parteien abhän-  
gigen Staatsmann im Amt zu halten, ihre sachlicheUeberzeugung opfert, ge-  
räth in die Untiefen des Gouvernementalismus. Und ich denke, ein Liberaler  
sollte sich darüber freuen, daß auch seinem Gegner die Ueberzeugung um keinen  
Preis feil ist. DenKanzlerwollten Wirnichtstürzen; konntcns auch nicht: denn  
er hat ja selbst hier gesagt, daß er nicht einer parlamentarischen Parteitung  
weichen,sondern nur gehen werde,wenn feinKaiser oder seinGewissenesihm  
befehle. Was bleibt noch an Vorwürfen? Dem Centrum sind wirnicht verbün-  
det, sondern nur, wie Bismarck in der Zeit seinerFinanzreform und wie Fürst  
Bülow zehn Jahre lang, zur Erledigung dringender Reichsgeschäfte vereint.  
Wir bleiben selbständig; wollen aber weder einen neuen Kulturkampfnoch die  
Ausschließung der Centrumspartei von der politischen Arbeit. Und daß die  
Polen,ohne auch nur mit derallergeringstenForderunganunsheranzutreten,  
indieserwichtigenSachemitgearbeitethaben,wirdunsniehindern,fürdieunse«  
rerObhut anvertrauten GüterdeutscherKulturzustehenund, wenn esfeinmuh,  
zu fallen. UnserGewissen ist rein; und reinwar unserWollenund Handeln."  
Die stärkste Rede, die der Deutsche Reichstag seit Jahren gehört hat.  
(Schade, daß er solche Rede nicht, wie Frankreichs Abgeordnetenhaus, durch  
öffentlichen Anschlag verbreiten darf.) Auch wer im Denken und Wollen an-  
ders determinirt ist, muh sich ihrer freuen. Die aus derWirthschaftmacht ge-  
drängteKlasse rüstet sich für den letztenKampf: umdasLebensrechtihrer po-  
litischen Zukunft. Und dieLiberalen?DieRöthesten winseln, derKönig („ab-  
solut, wenn er uns den Willen thut") möge die Junkerbrut bis übermorgen ver-  
tilgen. So mannhaft antworten unsere Demokraten auf Heydebrands Rede.  
...Gaston Alexandre Auguste Marquis de Gallisset undOr^ur. Ernst  
von Heydebrand: zwei nationale Typen; zweiWelten. Den witzig bummeln-  
den Attaquereiter mit dem Condekopf gönnen wir den Franzosen. Den ernsten,  
tapferen, zäh und stolz ausrechten Junker soll kein Gass engeheul uns verleiden.  
5



Hugo von Tschudi.

87

Hugo VON Tschudi.

HWerliner Droschkenkutscher kennen alle Filialen der besseren Banken, wissen 6^Ss.Gerson, Herzog und Kempinski und die Kasernen aller Garderegimenter. Aber unter hundert giebt es nicht fünf, die mit Sicherheit den Weg nach der Nationalgalerie zu finden wissen. Kastanienwäldchen, Museumsinsel, Ruhmeschalle: irgendwo daherum, denkt er sich; und setzt den Kunstfreund richtig vor der Treppe des Alten Museums ab. Ich habe mir nicht verdrießen lassen, jedesmal den Rosselenker darauf aufmerksam zu machen, wie sich geographisch die Nationalgalerie zu den anderen Museen verhalte, und habe auch im Lauf der Jahre eine wesentliche Steigerung des Prozentsatzes konstatirt. Alles muß bei unZ seine Weile haben. Wir sind vielleicht keine Stürmer. Mit unserer Zähigkeit setzen wir schließlich Dinge durch, die anderen Völkern gar keine Umstände bereiten. Mit dem Abgang Tschudis wollte es zuerst gar nicht so recht gehen. Die Zeitungen waren voll von Protesten. Man konnte beinahe von einer Bewegung zu Gunsten des bedrohten Direktors sprechen. Einen Augenblick schien der Fall hochpolitischer Art, und als der Kaiser nachgab, nahm man es für das erste Zeichen einer neuen Aera. Die Gegenparte, war aufgerieben, zermalmt, vernichtet. Unverbesserlichen Pessimisten antwortete man: Der steht nun fester als der Reichskanzler. Am ersten April übernahm denn auch richtig der bewährte Leiter der Nationalgalerie wieder die Geschäfte. Ein paar Wochen danach stand fest, daß er nicht bleiben werde. Am ersten Juli ist er gegangen. Kein Hahn kräht ihm nach. Woran liegt Das? Was ist in der kurzen Zeit anders geworden? Findet man die Thatsache, daß Tschudi die Stätte ezsprößlichen Schaffens verläßt, legitimer, seit man weiß, daß er in München ehrenvolles Obdach gefunden hat? Erfreuliches Zeichen W das Absterben des Partikularismus! Oder hat man genug von dem Thema? Weil eben schließlich jedes Thema, auch das allerbeste, die Würze verliert? Mir scheint, es war nur ein Thema. Nachdem ich eine ziemliche Anzahl von Droschkengäulen auf den rechten Weg gewiesen, stellt sich heraus, daß die Autofahrer nicht den leisesten Schimmer von der Nationalgalerie haben. Bis man die Autokutscher so weit haben wird, dürfte die Kommunikation per Lustschiff praktikabel geworden fein. Dann muß man wieder von vorn anfangen. Berlin ist keine Kunststadt. Jedes münchener Kindl weiß mit den Pinakotheken Bescheid; in Wien ist sogar die Moderne Galerie jedem Fiaker bekannt, obwohl sie erst seit ein paar Jahren da ist; und selbst die sinischen Bauern, die Zu Ostern in Petersburg Schlitten fahren dürfen, bringen Dich richtig vor die Akademie oder die Eremitage. Berlin ist keine Kunststadt, sondern oicl mehr: ein militärisch-agrarifch-industrielles Centrum, eine politische Weltmacht; etwas ganz Anderes eben. Und deshalb darf man nicht ver-



Die Zukunft.

langen, daß es einem spezifischen Kunstfall eine über das Maß gehende Bedeutung zuwende. Solche Zähigkeit verträge sich nicht mit dem Weltstadt-» charakter. Man gebe seiner Leidenschaft ein anderes Objekt, zum Beispiel... Doch Das gehört nickt zur Sache.

Sonderbar oerhielt sich die Zunft. Darüber wäre Allerlei zu sag in«

Die Zunft hat in der letzten Zeit zwei harte Schläge erlitten. Der eine war die Demaskirung der Madonna mit der Wickmblüthe in Köln; ein wissenschaftlicher Fall, der das Mißliche des organisirten Autoritätenglaubens in possirlicher Weise zeigte. Der andere, Tschudis Abgang, ist ein moralischer Fall. Er erweist noch plastischer als der andere die Schwächen der Kaste. Mir scheint, sie hängen zusammen. Ich kann mir nicht denken, daß eine auf das zarte Organ Empfindung angewiesene Forschung zu sicheren Resultaterr von allgemeiner Giltigkeit gelangt, so lange sie sich vor so groben Fällen innerhalb der Zunft nicht zu produktiven Empfindungen zu bekennen vermag. Vielleicht war auch die Eigenart des Hauptbetheiligten (ich meine Herrn von Tschudi) daran schuld, daß sein Abgang nicht dramatischer ausfiel. Das Dramatische liegt ihm nicht. Seine Freunde werfen ihm vor, die Lösung der Krisis in Japan abgewartet zu haben, statt in Berlin Material zu sammeln. Ich bin aber der Ansicht, es wäre nie zu der geringsten Bewegung gekommen, wenn Herr von Tschudi seinen langen Urlaub im Lande verbracht hätte. Die wildesten Anhänger wären abgesprungen. Nicht etwa, weil seine Sache schlechter stand, sondern . . . Das ist schwer zu sagen. Man ist in solchen militär-agrar-industriellen CenKen an andere, sagen wir: temperamentvollere Medien gewohnt. Zum Teufel, wenn der Mann selbst sich nicht rührt! Das hörte ich oft. Man rührt sich gewaltig in Berlin. Berlin ist nicht umsonst die rührsamste unter den Weltstädten. Nun wäre nichts verkehrter, als daraus, daß sich Tschudi^dieser Rührfamkeit nicht befleißigte, auf Regungen sentimentaler Art bei ihm zu schließen. Er unterließ es auch nicht aus Bescheidenheit. Das Epitheton des Veilchens, das im Verborgenen blüht, würde nicht auf ihn passen. Auch nicht aus Ungeschick. Ich weiß nicht, ob es gelehrtere Galeriedirektoren giebt. Sicher giebt es keinen geschickteren; keinen, der besser die Klaviatur der Umgangsformen beherrscht und mit giöße;em Scharfblick erkennt, wie der Mann, den er vor sich hat, ob Fürst oder Kollege, zu behandeln ist, um das Erreichbare zu erreichen. (Verdankte er doch diesem souverainen Takt die Ueberwmdung vieler Krisen und die besten Schätze, die er der Galerie zugeführt hat. Vergessen wir nicht, daß Alles, was er von Privatleuten für die Galerie erhielt, nicht nur ohne die bekannten dekorativen Verheißungen von oben, sondern gegen den Willen aller maßgebenden Kreise, oft gegen den Willen des Stifters, erbeten werden mußte.) Auch nicht lediglich mit dem Bewußtsein de: Pflicht, die dem Beamten die Rührsamkeit gegen die Oberen



Hugo von Tschudi.

d9

verbietet. Und eben so wenig, weil er nicht an dem Posten hing. Diese Stellung, mit der er mehr erreicht hatte, als die kühnsten Optimisten voraussehen konnten,«« ihm theuer geworden; und ich glaube, er hat sie erst aufgegeben, als ihm mit mathematischer Sicherheit klar geworden war, daß sich ihm jede Möglichkeit fruchtbarer Weiterarbeit an dieser Stelle verschloß. Ich weiß nicht, warum er sich nicht gegen die Angriffe von oben und unten und zumal von der Seite besser wehrte. Vermutlich weiß ers auch nicht. Es giebt solche Menschen. Vielleicht, weil es ihn langweilte. Solche Dinge können Emen langweilen, auch wenn man gar nicht blasirt ist. So etwa wie den Stanislawskij, als er bei uns den „Volksfeind" spielte, die Geschichte mit der verdorbenen Quelle langweilte. Ohne eine Nuance von Demagogen. Mein Gott, seht Ihr denn nicht, daß das Wasser ^erdorben ist? Wie merkwürdig, daß Jhrs nicht seht! Ich habe es doch im Mikroskop untersucht. Ich meine, Mikroben! Tschudi blieb bis zum letzten Moment überzeugt, daß die Bilder von Leibl, Feuetbach, Marpes, von Menzel, Manet, Cözanne, Renoir, Degas, von Liebermann und Trübner, die er in die Galerie gebracht hatte, und auch die von Góricault, Daumier, Delacroix und Corot, die er hereinbringen wollte, ausgezeichnet seien. Denn er hatte sie sich angesehen. Und am Ende glaubt er es auch heute noch. Wenn ihm Einer sagte, es sei doch eigentlich unverantwortlich, was ihm widerfahre, kam er immer wieder auf Bilder und Kunst zu reden. Es war wie eine fixe Idee. Dabei immer kühl, gelassen, reservirt. Ging nur aus sich heraus, wenn es darauf ankam, seine Meinung zu bekennen. In Kunstfragen von einer Offenheit, als ob es sich um die ernstesten Dinge handle. Es war die Offenheit eines Menschen, dessen Urtheil, selbst wenn es irrt, die gute Organisation der Anschauung sehen läßt. Uebrigens schien ihm seine Thätigkeit nichts so Besonderes. Schöne Dinge auswählen: es war eigentlich keine Hexerei. Mancher Großkaufmann that das Selbe und noch eiserne Arbeit in anderem Beruf dazu. Das sprach wiederum nicht die Bescheidenheit, eher der Stolz eines Menschen, der über seiner Stellung, über seinem Beruf zu bleiben gesonnen war. Es kam mir immer ein Bischen lächerlich vor, wenn man ihn Herr Professor oder Herr Geheimrath anredete. Diese Reserve jenseits von Beruf und Amt war es, was mich und manchen Anderen anzog. Wir sahen weniger den Gelehrten in ihm als Das, wofür es in Deutschland kein elegantes Wort giebt: einen Menschen, meinetwegen einen Aristokraten von sehr seltener Sorte, einen reichen Menschen, zu dessen natürlichen Eigenschaften unter anderen auch die enge Fühlung mit dm Schönen Künsten gehörte. Die Kunst war ihm natürlich, was sie einem ordentlichen Beamten eines uniformirten Agrar-Industriestastes nie im Ernst werden kann. Er behielt auch ihr gegenüber seine Reserve, aber hier nicht nur aus Respekt vor sich selbst, sondern auch aus Respekt vor der Sache. Tschudi unterscheidet sich dadurch von allen anderen offiziellen Kunftbeflissenen, daß

8



Die Zukunft.

ihm jegliche Art von Spezialistenthum abgeht. Nicht nur im engeren Sinn des Wortes. Es gab keine größere Dummheit als die, ihm nachzusagen, er identisizire sich mit der Sezession oder mit dem Künstlerbund. Das wäre ihm wieder viel, viel zu langweilig gewesen. Dagegen erwies er als Galeriedirektor eine Gründlichkeit, zu der es Spezialisten ihrer Art nach nie bringen können. Er begnügte sich nicht mit der bibliographischen Kontrolle seiner Objekte. Als er Menzel suchte, machte er eine Ausstellung Menzels, die, ohne daß Jemand etwas Böses merkte, ohne jedes Unterstreichen, die Menzelforschung auf den Kopf stellte; und bei dieser Gelegenheit sielen der Galerie die kostbarsten Schätze des menzelischen Genius zu. Als er dem so gefundenen frühen Menzel die rechten Nachbarn deutscher Herkunft geben wollte, machte er die Jahrhundertausstellung, die noch viel mehr auf dem Kopf stellte und seit der wir anfangen können, die deutsche Kunstgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts zu schreiben. Er kam von den Alten her, war, bevor er die Galerie übernahm, Bodes rechte Hand gewesen und behielt in der neuen Stellung alle Interessen der alten. Er liefert einen der vielen Beweise für die Thatsache, daß alte Kunst und neue Kunst, sobald es sich um Meisterwerke handelt, untrennbar sind. Daß er in München die beiden Ressorts in eine Hand bekommt, dürfte dem ledernen Buch deutscher Kunstpflege eine schöne Seite zufügen.

Diese Freiheit des Urtheils, die Unabhängigkeit von allem Spezialistenthum und aller Koterie macht ihn zum Ideal eines Museumsleiters. Da ich es hinschreibe, kommt es mir fast langweilig vor. Er hat das Zeug zu mehr. Ich stelle mir den idealen Freund eines Monarchen, der gute und schöne Dinge will, so ähnlich vor. Natürlich nicht in einem Agrar-Industrie-Militärstaat. Und deshalb ist es gut, daß er gegangen ist. Nicht für Berlin, noch weniger für ihn zum Schaden. Es ist dumme Phrase, zu behaupten, daß Berlin vor unabsehbaren Zeiten eine Stätte der Kunst und der rechte Ort für Leute vom Schlage Tschudis werden könne. Ich kenne nicht die Dinge, mit denen den Eingeborenen Berlins lebendige Begriffe von Würde innerhalb und außerhalb des Berufes beigebracht werden können; aber sie sind jedenfalls von anderer Art als Bilder und Bildergeschichten. München aber wünschen wir, es möge den seltenen Mann festhalten, den man hier mit einem weinenden, einem lachenden Auge ziehen ließ. Julius Meier-Graefe.

Es war nie das Zeichen von Tüchtigkeit und Stärke, Alle zuFreunden zu haben. Ein Mann wie Tschudi muhte Feinde finden. Daß diese Feinde auf der Seite der Kunstbonzen sitzen, die dm Patriotismus und die ganze deutsche Kunst gepachtet zuhaben glauben, ist natürlich. Was Tschudi gethan hat, ist bewundernswerth und desh höchsten Lobes würdig. Das konnte nur ein Mann leisten, der durch die alte Kunst geschult ist, der dort sehen und unterscheiden gelernt hat, über ein reiches Wissen und ein offenes Auge verfügt, die Perle schätzt, auch wenn sie in rauher Schale liegt, und gerecht einem Jeden giebt,waseinesJedenist.(W^



Die Wiederkunft.

91

Die Wiederkunft.

as Thor schlug zu und dahinter war eingeschlossene Stille. Die aber hatte ihre eigenthümliche und eindringliche Beredsamkeit, als ob alle Worte, all das hilflose Weinen, das seit Jahren aus den vielen Zimmern und Sälen klang, doch nie eigentlich verhallt wäre. Immer, irgendwie mußte es da sein: oder es waren vielleicht auch nur Gedanken, die nie zum Worte geboren wurden, verzweifelte und lebensmüde Gedanken. Und dann war da der sonderbare Geruch; überall lastete er wie müde Schwere, in der Vorhalle und in den hellen Gängen der Klinik. Alles lag da in einer kalten Reinlichkeit; aber auch diese zwang die Empfindungen unentrinnbar zu dem Ursprung ihrer Notwendigkeiten hin. Darum war es wohl, daß Frau von Jrmelin unwillkürlich ihre Stimme dämpfte und, vielleicht unbewußt, ihr etwas langes Straßenkleid mit der Hand kürzte. Die Gesellschafterin Marilla von Roeder ging mit einem ängstlich verlegenen Gesicht neben ihr her; befangen in einem Unerklärlichen, machte sie sich, um dieses Angstgefühl zu übertönen, wie wenn Kinder im Dunkeln singen, Ablenkungen in Gedanken; sie beobachtete die kleinen Füße der jungen Oberin, die in Schuhen mit etwas abgelaufenen Absätzen steckten, und dachte, daß diese Füße müde sein müßten von dem vielen Laufen auf den harten Fliesen. Die Oberin eilte immer ein Wenig voran; ihr schneeweißes Kleid hatte keine weichen Falten, es stand und knitterte unaufhörlich und verursachte ein seltsames Geräusch in der Stille. Dieses Geräusch ging stets mit; auch jetzt streifte das weiße Kleid mit einem unnachgiebigen Aufsiehnen die Thür des Saales, die sich lautlos von selbst schloß.

„Hier ist nun der große Entbindungsaal. Ein schwerer Fall; man konnte noch nicht an Umbetten denken.“

„Wie kann sie nur so laut und unbekümmert reden und gehen?“ dachte die junge Roeder und starrte auf das Bett, das, wie ein einzig Heller Fleck, alles Licht der großen Fenster auf sich zu konzentriren schien. Die Wöchnerin darin lag wie tot. Ihre von der Arbeit harten Hände waren bläulich gegen das Weiß der Decke. Kaum ein Erkennen verzerrte ihren Mund, als die Oberin kam. Die Besucherinnen blieben etwas zurück. Die Oberin aber begann, zusprechen; als zeige sie hier die Merkwürdigkeiten eines Museums (so kam es Marilla von Roeder vor).

„Ja, die Lerchner; schon das dritte Mal. Und ohne Kaiserschnitt gehts nicht ab. Daß das Kind lebt, daran ist ohnehin nicht zu denken. Sie weiß Das genau und der Mann auch. Aber wie so Leute sind: ein Einsehen kennt Das nicht; es ist eben meine Frau, sagt der Mann.“

„Und die Frau selbst?“ Marilla von Roeder fragte es mit verhaltener und doch fast leidenschaftlicher Stimme.

Die Oberin machte eine Geste: „Wie so'n stumpfes Thier; als ob sie nichts begriffe.“ Damit war die Lerchner abgethan. Die Oberin wandte sich seitwärts, griff nach blinkenden Dingen und hob sie hoch.

„Sehen Sie, Das sind Zangen; Kornzangen, Klemmen, alles Erdenkliche.“

Und das Erdenkliche, das Marilla von Roeder eher ein Unausdenkliches scheinen wollte, wurde herausgenommen und mit den Geräthen klapperten die Hände dieser Frau, abgestumpft von Gewohnheit, in den Kästen und verriethen eine achtlose Grausamkeit, die, verstärkt durch Worte und Erklärungen, die An-

8\*



Die Zukunft.

deren in nervöses Abwenden zwang. Diese fremdartigen Reihen der Instrumente (wie fasziniert hatte die kleine Roeder sie angestarrt, all die Glanzlichter) waren ihr noch vor Augen. Ueberhaupt so seltsam Alles, als ob ein Nebel um sie sei; und immer nur Eins ritz wie ein Bangen durch ihr Bemühen, aus diesem Selt-samen herauszukommen: daß ihr all Dies so bekannt vorkam, als ob sie Alles schon genau so erlebt habe. Dieser endlos große, leere Saal mit den hohen, hellen Fenstern, davor das Bett, auf langen eisernen Füßen mit Rollen. Und die Rollen waren nach innen gedreht. Das war doch schon einmal so gewesen? Und die Frau; so furchtbar war das Bild dieser Frau. Augen hatte sie, als ob sie nie die Sonne gesehen hätten, und sie starrten bewegungslos unter den schweren, matten Lidern immer geradeaus auf die helle Saalwand, als sei dort ein Bild, ein bannendes Mene-tekkel, das nur sie sieht. Der Saal hatte die verzweifelte Schmerzensschreie all der Vielen getrunken, hundertfaches Sterben und Verderben hatte sich an die Sohlen der Entlassenen mit grauen und unsichtbaren Fäden geheftet, an die Sohlen Derer, die hier mit einem Hoffen gegangen waren.

Und dann war es, als fühle man den Tod selbst in diesem Raum. Wie eine Angst stand ein Unsagbares in der Stille; und darum die wilde, tonlose Symphonie des Anderen. Und noch Eins war: abseits von dem Bett stand ein sonderbarer Kasten aus hohen Füßen. Und der Kasten war so unheimlich, weil er so leer war, so armsällig leer, als schreie er ein verzweifelt Klagen hinaus in die große Oede des Saales. Es war eine Wiege und leer: wie ein jämmerlicher kleiner Sarg. „Ja, ja, Fräulein, sehen Sie . . . Aber Das ist nicht immer so; die Meisten nehmen schon ihr Kleines mit; Alle müssen vor ihrer Entbindung hier leichte Arbeit thun. Ganz umsonst, meinen Sie? Ach nein! Das geht schon nicht; und dann: diese Mädchen sind ja die Arbeit gewohnt. Meist sinds Dienstmädchen, ganz ordentliche Dinger oft; aber gut haben sie es schon. Sehen Sie hier!"

Der kleinen Roeder war es gar nicht eilig, in das Zimmer nebenan zu kommen; aber Frau von Jrmelin sah sich scholl nach ihr um, denn die lebhaft Oberin hatte eins der Neugeborenen hochgenommen, das sie bewundern sollten. Dabei war es schrecklich, mit den blöden und ausdruckslosen Zügen, erbärmlich und kraftlos. Auch kaum eins der anderen stach hervor; ob schwarz oder blond, waren sie so gleich und ihr quäkendes Weinen sast das einzige stete Geräusch Stunden lang. Am Fußende eines jeden Bettes standen die seltsamen kleinen Bettkästen. Diese Kinder trugen alle das Stigma der Vergangenheiten, aus denen sie kamen, das auch zugleich ihres ganzen Lebens künftige Möglichkeiten offenbarte. Und keins trug die Glorie einer Liebe. Fräulein von Roeder ftand daneben wie ein gehorsames Kind und machte große, bange Augen.

Diese Frauen alle, in ihren hellen Betten, sahen einander so entsetzlich ähnlich; unpersönlich und leer; nicht einmal der Schmerz hatte diese Züge menschlich vertieft; blasse Masken waren es, die ein heimlich Lauerndes verbargen.

Noch mehr solche Zimmer: und immer wurde dieses unheimliche Bewußtsein verstärkt, so daß Fräulein von Roeder sich gar nicht mehr wunderte, nur dachte, in einer seltsamen Müdigkeit: Wann und wo habe ich das Alles schon gesehen?

„Aber, Fräulein, wo bleiben Sie denn nur? Schnell! Dieses Regenwetter!

Besorgen Sie einen Wagen; ich warte so lange in der Halle!"

Und dann schlug wieder das Thor zu; und zurück blieb die Stille.



Die Wiederkunft.

93

Wie die Lupinen dufteten!

Schwer lag die Sonne auf den Feldern; die Ferne war wie ein goldenes Meer und das ganze weite Land wie eine jubelnde Offenbarung der Ernte.

Und frei, frei sein! Wie lange? Ach, Marilla wollte einmal nicht denken müssen, nur fühlen, fühlen, wie mit geschlossenen Augen, das Leben wissen. Das geliebte Land ihrer Heimath. Es war, als wachten all die verlangenden Träume ihrer Kindheit wieder. Sie fühlte das Lied des Lebens, in wilden Melodien, die sie zu den Mauern rissen, weiter tobten in Fernen und sie dann zurückgelassen hatten, mit leeren Händen.

Aber das Land ihrer Heimath hatte gelächelt, bis auch sie lächelte; seine stillsten Offenbarungen waren ihr gegeben und daraus war all das harte Müssen des Tages so wesenlos geworden, ein Schatten ferner Wolken, der das geheime Verheißen ihrer Seele nicht berührte.

Ach, dieses geliebte Wissen! Wie ein verborgenes Leuchten war es; sie hätte es zärtlich berühren mögen, mit ihren Händen, ihren offenen Händen. Würde es sein, daß einmal ein geliebtes Fühlen sich ihnen gab? Und doch wußte sie: sie würde ihn hier wiedersehen. Jahre lagen dazwischen. Sie würde ihn wiedersehen. Alles versank vor dieser jubelnden Freude. Beide hatten ihr Geschick des Wartens müssens getragen; selten nur Briefe. Und doch wars zu dieser Stunde, als sei er gestern erst gegangen, — und nur, um wiederzukehren.

Und dann? War dann wieder die Bitterniß des Gehens und die einsamen getrennten Wege? Würde nie ein Unsichtbares sie einen? War das Ziel noch weit, weit wie der Himmel am Rande der Ebene? Konnte es nicht sein, daß er kam, ein Sieger, und sie mit sich riß, heraus aus den ewig gleichen Tagen?

Wie die Lupinen duften! Sie stehen wie goldene Kerzen, vereinzelt, und fließen zusammen in Fernen und sind zuletzt wie ein goldenes Meer und strömen über das Land schwere, berauschende Wogen.

Und sie sah in die Ferne, auf den Weg, den er kommen würde. Sie grüßte ihn mit der jung erwachten Sehnsucht ihrer Kindheit. Morgen, ach, morgen schon! Sie grüßte ihn mit dem verlangenden Lächeln ihrer Liebe.

Und dann war über den Tagen die Leichtigkeit der Freude. Jede Stunde spielte im Geheimen mit vorgestreuten Blumen: als hätte ein Band sich gelöst, so viele waren es geworden, — und alle kamen sie aus der einen Fülle, die irgendwo wartete . . . Und nun war der späte Abend gekommen; er trug ein Fest, das sang in fernen, verträumten Liedern durch den Garten.

Beide gingen sehr still, Hand in Hand und blieben dann stehen und starrten in das Wasser. Es war seltsam dunkel und trug doch die Helle des Nachthimmels, eine fahle Helle, der die Sterne sich zärtlich und weich in sonderbaren Kränzen hingegen hatten. Irgendein leiser Wind neigte die Uferweiden und bewegte die bunten Laternen, die im Spiegel des Wassers wie glühende Augen flammten und warteten und durch die das Bild ihrer Gestalten, nur aus verschiedenen Farbwerten kenntlich, feierlich, wie durch ein sonderbares Märchen, ging. Sie sah immer wieder dieses Bild und ihren hilflos bangen Augen wurde die Fremde ein Vertrautes, wie die Offenbarung eines werdenden Geschehens, das doch zugleich ein Müssen und Sollen trug; aber es würde ein Geliebtes bedeuten: mochte in ihm auch der Untergang sein. Die Nacht sprach so seltsam und lockte. Die Sträucher und Büsche, wie



Die Zukunft.

geheimnißvoll schützend, breiteten sie ihre Schatten über die Wege, die nie so einsam gewesen wie in dieser Nacht. Und über Allem lag ein zärtlich und weich verträumtes Singen. Das Wasser floß und einte ihr Bild; sie sah es eher, als sie es fühlte. Ihr Bild wurde eins im Wasser, über dem dunklen Grund.

Sie fühlte seinen begehrenden Mund auf dem ihren ... Und immer ferner sangen die sehnsuchtkranken Lieder durch den Garten.

Die Nacht lag über reifeschwerem Land.

War die Zeit stillgestanden — versteint in grenzenloser Leere? Oder lag eine Ewigkeit des Grames und des Herzeleides zwischen den grauen und den grauenvollen Tagen? Marilla begriff es nicht mehr. Ein unsichtbares Wesenloses, das doch immer so furchtbar da war, überschattete sie; und sie saß und starrte mit unverstehenden Augen durch die Leere ihres armfälligen Zimmers, wie in Fernen.

Ach, die goldenen Lupinen! Irgendwo dufteten sie.

Und dann waren Melodien . . . Eine wunderselige Schönheit! Einmal hatte ihr sehnsüchtiger Mund das Leben geküßt; und danach war es, als sei sie verstoßen.

Das grenzenlose Nichts. Alle Qual lag darin und doch war es so leer.

Draußen tropfte der Regen, immer im gleichen Ton; tropfte, tropfte; und der Klang bohrte sich in ihr Ohr. Jeder andere Laut, Alles versank, nur der Ton bohrte, formte ein Wort.

Sie kannte das Wort. Tausendmal war es in ihren verwüsteten Gedanken versunken und doch immer wieder da, wie jetzt in dem Ton: Tot, tot; er ist tot.

Lange vorbei. Ihre Gedanken taumelten in diesem wirren Tanz des Gewesenen.

Ueber Allem aber war dies Unsichtbare, Wesenlose und kam, kam immer wieder, schwer und schwerer, bis es zuletzt greifbar und starr wie ein Schwert stand.

Es weckte ihre armsäligen Nächte und bohrte ein hohnvolles Gelächter in das Schweigen ihrer Verlassenheit, bis ihre müde Seele endlich der grausamen Gewißheit ihres Schicksals sich beugte.

Und dann kamen Wochen und Monate und die kleine Roeder saß bis tief in die Nacht in der selben jämmerlichen Stube und schrieb. Bogen um Bogen füllte sie mit ihrer feinen Schrift. Abschreibearbeit: Das war ihr Leben, das keine Zukunftsmöglichkeiten mehr trug. Es war eine unerträglich schwere Bürde. Sie ging durch diese Nacht und beugte ihr Haupt und schloß die Augen den allzu fernen Sternen. So gingen die Wochen, Tage und Nächte. Immer nur Eins noch wußte sie zuletzt: dahinein durfte kein Schlaf kommen, nein, Arbeit, nur Arbeit!

Sie mußte ja Geld haben, Geld, um zu leben; dann behielt man sie. Alle Anderen, Die von früher, hatten ihr, fast ohne ein Wort, fast ohne Geberde, nur abwehrend im Schweigen, gesagt, daß sie gehen müsse; hier behielt man sie, wenn sie Geld gab. Geld! Geld! War es Das, was so seltsam vor ihren Augen irrte, hell war und dann dunkel?

Es klirrte. Dann war es ein Singen. Ein leeres Wehen schloß ihre Augen; aber das Singen, das Feine, wie aus Gärten ... So dunkel lagen die Gärten...

Aber Sterne, doch Sterne! Immer schneller, schneller, Wirbel — Gold, Gold, das näher sich schwang, zu ihr wollte, ach, zu ihr sollte, in ihre weit offenen Hände, ihre schmerzhaft offenen Hände ... Da: nun hielten sie das Gold nicht mehr; es war



Die Wiederkunft.

95

zu spät gekommen, über Allem war das Dunkel und die Schwere, das Fernsein der Betäubung.

... Die hellen Lichtreflexe an der Decke wurden immer größer; manchmal verschoben sie sich. Sie waren wie goldene Arabesken, und wenn draußen der Wind die Bäume bewegte, tanzten und flutheten sie durcheinander, bis es war, daß sie herabglitten, ganz nach unten, und auf Marillas Bett hafteten.

Sie lag in müdem Halbwachsein und starrte diese goldenen Flecken an.

Beinahe wollte sie danach greifen; doch das Gold verging ihren Händen; Alles war entgleitendes Zerfließen. Noch lange lag Marilla sehr still; wie in einem leisen Hin» übergehen wars: man weiß nichts mehr und sieht die Dinge und sieht sie auch wieder nicht und nur Melodien sind irgendwo, die manchmal wie Chöre rauschen.

„Dies hier ist ein schwerer Fall.“

Diese Stimme drang in Marillas umdämmertes Bewußtsein wie ein grelles Licht. Sie wollte sich jäh aufrichten, aber irgendeine sanfte Gewalt hinderte ihre schwachen Schultern. Und dann die Worte. Aber woher? Woher?

In einer verzweifelten Anstrengung versuchte sie, klar zu denken. Wenn nur dieser sonderbare Nebel nicht gewesen wäre! Er lag über den Dingen, daß sie wie in Fernen und darin fast unwirklich schienen. Manchmal beugte sich ein sehr stilles Gesicht über sie hin. Und zuerst hatte Marilla dem tiefen Fragen dieser Augen die ihren geschlossen. Nun sah sie mit einmal, daß dieses Antlitz ein Wenig lächelte; und dann kannte sie auch dieses Lächeln. Alles kannte sie; aberwoher? Woher?

Diese seltsame, süß schwere Luft, der Saal, dessen öde Leere ihr doch schon einmal so sonderbar fremd und doch vertraut gewesen. Es hatte etwas unerklärlich Beängstigendes, daß seine Größe die Stimmen der Menschen verschlang. Oder sprachen sie nicht, bewegten nur die Lippen? War Das ihretwegen? Ach, sie war müde, so müde... Alles war still in ihr wie eine Heimkehr, ein Ersüllen. Keine Fremde, kein Grauen mehr ... Selig müde fchlummsrte sie in dem großen Bett, das ganz allein vor den Fenstern des Saales stand, wie verloren in der Leere.

Das Sterben, das mit lauernden Augen Stunden gewartet, ging hinaus.

Immer tiefer sank die Sonne; aber dann, am Abend, ging irgendetwas vor. Da war ein langer Gang und dann (nun sah sie es) ein anderer Raum und in diesem Zimmer waren Betten und in jedem lag eine blasse Frau. Und Marilla dachte, daß Alle so bleich und so fern aussahen und so leer. Und dann fühlte sie, daß die fremden Augen sie beobachteten. Das war schrecklich. Sie drückte ihr Gesicht tief in die Kissen, aber es half nicht; sie fühlte diese Blicke, diese unguten Blicke. Plötzlich schlug ein Seltsames in ihr Bewußtsein, wie die Offenbarung eines Namenlosen. Erst ein Ton, ein leises Weinen war es, das aus irgendeiner Verborgenheit zu kommen schien; und dann war es nicht mehr vereinzelt; viele waren es und schrien, schrien alle in dem selben hilflosen Jammern. Wie in einem jähen Entsetzen richtete Marilla sich auf und kannte ihr Schicksal und kannte den Saal... Alles, Alles kam zurück in diesem einen Ton, diesem jämmerlichen Kinderweinen. Und dann, wie ängstlich, ging ihr suchender Blick dahin, wo zu Füßen ihres Bettes, wie bei den Anderen, ein armsäliger kleiner Kasten auf hohen Füßen stand . . .

Er war leer.

Schloß Dornburg. Maria Gräfin Gneisenau.



Standpunkt der modernen Bildung aus kann man kaum abschätzen, was

^6HW die Orakel im Alterthum bedeuteten, wofern man nicht mit dem Mediumismus und Spiritismus von heutzutage vertraut ist. Sie haben den selben wesentlichen Charakter, obwohl Unterschiede bestehen, durch welche sie so scharf getrennt werden, daß nur der Philosoph oder wissenschaftlich geschulte Geist ihre Wesensgleichheit entdecken kann.

„Gott“ steht in unserer Zeit für einen hocharhabenen Begriff, noch idealistrt durch den ganzen sittlichen Fortschritt, der durch all die Jahrhunderte feit dem Verfall der griechisch-römischen Kultur erreicht worden ist, und stellt daher ein Wesen oder einen Geist dar, ohne menschliche Beschränkungen und mit einem für den Maßstab des Menschen mehr oder weniger unerforschlichen Willen. „Religion“ ist Verehrung und Gehorsam gegen dieses Wesen mit all der philosophischen Einsicht und Bildung jener Zeiten, die mit dieser Geist esrichtung verbunden waren, während die Gebräuche des Alterthumes in diesem Wandlungprozeß ihre Bedeutung nach und nach verloren hatten. Wenn wir daher heutzutage von „Gott“ und „Religion“ sprechen, so denken wir an Gebräuche, Glaubenssätze und Begriffe, die aus ihrem Zusammenhang alle Handlungen und Formeln gänzlich ausgeschieden haben, welche im Alterthum tatsächlich das Wesen des Göttlichen und der Religion bestimmten. Wenn man sagt, die Orakel seien den alten religiösen Einrichtungen im Wesen verwandt gewesen, so spricht man eine wichtige Wahrheit aus, aber man hat damit noch keinen sicheren Begriff von Dem, was die religiösen Einrichtungen der Alten waren. Selbst wenn wir uns die Orakel ausführlich beschreiben lassen, bekommen wir noch keinen deutlichen Begriff davon, was „Religion“ für jene Zeiten bedeutete. Wir Alle kennen die rein menschliche Natur der alten Vorstellungen vom „Göttlichen“; und doch stellen wir uns kaum vor Augen, wie eigentlich diese Natur war und wie weit sie sich erstreckte, bis wir ihre Mythologie lesen und an die durchschnittlich herrschende Unwissenheit denken. Die Götter waren oft nur vergötterte Helden, oft auch nichts als deifizirte Naturkräfte mit geringem Unterschied zwischen dem Menschen und der Natur, die auf diese Weise zu Göttern wurden. Die Götter hatten ihre Eifersucht, ihre Liebe und ihren Haß, sie hatten menschliche Leidenschaften und Beschränkungen und waren in jeder Beziehung die launischen Geschöpfe, die eine solche Zeit als ideale Mächte ansah. Auch waren die Götter so zahlreich wie die Kräfte oder abstrakten Begriffe, die sich der Mensch in der Weltordnung dachte. Es gab keine sittliche Jdealisirung dieser Kräfte und Begriffe, wie sie in der jüdischen Auffassung des Göttlichen zu Tage trat und eben so in der christlichen, die aus der jüdischen hervorging, nachdem diese eine monotheistische Form angenommen hatte.

Der Monotheismus konnte sich in Griechenland und Rom nie ernstlich festsetzen. Der Philosoph Xenophanes griff den Polytheismus seiner Zeit an und behauptete, das Göttliche sei nur ein Sinziges. Aeschylus drückte die selbe Auf-  
^) Ein Abschnitt aus dem Buch „Probleme der Seelenforschung,“ das bei Julius Hoffmann in Stuttgart erscheint und dessen Autor mit dem (gelungenen) Versuch, „das ganzeGebiet desUebnormalen zu durchwandern“, den Wünschen der heute Lebenden, wie der Franzose Camille Flammarion, früh entgegengekommen ist.



Die alten Orakel.

97

fassung aus und so thaten vielleicht alle einfichtvollen Männer jener Zeit. So weit die Philosophen überhaupt für die Religion Interesse zeigen, waren sie ihrem Gefühl nach Monotheisten, aber die Reaktion gegen die übertriebene Vermenschlichung ihrer Zeit führte sie eher zu einer unpersönlichen Auffassung des Göttlichen hin. Die Kluft zwischen ihne» und dem Geist der Menge war fast nicht mehr zu überbrücken. Alle Religion, die der Philosoph etwa hatte, stand rein nur im Licht der Vernunft, wie es vielleicht zu jeder Zeit der FaS ist, und hielt sich fern von dem Aberglauben der Masse. Es bestand keine Neigung, sich Etwas anzueignen von den allgemeinen Vorstellungen und Gebräuchen, ausgenommen mit Rücksicht auf soziale oder politische Zwecke. Die ungebildeten Klassen hatte ihre Freiheit in religiösen Dingen, während die gebildeten die Regirung innehatten. Der Religion war kein ausgesprochenes soziales Amt zugetheilt. Sie besaß im Allgemeinen kein System der Erlösung über das Grab hinaus, verbunden mit ihren Pflichten und Gottesdiensten, wie die spätere Religion es hatte. Das Interesse an der Religion lag für d«n Frommen des Alterthumes in dem Leben und den Handlungen des Alltages und besonders m demTheil. der eher sein persönliches Wohl als seine sozialen Pflichten betraf. Für eine aristokratische Regirung, die an religiösen Dingen höchstens als einem Mittel zum Schutz ihrer Macht interessirt war, bestand kein Grund, die Religion zu reformiren: und so überließ man sie mit ihren Gebräuchen dem gewöhnlichen Volk, während Intelligenz und Bildung sich an Wissenschaft und Kunst anschlossen. Zwischen den beiden das Gemeinwesen bildenden Klassen bestand keine Gemeinschaft des Lebens und der Interessen wie in demokratischen Zeiten. Der Aberglaube der einen Klasse war so empörend, daß er vor dem kritischen Auge der anderen nicht standhielt, und der Rationalismus der intelligenten Klassen fand kein Verftändniß in den nur an menschlich-sinnliche Vorstellungen gewöhnten Köpfen Derer, die beherrscht wurden.

Es bedurfte einer anderen Religion, um einen Sauerteig in das tägliche Leben des Menschen zu bringen. Das griechische Denken verstand es nie, die Zukunft befriedigend zu idealifiren, und obgleich es die Gegenwart nicht liebte, suchte es sie doch durch die Kunst zu verschönern und fühlte in deren Ausübung nicht jenen Widerstand, der die christliche Auffassung von der Natur beherrschte. Man konnte die köstliche Seite der Natur sehen, und da sie Keffer war als die widersinnige büßende Zukunft, die der Glaube an ein zukünftiges Leben mit sich brachte, so bestand kein solcher Widerwille gegen das finnliche Leben, wie er die Anschauung des Christen kennzeichnet, der es vom Standpunkt einer hoch idealisirten Unsterblichkeit und göttlichen Weltregirung aus betrachtet. Das Christenthum stellte die Auffassung der Griechen auf den Kopf und führte so zur Mißachtung der Orakel, deren Offenbarungen unreiner und sinnlicher Art und so sür das Ideale unannehmbar oder auch jenes eitlen Inhaltes waren, den das Ideale verwarf, so lange es eine Macht über die menschliche Ueberzeugung hatte. Unabänderlich ergeben der Hoffnung auf ein goldenes Zeitalter nach dem Tode, dem Gedanken an die moralische und soziale Gleichheit der Menschen vor dem göttlichen Gericht, der Lehre, daß das persönliche Heil wenigstens zum Theil von dem richtigen Verhalten gegen die übrigen Mitglieder der Gemeinschaft abhängt, und der Mißachtung des sinnlichen wie der Überschätzung des geistlichen Lebens: so war die neue Anschauung in gleichem Maß geeignet, das Ansehen der Orakel zu



Die Zukunft.

zerstören und die Vorherrschaft der Philosophie und der Staats Weisheit zu beeinträchtigen. In allen ihren Wandlungen und trotz vom Heidenthum überkommenen Einflüssen hat diese Anschauung ihren Gegensatz zu den alten Religionen aufrecht erhalten; und sie war so wenig geeignet, die Orakel zu verstehen, wie berechtigt, sie zu mißachten, während sie bestrebt war, Macht und Einfluß sowohl der Philosophie als der Politik den Interessen des Volkes gegen die Tyrannei der bevorzugten Klassen dienstbar zu machen. Dies gelang ihr schließlich durch Belebung einer besseren Einsicht, welche der Orakel nicht bedurfte und ihnen auch die Führung der Unwissenden entwand. Obgleich sie in ihrem Gottesbegriff immer noch einige Elemente rein menschlicher Auffassung bewahrte, wählte sie eine mittlere Linie zwischen den Busschreitungen des Polytheismus und der unpersönlichen Blässe des monotheistischen Pantheismus und verlieh dadurch dem Göttlichen eine solche Würde, daß feine Offenbarungen sich nicht länger zu den Spielereien und Zweideutigkeiten eines Orakels erniedrigen konnten.

In ihrer Verbindung mit den Orakeln verletzte die griechische Religion das feinere Gefühl und die höhere Einsicht in gleicher Weise und erst nach ihrer Veredelung durch die Kunst gewann sie für die gebildeten Klassen Interesse. Die Folge war, daß ihre Feiern und Formeln den Unwissenden und Abergläubigen überlassen wurden, die eine größere Klasse bildeten als in unserer Zeit. Die Leichtigkeit, mit der das Wissen ausgebreitet werden kann, hat die Zweifelsucht und Abneigung gegen das „Uebernatürliche“ allgemein gemacht. Im Alterthum aber war weniger Gelegenheit und keine Neigung vorhanden, die Massen zu unterrichten, und so nutzte ihnen aus sozialen und politischen Gründen die Religion erhalten bleiben. Diese äußerte sich am Meisten im Befragen der Orakel und in Opferfeiern, um die erzürnten Gottheiten zu beschwichtigen. Das Christenthum kam und hatte nur einen Mittler zwischen dem Einzelnen und der Gottheit. Sonst hatte Jeder sein eigenes Heil zu wirken, so daß auch hier wieder die geistige Richtung seines Systemes die Orakel entbehrlich machte.

Ich spreche nicht von der wilden Herkunft der Orakel, obgleich sie wahrscheinlich auf solche Gebräuche der UrVölker zurückgehen, die aus Geiffterbetrachtungen und Aehnlichem erwachsen sind. Das Interesse beginnt für den psychischen Forscher da, wo die Form der Feier und der Ceremonien einen gleichsam organisirten Versuch zeigt, Kräfte zu befragen, die man in Verbindung mit der Gottheit oder abgeschiedenen menschlichen Wesen glaubt. Diese traten besonders deutlich hervor bei den Orakeln, deren Ursprung sicher in fabelhaftem Halbdunkel liegt. Wie aber Bildung und Einsicht wuchsen, verloren sie entweder an Glauben oder wurden den Klassen der Unwissenden überlassen, die mit ihnen anfangen konnten, was sie wollten. Daß sie die Vorläufer unserer modernen Medien waren, geht aus der Art ihrer Erscheinungen hervor, wenn auch ihre Beziehungen zu den religiösen Gebräuchen der Zeit die Wesensgleichheit verhüllt. Auch hat der Einfluß des Christenthumes, der ihnen entgegenarbeitete, besonders auch, weil man sie mit dämonischer Besessenheit verbunden wählte, sie gezwungen, ihre Ausübung von der Religion zu trennen und zu einem bloßen Lohnberuf zu machen. Aber die alte Kultur hing so sehr von der Aufficht über die Unwissenden und Abergläubigen ab, daß es unerläßlich war, die Orakel mit der Religion zu identisiziren, was ihnen eine der priesterlichen gleiche Macht verlieh. Versuchungen boten sich an, wie heutzutage.



Die alten Orakel.

99

diese Macht zum Vortheil verschiedener persönlicher und politischer Interessen zu mißbrauchen. Daß ein solcher Mißbrauch bestand, geht hervor aus der Zweifelsucht der einsichtsvollen Leute, auf welche diese Erscheinungen solchen Eindruck gemacht hatten, daß sie ihnen nachspürten oder sie besragten. Sokrates, der selbst einer anscheinend äußeren Stimme unterworfen war, die ihn bei manchen seiner Handlungen leitete, ging hin, um die Vertrauenswürdigkeit des Delphischen Orakels zu prüfen. Krösus sandte Boten, das selbe Orakel in eigenen Angelegenheiten zu befragen, wollte ihm aber erst dann vertrauen, wenn er seine Echtheit an einem Versuch nachgewiesen hätte. Aeschylus bemerkte wohl die Gefahren, welche die Auslegung der Orakel begleiteten; denn er läßt durch den Mund der Jo in seinem „Gefesselten Prometheus“ die Feststellung machen, ihr Ahn habe „manchen Boten abgefertigt nach Pytho und Dodona, die Orakel zu befragen, daß er von ihnen höre, was sich für ihn gezieme, zu ihm, daß er thue, was der Gottheit wohlgefällt. Und sie brachten einen Bericht zurück in zweideutigen Worten, unbestimmt, dunkel erstattet“. Bald wurde es schon im Alterthum zum Sprichwort, daß die Orakel zweideutig und unzuverlässig seien. Jedes Verzeichniß ihrer Aussprüche würde das in weitem Maß anschaulich machen. Aristoteles, einer der ruhigsten und vorsichtigsten Geister Griechenlands, hatte sich mit den Erzählungen von orakelhaften Träumen und ähnlichen Erscheinungen zu befassen und sein Urtheil, das die Zweifelsucht der gebildeten Klasse enthält, lautet: „Es ist weder leicht, solche Dinge zu verwerfen, noch auch, sie zu glauben.“ Einzelne Gerüchte hätte man leicht der Mythe oder Legende zuweisen können; aber das Alterthum wimmelte von Orakeln und deren Verehrer waren zu zahlreich, als daß man jeden Fall mit der selben Antwort abthun konnte; so können wir die Haltung von Männern wie Aristoteles wohl verstehen, ohne seine duldsame Ueberzeugung anzunehmen. Es scheint Thatsache gewesen zu sein, daß viele der besten Geister jener alten Zeiten die Echtheit mancher Orakel zugaben, nachdem sie Vieles als Betrug und Illusion ausgeschieden hatten. Erfolgreiche Beispiele boten sich ihren abenteuernden Nachahmern damals so gut wie heute.

Es ist hier nicht der Ort, die Natur der griechischen Religion zu erörtern; doch kann ich kurz andeuten, daß ihre Hauptzüge in den Verrichtungen der Priesterschaft und in der Seherkunst zu erkennen waren. Die Seherkunst beruhte auf der Vorstellung, daß das Göttliche und das Menschliche in enger Beziehung stünden und durch geeignete Mittel der Rath und die Hilfe der Gottheit gewonnen werden können. „Nach der Anschauung dieses frommen Glaubens“, sagt Curtius, „steht die Gottheit mit der Welt der Natur und der Menschen in unlösbarer Verbindung. Wenn nun das moralische Gerüst, das den menschlichen Angelegenheiten als Stütze dient, irgendwelche Störung erleidet, so muß dies auch in der Welt der Natur offenbar werden. Ungewöhnliche Naturerscheinungen am Himmel oder auf der Erde, Verfinsterungen der Sonne oder des Mondes, Erdbeben, Pest, Hungersnoth sind Zeichen, daß durch Uebelthaten der göttliche Zorn geweckt worden ist, und es ist wichtig, daß die Sterblichen wissen, wie sie diese göttlichen Fingerzeige verstehen und daraus Vortheil ziehen sollen. Hierfür bedarf es einer besonderen Fähigkeit, nicht einer Fähigkeit, die wie eine menschliche Kunst oder Wissenschaft erworben werden kann, vielmehr eines besonderen Zustandes der Begnadigung bei einzelnen Individuen oder Familien, deren Augen und Ohren den göttlichen



Die Zukunft.

Offenbarungen offenstehen und die in höherem Maß als die übrige Menschheit an dem göttlichen Geift theilhaben. Dem gemäß ist es ihr Amt und Beruf, sich als Organe des göttlichen Willens auszuweisen; sie sind berechtigt, ihre Autorität jeder Macht der Welt entgegenzusetzen."

Der Priesterschaft siel die Auslegung der Anzeichen in der Natur zu und das Studium der Vorzeichen und Opfer veranschaulichte dieses Amt. Die Priester wurden die einzigen Ausleger der Orakel und alles Dessen, was mit der Seherkunst zusammenhing, die das geübte Mittel war, um eine Verbindung zwischen der Gott« heit und den Mensche« herzustellen. Die Priester waren jedoch nicht die nächsten Ver« mittler dieses Verkehrs, sondern uur dessen Ausleger und mußten sich daher auf die Personen oder Werkzeuge von besonderer Begabung Verlassen, die in engere Föhlung mit der Gottheit treten konnten, und die wir heute Medien heißen würden.

„Der Gott selbst", fährt Curtms fort, „wählt die Organe seiner Mittheilungen aus; und zum Zeichen, daß es nicht menschliche Weisheit und Kunst ist, welche den göttlichen Willen enthüllt, spricht Apollo durch den Mund schwacher Mädchen und Frauen. Der Zustand der Inspiration ist keineswegs ein Zustand besonders erhöhter Fähigkeiten, sondern die eigenen Fähigkeiten des menschlichen Wesens, ja, sein eigenes Bewußtsein sind gleichsam ausgelöscht, damit die göttliche Stimme um so lauter gehört werde; das von dem Gott mitgetheilte Geheimniß gleicht einer Bürde, welche die heimgesuchte Brust niederdrückt; es ist ein Hellsehen, aus welchem dem Geist der Seherin keine Befriedigung erwächst. Diese Seherin oder Sibylle ist Dem gemäß nicht selbst der Offenbarung fähig; das von ihr Verkündete ist ihr selbst eben so unverständlich wie ihren Zuhörern, so daß eine Auslegung nothwendig ist, um die Menschen in den Stand zu setzen, aus der Prophezeiung Vorthail zu ziehen. Zu diesem Zweck erschienen jene Personen und Familien, die durch die Verwaltung des religiösen Gottesdienstes der Gottheit am Nächsten standen, von Natur aus am Meisten geeignet; und Dies ist der Punkt, wo die Seherkunst und das Priesterthum, die ursprünglich nichts Gemeinsames haben, zuerst eine augenblickliche Verbindung mit einander eingehen."

... Der poetischen Lebhaftigkeit des (inzwischen verstorbenen) F. W. H. Myers verdanken wir eine höchst interessante Beschreibung der Natur und des Ursprungs der Orakel. „Wenn wir das Wort,Orakel< definiren wollen, so sehen wir uns sofort vor hie Schwierigkeiten des Gegenstandes gestellt. Der lateinische Ausdruck, den wir anwenden müssen, deutet in der That besonders auf die Fälle hin, wo die Stimme Gottes oder des Geistes wirklich gehört wurde, unmittelbar oder durch irgendeine wesentliche Vermittelung. Aber der entsprechende griechische Ausdruck (^«v-pekÄv) bezeichnet nur einen Sitz des Wahrsagens, einen Ort, wo man durch irgendwelche Mittel Weissagungen erhält. Wir dürfen auch die Orakel Griechenlands nicht als seltene und majestätische Erscheinungen ansehen, als Heiligthümer, von einer hochentwickelten Mythologie als unmittelbarer Wohnsitz eines Gottes gegründet. Sie find eher die Ergebnisse einer langen EntWicklung, die umgestalteten Reste aus zahllosen Heiligen Stätten der Urbevölkerung. Die griechische Literatur hat uns eine Fülle von Spuren der verschiedenen Ursachen aufbewahrt, die dazu führten, einem bestimmten Orte den Charakter der Heiligkeit beizulegen. Besonders oft ist es eine Kluft oder ein Spalt im Boden, vielleicht mit giftigen Dämpfen oder dem Nebel eines unterirdischen Stromes angefüllt, oder auch nur.



Die alten Orakel.

101

in seiner schwarzen Nacht, einen Zugang zu den Geheimnissen der Unterwelt bildend. Dieser Art war die Kluft des Manschen, des Delischen und des Delphischen Apollo und das Orakel der weissagenden Nymphen auf dem Cithäron. Dieser Art war die Höhle des Trophomus; und sein eigener Name ist vielleicht nur ein Synonym für Mutter Erde\*, unter ^vielen Namen das eine Wesen', das zugleich nährt und offenbart. Manchmal, wie in Megara, Sikyon, Orchomenos, Laodicea, bildet sich das Heiligthum rund um einen ßai^IXoz oder Fetisch stein, der vielleicht zu einer Säule oder Pyramide gestaltet ist und anfangs meist mit dem Gott selbst identiftziert war, wenn auch nach der Erfindung der Bildhauerkunst seine Bedeutung verdunkelt oder vergessen wurde. Solche Steine übeidauern alle Religionen und stehen in ihrer rohen Gestaltlosigkeit für uns da als die ältesten Zeugen Dessen, was der Mensch hoffte und fürchtete. Mitunter war der geheiligte Ort nur eine für die Beobachtung des Vogelfluges oder des Blitzes bevorzugte Stelle, wie des Teiresias ,alter Sitz der Weissagung/ oder die Feuerstelle, von der aus die Pythaisten, bevor die Heilige Gesandtschaft nach Delphi aufbrechen konnte, Ausschau hielten über den Kamm des Parves hin nach dem Ruf der himmlischen Flamme. Oder es war vielleicht nur ein Ort, wo die Weissagung aus Brandopfern un« gewöhnlich wahr und klar zu sein schien; in Olympia, zum Beispiel, wo, wie Pindar uns erzählt, ,Wahrsager, aus dem Opfer prophzeiend, den hell leuchtenden Zeus versuchen'. Es ist zwecklos, ausführlich von Hainen, Strömen und Berggipfeln zu sprechen, die in allen Gegenden der Welt das Verborgene dem Menschen nahe-zubringen schienen durch geheimnißvolles Wogen, murmelndes Rauschen oder durch die Nähe des Himmels! Wes. Es genügt, zu erkennen, daß in Griechenland, wie in anderen Ländern, über welche aufeinanderfolgende Wogen der Einwanderung hingegangen sind, die geheiligten Stätten meist in den Urzeiten nach einfachen Gründen ausgewählt wurden. Als dann gebildete Geschlechter folgten und Apollo kam, wurden die alten Heiligthümer neuen Gottheiten geweiht, die alten Symbole wurden umgestaltet oder verschwanden. Die Fetisch steine wurden von Götterbildern gekrönt oder von solchen verdrängt und in die Erde vergraben. Die Sibyllen starben in den Tempeln und die Insel des Sonnengottes trägt die Grabstätte der Mond-töchter des nördlichen Himmels."

Legende und Geschichte machen Dodona zum ältesten Sitz der griechischen Orakel. Dort stand ein Tempel und Jupiter war die Gottheit, welcher er gewidmet war. Man glaubte, der Gott wohne in einer alten Eiche an diesem Ort, und verschiedene Berichte geben an, daß seine Offenbarungen durch das Raufchen der Blätter dieses Baumes geschahen oder durch das Tönen des Windes im Dreifuß, der immer mit der Einrichtung eines Orakels verbunden war. Eine Zauberin als Medwm für den Gott scheint nicht dagewesen zu fein, sondern «ur die priesterliche Deutung der Naturanzeichen, auS denen die Zukunft vorhergesagt wurde. Erst in späterer Zeit nahm die Offenbarung die Form mediumistischer Rede an. Das Dodonische Orakel war eine Auslegung von Naturerscheinungen und entstand offenbar aus altem Baumdienft. Die Eiche von Schechem, wo Jakob seine falschen Götter mit ihren Ohrringen begrub, die Haine von Beerseba und andere berühmte Stätten Judas waren jedenfalls Anzeichen des selben Gottesdienstes in Palästina. Das berühmteste und bedeutendste Orakel war das in Delphi. Es war das Orakel Apollos. „Es lag ungefähr sechs Meilen landeinwärts von den Küsten des



Korinthischen Golfes in einer zerrissenen, romantischen Schlucht, die gegen Norden von dem steilen, mauerähnlichen Abhang des Parnaß, Phaedriades oder glänzende Felsen genannt, gegen Osten und Westen von zwei kleineren Rücken oder Ausläufern und gegen Süden von den unregelmäßigen Höhen des Cirphis abgeschlossen war. Zwischen den beiden Bergen floß der Pleistos von Osten nach Westen und nahm der Stadt gegenüber das Flößchen der Kastilischen Quelle auf, das mitten am Abhang des Parnaß aus einer tiefen Schlucht entsprang." Der Ursprung des Orakels ist sagenhaft. Sein Verfahren war ganz verschieden von dem zu Dodona. Die Orakel wurden von der menschlichen Stimme ausgegeben und erforderten die Dienste eines Priesters und eines Mediums (wenn wir die Art des Verkehrs mit der Gottheit so nennen dürfen). Wie bei ähnlichen Erscheinungen unserer Zeit, verfiel die Prophetin in eine angebliche oder wirkliche „Trance“ und die Mittheilungen erfolgten in unzusammenhängenden Aeußerungen, die vom Priester oder den das Orakel Befragenden gedeutet werden mußten. Meist wohl nach freiem Ermessen. Dieses Orakel wurde von Männern in allen Lebensstellungen, in privaten und öffentlichen, befragt. Es war eine sehr häufig benutzte Quelle des Rathes in Angelegenheiten der Staatspolitik und besonders für den Krieg. Es scheint, daß kein Staat einen Krieg anfang, ohne das Orakel zu befragen. Die Hoffnungen und Erwartungen, die ein solcher Erfolg hervorrief, mußten feinem Dienst schwere Verpflichtungen auferlegen und zu einem Verfahren verleiten, das dem „Orakelhaften“ in unserer Zeit und schon bei den einsichtsvollen Denkern Griechenlands einen Nebensinn gegeben hat. Die menschliche Natur, die sich auf die Gottheit und auf die Weisung von Kräften einer anderen Welt verließ, statt auf die eigenen Hilfsmittel, verlangte von dem Orakel Rathschläge, die kaum von den Weisesten erwartet werden durften, und so lag die Versuchung nah, die Mittheilungen und die Deutung täuschend zu gestalten. Die verschiedenen Einflüsse, durch welche die Bedeutung der Religion im nationalen Leben auf Kosten der Philosophie geschmälert wurde, zwangen die Orakel, den Fragern räthselhafte Antworten zu geben. So verloren sie die Achtung der Einstchtvollen und bewahrten sich nur noch die der Abergläubigen. Eine schwache Spur ihres Interesses und ihrer Macht findet man noch bei den Neuplatonikern. Der berühmte Spruch an Krösus, als er fragte, ob er den Krieg beginnen solle, daß eine große Nation zerstört würde, war zweideutig genug, hn in den eigenen Untergang zu führen. Die Zweideutigkeit der Antworten mag oft eben so wohl der Unwissenheit wie überlegter Täuschung zugeschrieben werden. Doch ehrlich oder unehrlich: das Ansehen der Orakel mußte erhalten werden, und je mehr das Wissen von der Natur und die Zweifelsucht wuchs, desto sorgfältiger forschte man dem angeblichen Verkehr mit der Gottheit nach, bis die ganze Einrichtung unter Roms Herrschaft verschwand.

Trotzdem die Orakel schließlich in wirkliche oder anscheinende Betrügerei und Täuschung ausarteten, erhielten sie sich den Ruf, daß an ihnen Erscheinungen sichtbar wurden, die die Achtung und das Nachdenken manches fähigen Kopfes hersorriefen. Plato wies ihnen sowohl in seiner „Republik“, dem idealen, als in seinen „Gesetzen“, dem praktischen Staat, eine wichtige Stelle an. Die Neuplatoniker gaben sich mit Magie und Geisterbannen ad und ihr Hauptvertreter, Plotinus, machte Trancezustände durch, in denen er tiefer in die Natur der Dinge hineinzusehen glaubte, als sein normales Bewußtsein gestattete. Plato hielt den



Die alten Orakel.

103

Wahnsinn für den Zustand, in dem man die letzten Wahrheiten entdeckte. Sogar der Materialist der epikurischen Schule schrieb den Träumen Bedeutung genug zu, um das Dasein der Götter aus ihnen zu beweisen; ließ aber diese Götter nicht auf die natürliche Ordnung der Welt einwirken.

Die Ansicht der alten und neueren Geschichtschreiber scheint darin einig zu sein, daß im Ganzen der gute Einfluß der Orakel überwog. In unserer Zeit bestreitet Niemand, daß sie mit manchem Zweifelhafte, Widersinnigen, ja, ausgesprochen Schädlichen verbunden waren. Aber ihre Gebräuche wichen dem Fortschritt des Wissens und wurden identifiziert mit Dem, was die attische und dorische Religion Bestes an sich hatte. Delphi dauerte fort bis zuletzt, weil es dem Geift der griechischen Religion besser angepaßt war; es stellte den Widerstreit dar zwischen der alten und der neuen Auffassung der Götter. Im Gegensatz zu den älteren, von den Naturkräften ausgeführten Botschaften von Dodona trat hier eine geistige Verbindung mit der Gottheit auf. Apollo, das Symbol des Lichtes und der ewigen Jugend, verdrängte die kältere Majestät Jupiters und überall, wo die Kunst in der Bildhauerei, der Malerei und der Dichtung den Sieg eines besseren über ein roheres Zeitalter feiern konnte, brachte sie in Tempeln, auf Altären und in Gaben den Orakeln ihre Huldigung dar.

„In dem neuen Tempel jedenfalls, der in historischer Zeit wiederaufgebaut wurde“, sagt Myers in einer Bemerkung über den Sieg des Delphischen über das Dodonische Orakel, „war die moralische Bedeutung der Religion des Apollo in unzweideutigem Bildwerk ausgedrückt. Gerade wie ‚vier große Zonen von Bildwerken‘ die Halle in Camelot, dem Mittelpunkt des Glaubens, der Britanien civilisierte, ‚mit manchem mystischen Symbol‘ des menschlichen Sieges umgürteten, so waren auch über der Säulenhalle des Delphischen Gottes in Gemälden und Skulpturen Szenen dargestellt, die von dem Triumph der idealen Menschlichkeit über die ungeheuerlichen Gottheiten erzählten, die der Ursprung wilder Furcht sind. Da sah man ‚das Licht aus den Augen der Zwillingsechter‘ der Kinder Letos; da war Herakles mit goldener Sichel, Jolaus mit dem Feuerband, die Köpfe der sterbenden Hydra versengend, ‚die Geschichte‘, sagt das junge Mädchen im Jon, das darauf hinblickt, ‚die an einem Webstuhl gesungen wird‘; da war der Reiter des beflügelten Rofses, der die Feuer athmende Chimaera erschlug; ferner der Tumult des Krieges der Riesen; Pallas, die den Schild gegen Enkelados erhebt; Zeus, der den Mimas mit dem großen, flammenrandigen Pfeil niederstreckt, und Bacchus ‚mit feinem unkriegerischen Epheustab‘, der auch ein Kind der Erde stürzt.“ Aber weder die Kunst noch die thatsächlich der griechischen Civilisation geleisteten Dienste konnten die Orakel retten. Sie hatten ihre Schatten- wie ihre Lichtseiten. Es waren nicht die zweideutigen Antworten allein, die ihr Schicksal entschieden. Kultur und Wissen machten ihre Offenbarungen zu leer und lächerlich, als daß sie den gebildeten Klaffen noch Vertrauen einflößen konnten, ohne Rückficht darauf, was sie von ihren übernormalen Erscheinungen gelten ließen. Weil es ganz allgemein war, sich auf die Orakel zu Verlassen, so kamen alle Klassen zu ihnen, um Unterweisung und Führung zu suchen, und die unaustilgbare Abhängigkeit des griechischen Geistes von der äußeren Natur in der Philosophie, der Kunst, der Religion trieb die Bevölkerung zu allen und jeden Quellen vorausschauender Hilfe. Die Orakel waren der einzige anerkannte Weg, den geheimnißvollen Schleier zu durchdringen, der die himmlische von der irdischen Welt trennt, und indem sie alle



Die Zukunft.

Klaffen der Bevölkerung zu jedem denkbaren Rath und Beistand an ihre Altäre führten, verdarben sie sich selbst ihren Einfluß. Dies, zusammen mit dem zweifelhaften Charakter vieler Antworten, beschleunigte ihren Untergang. Die den Orakeln vorgelegten Fragen, die auf ausgegrabenen Tafelchen unter den Trümmern von Delphi gefunden wurden, enthüllen uns die Art der Leitung, die von den Andächtigen und den um übernatürliche Hilfe Flehenden gesucht wurde.

„Gerade als Polygnotus“, sagt Myers, „die Lösche der Knider zu Delphi ausmalte, plauderte auf dem Marktplatze zu Athen ein Mann, von dessen mächtiger Individualität, der eindrucksvollsten, die Griechenland je gekannt hat, die Umwandlung jedes Gebietes des Glaubens und Denkens ausgehen sollte. Wenn wir die Geschichte der Orakel verfolgen, werden wir den Einfluß des Sokrates hauptsächlich in zwei Richtungen finden: in seiner Behauptung einer persönlichen und geistigen Beziehung zwischen dem Menschen und der Welt des Unsichtbaren also eines Orakels, das nicht außer, sondern in uns liegt, und in dem Begriff der Wissenschaft, wie er ihn schuf, als einer Geiftesrichtung, die jede Erklärung von Erscheinungen ablehnt, welche nicht die Fähigkeit verleiht, diese Erscheinungen vorherzusagen oder aufs Neue hervorzurufen. Das Orakel, das den Sokrates selbst betraf, das ihn für den Weisesten des Menschengeschlechtes erklärte, ist eins der beachtenswerthesten, die je in Delphi ausgesprochen wurden. Die Thatsache, daß der Mann, dem die Götter dieses äußerste Lob gespendet hatten, ein Lob, dem man nur die an Lykurg gerichteten mythischen Worte an die Seite stellen kann, einige Jahre später wegen Gottlosigkeit dem Tode überliefert werden sollte, hat gewiß eine tiefere Bedeutung, als man gewöhnlich bemerkt. Sie zeigt die Trennung des Gesetzes von den Propheten, des Buchstabens vom Geist, die sich in der Geschichte aller Religionen ereignen muß und von deren Beilegung jedesmal das Schicksal der Religion abhängt. Im vorliegenden Fall sind die Verhältnisse des Streites auffallend und ungewöhnlich. Man klagt Sokrates an, daß er die Götter des Staates nicht ehre und neue Götter einführe unter dem Namen von Dämonen oder Geistern, wie wir das Wort übersetzen müssen, da der Ausdruck Dämon im Munde der Kirchenväter eine üble Bedeutung angenommen hat. Er erwidert, er ehre die Götter des Staates, wie er sie aufsaßt, und der Geist, der mit ihm spricht, sei eine Kraft, die er nicht verleugnen könne.“

Eine „äußere“ Stimme leitete Sokrates und diente ihm als persönliches Orakel, aber sie sagte ihm nicht, was er thun solle. Höchstens warnte sie ihn in kritischen Lagen vor Dem,° was er nicht thun solle. Die Handlungen, die sein natürliches Leben ausmachen sollten, blieben seinem eigenen Urtheil überlassen und der Verkehr mit unsichtbaren Kräften beschränkt auf gewisse Maßregeln in nothwendigen und wichtigen Krisen. Diese Fähigkeit erlangte er durch Kenntniß seiner selbst und der Dinge, während die alten Orakel der Unwissenheit als Nachhilfedient hatten. Als Sokrates das Orakel zu Delphi befragte, um dessen Art zu prüfen, antwortete es als schlauer Kenner der menschlichen Natur in höchst treffender Weise: „Erkenne Dich selbst!“ Und sprach mit diesen Worten sein eigenes Todesurtheil aus. Diese Orakelantwort paßt so gut auf das Leben und die Anschauungen des Sokrates, daß man sie gern für sagenhaft halten möchte; aber sie scheint historisch zu sein und spiegelt in lehrreicher Klarheit den Geist jener Macht wider, die das Geschick Griechenlands viele Jahrhunderte lang beherrscht hatte.

Professor Dr. James H. Hyslop.



DLDAr. President" zeigt eine^geradezu unheimliche Initiative. Wer hätte dem Taft, der seit dem vierten März im Weißen Haus refidirt, ein so unbändiges Temperament zugetraut? Der Mann will die Welt aus den Angeln heben. Em Zolltarif, der Dingleys Ruhe nicht gefört hat; eine kräftige Dividenden-Heuer (unsere neuste Errungenschaft, die Talonsteuer, ist im Vergleich zu Tafts Produkt ein schwacher Schemen); und eine höchst unternehmende Chinapolitik. Man kommt aus dem Staunen nicht heraus. Während Roosevelt Affen schießt, hat William Howard Taft eine neue Wirthschaftera eingeläutet. Nachgerade kommts zu Tage, daß Teddy und William durchaus nicht in allen ökonomischen Fragen 6'aecorä gewesen sind. Erst hieß es, was der Eine will, fei Gesetz für den Anderen. Jetzt sagt Roosevelt II. zu Roosevelt I.: „I^sx iniliiz naars. Krieg will ich; gegen die Riesen M Land und gegen die Konkurrenten auf dem Weltmarkt. China den Amerikanern." Zwar haben die Aankees für das Reich der Mitte, überhaupt für den Erdoften den berühmten Grundsatz der „Offenen Thür". Aber die Monroedoktrin lebt auch noch; und die gilt schon längst nicht mehr nur für Amerika, sondern für alles Land westlich von Frisco. Diese Auffassung hat Taft vertreten, seit er Kriegsminister und „Statthalter" der Philippinen war. Damals schüttelte Teddy den Kopf; denn er wollte die Japs nicht reizen. Die könnten eine allzu aktive Unterstützung des Reiches vom doppelten Drachen als Touche betrachten und die Kontrahage annehmen. Deshalb wurde dem für Her Araeious Na^s8t^ Ise-Si begeisterten Kriegssekretär freundlich abgewinkt. Die Kaiserin ruht in der Totengruft; aber ihr Verehrer ist auf den Platz deS Ersten Mannes in den Verewigten von Amerika gerückt und hat seine alte Liebe nicht vergessen. China soll kein Finanzgeschäft mehr abschließen, ohne daß amerikanisches Kapital daran betheiligt ist. Dieses Prinzip wurde sofort in die Praxis umgesetzt; die Regirung in Washing«ton erklärte, daß die bekannte Anleihe für den Bau der Eisenbahn Hankau-Szet-fchwan ohne Mitwirkung der amerikanischen Finanz nicht denkbar sei. Diese Transaktion ist von einer deutsch-englisch.französischen Gruppe in den ersten Junitagen ratifizirt worden, nachdem der Deutsch-Asiatischen Bank von England der (unbe-gründete) Vorwurf gemacht worden war, das Institut habe bestimmten Abmachungen zuwidergehandelt. In Wirklichkeit ist die Entwicklung der Kanton'Hankau-Eisenbahnanleihe eine zweite Auflage der Bagdadbahnsache. Hier wie dort haben die Engländer Gelegenheit gehabt, ihren finanziellen Wünschen Erfüllung zu verschaffen. Aber in beiden Fällen wurde das britische Uebergewicht so laut betont, daß aus der englischen Betheiligung zunächst nichts wurde. Nachher übernahm Deutschland (gemeinsam mit Frankreich) hier wie dort dieFinanzirung; und nun ging die Hetzerei los. John Bull hat noch nie aus seinem Herzen eine Mördergrube gemacht; also pöbelte er den Direktor der Deutschen Bank an, weil Herr von Gwinner gewagt hatte, in einer englischen Monatschrift die EntWicklung der Bagdadbahn unter deutscher Aegide zu schildern. Das, hieß eS, sei geschehen, um die eng-lische Finanzwelt zur Unterstützung eines Unternehmens zu verleiten, daö den „Haß der Türkei auf sich geladen habe". (Hätte England die Bahn gebaut, so würde die Begeisterung der Turbanträger wahrscheinlich keine Grenzen kennen.) Deutschland habe eingesehen, daß es allein mit dem Bau nicht fertig werden könne, und wende

9



Die Zukunft.

sich nun an die londoner Finanz, um deren Antipathie gegen das „Bagdadbahn-abenteuer“ zu beseitigen. Nach dieser Probe wäre jeder Zweifel an der Fähigkeit des guten John Bull, die Dinge auf den Kopf zu stellen, ein Frevel. Der Gesundheit des Herrn Gwinner soll der Angriff der National Rsvsn nicht geschadet haben. Das Geschrei über die „Treulosigkeit“ des deutschen Kapitals in der Angelegenheit der chinesischen Bahnanleihe hat aber bewirkt, daß auf Englands Wunsch das dreieckige Verhältniß wiederhergestellt wurde. Der geringe Betrag der Anleihe (27 Millionen Dollars) hätte die Aufwerfung einer Prinzipienfrage nicht gelohnt. Die Sache rückte noch einmal in den Vordergrund, als der amerikanische Löwe erwachte. Der hat ziemlich lange und fest geschlafen. Die chinesische Anleihe war schon im Jahr 1904 Gegenstand diplomatischer Unterhandlungen zwischen Washington und Peking. Der amerikanische Gesandte Conger hatte verabredet, daß China das für den Bahnbau erforderliche Geld von Amerika und England nehmen solle. Als dann aber die newyorker Finanz aufgefordert wurde, sich für die Anleihe zu interessiren, hinderten gerade andere Geschäfte die Dankees, die Chinesen zu unterstützen. So verging die Zeit, bis schließlich die rührigen deutschen Finanzmänner sich mit John Chinaman „ins Einvernehmen fetzten“. Man kam rasch ins Reine, mußte schließlich aber auf amerikanische Wünsche Rücksicht nehmen. Ob es Taft gelingen wird, seine persönliche Begeisterung für das Reich der Mitte und dessen finanzielle Ausbeutung auf die Könige der Fünften Avenue zu übertragen, ist noch fraglich. Die Leute, die in Wallstreet den Ton angeben, die Morgan, Rockefeller, Harriman, haben bis heute noch nicht viel Sympathie mit China gezeigt. Daß sie es künftig, a titis äs eourtoisis für den Präsidenten, thun werden, ist nicht sehr wahrscheinlich, weil Taft ihnen mit seiner Dividendensteuer Aergernitz bereitet. Den deutschen Geldmann und Händler könnte es schließlich Farcimentum fein, bis zir welchem Hitzegrade die Liebe des Sternonenkels Sam (der ihm dort bequemer ist als John Bull) für die „Söhne des Himmels“ steigt. Wenn nur die Thür offen bleibt und dem freien Wettbewerb keine amerikanische Zwangsjacke angelegt wird. Wie weit der von Taft begonnene Chinafeldzug führen wird? Das hängt von der Entwicklung des amerikanischen Geschäftes ab. Finden die Manager im eigenen Land genug zu thun, um neue „Wasserbauten“ aufzuführen, so werden sie sich den Teufel um die Ausbeutung des chinesischen Reiches kümmern. Daß dieZölner bei der Tarifreform Sieger blieben, spricht sür die ungefchwächte Macht der Trusts, denen auch Taft das Lebenslicht nicht löschen wird. Er wird umfallen, wie er in der Zollfrage vom hohen Piedestal gesunken ist. In seinem Wahlauf Ruf hatte er gesagt: „Die Republikanische Partei erklärt sich in unzweideutiger Weise für eine Revision des Zolltarife^ in einer Sondertagung des Kongresses, die unmittelbar nach dem Amtsantritt des neuen Präsidenten stattfinden soll.“ Die Revision kam; fiel aber ganz anders aus, als der Papabile einst seinen Wählern versprochen hatte. Das neue Tarifgesetz unterscheidet sich nur durch den Namen vom Dingleytarif. Kein Stein ist aus den Zollmauern entfernt worden; die Möglichkeit des Abschlusses eines deutsch-amerikanischen Handelsvertrages hat die Grenze des Schattenreiches noch nicht überschritten. Wer an die Wirkung der Predigten Carnegies gegen den Schutzzoll glaubte, wurde arg enttäuscht. Die kapitolinischen Weisen woüen nichts davon wissen, daß der Zoll nur eine „pädagogische Matzregel“ sei, gut genug, dem Lande zu dienen, bis die eigene Industrie sich ausgewachsen hat-



Americana.

107

Als Andrew »Carnegie in die Welt hineinrief: „Die amerikanische Stahlindustrie ist stark genug, um auch ohne Zollschutz der Konkurrenz trotzen zu können," sah Mancher schon die Morgenröthe einer neuen Zeit freien Wettbewerbes auf dem Weltmarkt anbrechen. Wenn erst die Aankees ihre Zollgötzen gestürzt haben, müssen andere Länder ihnen bald folgen. Doch die Herrschaft der Zöllner wurzelt tief und der Prophet Carnegie galt nichts in seinem Vaterlande. Wohl aber hat Charles M. Schwab, der Skeptiker, Recht behalten, der damals sagte, die Vereinigten Staaten würden durch eine Beseitigung der Schutzzölle ihre wirtschaftliche Stellung in der Welt aufs Spiel setzen^ Im Uebrigen ist die Stimmung gegen die das Land beherrschenden Multimillionäre nicht freundlicher geworden, als sie in der letzten Zeit von Roosevelts Herrschaft war. Taft hats anders gemacht als sein Vorgänger: er hat die Campagne gegen den Reichthum „fiskalisch" aufgeputzt; er glaubte, sehr schlau zu fein, als er die Einkommensteuer in den Mittelpunkt der Diskussion schob. Zum ersten Mal wird drüben eine allgemeine Besteuerung des Einkommens geplant. Die „Reichen Räuber" sollen der Staatskasse Tribut zahlen.

Einstweilen handelt fuchs um die Korporation- oder Dividendensteuer. Alle Gesellschaften sollen eine Steuer von 2 Prozent im Jahr (auf die Nettoeinnahmen) tragen. Mit der Abgabe hätten die Unternehmer sich schließlich abgefunden. Ganz undenkbar aber scheint ihnen, daß der Herr Steuerfiskal ihre Bücher kontrollire. Den Steuereinnahmer in die Geheimnisse der Bilanz einweihen: unmöglich. Bis jetzt haben die amerikanischen Trusts sich jeder staatlichen Revision ihrer geschäftlichen Interna zu entziehen gewußt. Sie werden sich nicht sträuben, mehr zu zahlen, wenn man sie in Ruhe läßt. Uebrigens hat die Dividendenfteuer des Herrn Taft auch eine für das europäische Kapital interessante Seite. In vielen amerikanischen Gesellschaften steckt europäisches, besonders deutsches Geld; und die Steuer wird natürlich auf die Aktionäre abgewälzt. Dagegen ist an sich nichts einzuwenden; auch in Deutschland nimmt man keine Rücksicht auf ausländische Gesellschaften oder auf fremde Besitzer deutscher Werthpapiere. Angenehm wird es aber dem deutschen Inhaber einer amerikanischen Eisenbahnaktie nicht sein, wenn ihm die Dividende zu Gunsten des amerikanischen Steuerfiskus beschnitten wird. Vielleicht könnte man sich mit dem Begriff der Reziprozität helfen: auch in Deutschland machen die Effektensteuern nicht vor dem ausländischen Besitzer Halt. Fürs Erste muß man die Wirkungen abwarten, die Tafts Korporationsteuer auf die Beziehungen des deutschen Kapitals zu amerikanischen Werthpapieren haben wird. Als zweite Kauts novusautö wurde eine Schifffahrtsteuer eingeführt. Jedes einen amerikanischen Hafen anlaufende Schiff hat eine Abgabe von 2 Cents per Tonne zu entrichten, sofern es amerikanischer oder westindischer Herkunft ist. Alle aus anderen Häfen kommenden Schiffe haben eine Steuer von 6 Cents für die Tonne zu zahlen. Die Folge der Steuer wird sein, daß alle Schiffe, die es nicht unbedingt nöthig haben, vermeiden werden, amerikanische Häfen anzulaufen; bei denen, die es nicht vermeiden können, ist die Frage. Wer trägt die Steuer? Der Rheder oder der Verloader und Passagier? Fracht- und Passagepreise werden jedenfalls steigen, selbst wenn die Steuer nach oben begrenzt wird (man will in beiden Fällen den Steuerbetrag nicht über 10 und 30 Cents per Tonne und Schiff im Jahr hinausgehen lassen). Ein Hamburger Dampfer, der 10 000 Registertons hält und mehrmals im Jahr amerikanische Häfen anlauft, hätte eine Maximalsteuer von 3000 Tollars zu zahlen. Man kann sich ungefähr

9"



Vorstellen, was die Gesellschaften zu zahlen hätten, deren Schiffe nach New Dort gehen. Wird das Repräsentantenhaus dem Beschluß des Senates zustimmen?

Tafts Vorgehen gegen die Trusts ist zum Theil mit der Revision des Zolltarifs verknüpft worden. So wurden neue Bestimmungen zur schärferen Kontrolle des Tabaktrusts beschlossen, der in Zukunft gezwungen sein wird, sich in der Ausbeutung der Konsumenten etwas enger zu beschränken. Gegen ihn hat sich in letzter Zeit ein besonders heftiger Zorn zusammengeballt, weil man dahinter gekommen ist, daß er, durch geschickte Packungen, sich „Extraverdienste“ von Millionen verschafft hat.

Ein zweiter Trust, dessen sich das neue Regime in wenig liebevoller Weise angenommen hat, ist die American Sugar Refining Company. An absoluter Willensfreiheit übertrifft der Zuckertrust beinahe jeden Genossen. Die Standard Oil Company ist ja die Hohe Schule der Skrupellosigkeit. In der Sugar Refining Company aber hat der Oeltrust den Meister gefunden. Das hat die beiden Korporationen wohl zu Beziehungen geführt, deren Grenzen heute noch im Dunkel liegen. Henry O. Havemeyer, der Gründer des Zuckertrusts, ist von seinem Freund Rockefeller stets bewundert worden. Sein Verkehr mit den Gerichten und seine Art, die Konkurrenz zu behandeln, sind vorbildlich für jeden Truststudenten. Die Zuckergesellschaft hat sich in den zweiundzwanzig Jahren ihres Bestehens mit den höchsten Richtern der Union herumgeschlagen, ohne an Macht und Prestige dadurch zu verlieren. Der Trust ist immer größer geworden, da er die Neigung des Kapitalistenpublikums durch Zahlung anständiger Dividenden zu gewinnen verstand. Das Aktienkapital (90 Millionen Dollars) ist in guten Händen. Obwohl Roosevelt oft gebeten worden war, gegen den Trust, wegen Verletzung von Shermans Antitrustbill, einzuschreiten, ist es niemals zu einem Prozeß gekommen. Erst in diesen Tagen hat der Oberste Gerichtshof der Vereinigten Staaten die Anklage gegen den Zuckertrust und dessen Direktoren wegen einer ganzen Reihe ungesetzlicher Handlungen erhoben. Vielleicht hat Taft den besonderen Ehrgeiz, den einst vielbewunderten Teddy in der Züchtigung der Trusts zu übertreffen. Damit ist aber noch nicht gesagt, daß er glücklicher sein wird als der Rauhreiter, dem der Feldzug gegen das Großkapital einen recht schlechten Abgang bereitete. Eine Wirthschaftsreform ist in den Vereinigten Staaten nur mit den Trusts, aber nicht gegen sie denkbar. So weit sind wir noch nicht; werden fürs Erste auch nicht so weit kommen. (Trotzdem die Herren Schmidtman und Sauer, die sich den Amerikanern verbündet, den Kalipreis in die Höhe zu treiben, dem Syndikat den Lebensfaden abzuschneiden versucht und uns das Gespenst des Kali-Ausfuhrzolls heraufbeschworen haben, allenfalls das Zeug zu Duodezfürsten in einem Trustreich hätten.) Man sieht aber, daß unsere geliebte „Finanzrsform“ Schule macht oder selbst schon das Kind einer Zeittendenz war. In England wird geschimpft, als müsse den Citymillionären nächstens die Götterdämmerung anbrechen; in Amerika stöbert man, da man sich an die Großen noch nicht heranwagt, in allen Marktwinkeln nach Steuerobjekten und möchte sogar die lange zärtlich geschonte Schifffahrt mit einer Sondersteuer befrachten. Eine schlechte Zeit für das Kapital, dem man das Mobilsein beinahe nirgends mehr so recht gönnt. Kein Wunder, daß sich jenseits vom großen Wasser die Riesen gegen die nahende Gefahr panzern. Was soll aus der Welt des Kapitalismus denn werden, wenn auch drüben Herr Fiskus den Privatunternehmern und Aktientyrannen die Profite abzuknöpfen vermag? Am Ende ist noch ein Glück, daß die Trusts auf der Wacht sind. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M> Hürden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.  
 Druck von G. Bernstein in Berlin.



^

Berlin, den 24. Juli 1909

2^eue Aera.

Gartenfzene.

Wierzehnter Juni 1848. Terrasse des Fritzenschlosses Sanssouci in Potsdam. Herr Otto von Bismarck, Deichhauptmann und Mitglied des Vereinigten Landtages, sitzt seit ein paar Tagen grollend im Potsdamer Gasthaus. Hat in Babelsberg dem Prinzen von Preußen, auf den er, als auf den Förderer „einer kontrarevolutionären Bewegung zur Befreiung des Königs“, hofft, das Leid der Märzcrlebnisse geklagt und ein Soldatenlied vorgelesen, dessen letzte Strophemit den Versen beginnt: „Schwarz, Roth und Gold glüht nun im Sonnenlichte, der schwarze Adler sinkt herab entweicht; hier endet, Zöllern, Deines Ruhms Geschichte, hier fiel ein König, aber nicht im Streit.“ Wilhelm weint so heftig wie nur einmal noch vor Bismarcks Auge: in Nikolsburg, als der Ministerpräsident sich weigert, an der Fortsetzung des Krieges gegen Oesterreich mitzuwirken. „Hier fiel ein König, aber nicht im Streit.“ Und doch war durch feste und kluge Ausnutzung des am achtzehnten Märztag von den Truppen erstrittenen Sieges schon die deutsche Einheit unter preussischer Spitze zu erreichen gewesen. Aber seit dem Umzug in den Farben der Burschenschaft sieht das Volk den König als den Führer der Barrikadenkämpfer. Knirschend bedenkt der Deichhauptmann. („Die Weichlichkeit, mit der Friedrich Wilhelm der Vierte unter dem Druck unberufener, vielleicht, verrätherischer Rathgeber, gedrängt durch weibliche Thränen, das blutige Ergebnis in Berlin., nachdem es siegreich durchgeführt war, dadurch abschließen wollte, daß er seinen Truppen befahl, auf den gewonnenen Sieg zu verzichten, hat für die weitere Entwicklung unserer Politik zunächst den Schaden einer o>r-10



Die Zukunft.  
sSumtenGeKgenheitgebracht.")ErwilldenschwachenKönig,derihnzusichbi^  
ten laßt, drunl auch nicht sehen. Giebt demLeibjöger, der die Einladung bringt,  
die Antwort mit, Frau von Bismarck sei von zarter Gesundheit und würde  
sich ängstigen, wenn ihr Mann über die verabredete Frist hinaus wegbleibe.  
Als dann Edwin Manteuffel kommt und zu rascher Benachrichtigung der  
Frau einenFeldjager anbietetest eineAbsage nichtmehr möglich. Nach Sans-  
souci also; doch die frondirende Gemüthsftimmung ist nicht überwunden.  
Räch Tisch führt Friedrich Wilhelm den Gast auf die Terrasse. „Wie geht es  
bei Ihnen?" „Schlecht. Die Stimmung war sehr gut; aber seit die Revolu-  
tion uns von den königlichen Behörden unter königlichem Stempel eingepfift  
wird, ist sie schlecht. Das Vertrauen zu demBeistande desKönigs fehlt." Laut  
und schroff. Die Königin tritt aus dem Gebüsch und ruft zornig: „Wie kön-  
nen Sie so zu dettt König sprechen?" Der winkt ab. „Laß mich nur, Elise;  
ich werde schon mit ihm fertig. Was werfen Sie mir denn eigentlich vor?"  
Zunächst die Räumung der Hauptstadt. „Die habe ich nicht gewollt," sagt  
der König; und die Bayerin Elisabeth: „Daran ist der König ganz unschul-  
dig; er hatte seit drei Tagen nicht geschlafen." Der Deichhauptmann wankt  
nicht. „EinKönig muß schlafen können."FriedrichWilhelm erinnertsich,daß  
die Mutter dieses Trotzkopfes seineJugendgespielin war und daß „Minchens"  
Sohn stets tapfer für die Monarchengewalt eingetreten ist. Das harte Wort  
verhallt und die Majestät sucht sich von derSchuld zu entbürden. „Was wäre  
denn damitgewonnen,daß ich zugäbe,wie einEsel gehandelt zuhaben?Vor-  
würfe sind nicht das Mittel, einen umgestürzten Thron wiedcr aufzurichten;  
dazu bedarf ich des Beistandes und thätigerHingebung, nicht der Kritik." Er  
müsse geduldig warten,bis er auch das formaleRechtfür sich habe; erst wenn  
die Nationalversammlung, das Tagelöhnerparlament, sich vor Allen Blicken  
ins Unrecht setze, werde die Stellung des Königs wieder so stark, daß er den  
Kampf wagen könne. Aus dem Entschuldigungsversuch spricht so gütige Be-  
scheidenheit, daß der Abgeordnete für den Kreis Jerichow den Grimm über  
den „schwarzrothgoldenenGedankengang" vergißt,sich selbst entwaffnet und  
gern neuer Einladung des kränkelnden Königs nach Sanssouci folgt.  
SechsJahrzehnte sind seitdem verstrichen. Die Schlachtenvon Düppel,  
Kömgraetz, Sedan mit dem Blute deutscher Menschen gewonnen, auf dem  
Weg zur Weltmacht dieEtapen durch die Arbeit deutscher Menschen gesichert  
worden. Ringsum wurden die Machtgrenzen verrückt. Fast im ganzen Erd-  
westen herrscht hinter dünner Schranke der Wille der Nation. In Rußland,  
in derTürkei, in Persien tagen Parlamente; sind zwischen Völkern und Fürsten



.Neue Aera.

III

Verträge geschlossen worden. Im Deutschen Reich ist verbrieft und besiegelt, was dem Deichhauptmann aus Schönhausen „als Ideal vorschwebte: eine monarchische Gewalt, die durch eine unabhängige Landesvertretung so weit ^ontrolirt wird, daß Monarch oder Parlament den bestehenden gesetzlichen Rechtszustand nicht einsei^ bei Oeffentlichkeit und öffentlicher Kritik aller staatlichen Vorgänge durch Presse und Parlament". Verbrieft und besiegelt. Auch ins Bewußtsein der Nation gedrungen und als die feste Grundmauer ihres Selbstgefühles erkannt? Spricht heute ein Preuße zu seinem König, ein Deutscher zu seinem Kaiser, wie vor sechzig Jahren der Dreiunddreißiger zu Friedrich Wilhelm sprach? Vierzehnter Juli 1909. Terrasse des Alten Schlosses in Berlin. Seit dreiWochen weiß Alldeutschland, daß ein neuer Kanzler zu ernennen ist. Vom Kaiser; nach dem fünfzehnten Artikel der Reichsverfassung. Dieses kaiserliche Reservatrecht soll und kann die Nation nicht hindern, ihrem Wünschen und Wollen deutlichen Ausdruck zu geben. Ein guterKaiser kann nur dankbar fein, wenn ihm von den Volksgenossen gesagt wird: Solchen Mann wollen wir. Er darf (und wird oft wohl) einen Anderen wählen; muß aber staunen und sich im Land Unmündiger wännen, wenn gar keines Wunsches Echo in sein Ohr klingt. Wilhelm der Zweite hats erlebt. Als die Entlassung Bismarcks, Capravis, Hohenlohes bekannt wurde, rief die selbe Stunde auch den Namen des Nachfolgers aus. Diesmal war langeFrist. Der Reichstag ist versammelt; fühlt aber nicht die Pflicht, den Parteienzank mit einer klaren Kundgebung seines Willens, seiner Erwartung zu unterbrechen. In der Presse werden sämmtlichePapabili (und Solche, die es sein möchten) beschmeichelt und ge- hechelt; kaum ein Wort, das ausspricht, was ist und sein muß; was zu for- dern und worauf zu bestehen ist. Weil der Kaiser ja doch den Mann wählen kann,der ihmpaßt? Vielleichtwählt er falsch, wenn aus den Lungen derVolk- heit kein Laut zu ihm drang. Und trotz dem fünfzehnten Artikel der Reichs« Verfassung können Parlament und Presse jedem Kanzler die Geschäftsleitung, das Amtsleben unmöglich machen. Nach Acht ist der Kaiser von den kieler RegattafesteninsberlinerSchloßgekommen.WerWochenlangaufdemWasser gelebt oder im AutomobilieHaide durchheilt hat, findet das von Schlüter und Eosander gebaute Haus selbst in diesem sonnenlosen Sommer dumpfig. Auf dersvonFnedrich Wilhelm demVierten angelegten) Terrasseist frischereLuft. Da soll gefrühstückt werden. Warum nicht auch das Reichsgeschäft erledigt? Der Reichskanzler, die vonBayern, Sachsen, Württemberg zumBundesrath bevollmächtigten Herren, die Staatssekretäre von Bethmann-Hollweg und 10-



Sydow, Handelsminifter Delbrück, Unterstaatssekretär Mermuth, Oberpräsident von Trott zu Solz werden geholt und dürfen mit dem Kaiser, der Marineuniform und weitzer Mütze trägt, in dem Terrassegärtchen unter dem Grünen Hut promenieren. Da die Herren Delbrück, Sydow, Trott zu Solz, Mermuth lange warten müssen, werden sie aus der Schloßküche gespeist, aus dem Schloßkeller getränkt; und Herr Delbrück kann Herrn Sydow vom preußischen Handelsministerium, Herr Mermuth Herrn Delbrück vom Reichsamt des Inneren mancherlei Wissenswerthes erzählen. Fürst Bülow ist rasch verabschiedet und darf dann noch ein Weilchen mit dem Oberhofmarschall und Hausminister Grafen August Eulenburg wandeln, während Wilhelm mit Herrn von Bethmann auf und ab geht. Aus dem Berliner Tageblatt: „Obwohl der Garten viele versteckte Stellen hat, die von außen her nicht sichtbar sind, promenirte der Kaiser mit Herrn von Bethmann auf Wegen, wo das Publikum die Szene bequem beobachten konnte. Zuerst sprach der Kaiser. Herr von Bethmann, der einen guten Kopf größer ist, schritt neben dem Kaiser her und nickte fortwährend zu dessen Aeußerungen. Erst am Schluß nahm er das Wort. Nun suchte der Kaiser, der anscheinend durch die vorangegangenen Gespräche ziemlich erschöpft war, eine schattige Stelle am Eingang zur Laube auf. Ein Flügeladjutant meldete ihm die Herren Delbrück, Sydow, Mermuth, von Trott zu Solz. Die vier Herren kamen in den Garten, der Kaiser drückte ihnen die Hände und legte dem Oberpräsidenten von Trott zu Solz die Hand auf die Schulter. Beider nun folgenden Unterredung führte der Kaiser ununterbrochen das Wort. Erschien erhitzt, lüftete mehrmals die Mütze, gestikulirte lebhaft und machte Bewegungen, als ob er die Luft durchschneiden wolle. Die Herren standen an der Laube, die Hände auf den Rücken gelegt, und hörten zu.“ Hier ist der ausführlichere Bericht des Lokalanzeigers: „Die Audienzen, in deren Verlauf die Entscheidung über den Kanzlerwechsel fiel, spielten sich nicht in der Abgeschlossenheit der kaiserlichen Arbeitszimmer ab, sondern vor Aller Augen im Schloßgärtchen gegenüber der Burgstraße. Nur ein kleines Häuflein von Menschen wußte Das; und doch konnte man fast jeden Schritt, fast jede Geste, die der Kaiser machte, vom Ufer aus genau beobachten. Es war ein in hohem Grade fesseln« der Anblick, der sich hier drei volle Stunden lang dem Beobachter bot. Durch den ständigen Wechsel der Personen und das Temperament, mit dem der Dialog meist geführt wurde, glich es an packender Wirkung einem wuchligen Bühnendrama. Der Kaiser promenirt schon seit zehn Uhr in dem kleinen, lauschigen Gärtchen an der Kurfürstenbrücke auf und ab. Mit langem, sicherem Schritt durchmißt er sinnend die Wege. Eine Viertelstunde danach erscheint ein Lakai. Bald darauf betritt Fürst von Bülow den Garten; ernst, im schwarzen Rock, den Cylinder in der Hand. Der Kaiser geht ihm entgegen und schüttelt ihm herzlich die Hand. Neben einander gehen nun Kaiser und Kanzler in lebhaftem Ge-



Neue Aera.

113

^spruch. B'sweilenergreiftderKaiserdenArmdksscheidendknKanzlers.DieUnierreduNg wählt etwa zwanzig Minuten. Das dichte Gebüsch entzieht demPublikumdieAbschieds-  
szeie, doch soll sie sich sehr herzlich gestaltethaben. Dann eine Pause: der Kaiserist wieder allein. Wenige Minuten später erscheint der neue Mann, Herr von Bethmann-Hollweg. Alles blickt gespanntausdieneuePhasederGartensz?ne. Eineherzliche Begrüßung, dann eine Promenade von mehr als drei Viertelstunden. Lebhaft gestikulirend, spricht der Kai-  
ser zunächst geraume Zeit. Dann vertauschen sich die Rollen: Herr vonBethmann-Holl«  
weg spricht mit temperamentvollen Bewegungen, der Kaiser geht neben ihm her und er-  
widert gleichfalls in lebhafter Weise. Am Schluß schüttelt der Kaiser dem Staatssekretär  
lange die Hand und winkt ihm noch freundlich zu, bis seine hohe Gestalt aus dem Garten  
schwindet. Wicdereine Pause. Dann nahen dreiHerren,die Gösandtenund Bundesraths-  
öevollmächtigten der anderen drei deutschen Königreiche. Der Kaiser führt dieUnterhal-  
tun g. Das Gespräch währt fast eine Stunde. Nach ihnen erscheinen Staatssekretär Sydow'  
Minister Delbrück, Unterstaatssekretär Mermuth und Oberpräsident vonTrott zuSolz-  
DieUnterredung, die eine knappe halbeStunde in Anspruch nahm, wird vomKaiser mit  
noch größerem Temperamente geführt als die vorangegangenen. Inzwischen sammelt  
sich die Menge in der Burgstraße zu großen Schaaren an. Die Polizei Zeigt sich außer-  
ordentlich duldsam,so daß dieAugenzeugendss eigenartigenSchauspielsaufihreKosten  
kommen. Um Punkt einUhr verläßt der Kaiser nach den Minister« den Garten. Die Zeu-  
gen der bedeutsamenUaterredungen fluthen auseinander." Und im Gartenzelt wird von  
rasch herbeitrabenden Lakaien dem Kaiser und der Kaiserin das Frühstück servirt.  
Die Entlassung eines Kanzlers, die Ernennung feines Nachfolgers,  
zwnerStaatsminifter, zweier StaatssekretäreimGarten,neben dem gedeckten  
Frühstückstisch, vor dem neugierigen Blick hungernder Gaffer undBörsianer:  
Das ward noch nicht gesehen. Nirgends. DieSzeneim Garten derFrau Warthe  
Schwertlein verblaßt daneben in ihrer Kleinbürg-rlichkeit. Bismarck wurde  
in einer Frist von vierundzwanzig Stunden zweimal aufgefordert, sein Ab-  
schiedsgesuch einzureichen. Dem Grafen Caprivi bestätigte der Kaiser, der da-  
zu für ein paar Minuten aus demFrühstückszimmerkam, daß er gehen könne.  
Chlodwig Hohenlohe hatte nachderAnnahmedesZweitenFlottengesetzes aus  
Homburg eine Depesche erhaltenen derstand: „Du kannst auf das Ergebniß  
stolz sein. Bürgerliches Gesetzbuch und zweiFlottenvor!agen:zwei so wichtige  
Maßregeln für die innere und äußere Entwicklung unseres Vaterlandes sind  
noch von keinem Kanzler je gegengezeichnet worden. Wilhelm, I. K." Drei  
Monate danach ging ihm dieSonne unter. Er war gegen das Kostümfest auf  
der Saalburg, fürdasWilhelm dieTracht des CaesarAugustus anthun wollte,  
und fühlte (hörte dann auch vonHolsteinbestätigt), daß derKaisereinenKanz«  
lerwechsel wünsche. Fährt nach Homburg, giebt Herrn vonTschirschky seinAb-  
schiedsgesuch, merkt in der Audienz, daß der Kaiser es schon erwartet hatte  
(„daß es also die höchste Zeit war, damit loszugehen"), und hört gleich auch  
den Namen des Nachfolgers: Bülow's, „der jedenfalls im Augenblick der



Die Zukunft.

Beste ist". Die neuste Staatsaktion hat sich im Garten vor hundert Augew abgespielt. Ein Mann bismärckischerWesensart oder derOffizier, den Wichel Montaigne schon fürdasAmtdesWahrheitküunders an Königshöfen erwünsch-te, hätte von so wunderlicherOeffenlllichkeit abgerathen. Hätte dem Kaiser ge-sagt: „Das kann nicht gut wirken.Solche Schaustellung nimmt den Dingen denNimbus,den sie im Massenempsinden bewahren müßten. Die Leute dach-ten sich das Ceremoniale derErnennung und Entlassung ganz anders. Mein-ten, der Kandidat habe über seine Absichten und Pläne zunächst mal Eurer Majestät Vortrag zu halten und die Entscheidung falle erst, wenn danach der Kanzler und Ministerpräsident gehört ist. Jetzt? Vier Mann in achtundzwan-zig Minuten erledigt; vier Mann, die seit Wochen, seit Monaten nicht vor dem König standen und nun kaum zum Wort kommen. Der Zuschauer sieht sie lauschen, lächeln, den Rücken krümmen. Hört dann die Scherze, die von der Lippe des Herrn sielen. Der Kultusminister habe die ekligste Arbeit und müsse Leuten von allerlei Couleur den Daumen aufs Auge halten. Für den neuen Schatzsekretär habe der alte vorgeforgt und Mermuth brauche das von Sydow zusammengekratzte Geld nur auszugeben. Aehnliche Späße, deren Wirkung derSpreepantomimus sichtbar werden läßt. EinemVolk, das wieder malvon einerWeltwendeträumenwollte und nun um eineJllusion ärmer ist. DaheimunddraußengeiebtswiederGelächel,Gezischel:„SolchenEinfall konnte nur Wilhelmhaben. Der ist offenbar wieder ganz obenauf." War Das nöthig? SeltsamerZustand. Warum blieb derKaiser nicht, wie der greise Franz Joseph während der Doppelkrisis, in der Reichshauptstadt, hörte die Häup-ter des Bundesrathes, dann die Heydebrand,Hertling, Zedlitz, Wassermann, Wiemerselbst und errechnete danach aus derSumme des Möglichen das Not-wendige? Weil er noch immer hoffte, sich seinen Bernhard erhalten zu kön-nen, von dem er so ungern, nur unter dem Druck eines Zwanges, schied? Vor und nachdemTerrassefrühstücklas mans. Doch derAbgangdes viertenKanz-lerswarseitMonaten sicherund derfünfte im letzten Maidrittel schon designirt. Bülow.

Fürst Bülow wußte davon nichts; sagte noch am zwölften Julitag, die Entscheidung schwanke zwischen Wedel (der einer Hofpartei, nicht des Kaisers Kandidat war) und Bethmann,und nannte, je nach derFarbe des Gesprächs-partners, Einen derBeiden als von ihm empfohlenen Mann. Erwolltenicht sehen; nicht gewarnt fein. „Wir dürfen den Chef jetzt nicht noch mehr beun-rWgen, sondern müssen ihm die Nerven stärken, damit er durchhält." Das



Neue Aera.

115

gelang. Die Konservativen, dachte der Kanzler, fallen schließlich doch um, retten mir wenigstens die erweiterte Erbschaftsteuer; und S. M. hat mir die Novembermanöver längst verziehen. War wie ein aus den Wolken Gefallener, als es anders kam. Und konnte den Schmerz, nun doch auf die Wonnen der Macht verzichten zu müssen, nur durch die stärksten Narkotika noch betäuben. Schlage den am Boden Liegenden nicht, mahnt ein russisches Sprichwort. Die traurigen Panegyriker, die für empfangene Gastfreundschaft mit Lobliedern quittiren, sollen mich nicht zu hitzigem Angriff aufden Mann von gestern verleiten. ^ecjuiesatzsolangeernichtdieAbwehrherausfordert, mag erRuhehaben.NurdasNöthigstemußnoch einmal gesagtwerden.DaßBülow ging,istkeinUnglückfürsDeutscheReich.AuchimOktober1900warenicht,wie Chlodwig in seinTagebuchschrieb, „der im Augenblick jedenfalls Beste“. Ein guter Botschafter; kaum ein Staatssekretär. Für das Kanzleramt war er zu schwach, zu weich, zuunselbständig^ zur Synthese und spezifisches Eigengewicht fehlten ihmimmer. Ein leidlich belesener, kultivirter, beredter Herr von signorialer Haltung und ohne jegliches Vorurtheil.JmJnnerenhaterManchesNützlichegeleistet.sDieBetriebsamen, dieihnjetztalsdenSchützer vonHandelundVerkehr anhimmeln,vergessen freilich,daß erdenvonihnensolautbezetertenZolltarifgeschaffenünd das als ruinös verschriene Börsengesetz erst im achten Jahr seinerKanzlerschaft, auf Befehl des Kaisers, geändert hat.) An internationaler Geltung hat Deutschland in den Jahren von 1900 bis 1909 mehr verloren, als der grämlichsteSchwarzseher gefürchtet hatte. Alle unwägbare Macht. Nur der eherne Hall unserer Waffen fand noch Gehör. Wir mußten uns zum Krieg entschlossen zeigen, um neben dem desorganisirten Ruhland, dem sozial zerrütteten Frankreich gleichberechtigt zu erscheinen. In acht Jahren nicht ein einziger münzbarer Erfolg. Jm neuntenJahr dieWiederherstellung des Ansehens. Die Balkancampagne hat Fürst Bülow gut geführt. Hätte er sie gewagt, wenn er nicht von dem zähen Ungestüm Holsteins, der die Möglichkeit der Rehabilitirung früh erkannte, von Schritt zu Schritt gedrängt worden wäre? Den Widerstand desKaisers, der inRußlandnicht neuen Groll aufkommenlassenwollte, mit selbst gefundenen Gründen zu überwinden vermocht? War eineHeroenleistung nöthig, um, mit vier Millionen Soldaten hinter sich und im Bunde mit dem Oesterreich Franz Ferdinands ,Aehrenthals und Conrads von Hötendorf, durchzusetzen, daß Habsburg-Lothringen fortan souverain Überzwei ihm seit dreißig Jahren zugesprochene Balkanprovinzen herrsche? Und ist mitdem ringsum verbreiteten Glauben, Oesterreich-Ungarn sei in Mitteleuropa jetzt



Die Zukunft.

die Vormacht und Wien wieder wichtiger als Berlin, die Prestigemehrung nichtrechttheuerbezahlt? DieOefterreicher mögen denSpender so lange vermißten, nur in den stolzesten Traumen noch erhofften Glanzes preisen. In Deutschland durfte der freundlichsteBeurtheiler nur sagen, derKanzler habe die Gelegenheit zur Reparatur seiner ärgsten Fehler nicht verpatzt. Immerhin Etwas. Fürst Bülow war durch Schaden klug geworden, wußte endlich, womit man Europa imponirt, und konnte auch in der Auswärtigen Politik vielleicht nun Werthvolles wirken. Doch er war nicht mehr derManndeskaiserlichen Vertrauens; und er hatte sich an den Hymnen, die ihn umbrausten, bis zu völliger Blindheitberauscht. Er konntenicht WilhelmsKanzler bleiben. Dieser Kanzler hat uns viel gekostet. Draußen und drinnen. Miquel, Posadowsky, Podbielski hat er weggedrängt. Und auf keinem Gebiet einen Neuen von Hoffnung weckender Kraft gefunden. Acht Botschafter; und nicht einer, dem der Scheidende die Fähigkeit zur Leitung des internationalen Geschäftes zutraute. Ein großer Aufwand von Rednerei: und nicht ein produktiver Gedanke, auch nur ein im Volksgemüth haftendes Wort. Dabei in der letzten Zeit von dem unheilvollen Wahn welthistorischer Größe umfängen. Immer wieder zählte er auf, was er gethan und welchen Nachruhm er dafür von der Geschichte zu erwarten habe. Weil er sich behend um die Gunst aller Meinungsmacher bemüht, Künstler und Bankiers, Professoren und Zeitungschreiber als ein liebensWürdigerMenschenstschers eingefangen und dieDanklieder der gierig den Köder Beschmatzenden geschlürft hatie, glaubte er sich im Genieland gezeugt. Er wollte gerecht sein und sich nicht überheben. Glitt, eingehüllt in gefälligen Wahn, allgemach aber in ein Heldenbewußtsein. Auch in die Form einer fast königlichen Existenz. Der Bundesrath sah ihn kaum noch. Staatsminister lasen staunend, sie seien von dem Vorsitzenden Kollegen „in Audienz empfangen worden". Das mit Museumsbildern geschmückte Kanzlerhaus sollte mindestens ein Ferrara sein. JedemwichtigenGastwurde der Trank kredenzt, nach dem seine Zunge lechzte; und jeder schnalzte noch selig, selbst wenn er erfuhr, daß irgendein Dutzend journalist den selben guten Tropfen bekommenhabe. DerHausherr konnte sich, je nach Bedarf, als strammen Preußen oder als skeptischen Weltbürger geben; den Segen borussifcher Zucht rühmen und die„militärische Bornirtheit"bspötteln; den Grafen Mirbach und Herrn vonSchwabach,denKatholiken Spahn und den Protestanten Hamack charmiren. Eine allerliebste (nur im Kreis der Berufsgenosschn unwirksame) Kunst der Menschcnbehandlung, die sich am Ende unwiderstehlich dünkI. Und doch gerade dÄversagt.wo csumöLeben geht.Versagenmuß,weil dieinnereSicherheitgeschwundenist.SeitdemsiebenzehntenNovembermittag.



>^cue Aera.

1.7

Der Kaiser wortkarg und kühl, jedem Versuch intimer Aussprache unnahbar; mit einem Blick, der hinter Schleiern zu fragen fcheint: „Woher nimmst Du, der sich den Manager meines Genies genannt und mirins Angesicht hundert-mal die >hohe Weisheit meiner persönlichen Politik gepriesen hat, heute den dreisten Muth, mir mit Lektionen zu kommen?“ Ein Starker hätten nach dieser Stunden noch getrachtet, würdig zu fallen. Ein Schwacher, der mit dem Amtauche die Geltung verlöre, mußte Alles an die Wahrung des Machtscheines setzen. Bülow hats gethan. Wilhelms Gnade zurückzugewinnen: dieser Wunsch wmd nun das Leitmotiv seines Handelns. Mußte er fallen, dann wollte er wenigstens nicht als ein vom Auge der Majestät Verbannter gehen. Hoffte aber noch, sich halten zu können. Während der Krisis hatte die Kaiserin, die sich in dieser schweren Zeit als eine tapfere und tüchtige Ehegefährtin bewährte, ihn geschirmt. Deren empfindliches, heftiges Protestantengefühl würde sich von ihm wenden, wenn er wieder mit dem Centrum anbändelte. Das darf er also nicht. (Erst in oxi^IML hat er auch diese Möglichkeit erwogen.) Was bleibt? Die Kombination kaiserlicher Gunst mit der Geste des Volksmannes. Jede Höflichkeit des Kaisers wurde affichirt, jedem Gerücht von fortdauernder Verstimmung laut widersprochen; und mit nicht geringerem Eifer um den Beifall der Liberalen geworben. Die Gegner hatten sich gesagt: Wer als Verfechter neuer Steuern fällt, weckt nicht, wie ein Achilleus, unendliche Sehnsucht. Frohlockt nicht zu früh! Die Besteuerung des Witwen- und Waisenerbes wird zum Schibboleth der für die Freiheit Erglühenden. Zwar haben Bülow und Rheinbaben, die Liberalen Paasche, Eugen Richter und Wiemer gegen diese Steuer gesprochen, für die noch am Schluß der Ersten Lesung in der Finanzkommission von achtundzwanzig Stimmen nur sechs (Sozialdemokraten und einzelne Freisinnige) aufzutreiben waren. Thut nichts. Manschreit und schreibt: „Die Junker wollen nicht zahlen; wollen im Bund mit den römischen Pfaffen wieder das Reich unterjochen; und der Kanzler geht, weil er solche Schmach nicht im Amt überleben kann.“ Darf er dennoch bleiben, so knüpft er im Herbst die abgerissenen Fädchen facht wieder an. Darf er nicht, so wird er in Huld, als ein treuer Diener, mit Bedauern und Brillanten adlerentlasfen und draußen mit dem Lorber gekrönt, der dem Märtyrer seiner Ueberzeugung ziemt. In einem Antlitz, dem der Tod naht, werden die Wesenszüge (seit dem Prognostikon des Hippokrates weiß mans) klarer erkennbar. Wie sah Fürst Bülow in den letzten Tagen seines Amtebens aus? Er lächelte: und Alle merkten doch, wie grausam des Scheidens Pein in ihm wühle. Er sagte täglich, daß er nie nach einem guten Abgang gelangt habe: und hatte ihn doch inchrünstig erfleht und mit allen Taktikerkniffen zu erwirken gestrebt. Er entzog



Die Zukunft.

sich schmollend der Pflicht, im Reichstag sich Herrn von Heydebrand zu mu-  
thiger MSnnerfehde zu stellen: und schalt in einer Interview, die er Herrn  
Felix von Eckardt, dem gescheiten und feinen Chefredakteur des Hamburgi-  
!chenKorrespondenten, gewährte, den nach demSchluß der SessionfastWehr-  
losen derLüge undFelonie. Hatte derAerger den sonst so kaltRechnendenum  
alles Augenmaß gebracht, daß er nicht merkte, als welche häßliche Handlung  
diese Interview im Gedächtniß fortleben müsse? Die alten Geschichten, die  
seitWochen dieAbnehmerliberalerBlätterlangweilten. Weltuntergyn, weil  
eine Talonsteuer eingeführt wird (von je tausend Mark ist eine zuzahlen; die  
Hypothekenbanken, die allenfalls Grund zurKlage hätten, werden sich zu helfen  
wissen) und EffektenundChecks, im Einverständnißmitden Direktorenzweier  
berliner Grobßbanken, herangezogen werden. Die Konservativen haben dem  
Centrum „Handlangerdienste geleistet“, das Reichslagswahlrecht bedroht,  
„Wasser auf die Mühlen der sozialdemokratischen Agitation geleitet“, „mit  
den Interessen der Monarchie und des Landes ein frivoles Spiel getrieben“.  
Weil sie erstens die Tributpflicht der Witwen und Waisen, zweitens denPa-  
trotismus und die Bündnißfähigkeit der Centrumspartei heute noch so beur-  
teilen, wie Bülow selbM

Zusammengehen-der Konservativen mit den Polen muß auch die Deutschen  
in den Ostmarken desorganifiren.“ Die Konservativen mußten also zu der  
Polenfraktion sprechen: „Ihr wollt dem Deutschen Reich, dem derKönigvon  
Preußen präsdirt, eine halbe Milliarde aus jährlich zu zahlenden Steuern  
bewilligen? WennJhrs nicht thätet, wäretJhrReichsfeinde.WolltJhrsaber  
thun, dann dürfen wir nicht mitmachen. Unter keinen Umständen. Sonst  
müßte der Kanzler gehen. Der kann zwar mit den Freisinnigen ngiren, die  
sein Polengesetz abgelehnt, mit uns, die es angenommen haben, aber nur, wenn  
wir Euch hindern, mit in der Mehrheit zu sein, die dem Reich neue Steuern be-  
willigt.“ Die Centrumsmänner haben dem Fürsten „ein Bein gestellt“, die  
Konservativen ihn zum Rücktritt gezwungen. Ihn, der die Sozialdemokraten,  
Polen, Weifen ins Mausloch gejagt hat! Man glaubt, einen wüthenden Kna-  
ben zu hören, der von dem Alltag politischer Arbeit nichts ahnt.Jfts denn ein  
ruchloses Verbrechen, einen Minister zu stürzen, dessen Politik der Mehrheit  
des Parlamentes mißfällt? Das ist nicht nur das guteMerall anerkannte Recht:  
ist sogar die höchste Pflicht einer Partei, der das Programm mehr gilt als ein  
Papierfetzen.FürstBülow wollte wichtigeWünschedesLiberalismus erfüllen  
(so sagterjetzt; gethanhat ers inden neun Jahren seiner Kanzlerschaft nicht):  
die Parteien, die es nicht wollten, nicht wollen konnten, haben sich gegen solche  
Absicht verbündet.Das war zu erwarten. WozudasGegrein? Wozu derVer-



such, die Parteien, mit denen der Nachfolger arbeiten muß, schnell noch im Land zu verschreien? Darf ein Mann, der gestern noch aus allen Poren Patriotismus schwitzte, heute, da es mit feiner Herrlichkeit aus ist, die Geschäftsführung erschweren? Einer, der mit Centrum und Konservativen Gesetze aller Sorten gemacht und die Katholikenpartei mehr als je ein Anderer gehätschelt hat, wie über Hochverrath zetern, weil preußische Grundbesitzer sich mit dem Centrum über Steuern verständigt haben? So stark wie indem Fürsten Bernhard von Bülow, der sicher resolut ungläubig ist, mit den Gottlosen am Liebsten plaudert und sein Eheglück päpstlichem Dispens dankt, wird der lutherische Geist in den Junkern der preußischen Ostprovinzen am Ende auch noch sein. Zi wcuiz^et! Ins Kanzlerhaus gehörte solche Interviewjedenfalls nicht. Die s^cies luppoeralica zeigt noch andere Züge. Jedes Lobsprüchlein, jede Beileidsphrase wurde an die Reichssäulen geklebt. Noch einmal arbeitete der Apparat mit der alten Zuverlässigkeit. „Der Kaiser war so herzlich. Hat ihn umarmt. Ist so betrübt. Kann sich in die Trennung kaum sinken. Morgen kommt er noch einmal zum Diner. Und aus allen Theilen des Reiches treffen täglich ...“ Morgens, mittags, abends. Die Abfahrtstunde wurde so lange ausgetutet, so laut um „spontane Abschiedshuldigung“ gebeten, daß man Mitleid bekam. Sonntag vor der Hauptmahlzeit: da hätten sich in den durch das Aufgebot der Schutzmannschaft kenntlichen Straßen auch ohnedes Ankündungslärm ein paar Hundert Menschen geschaart. Daß die Schilderung, des Volksseelenschmerzes und der Perroncour dann nicht mit dem gehörigen Pomp auf die erste Seite der Montagsblätter kam, ward durch den Unfall verschuldet, der ein Radrennen unterbrach. Von den Blaublütigen und den Schwarzküttigen angezogen? Sich crein verrätherisches Stimmungssymptom. Der arme Herr Gerhart Hauptmann hatte in einer (zu unhöflich belachten) Depesche eben den „allgemeinen Schmerz des deutschen Volkes“ und „die bittere Größe des Augenblicks in wahrer Ergebenheit und tiefer Verehrung“ konstatirt. Die großen Zeitungsmacher kannten ihre Leute besser. Diese sechs Toten der Radrennbahn, dachten sie, interessieren mehr als der Auszug des Kanzlers. Für Clemenceau hätten sie, wenn er zwei Tage früher gefallen wäre, vorn ein Plätzchen freigemacht. Bülow kam auf die letzte Seite. Wie kindisch war all das Mähelein, wie würdelos der Versuch, einen Mann, der, mit seinen Talenten und femer Geschicklichkeit, dem Volksempfinden stets fremd geblieben war, als Nationalheros aufzubahren! Dem Kaiser brichts beinahe das Herz; die Armee möchte Flor um die Feldzeichen winden; das Bürgerthum kanns nicht fassen; die Höupter der Bundesstaaten sind vom Schreck fast gelähmt; den Gegnern gys dem letzten Treffen sogar ist das Weh anzumerken. So dröhnte es Tage lang. Und warum, Ihr ver-



Die Zukunft.

Mrrtes Gesinde, geht der Unermeßliche dann? Warum bleibt er nicht, da Me Herzen es, nur die der schwärzesten Reichsfeinde nicht, inbrünstig er-sehnen? War dieser Verlust dem Deutschen Reich nicht zu ersparen? Ein Wörtchen hätte genügt. Das einsilbige Wort „Nein“ aus dem Munde des Kaisers. „Nein, Bernhard, ich lasse Dich nicht fort. Du bist wieder gut auf den Beinen und Parlamentsherrschaft, die einen Minister stürzen Zann, haben wir, Gott sei Dank, nicht. Keine Rede vonAbschied! Du machst dieZinanzreformfogut,wieesmitderSippschaftmöglichift(ichwerdedenBrü- dern mal selbst was insOhrsagen),und wir arbeiten weiter zusammen. Ganz vernünftig zwar, daß Du Deine Matratze schon gestopft hast; aber einstweilen Zommst Du nicht zum Liegen. Noch lange nicht. Keine Wiederholung des Gesuches! Wird dringend verboten. DiePinassewartet.WirwollenzuMenier 'rüber." Glaubt Einer, daß der Kanzler, der mit solchen Bescheid aus Kiel heimgekehrt wäre,nicht eine ihm bequemeMehrheitgeheuerthätte?DerKai' ^er hat diesmal nichtNein gesagt.Nur daraufkams an.WasdanebenanHuld gespendet wurde, ist für den Empfänger gewiß werjhvoll; doch Hort auch er wohl von Allem nur das Ja. Wer ohne äußeren Zwang die Lösung eines Vertrages gewährt,hat sie gewünscht; und keineHäufung gedrechselter Wort- waare kann diesen Wunsch dem wachen Auge bergen.DieLitanei wird nachge- gerade langweilig.Daß ein charmanter Fürst und Reichskanzler, dermitKompli- menten nicht knausertund sich um wichtige Leuteso hartnäckig bemüht wie eine Dame um Schaustücke für ihren jour üxp, Anhang hat, istnatürlich. Mensch- lich,daßihmschwerwird.vonderhöchstenMachtspitzezuscheidenund,eingestern Umdienenter, morgen ins Gewimmel der Gleichgiltigen hinabzusinken. Und hübsch, daß dieJournaliften, denen sein emsigstes Werben galt, ihreDankbar- keit in Lettern ergießen. Doch die Staatsaktion darfnicht zurBurleske werden. Mögen die Männer, dieJahre lang den Kanzler schalten und seine Entlassung herbeisehnten, ihm jetzt die schönsten Worte telegraphiren: was war und was ist, läßt sich nichtunterGuirlanden ersticken.Wilhelm wollte und mußte sich von Bülowtrennen; weil erfand,daßderKanzler ihmimNovember1908fchlecht gedient habe. Das wußten im Bundesrath und im Reichstag dieStimmfüh- rer- ungemein präzise Aussprüche wurden herumgetragen. Der Kaiser be- wahrte dem Duzgünstling ein freundliches Gefühl und war entschlossen, ihn nicht, wie einen zu Strafenden, wegzustoßen; entschlossen aber auch, den Strauchelnden nichtzuhalten. Vorder Weihnachtsschrieb ich anHo!stein:„Bü- low wird über die Finanzreform stolpern und S. M. wird ihn sanft fallen lassen." Das war ohne Prophetengabe vorauszusehen. War der Kluge, wider Erwarten, klug genug, nicht klug zu sein? Oder ist seine zum ersten Mal un-



Neue Aera.  
zulängliche Taktik aus der Unvereinbarkeit der Vorsorge für den Erfolg und für den guten Abgang zu erklären? Erspricht: „Jch werde niemals gegen die Liberalen regiren.“ Und ist von dieser Stunde an verloren. Die Liberalen tölpeln in jede Falle. Drängt sie in eine Absage an die werdende Mehrheit: und der Kanzler muß den Abschied erbitten. Die Konservativen habmihn gestürzt? Nur die Gelegenheit gemacht. Centrum und Polen? Wilhelm der Zweite, der sich gewiß als Protestanten und Deutschen fühlt, hat ihnen Lustren lang besondere Gunst geschenkt und ihre Führer noch im Sarg mit Ehren behäuft. Fürst Bülow ist gegangen, weil Kaiser und Bundesrath ihn nicht länger halten wollten. Und weil sein System der Preßpolitik und Charaktermassage nicht mehr wirkte, seit ihm der Nimbus allerhöchsten Vertrauens fehlte. Ein Berufsgenosse, ein Freund hat von ihm gesagt: „Der arme Bülow glaubt, um ein guter Diplomat zu sein, müsse man zum Schelmen werden.“ So schlimm war sein Glaube wohl nicht. Er fühlte, daß er im Großen nichts erreichen könne, und sing es drum im Kleinen an. Da gings. Unter Schlaunen noch der Schlauste sein, scheue Edelfische ködern, Verschmitzte an der Nase herumführen: ein Sportvergnügen. Er war neun Jahre Kanzler. Ist Fürst, Ritter der höchsten Orden, Millionär geworden, hat das Lob täglich aus über-vollen Schalen gelöffelt; ist des Mitleids also nicht bedürftig. Sind um Bal-four und Witte, Koerber und Clemenceau Thränen geflossen? Nimmt Fürst Bülow Schöpfergedanken mit, die er nicht mehr auszuführen vermochte? Eine Prämie Dem, der nur einen ans Licht bringt. Bucht also lieber nicht unersetz-lichen Verlust. Ein ungewöhnlich begabter, unterhaltsamer, von des Schick-sals Gunstfülle begnadeter Herr. Grüßt und ehrt ihn, wenn Gefühl dazu drängt. Doch vergeßt nicht ganz, wie oft Ihr ihn, Alle, verwünscht habt; wie oft er für wesentlich hielt, was nur Echein war; wie selten er hinter den Wort-hülsen den Kern der Dinge sah. Ist Deutschlands Lage bequem, weil Kanz-ler und Offiziöse die Gefahr wegzuplaudern strebten? Sind Sozialdemo-kraten und Weifen minder mächtig, weil eine unwahrhaftige und unhaltbare Sozietät ihnen im Reichshaus Sitze entzogen hat? Gebt uns den Geschmei-digen nicht für einen Großen, den Tüncher uns nicht für einen Baumeister. Nach Caprivi und Hohenlohe in Brillantfeuer zu glänzen, war leicht. Aber: neun Jahre Kanzler! Was warda zufchaffen! Und woliegen Bülows Reiche?  
OK 3.8 8 6 (üroiss.  
Nach der Rhetorenfrage eine, die uns auf die Nägel brennt: Ist der fünfte Kanzler ein Mann raschen Entschlusses und tapfer ausharrenden Wil-lens? Nur mit solchen Qualitäten kann er dem Reich nützen. Alles Andere ist Nebensache; alles Prunken mit Geistreichthum von Uebel. Aus einem Feuille-



Monisten wird nie ein Regirer. Den aber brauchen wir wie das liebeBrot. Einen Wuchtigen nach dem Zierlichen. Nach dem glatten Kosmopoliten einen deutschen Kerl, der Etwas will, bei derStangebleibt und sich von keinem Satanas einschüchtern läßt. Selten sichtbar; wenn er zu den Landsleuten spricht, muß es Ereigniß werden. Daß er kein plumper Lümmel sein darf, versteht sich. Herr von Bethmann ist fast unbekannt. Seit er, um neben Posadowsky nicht allzu arm zu scheinen, steifen Stoff mit allerlei hübschen Floskeln bestickt und mit darwinischer Ethik aufgepolstert hat, zwingt ihn die Schreiberzunft in die Schablone: „Philosophischer Kopf“. Dummes Zeug. WennHerrKrause seine Hedwig verheirathet, sucht er für die Hochzeitrede was Apartes zusammen ; wenn ein klugerpreußischerMinister das heikleThema des Landtagswahl-'rechtes erörtern muß, hilft er sich mit den (vor dem Auge der Abgeordneten noch in Jugendglanz funkelnden) Begriffen der Evolution und Selektion. Dasbeweistnichts. Und Herr von Bethmannfollnicht Privatdozent oder Professor sein, sondern Kanzler des Deutschen Reiches. Was er kann, hat er noch nie zu zeigen vermocht: er war kaum irgendwo warm geworden, so kam schon dieBeförderung insHöhere. GewißKeiner der„Bethmänner“,dieBismarck haßte; Dem unähnlich, über den der schroffe Schönhauser 1854 an Gerlach schrieb: „Was fürcinkleinesHerzistdoch Bethmann Hollweg! Verletzte Eitelkeit, äußerliche flache Ambition sind seine tiefsten Motive. "Von Kopf zu Fuß unähnlich. ErnsteMenschen rühmen seine anständigeGesinnung und die innere Feinheit seines Wesens; sind sicher, daß er sich nie zu unwürdigem Handeln erniedern noch als Gauklerparadiren werde; trauen ihm auch den Muth zu, den weiten Amtsbereich instettgerArbeitzu erobern, statt als einvonWirklichenGehcimenRäthen gelenkterTitularherr drin zu thronen. Leicht hat ers nicht.Wirmüssengeduldigsein.Jst erStaatsmann, so läßteruns langewarten. HerrvonBethmannwarseitdemJahr1900:OberpräsidentvonBrandenburg, Minister desJnneren in Preußen, Staatssekretär im Reichsamt des Inneren; und ist nunKanzler. In der selben Zeit war HerrDelbmck: Oberbürgermeister von Danzig, Oberpräsident von Westpreußen, Minister für Handel und Gewerbe; und ist nun Staatssekretär im Reichsamt desJnneren. Herr Sydow kam aus dem Reichspoftamt insReichsschatzamt und zieht jetzt ins Handelsministerium. Eine wunderliche Sitte. HerrnHolle hat siedieGesundheit gekostet. Der wurde aus dem Unterstaatssekretariat des Verkehrsministeriums auf den Stuhl desHerrnStudt geholt, wollte sich hastig indas neueAmt einarbeiten und hörte dann vordemOhreinesfremdenKönigs das Scherzwort: „Der lernt Kultusminister; kennt aber das Wafserbauwesen gründlich. ^ Brach zusammen und hat als Abschiedstro st jetzt den Rothen Adler-



Neue Aera.

123

-orden Erster Klasse mit Eichenlaub erhalten. Studenten müssen alle Stationen durchmachen, Waarenhausmädchenin jedem Rayon bedienen lernen. Minister oder Staatssekretär wird selten Ein er, ders bis an die FKnfzigerschwelle noch weit hat. Braucht er nicht feinen ganzen Kraftrest, UM auf^em neuen Po ften heimisch zu werden und Rechtes zu leisten? Bisher glaubte mans. Sieht nun aber, daß die Excellenzen hierhin, dorthin geschleudert werden. Wenn Herr Delbrück das Zeug zum Handelsminister hat, mußte ers bleiben (hoffentlich nimmt er ins Reichsamt seinen Unterstaatssekretär Richter als Lootsen mit). Wenn Herr Sydow für die Stellung eines Reffortleiters tauglich ist, wird er im Schatzamt, wo er seit einem Jahr ohne Rast arbeitet, eher Etwas schaffen als in dem neuen Amt, das wieder ganz andere Kenntnisse von ihm fordert. Unsere Minister und Staatssekretäre sollen Fachmänner sein. Wie viele sind noch? Vor fünfzig Jahren tadelte Bismarck die vom Prinzen von Preußen entworfene Ministerliste; damit sei kein Staat zu machen; das Auswärtige und die Armee in schwachen Händen. Mit rothem Kopf rief Wilhelm ihm zu: „Halten Sie mich denn für eine Schlafmütze? Mein Auswärtiger Minister und mein Kriegsminister werde ich selbst sein!“ Und bekam die Antwort: „Heutzutage kann der fähigste Landrath seinen Kreis nicht ohne einen intelligenten Kreissekretär verwalten und wird immer auf einen solchen halten; die preußische Monarchie bedarf des Analogen in viel höherem Maße. Ohne intelligente Minister werden Eure Königliche Hoheit in dem Ergebnih keine Befriedigung finden.“ 1859; in dem Preußen der Neuen Vera. Jetzt wird gewispert, mit den Bethmann und Genossen werde es schon gehen, denn der Kaiser wolle wieder die Oberleitung auf sich nehmen; drum sei auch ein Kanzler möglich, der nie ins internationale Geschäft hineingeguckt hat, und der im aktiven und passiven Sinn des Wortes bequeme Herr vsn Schoen könne bleiben. 1909; im Deutschen Reich; nach dem Nooembererlebniß. Die Franzosen freuensich schon; im 6auwi8lasman: ^loser Jubel. Der Kaiser kann nicht daran denken, in eine Gewohnheit zurückzukehren, die ihm selbst und dem Reich so schlimme Erfahrung eintrug. Daß er an dem Tag, der ihm Bülow's Abschiedsgesuch brachte, wieder vor Unzuverlässigen von der „Gelben Gefahr“ sprach und gleich danach seinen Namen an den fast grotesk verfrühten Plan einer zeppelinischen Nordpolfahrt heften ließ, war gewiß nur ein Zufall. Er hat sich Monate lang weife im Stillen gehalten und die Trennung von Einem, dessen Groll lästiger werden konnte als Bismarcks, da klug besonnen. Er hat keinen Bülow mehr. Und an dieser Stelle ist der Mann wirklich vielleicht unersetzbar, von dem im November gesagt ward: „Er hat Sie hineingebracht; nur er kann Sie wieder herausbringen.“



Die Zukunft.

Kitz von Holstein.\*)

H<sup>^</sup>Ae „Zukunft“ hat dem im Mai verstorbenen Herrn von Holstein in zwei Artikeln einen dankenswerten Nachruf gewidmet. Mir liegt die Absicht fern, die in den Artikeln mit Recht hervorgehobenen außerordentlichen Eigenschaften des Verewigten, seine Pflichttreue, seinen Fleiß, seinen Verstand, seine Uneigennützigkeit und seinen Patriotismus, irgendwie verkleinern zu wollen. Wenn sein Wirken nicht noch fegenreicher für das Vaterland geworden ist, so lag Das vor Allem außerhalb der eigenen Person Holsteins. Schon unter Bismarck reichte Holsteins Einfluß weit. Herr von Holstein behauptete ehrenvoll seinen Platz neben einem so bedeutenden Kopf wie Bucher. Aber Beide beugten sich willig dem Genie, Beider Arbeitskraft wurde die richtige Stelle gewiesen und Beide begnügten sich, Räder der großen Maschine zu sein, welche die Hand des Meisters lenkte. Wie für so Vieles, war auch für das Gefüge des Auswärtigen Dienstes der Sturz des großen Kanzlers verhängnißvoll. Dem General von Caprivi war die äußere Politik eben so ein Buch mit sieben Siegeln wie dem ihm an die Seite gestellten früheren Staatsanwalt, dann Großherzoglich Badischen Gesandten Freiherrn von Marschall. Die Wahl Marschalls war, wie in Klammern bemerkt werden darf, im Wesentlichen das Werk Holsteins. Der vereinigte in jener Zeit täglich im Kaiserhof einen kleinen Kreis beim Frühstück und gestattete auch dem Herrn aus Baden den Zutritt. Bei diesen Symposien (einer der regelmäßigsten Theilnehmer war der bekannte, nun verstorbene Chemiker Scheibler) mag wohl das scharfe Auge Holsteins die Bedeutung Marschalls erkannt haben. Daß unter den beiden Neulingen das Amt nicht vollständig aus dem Leim ging, war nur das Verdienst Holsteins und seines damaligen vorzüglichen Gehilfen Kiderlen. Die große Begabung Marschalls wandte sich alsbald mehr der inneren Politik zu, während er auch nach der für eine Einarmer, der die Ereignisse und die mitwirkenden Menschen lange als ein Naher sah, hat diese Zeilen geschrieben Ich veröffentliche sie gern, weil sie das schnür durchschaubare Wesen Holsteins in etwas anderer Spiegelung zeigen und weil sie Herrn von Tschenschky freundlicher beurtheilen, als mir, nach Alcm. was ich von ihm und über ihn (von Sachverständigen) hörte und was seine sichtbare Leistung erkennen ließ, möglich war. In der Ueberzeugung, daß ohne Billows zustimmenden Willen Holstein nicht beeinflugt worden wäre, stimme ich, wie die Leser der „Zukunft“ wissen, mit dem Verfasser dieser Skizze überein. Und weiß, daß Holstein selbst, in so witzigem Eifer er mir auch, wenn ich in Ernst oder Scherz dießs Thema streifte, stets widersprach, von solchem Glau<sup>^</sup>ennichtallzufern war. Schmerzender Gewißheit bog auch dieser Mathiegegnaus.



Fritz von Holstein.

Z25

beutung nöthigen Zeit in mancher Hinficht für sein Ressort, namentlich auch in P6r80na1ibu8, versagte. Ohne nach außen verantwortlich zu sein, ohnedie Möglichkeit zu haben, die zu jener Zeit besonders häufigen plötzlichen Impulse höherer Stellen direkt zu bekämpfen, hielt schon damals Holstein alle Fäden der auswärtigen Politik in seiner Hand. Wer der Wahrheit die Ehre giebt und die Verhältnisse kennt, muß aber hier der Mitarbeit von Philipp Eulenburg dankbar gedenken, den einbekanntesberlinerWitzblatt als Dritten im Bunde, als Troubadour, den HerrenAufturnfreund (Holstein) und Spätzle (Kiderlen) zugesellte. Aufturnfreund bediente sich Troubadours aufs Geschickteste und Dieser war der gewandte Helfer, dessen leichte Hand im Verkehr mit Souveränen im deutschen diplomatischen Dienst sprichwörtlich wurde. Wenn Eulenburg später (ich lasse alles Persönliche, Allzupersönliche bei Seite) dienstlich und außerdienstlich nicht tanti sich erwies, so lag Dies vor Allem daran, daß seinem Können zu große Ausgaben gestellt wurden. In München genügte er zur Roth; für Wien langte es nicht mehr. Zugleich kam auch bei ihm mit dem Essen der Appetit; er wollte eigene Ideen ausführen und Intriguen selbständig einfädeln; damit entwuchs er dem bisherigen Freund und Meister. Außerdem trat, im Gegensatz zu dem nichts für sich wollenden Holstein, bei Philippi immer mehr ein subjektives Moment in den Vordergrund. Eine allmähliche Entfremdung, später direkte Feindschaft war das Ergebnis. Bei Brünn am 8. Juni 1879, der die Lipps am Premier. Das war auch das fortdauernde Verhängnis Holsteins. Auf Caprivi folgte Hohenlohe, auf Hohenlohe Bülow. Mit Beiden verband Holstein Freundschaft und langjährige Gewöhnung. Selbst wenn Beide die Arbeitskraft von Riesen besessen hätten, wären sie immergenöthigt gewesen, das gerade im Auswärtigen Dienst durchaus nicht unwichtige Detail kundigen Helfern zu überlassen. So dauerte, mutati8 rnuwrM8, das alte, unter Caprivi inaugurierte Verhältniß fort. Nur hatte Caprivi, als er das von den feinen Händen Holsteins über ihn geworfene Netz zusehen ansah, ungeberdig gestrampelt, während seine beiden Nachfolger sich gern die Mitarbeit, aber auch das anfteJoch des tüchtigen und zuverlässigen Mannes gefallen liehen. Wer arbeitet, hat immer Einfluß, auch wenn er nur an zweiter oder dritter Stelle steht. Falls zu dieser Arbeitsfreudigkeit noch ein fester Charakter kommt, so entsteht in einer Behörde so zu sagen automatisch eine überragende Stellung des tüchtigen Mannes; allerdings nicht zum Nachtheil des Dienstes, da die Außenstehenden sich doch an den Firmeninhaber oder die Prokuristen halten. Aehnlich wie mit den Chefs verfuhr Holstein auch mit den Staats-



Die Zukunft.

sekretären; nür nahm er auf sie weniger Rücksicht und behandelte sie meist wie jüngere, wenig genehme Kollegen. Namentlich der arme, ursprünglich von ihm protegirte Richthofen wußte davon ein Lied zu singen. Baron Richthofen, so vielseitig auch seine Begabung war und mit welchem Bienenfleiß er auch arbeiten mochte, eignete sich doch nicht zu einer befehlenden Stellung. Er war zu weich und wollte es mit keinem Menschen verderben; so hoch er auch stieg: tr blieb immer ein kleiner Beamter. Diesen vortrefflichen und liebenswürdigen Menschen, der stets gern sachlich hinter die höhere Einficht und Erfahrung Holsteins zurücktrat, hatte Der nach kurzer Schonzeit ganz besonders aufs Korn genommen. Richthofen war zuletzt vor dem grimmen Hagen so auf der Flucht, daß er sich nur dann in das Amt wagte, wenn ihm gemeldet worden war, daß der Geheimrath es verlassen habe. Wie für den Fürsten Bülow, der in Richthvfen den hingebendsten Helfer und Vermittler in innerpolitischen Dingen besaß, wurde auch für Herrn von Holstein des von ihm so angefeindeten Staatssekretärs unerwarteter Tod der Anfang des Endes. Herr von Tschirfchky kam Beiden mehr als ungelegen. Während aber unsichtbare Hände Tschirschkys berliner Thätigkeit unter dessen eigener unbewußter Mithilfe das Grab schaufelten, kochte es bei dem leidenschaftlichen Holstein vorzeitig über. Ich übergehe die in der „Zukunft“ mehrfach beleuchteten Umstände, die den Abschied Holsteins vorbereiteten und begleiteten, möchte aber erwähnen, daß nach Manches Ansicht der Staatssekretär von Tschirfchky wohl als Werkzeug benutzt wurde, aber nicht der Urheber des Abganges war. Man brauchte absolut ein Schlachtopfer für die gänzlich verfehlte Marokkopolitik. Holstein selbst war nicht ohne Verdacht, beseitigte ihn aber immer wieder mit dem Argument: „Der Mann, der mich einft zum Staatssekretär vorgeschlagen, kann unmöglich meinen Sturz gewollt haben.“ Ob er innerlich auch so argumentirte? Er wußte ja, daß beidem in der Wilhelmstraße chronischen Mangel an Ideen man bald wieder an seine Hilfe und seinen Rath appelliren würde. Da ihm die Politik, die Beschäftigung mit der Politik, wie in Hardens Artikeln mit Recht hervorgehoben wurde, zur Leidenschaft geworden war, wollte er nicht die Brücke abbrechen, die ihm allein noch die Möglichkeit politischer Betätigung gewährte. Vor der Welt mußte schon aus diesem Grunde der „kranke Hauslehrer“ der Mann bleiben, der ihn herausgeworfen hatte. Auch brauchte Holsteins eigenthümliches Maturell immer ein Obiekt. auf das er persönlichen Angrimm und Aerger über die vielfachen Fehler und j Sünden der deutschen Politik abladen konnte. Er wechselte oft urplötzlich in Sympathien und Antipathien und beehrte mit intensiver Feindschaft nicht selten



Fritz von Holstein.

127

Männer, die Jahre lang zu den Intimsten seiner Intimen gehört hatten; ich nenne nur die Herren Herren Raschdau, Lindenau, Pourtales. Ein Mission-  
chef, der bei seinem letzten berliner Aufenthalt noch des werthvollen Rathes  
und oftwerkhätigfterHilfe des thatsächlichenLeitersdesAuswärtigenAmtes  
sich erfreut hatte, fand bei seiner Wiederkehr die bekannte Doppelthür her-  
metisch verschlossen. Wie alle sich der Einsamkeit ergebenden Menschen war  
Holstein im höchsten Grade L0up90nn6ux; ein Blick, eine Miene, ein un-  
bedachtes Wort konnte es mit ihm für immer verderben. Leider lieb er auch  
Zuträgern oft und gern sein Ohr. Treue Freundschaft hat er nur zweimal im  
Leben bewahrt: dem Grafen PaulHatzfeldtund dem Fürsten Radolin. Er war  
blind für die Fehler des Einen, die Schwache des Anderen und scheute sich nicht,  
selbstinnichtimmereinwandfreierWeiseBeideninkritischenMomentenbeizu-  
springen. In den allerletzten Jahren war, wie erwähnt, Herr vonTschirschky  
seine böte n oire z er ließ kein gutes Haar an diesem armen Mann, der, rein sach-  
lich und vom geschäftlichen Standpunkt betrachtet, vielleicht derbesteStaats-  
sekretär war, den dieWilhelmstraßesah. Wenig gewandtimVerkehr,hölzern  
als Redner, die Negation jedes repräsentativen Auftretens, war dieserSproß  
einer alten kursächsischen Beamtenfamilie doch ein feinerpolitifcherKopf,der,  
nüchtern und kühl bis ans Herz hinan, f eine logischen Gedankenreihen in klarer  
Weise zu Papier brachte. Ja, vielleicht war seineFeder der des alt gewordenen  
ehemaligen Lehrersund jetzt Untergebenenüberlegen, derkomplizirteund über«  
künstelte Denkschriften lieferte, vor lauten Klein- und Eventual-Malerei die  
Hauptsachen verdunkelte und schließlich zu ganz absonderlichen, krausen Er-  
gebnissen gelangte, die zu der oft so einfachen Wirklichkeit in merkwürdigem  
Gegensatz standen. Namentlich in seinen letztenLebensjahren, wo erMenschen  
und Dinge lediglich vom Grünen Tische aus einschätzte und sich immer mehr  
dem Außenleben entfremdet hatte, gelangte der kluge und hochbegabte Mann  
vielfach zu Trugschlüssen und oft auf höchst gefährlichepolitischeAbwege. Ge-  
blieben aber warihm bis zuletztdasgeradezu bestrickendeTalent,seineThesen  
zu verfechten, und der unbeugsame Wille, die Widerstrebenden zu seiner An-  
sicht zu bekehren. Oft gelangte er nur auf höchst seltsamen Umwegen an sein  
Ziel; meist abersah er sich Vorgesetzten gegenüber, die ihreEntschluhlosigkeit  
hinter endlosen Reden verbargen und denen natürlich Holstein, der Mann der  
Arbeit und der That, in jederHinsicht überlegen war.Wären dieseChefs aus  
festerem Holz geschnitzt gewesen und hätten sie an Urtheilskraft nicht so sehr  
hinter ihm zurückgestanden, dann wären für sie selbst, für Holstein und für  
ganz Deutschland bessere politische Ergebnisse gezeitigt worden. Denn Hol-  
11"



Die Zukunft.

stein war veraltet in seinen Anschauungen und Grundsätzen, er hatte zu wenig Verständniß für die in den Völkern schlummernden geheimen Kräfte, für den gigantischen wirtschaftlichen Kampf und für die Bedeutung der Uebersee. Ganz und gar befangen in den Traditionen der alten Kabinettpolitik (richtiger: der bismarckischen Kontinental-Politik), vertrat er doWeines veralteten, oft etwas paradoxen Theorien mit jugendlichem Feuer und bewunderswerther Geistes-schärfe. Dem ungemeinen Reiz seiner von historischen Exkursen begleiteten De- duktionen konnte sich Niemand ganz entziehen. Der Zuhörer, selbst wenn er sachlich nicht überzeugt wurde, hatte das Gefühl, einer in sich geschlossenen Persönlichkeit, einem fest gefügten Charakter gegenüber zu stehen. Fremde Diplomaten betrachteten es daher auch als eine ganz besondere Gunst, von ihm empfangen zu werden. Um ein Beispiel anzuführen: vor Jahren erzählte mir der (inzwischen verstorbene) Botschafter Graf Szechenyi, er sei in Berlin mit Ehren überschüttet worden, aber die höchste Ehre sei ihm dadurch erwiesen worden, daß Herr von Holstein einst bei ihm 6n famills gespeist habe. Ob Fritz von Holstein von diesem Zauber seiner Persönlichkeit die richtige Vorstellung hatte? Ich möchte annehmen, daß er doch fühlte, wie thurmhoch er an Wissen und Können und vor Allem an patriotischer Ineigennützigkeit Chef und Kollegen überragte. Trotz allenfalls diese Herren gehäuften Süßeren Ehren mögen ihm deren Gestalten oft recht kümmerlich vorgekommen sein; und in diesem stolzen Gefühl der Persönlichkeit, etwas Anderes zusein als alle Andern, mag der Einsamewohl das höchste Glück dieser Erde gefunden haben.

Vier Kanzler.

H^ker Erste war aus Lrz: so fein wie stark.

Der Zweite war aus Holz mit Aiedermark.

Der Dritte war aus trockenem Töpferthon.

Der Vierte floß als glatte Diffusion

Von Gasen, die sich sonst nur schwer verbinden.

Dies Phänomen wird sich kaum wiederfinden.

Dresden. Btto Julius Bierbaum.

LH



Tell.  
129  
Tell.

adurch, daß Tell aus der landvögtischen Schiffes.Finsterniß, indem er der schaukelnden Tyrannei emen endgilttgen verabschiedenden Fußtrüt versetzt, auf die hoheMelsenplatte springt, wo ihn Licht, Luft und Befreiung umarmen, dadurch hat er sich auf seine Wolke, glänzend ^von Bewegungsfreiheit, hinaufgeschwungen, und er hat, indem er sich persönlich befreit, auch schon dem Vaterland den Dienst deS Erretters und Befreiers geleistet^ er hat schon hier den Drachen getötet, hier schon ist das feige Tyrannen-Ungeheuer erschossen worden, und zwar durch eben jenen endgiltig wegstoßenden Fußtritt, durch die selbe Bewegung also, die ihn selbst ans Licht und auf die Platte schwingt, indem das schwankende Brauel auf den Wellen des empörten Sees weil ertreibt. Hier ist die große That geschehen, hier ist der Würfel geschüttelt, das Gesetz zur unerbittlichen Ausführung gebracht, der Tyrannenmord vollbracht worden. Und wunderbar ist, wie der jugendlichen Rache-Möglichkeit die Rache folgt, wie aus dem Mordgedanken der Mord, wie aus dem rasch gefaßten Entschluß allsogleich die Vollstreckung springt. Was nütze« dem Vaterland gefesselte, an Maftbäume gebundene energische Männer? Was hat die Allgemeinheit davon, daß ein großer Mann in der Gefangenschaft schmachtet? Tell mußte frei werden; er wurde aber auch frei: er ist es jetzt. Bewußtheit des Zieles ist die lebhaft empfindung Derjenizen, die, der Noth und dem Elend entsprungen, neuer Noth und neuem, noch gräßlicheren Elend ins Auge blicken, und Tell ist daher erfüllt von dem Bewuhseiv, daß es absolut nothwendig ist, Rache zu nehmen, abschließende Vergeltung zu üben. Ein Genre-Gedanke, ein kaum gedachter, sondern in jeder Beziehung nur gefühlter und gleichsam erhorchter Gedanke blitzt ihm, einem tatsächlichen nachterhellenden Wetterblitz ähnlich, vor dem Gemüth und vor dem Verstand großartig auf, nämlich der Gedanke, jedes Ausruhen und Zögern jetzt zu vermeiden und sogleich zur erschütternden That zu schreiten. Dcrs gewaltig angestrengte Herz klopft ihm gegen die wackere Bruft; doch er, Tell, er springt, er macht Sätze von Fels zu Fels, denn er denkt schon hier an den Hohlweg, an den Punkt der That, an den Ursprung des vernichtenden Blitzes, an die Stelle, wo später der berühmte PfeiZschuß gefallen ist. Und das stürmische Glück, sich fessellos und kerkerlos zu fühlen, in der Brust be- zwingend, zwingt er sich zugleich in einen neuen selbstgeschaffenen und selbsterfundMen Kerker hinab: in die harte, abgrundähnliche Unmöglichkeit und Udenkbarkeit hinab, jemals noch dem Entschluß, den er gefaßt hat, entfliehen zu dürfen. So oder ähnlich verfügen und disponiren über die eigenen Spannkkräfte nur große Menschen, nur Helden. Und Tell zeigt jetzt dadurch, daß er alle persönlichen Glücksempfindungen überwindet und tötet, indem er sich zum Töten des Tyrannen aufrafft, daß er ein Held ist. „Vorwärts! Zum Ort der That": so schreit, so donnert es jetzt m ihm, so preßt es all das zögernde Persönliche nieder. Ja, hier ist ein Mensch, der handelt, hier ist er, der Entschluß, dessen Plan und Ende herrlich zusainmenfallen. Hier umarmen sich Gedanke und Bewegung. O, viele, viele Menschen sind auch schon vom Bewußtsein einer notwendigen That durchdrungen und beseelt gewesen, aber gethan haben sie dann doch nicht, was hätte gethan werde« müssen, denn es war ihnen zu schrecklich, zu thun, was sie zu thun dachten. So ergeht es namentlich reflektirenden, gebildeten Menschen. So geht es im Allgememen zu: heutzutage! Doch Tell: seht, wie er jetzt bemüht ist, aus der Höhle des Entschlusses ans



Die Zukunft.

himmlische Licht des ungesäumten Thuns zu dringen! Tell ist kein dichtende? und trachtender, kein denkender und spekulirender, sondern ein einfacher, ein tragischer Mensch, ein Mensch der That, ein Held ist er, geboren, sich unsterblich zu machen. Tell ist gequält worden, wie noch selten ein Mensch, ein Erdenbewohner, ein Gatte und ein Vater gemartert und gequält worden ist. Doch auch kleine, niedrige Menschenfeelen lassen sich quälen, kann man quälen. Zum Gequält- und Gefoltert-werden braucht es keine Größe. Bis hierher, bis zum Landvogten-Prunkschiff ist Tell nur Gegenstand, kleiner Gegenstand des Tyrannen-Hohnes und ein wundervoller, ein entsetzlicher Schütze gewesen; doch jetzt, da er wie ein aufzuckender Lichtstrahl aus der Schiffes-Mitternacht an den schimmernden Felsen-Platten-Mittag springt, ist er gewachsen, ist er ein Riese geworden, ist er groß geworden. Er ist jetzt NÄht mehr geplagt, fondern er verfügt, bestimmt und regirt jetzt. Die Hände und die Arme sind ihm frei, der Gedanke kann zielen, wohin er will, und Tells Gedanken kennen ihr verabscheuenswerthes und hassenswerthes Ziel. Doch hassen? Nein, Tell denkt gar nicht mehr an Haß und an Abscheu: er ist Jäger und paßt dem ahnunglosen stolzen wilden Thier auf. Er ist befreit von allen fesselnden und bindenden Empfindungen. Ja, er war niedrig und klein. Ein Knecht seines Herrn, ein Unterthan semeS Gebieters war er, ein Sohn seines Landes war er, ein hutabziehendes, gehorsames, demüthiges Geschöpf war er. War er? Er hat ja aber eines Tages seinen Hut nicht mehr abziehen und den Gewohnheitknix nicht mehr machen wollen; und hier vielleicht schon, bei der urplötzlichen Verweigerung des erniedrigenden Alltagsgehorsames ist der Tyrann erschossen worden. Tyrannen sind nie groß. Tyrannei schließt jede Größe aus, deshalb, weil die unausgesetzte Lüsternheit sie blind macht. Der Landvogt hat keine Ahnung gehabt, daß unter den schlichten Gebirgsleuten ein Genie, ein Tell lebt. Er hat geirrt wie ein dreizehnjähriges Kind; und er büßt nun dafür. Er ist launisch, trüg, grausam, keck und übergebieterisch gewesen und er wird nun erschossen, Das heißt: er ist es schon. Er lebt noch, aber er lebt nur noch ein Zwanzig- bis Fünfundzwanzigminutenleben. Da Tell, der Schütze Tell, der dem eigenen Kind den Apfel vom Kopf weggeschossen hat, jetzt auf die Brust des leichtfinnigen Wütherichs zielt, ist der Wütherich, kann man sagen, schon im Voraus durchbohrt, schon im Voraus verloren und zu den Verdammten geworfen. Seht, wie Tell lauert, der Jäger Tell kauert und lauert.

Spricht nun Tell ein Gebet? Telle haben nicht nöthig, zu beten. Für Mönchen, die Himmel und Hölle selber in der Menschenbrust fühlen, gefühlt haben und stets weiter fühlen und durchwandern werden, giebt es keinen Gnaden- und Ungnaden-Gott mehr. Wo, der menschliche Wille so groß ist, müssen die Götter verschwinden. Hat nicht Gott den Tell im Stich gelassen im Augenblick höchster, ja, wahnsinnigster Noth? Oder ist Gott dann gekommen und hat Tell aus dem Schiff befreit? Einerlei. Und wenn es so ist: Gott verzichtet auf Gebete, wo er eine That steht. Thaten sind ihm die liebsten Gebete. Also betet jetzt Tell. Und nun kommt der verbrecherische, anmuthige Tänzer, auf einem weißen Roß flatterhaft daherreitend. Ja, er ist es, der Landvogt, und hinter ihm her und um ihn herum sprengt und flattert und zwitschert das stets lebenswürdige Gefolge, die muntere, sattgeessene Schaar stets gefälliger und schmeichelnder Lügen. Ein fürstlicher Auftritt. Ein Anblick zum Verzagen sür einen zielenden, vogelfrei erklärten Verbrecher an Staat und Majestät. Doch Tell zittert nicht: er schießt und trifft; und hat damit gethan, was ihm erlaubt, müde nach Hause zu gehen. Charlottenburg. Robert Walser



Der Richter.

131

Der Richter.\*)

ichten soll eine Unbescheidenheit sein, wenn nicht von Hochmuth kommen.

Bücher, die die Menschen versittlichen wollten, warnten vor dieser Neberhebung, wiesen auf den Balken im eigenen Auge.

Daß die Menschen nicht davon ließen, lag an den letzten Gesetzen seelischer Selbfterhaltung, die eben so vorhanden, wenn auch weniger untersucht sind wie die der physischen. Wenn die Menschen sich zum Richter über den Nächsten aufwarfen (thun sie es nicht auch heute?), wollten sie nicht zunächst den Anderen derkleinern, fondern sich behaupten. Denn man ist immer nur ein Einzelner und kann darum nicht zu gleicher Zeit schlank und beleibt, klug und dumm, schön und häßlich, elegant und einfach, Bohemien und Bürger oder Bürgerin und Amoureuse sein.

Der Schlanke muß den Korpulenten als unangenehm, der Beleibte den Dünnen als lächerlich empfinden. Die schöne und dumme Frau moquirt sich über die häßliche und die kluge und häßliche verachtet die Männer, die die Larve einer Dummen reize; der Elegant bespöttelt den nachlässig sIngezogenen und der salopp Gekleidete den Elegant (wenn das kreuzende Gesetz des Kontrastes bei Manchem auch die Antipathie wieder zur Sympathie umbiegen mag). Aber sie Alle müssen Dieses thun, um sich selbst zu begründen und zu behaupten. Denn die Welt hat Raum für alle Gegensätze: der Einzelne aber muß wählen, ob er elegant oder einfach sein will, und, da sein Schicksal über seine Figur und sein Gesicht schon ohne seine Wahl entschieden hat, sich mit diesem Gesicht und dieser Figur zurechtfinden. Er hat dazu, wenn er zur Zufriedenheit gelangen will (und dahin gelangen zu wollen, scheint Naturgesetz), sein Widerspiel zu belächeln und herabzusetzen; und nur Wenige sind begabt, die Berechtigung auch jedes Gegensatzes einzusehen und ihre eigene Art und ihr Gehaben lediglich als persönlich und in keinem Belange für nur irgend richtiger als Art und Gehaben der Anderen anzusehen. Dieses sind, wie man weiß, nur wenige, durchaus verfeinerte Naturen, meist ohne die starken, ein Volk vorwärtsstoßenden Instinkte, fast ausschließlich Männer und immer wohl nur Menschen von einem schon höheren Alter.

All Das gilt für Handlungen noch mehr als für Figur, Gesicht, Geschmack und Anlagen. Man handelt, vor die Wahl gestellt, so oder so zu handeln, vielleicht eben so ost wie aus dem angenehmen Reiz heraus, den die Vorstellung der einen Handlung weckt, aus dem Widerwillen gegen die Vorstellung der anderen. Andere aber begehen diese andere Handlung, und wenn man sich dennoch zu seiner eigenen bekennt, so zwingt Das, die andere Handlung der Anderen zu verurtheilen. Denn man kann nicht zugleich als schöne und nicht glückliche Frau der Versuchung eines Mannes aus Ueberzeugung widerstehen und den Ehebruch anderer Frauen billigen. Thutman es dennoch, so wird die eigene Zurückhaltung innerlich nicht gebilligt. Nicht nur die Tugenden führen in ihrer Ueberbildung zu Lastern. Auch Handlungen, die einen berechtigten Zweck hatten, werden sinnlos, sobald dieser Zweck sich unbemerkt verliert. Sitten werden zu Unsitten, weil ein Volk ihren ^) Ein Bruchstück aus der Monographie, die, unter diesem Titel, als siebenundzwanzigfter Band der von Martin Buber herausgegebeneu Sammlung „Die Gesellschaft“ in der Literarischen Anstalt von Rütten & Loening erscheint.



Die Zukunft.

Sinn vergaß, und das Verurtheilen von Handlungen Anderer, eine Notwendigkeit für die Selbstbehauptung, wird, in Fällen angewandt, in denen die Selbstbehauptung es nicht verlangt, zu einem unnöthigen und darum unsittlichen Handeln, vor dem alle versittlichenden Bücher mit Recht warnten, auf den Balken weisend, der im eigenen Auge . . .

Richter zu sein, ist nicht Hochmuth oder amch nur Unoesch «idenheit, weil es das Handeln der Anderen nicht zu dem eigenen in einen Gegensatz stellt. Der Richter schöpft aus den Handlunge» der von ihm zu Richtenden keine Bejahungen für seine eigenen Handlungen, entnimmt ihnen keine Abneigungen sür die von ihm verschmähten. Wenn er es selbst gelegentlich thäte (was Sei einem Menschen schon verständlich wäre), ist Dieses doch nicht Zweck und Sinn seines Thuns. Wenn er irgendwelche Handlungen rechtfertigen wollte, wären es die von der Allgemeinheit begangenen (und darum nicht vom Gesetz verbstenen). In Wirklichkeit ist er nur als von der Allgemeinheit eingesetzt zu verstehen, nur als in einem Amt oder einer Stellung befindlich zu begreifen.

In einem Stück von Strindberg sagt ein Richter: Ich habe nicht das Gewissen, ein Urtheil zu fällen. Der Pfarrer erwidert ihm, daß es gefällt werden müsse. Der Richter erklärt: Nicht durch mich! Ich lege mein Amt nieder und wähle eine andere Laufbahn. Der Pfarrer hat nicht nur Recht, wenn er darauf erwidert, daß Dies einen Skandal gäbe, der ihn zum Gespött mache. Der Fall ist gar nicht möglich. Es giebt keinen Richter, der dieses Urtheil nicht fällte. Denn er fühlt sich als Richter nicht als einen Menschen, der den anderen vermtheilt, sondern, wie Montesquieu in seinem Esprit äss lois sagte, nur als den Mund der Gesetze, 6.6 inaniInS Hni n'en pent nwäersr ni 1a kores ni Is, riAusni'. Unsere Technik steht hoch, aber eine das Gesetz anwendende Maschine hat sie noch nicht erfunden. Ein Mensch muß die Gesetze anwenden: aber er thut es, indem er in seiner UnPersönlichkeit die Simplität der Maschine zu erreichen frucht. Dieser selbe Montesquieu hat, die Lehre von der Theilung der Gewalten des Aristoteles wiederholend, das ponvoir 6s ^uSsr als Gegensatz zu dem xouvoir sxseutif gefaßt. Aber er irrt: Der Richter empfindet sich selbst nur als Vollzugsbeamten. Aus dem Begriff des Richters folgt Dieses nicht. Es sind Richter denkbar, die aus ihrer Persönlichkeit alle Maßstäbe für ihr Urtheil nehmen: in einfachen Verhältnissen, in denen es keine Gesetze giebt, aber auch bei frei gewählten Schiedsgerichten. Unserer Zeit liegt solche Selbtherrlichkeit serner. Das hat viele Gründe; einen in dem Richter. Unser größter Staatsmann hat als an unserer Zeit auffallend die mangelnde Neigung zur Verantwortlichkeit gefunden. Der Richter, der sich gegen seine Inanspruchnahme durch Versicherungen materiell zu decken pflegt, deckt fein Gewissen durch seine Gewöhnung an maschinelle Arbeit. Exakt wie die Maschine will er sein, aber vor Allem auch nur in bestimmten Richtungen wie sie bewegbar und bei Abweichungen vom gewöhnlichen Lauf versagend, da ängstlich hinter die Paragraphen seines Gesetzes schlüpfend.

Ein stärkerer Grund ist die Fülle d« Gesetze. Sie nur zu zählen, ist unmöglich, wenn man die Ausführungsgeseße, ministeriellen Verordnungen, Anweisungen und Verfügungen der Borgesetzte« mitrechnet. Obendrein wirken auch noch die Erkenntnisse unserer höchsten Gerichte selbst wie Gesetze: sie werden wie sie angewandt, weil das Urtheil sonst in der höheren oder der höchsten Instanz in ihrem



Der Richter.

133

Sinn abgeändert würde, und abermals, weil sie den Richter vor rechtlichem Fehlgehen behüten, die Verantwortung also von ihm nehmen. Nirgends geht man in der Einsamkeit so unsicher wie im Gestrüpp des Rechtes.

Alle diese Gesetze und Entscheidungen zu zählen, ist also unmöglich, schon weil sich ohne eingehende Prüfung nicht sagen ließe, welche noch gelten und welche von späteren erschlagen sind. Sie sind auch zu zerstreut, es giebt Keinen, der auf jedem Gebiet sich auskennt, man kann endlich das Gebiet des Rechtes enger oder weiter ziehen, so daß man eben so gut auf das Geraihewohl zehntausend oder hunderttausend Gesetze und Entscheidungen nennen könnte. Wenn man sie aber alle anwendet, mit ihren Millionen Paragraphen, fehlt es an einem Raum für den Richter, auf dem er sich frei, er selbst sich, bewegen kann. Ich behaupte, daß er auf solchen Raum sehr oft überhaupt nur stößt, weil er nicht alle Gesetze und Entscheidungen im Augenblick beherrscht. Es giebt Fefselkünftler, die im Cirkus die Befreiung aus Ketten vorführen. Jeder Richter, der sein freies Urtheil trotz den Gesetzen findet, ist solch ein Künstler. Aber es ist klar, daß nur wenige Richter solche Kettenkünstler sein können. Es wäre bedenklich, wenn man noch nicht ein-sähe, daß der Richter sich lediglich als eine» V<llzugsbeamten empfindet, als einen Gesetzesvollzieher (wie es Gerichtsvollzieher giebt).

Diese Fesselung des Richters hat ihre historischen, ihre dogmatischen Gründe.

Des altgermanischen Richters in der Entwicklungsgeschichte des Richters zu gedenken, wäre verthanes Thun. So vollständig verfiel das altdeutsche Gerichtswesen, von keiner starken Gewalt gehalten, als das Unglück römischen Rechters über Deutschland kam. Das eorpus Mris wurde ein „Buch aller Bücher, nne Sammlung aller Gesetze; bei jedem Fall den Urtheilsspruch bereit legend, und was ja noch abgängig oder dunkel war, ersetzten die Glossen, womit die gelehrtesten Männer das vortreffliche Werk geschmückt hatten". Auf die Schöppenstühle wurden die Olearii und andere Herren von Bologna eingesetzt und die Vielhundert Herren, die in Deutschland geboten, von keiner höheren Gewalt behindert, schufen sich aus ihnen ein kleines, beschränktes und genugsam überhebliches Beamtenthum. Das urtheilte bald nicht mehr nach den Augen, sondern nach den Akten und den schweinsledernen Bänden, schloß sich in seine Stuben ein und doktorirte scharfsinnig an den Prozessen. Ganze Kollegien und untere und höhere Instanzen, die jedesmal in der erlauchten Peison des Landesherrn endeten (wie konnte man in Deutschland auch so klug sein wie Voltaire, der in seinem Liöels 6s I^ouis XIV. sagt, daß eine tiefere Rechtskenntniß niemals Sache eines Herrschers sei?), machten den Rechtsgang noch verschrobener; und um ihn vollends zu verschrauben, wurden die Prozesse noch an die Juristenfakultäten der gelehrten Universitäten abgeschoben. Man versandte an sie die Akten (nicht die Menschen etwa) zur Rechtsbelehrung; und die Herren Richter sprachen dann nur die von den Fakultäten weislich votirte Entscheidung aus. Diese Richter waren zu gleicher Zeit auch Diener ihrer Fürsten und nicht immer urtheilten sie so, daß ihr Landesherr in dem Prozeß unterlag. Nur dann aber, sagt ein römischer (nicht rezipirter!) Schriftsteller, steht die Rechtspflege sicher da, wennder Fiskus seine Prozesse verliert. Mochte Mancher sich unab-hängig fühlen und sich fortschicken lassen: Kautelen für feine Unabhängigkeit von auch nur emigem Belang waren nirgendwo vorhanden.

Die neue EntWicklung des Gerichtswesen h«tte Vieles hier zu ändern; und



Die Zukunft.

so schwierig war es, daß Friedrich Wilhelm der Erste, gewiß keine lamentirende Seele, vor seinem Tode sagte: „Ich habe Alles angewandt, um die Justiz in meinem Lande kurz und gut zu machen, aber ich habe nicht reussirt.“ Allmählich aber ging es mit dem Reussiren besser: in nicht mehr als zweihundert Jahren ist der heutige Richterftand geschaffen worden (was keine lange EntWicklung für eine gute Sache ist). Aber erkaufte wurde seine Qualität mit einer ungeheuren Menge von Gesetzen, die immer weiter schwillt (und keine gute Sache und Grund und Ausgang all unserer Rechtspein und Rechtsnöthe ist). Wie das gesammte Beamten-thum in Verordnungen eingeschnürt wurde, so der Richterstand, ja, er noch mehr, weil man ihn damit zu kontroliren und durch starle und feste Kontrolle ihn zu heben glaubte. Denn gab es eine bessere Kontrolle seiner Urtheile als dadurch, daß man ihm sagte: Du bist frei, in Dein Urtheil darf kein Mensch hin einsprechen, und sei es die Majestät höchstselbst; nur eine Million von Gesetzesparagraphen muß Du befolgen?

Diese Zuschüttung des Lebens mit Gesetzen entsprach auch den überspannten Begriffen des modernen Verfassunglebens, das in Gesetzen Garantien gegen eine Willkür des Richters zu finden hoffte. Diese Hoffnung blieb nicht eitel: die Willkür schwand, aber man fesselte den Richter. Nicht immer erwies er sich als Fefsel-künstler. Zu diesem Beruf konnte ihn auch Niemand zwingen. Eigentlich (aber nur eigentlich) sollte er ja in, nicht trotz den Fesseln leben.

Die Volksvertretungen glaubten allen Ernstes nämlich, das Leben lasse sich zu einem ^Rechtsalphabet" zusammenfassen und in 5en Gesetzen eine Logarithmentafel schreiben. Aber sprachen sie nicht damit aus, was alle Rechtsgelehrten ihnen zugeflüstert hatten, was alle früher geglaubt haben und heute auch noch die meisten glauben? Daß man aus den Lebensthatbeständen Obersätze suchen und sie zu Gesetzen machen muß? Und daß diese Obersätze dann auf Alles Passen und für Jedes, und nur wenn wirklich etwas Neues komme, wenn ein Lustschiff etwa erfunden werde, sei ein neuer Obersatz nöthig, obwohl gelehrte Juristen auch Dieses nicht für nöthig halten, weil such ein Untersatz, der vom Luftschiff handle, sich unter die zwar vor feiner Erfindung geschriebenen, aber in ihrer Allgemeinheit auch das Luftschiff deckenden Obersätze füge?

Konnten die Volksvertreter wissen, daß die Juristen noch ein selten ausgesprochenes und den meisten unter ihnen selbst unbekanntes Geheimniß haben? Daß die Juristen in vielen, in unendlich vielen Fällen gar nicht nach den Gesetzen urtheilen, sondern nach ihrer eigenen, von der Mutter überkommenen Vernunft und die Gesetze nur vornehmen wie die Schauspieler die Masken? Daß sie, je näher sie dem Leben stehen, die Paragraphen sür ihre unabhängig vom Gesetze gefundenen Entscheidungen umbiegen, so daß deren Schlangenlinien ihnen durch die gewandten Hände gleiten w:2 Taschenspielern ihre hohlen Becher? Unsere Richter, je tüchtiger sie sind, sind eben doch nicht nur Gesetzesvollzieher, sondern Rechtsschöpfer. Sie handeln damit wider den unausgesprochenen Willen der gesetzgeberischen Stellen, sie empfinden sich selbst auch nur als Vollzugsbeamte, aber sie sind es: Schöpfer eines Rechts, das zu schaffen ihnen die Gesetze nicht erleichtern, sondern erschweren. Montesquieu hatte sür viele Fälle Recht, wenn er das ponvoii- äs uAsi- in Gegensatz zum ponvoir xsoutiL stellte.

Von zwei Seiten erhält die Richterschaft Zuzug: aus der Beamtenschaft und



Der Richter.

135

4Ms dem Bürgerthum. Die Zuführung der eigenen Söhne beweist noch keine eigentliche Begeisterung der altgedienten Beamten (oft Richter) für ihren Beruf. Vielmehr pflegen sie um die Zeit, wo ihre Söhne die Universität beziehen, schon ernüchtert zu sein. Aber in welche Berufe könnten sie mit besseren Aussichten die Söhne drängen? Das Erwerbsleben verspricht die Goldenen Berge nur Dem, der von Haus aus mindestens auf kleinen goldenen Hügeln sitzt. Diese sind in den Bezirken richterlicher Familien selbst. Auch erscheint ein freier Erwerb ihnen leicht als Abenteuer. Wer in den besten Jahren seines Lebens einen kargen, aber festen Gehalt bezog, mit dem er immer sicher rechnen konnte, mißtraut jenem schwankenden Erwerb, der Eirem heute große Güter zuträgt, um sie im nächsten Jahre fortzuspülen. Endlich schätzt er (überschätzt vielleicht) seine Beziehungen zu hohen Herren, die er für den Sohn auszunützen entschlossen ist. Entweder ist er selbst zur Höhe aufgestiegen, dann sind Verbindungen mit anderen hohen Funktionären nur natürlich. Oder er selbst ist nicht emporgeklommen, aber er hat doch Freunde seit der Jugend, die, tüchtiger und strebsamer als er, emporgestiegen sind und gern den Einfluß, den sie damals noch nicht hatten, als er dem Vater hätte nützlich werden können, nun dem Sohn zukommen lassen. Allein trüge dieser Einfluß nicht viel weiter. Aber kommt er zu einigem Fleiß und etwelcher Anlage, verspricht er eher wohl ein Fortkommen als in Verhältnissen, in denen der Beamtensohn nichts mitbringt, was vor seinen Mitbewerbern ihn begünstigen könnte.

Mindestens sind Das Erwägungen, die einen solchen Vater leiten, seinen Sohn den Gerichtswissenschaften zuzuführen. Wenn sie sich nicht als völlig falsch erwiesen, würde Dieses leichtverständlich sein. Denn der Beamte kann seinen Kindern nichts hinterlassen als Beziehungen. Seine Töchter haben darunter schwer Zu seufzen, da nicht genug junge Leute, wenn sie Heirathen, sich mit Beziehungen begnügen wollen. Daß die Söhne dafür von dem Leben ihres alten Herrn wenigstens einen Nutzen haben, ist in einem Staatswesen, das die Vererbung kennt, deshalb nicht ohne tieferen Sinn. Warum sollten es auch allein die Söhne der Wohlhabenden so gut haben? fragt man. Wenn Diese selbst so tüchtig sind wie die Anderen, haben sie immer noch das viele Geld voraus, das heute x«l nSv ist. Irgendwie mutz doch den Söhnen der ohne Glücksgüter verscheidenden ausgedienten Staatsdiener ein Ausgleich werden.

Man soll nicht bestreiten, daß in Alledem viel Prekäres liegt. Aber es gehört wohl persönliche Verdrossenheit oder selbst Haß dazu, um nur das Bedenkliche dieser Ecscheinung zu bemerken. Man sollte, wenn man irgendwie einen geschichtlichen oder psychologischen Blick besitzt, sich fragen, ob es schon Menschenzusammenhänge gab, wo die persönliche Beziehung nicht von Nutzen war; auch in kaufmännischen Kreisen, selbst in künstlerischen gilt sie. Alles, was im Interesse der Allgemeinheit zu fordern wäre, ist, daß nicht wichtige Posten in die Hände von Unfähigen gelangen und daß kein Beamtenring gebildet wird, der dem ie-l'onders Tüchtigen den Aufstieg unmöglich macht.

Die Begünstigung der Beamten söhne kann auch nicht stark sein, da sonst nicht die Söhne des besseren Bürgerthums heute so stark in die Richterstellen drängten. Allerdings ist es sicher, daß sich die „besten“ Kreise (wenn man Menschen überhaupt schützt, soll man schon die herrschende Schätzungweise übernehmen) Don den Richterstellen fernhalten. Vom Adel sind nur wenige versprengte Glieder



Die Zukunft.

in den Richterämtern; und auch sie suchen noch zum Theil von ihnen aus in andere Aemter und andere Würden zu gelangen. Die Söhne reicher Familien aber schlagen fast ausnahmelos die Verwaltungslaufbahn ein, so daß von Haus aus reiche Richter äußerst selten find. Sie sind zahlreich nur unter den jüdischen. Ihre Ahnen waren noch nicht Beamte, sondern sammelten als Kaufleute getreulich Geld zu Geld. Sie selbst aber streben, um ihres Bekenntnisses willen ungerechter Weise von den Verwaltungstellen ausgeschlossen, durch die Jahrhunderte lange Beschäftigung ihrer Ahnen mit talmudifchen Schriften auffällig juristisch veranlagt, den Richterstellen als den begehrenswerthesten zu, obwohl sie auch von irgendwie höheren richterlichen Stellen ausgeschlossen werden, wenn sie nicht rechtzeitig sich taufen lassen (ein Verfahren des Staates, das zwar sinnlos ist, weil es Unehrllichkeit verlangt, aber für das der Staat nicht gar so heftig zu verurtheilen ißt, so lange noch immer emporstrebende Juden dieses Opfer «özu leicht ihm bringen und durch besonderes Anschmiegen auch noch später sich bemühen, den schimpflichen Makel ihrer Geburt vergessen zu machen). Im Uebrigen drängt, was Wohlhabenheit und Stellung anlangt, mehr das mittlere Bürgerthum in die Richterstellen ein; sichtlich ein Zeichen, daß äußere Ehren, Besoldungsverhältnisse oder das Arbeitmaß nicht sonderlich lockend sein können.

Zwischen diesen beiden, ihrer Herkunft nach so verschiedenen Gruppen von Richtern besteht selten ein erkennbarer Gegensatz, sobald die jungen Richter nur wenige Jahre, wenn auch nur als Referendare, thätig waren. Es ist das eigenthümliche Wunder bureaukratischer Ausbildung (diese ohne jeden bösen Nebensinn verstanden), daß sie eine große Menge von persönlichen Besonderheiten aus dem Menschen ausschweißt und ganze Theile seines Wesens so gleichförmig ausgestaltet, daß in dem Menschen tatsächlich die Anschauungen aufleben, die der Staat verlangt. Es ist dabei für Psychologen verwunderlich (und für grundsätzliche politische Gegner unverständlich), daß der Einzelne, selbst wenn er innerlich von Haus aus widersetzlich ist, bei diesem Aus- und Umschweißungsprozet nicht immer unehrlich zu werden braucht. Uebertrieb ist, wenn La Bruyère schrieb, ein Richter dürfe nicht tanzen, nicht in die Theater gehen und müsse immer in feierlichem Kleide sich bewegen, da er sonst zur Herabsetzung der Achtung beitrage. Aber mit einer selbstverständlichen Sicherheit beginnt der angehende Richter im Amt ein Wesen anzunehmen, das den Respekt herausfordert, pflegt er auch innerlich aus seiner schlackenhaften Seele den politischen Trotz auszuschneiden, der zu einem Beamten nicht recht gehören soll: und nicht nur Verstand, meist auch Liebe für alles Bestehende und Autoritäre pflegt sich gemach in ihm auszubauen, einzunisten und schließlich festzusetzen. Das ißt allen Ernstes so und darf nicht obenhin bespöttelt werden. Daß der junge Mann nicht gleich ein leidenschaftlicher Lober alles Bestehenden wird, ist dabei eben so natürlich, wie es zu dem Beamten gehört, daß er stets über die Masse von Arbeit schimpft, die auf ihm lastet, selbst wenn er noch so wenig oder gar nichts zu thun hat. Zu seinem Vorgesetzten allein steht er in einem nicht bei Allen gleichen und ziemlich merkwürdigen Verhältnis Er ißt allerdings zu gehorchen gewohnt; aber innerlich pflegt hier die dem Staat erwünschte Übereinstimmung Aller nicht zu bestehen. Ein Theil der Richter führt das von oben ihnen Vorgeschriebene nicht nur äußerlich, sonder« auch ohne innere Widerstände aus. Das sind weniger nach Selbständigkeit verlangende oder auch gefühlkluge



Der R'chter.

137

Naturen, für die es sich von selbst versteht, daß der Mensch erst außerhalb des Amtes frei zu sein beginnt (wo er zur Freiheit allerdings sehr selten noch Gelegenheit besitzt und meist in neutralen Beschäftigungen, in Bücherliehabereien, Münzensammlungen, Gartenzucht und Kegelspiel oder aber in der neutralsten, dem Schreiben juristischer Kommentare, endet). Andere, die zwischen Amt und Haus zu unterscheiden nicht vermögen, fügen sich äußerlich ohne Weiteres, da sie nicht um einen Zwist (der meist nur um Geringes geht) ihr Amt verwagen wollen, aber ihre innerliche Empörung toben sie an sich, ihrer Familie, ihren Untergebenen oder endlich dem Publikum aus. Das ist das Verständlichste von aller Welt: man weiß mitunter nicht zu fassen, wie richtige Hünen von Richtern, ohne nur die Stirn zu runzeln, Verfügungen ihrer Vorgesetzten, die ihnen mißverständlich scheinen, erfüllen, ohne in Versuchung zu kommen. Dieser Geist, der selbst den klügsten untergebenen Richter in einer Audienz, die er, wie ihm scheinen will, vor dem unverständigsten Vorgesetzten hat, niemals sagen ließe: Mein Herr, Sie verstehen davon nichts, — diese Subordination, die der unterste Richter wieder von den Gerichtschreibereibeamten (den Sekretären, Aktuaren und Assistenten) und den letzten Subalternen (den Kanzlisten, Diätaren, den Gerichtsdienern und Gefängnißwärtern) empfängt, sie ist ein Werk dieses bureaukratischen Geistes, sozial-psychologisch ganz besonders interessant, weil nicht nur ein Vergreifen niemals vorkommt, sondern auch die Anwendung dazu vollkommen fehlt.

... Manchem mag scheinen, daß die Divinität des Richters zu dicht vom Menschlichen durchwirkt sei. Aber dann würde der Versuch, die Verknüpfung des Richters mit dem sozialen Gewebe auch in ihren seelischen Kettenschlägen aufzuzeigen, den Blick beirrt haben. Wer die Seele der Geistlichen, der Aerzte, der Vertheidiger klarlegte, wer irgendeine soziale Gruppe psychologisch betrachtete, müßte das selbe Durcheinanderschieben von Vollendung und Verkümmern, von Großzügigkeit und Kleinlichkeit entdecken. Nirgends kann man eben so deutlich wie da, wo man Menschen in ihrem Beruf sieht, die Begrenztheit menschlichen Vermögens erkennen, obwohl die beruflichen Leistungen über das berufliche Können noch hinausgehen. Denn es giebt ein glättendes, ordnendes, auswischendes Etwas, das viele Fehler unbemerkt macht, und einen sozialen Respekt, der alle Leistungen optisch vergrößert. Nur der Richter scheint es darin ungünstiger zu haben als die Anderen: der Respekt schwindet, wenn sich Jemand verwundet glaubt, und Mancher dünkt sich gerade im Recht besonders einen Fachmann. Die Anwälte, die den von ihnen nicht erwarteten Ausgang eines Streites auf den Richter schieben, die in allen Winkeln wuchernden Konsulanten, die gegen alles gelehrte Richterthum einen dumpfen Haß haben, den sie den Rechtsuchenden als ihren besten Rath mit nach Hause geben, die durch neuerlichen Abdruck von Gerichtserkenntnissen in Tageszeitungen irreführte Menge, die die Unterschiede des entschiedenen Falles von dem ihrigen nicht erkennt —: sie Alle blicken aufhorchend dem Richter auf den Mund und glauben, mehr zu wissen als er selbst. Er aber kann sich nicht auf die menschliche Natur hinausreden, wie der Arzt, und nicht, wie der Arzt, von „nachträglichen Komplikationen“ sprechen. Ihm rechnet «an jeden Fehler nach; aber Niemand hat die Leichen gezählt, in die unsere Aerzte mit ihren falschen Könfte Menschen verwandelten, ehe die Natur es verlangte. Trotz Alledem bleibt dem Richteramt seine Stellung und der Richter bleibt der Delphier und das Orakel; er hat das Schwert, dessen Schärfe Alles trennt, und die Wage, auf der die Gewichte Recht und Unrecht wägen.

Martin Beradt.

V



Die Zukunft.

Die Hügelmühle.

Die Hügelmühle. Die Geschichte einer Mühlenkonstruktion. Verlag von Wil?

Helm Baensch in Dresden. 450 Seiten. 5 Mark.

Es war am Schluß der fiebenziger Jahre. Selbst war ich im Anfang der Zwanziger und meiner Schriftstellerlaufbahn. Gänzlich Herr meiner Zeit, hielt ich mich viel auf dem Lande, in Südseeland, im Pfarrhof meines Vaters, auf.

Da ein angehender Novellist seine Nase überall haben muß, besah ich mir eines Tages auch eine Windmühle, und als ich oben in der Haube ankam, schlug mich der Gedanke, daß bei einer gewissen Stellung der Flügel und des Pretzbaumes ein Mensch hier, wenn „das Unglück es wollte“ und eine Drehung der Mühle gerade stattfand, ganz vortrefflich müsse zerquetscht werden können; noch besser zwei Menschen beiderlei Geschlechts, und dann natürlich nicht durch Zufall. Doppel-mord in einer Mühle: gefundenes Fressen für einen hungrigen Novellisten.

Zur selbigen Zeit geschah es, daß einem Hof im Dorf eine ländliche Venus, dort dienstlich angestellt, sowohl ihrem Brotherrn wie dem Großknecht den Kopf verdrehte. Während die Frau auf den Tod krank lag, gmg der Mann wie besessen umher, immer vom wühlenden Verdacht verzehrt, die Magd, zu der ihn eine schwüle Leidenschaft hinzog, halte es mit dem Knecht. Hier sah ich eine Situation, die für meine Mordmühle wie geschaffen war.

Ein paar Jahre danach wurde mein Vater (nach dem Wort Kierkegaards, daß die Pfarrer die gemach Avancirenden sind) nach einem größeren Amt aus der Insel Falster versetzt. Hier erhob sich, fünf Minuten vom Pfarrgarten, auf dem höchsten Punkt der Gegend „Die Hügelmühle“. „Es war ein wunderlicher alter Kasten von einer Mühle“, so fing das Einleitungskapitel an, das ich nach meiner damaligen Gewohnheit nur im Kopf schrieb und das wie eine Ouvertüre meine Erzählung stimmungsvoll eröffnen sollte. Der schwarze Kasten ähnelte in der That am Meisten einem phantastischen und ungeheuerlichen Kontrabaß, der zwei Auswüchse hatte, wo ein solches Instrument sonst zwei Einschnitte aufweift, wahrscheinlich, damit es um so mächtiger brummen könne. Und ich stellte mir vor, wie an einem stürmischen Novemberabend der Tod über das Land schritt, den Mühlenkasten von seinem Sockel riß, ihm die Flügel abbrach, einige seiner Seile längsseits über das schwarze Holz spannte und sie mit dem einen Flügel strich; malte mir Das so lebhaft aus, daß ich schier glaubte, die schaurigen Töne des ungefügen Instruments zu hören, diese entsetzliche „dass maoadi-s“, nach der die letzten Blätter der Wälder davonwirbelten und die Wellen auf der Sandküste einen wahn-sinnigen Sankt Veits-Tanz aufführten.

Die Jahre gingen. Vieles wurde geschrieben, von dieser Erzählung aber kein Wort. Sie beschäftigt mich aber noch immer. Um die Mitte der achtziger Jahre hatte ich ein Motiv für meine Mühle bestimmt, das ich etwas später dramatisch verwendete.

Ich habe schon einmal meinen unsterblichen Landsmann Sören Kierkegaard citirt. Hier ist nun die Stelle, daran zu erinnern, daß er, wie kein Anderer, die Bedeutung der äußeren „Veranlassung“ für alle gesunde Produktion gewürdigt hat, als den einen ihrer extremen Pole. Der andere nämlich ist Das, was man die Inspiration nennt. Von diesem habe ich schon gesprochen. Der andere, die



Die Hügelmühle.

139

Veranlassung, kam für diesen Stoff vor etwa fünfzehn Jahren, da ich eines schönen Tages mich selbst am Kragen nehmen mußte und sagen: „Mein Lieber! es ist sehr schön, )««,va1iörsiQ6nt zu leben und Gedichte zu schreiben', wie Schiller einmal sagt; nun mußt Du aber notwendiger Weise etwas Geld verdienen. Also herunter mit Dir vom Pegasus und setze Dich ehrsam auf die Hose an Deine tadls äs romaneisr, die einzige einigermaßen sichere Stelle in der so unsicheren Welt eines armen Schriftstellers!"

Gesagt, gethan. Aber was nun schreiben? Da fiel mir meine alte Mühle ein. Ich sah, wie mein gutes Schicksal mich davor bewahrt hatte, diesen Stoff damals, als er mir kam, zu behandeln. Denn mochte ich ihm jetzt gewachsen sein oder nicht: damals war ich es sicher nicht gewesen. Schon mein damaliger naturalistischer, antimetaphysischer Standpunkt hätte mich gehindert, der Handlung den religiösen Hintergrund zu geben, dessen sie durchaus bedurfte, wenn ihre Tiefen nur einigermaßen ausgeschöpft werden sollten.

Auch in einer anderen Beziehung war ich vom Glück begünstigt. Mein Vater saß noch in seinem Psarrhof auf Normalster; und zwar gerade „noch", denn er hatte schon seinen Abschied genommen. So konnte ich diesen letzten Monat ausnutzen, nicht nur um in aller Bequemlichkeit meinen Mühlenstudien obzuliegen, sondern um, in die Jugendumgebungen versetzt, so recht mit Haut und Haar in jene alte Stimmung unterzutauchen. Eine Enttäuschung erlebte ich freilich sofort: die Hügelmühle war eine Bockmühle und meine Handlung forderte gebieterisch eine Holländische Mühle. Nach einer solchen ist freilich nie weit auf den dänischen Inseln; aber mein schönes erstes (freilich ungeschriebenes) Kapitel ging flöten statt, wie beabsichtigt, den Kontrabaß zu streichen. Nur der Name blieb mir zurück. Dafür war es dann wiederum ein unerwartetes Glücksgeschenk, als ich ein Försterhaus als Gegenpunkt der Hügelmühle suchte und mein Vater mich an eine junge Försterfamilie wies, die der pietistischen Richtung der Inneren Mission angehörte. Gerade, was ich brauchte. Sofort angespannt und hingefahren. Und hier (Glückspilz, wie ich wirklich war!) begegnete ich der Jenny, einer der wichtigsten Gestalten des Ganzen.

Aber wenn man auch begeistert aufnimmt, was Einem ein gutes Glück in den Schoß wirft: noch mehr erfreut uns die ureigene Erfindung. Werde ich je den Abend vergessen, als sich Kiß ganz uneingeladen einstellte und sich auf immer in meine Mühle einnistete? Werde ich nicht ewig dem Kopfweh dankbar sein, das mich vor wenigen Monaten auf einen ganzen Tag im Bett hielt, wo ich dann den unterhaltenden Besuch des Bäuerleins mit dem Kruggesicht erhielt?

Wer nun zu wissen wünscht, was das Bäuerlein mit dem Kruggesicht, Kitz und Jenny find, Ter möge mit diesen Figuren im Buch selbst Bekanntschaft machen.

Aber hier höre ich einen Leser einwenden: „Sie wollten, mein Herr, mit diesem Buch vor. fünfzehn Jahren Geld verdienen und nun sagen Sie, daß eine seiner Personen erst vor wenigen Monaten entstanden sei. Hier scheint, um mit Ihrem »Drachen' zu reden, irgendwo Etwas irgendwie nicht zu stimmen." Ja; aber es scheint nur so. Die „Hügelmühle" wurde wirklich vor fünfzehn Jahren geschrieben, zur Hälfte zuerst dänisch, zur Hälfte (und zwar zur wichtigeren und wuchtigeren SchlußhSlfte) deutsch. Sie erschien zuerst, tüchtig zusammengestrichen, in einer deutschen Tageszeitung und dann dänisch in Buchform. Als ich mich aber vor etwa einem Jahr anschickte, eine deutsche Buchausgabe zu veranstalten.



Die Zukunft.

wollte mir die alte Form nicht mehr überall genügen und ich arbeitete einige Partien um; durch den neu hinzugekommenen Stoff wuchs der Umfang des Mühlenkörpers um ein Viertel und durch das Einfügen einer ganzen Reihe kleiner Räder wurde das Mühlenwerk vervollkommnet.

Dänemark ist das richtige Land für Windmühlen. Wenn wir in dem kleinen Inselreich Etwas im Ueberfluß haben, dann ist es Wind. Wird die Hügelmühle auch deutsches Mehl mahlen? Das muß sich nun zeigen.

Dresden. Karl Gjellerup.

«2H

Gffektensteuern.

hne die sonst übliche Begeisterung wurde der endgiltig festgestellte Plan für die Reformirung der Reichsfinanzen von der Oeffentlichen Meinung verabschiedet. Man sah nur die unerfreuliche Aufmachung, sah die Niederlage mancher parteipolitischen Dogmen: und kümmerte sich nicht um die nicht ganz unwichtige Thatsache, daß dem Ausland endlich nicht mehr das Schauspiel elenden Bettels gegeben zu werden brauchte. Ist es gar nicht der Rede Werth, daß dem Reich 500 Millionen bewilligt wurden? Aerger als durch das (von allen Parteien gleich lebhaft betriebene) Feilschen konnte der geschäftliche Kredit des Reiches kaum erschüttert werden. Zuerst blies der Wind von der Linken gegen die Verbrauchsteuern; dann blies der Wind von der Rechten gegen die Börse. Zwar handelte fuchs nur noch um den fünften Theil der Gesamtmfsteuern; da jedoch die Börse im Mittelpunkt der fiskalischen Angriffe stand, gewann die Aktion an weltgeschichtlicher Bedeutung. Im Anfang war das Wort. Und das lautete: „Wir sind nicht prinzipiell gegen eine Heranziehung des Börsenkapitals, verlangen aber einen vernünftigen Steuerplan.“ Am Schluß tönte es aus dem selben Winkel: „Die Effektenbesitzer sollen täglich daran erinnert werden, wie man mit ihnen umgesprungen ist.“ Thatsache ist, daß von den Liberalen nicht ein einziger Vorschlag für die Besteuerung der Börse gemacht wurde. Wollte man den „schwarzblauen“ Experimenten entgehen, so durfte man sich nicht damit begnügen, ihre Unklugheit nachzuweisen, fondern mußte Gegenvorschläge machen. Jetzt ist, fern von allen taktischen Rücksichten, ehrlich zu fragen, ob die neuen Werthpapiersteuern wirklich so schlimm sind, daß dem mobilen Kapital in Deutschland ernsthafte Gefahren drohen.

Die Kotirungfteuer hatten die Verbündeten Regirungen (Anfang Juni) als „unannehmbar und verderblich“ bezeichnet. Das war die Reaktion gegen die von den Konservativen ausgeheckte Werthzuwachssteuer auf Effekten, die ihren offiziellen Niederschlag dann in der Besteuerung der Cote fand. Was dagegen zu sagen war, ist hier gesagt worden. Man rechnete auf einen Ertrag von 60 Millionen. Zur Ergänzung der Kotirungfteuer nahm die Finanzkommission eine Erhöhung des Effekten- und Umsatzftempels an. Das sollte zusammen 35 Millionen abwerfen, das in Werthpapieren angelegte Kapital also im Ganzen 85 Millionen liefern. Im Plenum wurde von diesen Vorschlägen nur die Erhöhung des Effektenstempels (22ZH Millionen) angenommen. Die Kotirungfteuer verschwand und an ihrer Stelle erschien die Talonsteuer, von der man 27 Millionen erwartet. Das wären nur noch



Effektensteuern.

141

50 Millionen; 35 weniger, als zuerst verlangt wurde. Ueberlegen wir mal. Die Mitwirkung der Börse ist nicht a limins abgelehnt worden. Nun soll sie 50 Millionen aufbringen (eigentlich sogar nur 22 Millionen, da der Talonstempel sie nur indirekt trifft): und schon sieht man rauchende Trümmer, auf denen klagende Börsianer sitzen. Steht der Untergang ihrer schönen Welt denn nun wirklich bevor? Die Umsätze in Werthpapieren sollen auch künftig keinen höheren Stempel tragen als bisher. Das Börsengeschäft selbst soll direkt nicht getroffen werden. Ader die Effektensteuer wird erhöht und neue Emissionen werden beträchtlich mehr kosten. Wer neue Aktien ausgiebt, hat nun drei (statt zwei) Prozent an Stempelgebühr aufzubringen. Bei Pfandbriefen beträgt die Erhöhung 3, bei inländischen Schuldverschreibungen 4 Promille. Da in der modernen Wirtschaft neues Betriebskapital vielfach durch die Ausgabe von Aktien und Schuldverschreibungen verschafft wird, wäre eine die wirtschaftliche Entwicklung lähmende Krediterschwerung zu fürchten, wenn die Stempelerhöhung von einschneidender Wirkung wäre. Bankgeld ist theuer; und die Organisation des industriellen Kredits steht noch immer als unerledigter Gegenstand auf der Tagesordnung aller wirtschaftspolitischen Kongresse. Also bleibt bei der Aklie und Obligation, deren Produzierung man nicht über Gebühr erschweren sollte. Wenn die Gelsenkirchener Bergwerkgesellschaft 26 Millionen Mark neue Aktien zum Kurs von 165 Prozent ausgiebt, so hat sie heute dafür einen Stempel von 2 Prozent, also 860 000 Mark (auf den Kurswerth von rund 43 Millionen zu zahlen). Künftig würde die Abgabe 3 Prozent (1,29 Millionen) betragen. Ein Plus von 430 000 Mark. Das ist nicht wenig; aber die Rentabilität des Unternehmens leidet nicht, weil die Kosten der Emission vom Agio abgezogen werden. Also würde nur die Summe, die dem Reservefonds zufließt, um einen größeren Betrag als nach der heute gültigen Sitte verringert werden. Praktisch werden die neuen 430 000 Mark ihrem eigentlichen Zweck entzogen. Denn im Betrieb sollen nicht nur die 26 Millionen, sondern soll der volle Betrag, der aus der Emission erzielt wurde, arbeiten. Ueber die Anlage der Reserven giebt es für Aktiengesellschaften keine Vorschriften. Die Rücklagen sind eben so gut Betriebskapital wie die durch Aktien und Obligationen repräsentirten Summen; nur zählen sie bei der Dividendenzahlung nachher nicht mit. Die Steigerung der Emissionskosten würde bei Unternehmungen, die neue Aktien mit einem Agio ausgeben können, nur geringe Bedeutung haben; man kann nicht einmal annehmen, daß, der größeren Billigkeit wegen, in einzelnen Fällen Obligationen statt Aktien gewählt würden. Anders ist es bei Gesellschaften, die gezwungen sind, neue Papiere zum Zweck der Sanirung auszugeben. Da ist die Kostenfrage natürlich wichtig; und es kann vorkommen, daß ein Unternehmen im Lauf der Jahre an Aktienkapital eben so viel verloren hat, wie es für Steuern und Stempelabgaben aufbringen mußte. Wo die schwachen Elemente nicht geschont werden, ähnelt schließlich jede Steuer einer Vermögenskonfiskation; aber die Rettung gefährdeten Kapitals wird nicht immer mit so begeisterter Hingebung betrieben wie gerade dann, wenn sich um neue Steuern handelt. Oft genug hängt die Sanirung einer kranken Gesellschaft nur von kleinen Konzessionen ab. Da wird aber gleich von Anfang an drauflosgeschlagen, nur damit der Krempel in Stücke geht. Niemand denkt an Rücksicht auf das vom „Mittelstand“ vertretene Kapital; auf die Minoritäten, die oft dem Walten der Großaktionäre schutzlos preisgegeben find. Am Wenigsten kümmern

12



Die Zukunft.

sich die Leute darum, die jetzt plötzlich ihr Herz für den Aktionär aus dem „Mittel--stand" entdeckt haben. Hätte man nicht viel „mittelständisches" Kapital retten können^ wenn man die sittliche Entrüstung über die Wirtschaft bei den Spielhagenbanken und bei der Pommernbank auf ein vernünftiges Matz beschränkt hätte? So gehtK aber immer: zuerst kommt das stolz aufgeäumte Prinzip und dann noch lange nicht die Rücksicht auf das gefährdete und vielleicht noch zu rettende Geld. Die Erhöhung des Effektenstempels werde, so fürchtet man, eine Abkehr von der Aktiengesellschaft zu Gunsten der G. m. b. H. bewirken. Doch nur bei Gründungen, an denen die Aktie so wie so nichts verliert. Für große Unternehmungen, denen eine weitgehende Betheiligung des Kapitals gesucht wird, kanns nur die Form der Aktiengesellschaft geben. Schon weil der Mangel an Oeffentlichkeit, der die G. m. b. H. „auszeichnet", in allen nicht durch besondere, durch sachliche Gründe motivirten Fällen als ein Makel empfunden und gebrandmarkt würde. Kein angesehenes Emisstonhaus wäre wohl so thöricht, nur um am Stempel zu sparen, sich für die G. m. b. H. zu entscheiden. Die Erhöhung des Effektenftempels ist an sich also un? erfreulich. Ihre Wirkung wird schlecht rentirenden und mangelhaft ausgestatteten. Gesellschaften fühlbarer sein als gesunden Unternehmungen. Schlimm wäre es^ wenn einzelnen Gesellschaften die Existenz dadurch erschwert würde, daß die erhöhten Kosten neuer Emissionen die Rentabilität auf Null reduzieren. Das wirk aber wohl nicht allzu oft geschehen. Sind alle anderen Voraussetzungen für die Erhaltung einer Gesellschaft gegeben, so wird sie sicher nicht an dem erhöhten Effektenftempel zu Grunde gehen. Gar so fürchterlich ist die Sache also nicht. Wer sins iia et swäio urtheilt, kann zu keinem anderen Ergebnitz gelangen. Ueber den Effektenstempel wurde nicht so viel geredet wie über die Talon«steuer. Sie war „das Neue". Der Ersatz für die Kotirungfteuer. Dadurch von vorn herein verdächtig. Leider präse«t«te sich der Antrag in puris naturalidus. Ohne jede Aufklärung über die Art, wie die Steuer aufgebracht werden und wer sie tragen solle. Man sagte einfach, datz bei der Erneuerung der Dividenden- oder Zinsscheinbogen ein Stempel, in verschiedener Höhe, zu entrichten sei. In dieser ganz unbestimmten Fassung wurde die Vorlage Gesetz; Alles hängt nun von dew Ausführungbestimmungen ab. Der Steuergedanke selbst ist nicht schwer zu verstehen. Den Wertpapieren sind CouponS oder Dividendenscheine nur für eine be«stimmte Zeitdauer beigegeben. Wenn sie verbraucht sind, müssen sie erneuert werden. Diesem Zweck dienen die Talons, Zinsleisten, Erneuerungscheine. Sie berechtigen zum Bezug des neuen Couponbogens. Bei der Erneuerung werden sie eingereicht; und dieser Akt soll durch den Aufdruck eines Stempels dem Reichsfiskus nutzbar gemacht werden. Im ersten Zorn über diese Steuer wurde erklärte „Das ist eine verkappte Kotirungfteuer." In Wahrheit besteht nur die eine Ähnlichkeit zwischen den zwei Repräsentanten eines ^verfluchten" Geschlechts, daß beide den Werthpapierbesitz treffen. Im Uebrigen unterscheiden sie sich durch die Höhe der Steuersätze und den Turnus der Steuererhebung. Die Kotirungfteuer «ahm. den Aktien, die zum Terminhandel zugelassen sind, Jahr vor Jahr 3 oder 4 Pro mille vom Kurswerth; der Talonstempel kostet im selben Fall 1 Prozent alle zehn Jahre (die Talons find gewöhnlich nach zehn Jahren zu Präsentiren) oder 1 Pro^ mille im Jahr. Eine Gesellschaft mit 100 Millionen Aktienkapital hätte, wenn der abgabepflichtige Durschnittskurs ihrer Aktien 200 Prozent wäre, für die Cote w



Effektensteuer».

143

jedem Jahr 600 000 Mark Steuer zu zahlen gehabt; bei der Erneuerung der Dividendenbogen sind 1 Million Mark für zehn Jahre, also 100 000 Mark im Jahr, zu zahlen. Hier 1 Promille, dort 6 Promille des Aktienkapitals. Das ist doch wohl nicht ganz das Selbe. Für inländische Kommunal- und Grundkreditobligationen kostet der neue Stempel 2 Promille (die Kotirungsteuer hätte 5 Promille im Jahr, also das Fünfundzwanzigfache des Talonstempels, betragen) oder 20 Pfennige im Jahr. Das ist zunächst einmal der Thatbestand.

Ist anzunehmen, daß eine Pfandbriefbank unter einer solchen Abgabe leiden würde? Oder daß der Besitzer eines Hypothekendarlehnbriefes arg zeternd wird, wenn er in einem Jahr mal 2 Mark Stempelgebühr auf jedes Stück von 1000 Mark zu erlegen hat? Man darf doch die ganz kleinen Kapitalisten, die 5 oder 6 Pfandbriefe haben und nun im Jahr der Erneuerung der Couponbogen 10 oder 12 Mark von den 200 oder 240 Mark Zinsen hergeben müssen, nicht zur Norm für die Beurtheilung der Steuerwirkung nehmen. Thut man Das aber, so muß man konsequent bleiben und darf nachher nicht mit „allgemein wirtschaftlichen Gesichtspunkten“ anrücken. Die Hypothekendarlehnbanken, heißt es, würde die Talonsteuer besonders schwer drücken. Dabei ist noch nicht einmal ausgemacht, ob sie den Stempel selbst übernehmen oder den Obligationären „überlassen“. Die Pfandbriefinstitute brauchen ja nicht anders zu verfahren als die Aktiengesellschaften. Der Aktionär ist Mit-eigenthümer der Gesellschaft, der Obligationär Gläubiger. Der Eine verfügt über einen Antheil am Gesellschaftsvermögen, der Andere über einen Schuldschein. Aus dieser Verschiedenheit der Stellung könnte man die Nothwendigkeit getrennter Behandlung bei der Talonsteuer folgern; ist der Obligationär aber nicht eben so Besitzer eines Werthpapiers wie der Aktionär? Die Schuldverschreibung repräsentirt einen bestimmten Kapitalwerth mit fester Zinsverpflichtung. Diese beiden, die Qualität'-des Papiers bestimmenden Eigenschaften sind hier nahezu stabil, während sie bei der Aktie in labilem Zustand sind. Der Pfandbriefbesitzer und Obligationär ist also ein mindestens so leistungsfähiger Steuerträger wie der Aktionär. Lud spsois des Talons natürlich. Wenn die Hypothekendarlehnbanken diese Steuer selbst übernehmen, so statuiren sie damit einen vom Gesetzgeber nicht gewollten oder über die Tendenz der „Besitzsteuern“ hinausgehenden Unterschied zwischen festverzinslichen und Dividende bringenden Effekten. Der Hypothekendarlehnbankaktionär hätte nämlich den Talonstempel doppelt zu tragen, während der Obligationär frei ausginge. Wer für den Grundsatz einer allgemeinen Besteuerung des Besitzes eintritt (und Das haben die Gegner des Talonstempels laut genug gethan), darf die Bevorzugung des Pfandbriefes nicht wollen. Freilich wird die Rücksicht auf den Realkredit und den Hypothekenzinsfuß im Grundstückgeschäft geltend gemacht. Träte hier wirklich eine Bertheuerung ein, wenn der einzelne Obligationär der Steuerträger wäre? Man argumentirt so: Im Jahr der Erneuerung der Couponbogen verkauft der Pfandbriefbesitzer, um den Stempel nicht zahlen zu müssen; die Bank ist also gezwungen, Pfandbriefe aufzunehmen, und beeinträchtigt dadurch ihre Liquidität und die Möglichkeit, den Grundstückmarkt durch Gewährung von Hypotheken zu unterstützen. Es ist möglich, wenn auch nicht sehr wahrscheinlich, daß die Erneuerung des Talons jedesmal auf den Pfandbriefmarkt wirkt. Jede Ingerenz dieser Art läßt sich aber vermeiden, wenn bei der Verrechnung des Talonstempels dafür gesorgt wird, daß ihn nicht eine Besitzerschicht allein auf sich zu nehmen hat, sondern daß beim Neber-

!2\*



Die Zukunft.

gang des Papiers dem neuen Besitzer der Rest der Steuer übertragen wird. Hat  
^ am ersten Juli 1909 für einen Pfandbrief 2 Mark Talonsteuer bezahlt und verkauft  
das Stück am ersten Oktober 1910, so ist ihm der für die Zeit vom ersten Oktober  
1910 bis zum ersten Juli 1919 (dem Termin der nächsten Erneuerung des Coupon-  
bogens) vorausbezahlte Steuerbetrag vom Käufer zurückzuerstatten. Und L machts  
mit 0 eben so. Dann würde nie eine Gruppe von Obligationären zu Gunsten einer  
anderen belastet. Und so könnte es dabei bleiben, daß die Hypothekenbanken, mit  
Rücksicht auf ihre Aktionäre, den Talonstempel den Pfandbriefbesitzern übertrügen.  
Da die Summe der Pfandbriefe, die bei der einzelnen Bank im Umlauf find, ein  
Vielfaches des Aktienkapitals ausmacht, würde die Einstellung des für die Talon-  
steuer erforderlichen Betrages in die Bilanz schon äußerlich als eine schwere Be-  
lastung der Aktionäre wirken. Die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank, das  
größte deutsche Pfandbriefinstitut, hatte Ende 1908 einen Obligationenumlauf von  
984 Millionen bei 5 4 Millionen Aktienkapital. Der Talonstempel auf die Schuld-  
verschreibungen würde im Durchschnitt des Jahres 196 800 Mark betragen, während  
die Aktien 54000 Mark zu zahlen hätten. Beide Beträge sind an sich nicht groß;  
aber die Aktionäre hätten doch das beinahe Vierfache ihrer eigenen Steuerleistung  
zu übernehmen, wenn sie auch für den Talonftempel der Pfandbriefe aufzukommen  
hätten. Selbst wenn die Gesellschaften aber die Abgabe tragen, kommt als er-  
leichterndes Moment in Betracht, daß die Erneuerung der Talons nicht in einem  
Jahr für das ganze Kapital nothwendig ist. Im Uebrigen haben schon manche Ge-  
sellschaften, deren Erneuerungsbogen vor dem ersten August eingereicht sein müsien,  
klipp und klar gesagt, daß die Aktionäre den Stempel zu tragen haben, wenn sie  
nicht die Talons einreichen, bevor das Gesetz in Kraft tritt.  
Andere Gesellschaften haben durch die schnelle Erklärung, sie würden die^Steuer  
selbst tragen, im Kreis der Berufsgenossen Aergerniß erregt. Das ist ein schlechtes  
Beispiel, sagt man; und fürchtet, die Konsequenz werde die Verfügung seinHdaß  
die Gesellschaften die Talonsteuer nicht abwälzen dürfen. Alles hängt von den Aus-  
führungbestimmungen ab. Da kann Herr Mermuth früh eine Probe seines Könnens  
auf dem neuen Gebiet liefern. Nicht über die Summe wird geklagt, sondern über  
den Modus der Erhebung; insbesondere darüber, daß der große Betrag (alle zehn  
Jahre) auf ein Brett gezahlt werden soll. Darüber ließe sich doch am Ende auch  
heute noch reden. Ich glaube nicht, daß selbst die HerrenZvon Heydebrand und  
Rossicke der Absicht widerstreben würden, mit verständigen Finanzleuten die den soli-  
den Gesellschaften unschädlichste Art dieser Steuererhebung in aller Ruhe zu erörtern.  
Eben so unfertig wie die Steuervorlage war das Urtheil über ihre Wirkungen.  
Die meisten Kritiker haben weit über daS Ziel hinausgeschossen. SehrMedlichMt  
sich ein berliner Börsenblatt aus der Affaire gezogen. «Um nicht direkt zu sagen,  
es sei ganz damit einverstanden, daß das Publikum dieDtempelkosten trage,^wenn  
nur die Gesellschaften geschont werden, erklärt es: Das Publikum muß die Steuer  
übernehmen, „damit ihm dauernd vor Augen gehalten wird, in welcher chicanösen  
Weise es geschädigt und geplagt werde". So'mutz mans machen, um den praktischen  
Zweck einer Steuer ins richtige Licht zu rücken. Eins aber ist sicher: an maßlosen Über-  
treibungen ist in diesen Wochen so viel geleistet worden, daß die wirklichen Folgen  
der Talonfteuer nur noch angenehme Überraschungen bringen können. Ladon.  
Herausgeber und verantwortlicher RedaVtsur: M-Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.  
Druck von G. Bernstein in Berlin.



Allotria.

Sommer des Jahres 1844 war der Gossudar aller Neuffen in London. Nikolai Pawlowitsch; der demZauber seinesWesens fo blind vertraute, daß er überzeugt war, mit dem Einsatz der Persönlichkeit im Hege-  
monenspiel jede Partie gewinnen zu können. Unter den vielen Fehlern Alex«  
anders, seines älteren Bruders, galt als der ärgste, daß er sich 1807 schroff von  
den Briten ab wandte. Nach Jena war, wie nach Marengo, England allein; und  
die Kontinentalsperre erleichterte diesen Zustand nicht. Durfte Alexander an  
dieEnttäuschung denken, diePapaPaul alsMaltesergroßmeifter erlebt hatte,  
und sich von ererbtem Groll stimmen lassen? Napoleon träumt noch von der  
Landung in England, von der Vernichtung der britischen Weltmacht. Dazu  
braucht er Rußland und Dänemark. Als die Britenflotte Kopenhagen zur  
Kapitulation gezwungen und die dänifchenSchiffe aufgebrackthat, bleibt ihm  
nur nochNußland. Das dars nicht mehr säumen. DreiWochen nach demFall  
Kopenhagens schreibt derJmperatoran Alexander: „Wirwerden den ganzen  
Kontinent von den Engländern säubern; ohnegroßeMühe: cInegemeinsame  
Erklärung wird genügen.“ Und fügt im November, grob wie Laetitia an ihren  
ruppigstenTagen, hinzu: „Rußland müßte sich schämen, wennessichjetztnoch  
zurückhielte; ich hoffe aber, daß Lord Gower schon weggejagt ist.“ Das war  
noch nicht geschehen. Alexander wollte zwischen England und Frankreich ver-  
mitteln. Konnte er Petersburg dem Schicksal Kopenhagens aussetzen? Die  
russischen Geschwader waren, auf dem Heimweg aus der Levante, noch im  
Mittelmeer, also von enM  
nach demSieg überDSnemark, rasch dieNew amündun g erreichen. Das Pflicht-  
13



Die Zukunft.  
gefühl mahnt zu leiser Behutsamkeit. Dennoch kommts zu rauhem Bruch.  
Oberst RobertWilson, derinPetersburg alsGeheimagent Englands Geschäfte  
besorgt, überschwemmt die schwarze Erde mit Pamphleten, die zumKrieg in  
(ZaUoz aufrufen, und sammelt auch am Hof eine Britenpartei. Alexander  
wüthet, weil ihm nachgesagt wird, er handle gegen das Interesse des Russen-  
volles; er glaubt dieStunde gekommen,wo er durch dieAbkehr von England  
denKorsen zwingen kann, ihm imOrientzu wichtigen Eroberungen zu helfen;  
und hört am siebenten November,daßOesterreich seinen Gesandten aus London  
abberufen hat. Höchste Zeit; sonst verscherzt er sich dieFreundschaftdes großen  
Kaisers. Noch am selben Tag beschließt erdieLosung aller diplomatischen Be-  
ziehungen zu England. Erwilldie Erfüllung seinerOrientwünsche lieber dem  
Kaiser der Franzosen als dem gemeinsamen Feind verdanken, lehnt alle briti-  
schen Angebote brüsk ab und läßt durch Savary nach Paris melden: „ Siewoll-  
ten uns kaufen; aber ichbinnichtzuhaben und werfedieganzeGesellschaftzur  
Thür hinaus." Damals war Nikolai Pawlowitsch einKnabe, den die Mutter  
(MariaFeodorowna,dieWürttembergbergerin)inderStillevonGatschina erzog.  
AlsGosfudar fand er dann,derBruder habe aufdiefalscheKartegesetzt.Was  
hatteBonapartes Freundschaft denRussen imOrientdcnn eingebracht? Eine  
würdige Verständigung mit England schien ihm, dem in Turkmautschai,  
Adrisnopol, Hunkjar-JskelessiguteGeschäftsabschlüsse gclun  
ren Prosit zu verheißen. Die enlent.6 corciäls der Westmächte ist gelockert;  
in der Südsee und in dm marokkanischen Häfen befehden Franzosen und Bri-  
ten einanderschonwiederheimlich.Metternich hatdenLegitimistmst^  
mißtrauisch auf das Julikönigthum, die „ unreine Monarchieblicken ließ, ab-  
gelegt und äugelt mitGuizot;widerspricht nicht einmal, als dieHofburg ver-  
langt, Nikolais TochtermüssedenRömerglauben annehmen, wennsiedieFrau  
des ErzherzogsStephan werdenwolle. MitdiesenLeuten (denen erfürdenFall  
einer Magyarenrevolution schon 1837 Hilfe zugesagthat und die ihn nun als  
abgewiefenenWerber vorEuropablamiren)istnichtsErnstliches anzufangen.  
Noch weniger darf der Reussenherrscher sich mit Frankreich einlassen. Und der  
neue König von Preußen ist ein unsicherer Faktor, mit dem der Vorsichtige  
nicht rechnen kann. Wer England hat, also im Orient nicht gehemmt ist, hat  
auch Oesterreich und Preußen. Und Frankreich, der Herd aller Revolutionen,  
wäre dann endlich wieder isolirt. Wenn mandenBritten offensagte,was über  
dieTheilung derTürkei inMünchengraetz zwischen den beidenKaisermächten  
verabredet worden ist? Metternich will nicht; kann in Orienthändeln ja nie-  
mals der aufrichtige Freund Rußlands sein. Nur auf Andere sich nicht ver-



lassen! Nikolai hält sich, wie nach ihm mancher Monarch, für feinen besten Diplomaten. UeberPotsdam fährt er Nach London. Da hat ihn Niemand erwartet. Die seä80n m i'ul! s^vinF; eben wird ein Ball geplant, der den polnischen Flüchtlingen Geld bringen soll. Schreck in der Hofgesellschaft: Wird derZar, dessen eiserneFaust auf denPolen lastet, nicht zornig werden? Nein. Philipp Brunnow, sein Gesandter, muß an die Herzogin von Somerset, die LadyPatroneh desFestes, schreiben,Seine Majestät derKaiser vonRußland werde sich freuen,wennihm difHerzogin gestatte,denzurAusführung derwohlthätigen Absicht etwa noch fehlenden Betrag zu spenden. Ein klugerEinfall, der demPlan dieSpitzeabbrichtund dem gekrönten Gast alleHerzengewinnt. Den offiziellen Ehren gesellt sich die Zärtlichkeit derNation. Nikolai, der sich im bürgei lichen Kleid so genirt fühlt wie ein Nackter in einem Westendtanzsaal, darf, wider alle britische Hofetiquette, den Waffenrock iragen. Er zeigte sich dankbar. Pries mit beredter Zunge das Land und dessen Bewohner, spielte in Windsor Castle wie ein übermüthiger Junge mit Vicky und Bertie und gab sich im Verkehr mit der Königin, dem Prinzen Albert. Wellington, Peel, Aberdeen als den friedlichen Biedermann, der kein Wasserchen trüben will. „Feind derWestmächte? Deren Bund müßteman.weil er Europen denFrieden verbürgt, knüpfen, wenn er nichtschonbestünde. Konstantinopel? Kann ich gar nicht brauchen; wäre eineGefahr für dieEinheit desReussenreiches. Doch da der Türke nicht nur, wieJhrAncillon zu glauben anfangt, ein krankerMann, sondern ein sterbenderist, müssm will Euch so weit entgegenkommen, wie ichs irgend vermag; einneues Byzanz griechischerNationkann ich abernicht dulden. Weder alsRusfe nochalsHaupt der orthodoxen Kirche. Ist auf dieser Basis ein Abkommen möglich, das die zuchtlose Gier der Franzosen hemm!?. Um Euch diese Frage vorzulegen, kam ich; alsein ehrlicherKerl, der, trotzdem derRebellengeistihn alsKomoedianten verschreit, nie heucheln gelernt hat." Die Peinlichkeit drückt sich auch hier tief ein. Doch der Staatsmann kehrt ohneReiseertrag in Peters Stadt heim. Nesselrode muhte in einerCilkularnote zwarderWeltdieanglo-russischeVerstandigung künden; in dem Rechenschaftbericht vom zwanzigsten November 1850 aber selbst von der „egoistischen Politik Großbritaniens" sprechen, das überall die Kleinen gedrückt und das allgemeine Chaos zur Ausstreung neuer Giftstoffe benutzthabe,undihr die ruhige, gewissenhaft treue Staatskunst Nikolais, der dieSchonung desSchwachen immerdashöchsteGebotgewcsen sei, alsmahnendes Beispiel vorhalten. LouisPhilippekonntesich dieOktoberfahrt ^rachLondon sparen; dieonlc'nlcc0rcZiÄ>6 warnochnicht, wiebeimerstenDi-13"



Die Ankunft.

plomatenempfang nach Nikolais Rückkehr der russische Kanzlerlächelnd sagte^  
zum leerenWort geworden.Nikolai hatteinLondon fürNußland nichts erreicht.  
DieenglischenGeschäftsführer hörten aus all denschönenRedendesZarenden  
Entschluß heraus: niemals eine von Rußland unabhängige Macht auf dem  
Balkan zu dulden. Diesem Programm, das den Bosporus sperrte, dmfte ein  
redlicher Diener Ihrer Majestät noch in Lebensgefahr niemals zustimmen.  
Wieder fährt nun, nach fünfundsechzig Jahren, ein Gossudarnach Eng-  
land.Wieder durchpreußisches Gebiet; 1844warPotsdam, 1909 istHemmel-  
mark dieRuhestation. Nikolai Alexandrowitsch sieht ganz anders aus als der  
robuste Ahn; wird auch andersbehandelt. An Land darf der Armenicht. Die Ar-  
beiterpartei und Alles, was noch an Quäkerresten im Vereinigten Königreich  
lebt, hat den Kömmling mit Schmähreden, die Regirung, die ihm nicht ab-  
winkte, mit Tadelsvoten überhäuft; hat geschworen, ihm, wenn er englischen  
Boden betrete, einenEmpfang zubereitenden erbisansLebensende nicht ver-  
gessen werde. Und Herr Asquith warnicht klug genug, die heikle Debattezu ver-  
meiden, nach deren Schluß für und gegen Nikolais Besuch abgestimmt wurde.  
Im Saal von Westminster, wo dieLeute sonst doch manierlicher sind als im  
Palais Bourbon und im wienerReichsrath, ward derZar taktloser Aufdring-  
lichkeit geziehen,weil er anEnglandsKüstekomme,trotzdem er wissen müsse,  
daß man ihndort nichtHaben wolle.Jndem englischenMenschen,derganzder  
Ku?ine5Z hingegeben scheint, ist noch immer, wie in Cromwells und inCob-  
dens Tagen, etwas Unberechenbares, Religiöses. Der Verstand, der auf den  
Britteninseln besser als anderswo vom Instinkt bedient wird,räth,denZaren  
freundlich zu empfangen. Doch er ließ Abertausende einsperren und henken;  
und der Cockney hält aufSittlichkeit und Menschenrecht (und braucht, weiter  
den Türken, Indiens wegen, nicht mehr allzu laut schimpfen darf, einen neuen  
SchwarzenMann).?ud!ic0^  
ben dieWoge sich hebt; und dieInsularmannschaftvon heuteist froh, wenn sie  
ihrSchiffchen aus derKentergefahrhat. „Nieder mit dem Massenmörder von  
ZarskojeSelo!" Dem gutenNika geling: nichts.Er könnte in einerNußschale  
behaglich lebenundmuh dieGrimasse desSelbstherrschers machen.Ermöchte  
der Freund derWestmächte sein und wird vor Cowes und Cherbourg wie ein  
ansteckender Seuche Verdächtiger behandelt. Pauls furchtloser Sohn hätte sie  
Quarantaine gebrochen, die Fahrt ans Land gewagt und abgewartet, ob der  
Pöbel sicherdreisten werde, dem Gast dcsKönigs Schimpf ins Antlitz zu schleu-  
dern. Der zweiteNikolai ist zu folchemTrutzversuch viel zu schwach; hat nicht  
die Nerven Eines, der sich in der Feuerlinie (oder in der Drecklinie, von der



Allotria.

149

Mser ftärksterVerSchterOeffentlicherMeinung sprach) halten kann. Nndwas -ist das Bischen Polenfchwärmerei von 1844 gegen das Solidaritätbewußtsein, das heute die Massen gegen Tyrannenmacht wassnet? Nikolai Alexandrowitsch wird zu frieden sein,wennAlles leidlich abläuft. Wird strahlen, wenn Eduard ihm erzählt, wie fest die Gestalt des schönen Russenkaisers sich dem Sinn des kaum dreijährigenKnaben eingeprägt hat. Nicht erfahren, daß man ihn, den Sanftmüthigsten, der je auf dem Mono machenthron faß, Mörder schilt. Und gewiß nicht merken, daß zwischen Britanien und Ruhland noch immerdieThematazuerörternsind,diederSchwiegersohnFriedrich Wilhelms desDritten 1844 mit Abttdeen bespm mark, Frankreich. Lernt, Ihr stets nach Neuem Lüsternen, endlich Geduld. In fünfundsechzig Jahren hat der Jnteressenspalt sich noch nicht geschlossen. Benkendorf, derBotschaftcr, könnte seinemHerrn allerlei Interessantes aus England erzählen^ B>6riot,der den Aermelkanal überflogen hat, ist der Held des Tages. In einer knappen halben Stunde vonSangatte nach Dover: wer hätte noch voreinem Jahr an solche Mögl ichkeit geglaubt? Jubel in Frankreich: Il n'^a plus ?Ä3 cZe OälaiZ! Albion macht zum gefährlichen Spiel gute Miene. Großbritannien ist keineJnsel mebr; das Land, das sich so lange -gegen den Kanaltunnel gesträubthat,ist nun im Flugzu erreichen. EinTrost: der Erste, dernicht vom Fallreep eines Schiffes aus britischen Boden betrat, war wenigstens kein Deutscher. Auch ists nur ein Anfang. Wielangekannsdauern, bis ein Kühner von Brest oder Southampton nach New Bork fliegt? Von Dover nach Hamburg istsnicht weiter als von Hamburg nach Dover; und die englische Technik wird nicht ruhen, bis sie in der Luftschiffahrt vornan ist. Immerhin bleibt der fünfundzwanzigste Julitag des Jahres 1909 ein wichtiges Datum. Britanien hat die industrielle Suprematie verloren, sieht seine Weißenkolonien vom wachsenden Rassenfanatismus der Farbigen bedroht und kann auf den Jnsularschutz fortan nicht mehrzählen.Wäre ohneBundesgenosfenalsonicht mehr in sp^nciiä isolation. Rüstetz baut Dreadnoughts und Invincibles; sorgt, daß wir mehr Werften und größere Docks haben als die Deutschen. Monate langwarsdieLosung.Libérale undUnionistensuchteneinanderinder Flottenpropaganda zu überbieten. Lord Charles Beresford, den Asquith mit der Einberufung eines untersuchungsausschussesfchwichtigen wollte,hat, mehr noch als sein Rival JohnFisher, das Ohr derNation. Handelskammern und Kreisvertretungen schicken ihmAdressen und seine Agitation hatdieNegirung zunächst gezwungen, den Status bis 1912 um vier neue Dreadnoughts zu erhöhen. Wird ihr das tauglicheMenschcnmaterial nicht fehlen?Wird sie nicht



Die Zukunft.

genöthigt sein, bald mit untüchtiger, zum großenTheil vielleicht mit farbiger Mannschaft sich zu begnügen, von der in der Entscheidungstunde Meuterei zu fürchten wäre? Die Sorge bleibt. In der Zustimmung zu dem Verbot, neutrale Handelsschiffe, die dem FeindWaaren zuführen, zu kapern, spürte man die Britenangst; auch für den Fall, daß feindlicheKreuzer die Zufuhrstraßen unsicher machen, muß Englands Ernährung verbürgtsein. Die amerikanischen Schiffe fürchtet man einstweilen nicht; doch derTyp kann verbessert, derBug stärker gepanzert, das Ofsiziercorps gründlicher ausgebildet werden: und wenn derPansmakanal eröffnet ist, droht auch von dieserSeiteLebensgefahr. Darauf, meint Sir John Fisher, warten die Deutschen; deshalb lehnen sie jeden Vorschlag einer Verständigung ab und stecken das Heidengeld inihre Marine. Taft, der um jeden Preis den ostasiatischen Markt gewinnen will, soll ihnen im Großen Ozean vorarbeiten. Und da der Aberglaube an die Unerreichbarkeit seiner Technik England zu hastigem Dreadnoughtbau, also zur Entwerthung der alten Armada verleitet hat, muß ihm das Deutsche Reich, das im Wettlauf nach diesem Typ keinen beträchtlichen Vorsprung einzuholen hat, rasch näher kommen Jsts da nicht verhängnißvolle Blindheit, den Entschluß, von dem Englands Zukunft abhängen kann, noch länger hinauszuschieben? Ob dieFirma Asquith, Grey & Co. überwintern wird, wissen dieJnhaber selbst nicht. Die Sozialpolitik hat ihr mehrFreunde entfremdet als geworben. Gerade im Lager derLiberalen sträubt sich die Manchestertradition gegen den Staatssozialismus und den Zwang zur Sparsamkeit, den die Versicherung alter und invalider Arbeiter bringt; und dieSteuerplänedesHerrnLloydGeorge werden nicht milder beurtheilt als bei uns die der Herren von Heydebrand und Müller-Fulda. Wenn dieLords die Finanzgesetze en l)wc verwerfen, wird dieKraftprobe in einerWahlschlacht kaum zu vermeiden sein. Siegen,wieausmattcherleiStimmungsymptomenzuschließenist,diesmal dieUnionisten, dann kommt mit einembeschleunigten Rüstungtempo (undKitchener als Organisator des Heeres) die Tarifreform. Weil ers voraussieht und mit dem Selbstgefühl eines Unionistenkabinetts rechnen muß, hat King Edward neulich den siechen Chamberlain besucht. Dessen im Bereich der Zollfragen treuster Anhänger, Lord Lansdowne, der vielleicht den müden Balfour als Premierminister ablösen und sicher die Leitung der internationalen Politik wieder übernehmen würde, sieht die Einmischung des Königs in die Staatsgeschäfte nicht gern und hat mehr als einmal die Notwendigkeit betont, die c0nlmr1ou5 ms^^Im^SeinerMajestätzuhindern.DamitwärefürDeutschland noch nichts gewonnen.Eduard ist ein alter, bequemer Herr, der denNef-



Allotria.

151

fen ein Bischen ärgern, auch, wenns gefahrlos zu machen ist, völlig isoliren möchte, einen Krieg aber, besonders den gegen einen so nah Verwandten zu führenden, scheut und vor der Abreise von Berlin drum, wo er bis in bleichte Stunde die Politik mit keiner Silbe gestreift hatte, aus lächelndem Munde das Wort fallen ließ, daß er in dem deutschen Flottenbau, den das Handelsinteressefordernmöge.keinenGrund zurVerstimmungsehe.Ertrachtet,Oesterreich zu versöhnen, in Rumänien denErbenKarls in sein Spiel zu ziehen und ausKopenhagen einen britischen Flottenstützpunkt zu machen. Zieht sich aber sacht zurück, wenn er irgendwo ernste Fährniß wittert; und ist stolzer als auf alle Diplomaterfolge auf die Thatsache, daß man ihm noch Boudoirsiege zutraut und die societ^ unruhvoll feitWochen dieFrage erörtert, ob die Zeit derMistreßKeppel wirklich um,die unüberwindbar scheinende Alice von einer jüngeren und hübscheren Amerikanerin aus den Fettpolstern des königlichen Herzens verdrängt worden ist. (Das hitzige Gezische! weist in die Lilientage zurück, wo die üppige Montespán auf dem vom schlanken Leib derLavalliere noch warmen Pfühl sich neben ihren Louis streckte. Mit grimmer Erbitterung streiten die Freunde und dieFeinde derGruppeCassel-Keppel, wie dieAhnen einst um dieWeiße und RotheRose, wider einander. Und in denBerichtendes Grafen Wolff-Metternich, der in der Werbung umAlicesGunst eineHauptaufgabe deutscher Politik sah, ist gewiß ein Echo dieses Hofzankes hörbar.) Eduard ist nicht das Haupt der Kriegspartei. Die dürfte jauchzen, wenn dem König konstitutionelleZurückhaltungaufgezwungenwürde.DerThronfolger, der als Deutschenfeind gilt, steht ihr näher; und sie hofft, daß derUebergang zum Schutzzollsystem das Grohhändlerreich der gehaßten Vettern finanziell schwächen und dieVerständigung, trotz Lansdownes gutem Willen, erschweren werde. Einstweilen wird vonallenThürmenRetraitegeblasen. DabeideParteien mit der Möglichkeit naherNeuwahlen rechnen müssen, war das Geschrei über Luftgefahr, Invasion,Bedrohung derSeeherrschaft fast unvermeidlich. Jetzt sind acht neue Dreadnoughts in Sicht; und das Volk, das zum ersten Mal in seinem LebenFurcht gezeigt hat, fängt an, sich der Nervenschwäche zu schämen, die ihm den Spott derMnkees, der Franzosen gar eingetragen hat. Der britische Bürger, heißt es jetzt wieder, kann ruhig schlafen. Wenn nur die Höhe der zu zahlenden Assekuranzprämie den Schlummer nicht stört. Da Herr Jswolskij dieGeschichte des Reiches, an dessen Spitze er noch immermöglichist, vielleichtkennt, mag seinem AugederSchattenRumanzows aufgetaucht sein, als die dänischen Freunde, die mit ihremKönig eben erst aus Petersburg heimgekehrt waren, ihm meldeten, inKopcnhagen seienzweiCo-



Die Zukunft.

lonels des britischen Generalstabes angekommen. Was sollen sie dort? Soll Oberst HaldanemitseinemKameraden am Sund versuchen, was Oberst Wilson vor hundert Jahren an derNewa zu erlangen trachtete? Die dänischeJugend hatNordschleswig verschmerztund wünscht offenen Anschluß an Deutschland; würde, da sie derSkandinavengemeinschaftnichtrechttrautund die unbequemeLage kleiner, in ihrer Neutralität gefährdeterStaaten erkanntthat,am Ende gar, wenn der Dänenwirthschaft Vortheile winkten, die Aufnahme in unseren Reichsverband erwägen. SolcheNeigung muß heimlich bekämpft, König und Volk schnell überzeugt werden, daß nur ein Bündniß mit England ihnen dauernden Nutzen brächte. Kann Nußland dulden, dah Kopenhagen die Basis britischer Operationen wird? Das anglo-russische Abkommen ist eine schöne Sache. Hat aber die Dardanellen den Schiffen Nikolaisnochnichtgeöffnet. Die Engländer noch nicht gehindert, durch die Erwirkung einer chinesischen EisenbahnkonzessiondenJapanern einen künftigenKrieg gegen Nußland zu erleichtern. Und den Russen nich t die theure Pflicht erspart, die centralasiat^son in und bei Merw zu verstärken. So lange das Mißtrauen auf beiden Seiten fortwährt, ist nicht ralhfam, die Britenflotte im Sund heimisch werden zu lassen; derWeg nachKronftadt ist vonda allzu kurz.Eduard wirddenZaren, Benkendorf denChefzu beruhigen suchen.WasBritanien an schwimmenden Gefechtseinheiten aufzubringen und dem Dienst in fernen Meeren zu entziehen vermag,wird vörCoweszurParadeversammelt sein „EinBischen mehr alsDir inSwinemünde gezeigt wurde, ists ja; aber an Krieg, lieber Nika, denken wirnicht. Du hast bei Bjoerkoe zu Wilhelm, der von Deiner Liebenswürdigkeit, wie ich längst, entzückt war, gesagt, daß Du nie Etwas gegen ihnunternemen werdest. Ganz mein Standpunkt; obwohl ichs so, als Generaloersicherung, noch nicht von mir gegeben habe. Aber mein Mühen gilt ja auch nur der Erhaltung desFriedens. Und die Bexliner müssen sich in die Gewißheit unserer Intimität einleben oder mindestens ihrenAerger verbergen. Meinst Du nicht auch?" Benkendorf darf rückhaltloser reden. „Auch hier ist derHorizont dunkel bewölkt. KeinheiteresEngland. DieHinduhabensichzurPropagandader Thatentschlossen und jederBrite,dernichtblind sein will, sieht einenJnderaufstand voraus,neben dem die Rebellion derSepoys einKinderspiel scheinen wird. Das Bündniß mit Japan, das, wenn die Amerikaner energisch vorgehen, zu ei:-er schwierigen Option im Stillen Ozean zwingen kann, hat unter allen Farbigen das Ansehen des Britenuamcns geschmälert. Auch die entenle cor-clialL steht nicht mehr hoch im Kurs, seit Frankreich in der Balkankrisis versagt hat und die Zeichen sozialcrZerrüttung sich drüben häufen. Gmnd genug, sich mituns gutzu stellen. Rußland ist wederalsSeemachtnoch als Industrie-



Allotria.  
153  
staatEnglandsKonkurrent; und daß wir übermorgen Indien erobern wollen, traut selbst Lord Curzon uns wohl nicht mehr zu. Man läßt den Mann auf der Straße schreien, erinnert sich anBismarcks Wort, das englischeUnterhaus sei nicht viel schwerer zu belügen als der Zar, und ist, am Hof und in beiden Parteilagern, entschlossen, für unsere Freundschaft einen anständigen Preis zu zahlen. DerBesuch derDumamitglieder hat gut gewirkt. Man hatte hier struppigePhantastenerwartctund freute sich derEnttäuschung. Unsere Landsleute hatten das Vorurtheil mitgebracht,Ruhland sei in Großbritannien verhaßt und dieVerfländigung nur ein Prlvatwunsch des Königs, der hier noch weniger zusagen habeals zuHaus unserHerr. Alssiewarmgewordenwaren, kamen sie zu mir und sagten, sie feien jetzt überzeugt, daß an dem Britenvolk das vomAbsolutismus erlöste Nußland einen aufrichtigen und zuverlässigen Freund habe,und bereiten derHeimath für ein festeeBündniß mitEngland und gegen jede deutscheZwietrachtstiftrng einzutreten. UntcrdiesenUmständen ist Erspießliches zu hoffen; und wenn wicEnzlands sicher sind, muh ein seinem Einfluß offenes Dänemarkuns lieber sein als ein für die stets unberechenbare deutsche Politik eingefangenes. König Eduard und Fallieres können uns auch an der galizischen Grenze Luft schaffen. Beide gehen nach Marienbad (der Präsident wird sich wohl in Ischl für das Großkreuz desStephansorden bedanken) und haben da die beste Gelegenheit, den etwas großspurig gewordenen Israeliten, Herrn Aerenthal, ohne Lärm zur Raison zu bringen." Perficn, Makedonien, Rumänien, Kreta, Dänemark:kannNikolaiauch nur dieHälfte der von EdwardGrey lange gehegten Wünsche erfüllen, dann bringt er am Ende doch den Bosporusschlüssel heim und hat von der Fahrt ins Angelnland mehr als der nach Glanzrollen langendeUrgroßvatcr. Dann mögen die Höftinge ihm auch unterthäm'g berichten, wie er in den londoner Gassen geschimpft worden ist; von dem Mob, dessen Ahnen Bonaparte und Canning schmähten und inzwischen, nach Goethes Wort, „die Heilige AUiance frondirten, obwohl nie Größeres und für die Menschheit Wohltätigeres erfunden worden war." Die Gelegenheit ist günstig. England kann in den TagenBlenots nichtalleinbleiben; und hatinFrankreichkeinenLegaten mehr. Seit dem zwanzigsten Juliabend. Da wehte ein aus heiterem Himmel herabfegendes Stürmchm Herrn Clemenceau vom Diktatorthron. Fast drei Jahre lang hatte er drauf gesessen. Wer hätteSolches dem Mann zugetraut, der den Gambctta überbieten wollte und sich von Boulanger dann inDienstbarkeit ducken lieh? Indem selbenJahr (der peelischenKornzollbill) wieEduard geboren. Sohn eines wohlhabenden Arztes in Nantes. Als pariser Student Mitarbeiter des kleinen Wochenblattes „l.O l>avai^". Als Republikaner im



Kaiserreich nicht zu Haus. Er geht nach Amerika und bringt eine reiche Frau in die vom Dritten Napoleon befreite Heimath mit. Arzt auf Montmartre und Mitglied des pariser Gemeinderathes. Während der Communeherrschaft Vermittler zwischen Versailles und Paris, Rebellen und Geiseln. In der Kammer Gambettas Nachfolger als von Belleville Abgeordneter. Zola stellt ihn, der die Zeitung „Zukunft“ herausgibt, schon 1880 (im „Zukunft“) über Gambetta. „Herr Clemenceau ist ein wissenschaftlicher Geist von ernsthafter Bedeutung. Er geht mit dem Jahrhundert und gehört ins Erste Glied der neuen Männer. Er spricht klar, einfach, logisch; die Sprache des modernen Redners. Ich finde seine Reden, weil sie nicht bleiben und vom Ueberschwang der Rhetorik nicht bespült werden, viel besser als Gambettas. Trotzdem ist dieser Abgeordnete fast vereinsamt und noch ohne alle Autorität im Kreis der Kollegen. Ich bin sicher, daß der mittelmäßige Floquet früher als er ans Nuder gelangen wird.“ So ist es gekommen. Der radikale Armenarzt erlebt erst seinen großen Tag, als er (Brisson sitzt vor und Fälliges ist Kultusminister) dem von der Wuth umheulten Ministerpräsidenten Jules Ferry zuruft: „Ile-à-vous-en!“ Wird seitdem als Ministerschlägler berühmt. Ein Ehescheidungskandal schmälert sein Ansehen. Die Panamaschlammfluth spült den Freund des Promotors Cornelius Herz aus dem Palais Bourbon. Er gilt als von den Kanalräubern und von England Bestochener und wird, wenn er den Mund aufthut, mit dem albernen Hohnruf „Ok zä!“ zum Schweigen gebracht. Vernichtet? Erlächelt; fühlt sich unverwundlich. Gründet wieder eine „-lasties“, dann den „Moe“; leitet schließlich die „uror“. Wer nicht hören will, soll lesen. Clemenceau wird der Generalissimus des Dreyfusvolkes; ruft zum Widerstand gegen die Staatsgewalt und verdammt den Militarismus. Wird Senator und, wie alle Dreyfusmänner, weltberühmt. Erst als Sechsziger aber Minister. Ein Asiat? Dem ersten Blick scheint es. Erinnerung, mit der gelben Haut und der Sattelnase zwischen vorstehenden Backenknochen, dem Tatarenschnurrbart, an die Mongolei eher als an die Vendée. Hager; nur Sehne und Nerv. Einer, der den Kampf um des Kampfes willen liebt. Laïlleu wie Cyrano von Bergerac; wohl auch breiter 83. Verheiratet. Ein ewiges Zucken und Leuchten auf der durchfurchten gelben Fläche der Wangen. Nach alltäglichem Sprachgebrauch ein Greis; doch ein nervöser Raufbold, der mit Degen, Zunge und Feder gern ficht und am Liebsten nicht eine Sekunde auf dem selben Fleck saß. Hat er nicht Alles, was feine Jugend begehrte, in fernem Alter erreicht? Republik. Herrschaft der Radikalen. Trennung des Staates von der Kirche. Bündniß mit England. Vereinsamung Deutschlands. Eine Diktatur, wie Gambetta sie niemals erträumte. Die unversiechliche Bitalität des Mannes, die



Allotna.

155

Summe seines Erlebens zwingt zur Bewunderung. Staatsmann? War er nie. Mit dem BretonenschopfundmitderGlatzeimmernur Journalist. Einer, der nicht athmen könnte, wenn ihm verwehrt würde, den just berühmtesten Kollegen anzufallen. Gambetta, Fetry. Millerand, Famös, Delcasfe: wer einen Namen hat, muß ihm vor die Klinge. Von dem 68pnt scienUliczul', den Zola ihm nachrühmte, ist bei der Rückschau nicht viel zu merken; höchstens von der grausamen Grobheit, die uns aus altem Gelehrtenzank entgegenfuchelt. Mannichfache Talente, die einem jähen Willen gehorchen; einem Autokratenwillen, der sich nicht beugen lernte und zügellos irrlichtelirt. Der Laune wird, demAugenblickseffektAlles geopfert: Dinge undMenschen. Hat dieser Hang insZuchtlose den übermüthigenTyrannen schließlich gestürzt? Seit dem vierzehnten März 1906 war erMinister; am fünfundzwanzigsten.Oktoberdes selben Jahres trat er als Kabinetschef an Sarricns Stelle, Mit dem Prestige des Wahlmakers, der den Radikalen einen Triumph verschafft hatte. Immerhin wars ihm nicht leicht, einhalbwegs brauchbaresKollegium zusammenzutrommeln. Als die Reporter ihn fragen, ob er ans Ziel zu kommen hoffe, giebt er die Antwort: „-le 5MZ comme le pneu^j^Kelln: je KoiZ l'ob-Wcl^." Als er seine Lifte fertig hat, bittet er, einige Komplimente für denTag seines Sturzes aufzusparen. Lange wirds ja nicht dauern, denken die Hörer; aus dem launischen Rebellen, der alle Autorität gehöhnt, mit der stacheligen Gerte seines Witzes gepeitscht hat, wird mit Sechsendsechzig kein Geschäftsführer der Republik. Er fühlts wohl im Innersten; und zieht drum gar nicht erst in die Amtswohnung. Doch er bändigt die Kammer. Nicht mit dem Pathos der großen Redner: mit der eiskalten Ironie Eines, der in Bedröngniß den nächsten Freund nicht schont. Keiner liebt ihn. Doch die Menagerie des Palais Bourbon zittert vor seinen Hieben. Auch ist er nicht nur Demokrat von der röthesten Farbe und für die Trikolore begeisterter Patriot in einerPerson (wir haben denTypusin Deutschlandnoch nicht), sondern auch Eduards Günstling. Und jeder gute Franzose hofft das Heil von der enwn ls coräiaw, diegefährdet schien, als Delcassö, der jüngereVertraöensmann des King,für ein Weilchen verschwinden mußte. Jetzt ist sie gerettet. Und Marianne spürtendlichwiedereineFaust.DerWinzeraufstandwird mitGewalt und List niedergerungen°;einRegiment,das denGehorsam weigert, zurStrafenachTunis versetzten Marseille werden Bäckergezellcn,inParis Elektrizitätarbeiterzu Paaren getrieben; wo ein Fünkchen aufglimmt, müssen SoldatengegenKleinbürgerund Arbeiter marschiren; und am ersten Maitag gleicht die H uptstadt einem Feldlager, das des Alarmrufcs harrt. Jaures, der große Pathetiker, schäumt; wird aber mitLauge beschüttet und erstreitet imKampfgegen diesen.



Die Zukunft.

Hemd nie einen Sieg. Alle Mittel gelten. Clemenceau hat 1871 gegen den Präliminarfrieden gestimmt und die Hoffnung auf Rache für Sedan nie bestattet. Ihn haben, von Hohenlohe bis auf Radolin, alle deutschen Geschäftsträger als Ben Bereiter der *re va nck*? gefürchtet. Der wird ihnen den Daumen aufs Auge drücken. Sorgt, durch Vertragsabschlüsse mit Spanien, mit Japan für Ruhe am Atlas, in Indochina, auf Madagaskar. Geht dann furchtlos nach Ujdja, das der algerische Soldat, nach dem langen Zaudern der Pariser, kaum noch zu betreten gehofft hatte. Und lobt munter jeden General, der in der *ek^eur commumclltive cieZ barique^* dem Nachbar Eins ausgewischt hat. Das Deutsche Reich nimmt Alles geduldig Hin und hat Bürger, hat sogar Beamte, die Herrn Clemenceau jetzt Hymnen anstimmen). Die Kollegen und Abgeordneten klagen zwar über wilde Sprünge, über die Inkohärenz im Denken und Handeln ihres Führers und die Sozialisten nähern sich dem Entschluß, gegen dieses Ministerium, in dem die Genossen Briand und Viviani sitzen und das dennoch auf den Straßen der Industriestädte mehr Bürgerblut fließen läßt als je ein Staatscommis des Kapitalismus, in einer Front mit Konservativen und Nationalliberalen Sturm zu laufen. Aber die Diäten werden um zwei Drittel erhöht, die Abgeordneten dürfen fortan fünfzehntausend Francs für die Arbeit eines Parlamentsjahres einstreichen: und bücken sich in gedoppelter Demuth nun unter die Ruthe. Auch endet die Legislaturperiode bald. Und nur Clemenceau darf die Wahlen vorbereiten und als Manager leiten. Das bleibt bis in den Hochsommer der Herzenswunsch der Radikalenpartei. Und die Angst ihrer Gegner. Die Wahl ist in der Republik frei. Das versteht sich. Aber wenn Clemenceau den Präfekten befiehlt und die Fädchen lenkt, weiß Jeder ungefähr, was zu erwarten ist. Gleichet er nicht von Tag zu Tag mehr dem wüthenden Narren, als den er Edmond About einst dem Studentengelächter preisgab? Seine Verheißungen bleiben unerfüllt. Mit den Sozialreformen, der Einkommensteuer, dem Zolltarif geht es nicht vorwärts. Er hat seine Leute an der Schnur und ist noch in der dunkelsten Stunde der Mehrheit sicher; kann sich aber nicht auf dem Land nützliche Leistung berufen. Knirschend folgen ihm die ins Joch Gezwungenen; und sehen aus einem heiteren, einem nassen Auge, wie sein Nimbus mählich verbleicht. Seit er gesagt und gezeigt hat, daß er immer auf der anderen Seite der Barrikade zu finden sein werde, liebt ihn die Masse nicht mehr. Seit er sich in den Tagen der Balkankrise ennert hat, daß die Republik im europäischen Orient andere Interessen habe als England und die achtzehn Milliarden französischen Geldes, die in Osteuropa liegen, nicht durch Abenteuer gefährden dürfe, ist er in London nur noch als ein lässiger Diener angeschrieben. Hundert Augen sahen ihn



Allotria.

157

auf dem Balkon des marienbaderHotelsin einem Gespräch mit Eduard, das einemStreit ähnelte. Chauvins Enkel, der, wennsfo weit ist, nichtvomLeder ziehen will und dasFriedensbedürfniß seiner humanen Seele betheuert: nichtzu brauchen. Auch erlahmt die Greisensaust mählich und selb st der ferne Betrachter merkt nun,daß indenstaatlichen und in denprivatenBetrieben derNepublikalle Bande gelockert, gerissen sind.Strike derPostbeamten; morgen vielleicht der Armee, die den Kriegsminister Picquartnur widerwillig erträgt. JnderMarine eine lange Reihe skandalöser Mißgriffe. Wird das alteExperimentirland der Menschheit das erste moderneSchreöbild einerGesellschaftrevolutionbieten? In England fürchtet mans; hat sich lange genug daran geärgert, daß die Pariser, von Tardieu bis zu Judet, die militärische Schwachheit der Briten bespötteln, die gegen deutschen Drang unzulängliche Helfer wären, und spricht von Frankreich leise nun als von einem völlig desorganisirten und sozial zerütteten Land. DerDiktator wird unsicher. OpfertdenMarineministerThomson, schifft ihn bei höchstem Seegang aus, ersetzt ihn durch einen Mann von dem unbestrittenenAnsehenPicards und gestattet zur selbenStundedreihund-dreihig Abgeordneten, unter dem Vorwand einer Enquete die Schiffe, Geschütze, Marineakten zu beschnobern. Das geht den Großlieferanten, denKanonen-, Pulver-, Panzerplattenproduzenten über den Spaß; und als der Ministerpräsident sich in derHitze desGefechtes verleiten läßt, Firmen von Welt-ruf in derKammer anzugreifen, ahnt derFranzenkenner, daß seine Herrlichkeit nicht lange mehr währen wird.Der manc^ae ä'scjmlibre, heißt es, muß enden. Am vierzehntenJuli fällt, während derParade inLongchamp,General Picquart vom Pferd. Ein böseeOmen? Clemenceau läßt sich nichteinschüchtern; hat flink einen Witz auf der Lippe. Am zwanzigsten Juli wird in der Kammer wieder mal über dieMarincschädenlamenürt.Als auchdieserJammer überstanden ist, wählt die Regirung die von ihr bestellteRcsolution, die nach kurzem Ausdruck vollen Vertrauens den Uebergang zur Tagesordnung empfiehlt. Die Ferien sind nah. Hundert Abgeordnete auf einer Reise durch Norwegen. Die Abstimmungen also nicht so sicher wie sonst. Aber der kleine Delcassehat den Ministerpräsidenten geärgert; hat an dieThatsacheerinnert, daß der Nntersuchungsausschuß, dem Clemenceau 1904 vorsah, nichts Wirk-sames erreicht hat. Der Gnom muß gezüchtigt werden. Sofort; darf nichtals Sieger vom Redeturnier heimschreiten. „HerrDelcasse war damals Minister (neben Pelletan und Andre, unter deren Leitung das Gift in Flotte und Heer drang). Was hat erdennfür dieSicherheit derLandesvertheidigunggethan?" Delcasfe fordert dasWort^ die Niederlage bei Langson meldete, dem Ministerpräsidenten zugeschrien:.



)Weg mit Ihnen! Wir wollen mit Ihnen nichts mehr zu thun haben!' Möchten Sie dieses Spiel mit mir wiederholen? Machen Sie sich nicht fruchtlose Mühe! Ich habe zwischen Spanien und Amerika, zwischen Britanien und Ruhland vermittelt, mit Spanien, Italien, England Verträge geschlossen; habe uns überall Vertrauen und Freundschaft geworben und brauche das Urtheil über mein Thun nicht zu fürchten. Mein Minister war ich nicht. Herr Clemenceau, der ein Vierteljahrhundert lang jedes Ministerium unbarmherzig kntisirt hat, war Auschußvorsitzender und ist Ministerpräsident: und hat sich in beiden Aemtern der Patriotenpflicht entzogen/ Rechts, links, in der Mitte lärmt langer Beifall. Der Diktator muß das letzte Wort haben. „Herr Delcassö hat der Republik die schmachlichste Erniedrigung ihres Lebens verschafft. Er wollte den Krieg und mußte doch wissen, daß weder Heer noch Flotte bereit war.“ Sturm. Von allen Seiten heult, pfaucht, prasselt die Wuth auf. Die Getreusten selbst senken die Köpfe. Ein Kabinettschef, der, um seine Rachsucht zu kühlen, vor dem Ohr der Menschheit sagt, Frankreich sei durch seine Ohnmacht gezwungen worden, erniedernde Schmach wehrlos hinzunehmen: Das ward noch nicht erhört. Rouvier, Bourgeois, Pichon haben feierlich erklärt, die Republik habe den deutschen Konferenzplan angenommen, um ihr Rechtsgefühl und ihr friedliches Wollen zu erweisen. Jetzt vernimmt der Erdball, daß der Gang nach Algesiras vom Bewußtsein der Schwachheit geboten war und als Schande empfunden wurde. Der Mann, dessen Zorn Solches ausplaudern konnte, ist unmöglich. Darf niemals wieder im Namen Frankreichs sprechen. Konservative, Liberale, Sozialdemokraten verbünden sich gegen ihn und lehnen das bestellte Vertrauensvotum ab. Während die blauen Stimmzettel sich in den Körben häufen und die Schlappe der Regierung Gewißheit wird, packt Clemenceau seine Akten zusammen und sagt lächelnd: „Ze m'c?rr vais.“ Herr Brisson präsidiert wieder, wie am Schicksalstag Jerrys, der Kammer; und Herr Fallières, der damals neben dem Märtyrer auf der Ministerbank saß, empfängt nun, als Staatsobehaupt, aus Clemenceaus Hand das Entlassungsgesuch des Kabinetts. „Wars nicht sehr vernünftig, daß ich in meiner Wohnung blieb? Mit dem Regenschirm kam ich ins Ministerium; mit meinem Spazierstock gehe ich. Gar keine Umzugskosten also. Meine Nachfolger mögen an solcher Vorsicht ein Beispiel nehmen.“ Ein letzter Witz: und der Diktator wird wieder Zeitungschreiber. „Meine Mehrheit war unter der Mitternachtsonne.“ Der Gossudar aller Neuffen aber findet an der Spitze des Staates, den er als Küstengast besucht, einen wegen öffentlicher Verletzung des Schamgefühles verurtheilten, vom Baneau geächteten Sozialdemokraten, der vor fünf Jahren in allen Kneipen gegen den blutrünstigen Zarismus gedonnert hat.



Signorelli und Hodler.

159

signorelli und Hodler.

WSier in Oroieto, vor den Fresken Signorellis, ist mir Hodler ganz klar geworden. Oder soll ich es umgekehrt sagen? Daß mir Signorelli ganz klar geworden ist, weil ich Hodler kenne? Allerdings giebt es Vieles zu überbrücken. Eine gewisse Helligkeit geht von den Wänden der Cappella Nuova aus, obwohl der Raum schlechtes Licht hat. Sehr klare, einfache Farben stehen an den Wänden, klar, aber in eine unbestimmte Atmosphäre entrückt, die keiner wirklichen Gegend angehört, nichts Bekanntes wachruft und dennoch nichts Fremdes für uns ist: die Atmosphäre des Visionären. Gewaltsame, spannende, zum Theil erschütternde Handlungen gehen vor in dieser Atmosphäre: „Her Sturz des Antichrist" mit vielen verworrenen Auftritten in einem Bild; die Auferstehung des Fleisches, von den Posaunen des Jüngsten Gerichtes geweckt; di? Verdammten in der Hölle, ein Knäuel von Leibern mit fürchterlichen Mord- und Würgeszenen, in aller Furchtbarkeit mehr erstaunlich als überwältigend; Höllensturz und Himmelfahrt; und schließlich die Versammlung der Seligen unter einem goldig punktirten Himmel mit weißen Wolkenbänken, auf denen musizirende Engel sitzen und Kronen den etwas scheinheilig verklärten Seligen aufs Haupt drücken. Der Ausdruck der Vezklärung will dem Signorelli nicht so gut gelingen wie dem Beato Angelico, der ein paar Gewölbezwickel in diesem Raum ausgemalt hat; um so besser gelingt ihm der Ausdruck der Gewalt, der Angst, des Schreckens, der Wuth. Am Besten der Ausdruck der Melancholie, gerade Das, was er nicht beabsichtigt hat. Aber wir sind um so dankbarer dafür, wir, die ein seelisches Gleichniß suchen, den Menschen, oen Künstler, sein Herz, und von dieser unbewußten Melancholie mehr ergnffen sind als von den Gräueldarstellungcn der Hölle. Sie schrecken uns nicht mchr; wir leiden unter einer anderen Roth. Auch Signorellis sinnliche Natur litt anders; er that nur so, als ob . . . Bis auf dieses Unbewußte bli b er unheimlich verschlossen, fanatisch objektiv in der Darstellung dieser vivin^ Ooinmedin, dieses Doppclgesichtes der Kirche, die Liebe und Vergebung, die höchsten Gnaden verheißt und daneben die grausamste Vergeltung androht. Der Künstler bleibt verschlossen; man soll nicht merken, daß ihm dufe Höllenpein und dieses Himmelreich innerlich ganz gleichgiltig ist. Ihn interesstr nur das Sinnliche der Darstellung. Und damit man auch D;eses nicht merke (sonst kriegt ers mit der Kundschaft zu thun, mit der Kirche ;ämlich), spinnt er die Handlung hochdramatisch aus. Spinnt nur aus, v.rcichtet nicht, vermnerllcht nicht, erschafft keine Symbole. Alle hohe Kunst dlitt tc'l und alle Dichtung drückt sich symbolisch aus. Er bleibt merkwürdig konventionell in diesen Dingen, weit unter G otto; er spinnt also nur Handlungen aus, inszenirt wie ein Regisseur mit wunderbar wirkungssicherem



1(0

Die Zukunft.

Griff, vereinigt sieben Auftritte in einem Freskengemälde nebst Architekturen^ Landschaften, Diesseits und Jenseits, vertheilt diese Hypertrophie von Sachen so meisterlich, in Anordnungen, in Unter- und Ueberordnungen, daß Alles klar übersichtlich, Plastisch anschaulich und rhythmisch gebunden wie ein wohl^ gesetztes Drama aussieht. Symmetrie und Gleichgewicht; Vertikalsimus und Horizontalismus; Parallelismus; Reliefwirkung; wundervoll! Alles moderner Doktrinarismus, der hier in die Schule geht. Was heute dem allgemeinen Kunstunverstände die Hauptsache ist: die Konvention, wars damals noch nicht in diesem Sinn. Für Signorelli war die Hauptsache die Sinnlichkeit, Energie der Bewegung, das Dynamische seiner Kraft. Für die Kundschaft, für die Kirche und für die Gläubigen war die Hauptsache die Handlung, die Geschichte von der Belohnung der Gerechten und der Bestrafung der Ungerechten. Die Handlung, in der sich die kirchliche Ideenwelt zur Selbstanschauung bringt, ist so mächtig, so hinreißend dargestellt, daß der Exzeß von Sinnlichkeit, des Künstlers Freude an nackten Gliedern, schönen Muskeln, üppigen Frauenleibern mit großen Brüsten schier unbemerkt hinging, unbemerkt von den Frommen, trotzdem diese schwellende Fleischlichkeit der einzige Träger dieser sich von allem Irdischen abwendenden Handlung ist; oder vielmehr diess ins Übersinnliche weisende Handlung nur der Vorwand für die schwelgerische Schaustellung der fleischlichen Ueppigkeit. Ein ungeheurer Schritt für diese Zeit und eine eben so große Kühnheit für diesen Zweck; die nur deshalb nicht gerächt wurde, weil man sie übersah. Was beweist, daß jede Zeit ihre Denkschablone hat. Und damals war eben die Denkschablone eine religiöse Vorstellung von den Vorgängen im Jenseits, eine Vorstellung von so aufregender Gewalt, daß das Sinnliche der vorgeführten Handlung vor dem Seelischen dunkel blieb. Heute hat sichs umgekehrt. Das Seelische bleibt dunkel vor dem Sinnlichen. Damals sah man kaum, daß es gar keine Handlung war. In derThat sind es nur prachtvolle Akte, in allen erdenklichen Gruppierungen und Stellungen, Körper von großer Energie der Bewegung, szenarisch außerordentlich wirksam gestellt', aber sie haben nichts^ mit einander zu thun. Zwar sehe ich den Ausdruck der Angst, der Verzweiflung, der Qual, der Grausamkeit im Einzelnen höchst naturwahr dargestellt, aber als Ganzes bleiben die Schrecken des Inferno nichts als äußerliche Pose; sie ist mit zu großer Objektivität und mit zu geringem innerlichen Antheil geschildert. Selbst die Engel, die auf die Szene herabsehen, bleiben vollkommen theilnahmelos. Ihr Ausbruck ist sanft, ihr Blick geht nach innen; sie thun, als wäre nichts außer ihnen. Auch die Seligen am Ort der seligen Freude mimen nur. Ihre Körper mimen. Aber sonst sind sie nicht dabei. Ihre Verklärung ist nicht echt. Sie sind melancholisch zerstreut. Träumer sind sie, Melancholiker. Die Mystik des Gefühles: da ist ihre wahre Religion. Sie glauben nicht an das Schauspiel, an dem sie teilnehmen. Hierin verräth



Signo«Ui und Hobler.

161

sich die Seele des Künstlers wider Willen. In diesem Unbewußten wirkt sie als ein Lebendiges. Darum hat auch die stillste dieser Fresken, „Die Erweckung des Fleisches“, die lauteste Sprache. Die Trauer, die Verwirrung, die Traumverlorenheit der sich aus der Erde «hebenden Körper ist hier ergreifend, überzeugend. Traumverloren sind sie auch in den anderen Bildern, wo sie scheinbar handeln. Aber hier ist es kein Widerspruch. Hier ist es Leben, das Leben einer Vision, das zu dem Vorgang paßt. Trotzdem jeder dieser Auferstandenen mit sich zu thun hat, nur im Schlaf die einstigen Geführten erkennt, Gruppen mit ihnen bildet, eine Gesellschaft von Nachtwandlern. Von hier ist ein kleiner Schritt zu Hodler. Ich sehe ihn wie in einem Spiegel. Nie war er mir so gegenwärtig wie hier in Orvieto, vor Signorellis Fresko „Wenn die Toten erwachen“. Was ich seit fünfzehn Jahren von ihm gesehen hatte, grüßt mich hier. Hier und in Monte Oliveto Maggiore, in dem Kreuzgang des einsamen Klosters, wo Signorelli den Freskenzyklus von den Thaten und Wundern des Heiligen Benedikt eröffnet hatte. Die Toten stehen wirklich auf, die Landsknechte, die Mönche, die prachtvollen nackten Leiber mit der Wucht ihrer Muskeln, ihrer Bewegungen, ihrer Sinnlichkeit und ihrer Traumverwunschenheit. Was modern an Signorelli ist, kann man durch Hodler sehen. Was historisch an Signorelli ist, hat keinen Werth für uns. Historisch an ihm ist das religiöse Drama (für ihn selbst eine Nebensache). An Hodler ist nichts historisch, trotzdem er so nah bei Signorelli ist. Und trotz seinen schweizer Geschichtsbildern. Was uns an diesen Bildern so modern erschien, war die drastische Wucht der Bewegung, ganz wie bei Signorelli. Direkte Vergleiche sind möglich. Man muß übertreiben, um zu charakterisiren. Das sinnliche Element, die animalische Kraft, die Energie dieser Muskeln, dieser Bewegungen ist die Hauptsache in diesen schweizer Glasbildern; lauter von Leben strotzende Einzelakte, für den Künstler die Hauptsache. Daß diese kämpfenden, marschirenden, sterbenden Landsknechte schweizer Geschichte machen, ist eine Angelegenheit für die Kmder des Volkes, nicht für den Künstler; eine Handlung, bei der man vergißt, daß es gar keine Handlung ist. Diese Landsknechte mimen wie bei Signorelli, um ihre Muskelpracht zu zeigen; sonst ist aber jeder Einzelne in dem Haufen nur für sich da. Jeder hat mit sich zu thun. Jeder ist für sich eine Hauptsache. Ich sehe lauter prachtvolle Kerle. Andere sehen Geschichte: voil^! Mein Gedächtniß, durch Signorelli inspirirt, vergegenwärtigt mir in der Cappella Nuova Alles, was ich von Hodler bisher gesehen habe. Vor fünfzehn Jahren im wiener Künstlerhaus, als noch kein Mensch in Deutschland von dem Künstler Notiz genommen hatte, die„Eury!hmie“, schon ganz Signorellis Freskenstrl, wie ich heute weiß, von den Kunsthäuslern gar nicht verstanden und gewürdigt, denn das Bild hing miserabel in einem der oberen vernachlässigten Zimmer, während sich in den Hauptsälen die üblichen

14



protzigen Minderwerthigkeiten breit machten. Aber die „Eurythmie“ triumphirte: diese fünf Mönche in weißen körperlosen Gewändern, dieser Gleichklang von Schritt und Geberde, diese melancholische Traumversunkenheit jedes Einzelnen, Jeder eine Welt für sich, diese prachtvoll gemalten Altmännerköpfe, deren Brüder, deren leibliche Brüder, zum Verwechseln ähnlich, durch die Fresken Signorellis gehen, in Oroieio, in Monte Olioeto Maggiore.

Das Leben treibt manchmal ein solches Vexirspiel. Sicher: diese Altmännerköpfe haben den Künstler Signorelli-Hodler verlockt, sie waren ihm die Hauptsache; das Andere kam unbewußt dazu, diese Melancholie, diese Mystik, dies Fürsichsein, dieses Visionäre, dieser Tiefsinn, der über das Nichts brütet. Das Gleichniß wiederholt sich später in den „Lebensmüden“, mit dem Unterschied, daß die Mönche auf einer Bank sitzen, so daß man die großartigen Schädel in einer anderen Haltung sieht. Von der Hundsecke des Künstlerhauses abgerückt, erscheint einige Jahre später der Künstler als Triumphator der Wiener Sezession, später, wenn auch wesentlich eingeschränkt, in der Eröffnungsausstellung des neuen berliner Sezessionistenhauses. Er selbst ist mitgekommen und wird gefeiert, besonders in Wien, wo man am Besten versteht. Ein Festabend, der vierzehn Tage lang währt. Die sinnliche Natur des Künstlers schwelgt in Johannistrieben. Ein schwerer, ernster Mann, kindisch vor Unzucht in Worten und Geberden. Er ist durchaus elementar, naiv wie ein Kind. Und zugleich philosophisch wie seine Mönche. Er liebt das Fleisch, die Ueppigkeit, alles sinnlich Erregende, aber seine Seele ist eine Klausnerin, nachdenklich, grüblerisch, wie ein stilles Weib, das einsam daheim sitzt und sich abhärmt. Das Zweite Gesicht ist in seinen Bildern. Das, was auch bei Signorelli unbewußt durchschlüpft und die Anziehungskraft eines scheinbaren Widerspruchs erzeugt. Zwar hat Hodler, der nicht auf Bestellung arbeitet, mit Ausnahme der Schweizergeschichte nicht mehr den Vorwand einer Scheinhandlung nöthig. Er malt den Frühling in der Keuschheit der ersten Blumen mit visionären Engeln und knospenhaft unentwickelten Kindlein; er malt den Jüngling, von Frauen bewundert; den Tag, die Nacht, den Morgen, die Liebe, allgemeine Symbole, in denen aber das Symbol, das Dichterische, doch die Nebensache ist. Es liegt nur im Titel. In Wahrheit sind es nackte Körper, Akte in kühnen, drastischen Stellungen, Studien, in eine ungewisse Atmosphäre gestellt, die nichts Bekanntes enthält, aber auch nichts Fremdes, die Atmosphäre des Visionären. In Wahrheit malte er die Freude am Sinnlichen, an der gewaltigen Bewegung, an starken Muskeln, an nackten Leibern. Alle Gleichnisse für diese Werke finden wir in Orvieto, in Signorellis Fresko „Wenn die Toten erwachen“. Auch darin ist die bewußte oder unbewußte Verwandtschaft überraschend, daß sich alle Figuren in den Bildern einsiedlerisch benehmen, jede Gestalt in ihrem eigenen Traum befangen, als wäre sie wirklich



erst von den Toten auferstanden und befände sich nur unbewußt und zufällig in der Gemeinschaft mit den Anderen. Aber diese Gemeinschaft will, bei Hodler wenigstens, doch Etwas ausdrücken, wenn auch etwas Aeüßerliches, etwas Aufgezwungenes. Ein Schema will sie ausdrücken. Dieses Gleichmaß links und rechts ik Bild, diese vertikalen Accente der Figuren, diese quer durchschneidenden Linien der Landschaft und der Wolken, diese Eurhythmie, diese Aufdringlichkeit der Schablone: Das erscheint diesem Künstler als die andere Hauptsache, Symmetrie und Gleichgewicht, Horizontalismus und Vertikalismus, ParallelismuS: hier ist das Credo Hodlers, sein System, seine Erfindung. Man kann sie schon bei Signorelli finden, wenn auch gebührend untergeordnet. Die deutschen Kunstdoktrinäre haben diese pfründnerhafte Erkenntniß mit Leidenschaft ergriffen. Sie ist augenblicklich die herrschende Denkschablone geworden. Ihr hat Hodler den Auftrag für die jenenser Universität zu verdanken; einem Mißverständnis. Hodlers „Aufbruch der jenenser Studenten": ein paar junge Leute, die sich aufs Pferd werfen. Einer in der Mitte des Bildes, der sich rasch den Rock anzieht, ein Anderer, der in den Steigbügel tritt, den Tornister festgemacht; Andere schon im Aufbruch. Alles ungestüm in der Bewegung, elementar, fabelhaft lebendig und zugleich ins Schema der Komposition gepreßt, mit der grandiosen Monotonie von Parallelbewegungen in der oberen Bildhälfte, abmarschirende Truppen, Gleichgewicht, Symmetrie, Horizontalismus, Vertikalismus, Parallelismus, Reliefwirkung. Die Doktrinäre erkennen ihre Denkschablone und übersehen die großartige Kühnheit des Künstlers, die nur deshalb nicht gerächt wird, weil sie nicht erkannt worden war. Ein Kunsthistoriker war entrüstet: Einer, der sich den Rock anzieht, — ist Das nicht eine Geschmacklosigkeit? Man muß Kunsthistoriker sein, um Das zu sagen; sonst hat man nicht den Muth zur Lächerlichkeit des Mißverständnisses, das die Autoritäten ziert. Alles Große und Kühne lebt auch bei Hodler jenseits von diesem Dokrinären; es liegt in seiner Sinnlichkeit, in seinem Visionären, in dem Unbewußtem des Seelenausdruckes. In der Energie der Bewegung, in der Dynamik der Muskeln, in der Dynamik des Lebens, das diese Akte verkörpern. In seinem Können liegts. Das ists, was Hodler neben Signorelli stellt und was Signorelli modern wie Hodler macht. Der Ausdruck des Lebens ist es, nicht die Schablone. Der liebe Herrgott hats trefflich verstanden: er nahm aus Signorelli eine Rippe und machte den Hodler daraus, allerdings erst vierhundert Jahre später; aber sie sind trotzdem gleich jung. Und er gab den Ba-nausen eine Binde vor die Augen, einst den religiösen Wahn, heute den Wahn des Schema ^, gab ihnen das übliche Feigenblatt für die prachtvolle Nacktheit und Verwegenheit der Kunst. Sie verehren das Feigenblatt. Wir verehren das Andere. Nicht als Kunstgelahrte, sondern als Liebhaber.

Siena. Joseph August Lux.



Die Zukunft.

Gedichte. \*)

Die heilige Flamme.

er Regen hielt sich fest in runden Wolken

Den ganzen Tag bis hin zur vesperstnnde,

Dann plötzlich, wie aus einem Nest heraus,

Brach von der See ein wüster Windstoß vor

Und Bö auf Bö fällt über Tand und Wasser.

Und wenn die Böen, auf Minuten nur,

Das Meer, den Strand wie Tiger überraschten,

Begleitete sie starker Tropfensturz.

Als Abendtrösterin kroch nicht einmal

Die Sonne vor aus ihrem grauen Dickicht.

In solchem Ungewitter, träumte mir,

Betrat ich einen ungeheuren Kirchhof.

Schon neigte sich der Nachmittag zu Ende.

In einer weiten Halle dieses Kirchhofs

Stand ich allein, umgeben von viel Menschen,

Die Gruppen bildeten, je eine Gruppe

von Klagenden, vou Meinenden, des Grames.

Nach einer kleinen Weile immer wieder

Sprang eine Thür auf und ein strenger Mann

Rief einen Namen; und es löste sich

Auf seinen Ruf von jenen Gruppen eine

Und ging ihm zu, ging mit ihm und verschwand.

Der Saal ward niemals leer; von Neuem füllte

Ihn fort und fort eintretendes Gedränge.

Ich wartete; und mußte lange warten,

Bis auch an mich der harte Ruf erscholl.

Und ich erhob mich, um ihm nachzuschreiten.

\*) Am zweiundzwanzigsten Juli ist Detlev von Liliencron in seinem Altrahlstedt

gestorben. Wird er seinem Volke nun leben? Geschrieben wurde genug über ihn; so viel

und so Matzloses, daß der ruhige Betrachter oft das Gefühlhaben nutzte, dieses kräftige,

kecke Talent werde unsinnig überschätzt. Das Getös drang aber nicht weit über den Li-

teratenkreis hinaus. Die Bolksthümlichkeit, die auch dieses Prachtexemplar eines nord-

deutschen Barons manchmal ersehnen mochte, ward ihm nicht beschieden. Noch nicht.

Einzelne seiner besten Stücke find aber würdig, in den Nationalbesitz aufgenommen zu

werden. Bisher wurdeallzu viel überdenliebenswürdigen Menschengeschwatz; Werden

unermüdlichenKonkneipanten allzu viel Anekdotisches vorgebracht, das nicht immer rein

wirken konnte. Jetzt zeugt nur das Werknoch für den Schöpfer. Und ein Theildieses Wer-

kes wirdbleiben; nicht so viel freilich, wie die Anbeter wähten. Hier sindzwei Gedichte,-

die Liliencron für den ersten Jahrgang der „Zukunft" geliefert hat.



Gedichte.  
Ich führte (Wunder! N)ar ich nicht allein?)  
Am Arme eine junge blasse Frau.  
So traten wir zu Zweien aus dem Raum  
In einen andern, dessen kahle Flächen  
Unendlich trostlos unser Herz anstarrten.  
Inmitten stand auf nacktem Katafalk  
Ein Sarg, bar aller Kränze, jeder Zier;  
Nur auf dem schweren Deckel sah ich liegen  
Ein silbern Sporenpaar; sonst nichts, sonst nichts.  
Doch! Noch ein Schild entdeckten meine Augen  
Am Fußquerbrett der Truhe; drauf die Worte:  
.Lebt wohl, Ihr Rinder, die Ihr mich geliebet,  
Ihr Freunde, die Ihr mich geehret habet!  
Sehr leise tönt, unsichtbar ist die Orgel,  
Das Spiel der Flöten und der Engelsstimmen.  
Sechs Männer kamen irgendwo hervor,  
Sechs langtalarte Träger mit Baretts.  
Die nahmen nun den Sarg auf ihre Schultern  
Und feierlich und Schritt vor Schritt gesetzt  
Zog durch ein Bogenthor der Zug ins Freie,  
ZVo unwirthlich das N)etter uns umfuhr.  
Die junge blaffe Frau an meiner Seite  
Hing schluchzend, aufgelöst in Schmerz und weh,  
An meinem Arm. Ihr langer Trauerschleier  
Berührte, wenn der Sturm nicht mit ihm spielte,  
Den Boden fast; tiefschwarz von Haupt zu Fuß,  
Bis auf den Handschuh, hüllt sie das Gewand.  
Gleich hinter uns, die Fahne hängen lassend,  
Mit stier gesenktem Haupte stapft ein Windhund,  
Ein langbehaartes, braun geflecktes Thier,  
Um seinen Hals ein blaues Band geschlungen.  
So folgen wir zu Drein den sechs Talaren.  
Indessen nun den Spruch ich las:  
„Tebt wohl, Ihr Rinder, die Ihr mich geliebet.  
Ihr Freunde, die Ihr mich geehret habet",  
Ließ sich die junge blasse Frau von mir,  
Als hätte sie die Augen fest verschlossen,  
Als müßte ich sie tragen, vorwärts führen.  
Der, dem wir folgten, hatte neunzig Jahre,  
Treu seinem Gott und seinem Heiland treu,  
Die Lebensbürde demüthig geschleppt.  
In seinen Händen hält er eine Rose,  
Ich seh' sein Antlitz, seine Hakennase,  
Den Gentleman, den Ravalier, den Ritter.  
Hab' Dank, Hab' Dank für so viel Lieb und Güte!



Die Zukunft.  
Der Tod geht um. Links, rechts, von allen Enden,  
Von überall her, her ans andren Hallen  
Begegnen Sarg auf Sarg uns, Sarg auf Sarg,  
Mit Bannern der, mit Blumen, Schleifen der,  
Der eines Kindes Bett, der eines Greises  
Und der umklammert eine schöne Braut,  
Der einen Grafen, einen Dieftmann der,  
Der Jenen, Diese; und der Diese, Jene.  
Den Ständen und den Altern ohne Wahl  
Schien heute hier der letzte Gang beschieden  
Rein Laut aus Menschenmund klang irgendwo.  
Nur stumm, in immer gleichgemessnem Tritt,  
Schritt, kam ein Zug dem andren in die Vuere,  
Ein wenig wartend, Alles seine Bahn,  
Bis jede Teiche ihre Stätte fand,  
Als die drei Handvoll in die Grube flogen,  
Erschaute ich ein Nordseeufer plötzlich:  
Ein schwefelgelber Streifen hing darüber.  
Lang, schmal; drauf lag ein rabenschwarz Gewölk  
Und vor der Mitte dieses gelben Streifens  
Erhob ein offener Tempel feine Säulen.  
So sah ich ihn: Die schlanken Schäfte unten  
Scharf durch den schwefelgelben Streifen steigend,  
Indeß sich oben Sims und Rapitäle  
vom finstern Himmel dämmerig abzeichnen.  
Und in dem Tempel lodern jetzt hellhoch  
Auf einem Scheiterhaufen mächtige Flammen.  
Da schrie mit meiner ganzen Stimme ich:  
„Reißt nur den Sarg, reißt nur den Sarg herauf!  
Ins Feuer dort, ins Leuer bringt ihn dort!“  
Doch flehend fiel die junge blasse Frau  
In mein Gelärme: „Laß, o laß ihn ruhn!“  
Ich aber starrte angestrengt hinüber:  
Verblichen war das gelbe Band, verschwunden;  
Und in die dunkle Nacht trieb ihre Lohe  
Die keusche Flamme groß und still empor.  
Bismarck.  
Du Einiger der Schmidt und Schulz,  
Der Meier und Müller,  
Nie ein Mastodon  
Stampftest Du durch die U)elt  
Königreiche entwurzelnd  
Und wie Schilf  
Deine Widersacher niedertretend.



Gedichte.

167

Und wer Alles stellte sich Dir gegenüber;

vom geriebensten Fuchs

Bis zum eingeräuchertsten Gewohnheitphilifter,

Sie Alle forderten:

weg mit ihm!

Er stört unseren Mittagsschlaf!

Gr ist ein Revolutionär!

Und die Hämischen jubelten unbändig,

Wenn sie Dich am Boden glaubten,

Und was sie an Gemeinheit im Vorrath hatten,

Ließen sie Dich fühlen.

Und sie spieen Dir nach.

Aber niemals lagst Du am Boden;

Denn ihre Machenschaften

Durchschautest Du.

So ging durch grimmiges Leindesland,

Durch ehrliches und unehrliches,

Dein Schritt

Und mit Deinen zusammengezogenen Brauen

Zwangst Du Deine Gegner

Sur Grde.

viele Jahre

Mußtest Du waten

Durch den tiefen Sumpf

Der Verleumdung.

von den Rändern her

Flog Pfeil auf Pfeil Dir zu.

Und Du riefst:

„Da lach' ick over!"

Bis endlich Dein Stern aufging.

Nun brüllten sie Dir Heil:

Erst wenige.

Dann wir Alle, die große Hurramasse.

Doch aus dem furchtbaren Kampfe

Brachtest Du unheilbare Wunden mit:

Verachtung und Menschenhaß,

wie Jeder,

Der sich lange hat schlagen müssen,

wenn er war wie Du:

Ein Genie!

Detlev von Liliencron.



168  
> > Caesarenwahnsinn.\*)  
^en „Caesarenwahnsinn" könnte man zu den Berufspsychosen zählen, insofern man in ihm eine Psychose der Herrschenden, und zwar nur der Herrschenden zu erblicken hätte, die ihrem Wesen nach durch den caesarischen Beruf entwickelt wurde. Dem Bögriſſe des Caesarenwahnsinns begegnen wir meines Wissens zuerst bei Champigny, der in seinem Werke „L^ss OHsai-s", das im Jahr 1841 in Paris erschien, von einer Nanie irnpHrials spricht. Johannes Scherr überschreibt in seinem famosen „Blücher und seine Zeit", das in den Jahren 1862 und 1863 erschien, ein Kapitel über Napoleon mit „Kaiserwahnsinn", während Gustav Freytag wohl als der Erste angesehen werden muß, der 1864 in seiner „Verlorenen Handschrift" in einer eingehenden Schilderung der Bezeichnung und dem Wesen des Caesarenwahnsinns gewissermaßen das Bürgerrecht verlieh. Daß für die Entwicklung eines Charakters nichts gefährlicher ist als unumschränkte Herrschermacht, wo der Einzelne nicht auf die Hilfe seiner Nebenmenschen angewiesen ift und keinerlei Rücksichten auf sie zu nehmen hat, ist leicht verständlich; und der Schade wird um so größer, um so unvermeidlicher sein, als das große Heilmittel der Erziehung gerade hier meist kläglich versagt. Der Philosoph Carneades von Cyrene und nach ihm Montaigne hatten schon die Bemerkung gemacht, daß die Fürstensöhne, unter deren Berührung sich Alles binsenhaft biege und beuge, nur von den Pferden, die sie bestiegen, rücksichllos abgeworfen würden und daher nur das Reiten gründlich lernten. Selbstverständlich gilt Das nur für jene Zeit. Auch hierin ist gewiß Manches anders und besser geworden; aber nach wie vor wird die Schmeichelei auf die persönliche Anschauung verderblich wirken und zu einem Verluste des Urtheils über Gut und Böse führen, bis endlich der eigene Wunsch zede andere Erwägung unterdrückt, jede Laune Befriedigung erheischt und jeder Widerspruch als eine Kränkung und persönliche Feindseligkeit empfunden wird. Von da ab wird das Bild des Caesarenwahnsinns eine rasche EntWicklung erfahre» und nach der jeweiligen Anlage zu Argwohn und List, zur Heuchelei und Verstellung oder zur brutalsten Aeüßerung von Blutdurst und Grausamkeit führen, deren ersten Anstoß meist die eigene Familie auszuhalten hat. Den Hauptschauplatz dieser Borgänge hat wohl von je her die unumschränkte Herrschermacht des Orients dargeboten; nirgends aber zeigte diese Krankheit eine gewaltigere EntWicklung als in dem römischen Staate, weil dort die Entfaltung der Menschen in Tugend und Verkehrtheit so gewaltig war, besonders, als Julius Caesar den letzten Rest der alten römischen Einfachheit mit orientalischen Anschauungen und Sitten durchsetzt hatte. "" ) Fragmente aus dem ungemein anregenden und im besten Sinn unterhalten- den Buch „Psychische Grenzzustände" (Verlag von Friedrich Cohen in Bonn), mit dem Professor Pelman, der bonner Ordinarius, nach streng wissenschaftlicher Lebensarbeit sich an die Menge der Gebildeten wendet. Er erzählt ihnen von Hexen und Besessenen, von Mystik und Ekstase, von Franz von Assisi und der Jungfrau von Orleans, von psychischen Volkskrankheiten und sexuellen Abnormitäten. Und meistert die schwere Kunst, auch über kompüzirte Zustände so verftänlich zu rede::, daH jeder Laie gern Zuhört. ^

vbar-static-top navbar-inverse">

## Navigation links for help, collections

- [Home](#)
- [About](#)
  - [Our Partnership](#)
  - [Our Digital Library](#)
  - [Our Research Center](#)
  - [News & Publications](#)
- [Collections](#)
- 
- [Help](#)
- [Feedback](#)

## Navigation links for searching HathiTrust, login

[HathiTrust Digital Library](#)

Full-text    Catalog

Search

Search Field List    All Fields

Search

- [Advanced full-text search](#)
  - [Advanced catalog search](#)
  - [Search tips](#)
- Full view only

[LOG IN](#)

## About this Book

### Catalog Record Details

Die Zukunft. v.68 1909.



[View full catalog record](#)

**Copyright:** [Public Domain in the United States.](#)

Get this Book

- [Find in a library](#)
- [Download this page \(PDF\)](#)
- [Download whole book \(PDF\)](#)

Add to Collection

[Login](#) to make your personal collections permanent

Add Item to Collection

Add to your collection:   

Share

Permanent link to this book

Link to this page

[Embed this book](#)

About versions

**Version:** 2013-03-17 02:41 UTC[version label for this item](#)

Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)

[Scroll](#) [Flip](#) [Thumbnail](#) [Page by Page](#) [Plain Text](#)

[Zoom In](#) [Zoom Out](#)  
[Rotate left](#) [Rotate right](#)  
[First](#) [Previous](#) [Next](#) [Last](#)

- [Front Cover](#)
- [Title Page](#)
- [Section 1 - 1](#)
- [Section 2 - 3](#)
- [Section 3 - 17](#)
- [Section 4 - 33](#)
- [Section 5 - 35](#)
- [Section 6 - 36](#)
- [Section 7 - 37](#)
- [Section 8 - 39](#)
- [Section 9 - 51](#)
- [Section 10 - 53](#)
- [Section 11 - 55](#)
- [Section 12 - 69](#)
- [Section 13 - 71](#)
- [Section 14 - 73](#)
- [Section 15 - 89](#)
- [Section 16 - 91](#)
- [Section 17 - 94](#)
- [Section 18 - 105](#)
- [Section 19 - 107](#)
- [Section 20 - 109](#)
- [Section 21 - 111](#)
- [Section 22 - 125](#)
- [Section 23 - 127](#)
- [Section 24 - 141](#)
- [Section 25 - 143](#)
- [Section 26 - 145](#)
- [Section 27 - 147](#)
- [Section 28 - 161](#)
- [Section 29 - 163](#)
- [Section 30 - 164](#)
- [Section 31 - 168](#)
- [Section 32 - 177](#)
- [Section 33 - 179](#)
- [Section 34 - 181](#)
- [Section 35 - 183](#)
- [Section 36 - 187](#)
- [Section 37 - 189](#)
- [Section 38 - 197](#)
- [Section 39 - 199](#)
- [Section 40 - 203](#)



- [Section 41 - 205](#)
- [Section 42 - 213](#)
- [Section 43 - 215](#)
- [Section 44 - 217](#)
- [Section 45 - 219](#)
- [Section 46 - 233](#)
- [Section 47 - 239](#)
- [Section 48 - 241](#)
- [Section 49 - 249](#)
- [Section 50 - 251](#)
- [Section 51 - 253](#)
- [Section 52 - 255](#)
- [Section 53 - 267](#)
- [Section 54 - 268](#)
- [Section 55 - 269](#)
- [Section 56 - 271](#)
- [Section 57 - 284](#)
- [Section 58 - 285](#)
- [Section 59 - 287](#)
- [Section 60 - 289](#)
- [Section 61 - 291](#)
- [Section 62 - 305](#)
- [Section 63 - 307](#)
- [Section 64 - 317](#)
- [Section 65 - 321](#)
- [Section 66 - 323](#)
- [Section 67 - 325](#)
- [Section 68 - 327](#)
- [Section 69 - 341](#)
- [Section 70 - 343](#)
- [Section 71 - 357](#)
- [Section 72 - 359](#)
- [Section 73 - 361](#)
- [Section 74 - 363](#)
- [Section 75 - 369](#)
- [Section 76 - 377](#)
- [Section 77 - 379](#)
- [Section 78 - 386](#)
- [Section 79 - 393](#)
- [Section 80 - 395](#)
- [Section 81 - 397](#)
- [Section 82 - 401](#)
- [Section 83 - 411](#)
- [Section 84 - 413](#)
- [Section 85 - 427](#)
- [Section 86 - 429](#)
- [Section 87 - 431](#)
- [Section 88 - 435](#)
- [Section 89 - 437](#)
- [Section 90 - 441](#)
- [Section 91 - 445](#)
- [Section 92 - 447](#)

Search in this volume

Search in this text Find

168  
> > Caesarenwahnsinn.\*)  
^en „Caesarenwahnsinn" könnte man zu den Berufspsychosen zählen, insofern man in ihm eine Psychose der Herrschenden, und zwar nur der Herrschenden zu erblicken hätte, die ihrem Wesen nach durch den caesarischen Beruf entwickelt wurde. Dem Bögriße des Caesarenwahnsinns begegnen wir meines Wissens zuerst bei Champigny, der in seinem Werke „L^ss OHsai-s", das im Jahr 1841 in Paris erschien, von einer Nanie irnpHrials spricht. Johannes Scherr überschreibt in seinem famosen „Blücher und seine Zeit", das in den Jahren 1862 und 1863 erschien, ein Kapitel über Napoleon mit „Kaiserwahnsinn", während Gustav Freytag wohl als der Erste angesehen werden muß, der 1864 in seiner „Verlorenen Handschrift" in einer eingehenden Schilderung der Bezeichnung und dem Wesen des Caesarenwahnsinns gewissermaßen das Bürgerrecht verlieh. Daß für die Entwicklung eines Charakters nichts gefährlicher ist als unumschränkte Herrschermacht, wo der Einzelne nicht auf die Hilfe seiner Nebenmenschen angewiesen ift und keinerlei Rücksichten auf sie zu nehmen hat, ist leicht verständlich; und der Schade wird um so größer, um so unvermeidlicher sein, als das große Heilmittel der Erziehung gerade hier meist kläglich versagt.  
Der Philosoph Carneades von Cyrene und nach ihm Montaigne hatten schon die Bemerkung gemacht, daß die Fürstensöhne, unter deren Berührung sich Alles binsenhaft biege und beuge, nur von den Pferden, die sie bestiegen, rücksichllos abgeworfen würden und daher nur das Reiten gründlich lernten. Selbstverständlich gilt Das nur für jene Zeit. Auch hierin ist gewiß Manches anders und besser geworden; aber nach wie vor wird die Schmeichelei auf die persönliche Anschauung verderblich wirken und zu einem Verluste des Urtheils über Gut und Böse führen, bis endlich der eigene Wunsch zede andere Erwägung unterdrückt, jede Laune Befriedigung erheischt und jeder Widerspruch als eine Kränkung und persönliche Feindseligkeit empfunden wird.  
Von da ab wird das Bild des Caesarenwahnsinns eine rasche EntWicklung erfahre» und nach der jeweiligen Anlage zu Argwohn und List, zur Heuchelei und Verstellung oder zur brutalsten Aeußerung von Blutdurst und Grausamkeit führen,



deren ersten Anstoß meist die eigene Familie auszuhalten hat.  
Den Hauptschauplatz dieser Borgänge hat wohl von je her die unumschränkte Herrschermacht des Orients dargeboten; nirgends aber zeigte diese Krankheit eine gewaltigere EntWicklung als in dem römischen Staate, weil dort die Entfaltung der Menschen in Tugend und Verkehrtheit so gewaltig war, besonders, als Julius Caesar den letzten Rest der alten römischen Einfachheit mit orientalischen Anschauungen und Sitten durchsetzt hatte.  
"" ) Fragmente aus dem ungemein anregenden und im besten Sinn unterhalten- den Buch „Psychische Grenzzustände" (Verlag von Friedrich Cohen in Bonn), mit dem Professor Pelman, der bonner Ordinarius, nach streng wissenschaftlicher Lebensarbeit sich an die Menge der Gebildeten wendet. Er erzählt ihnen von Hexen und Besessenen, von Mystik und Ekstase, von Franz von Assisi und der Jungfrau von Orleans, von psychischen Volkskrankheiten und sexuellen Abnormitäten. Und meistert die schwere Kunst, auch über kompüzirte Zustände so verftänlich zu rede::, daH jeder Laie gern Zuhört. ^

- [Home](#)
- [About](#)
- [Collections](#)
- [Help](#)
- [Feedback](#)
- [Mobile](#)
- [Take-Down Policy](#)
- [Privacy](#)
- [Contact](#)



Caesarenwahnstnn.

169

Zu diesen allgemeinen Ursachen trat noch eine besondere, persönliche. Nach Caesars Tode hatten sich die alten und entarteten Geschlechter der Julier und Claudier mit einander verbunden. Hierdurch wurden die bisher getrennten Schädlichkeiten vereint und aus ihre Nachkommen übertragen, bei denen sich die bis dahin latente Kränklichkeit zur vollen Krankheit entwickelte. Was drei geniale Herrscher (Caesar, Octavianus und Tibcrius) mit gewaltiger Kraft aufgerichtet hatten, wurde nun von drei Wahnsinnigen niedergerissen: von Gajus, Claudius, Nero.

Gajus Caesar, den die Soldaten Caligula nannten, des Germanims (Julier) und der Claudia Sohn, war bei dem Tode seines Großonkels Tiberius fünfundzwanzig Jahre alt. Eine Schwäche der unteren Gliedmaßen hatte er als ein Erbtheil des Augustus überkommen und die Mängel seiner moralischen Veranlagung waren dem scharfen Auge seines Großonkels nicht entgangen. „Ich lasse den Gajus zu seinem und der Anderen Unglück am Leben“: so hatte sich Tiberius über ihn geäußert; „ich erziehe in ihm eine Schlange für das römische Volk und einen Phaeton für die Welt.“ Und Sueton nennt ihn krank an Körper und Geift. Dennoch jauchzt ihm das römische Volk wie einem Erlöser aus schwerer Noth entgegen; und seine ersten Handlungen als Kaiser ließen bessere Tage hoffen. Aber nicht lange: und es war mit dieser Hoffnung vorbei. Caligula konnte den Gedanken, Beherrscher der Erde zu sein, nicht ertragen. Er wurde daran wahnsinnig. Von je her war er ängstlich und allerlei nervösen Störungen unterworfen gewesen. Er litt an Gewitterangst, und wenn er donnern hörte, kroch er in seiner Noth unter das Bett. Das steigerte sich jetzt zum Maßlosen, Ungeheuerlichen. Durch seine Ausschweifungen hatte er sich wenige Monate nach seiner Thronbesteigung eine akute geistige Erkrankung zugezogen und es scheint, als ob er die Verfolgungsideen, die ihn damals beherrschten, nie wieder losgeworden sei. Jedenfalls zeigte er von da an eine Unruhe und Rastlosigkeit und eine Lust am Zerstören ohne Ziel und Zweck, während sich daneben ein komödiantenhafter Zug bemerkbar macht und feine Selbstüberhebung zur Selbstvergötterung ansteigt.

In recht charakteristischer Weise und nicht ohne Humor schildert Das Philo

in seinem Bericht über eine Audienz, die er bei dem Caesar hatte.

Die Juden in Alexandria wurden von den heidnischen Bürgern der Stadt

in ihren Rechten bedroht und sollten von der Bürgerschaft ausgeschlossen werden.

Sie sandten deshalb den Philo mit einer Gesandtschaft nach Rom, die von dem Kaiser gleichzeitig mit ihren Gegnern zu einer Audienz befohlen wurde. Der Schauplatz dieser Audienz war die Villa des Maecenas, deren sämtliche Zimmer der Kaiser sich hatte öffnen lassen. Sobald der Kaiser die Gesandten erblickte, fuhr er auf sie los und schnauzte sie an, weshalb sie ihm keine göttlichen Ehren erwiesen, da er doch ein Gott sei. Ohne eine Antwort abzuwarten, läust er durch alle Zimmer, Befehle gebend und Anordnungen treffend. Eben so unvermittelt wendet er sich wieder an die athemlos hinter ihm her keuchenden Juden: „Warum eßt Ihr kein Schweinefleisch?“ Und wieder das selbe Abspringen und die selbe tolle Jagd, treppauf, treppab, bis er endlich die Gesandtschaft, ohne daß sie überhaupt zu Wort gekommen ist, mit dem Bescheid entläßt: „Ich sehe ein, sie sind nicht schlecht, sondern unglücklich und dumm, weil sie mich nicht als Gott verehren, der ich doch bin.“ Als Gott nimmt er nach einander die Abzeichen und Namen der sämtlichen großen Götter an. Er unterhält sich im Kapitol mit seinem Bruder Jupiter,



Die Zukunft.

den er gelegentlich auch wohl bedroht: „Töte mich doch, sonst werde ich Dich umbringen," und dessen Blitze er während eines Gewitters durch Steine erwiderte, die er durch eine Maschine gegen die Wolken schleudern läßt, während das Rollen des Donners durch dumpfes Brummen nachgeahmt wird.

Sein Wesen findet seinen besten Ausdruck in seinem Ausspruch: „Ich habe das Recht, Alles zu thun, was mir beliebt, und ein Recht über Alle." Und in diesem Sinn wenigstens hat er seinem Wort alle Ehre gemacht. Nichts war ihm je so heilig, daß er nicht unter die Füße getreten, nichts so hoch, das er nicht in den Schmutz gezogen hätte.

... In der Arena ließ er Zuschauer den wilden Thieren vorwerfen. Quästoren und Senatoren wurden gefoltert. Und seinem innersten Empfinden gab er in dem entsetzlichen Wunsche Ausdruck: „Ich wollte, Ihr hättet Alle nur einen Hals!" Mit diesem Schwelgen in Grausamkeit und Wollust verband sich die unsinnigste Verschwendung. Ems seiner Gelage kostete über zwei Millionen Mark; und in seiner unsinnigen Baulust, seinen schwimmenden Villen und zumal in der Schiffbrücke, die er über den Golf von Bajae nach Puteoli baute, hatte er schon nach Ablauf von zwei Jahren die gewaltige von Tiberus ersparte Summe verschwendet, so daß er sich genöthigt sah, sich nach einer Ergänzung seiner Einkünfte umzusehen. Um die Mittel war der Caesar nicht verlegen. Er führte Steuern aller Art ein, verurtheilte reiche Leute zum Tode, um ihr Vermögen einzuziehen, und verlangte, daß ihm bei allen Testamenten ein Theil der Erbschaft zugesichert werde. Ließ ihn dann ein solcher Erblasser zu lange auf den Antritt des Legates warten, so schickte er ihm wohl Gift, um ihm zu bedeuten, daß er sich beeilen möge, seiner Pflicht nachzukommen. Auf einen anderen Einfall, feine Einnahmen zu vermehren, verfiel er während eines Aufenthaltes in Lyon, wo er in allerhöchster Person alten Plunder aus dem Nachlaß der Caesaren auf den Markt brachte und versteigern ließ, wobei natürlich der historische Werth in Anrechnung kam.

Eines Tages war einer der Anwesenden eingenickt und Caligula bedeutete dem Ausrufer, auf den alten Herrn besonders Acht zu haben und jedes Nicken als eine Zustimmung anzunehmen. Als der unglückliche Schläfer endlich erwachte, befand er sich im Besitz von neun Gladiatoren, wofür er dem Kaiser die Kleinigkeit von zwei Millionen Mark zu bezahlen hatte.

... So lange er nur den Adel verfolgte und seine Opfer unter den Reichen ausgesucht hatte, blieb das Volk stumm; erst als er die Steuerschraube anzog, war es mit der alten Freundschaft vorbei. Noch aber hatte er die Armee auf seiner Seite, und wenn die Soldaten auch über die albernsten Possen lachten, die ihnen der Kaiser vorspielte, so ließen sie sich doch die Geschenke gefallen, womit er sie begleitete. Es ist ein weiterer Beweis für seine wahnsinnige Verblendung, daß er sein blindes Wüthen endlich auch gegen die Soldaten richtete. Damit hatte er sein Schicksal beschworen. Verschiedene Verschwörungen entstanden, denen er am vierundzwanzigsten Januar 41. zum Opfer fiel, nachdem er drei Jahre und zehn Monate lang regirt hatte: ein Mensch, den nach Senecas Ausspruch die Natur zur Schande und zum Verderben für das menschliche Geschlecht hervorgebracht hatte.

Am dreizehnten Oktober 54 bestieg Claudius Nero, siebenzehn Jahre alt, den römischen Kaiserthron, der Sohn der Agrippina, einer Schwester des Caligula, und des Domitius Ahenobarbus, der ihm bei seiner Geburt die Worte mit auf



Caesarenwahnsinn.

171

den Weg gab: „Von der Agrippina und mir kann nur ein Scheusal kommen, das der Welt zur Geißel wird.“

Und in der That hätte er in der Wahl feiner Eltern vorsichtiger verfahren können, denn der Vater Domitius war ein roher und wüster Geselle, ein Betrüger und Blutschänder, und von der Mutter sagte man, daß sie ihren ersten Gatten vergiftet habe; eine That, deren man sich von ihr, nach ihrem späteren Verhalten zu urtheilen, wohl versehen konnte. Er selber war nach einem Ausspruch Renans ein wahnsinniger Gamm, der sich an dem Beifall der Straßenhefe berauschte; nicht gerade der verrückteste noch auch der schlechteste Souverain, den der römische Staat auf seinem Thron gesehen, wohl aber der eitelste und lächerlichste, den ein böses Geschick je an die Spitze der Welt gestellt hatte. Es war eine tolle Zeit, wie sie uns am Besten aus den Schilderungen des Petronius Arbiter in seinem Satyrikon entgegentritt, und Nero gab sich ihren Verlockungen im tollsten Uebermuth und mit einer alle Schranken überschäumenden Genußsucht hin.

Noch kümmerten ihn nicht die Regirungsgeschäfte, die er seiner Mutter und seinem Seneca überließ, während er eine Bande gleichgesinnter Wollüstlinge, die „Ritter des Augustus“, um sich versammelte, mit denen er die Nächte durchtobte und die Straßen Roms zum Schauplatze der wüstesten Orgien machte.

Der Geschmack des Zeitalters war verdreht. Die Kunst des Deklamirens beherrschte Alles und Lebende Bilder waren in der Mode, aber Alles gleich geschmacklos und übertrieben. Und mitten hinein in dieses Chaos von Unverstand und Schrankenlosigkeit drängte sich die Schauspielnatur eines Nero, das tolle Treiben durch noch tolleres Gebaren überbietend, das Maßlose zum Ungeheuerlichen steigernd.

Mit seinen Gefühlen spielend, gestaltete er Alles zu Versen, mit deren Vortrag er seine Umgebung Tage lang beglückte. Niemand durfte während dieser Vorträge das Theater verlassen und es kam vor, daß Frauen dort ihre Niederkunft durchmachen mußten. Er selber gönnte sich dabei kaum Zeit zum Essen. Für den Beifall sorgten fünftausend stramme Soldaten, die für eine dreifache Beifallsbezeugung eingeschult waren: den Brummschall, den Hohlziegelschall und den Scherben-schall. Und Weh Dem, der diesen Beifall versagte oder zu lau darin war! Der Tod war ihm gewiß. So ließ Nero einst einen Sänger erdrosseln, der seine Stimme nicht genügend gedämpft und ihn feiner Meinung nach nicht zur gehörigen Geltung hatte kommen lassen. Noch hatte sich sein Thatendrang bis dahin zunächst auf Raufhändel beschränkt und er war als Maler, Sänger, Versemacher, als Wagenlenker und in allen Arten von Sport und Jagd eigentlich nur seinen Intimen gefährlich geworden. Das wurde nach dem Tode seiner Mutter anders. Schon lange war ihm Agrippina durch ihr Einmischen in seine und des Staates Angelegenheiten lästig geworden. Jetzt wurde sie unerträglich und er beschloß ihren Untergang. Ein Versuch, sie durch ein zerfallendes Schiff in Bajae zu ertränken, mißlang; und rasch entschlossen läßt er sie noch in der selben Nacht ermorden.

Um diese Zeit scheint eine psychische Erkrankung eingesetzt und ihn bis zu seinem Tode nicht mehr verlassen zu haben; wenigstens lassen sich von nun Perioden der Erregung nachweisen, die mit Zeiten einer mehr melancholischen Verstimmung abwechseln, in denen er seine tote Mutter sah und sich, von innerer Angst gequält, rastlos umhertrieb. In den Zeiten der Erregung schleppte er alle Kunstgegenstände zusammen, deren er habhaft werden konnte, und errichtete Paläste von



Die Zukunft.

fabelhafter Pracht und Ausdehnung. Sie strotzten von Marmor und Edelgestein, von Perlmutter und Gold, und den Fußboden bedeckten babylonische Teppiche, die er bis zu sechshunderttausend Mark das Stück bezahlte. Die Wände eines Zimmers waren ganz aus Perlen hergestellt. Jetzt, meinte er, fange er an, wie ein Mensch zu wohnen. Alles war von Gold und edlen Gesteinen, die Hufe seiner Maulthiere waren von Gold und in feinem Gefolge waren stets mindestens Wusend Wagen. Tacitus giebt die Summe, die er für die Prätorianer, Komoedianten und Freigelassenen ausgab, auf 330 000 000 Mark an; was er für seine Bauten verbrauchte, war unendlich viel mehr. In dieser unsinnigen Verschwendung rannen ihm die Millionen nur so durch die Hände; und dabei hatte er nicht, wie Caligul<sup>a</sup> einen ererbten Schatz zu seiner Verfügung.

Trotzdem träumte er von noch Höherem, noch Unerhörterem; denn: „bis zu mir hat Niemand gewußt, was Alles einem Herrscher erlaubt ist.“

Ob er den Brand Roms im Jahr 64, wobei von den vierzehn Regionen der Stadt nur vier verschont blieben, wirklich veranlaßt hat, ist nicht erwiesen, daß er dazu gesungen, wohl eine Legende. Nun wußte, daß er sich mit Bauplänen trug und an die Stelle des alten ein neronisches Rom fetzen wollte, und man kannts ihn gut genug, um ihm Solches zuzutrauen. Sicherlich war er nicht der Mann, um vor einem Frevel zurückzuschrecken, wenn es sich darum handeln würde, sich auf dem Wege der Brandstiftung billige Bauplätze zu verschaffen.

. . . Allmählich steigerte sich der- Größenwahn des Kaisers immer mehr. Daß er von seiner Kunst leben könne, war seine Ueberzeugung. Ganz Italien hatte dem göttlichen Sänger in Bewunderung zu Füßen gelegen und ihm zugejauchzt. Nun beschloß er, die Griechen mit seiner Kunst zu beglücken, da nur die Griechen seiner und seiner Anstrengung Werth seien.

Anderthalb Jahre durchzog er im Triumph das Land und sein Gefolge war ein ganzes Herr. Im Triumph kehrt er nach Italien zurück. Vor ihm her schreiten 1808 Herolde, welche die in Griechenland erworbenen Kronen und Kränze vor ihm hertragen und laut die Namen der Orte und der Sänger verkünden, wo und über die er gesiegt hatte. In Rom ritz man die Mauern des Circus Maximus nieder, um ihn einzulassen, und die 1808 Siegestrophäen wurden dort zu seinen Füßen hinlegt. Inzwischen tobte in Gallien der Ausstand des Vindex und unter den Soldaten begann es sich zu regen. Aus dieser Zeit besitzen wir genaue Mittheilungen; und nie tritt uns die Komoediantennatur des Caesar greller und unverhüllter entgegen als in diesen letzten Tagen. Bald will er in feigem Verzagen entfliehen, bald seine Feinde mit seinen Liedern und seiner Stimme besiegen. Er komponirt die Siegeslieder und trägt sie den Wenigen vor, die noch an seiner Seite stehen; er jammert, daß man einen so beschäftigten Mann in dieser Weise störe, und er tröstet sich mit dem Wort, daß noch nie ein Fürst ein so großes Reich verloren habe. Nach grellem Umschwung der Stimmung bedroht er dann den Senat mit dem Untergang, ganz Rom mit Brand und Mord.

Am achten Juni 68 rufen die Prätorianer den Galba zum Kaiser aus und Nero plant, wie er in Trauerkleidern das Volk anreden und seine ganze schauspielersche Kraft aufbieten will, um die Masse zu seinen Gunsten umzustimmen. Aber während er noch seine Rede aufschreibt, findet er sich in der Nacht allein und seinen Palast von Wachen entblößt. Diesmal bleibt ihm nur die Flucht; und er



Caefarenwahnsinn.

173

flieht verkleidet in die Villa des Phaon, wo er sich im Gehölz versteckt. Auch jetzt noch, in der Todesnoth, überwiegt der Komoediant. Er ergeht sich in klassischen Citaten und rhetorischen Wendungen. In der Situation sieht er nur das Drama; und merkt, daß er das Drama diesmal auf eigene Rechnung spielt.

So citirt er aus dem „Oedipus“: „Meine Gattin, meine Mutter und mein Vater sprechen mein Todesurtheil aus“; und wenn er sein Los beklagt, so thut ers mit den Worten: „Welch ein Künstler geht mit mir zu Grunde!“ Da hört er das Pferdegetrappel der nahenden Verfolger, und während er den vergeblichen Versuch macht, sich mit dem Dolch zu erstechen, spricht er die Verse der Jlias: „Der Schritt schwerer Rosse schlägt an mein Ohr“, bis ihm sein Begleiter den Dolch in die Kehle stößt. Nach fast vierzehnjähriger Regirung stirbt er so.

Mit Nero endet die Familie der Julier; das Geschlecht der Caesaren verschwindet von der Erde. Der Born war erschöpft, der Baum trägt keine Früchte mehr und die entartete Rasse findet ihr Ende in Mord und Streit. Nero hatte zu gründlich für den Untergang seiner Familie gesorgt: vierundzwanzig Mitglieder einem gewaltsamen Tode überliefert. Der Caesarenwahnsinn aber lebt fort. Der Sohn des großen Marc Aurel, Commodus, war trotz der sorgfältigsten Erziehung nichts weiter als ein wildes Thier mit Caesarengewalt; und Heliogabalus übertrug die Verkehrtheiten des Ostens, die dort im Harem verborgen blieben, auf die offene Straße. Dieser Typus eines Entarteten, dessen Büsten geradezu eine Mutterkarte von Entartungszeichen darbieten, war mit vierzehn Jahren der Herr der Welt. Für einen römischen Kaiser seiner Zeit bedurfte es keiner besonderen Sehergabe, um sein Schicksal vorauszusehen, und so klug war Heliogabalus auch, um zu wissen, daß ihm ein gewaltsamer Tod beschieden sei. Aber er wollte von seinem Tode, daß er groß und kostbar sei, und so ließ er goldene Stricke und Schwerter anfertigen, parfümirte Gifte bereiten und errichtete einen kostbaren Thurm, um sich von dort herabzustürzen.

Ich übergehe die Tyrannen des Mittelalters, die Malatesta und Sforza, obwohl sich aus ihnen manch prächtiges Beispiel herausnehmen ließe, um bei Iwan dem Schrecklichen, dem grausen moskowiter Zaren (1630 bis 1584), zu verweilen. Es war eine rauhe, eine mitleidlose Zeit und Rußland damals noch ein durchaus barbarisches Land. Von dem Vater Iwans wird berichtet, daß er in hohem Grade reizbar und fast nie im psychischen Gleichgewicht war. Ein Bruder Iwans war imbezill und mehrere seiner Kinder epileptisch. Nach dem frühen Tod seines Vaters wurde er von seiner Mutter Helena erzogen; ob diese Erziehung besonders dazu angethan war, die vom Vater ererbte psychische Anlage in gesündere Bahnen zu leiten, möchte ich bezweifeln, da Helena drei Oheime ermorden ließ. Sie selbst wurde von den Bojaren ermordet, als Iwan sieben Jahre alt war, und wenn die Uneinigkeit der Mörder sie auch davon abhielt, dem jungen Zaren das selbe Schicksal zu bereiten, so thaten sie doch Alles, um ihn systematisch zu Grunde zu richten. Sie ermordeten ferne Günstlinge und er selbst hat Jahre lang in Todesgefahr und Noth geschwebt. Trotzdem waren die ersten Jahre seiner Regirung erträglich, bis er sich allmählich zu einem Leviathan von Grausamkeit und Blutgier auswuchs, unter dem Rußland unsagbares Leid erduldete. Zuerst wandte sich sein Grimm gegen die Bojaren, an denen er blutige Rache nahm und die er wie wilde Thiers zu Tode hetzte. Ueberall hatte er seine Spione



Die Zukunft.

und ihm wurde jedes Wort Unterbracht, das gegen ihn geäußert wurde. Weh dann dem Unvorsichtigen! Niemand war mehr seines Lebens sicher. Einem Bojaren, der sich vor dem auf dem Thron sitzenden Zaren verbeugt, schneidet er das Ohr ab, einem anderen, der sich ihm mit einer Bitte naht, durchbohrt er mit seinem eisenbeschlagenen Stabe den Fuß: und Beide dürfen keine Miene verziehen und müssen sich bei dem Zaren noch für die ihnen erwiesene Gnade bedanken. Bei seinen Festen reitet er mit seinem Gefolge über das auf der Erde hingestreckte Volk hinweg und läßt Hunderte von Gefangenen hinschlachten. Frauen und Kinder werden aus seinen Befehl vor seinen Augen ermordet. Sein ganzes Leben ist eine ununterbrochene Folge von Grausamkeit und Mord.

Schon lange war ihm die Thätigkeit der Hansa und ihre blühende Niederlassung in Naugart (Nowgorod) ein Dorn im Auge und er suchte nur nach einem Vorwande, um sie zu zerstören. Ihm genügte daher die durch nichts verbürgte Anzeige eines Landstreichers, daß Naugart Verrath beabsichtige, um mit seinem Heerbann gegen die Stadt zu ziehen und sie dem Erdboden gleich zu machen (1570). An 60 000 Einwohner fanden dabei ihr Ende; jeden Tag ließ er Hunderte verbrennen, pskhlen und ertränken. In den späteren Jahren seiner Regirung steigerte sich dieses Wuthen zur völligen Raserei. In einem solchen Anfall ist er dann auch gestorben, nachdem er noch unmittelbar vorher die Hinrichtung der Sterndeuter befohlen, die seinen Tod vorhergesagt hatten.

Sein schwachsinniger Sohn Feodor, von Boris Godunow beherrscht, stirbt ohne Erben und seinen zweiten Sohn, Demetrius, hatte er in einem seiner Wuthanfälle mit eigener Hand erschlagen, als der Knabe zehn Jahre alt war. Da dieser Demetrius epileptisch war\*und die grausame Natur seines Vaters geerbt hatte (das Hauptvergnügen des Knaben bestand in dem Quälen und Töten von Thieren, von Hühnern und Tauben), war sein Tod an sich kein großer Verlust.

Zweihundert Jahre später spielte sich in Rußland ein ähnliches Drama ab; richtiger: eine Karikatur dieses Dramas, da Iwan bei allem Gräßlichen doch ein großartiges Scheusal gewesen ist, während man in Paul dem Ersten im Grunde kaum etwas Anderes als einen albernem Narren erblicken kann.

Ein Urenkel Peters des Großen und der häßlichste Mann seines Reiches, bestieg der damals zweiundvierzigjährige Sohn der Kaiserin Katharina nach dem Ableben seiner Mutter den russischen Kaiserthron. Daß der Kaiserin Katharina durch die Art, wie sie ihren Sohn erziehen und von ihren Günstlingen mißhandeln ließ, an dessen Charaktereigenschaften, die sich später aus eine so unheilvolle Art entwickelten, eine gewisse Schuld beigemessen werden mutz, ist unbestreitbar. Eben so wenig kann man auch Peter den Großen von der Schuld, seinen Sohn Alexej schlecht erzogen zu haben, freisprechen. Aber es darf auch nicht unbeachtet gelassen werden, daß gewisse Naturanlagen, geistige und moralische Defekte, vorhanden gewesen sein müssen, die den despotischen, rachsüchtigen und störrischen Charakter Pauls (wenn auch nicht entschuldigen, so doch) einigermaßen begreiflich machen. „Die despotischen Allüren Pauls trugen schon in der ersten Zeit seiner Regirung den Stempel des Caesarenwahnsinns, der sich alsbald maßlos steigern sollte“, sagt Turgenjew in seinen Aufzeichnungen. „Schon während der letzten Stunden, als Katharina mit dem Tode rang, hegten Alle die Besorgniß, daß man einer Zeit entgegengehe, da Niemand werde frei athmen können. Die erste Heldenthat der



neuen Regirung war ein erbitterter, schonungsloser Kampf gegen die schlimmsten Feinde des russischen Staats: die runden Hüte, die Fracks und Westen. Zweihundert Polizeisoldaten und Dragoner rannten in den Straßen umher und rissen allen Vorübergehenden die runden Hüte ab, den Fracks wurden die Krügen abgeschnitten, die Westen in Stücke zerrissen. Wer sich wehrte, wurde mit Faust- und Stockschlägen mißhandelt. Den Schergen war ausdrücklich eingeschärft worden, rücksichtslos vorzugehen. Am ersten Tage seiner Regirung ritt Paul an einem hölzernen Theater vorüber, das Katharina hatte erbauen lassen. Er befahl, es niederzureißen, und wenige Stunden später war von dem großen Gebäude keine Spur mehr zu erblicken". Dieser Vorgang, sagt Turgenjew, gab mir Gelegenheit, zu erkennen, wie weit sich die Macht der russischen Regirung erstrecke. Die Fälle von Verbannung vom Hof, aus der Hauptstadt, über die Grenze nach Sibirien wurden so häufig, daß man schließlich kaum noch darauf achtete. Dem Russischen Gesandten in London wurde der Befehl erteilt, keinem nach Rußland reisenden Ausländer einen Patz zu geben. Buturlin berichtet, starr vor Entsetzen, alle Einfuhr ausländischer Bücher sei verboten worden. Bekannt ist, daß Kotzebue, in der Abficht, Verwandte in Estland zu besuchen, unterwegs aufgegriffen und nach Sibirien geschleppt wurde. Nach seiner Begnadigung erfuhr er, es fei geschehen, weil er Schriftsteller sei. Während seiner ganzen Regirungszeit, die vier Jahre und vier Monate währte, schufPaulnichts Wesentliches; seineHauptthätigkeit bestand in der Vernichtung oder Verunstaltung alles Dessen, was seine Mutter geschaffen hatte. Pauls Regirungszeit zeichnete sich auch dadurch aus, daß er nicht nur alle Günstlinge seiner Mutter, sondern auch alle verdienstvollen Mitarbeiter an den Reformen und Großthaten der nordischen Semiramis mit feinem unverhüllten Haß beehrte und sie seine Animosität rückhaltlos fühlen ließ. Ein Schilderer dieser schrecklichen Paulinischen Regirungszeit sagt: „Mit Entsetzen sah die russische Aristokratie, daß der Kaiser seinen Ausspruch: ‚On n’sst Zi-anä 86iSH6ui- Russis, yue Huanä 011 ms pai-ls et p6Qäa.Qd yn’ori ms parls’ buchstäblich in Ausführung brachte, daß er unterschiedlos Alles niedertrat, was ihm in den Weg kam, und alle bisherigen Gewohnheiten so vollständig auf den Kopf stellte, daß schließlich nur noch Diejenigen sich einer gewissen Sicherheit an Freiheit und Leben erfreuten, die ihre Tage außerhalb des Glanzes der Hofsonne verbrachten und zu unbedeutend waren, um bemerkt zu werden. Wer gestern die Spitze der Leiter erklommen hatte, wurde heute in ein bodenloses Nichts zurückgeschleudert und war froh, wenn er einen anderen Weg als den in die bekannte große Landschaft jenseits vom Ural antreten durfte. Schweigend packten die großen Herren ihre Koffer, in aller Stille ließen sie vor ihre Karossen Bauernpferde spannen, um so unbemerkt in die Einsamkeit ihrer Landgüter zu verschwinden und ihreTage in Müßiggang zu verbringen.“ Die höchsten Stellen erhielten Leute, die kaum lesen konnten, ganz ungebildet waren und nie Gelegenheit gehabt hatten, irgendetwas das Gemeinwohl Fördernde zu sehen; sie kannten nur Gatschina und die dortigen Kasernen; sie hatten nichts Anderes gethan, als auf dem Paradeplatz exerzirt, nichts Anderes gehört als die Trommel und die Signalpfeife. Der Lakai Kleinmichel wurde beauftragt, Feldmarschälle in der Kriegskunst zu unterrichten. Sechs oder sieben damals in Petersburg lebende Feldmarschälle saßen an dem Tisch unter dem Vorsitz des ehemaligen Lakaiens, der den in vielen



Die Zukunft.

Feldzügen ergrauten Heerführern in gebrochenem Russisch seine „Taktik“ beibrachte. Paul gefiel sich in werthlosem Garnisondienst, wobei die Soldaten wegen geringfügiger Versehen totgeprügelt wurden, in Wachtparaden, in den kleinen Kunstgriffen der Kaserne, in Soldatenspielen, in lauter abgeschmackten Äußerlichkeiten des Militärwesens. Der Schwedische Gesandte schrieb seinem Könige: „Paul pflegt die Offiziere fortzujagen, als habe er mit Lakaien zu thun. Der letzte Rest von esprit des corps geht bei diesem Stande dadurch verloren. Wer Ehrgefühl hat, wird den Hof und die Armee fliehen. Jede allzu große Spannung, wie die gegenwärtige, muß eine Erschlaffung zur Folge haben.“ Ssablukow, ein russischer General, berichtet in seinen Memoiren: „Alles, was an point d'honneur in dem Offiziercorps unter Katharina vorhanden war, stand auf dem Spiele. Die Strafen wurden so häufig, daß sie alle Wirkung verfehlten. Alle Polizeihäuser und Wachtstuben waren überfüllt.“ Und Turgenjew meldet: „Jeden Morgen gingen Alle, vom General bis zum Fähnrich herab. Zur Wachtparade wie zum Blutgerüst. Niemand wußte, welches Schicksal ihn dort ereilen werde.“ Nach Turgenjews Angaben hat Paul zwölftausend Offiziere und Beamte nach Sibirien geschickt. In den vier Jahren seiner Regierung hat er eine Unmasse von Ukasen erlassen, in denen sich das Groteske mit der äußersten Tyrannei verband, und die innere wie die auswärtige Politik spiegelt in ihrer dilettantenhaften und überstürzten Form seine augenblicklichen Launen und Anwandlungen wider. So hatte seine ganze bisherige Aufgabe darin bestanden, gegen die in Frankreich herrschende revolutionäre Staatslehre anzukämpfen, und er hatte deshalb den Walzer, französische Kostüme und Bücher, sogar das Aussprechen der Worte *Liberté* und *Oligarchie* im ganzen Umfange des russischen Reiches verboten. Daß er in Napoleon den Vertreter dieser Ideen sah und als Solchen haßte, verstand sich von selbst. Der große Korse aber war ein Menschenkenner und seinem Scharfblick blieb Paul kein Räthsel. Er wußte, daß er sich seiner bemächtigen könne, wenn er ihn mit Schmeicheleien und Huldigungen umgebe; und Paul ging leicht in die Falle. Der Erste Konsul sandte ihm einige Tausend Gefangene, neu gekleidet und gerüstet, ohne Lösegeld oder Auswechselung zurück, schenkte ihm den Degen des berühmten Malteser Großmeisters *L'Éclair*-Adam und bot ihm die Anerkennung als Großmeister und den Besitz von Malta in dem Augenblick an, wo die Briten diese Insel bald ausgehungert hatten. Paul gewann an Bonaparte Geschmack, sein bisheriger Widerwille schlug in volle Bewunderung um, der Genius des Bändigers der Revolution blendete den Legitimisten. Paul erblickte in Bonaparte den größten Mann der Zeit, in dem Gebieter Frankreichs den künftigen Zaren von Westeuropa. Im strengsten Winter (Januar 1801) jagte Paul die Bourbonen aus dem Reich, pries Bonaparte als seinen Freund, umgab sich mit seinen Bildern und feierte ihn maßlos; mancher Emigrant wurde ausgewiesen. Diese und unzählige andere Narrheiten und Brutalitäten, vor denen selbst die nächsten Familienglieder, die eigene Frau und Kinder, nicht sicher waren, reisten schließlich den Gedanken, daß diesem unheilvollen Treiben ein Ende gemacht werden müsse. Paul wurde in der Nacht des dreißigsten März 1801 von Verschworenen überfallen und erdrosselt. ... Mit diesem Narren auf dem Thron Ludwig den Zweiten von Bayern in eine Parallele stellen, hieße. Diesem bitteres Unrecht anthun; und doch gehört er hierher. Er ist ein Beweis dafür, daß es selbst in einem konstitutionellem Staat



Caesarenwahnfinn.

177

zur Ausbildung eines CaesarenWahnsinns kommen kann. Allerdings sind hier die Vorbedingungen nicht so leicht gegeben wie bei der absoluten Selbstherrschaft und die gewaltige Entwicklung, wie wir sie bei den Caesaren gesehen haben, werden wir hier nicht mehr finden. Was sie ungehindert in die That umsetzen konnten, Mord und Verwüstung, Das blieb hier in der Phantasie und nutzte sich in den Träumereien des Tagebuches Verstecken. Das roMen social ist ein anderes geworden und wir werden daher die individuelle Veranlagung höher bewerthen müssen. In der Familie der Wittelsbacher war von Alters her der Kunstsinn erblich.

Schon Gustav Adolf hatte 1632 bei seinem Einzug in München gefragt, wer der Baumeister sei, der alle die schönen Gebäude errichtet habe, da er ihn gern nach Schweden senden würde; und die Verdienste des ErstenLudwig um die Verschönerung feiner Hauptstadt sind bekannt. Aber neben der künstlerischen Begabung hatte der junge König einige andere, weniger günstige Eigenschaften mit auf den Weg bekommen; und schon früh zeigte er sich exzentrisch und leicht verletzlich. Bismarck, der ihn 1863, also in seinem achtzehnten Jahr sah, sagt darüber in seinen „Gedanken und Erinnerungen“: „Bei den regelmäßigen Mahlzeiten, die wir während des Aufenthaltes in Nymphenbm̄g einnahmen, war der Kronprinz, später Ludwig II., der seiner Mutter gegenüber saß, mein Nachbar. Ich hatte den Eindruck, daß er mit seinen Gedanken nicht bei der Tafel war und sich nur ab und zu seiner Absicht erinnerte, mit mir eine Unterhaltung zu führen, die aus dem Gebiet der üblichen Hofgespräche nicht herausging. Gleichwohl glaubte ich in Dem, was er sagte, eine begabte Lebhaftigkeit und einen von seiner Zukunft erfüllten Sinn zu erkennen. In den Pausen des Gespräches blickte er über seine Frau Mutter hinweg an die Decke und leerte ab und zu hastig sein Champagnerglas, dessen Füllung, wie ich annehme, auf mütterlichen Befehl verlangsamt wurde, so daß der Prinz mehrmals fein leeres Glas rückwärts über die Schulter hielt, wo es zögernd wieder gefüllt wurde. Er hat weder damals noch später die Mäßigkeit im Trinken überschritten, ich hatte jedoch das Gefühl, daß die Umgebung ihn langweile und er den^von ihr unabhängigen Richtungen seiner Phantasie durch den Champagner zu Hilfe kam. Der Eindruck, t>en er mir machte, war ein sympathischer, obwohl ich mir mit einiger Verdrießlichkeit sagen mußte, daß mein Bestreben, ihn als Tischnachbar angenehm zu unterhalten, unfruchtbar blieb. Es war das einzige Mal, daß ich den König vonMngeficht gesehen habe.“

Diese Mittheilung des großen Kanzlers ist von um so höherem Interesse, als uns aus der Zeit vor der Thronbesteigung wenig Zuverlässiges bekannt ist. Wohl aber wissen wir, daß die Erziehung nicht dazu angechan war, die angeborene krankhafte Veranlagung des Prinzen in gesunde Bahnen zu leiten. Sie war außer-gewöhnlich streng und die königlichen Prinzen wurden zumal im Punkte des Taschengeldes so kurz gehalten (eine Mark die Woche), daß der jüngere Prinz, der jetzige König Otto, sich ernstlich mit dem Gedanken trug, sich einen Vorderzahn ausziehen zu lassen, da er davon gehört hatte, daß er dafür zehn Gulden erhalten könne. Diese unangebrachte Strenge von oben wurde reichlich durch Schmeichelei von unten aufgewogen und das gekränkte Selbstgefühl der jungen Prinzen durch die übertriebenen Lobpreisungen des Dienstpersonals gefördert und bestärkt.

Mit neunzehn Jahren wurde Ludwig König (1864): und bald trat die unglückselige Abgeschlossenheit ein, die ihn dem Berständnitz seiner Unterthanen ent-,

15



Die Zukunft.

fremden mußte. Je weniger er sich mit der Regnung befaßte, um so eifriger hing er seinen romantischen Neigungen und seinem Kunstsinn nach.

Nur Wenigen war es vergönnt, mit dem jungen Herrscher zu Verkehren, und von diesen Wenigen hat der Eine oder der Andere einen für die Entwicklung des Königs geradezu unheilvollen Einfluß geübt. Daß soll in erster Linie für Richard Wagner gelten, und als man den widerstrebenden König im Jahr 1865 zu dessen Entlassung zwang, empfand er diesen Zwang als eine schwere Beleidigung, die ihn nie verwunden hat. Er schloß sich seitdem noch mehr von der Außenwelt ab, um sich ganz in seine romantischen Träumereien zu versenken.

Aus jener Zeit drangen hin und wieder wunderliche Mären nach außen:

wie sich der König in seinem Schlafzimmer einen Mond anbringen ließ, dessen Schein ihm den erwünschten Schlaf verschaffen sollte, und wie er bei Nacht und unter Fackelbeleuchtung im Schlitten durch die schneebedeckten Wälder fuhr, um sich nach einem seiner einsam gelegenen Schlösser zu begeben. Er hatte auf dem Dach seines Schlosses in München einen See anlegen lassen, in dem er in einem von einem Schwan gezogenen Kahne einsam als Lohengrin umherfuhr. Da ihm die Farbe des Wassers nicht genügte, ließ er die mangelnde natürliche Bläue durch Kupfervitriol ersetzen und den fehlenden Wellenschlag durch ein Mühlenrad hervorbringen. Aber eines Tages warfen die Wellen den Kahn um und der König fiel ins Wasser. Bald danach hatte die Schwefelsäure den Zinkboden des Sees durchfressen und das Wasser ergoß sich in die untenliegenden Gemächer.

Dann wandte sich Ludwigs Neigung der Baukunst zu; und nun entstanden jene wunderbaren Königsschlösser, Zeichen seines hoch entwickelten Kunstsinns, zugleich aber auch seiner maßlosen Verschwendung. Auf diesen Schlössern konnte er seinem Hang nach Vereinsamung nach Herzenslust nachgehen. Er nimmt seine Mahlzeiten an einem Tisch ein, der aus der Tiefe hervorsteigt und jede Bedienung überflüssig macht. Im Theater darf außer ihm kein anderer Mensch der Vorstellung beiwohnen und die Schauspieler müssen vor dem leeren Haus spielen; ob hinter den geschlossenen Vorhängen der Königsloge der König zugegen ist oder nicht, wissen sie nicht. Dabei bewegen sich die von ihm befohlenen Stücke zunächst in der Zeit Ludwigs des Vierzehnten, dessen Person und absolutische Richtung seine Bewunderung erregte. Später wendet er sein Gefallen mehr den Blutdramen zu. Im Juli 1870 schreibt der preußische Kronprinz Friedrich in sein Tagebuch: „König Ludwig ist merkwürdig verändert, nervös in seinen Reden, wartet keine Antwort ab, fragt nach den entlegensten Dingen.“ In dieser Einsamkeit und nur den eigenen Gedanken und Neigungen ohne jedes Gegengewicht hingegeben, mußte sich die angeborene krankhafte Anlage des Königs zur vollen Krankheit entfalten. Wann seine eigentliche Geisteskrankheit angefangen hat, ist schwer zu bestimmen. In wachsender Menschenscheu war er schließlich nur von Dienern umgeben; und auch sie durften ihm zuletzt nur in Masken nahen. Der Kammerdiener Msyer berichtet, daß er ein Jahr lang nur in einer schwarzen Maske serviren durfte, weil der König, wie er sich ausdrückte, sein Verbrechergesicht nicht sehen wollte. Sein letzter Kabinetssckcetär, Schneider, hat ihn nie gesehen. Er antwortete ihm bei den seltenen Vorträgen hinter einem Vorhang und später nur noch durch einen Diener.

Aus seinen eigenen Aufzeichnungen, die man nach seinem Tode fand und dem Staatsarchiv übergeben hat, geht deutlich hervor, daß er ein völliges Traum-



leben, und zwar schon seit Jahren, führte. Seine ungezügelte Phantasie spiegelte ihm die wunderlichsten Bilder vor, die sich bei ihm zur Wirklichkeit gestalteten und nach Art von Fieberphantasien zu völligen Romanen ausgesponnen wurden. So verurtheilt er seine Minister und andere ihm mißliebige Personen zum Tode. Er ließ diese Urtheile vollziehen und malte die verschiedenen Todesarten ausführlich aus. Eine besondere Abneigung hegte er gegen den späteren Kaiser Friedrich und ihm ist ein großer Theil des Tagebuches gewidmet. Nach dem Vorbilde des Monte Christo hatte er den Kronprinzen in Italien durch Banditen aufheben und in eine Höhle einsperren lassen, wo er einem langsamen Tode durch Verhungern geweiht war. Zur Erhöhung seiner Leiden befiehlt er, ihm die Zähne einzeln ausziehen, und er läßt sich täglich über die Ausführung seiner Befehle und über das Verhalten des Gefangenen berichten, während er aus den Zeitungen wissen konnte, daß der Kronprinz in München sei, wo er die bayerische Armee inspizierte. Um der immer näher drohenden Geldnoth zu entgehen, organisierte er Banden, welche die großen Banken berauben sollten, und er plant, sein Land zu verkaufen. Diese Absicht und der Wunsch, sich auf einer Insel ein Reich zu gründen, wo nichts seinen absolutistischen Neigungen entgegenstehen, kein Minister und kein Parlament seine Pläne stören könnte, veranlaßte ihn, Franz von Löher auf die Suche nach einer solchen Insel auszuschicken. Daß Franz von Löher diesem Auftrage gefolgt ist, hat man ihm vielfach verdacht. Einen Theil seiner Schuld hat er durch die prächtigen Schilderungen abgetragen, die dieser Reise ihre Entstehung verdanken. Was Bismarck über die Mäßigkeit des Königs gesagt hat, trifft für die spätere Zeit nicht mehr zu. Seine zunehmende Verrohung und Grausamkeit wecken den Verdacht deö Mißbrauches geistiger Getränke; und dieser Verdacht wird durch bestimmte Angaben bestätigt, wonach der König schwere Weine und Liqueurs trank. Er mißhandelte seine Diener, die ihm zuletzt nur knieend nahen durften, und bei seiner Verhaftung fand man zweiunddreißig seiner Diener verletzt. Im Juni 1886 sprachen sich vier Aerzte gutachtlich für die Geisteskrankheit des Königs aus und man erkannte die Nothwendigkeit eines Schrittes, der diesem Treiben ein Ende machen sollte. Von nun an nahmen die Geschehnisse einen raschen Verlauf. Am neunten Juni fuhr eine Kommission nach Hohenschwangau, wo sich der König aufhielt. Durch ein unverzeihliches Versehen war die Schloßwache von München aus ohne Bescheid geblieben und weigerte sich daher, den Befehlen der Kommission zu gehorchen. Der König aber ertheilte mit eigener Hand den Befehl, „den Verräthern die Haut abzuziehen und sie Hungers sterben zu lassen“. Das war ihr Glück. Hätte der König der Schloßwache den Befehl gegeben, die Kommission zu erschießen, so wäre dieser Befehl aller Wahrscheinlichkeit nach ausgeführt worden (wie der Kommission von der Wache bestätigt wurde). Doch so Ungeheuerliches auszuführen, konnten sich die dem König treuen Bayern nicht entschließen. Dennoch verlebte die Kommission einen recht ungemüthlichen Tag, bis ihr endlich eine Depesche von München die Erlösung und die Erlaubniß zur Abreise brachte und sie, froh, einer großen Gefahr entronnen zu sein, aus dem Schloß abzog, wo sie den Tag über nicht einmal Etwas zu essen erhalten hatte. Zwei Tage später wurde das Unternehmen unter günstigeren Vorbedingungen wiederholt und glücklich zu Ende gebracht. Der König wurde in Gewahrsam genommen und nach Berg geführt. Dort ereilte ihn am folgenden Tage in den Fluchen des Starnberger Sees der Tod.



Etwa zwanzig Jahre früher hatte Theodor von Abessinien seine blutige Laufbahn vollendet, ein Tyrann, der an die blutige Größe Iwans erinnert. Er hatte eine harte Lehrzeit durchmachen müssen, bis es ihm in den Parteikämpfen, die sein Land durchtobten, gelang, sich zum Bandenführer aufzuschwingen, und sich dem Könige Ras Ali als Rebell furchtbar zu machen. Ras Ali gab ihm eine seiner Töchter zur Frau, in der Hoffnung, in seinem Schwiegersohn eine Stütze zu gewinnen; eine Hoffnung, die Theodor dadurch gründlich vereitelte, daß er seinen Schwiegervater des Thrones beraubte und sich im Jahr 1855 zum Negus aufschwang. Als Negus konnte er seiner Schlächternatur freien Lauf lassen und Abessinien war dreizehn Jahre lang der Schauplatz von Thaten, die selbst in diesem barbarischen Lande das gewohnte Maß des Schrecklichen weit überschritten. Die Unsicherheit seiner Stellung und die beständige Furcht, daß ihm das selbe Schicksal bevorstehe, das er seinem Schwiegervater bereitet hatte, umgaben ihn mit Mißtrauen und riefen einen Verfolgung Wahn bei ihm hervor, der es gefährlich machte, in seine Nähe zu kommen. Der leiseste Widerspruch machte ihn rasend und massenhafte Hinrichtungen waren an der Tagesordnung. Seine Neigung zum Trinken trug auch das Ihre zur Erhöhung seiner Blutgier bei. So ließ er im Jahr 1860 die ganze Gefolgschaft seines Vetters Gared, etwa 1600 Mann, ohne jede Veranlassung niedermetzeln und ihre Weiber und Kinder in die Gefangenschaft führen. Diese Blutthat brachte ihm übrigens einen Glückwunsch der Königin von England ein, da Gareds Untergang im Interesse Englands gelegen hatte.

Mit den Jahren wird Theodor immer rasender und sein Erscheinen bedeutet Tod und Verderben. Auf den bloßen Verdacht von Desertion hin läßt er 670 Mann seiner eigenen Truppen hinrichten (1867) und auf Grund einer Prophezeiung 10 000 Kühe seiner Unterthanen erschießen und ihre Kadaver verwesen. Aber diese Rasereien des Negus würden ohne das Eingreifen Englands kaum Veranlassung zu seinem Ende geworden sein. Englands Königin hatte nämlich inzwischen die Gelegenheit gehabt, sich zu überzeugen, daß eine allzu große Liebenswürdigkeit uncivilisirten Vettern gegenüber nicht immer am Platze sei. Sie Glückwünsche der Königin hatten Theodors Selbstgefühl maßlos gesteigert und ihm die Ueberzeugung der Gleichstellung beigebracht. In diesem Sinn hatte er an seine königliche Schwester geschrieben und war ohne Antwort geblieben. Das war ein Verbrechen, das er mit der Einkerkung der Englischen Gesandtschaft beantwortete. Der londoner Regierung blieb schließlich nichts Anderes übrig, als einen Krieg zu führen, der ihr nichts eingebracht, wohl aber ungeheures Geld gekostet hat. Am dreizehnten April 1868 stürmte Napier die Feste Magdala und der in der letzten Zeit meist rasende Negus erschoss sich mit eigener Hand, nachdem er unmittelbar vorher noch befohlen hatte, 307 Gefangene in die Tiefe zu stürzen.

... Um heutzutage Caesarenwahnsinn zu zeitigen, bedarf es schon einer so überwältigenden Menge von persönlicher Anlage, daß sie sich in den meisten Fällen von vorn herein als krankhaft offenbaren und zur Vorsicht mahnen wird. Die Erkenntniß aber, daß es sich in allen diesen Fällen um von Geburt an abnorme Individuen, um mehr oder weniger Geisteskranke handelt, die für ihre entsetzlichen Handlungen nicht in vollem Maß verantwortlich gemacht werden können, muß uns das Bild jener Unseligen in einem milderen Lichte erscheinen lassen; denn auch hier wie überall gilt der alte Satz: Alles verstehen heißt Alles verzeihen.

Bonn. Professor Dr. Karl Pelman.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.

Druck von G. Bernstein in Berlin.



Berlin, den 7. Angufl 1909.  
^Um Kongreßpalast der Plaza da lasCortes steht am siebenzehnten Mai-  
tag des Jahres 1902 der sechzehnjährige Sohn derOesterreichenn Ma-  
ria Christine und gelobt, des Rechtes und der Verfassung Hüter zu sein. Zum  
erftenMal trägtAlfonsos magererKnabenleib den wattirten, vonGoldfäden  
funkelnden Paraderock des Gardekapitäns. Auf der Plaza Mayor, wo einst  
die Inquisition und nach den Tagen der Auws de Fe die Corrida herrschte,  
auf der großstädtisch banalen Puerta del Sol, in derEalle Jeronimo hat die  
Guardia Civil und die Gebirgsartillerie mit blinkendem Saum die Fahr-  
strahe abgegrenzt. Hinter diesem Spalier drängt sich das Volk von Madrid,  
harrt eine aus allen Provinzen Neukastiliens herbeigeströmte Menschheit in  
der Sonnenhitze, um ihren König auf dem Weg zur Herrschaft zu erblicken.  
AnFutter fehlt es derSchaulust nicht.BunteTeppiche und grünesLaubwerk,  
aus dem Blumen aller Südfarben hervorleuchten, rote und gelbe Leinwand,  
Gobelins, Hofgalakieider, Prunkuniformen; Infanten und Znfantinnen, die  
Granden von Spanien, den Hofstaat: Das sieht man nicht alltäglich. Der  
König selbst ist fast unsichtbar. Acht Apfelschimmel ziehen den Prunkwagen,  
über demauf einer leuchtenden Weltkugel diespanischeKrone liegt. Nureinen  
weißen, winkendenKinderhandschuh siehtMancher zwischen den Pferden der  
Leibgarde, die denWagen umringt; denHandschuh des von einem Schwind-  
fächtigenimletztenLebensquartalgezeugtenblassenKnaben,dernun,alsErbe  
Karls und Philipps, Ferdinandsund JsabeUens, regiren soll. Niemand kennt  
M,derda auf seidenen Kissen sitzt; und von Spaniens Nöthen und Wünschen  
Weiß ein andalusischerHirtenbub mehr als dieser verkümmertePostumus, den  
16



Die Zukunft.

im goldenen Käfig die am Manzanares fremd gebliebene Tochter des Erzherzogs ^ Karl Ferdinand nach der Weisung des strengen Paters Montañä erzogen hat. Doch vom Renaissanceschloß Philipps des Fünften her dröhnen die Böller, helle Fanfaren empfangen den Zug; und jubelnd kreischt die von buntem Glanz geblendete Menge, die lange stumm gaffte, endlich auf: Es lebe der König! Den steht sie erst, als er jäh aufspringt und aus entsetztem Auge durch die Spiegelscheiben starrt. Der Zug stockt. An den Wagen hat sich ein Mann gedrängt, dem der Hofmarschall nun eine Waffe entwindet. Blitzschnell. Schon sinkt Alfonso bleich und scheu in die Kissen zurück. Im Kongreßsaal warten die Granden, der Hofstaat, Infanten und Infantinnen, fremde Fürsten, Würdenträger, beide Kammern der Cortes. Warum verzweifert sich die Ceremonie? Weil, erwidert mit bebender Lippe der Präsident, ein Mörder Seine Majestät auf dem Weg angefallen hat. Es lebe der König! Da ist er. Unter einem gelben Baldachin schreitet er über Marmorstufen in den Saal. Reckt die Hand und spricht mit einer Kinderstimme, die in dem Bemühen, männlich, soldatisch zu klingen, heiser wird: „Bei Gott und den Heiligen Evangelien schwöre ich, des Rechtes und der Verfassung Hüter zu sein.“ Dann gehts zum Tedeum unter die Riefenkuppel von San Franziska. Auf dem Rückweg winkt wieder der weiße Handschuh. Als am Palacio Real die Reihen der Leibwachen sich lösen, sieht man den König sogar lächeln. Und wie Lächeln liegt auf der bronzenen Lippe des Miguel Cervantes, der auf den Cortesplatz niederblickt. So hats, vor sieben Jahren, angefangen. Weh dem jungen König, ward hier damals gesagt, „wenn er auch nur in flüchtigem Traum die furchtbare Wirklichkeit sieht, wenn eines Warners rauhe Hand den Schleier zerreißt, den zärtliche Frauenschwachheit und schlaue vorsorgende Priestertaktik um die Schläfe des Knaben wanden. Wird das Auge dieses Königs frei, dann muß er verzweifeln, muß seinem Schicksal fluchen und sich gegen die graue Posse einer Staatsrechtsordnung bäumen, die so ungeheure Bürde auf eines Sechzehnjährigen schwache Schultern lud.“ Alfonso ist nicht verzweifelt; hat seinem Schicksal sicher nie geflucht. Sich königlich amüsirt. Als Sportsman, Reisender, Bräutigam, Gatte einer netten Prinzessin, die Eduard ihm ausgesucht hatte. Und sich nur da wohlfühlt, wo man ihn zu amüsiren verstand. Im November 1905 war er in Berlin und hörte an der Galatafel aus Wilhelms Mund die Worte: „Eure Majestät dürfen versichert sein, daß aus den Herzen meiner Unterthanen, meines Haufes und aus meinem stets Gebete für das Wohl Eurer Majestät, des spanischen Volkes und Eurer Majestät erlauchtem königlichen Hauses zum Himmel aufsteigen werden. Auf dieses Gebet und



auf diesen Wunsch leere ich mein Glas." Alfons der Dreizehnte dankte dem Sennor höflich; trank auf das Wohl der kaiserlichen Familie und „das dauernde Glück des Deutschen Reiches". Erzählte dann aber Herrn Fallieres, er habe sich in Berlin, wo der Anblick militärischer Macht ihn verblüffen sollte, gräßlich gelangweilt. („OI? voulait in'epAter. «ls m'^ suis nwrteleinent 66pw.") Dawars in Paris anders. KeinZwang; lustigeLeute; und die Möglichkeit, ungenirt schöne Frauen zu sehen. Als er abgereift war, hieß es am Quai d'Orsay: „Wir haben den Kleinen erobert." An Attentate war er nun schon gewöhnt; wußte, daß keine Leibgarde davor schützt, daß die Bomben, Kugeln, Dolche meist aber ihrZiel verfehlen. Und hatte unter fröhlicher Jugend lachen gelernt. Reformen? Seine Majestät ist jabeliebt; wird auf allen Straßen umjauchzt. Wie in der Arena der behende Chulo freilich, der, um dem gereizten Stier das rotheTuch um dieHörner zu werfen, im Tanzschritt vorhüpft, nach fünf Minuten aber von Einem aus derpopuläreren Schaar der Banderilleros oder Picadores aus dem Schein der Volksgunst gedrängt werden kann. Daran denken Könige nicht, wenn das treueVolk jubelt. DieOligarchie brechen, die über derMasse,über demKönig thront undderenKlüngelgebilde sich um die Beute balgen? Das würde dem Vergnügen viel Zeit und Kraft entziehen; ist auch nicht nöthig: von Denen droht dem Königthum von GottesGnaden keine ernste Gefahr. Gar dieUebermacht desKlerus bekämpfen? Dazu können nur Unverständige rathen, die nicht wissen, daß im Vaterlande Loyolaszwar die dünneOberfchichtder Kirche feindlich, das nicht inden Großstädten entchristeteVolkaberblinddemPriesterergebenist.Wo fände dieDynastieStützen,wenn sie sich von der vatikanischenWeltmachtlöste?Soll sie mitSozialisten und Anarchisten gemeinsameSache machen und etwa denBakuninschölerJglesiaszumVertrauensmannküren? Sagasta selbst, der ausgezogen war, die Pfaffenfestung zuschleifen, ist auf halbem Weg umgekehrt. Nicht, weil derMuth ihm erlahmte. Wird aus derschwarzenMauer, die denKönig, denHof umringt, auch nur ein Steinchen gelockert, dann bröckelt sie bald und die Pöbelwuth pflanztihrröthesPanieraufdieBresche.Spanienwird katholischbleiben oder aufhören, Monarchie zu sein: uralte Erfahrung zeugt für das Wort des frommenMontaüa. Das Volk darbt und dieKirchen strotzen vonkostbarem Meßgeräth,aufallenPlätzenschaarensichKrüppelundBettlerundaussenKlösternwimmelteinHeerfetterKuttenparasitenansLicht? Traurig. Doch einst'weilen nicht zu ändern. Und dasVolkist gutund geduldig. Will den alten, breitspurigen Weg fürs Erstenoch nicht verlassen. Liebt seinenKönig als das Palladion der an Ruhm reichen Heimath und ist für kurze Stunden nur von frev-



Die Zukunft.

len BSnkelpolitikern aus semer Ruhe zu rütteln. Auch durch das Erdreich anderer Lander haben Günstlingwirthschaft und Korruption ihre Minengänge gegraben. Ist Spanien wirklich viel schlechter dran? Der Deutsche Kaiser rühmt das spanischeHeer laut alsden „Hort ritterlicherTugend." Im Bunde der Westmächte hat Neukastilien, zwischen England und Frankreich, von draußen nichts zu fürchten. Der Pesetenkurs war schonschlechter alsheute. Und Elisabeths Erbe baut dem Nachfahren Philipps eine neue Armada. Der Schleier ist nicht zerrissen. Alfonfo Postumus lebt noch in dem Wahn, der einst dasAuge seinerVorgänger umnebelte. Derselbstdengroßen Korse erstspät zuvölliger KlarheitüberdenZustand, die Stimmung der Spanier kommen lieh. Als er mitHerrnGodoy, demHerzog vonAlcudia, der seit dem Baseler Frieden principe ge lapa^ hieß, den Vertrag vonFontainebleau geschlossen hatte, glaubteer, derHesperischenHalbinselsicherzusein,undschrieb an seinen Statthalter Murat: „General Duhesme ist eine Klatschbase. In Barcelona ist kein Mensch unzufrieden. Daß mal ein Neapolitaner einen Dolchstich bekommt, ist, bei dem Charakter dieser Bevölkerung, nicht auffällig. Die Stimmung ist gut; und wer die Citadelle hat, hat die ganze Stadt". SechzehnTage danach (anLudwig, denKönig vonHolland): „Madrid ist in Aufruhr. MeinBruder (Karl I V) hat abgedankt. Nim mstDu an, wenn ich Dich zum König von Spanien ernenne? Ja oder Nein? Nur schnell!" Und wieder drei Tage später an Murat: „Sie sehen die Lage Spaniens falsch. DieRevolution beweist, daß dieses Volk Energie hat; den Muth und die Begeisterung von Menschen, die der Wirbelwind politischer Leidenschaft noch nicht zu brechen oermochte. Mit den hunderttausend Mann, die da unter Waffen sind, ist ein innerer Krieg mit guter Aussicht zu führen. Geistlichkeit und Adel sind die Herren des Landes. Sie hassen Frankreich. Sagen Sie ihnen, daß ich ihre Privilegien nicht kürzen, nur Spanien endlich auf die Höhe europäischer Civilisation bringen will. Den Beamten und kleinen Leuten aber, daß sie eine neue Staatsmaschine brauchen, Schutz vor der Anmaßung des Adels, Förderung der Industrie und des Ackerbaues. Weisen Sie auf die Thatfache hin, daßFrankreich, trotz all seinen Kriegen, sich ruhigen Wohlstandes erfreut, und rücken Sie dieVorthelle, die derReligion aus dem Konkordat erwachsen sind, ins hellsteLicht.DrinnenOrdnung und Frieden, draußen die einerGroßmacht gebührende Achtung: Das haben die Spanier von mir zu erwarten." Doch Murat ist viel zu mild. „Sie haben nnen zum Tod verurtheilten Soldaten zu fünfjähriger Kettenhaft begnadigt. Dazu hatten Sie kein Recht. Das können Sie sich da erlauben, wo sichs um dieTiuppenIhres Großherzogthumes Berg handelt. Für den Verkehr mit französischen Soldaten verbitte ichs mir.



Nach jedem Aufstandsverfuch müssen mindestens zehn Hauptschuldige erschossen werden. Und keine albernen Proklamationen mehr! Wohin kämen wir, wenn ich vier Seiten vollschriebe, um den Leuten zu sagen, daß sie sich nicht entwaffnen lassen dürfen! Diese Weitschweifigkeit haben Sie nicht in meiner Schule gelernt. Sie mußten sich kurz fassen.,Der Pöbel vonMadrid rebellirt. Jeder Soldat, der sich entwaffnen oder sonstwie von der Pflicht abdrängen läßt, wird als Ehrloser aus dem Heer gestoßen/ Mit dreitausend Mann und zehn Kanonen war Madrid in Ordnung zu bringen. Ihr Tagesbefehl hat mir das Blut ins Geficht getrieben. Drei von der Sorte: und das Heer ist demoralistrt." Ludwig hat Holländer zu Fürsten und Marschallen ernannt. „Dieses Recht ist von der kaiserlichen Würde untrennbar und steht Dir nicht zu. Mach Dich, um Gottes willen, nicht gar zu lächerlich!" Kein Mann für Madrid. Bruder Joseph, der in Neapel thront, soll König von Spanien und Indien werden. Ferdinand der Siebente ist eben so wenig zu brauchen wie Karl der Vierte; und der schlaue Alcudia, der schäbigeFriedensfürst, kann gehen, als er in Bayonne Karl zu endgiltigem Verzicht überredet und dem Kandidaten Napoleons den Weg reingefegt hat. An Joseph: „Du hast sofort abzureisen und in zehnTagen hier zusein. Neapel ist am Ende der Welt. In Madrid bist Du in Frankreich." An die Spanier: „Ich will Eure alte Monarchie verjüngen. Nicht selbst über Eure Provinzen herrschen, sondern EureKrone auf das Haupt eines anderen Ich setzen und durch eine Verfassung Freiheit und Privilegien des Volkes sichern. Bedenkt, was Eure Väter waren, und seht, wasJhr seid. An dieser traurigen Wandlung seid Ihr unschuldig: schlechteRegirungen haben Euch dahin gebracht. Hofft und vertraut! Noch Euer fernsterEnkel soll und wird von mir sagen: Erhatunferem Vaterland zu neuem Leben geholfen!" Das Feudalrecht wird aufgehoben, der Inquisition die Gerichtsbarkeit und der Landbesitz genommen, die Zahl der Klöster auf einDrittel reduziert und durch das Verbot, Novizen aufzunehmen und zu behalten, dafür vorgesorgt, daß die allzu große Zahl derMönche und Nonnen allmählich schrumpfe. Noch ehe Joseph in Madrid eingezogen ist, erhält er den Befehl, alle Klöster im Land durchsuchen und alles Kloftergut in Beschlag nehmen zu lassen, wenn irgendwo, wie in Barcelona, Waffen oder Patronen gefunden werden. Alles vergebens. Der Anhang des legitimen, vom fremden Eroberer zur Abdankung gezwungenenKönigsFerdinand wächst; die Cortes verkünden in Cadiz eine neue Verfassung; und der Vertrag von Valencay giebt Ferdinand von Asturien den Thron zurück. Napoleon hat den Bruder Joseph später einen unpraktischen Operncharakter genannt und über ihn aufSanktHelenazuGourgaud!gesagt: „DerwarnieeinSoldatundstets furcht-



sam. Ich war im Unrecht, als ich ihn zum König machte. Gerade Spanien braucht einenschnellen^tschlussesfähigenundsoldatischempfindendenHerrn.

Joseph hatte inMadrid nurWeiber im Kopf. Er hat mir viel Ungemach bereitet." Daß der Kaiser selbst das in Spanien Notwendige undMögliche zu lange verkannt hatte, mochte er noch im Exil nicht gestehen.

Mit der neuen Verfassung, schrieb Talleyrand, konnte kein seiner Würde bewußterKönig regiren. Ferdinand war der selben Meinung. Er wollte nicht „König von Gottes Gnaden und durch die Verfassung der spanischen Monarchie" heißen. Brach mit rascherHand alle konstitutionellen Schranken, gab der Inquisition ihre Macht zurück, ließ die Zahl der Kuttenträger wieder anschwellen und hätschelte dieSöhneLoyolas. Noch einmal lebt, 1820, die Verfassung auf; wird drei Jahre danach aber, als ein französisches Heer imNamenEuropasdieExaltadosniedergeworfenunddenKönigbefreit hat, wieder eingesargt. Erst unter Jfabellens Herrschaft setzt sie sich (1845) durch. Die Revolution von 1868 treibt Jsabella aus dem Land und erzwingt eine neue Verfassung, die am sechsten Juni 1869 feierlich verkündet wird. Marschall Serrano, Einer der Buhlen Jsabellens, wird Regent, Generalkapitän Prim Ministerpräsident. Und König? Jsabellens Sohn Alfons ist ein elfjähriger Knabe. Gegen den Herzog von Montpensier, einen Orleans, und gegen den Erbprinzen Leopold von Hohenzollern ist Louis Napoleon. (Bismarck: „Ich betrachtete die französischeEinmischung zunächst als eine Verletzung und deshalb als eine Beleidigung Spaniens und erwartete, daß das spanische Ehrgefühl sich dieses Eingriffes erwehren würde. Ich war nicht darauf gefaßt, daß eine selbstbewußte Nation wie die spanische Gewehr beim Fuß hinter den Pyrenäen ruhig zusehen werde, wie die Deutschen sich auf Tod und Leben für Spaniens Unabhängigkeit und freie Königswahl gegen Frankreich schlugen. Das spanische Ehrgefühl, dassichinderKarolinenfrage so empfindlich anstellte, ließ uns 1870 einfach im Stich. Wahrscheinlich find in beiden Fällen dieSympathienundinternationalenVerbindungenderrepublikanischen Parteien entscheidend gewesen.")Herzog Amadeus vonAostawird, trotz dem Protest Jsabellens und des Prätendenten Don Carlos, gewählt; hält sich aber nur zwei Jahre aus demThron. Nicht einmal so lange lebt dieSöde-rativrepublik, die den Staat von der Kirche trennen und den Centralismus abschaffen will. Schon am vorletzten Dezembertag desJahres 1874 ruft das vom Heer gebilligte Pronunziamento des Generals Martinez Campos den siebenzehnjährigen Alfonso zum König aus. Der verfügt die Aufhebung der Civilehe, der Lehrfreiheit, der Laiengerichte, giebt der Kirche das alte Recht und die noch nicht verkauften Güterzurück und ernennt Canovas delCastillo,



derein kleiner Eisenbahnbeamter gewesen war, zum Ministerpräsidenten. Dieser konservative Staatsmann wird der Vater einer neuen Verfassung (die 1890, unter Sagasta, durch das allgemeine Wahlrecht ergänzt wird) und fällt 1897 von der Kugel eines italienischen Anarchisten. Der Liberale Sagasta wird im Kulturkampf geschlagen. Schon unter Alfons dem Dreizehnten; der auch die Ministerien Silvela, Villaverde, Moret nicht lange halten kann. Die Verfassung wird oft aufgehoben; besonders oft die unruhige Industrie- und Provinz Katalonien unter Kriegsrecht gestellt. Und der junge Herr, der geschworen hat, des Rechtes und der Verfassung Hüter zu sein, glaubt sich jetzt wieder genöthigt, im Bunde mit Priestern und Eisenfressern nach den Kriegsartikeln zu regnen und den Nachrichtenbom fest zu verstopfen. Doch er ist schlauer und stärker, als man ihm ansieht. Weiß die Allure des Volksfreundes nachzuahmen, weicht der Gefahr nicht feig aus und empfängt in Philipps Schloß Journalisten. Da wird ihm am Ende verziehen, daß er im Castillo de Monjuich vier Dutzend Menschen ohne Richterspruch erschießen und den katalonischen Boden mit Blutströmen düngen ließ. Schweren Herzens, versteht sich. Kennt er die Roth dieses Staates, dessen Haushalt jährlich fast eine Milliarde Pesetas verschlingt? Ahnt er, wie die Monopole erschachert wurden, die dem Aermsten Wucherzins abpressen? Woher das Futter kommt, das in Prunktrögen die Klerisei mästet? Die trübsinnige Resignation, die aus den Zügen der Menschheit Zuloagas, wie einst aus den Bildern der Velazquez und Goya, dem Betrachter entgegenseufzt? Ein Land mit rückständigem Ackerbau, wo der Pflugschar noch an egyptisches Feldgeräth erinnert, mit regional begrenzter Treibhausindustrie, die Ausländern die fettsten Profite überläßt, mit einem Handel, der sich moderner Verkehrsmöglichkeit noch nicht anpassen lernte. Die offizielle Lüge einer Demokratie, hinter der schrankenlose, schamlose Priesterherrschaft sich birgt. Ein Volk, dem das Leben trauriger scheint als der Tod und das den Leichnam drumvordem Begräbniß nicht den Blicken entzieht; das die Arbeit, weil sie nicht lohnenden Ertrag verbürgt, scheut und am Liebsten, wie den Entschluß zu jedem Thun, auf morgen verschiebt; das noch immer, wie in den Tagen der Frau von Aulnoy, eben so faul wie mitleidig ist; noch immer auch, wie in der Zeit des Satnikers Quevedo y Villegas, dessen lukianifche Lue Los zwanzig Jahre nach dem Don Quijote entstanden, von sich sagen muß: „Wir leben in einem verfluchten Land, wo die Trübsal herrscht, das Verbrechen ungesühnt bleibt und nur die Armuth bestraft wird.“ Der König, der es ahnte, müßte die Geduld dieses Volkes bewundern. Aus der sternlosen Nacht seines Elends hat es jetzt wieder einmal auf-Hebrüllt; scheint schnell aber in den alten Pferch zurückgescheucht worden zu



Die Zukunft.

sein. Mit den bewährten Mitteln. Herr Maura, der Chef des konservativem Kabinetts, wußte, daß ein Augenblick zager Schwachheit ihn stürzen nnd die Quellen der Macht dem General Weyler ausliefern würde, und hat deshalb flink denBesitz derQualitäten nachgewiesen, die unserWaldersee als die wichtigsten vom Staatsmann verlangte: eiserne Faust und eiserneStirn. Bis ins. Jahr 1904 war er nur als Redner und Günstling der Kirche bekannt. Hielt auf den Ruf eines Ehrenmannes, der nicht um eines Fingers Breite je vom Weg des Rechtes weichen werde. Und brüstete sich mit seinem zuversichtlichen Vertrauen aufSpaniens helleZukunft. DieKolonien sind zwar verloren; doch der Wirtschaft des Besiegten vermag der Sieger nichts anzuhaben. In den Industriebezirken gehts manchmal noch einBischen wüst zu; doch wirhaben die Hermancisä 6o 1a ^ caricZaä und das Institut für Sozialreform, wir sehen die Strikes seltener werden und die Anarchistenhorde zueinemHäuf-lein zusammenschmelzen. Das Attentat, das Maura selbst in Barcelona erlebte? DieThat eines Einzelnen, nicht dasErgebniß emes Anarchistenplanes«. So optimistisch urtheilt er auch jetzt wieder, da er zum zweiten Mal das Swap-geschäft leitet. „Das Land ist ruhig und unser afrikanischer Besitz nicht gefährdet. In Marokko bleibts bei dem franko-spanischen Vertrag vom dritten Oktober1904undbeiderAlgesirasakte."Dasbrauchteunsnichtzubekümmern. Schon Eduard Laboulaye hat gesagt: „Wenn ich den Hídalgos vorhielt, daß sie, statt sich nach der Art civilisirter Leute um ein Aemtchen oder Monopol« chen zu bewerben, in ihrem zerlöcherten Mantel als rechte Tagediebeim Sonnenlicht herumstrolchten, bekam ich die stolze Antwort: cis Womit ausgedrückt werden soll: Das ist unsere Sache, vonder Du garnichts verstehst. "Heute noch hört mans auf Schritt und Tritt. Und die Hoffnungen, die Bismarck noch als Entamteter hegte, haben sich nicht erfüllt. Spanien, schrieb er, „gehörtzu denwenigenLändern, die nach ihrergeographischenLage und ihrem politischenBedürfniß keinenGrund haben, antideutschePolitik zu treiben; es ist außerdem in wirthschaftlicher Beziehung nach Produktion und BedarffüreinentwickeltenVerkehrmitDeutschland wohlgeeignet". Jetzige« hörts zum Concern Eduards und ist, wie in Paris oft genug gerühmt wurde, zur Mitwirkung an einem dem DeutschenReichunbequemenHandelnimmer bereit. Spanisches Leid könnte den deutschen Politiker also kaltlassen. Wenn die Wunde, aus der es diesmal tropft, nicht vom Islam geschlagen wäre. Wie weit der franko-fpanischeVertrag vom dritten Oktober 1904 mit seinen Geheimklauseln reicht, verräth die von Delcasse und dem Botschafter Del Muni unterzeichneteOeclaratiO^ nicht. (Als HerrClemenceau inKarlsbad angelangt war, stand in einer wienerZeitung,Frankreich sei verpflichtet,



den Spaniern gegen dieKabylen zu helfen. Em Aufflackern des Küstenbrandes böte dem gestürzten Diktator wohl keinen unerfreulichen Anblick.) Die Algesirasakte giebt Spanien in Tetuan und LamchePolizeirechte und macht die Erlaubniß zu industrieller Ausbeutung des Landes von der Scherifengirung abhängig. Nun hat Spanien die Konzession zum Bergbau in der Gegend von Melilla weder vom Sultan noch vom Maghzen erworben, sondern von Bu-Hamara, dem Prätendenten, der sich das Recht zurVergebung angemaßt hatte. Verstoß gegen die Akte? Nein, heihts in Madrid; das in Algestras Vereinbarte gilt natürlich nur für das dem Scherifengesetz unterthane Belad el Maghzen, nicht für das anarchische Belad es Siba, zu dem Er-Rif, das Küstengebirge, von Melilla bis Tetuan, so gut wie das Atlascentrum und das Land südlich von Udjda gehört. Wo keinKläger ist, braucht auch derRichter nicht seines Amtes zu walten. Spanien hat sich von England und von Frankreich Dank verdient. Alfonso hat prompt nach Paris gemeldet, was Wilhelm ihm in Vigo über Deutschlands Enthaltsamkeit gesagt hatte. Gegen den entamteten MarineministerVillanueva und andereForderer spanischer Expansion die geschmeidige Anpassung an franko-britische Bedürfnisse durchgesetzt. Am Vorabend derKonferenz durch seinen BotschafterLeon y Cañillo del Muni am Quai d'Orsay versichern lassen, er werde unter allen Umständen mitFrankreich gehen. Als Baron Stumm, derdeutscheGeschäftsträger, ihn mit der Drohung, Wilhelm werde seinen Besuch rebus 8ic stan-Ubu3 nicht erwidern, einschüchtern wollte, sich unter dem Stachel gebäumd. Und in den kritischenTagen vonMar-Chica denHerzog vonAlmodovar noch einmal bündig angewiesen, sich 5. la. suite der französischen Delegirten zu halten. Einen so eifrigen Freund genirt man nicht gern. Und just in Melilla hat Spanien genug durchgemacht, seit der Herzog von Medina Sidonia 1496 dererftenJsabella diesen Schlüssel zurMittelmeerküste des Maurenlandes heimbrachte. Von demKabylenkrieg desJahres 1859, der zur Eroberung Tetuans führte, bis zu der von Martinez Campos 1893 bezwungenen Rifrebellion: eine fast lückenlose Kette von Aergernissen. Und wer sucht denn Konzessionen nicht da, wo sie zu haben sind? Ein Tropf wäre zu Abd ul Aziz oder später zu Muley Hafid gegangen. EinSchlaukopf wandte sich anBu-Hamara, der im Befitzrecht sicher zu wohnen schien. Als er dann mitdemreichlichenTrinkgeld weggelaufen war und dieKabylen in ihrem Souverainetätdümel noch einmal Zins heischten, durfte ein Staat, der geachtet, gefürchtet sein will, so frechem Anspruch nicht gleich willig nachgeben. Mußte drauf dringen, daß der Handschlag des Roghi auch dessen Leute binde. Sollte General Marina, derKommandant von Melilla, etwa mit behaglich gekreuzten Armen sitzen bleiben, als



Die Zukunft.

'die Rifkabylen vierzehn spanische Bergleute getötet hatten? Dann wäre das Vorgebirg der TresForcas den Europäern bald verloren; würde das Prefidio morgen (im heimischen Sinn des Wortes, das nur in der Kolonialsprache einen befestigten Posten bezeichnet) denüberlebenden Spaniern einZuchthaus. Nicht um das Privatinteresse einerBergwerksgesellschaft^ wie Anarchistenund Exa^ tados ausschreien, handelt es sich; auch nicht um die halbe Milliarde, die seit 1859 für dieFeldzüge imEr-Rif ausgegeben ward: um dieEhre der Nation gehts. Die hatMarokko vergessen, als das Entdeckergenie des Columbus ihr den Weg in eine neue Welt wies. Kuba und die Philippinen find verloren. Soll auch in den Presidios die spanische Fahne für immer vom Mast gleiten? Niemals. Die Kabylen kämpfen mit doppelterUebermacht und sind als toll-kühne, graufameKrieger bekannt. Ab er Marinas Stellung auf demGurugu-berg ist stark, die Geschütze derKorvette „Numancia" bestreichen den Fuß des Gebirges; und der Araber weiß, daß im Nothfall Europa helfen muß. Muß? Wenn im internationalen Verkehr das Gebot der Sittlichkeit und Nächstenliebe gölte, wäre Frankreich, auch ohne Geheimvertragsklausel, zurHilfe verpflichtet. Die halbwüchsigen Rekruten, derenVerfrachtung in den Ipanischen Hafenstädten die Volkswuth geweckt hat, könnten zu Haus bleiben, brauchten sich nicht wie eineHammelheerde denKabylenflinten entgegentreiben zu lassen, wenn Frankreich nicht die trägen Iberer zur Aktion gezwungen hätte. Wie auf die Eroberung Algeriens der spanische Rifkrieg von 1859, so mußte auf die Tage von Ujdja und Casablanca, auf Frankreichs Sieg über Deutschland (Algesiras, berliner Marokkovertrag, haager Schiedsspruch) eine widerhallende Regung spanischer Macht folgen. Weil sie diese Entwicklung voraussahen, waren in Madrid und besonders in der Jndustriehauptstadt Barcelona so viele Politiker gegen jede Beunruhigung des Scherifenreiches; so viele auch, seit aufKuba den Spaniern alleKolonialpolitik verleidetward, gegen die Verständigung mit Frankreich, daßDelcasss erst mit Lansdowne abschließen und den King als Helfer herbeirufen mußte (der das Männchen einer Engländerin dann schnell zur Staatsräson brachte). Laßt die Araber in Ruhe und erleichtert auch den hitzigen Franzosen nicht die peiMralio^ M-eikiczue; sonst müssen wir nächstensneue Menschen, nene Millionen den alten nachwerfen: so ging es in Katalonien von Mund zu Mund. Alfonso, Moret und Maura hörten nicht darauf. Frankreich kämpft, zeigt sich als Großmacht, wird fast mühelos sogar mit dem deutschen Anspruch fertig. Spanien würde zum Kinderspott, wenn es müßig bliebe. Ein Sultan geht, ein Sultan kommt, bringisaber übereinezähbestritteneTheilherrschaft nicht hinaus; alle Reichs«winkelspeienPrötendentenundPropheten ans Licht; und diestolzestenStämme



Zangen nach Selbstherrlichkeit. Seit Monaten göhrts im Küstengischt. Im Juni fordert Maura drei Millionen Pesetas für die militärische Sicherung Melillas. Am neunten Juli verröcheln die vierzehn spanischen Bergarbeiter am Ri f. General Marina entschließt sich mit ungenügender Mannschaft zum Kampf. Muß nach dem ersten Gefecht erkennen, daß er in so schwierigem Gelände mit seinen paar Leuten nichts ausrichten kann. Der Anblick der hastigen Truppennachschübe schürt in der Heimath die glimmenden Funken: und bald brenntdas imJnnerstenvon denKastilianern nie völlig eroberteKatalonienin hellen Flammen. Warum, ruft Jglesias, habtJhr schmutzigen Profitjägern gestattet, arglosen Leuten Gerechtsame abzulisten, die auch drüben, wie in Eurem Kapitalistenparadies, nur d^ sanftere Seelen, lieet Ihr spanische Arbeiter ohne zumchenden Schutz an ein gefährliches Werk gehen? Soll jetzt unsere Jugend verbluten, weil Ihr, wie immer, leichtsinnig wäret, Denen, die Euch fronen sollen, Waffen und Munition verkauftet und weil eine Unternehmmerclique drüben rascher als hier Geld einzuheimsen hofft? Vergebens. Die Fahne ist verpfändet. Der Unsinn zur nationalen Sache geworden. Was schnell mobil zu machen ist, muß übers Meer.RevolutionundSchreckensdiktaturimLand.Draußen einKolonialkrieg, derMonate währen mag. Das hatSpanien dem Pyrenäennachbar zu danken. Die tugendfame Europa könnte die Hände waschen und den Verdacht der Mitschuld in stolzer Ehrbarkeit abwehren. Sollte dieZeit aber sparenund lieber Geschehenem und Werdendem nachdenken. Daß sie überall den Völkern, die sie unterjochen will, nicht nur ihre Religion und ihren Branntwein, sondern auch Flinten und Kanonen, Pulver und Kugeln anbietet, zeugt nicht gerade von hoher Weisheit; von noch geringerer, daß sie in ehrfürchtiger Bewunderung ihre Todfeinde erwachsen, erstarken sieht. Wars nicht unklug genug, JapanzurGroßmachtwerdenund Europens plumpen Grenzwächter imOften umrennen zu lassen? Soll auch der Islam die alte Macht zurückgewinnen nnd auf dem durch Dampfund Elektrizität verkleinerten Erdball noch mehren? Schon ist er recht groß geworden; recht übermüthig. Blickt nach Persien: ein Schah entthront, ein Kind, ein geputztes Püppchen, auf den Herrschersitz gehoben. Ins Osmanenreich: Abd ulHamid gefangen und ausgeplündert,auf seinem Platz ein Verblödeter, der nicht mitreden darf. Nach Marokko: Abd ul Aziz im Käsig, derneueSultanohneMachtund Ansehen.MohammedsSchaar hatsichüberNachtmodernisirt.An allen dreiEcken ihresWeltreichesdieHerrlicher aufgefordert, vomStühlchen zu klettern, und bequeme Kreaturen auf die leerenPlätze geschoben. Europa sieht zu, faselt Einiges von den Gefahrendes Panislamismus, freut sich bei ihrerLampeaber desjungenTages imOst.Frei-



Die Zukunft.

heit denTürken, Persern, Arabern; Freiheit und Verfassung. Wenn sie erst so> weit sind wie die Japaner, können die Braunen sich den Gelben verbünden. Könnensvielleichtschonmorgen.DerJapanerprinz,deruntermMaimond im wienerHotel Imperial sah, hatte ein Angebot im Kimono. Und wenns noch nicht dahin käme: hat der Islam, den EuropaJahrhunderte lang bekämpfte, seinen Schrecken verloren? Die Kurzsicht, die heute fast überall regirt, denkt nicht über den nächsten Morgen hinaus. England bangt um Indien und sucht sich deshalb bei den Mohammedaner einzuschmeicheln, die Gladstone noch mit Sack und Pack übers Meer jagen wollte; in Egypten reift ihm, mag Cromers Nachfolger noch so viele Guinees in d en Preßbezirk streuen, die Ernte. Rußland undFrankreichsind,weildiePickelhaubedeutscherMachtsievondemGedanken an einenKontinentalstaatenbund wegscheucht,Britanien, dem Feind Europas, geselltundbeinaheb?reit, fürdasOsmanenrechtaufKretazufechten.Jm Deut-schen Reich denkt mancher gescheite Patriot, ein Türkensieg über die Griechen werde der in Cherbourg und Cowes wieder besiegelten Dreieinigkeit das Leben nicht leichter machen; jederZuwachsanTürkenprestigewirktsehnelljavonBis- kranachTeheran,vonSyrienbis insGewölk desJndergebirges. Keiner wagt, über die Alltagsorge hinwegzudenken. Wenn dieSpanierHiebe kriegen: fa-mos; haben sie mindestens so redlich verdient wie die Moskowiter. Mag sein; da Europa aber aufkreischen würde, wenn die in düsterer Schönheit verwitternde HesperischeHalbinseleinenneuenHerrn erhielte (warum sollte Frankreich das brachliegendeLand nicht kolonisiren und nach dem Rezept des Paters Combes entklerisiren?),darfmandem Ziel suchen. JederArabersieg, auch ein gegen spanische ^ canon erfoch- tener, wäre für Europa ein Unglück. Daß Maurengefandtschaften, zwei oder drei,durch unseren Erdtheil stolziren, daß die Französische Republik voreinem Sultan, der ihr Mißachtung zeigt, dienert undihreTrümpfe,UdjdaundCasa- blanca, nicht mit reckerHand auszuspielen wagt, daß einDeutscherKaiser die Osmanen umworben und den Ruhm Saladins verkündet hat, daß jeder Jung- türkenprahlerei wie einem Evangelium gelauscht wird: das Alles wird dieGe- legenheitmacherinEuropa einst inBitterniß zu büßen haben. Wenn sienicht, ehe es zuspätwird,sichaufihrePflichtbesinnt. Konstantinopel, Teheran, Me- lilla. Die dreifache Warnung mühte tief genug eingeätzt sein. Oosas cZe I^s- paüA? Nein: Die Sache der weißen Menschheit. Der wächst ein Feind heran, dessen Halbmondsichel ihre Enkel zu mähen droht. Und diesen Feind füttert Europa, weildermüdeBrittenleuihnamHimalayaalsHinduscheuchegebraucht«



Vier Hümcmisten.

Z93

Vier Humanisten.\*)

allen Zeiten hat es eine Hauptaufgabe gegeben, an deren Bewältigung sich die Geschlechter der Menschen aller Raffen, aller Zeiten, aller Gesellschaftklafsen abgemüht haben, eine Aufgabe, die alle anderen Bewegungen einschließt und in ihrer umfassenden Synthese Alles begreift, was irgendwie und irgendwo als Religion, Philosophie, Kulturgeschichte, Kunst, Wissenschaft und Technik besonders verarbeitet ward. Es ist das Menschenproblem (so hat einer unserer jüngsten Forscher es genannt), das Problem, wie man den Menschen zum wirklichen Menschen machen, wie man ihm das Erbe zuwenden kann, das augenscheinlich sein ist; wie ihm die königliche Bestimmung zu Theil wird, die sein Schicksal auf jede ihm gestellte Frage prophezeit; wie man ihn krönen könne, jeden allein und alle insgesamt, mit jener vollendeten Stärke, Schönheit und Glückseligkeit seiner selbst und seiner Umgebung, ohne welche sein Leben, wie glänzend es auch äußerlich fein mag, immer einsam und tragisch erscheinen muß. Die Geschlechter der Menschen haben sich an der Lösung dieses Problems abgemüht; zum größten Theil jedoch haben sie nur einen einzelnen Faktor in Angriff genommen, ohne genügende Betrachtung seiner weiten und tiefen Ausdehnung, ohne klares Bewußtsein Dessen, was sie vor sich hatten. Nur zweimal, in der Menschengeschichte, so weit wir sie kennen, ist das Problem klar dargestellt worden: einmal in Platons und einmal in unserer Zeit. Im Laufe des vorigen Jahrhunderts hat das Menschenproblem wiederum das Interesse aller denkenden Menschen erregt; aller Menschen, die ein tieferes Verständniß als die vor ihnen für die wirkliche Ausdehnung und die Menge der hierher gehörigen Faktoren befassen und einen festeren Entschluß faßten, zu irgendeiner annähernden, sowohl logischen wie praktischen Lösung zu gelangen. Unser angelsächsisches Geschlecht stand dabei in der Vorfront; es ließ die Ideen und den Enthusiasmus auf sich wirken, welche die Große Revolution einleiteten, ohne die Entmuthigung, den Zusammenbruch und die Niederlage mitzufühlen, die diese Krisis auf dem Kontinent verursachte. Seine praktische Erfahrung in einem Weltreich, sein Reichthum an Kontrasten menschlicher Lage und den von ihr gebotenen Möglichkeiten, die nie unterliegende Hoffnung auf weitere Ausbreitung über den ganzen Erdball und, mehr als Alles, seine Herzensgröße, sein Instinkt für große Unternehmungen ^) Ein Vortrag meines Kollegen Bradley, des Professors der Rhetorik an der Universität Berkeley. Er behandelt einen Gegenstand, der heute mehr als je die Aufmerksamkeit deutscher Leser auf die geistigen Ziele englischer Denker lenken sollte, deren Ideale den leitenden Geistern ihrer Völker klar und deutlich vor Augen schweben und „den Menschen guten Willens" Frieden versprechen.

Professor Dr. Joachim Henry Senger.



Die Zukunft.

und sein altes Erbe einer moralischen Verantwortlichkeit: all Das hat dazu beigetragen, dieses Problem seinen hervorragenden Geistern zu unterbreiten; Staatsmännern, Propheten, Dichtern, Künstlern, Soldaten. Vier von ihnen^ Carlyle, Emerson, Ruskin, Arnold, die sich mit der Lösung des Problems beschäftigten, hatten die Gabe der Beredsamkeit und des prägnanten Ausdrucks in solchem Maße, daß sie allen in diesem Sinn thätigen Schriftstellern voranzustellen find. Jeder dieser Männer sah eine bedeutende Phase der Erscheinung des wahren Zieles der Menschheit, hörte einen Spruch der gesumten Offenbarung, welche die Welt noch zu hören erwartet. Dann schloffen sich die Lippen des Propheten, als wenn die glühende Kohle des Aliars sie berührt hätte, und auf sein Herz legte sich die drückende Last der an eine erstaunte und oft genug widersprechende Menge gerichteten Mahnung. Jeder der Vier war in seinem langen Leben mit anderen Aufgaben beschäftigt, in Streitigkeiten und Kritiken verwickelt, die oft Das im Unklaren ließen, wofür er kämpfte. Und leider geschah es oft, daß des Einen Ausspruch dem des Anderen entgegengesetzt war oder von Diesem bestritten wurde, womit dann Beider Wahrheiten einander aufhoben. Aber jetzt, da die über sie entstandene babylonische Sprachverwirrung sich einigermaßen beruhigt hat und wir aus einer gewissen Entfernung ihre Worte genauer unterscheiden können, dürfte es der Mühe werth sein, zu versuchen, ihre Aussprüche einander anzupassen und aus dem entstehenden Bilde die Gesamtwahrheit abzuleiten, die sie verkündet haben.

Von den Vieren erscheint Carlyle als Erster der Zeit nmh. Schlicht und treffend in seiner Sprache; in der Art seines Denkens und Auftretens mehr als Andere seinem großen Vorbilde, dem Propheten des Alten Testaments, ähnlich. Der Ausgangspunkt seines Denkens war das Elend und die Verwirrung der Menschenwelt um ihn, der Nothschrei nach Erlösung und die vergebliche Hoffnung, daß Unordnung und Unvernunft je von selbst aufhören werden oder daß eine nur eine Masse thörichter und unbehilflicher Individuen darstellende Welt je die nöthige Weisheit und Tugend entwickeln könne, um eine glückliche menschliche Gesellschaft zu bilden und zu leiten. Diese Zeit war in England dazu angethan, dem gedankenlosesten seiner Bürger Grund zum Nachdenken zu geben. In der „Gesellschaft“ eine kraftlose Aristokratie, unfähig, ferner das wichtige Amt der Führung der Nation zu verwalten, und hauptsächlich von der Sorge gequält, ihr Ansehen und ihre Vorrechte ohne Schädigung zu bewahren. Dann die wachsende Macht des Handels mit seiner neuen Aristokratie des Reichthums und seinem Schlachtruf von Angebot und Nachfrage. Und zuletzt das Volk, der Riese Enceladus, hungernd, gefesselt, begraben unter dem Aetna, aber seiner Kraft sich bewußt werdend und voll Gefahr drohender Bewegung in dm Zeiten der Kämpfe



Vier Humanisten.

um die Krongesetze, die Reform des Parlaments und die neue Charta. In der geistigen und sittlichen Atmosphäre das selbe Chaos: hergebrachte Bekenntnisse streng in äußerer Form gehalten, während sich ihr Inhalt auflöste; des achtzehnten Jahrhunderts flacher und selbstgefälliger Optimismus und 1mZ862-täirs, der Frieden, Frieden im Munde führte, während das ganze Gebäude der Kultur zusammenzubrechen drohte; überall entweder ein unvernünftiges Verträum auf Formeln oder die innere Fäulniß )er Unaufrichtigkeit, Alles leugnender Materialismus oder (schlimmer noch) nackter Jndifferentismus. Vielleicht erscheint uns diese Ansicht düsterer als die Thatsachen, die uns die Zeit überliefert hat; aber wie Carlyle dachten auch zwei andere Humanisten und wir können deshalb immerhin annehmen, daß der Zustand ernst war.

Es war eine Zeit wie die des Täufers Johannes; und in seinem Sinn sing Carlyle zu predigen an: „Thut Buße, denn das Himmelreich ist nah". Sein Werk, wie das des Johannes, war ein Werk der Vorbereitung und zum großen Theil also ein Werk der Zerstörung. Er schwang die Axt gegen die Wurzel des Baumes; jeder Baum, der keine nützliche Frucht trug, sollte umgehauen und ins Feuer geworfen werden. Wie der Täufer, so hatte auch Carlyle kein System bereit, das eine materielle Besserung herbeizuführen vermochte; weder glaubte er an ein solches noch besaß er Geduld genug, sich um eins zu bemühen. Die wirkliche Schwierigkeit lag anderswo, innerlich, in einem falschen Zustande des Herzens: in der pharisäischen Selbstgefälligkeit, in dem Glauben an die Wirksamkeit bloßer Behauptung, im Zweifel an der ewigen Realität und Kraft der Wahrheit und Gerechtigkeit. Diese Teufel wollte er austreiben: in einem reuigen Herzen wollte er ein Leben voll Glauben und Gehorsam aufbauen; für jede andere Wegweisung und Erlösung, besonders für die große Masse, konnte er die hoffenden Gemüther nur auf den Heldenheiland verweisen, der, von Gott gesandt, ohne Zweifel schon unter uns weilt und auf die Stunde der Offenbarung wartet. Eine herrliche Botschaft, von überwältigender Einfachheit und Kraft, während vierzig langer Jahre eines prophetischen Priesterthums aus Tausenden von Texten gepredigt, mit unübertroffenem Reichthum und Glanz der Erklärung. Eine Botschaft voll tiefer Wahrheit für alle Zeiten; und für keine Zeit wohl nöthiger als für die Zeit, der er sie verkündete.

Der aus dieser Botschaft sprechende Gedanke war einfach und mußte dennoch überraschen. Der Geist ist die letzte und einzige Realität. Der Mensch ist Geist und deshalb theilhaftig der göttlichen Natur. Jedes wirkliche Wachsen und Gedeihen des Menschenthums ist geistiges Gedeihen, dessen Urgrund und dessen Energie die ehrfurchtvolle Liebe für ein himmlisches Ideal ist. Aber die Masse der Menschen ist zu blind, um zu sehen, und zu schwach, um allein dem Ideal nachzustrebe». So desteht denn die einzige Hoffnung der Renschen^



Die Zukunft.

gesellschaft darin, daß von Zeit zu Zeit die göttliche Kraft sich in gewissen Individuen verkörpern werde, denen das Ideal klar vor Augen steht und die den Beruf in sich fühlen, das Menschengeschlecht diesem Ideal auf seinem Wege näher zu bringen. Diese sind die königlichen Helden. Sie zu finden und auf den Thron zu setzen, ist die höchste Aufgabe; sie zu ehren und ihnen zu gehorchen, ist die einzige Pflicht der Menschheit. Die Begrenztheit dieser Lehre ist leicht zu erkennen. Carlyle legt den Schwerpunkt auf die Schwäche und Thorheit der menschlichen Natur, die das Menschengeschlecht in einem Zustand der Unmündigkeit hält und (wenn Dies die ganze Wahrheit ist) es ewig thun wird. Seine Lehre ist also im Grunde pessimistisch; und pessimistisch auch in ihrer Wirkung, wie das Schicksal der Propheten beweift. Nach seiner Auffassung kann die Entwicklung des Menschengeschlechtes niemals in einem allmählichen Wachsthum bestehen; sie äußert sich in einer Reihe von Katastrophen oder Explosionen, die auf Augenblicke alle Fesseln zerreißen. Aber die Kräfte, die ihrer Zeit die Freiheit brachten, werden zu neuen Fesseln, bis ein anderer Befreier erscheint, um den Vorgang zu wiederholen; und so weiter.

In dem Fall des vom Himmel gesandten Helden wird Krajt (richtiger: Wirkung) viel zu leicht für das sichere Zeichen der inneren Eigensaaften der Weisheit und Güte genommen, die doch allein nur erlösen können. Das wird durch Carlyles besondere Vorliebe für Kraftenjaltung erklärlich; sein Talent für dramatische Beispiele führte ihn ja dazu, uns eine Erstaunen erregende Galerie von Rettern der menschlichen Gesellschaft zu sammeln, von Odin und Mohammed bis auf Friedrich den Großen und den blutigen Tyrannen Paraguays. Aber wenn wir alle nöthigen Abstriche gemacht haben, die auf das Konto seines Temperaments, seiner persönlichen Auffassung, seines beschränkten Gesichtsfeldes kommen: welche Faktoren des großen Problems können von allgemeinerer Tragweite oder von größerer Beständigkeit sein als die beiden von Carlyle so mächtig hervorgehobenen: des Menschen äußeres Bedürfniß nach einer geistigen Führerschaft und sein inneres Bedürfniß nach ehrfürchtigem Gehorsam?

Wer Carlyles Lehre aristokratisch nennt, kann sie damit weder widerlegen noch herabsetzen. Der Faktor der Aristokratie kann sicher nie aus dem Gesellschaftssystem entfernt werden, ohne daß dadurch die menschliche Gesellschaft selbst zerstört wird. Die Welt darf wohl dankbar dafür sein, daß in einer Zeit, die die Wichtigkeit dieses Faktors so sehr unterschätzte oder seine Bedeutung rundweg leugnete, sich ein so tapferer Kämpfer als sein Vertheidiger einstellte. Aber Tennyson hat gesagt; 606 tVilülls diinselt' in m^n^-v^s, lest one eustoin sould eoi-rupt ^oild. Das war Carlyles Gedanke, ehe es Tennysons wurde.

Die wichtige Lehre von des Menschen Sehnen nach einer geistigen



Vier Humanisten.

197

Führerschaft führte auf dem Weg ihrer schlüpfrigen Folgerung, dem göttlichen Recht der Könige, direkt zur Apotheose der Tyrannei. Sie mußte von der entgegengesetzten Lehre und Wahrheit des göttlichen Geistes jedes einzelnen Menschen berührt und von der Nothwendigkeit einer individuellen Initiative, der Pflicht zum Selbstvertrauen vertheidigt werden. Der Prophet dieses individualistischen Glaubens war Emerson, der aufrichtige Bewunderer und beständige Freund Carlyles. Sonderbar genug: die philosophische Basis Beider war identisch: der Mensch ist Geist und göttlicher Natur; nur gehorsames Beugen unter den Himmelsbefehl erhebt ihn zu einem besseren Leben und kann ihn erlösen. Der Eine dachte nur an eine Aufforderung von außen, die Stimme einer von Gott berufenen Führerschaft. Der Andere, der nur an das Individuum dachte, wollte nur die ruhige, leise Stimme des Inneren hören. Weil sein königlicher Held nicht erschien, wenn er besonders nöthig war, oder weil man ihm bei seinem Erscheinen widersprach und die Dummheit der Menschen sein Wirken vernichtete, sank Carlyle tiefer und tiefer in den Sumpf der Verzweiflung. Emerson aber strahlte von Hoffnung und war stets überzeugt, daß des Menschen Seele immer mit dem Allgeist und der Quelle allen Lichtes verbunden ist. Wahr ist, daß es in seiner Zeit und in seiner unmittelbaren Umgebung viele Umstände gab, die den Auftrieb seiner Gedanken beschleunigten. Der Nation, von deren Leben er ein Theil war, bescherte die Morgemöthe der Jugend ein rasch wachsendes Bewußtsein unbeschränkter Möglichkeiten und zukünftiger Größe, denn aus ihren überreichen Quellen hatte man bis dahin kaum geschöpft; ihre geräumige Freiheit, ihre ungelösten Probleme, die bunte Mannichfaltigkeit des Landes luden jeden strebenden Geist ein, zu kommen und zu besitzen. Ohne Zweifel waren diese Dinge mitbestimmend für die Art, wie Emersons starke Stimme des Glaubens und des Muthes gehört und vernommen wurde. Aber seine Hoffnung war fern von der flachen amerikanischen Selbstgefälligkeit, die uns so oft in der Gegenwart wahrer Weisen erröthen läßt. Sie entsprang keiner besonderen Epoche, keinem besonderem Umstand, sondern der unumstößlichen Ueberzeugung, daß Gott selbst jedes Menschen Seele leitet; und Gott kann ihn nicht ins Verderben führen. Es ist eine in größerem Maße erhabene und geistige Lehre als die Carlyles; aber deshalb ist auch ihre direkte Anwendung um so schwieriger in einer Welt, die nicht dem Geist, sondern der Materie gehört.

Die Hauptschwierigkeit des Carlyleschen Systems war: den königlichen Helden zu finden, auf den Thron zu setzen und vor der Kriecherei und Schmeichelei der Menge zu bewahren. Die Schwierigkeiten, die sich einer allgemeinen Anwendung des emersonischen Systems entgegenstellten, lagen viel tiefer und waren deshalb viel schwerer zu beseitigen.

Zuerst beschäftigt sich Emerson nur mit dem Individuum. An die

17



Die Zukunft.

menschliche Gesellschaft denkt er nur da, wo sie auf den Geist des Individuums reagiert. Das wirkliche Leben ist allein das geheime Leben des Gedankens. Die menschliche Gesellschaft bietet dem Denker kaum mehr als eine Bühne, die er von Zeit zu Zeit benutzen kann, wenn er seine einsame Zelle verläßt, um den Werth seines Gedankens dadurch zu prüfen, daß er ihn verwirklicht sieht. Die Geschichte, die Kunde von der Thätigkeit der menschlichen Gesellschaft, hat für ihn keine Kraft der Direktive. Sie vermag der Seele des Individuums allerhöchstens an konkreten Beispielen gewisse Züge ihres eigenen göttlichen Vorzuges zu zeigen, die vielleicht vergessen wurden. Geschichte ist ihm in der That nichts Anderes als ein Spiegel, in dem der Mensch nur sein eigenes Bild steht. An fremden Orten und in der Kunst findet er nichts als Das, was er selbst bei sich trägt. Ein Land zu regiren, ist die Aufgabe der Schreiber und gehört an deren Pulte. Besserungen, selbst eine gigantische Reform wie die Abschaffung der Sklaverei, erregen in Emerson nur die matteste Aufmerksamkeit. Die mit ihnen unvermeidlich verbundenen hitzigen Leidenschaften sind eben so große Uebel wie die durch sie bekämpften. Und so steht der Leser denn in einer verkehrten Welt, wo der Theil größer ist als das Ganze, wo Eins schwerer wiegt als Alles.

Ein großer Theil dieser Verwirrung kommt aus Emersons Vorliebe für schneidende Paradoxa, aus seiner eingefleischten Gewöhnung an launische Nebertreibung. Doch die Lehre selbst war durchaus esoterisch und konnte nur von schon erleuchteten Seelen begriffen und befolgt werden. Anderen (dem Durchschnittssinnenmenschen, wie Arnold ihn nennt) ist ihr Fundament eben so unverständlich wie die Worte, in denen er sie ausspricht. „Handle nur nach Deinem eigenen Impuls“. „Gehorche Deinem Herzen“: mußten solche Mahnungen die Masse nicht schrecken? „Wenn aber das Licht in Dir Finsterniß ist, wie groß wird dann die Finsterniß selber sein!“ Wer jede äußere Autorität leugnet, kommt in die Gefahr des Antinomismus. Emersons Antwort auf diese Kritik ist charakteristisch: Wenn Jemand glaubt, daß diese Vorschrift nicht streng genug ist, so möge er versuchen, sie nur im Verlauf eines einzigen Tages einmal genau zu befolgen.

Aber keine dieser Kritiken kann die wesentliche Wahrheit der Vorschrift erschüttern oder ihr klares Abbild in dem Charakter und Leben Emersons verdunkeln. Eben so wenig können sie den Pegel der Hochfluth von Muth und Streben herabsetzen, die vielleicht für die Meisten von Denen, die auf ihn hörten, das wichtigste Ergebniß seiner Proph?tie war. Ich kann mir nicht denken, daß eines aufrichtigen Menschen Seele durch irgendeine von Emersons Auffassungen der Wahrheit mißleitet worden ist; nur schale Köpfe konnten seinen edlen Individualismus so thöricht und selbstisch verzerren, «ie wir es leider erlebt haben.



Vier Humanisten.

199

Keine der beiden Lehren war neu; beide waren alt, so alt wie das erste Grübeln über die Aufgabe des Menschen. Beide Philosophen forderten Gerechtigkeit als die einzig mögliche Erlösung, forderten göttliche Leitung auf dem einzigen Weg eines ehlfurchtvollen Glaubens. Aber in der Ueberzeugung des Einen war es göttliche Leitung für die Masse der Menschen und deshalb mittelbar, Fleisch geworden in menschlicher Führung; nach der Ueberzeugung des Anderen war es göttliche Leitung für das Individuum und deshalb unmittelbar, eine deutliche Offenbarung Gottes. Die Haupteigenschaft des Einen war werktätige Kraft; die des Anderen charaktervolles Denken. Jede der beiden Lehren ist einseitig und jede wendet sich an eine bestimmte Gruppe von Menschen: keine der beiden Lehren genügt allein zur Erlösung des Menschen. Joubert drückt es elegant aus: „Macht und Recht sind die Herrscher dieser Welt; aber die Macht herrscht, ehe das Recht fertig dasteht.“ Diese beiden Propheten mit einander in Einklang zu bringen, die Leitstrahlen zu finden, die diese Brennpunkte verbinden, so daß von ihnen die richtige Bahn menschlichen Fortschrittes näher bestimmt werden könne, war eine Aufgabe, die Anderen aufbewahrt war. Einer davon war Ruskin.

Er theilte mit Carlyle schließlich die Ueberzeugung, aber er war von milderem Temperament; vor unveränderten sozialen Zuständen muhte er wohl ein Jünger und Bekenner Carlyles werden. Unvermeidlich war aber auch, daß eine so ganz anders geartete und geleitete Persönlichkeit von so viel größerer Erfahrung Carlyles strenges und dürres Evangelium der Arbeit merklich milderte. Auch Ruskin begriff das Bedürfniß nach geistiger Führung; aber er sah auch, was Carlyle übersehen hatte: das Bedürfniß nach Selbsthilfe und persönlicher Initiative. Er hatte einen festen Glauben, der ihn sowohl von Carlyles Verzweiflung wie auch von der daraus entspringenden Unthätigkeit fernhielt. Die Führung, die seiner Ansicht nach die Welt erlösen sollte, zeigt sich nicht konzentriert in wilden Ausbrüchen von meteorischem Glanz, die schnell wieder dem alten Dunkel weichen, sondern vertheilt in verschiedener Stärke in jedem Herzen wohnend, das aufrichtig Wahrheit und Recht liebt. Die Welt vor seinen Augen erschien schlimm genug, aber er hatte nicht die Abficht, die Hände verzweifelnd in den Schoß zu legen oder die Verwirrung durch nutzloses Jammern und Anklagen noch zu mehren. Besser schien ihm, jedes aufrichtige Gemüth im Bereich seiner Stimme aufzurufen, sich muthig auf die Seite der Ordnung und des Rechtes zu schlagen und nach jeder erreichbaren Art von Führerschaft zu streben, bis es selbst einst durch militärischen Gehorsam so weit gebracht sei, daß es an dem ihm zugewiesenen Platz im Heer Gottes die Führung übernehmen könne.

Die Milderung, die Ruskin hier dem System Carlyles angedeihen läßt, ist in mancherlei Beziehung wichtig. Erstens verheißt sie eine beständige Besser-

17-



200  
Die Zukunft.  
ung der menschlichen Gesellschaft statt eines wilden Paroxysmus von Reformen mit langen auf ihn folgenden Perioden von Muthlosigkeit und Rückfall. Sie erlaubt ferner eine beständige Organisation der Gesellschaft, die sich immer von innen heraus erneut, statt einer momentanen Gestaltung aus einem Chaos durch Gewalt von außen, einer Aufgabe, die gewöhnlich Carlyles Helden erschöpft, ehe er viel geleistet hat. Aber da nach Ruskin alle Glieder der menschlichen Gesellschaft Theil an ihr haben, so ist sein Plan wahrhaft erzieherisch für Alle und nicht ausschließlich auf Zwang begründet. Sem System, obgleich im Grunde eben so aristokratisch wie Carlyles, weist nach der entgegengesetzten Richtung; während Carlyles Interesse ganz dramatisch wirkt und die Bühne, mit der Person des Helden und seinen Thaten als Mittelpunkt des Schauspieles, zu suchen scheint, ist Ruskins System praktisch und auf den Nutzen der Gesammtheit gerichtet.  
Ruskin sah klar (auch hier im Gegensatz zu Carlyle), daß Arbeit allein dem Bedürfniß des Menschengeistes nicht genügen kann. Auch nicht die von ehrfürchtigem Gehorsam geleistete Arbeit; selbst sie ist nicht besser als Sklaverei. Der Arbeiter braucht Freude an der Arbeit und ihren Früchten. Wenn wir nicht leider daran gewöhnt wären: mit welchem Grauen würden wir eine Einrichtung der menschlichen Gesellschaft betrachten, die ohne Rettung ihre Glieder zu hoffnungsloser Arbeit verurtheilt, zu einer Arbeit, die den Körper tötet, wie es die Arbeit in der grimmigen Hitze vor dem offenen Rachen des feurigen Ofens mit seinen giftigen Dämpfen thut; oder zu einer Arbeit verdammt, die den Geist durch nimmer endende Monotonie und kleinste Verrichtung tötet, wie es in vielen Unterabtheilungen fabrikmäßiger moderner Maschinenarbeit geschieht; oder zu einer Arbeit, die den Körper und den Geist tötet und die so schlecht bezahlt wird, daß die äußerste Anstrengung nicht zum Lebensunterhalt ausreicht! Dieses entsetzliche Uebel hatte Carlyle gesehen, hatte es mit feurigem Griffel auf einem Grunde eingegraben, der so schwarz war wie die Festungmauern der Hölle; und damit hatte er sich begnügt. Ruskin sing an, alles Menschenmögliche zu thun, um dem Uebel abzuhelpen; er widmete dieser Arbeit die ganze Kraft seiner Mannesjahre und opferte ihr ein Vermögen, das für seine Zeit nicht gering war. Er wollte das Gewissen der indifferenten Menge wecken und sie an die Verantwortlichkeit für vergossenes Bruderblut erinnern. Das that er in einer Reihe von Aufrufen, die an Ernst und leidenschaftlicher Beredtsamkeit ihresgleichen in unserer Literatur nicht haben; in Zornausbrüchen, die feinen Namen mehr als alles Andere bekannt gemacht haben. Er wollte die Trugschlüsse der landläufigen Wirthschaftlehre nachweisen und die Verderbtheit der kommerziellen Moral zeigen, mit denen sich eine auf grausames Unrecht bedachte Habsucht zu decken suchte. Und er wollte den Charakter eben so wie die Lage des Arbeiters verbessern; durch Anleitung zur Selbst-

opyright items may be available to authenticated members of HathiTrust institutions. Members should login to see which items are available while searching.

- See the [HathiTrust Accessibility](#) page for more information.

## Navigation links for help, collections

- [Home](#)
- [About](#)
  - [Our Partnership](#)
  - [Our Digital Library](#)
  - [Our Research Center](#)
  - [News & Publications](#)
- [Collections](#)
- 
- [Help](#)
- [Feedback](#)

## Navigation links for searching HathiTrust, login

[HathiTrust Digital Library](#)

Full-text    Catalog

Search

Search Field List    All Fields

Search

- [Advanced full-text search](#)
  - [Advanced catalog search](#)
  - [Search tips](#)
- Full view only

[LOG IN](#)

## About this Book

### Catalog Record Details

Die Zukunft. v.68 1909.

[View full catalog record](#)



**Copyright:** [Public Domain in the United States.](#)

## Get this Book

- [Find in a library](#)
- [Download this page \(PDF\)](#)
- [Download whole book \(PDF\)](#)

## Add to Collection

[Login](#) to make your personal collections permanent

### Add Item to Collection

Add to your collection: [Select Collection](#)

Add

## Share

Permanent link to this book

Link to this page

[Embed this book](#)

## About versions

**Version:** 2013-03-17 02:41 UTC[version label for this item](#)

**Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)**

[Scroll Flip Thumbnail Page by Page Plain Text](#)

Full Screen

## Zoom In Zoom Out

Rotate left Rotate right

[First](#) [Previous](#) [Next](#) [Last](#)

Jump to

Go

## Jump to section

- [Front Cover](#)
- [Title Page](#)
- [Section 1 - 1](#)
- [Section 2 - 3](#)
- [Section 3 - 17](#)
- [Section 4 - 33](#)
- [Section 5 - 35](#)
- [Section 6 - 36](#)
- [Section 7 - 37](#)
- [Section 8 - 39](#)
- [Section 9 - 51](#)
- [Section 10 - 53](#)
- [Section 11 - 55](#)
- [Section 12 - 69](#)
- [Section 13 - 71](#)
- [Section 14 - 73](#)
- [Section 15 - 89](#)
- [Section 16 - 91](#)
- [Section 17 - 94](#)
- [Section 18 - 105](#)
- [Section 19 - 107](#)
- [Section 20 - 109](#)
- [Section 21 - 111](#)
- [Section 22 - 125](#)
- [Section 23 - 127](#)
- [Section 24 - 141](#)
- [Section 25 - 143](#)
- [Section 26 - 145](#)
- [Section 27 - 147](#)
- [Section 28 - 161](#)
- [Section 29 - 163](#)
- [Section 30 - 164](#)
- [Section 31 - 168](#)
- [Section 32 - 177](#)
- [Section 33 - 179](#)
- [Section 34 - 181](#)
- [Section 35 - 183](#)
- [Section 36 - 187](#)
- [Section 37 - 189](#)
- [Section 38 - 197](#)
- [Section 39 - 199](#)
- [Section 40 - 203](#)
- [Section 41 - 205](#)
- [Section 42 - 213](#)



- [Section 43 - 215](#)
- [Section 44 - 217](#)
- [Section 45 - 219](#)
- [Section 46 - 233](#)
- [Section 47 - 239](#)
- [Section 48 - 241](#)
- [Section 49 - 249](#)
- [Section 50 - 251](#)
- [Section 51 - 253](#)
- [Section 52 - 255](#)
- [Section 53 - 267](#)
- [Section 54 - 268](#)
- [Section 55 - 269](#)
- [Section 56 - 271](#)
- [Section 57 - 284](#)
- [Section 58 - 285](#)
- [Section 59 - 287](#)
- [Section 60 - 289](#)
- [Section 61 - 291](#)
- [Section 62 - 305](#)
- [Section 63 - 307](#)
- [Section 64 - 317](#)
- [Section 65 - 321](#)
- [Section 66 - 323](#)
- [Section 67 - 325](#)
- [Section 68 - 327](#)
- [Section 69 - 341](#)
- [Section 70 - 343](#)
- [Section 71 - 357](#)
- [Section 72 - 359](#)
- [Section 73 - 361](#)
- [Section 74 - 363](#)
- [Section 75 - 369](#)
- [Section 76 - 377](#)
- [Section 77 - 379](#)
- [Section 78 - 386](#)
- [Section 79 - 393](#)
- [Section 80 - 395](#)
- [Section 81 - 397](#)
- [Section 82 - 401](#)
- [Section 83 - 411](#)
- [Section 84 - 413](#)
- [Section 85 - 427](#)
- [Section 86 - 429](#)
- [Section 87 - 431](#)
- [Section 88 - 435](#)
- [Section 89 - 437](#)
- [Section 90 - 441](#)
- [Section 91 - 445](#)
- [Section 92 - 447](#)

Search in this volume

Search in this text

Find

200  
Die Zukunft.  
ung der menschlichen Gesellschaft statt eines wilden Paroxysmus von Reformen mit langen auf ihn folgenden Perioden von Muthlosigkeit und Rückfall. Sie erlaubt ferner eine beständige Organisation der Gesellschaft, die sich immer von innen heraus erneut, statt einer momentanen Gestaltung aus einem Chaos durch Gewalt von außen, einer Aufgabe, die gewöhnlich Carlyles Helden erschöpft, ehe er viel geleistet hat. Aber da nach Ruskin alle Glieder der menschlichen Gesellschaft Theil an ihr haben, so ist sein Plan wahrhaft erzieherisch für Alle und nicht ausschließlich auf Zwang begründet. Sem System, ob« gleich im Grunde eben so aristokratisch wie Carlyles, weist nach der entgegengesetzten Richtung; während Carlyles Interesse ganz dramatisch wirkt und die Bühne, mit der Person des Helden und seinen Thaten als Mittelpunkt des Schauspieles, zu suchen scheint, ist Ruskins System praktisch und auf den Nutzen der Gesamtheit gerichtet.  
Ruskin sah klar (auch hier im Gegensatz zu Carlyle), daß Arbeit allein dem Bedürfniß des Menscheingeistes nicht genügen kann. Auch nicht die von ehrfürchtigem Gehorsam geleistete Arbeit; selbst sie ist nicht besser als Sklaverei. Der Arbeiter braucht Freude an der Arbeit und ihren Früchten. Wenn wir nicht leider daran gewöhnt wären: mit welchem Grauen würden wir eine Einrichtung der menschlichen Gesellschaft betrachten, die ohne Rettung ihre Glieder zu hoffnungsloser Arbeit verurtheilt, zu einer Arbeit, die den Körper tötet, wie es die Arbeit in der grimmigen Hitze vor dem offenen Rachen des feurigen Ofens mit seinen giftigen Dämpfen thut; oder zu einer Arbeit verdammt, die den Geist durch nimmer endende Monotonie und kleinste Verrichtung tötet, «ie es in vielen Unterabtheilungen fabrikmäßiger moderner Maschinenarbeit geschieht; oder zu einer Arbeit, die den Körper und den Geist tötet und die so schlecht bezahlt wird, daß die äußerste Anstrengung nicht zum Lebensunterhalt ausreicht! Dieses entsetzliche Uebel hatte Carlyle gesehen, hatte es mit feurigem Griffel auf einem Grunde eingegraben, der so schwarz war wie die Festungmauern der Hölle; und damit hatte er sich begnügt. Ruskin sing an, alles Menschenmögliche zu thun, um dem Uebel abzuhelpen; er widmete dieser Arbeit die ganze Kraft seiner Mannesjahre und opferte ihr ein Vermögen, das für seine Zeit nicht gering war. Er wollte das Gewissen der indifferenten



Menge wecken und sie an die Verantwortlichkeit für vergossenes Bruderblut erinnern. Das that er in einer Reihe von Aufrufen, die an Ernst und leidenschaftlicher Beredtsamkeit ihresgleichen in unserer Literatur nicht haben; in Zornausbrüchen, die feinen Namen mehr als alles Andere bekannt gemacht haben. Er wollte die Trugschlüsse der landläufigen Wirthschaftslehre nachweisen und die Verderbtheit der kommerziellen Moral zeigen, mit denen sich eine auf grausames Unrecht bedachte Habsucht zu decken suchte. Und er wollte den Charakter eben so wie die Lage des Arbeiters verbessern; durch Anleitung zur Selbst-

- [Home](#)
- [About](#)
- [Collections](#)
- [Help](#)
- [Feedback](#)
- [Mobile](#)
- [Take-Down Policy](#)
- [Privacy](#)
- [Contact](#)



Vier Humanisten.

201

Hilfe. Er hat Schulen gegründet, Museen, Versuchsstationen, Zufluchthäuser; hat ein ganzes Gehilfenheer geworben und gedrillt; gelehrt, geplant, gesprochen, geschrieben, bis das erschöpfte Herz und das fiebernde Hirn es nicht länger ertragen konnten. Er ruht nun aus von seiner Arbeit, aber seine Werke folgen ihm nach: ^o^ndss Zall^ OollsAS SettlsmenZ, Arbeiterklubs und Vereinigungen gleichen Zwecks überall in England, Amerika und Australien.

Meine Darstellung des Antheils, den Ruskin an dem Versuch hatte, das Menschenproblem zu lösen, wäre nicht vollständig, wenn ich nicht seine Forderung erwähnte, der Schönheit müsse ein breiter Raum im menschlichen Leben erobert und sie dadurch in engere Beziehung zum Charakter des Menschen gebracht werden. Das hatten Wordsworth und andere Dichter vor ihm gethan und auch Emerson war dieser Gedanke nicht fremd; aber Keinem war es vor Ruskin gegeben, mit solcher Wirkung die überall die Welt beherrschende Schönheit zu zeigen: Blumen, Vögel und Bäume; Thal, Ebene und Berg; Fluß, See und Himmel. Nach diesem Ziel strebte er auf dem Wege der Kunst; und seine ganze literarische Thätigkeit scheint nur Kunstkritik. Aber während die Schönheit der Kunst in sein System einbegriffen ward, ist ihm doch die Kunst nur ein Abriß, ein Auszug der Natur, einer begabten Menschenseele verständnißvolle Erklärung irgendeines Lichtstrahls, der ihrer transszendenten Schönheit entschlüpft; werthvoll zwar, doch nur so weit, wie sie unsere blöden Augen befähigt, von nun an in der Natur zu sehen, was ihnen sonst verborgen geblieben wäre. Nie zuvor wurden so viele bisher blinde Augen sehend, belebten sich so viele stumpfe Sinne, zeigte sich so viel bewußte Freude an der Herrlichkeit dieser schönen Welt, wie nach dem Erscheinen des ruskinischen Werkes über die modernen Maler geschah.

So scheint Ruskins Leistung eine Milderung der beschränkten Lehre Carlyles, ein Beleben ihrer Dürre durch die Einführung wesentlicher Faktoren: Heiterkeit, Hoffnung und Selbsthilfe, und durch mannichfache Beleuchtung ihrer Brauchbarkeit für alle menschlichen Gesellschaftsklassen. Hierbei hatte er sich, wie wir gesehen haben, gewisser wichtiger Elemente aus Emersons Lehre bedient; es ist unnöthig, anzunehmen, daß er sie von Emerson übernommen hat. Doch war Ruskins Milderung eine Annäherung an Emersons Standpunkt.

, Aber auch seine Lehre bedurfte der Milderung; sein Leben des Geistes mußte aus seiner öden Einsamkeit in den Strom des Weltenlebens treten, ihn erfüllend und von ihm getränkt; fein Individuum mußte veranlaßt werden, seine Pflichten gegen die menschliche Gesellschaft anzuerkennen; und seine von ihm beanspruchte Freiheit, die jeden Augenblick in Antinomismus und Anarchie umzuschlagen drohte, mußte ihre bestimmten Grenzen kennen lernen.

Der Mann, der diese Milderungen herbeiführen sollte, war Matthew Arnold. Tief durchdrungen von griechischer Heiterkeit, Intelligenz und ver-



Die Zukunft.  
nünftiger Selbstbeherrschung, war er tief verletzt und beleidigt durch die Unvernunft, Launenhaftigkeit und Maßlosigkeit, die sich überall im Charakter und Leben des Engländers zeigten; am Schlimmsten dünkte ihn in der englischen Literatur der völlige Mangel an irgendeinem gesicherten Maßstab für den Geschmack oder selbst für den Verstand. Selbst die größte Begabung konnte da den Menschen kaum davor bewahren, überspannt und launenhaft zu werden, nicht zu ahnen, was anderswo gedacht und gethcm worden war, und auf diese Weise feinen Schweiß an Arbeiten zu vergeuden, die niemals Erfolg haben konnten. Popularität war kein Merkmal ungewöhnlicher Eigenschaften, wenn es auch allgemein dafür galt. Der Spruch der englischen Kritik war belanglos, eben so launenhaft und unsicher wie das von ihr behandelte Werk; er kündete ja nur orakelmäßig des unvernünftigen und unwissenden Kritikers Urtheile und Vorurtheile. Was war zu thun? Wie war ein richtiger Maßstab der Vortrefflichkeit zu finden, wie die Ausschreitung persönlicher Urtheile und Bestrebungen im Zaum zu halten? Arnold beantwortete diese Frage, indem er behauptete, daß die höchstmögliche Annäherung an das absolute Maß der Vollkommenheit auf irgendeinem Gebiet menschlicher Thätigkeit von dem übereinstimmenden Urtheil der Sachverständigsten bescheinigt werde. Das Urtheil jedes „Besten“ trägt das Gepräge der Intelligenz und Gerechtigkeit: die Stimmzettel anderer Art werden leicht entdeckt und für ungiltig erklärt. Diese Methode, kann man sagen, ist ja nichts Anderes als die Methode des Gesunden Menschenverstandes, eine Methode, die seit Anfang der Welt angewandt wurde und jeden bis jetzt gemachten Fortschritt bewirkt hat. Richtig. Aber sie war verloren oder vergessen und nutzte aus dem Schutt gegraben werden. Auch war eine neue Definition des Begriffes „Die Besten“ nöthig, eines Begriffes, der so leicht mißverstanden und verkehrt werden konnte. Arnold sing mit Literatur an; aber bald stellte sich heraus, daß sein Interesse weniger an der Literatur als an dem hinter ihr verborgenen Leben haftete. Die Poesie wurde ihm eine Kritik des Lebens. Mit Sokrates war er überzeugt, daß ein unbeobachtetes Leben kein Leben sei. So fing er denn an, dem englischen Leben seiner Zeit die prüfende Sonde seiner Analyse und Kritik anzulegen: der Politik, der Moral, den Sitten, der Religion; der Presse, der Kirche, der Bibel; der Zukunft Irlands, der Wiederverheirathung des Witwers mit der Schwester der verstorbenen Frau. Ueberall fand er die selben Fehler: Mangel an intellektueller Gewissenhaftigkeit, ungenügendes Vertrauen in die Macht richtig gebrauchter Vernunft, Widerwillen gegen Autorität, blinde Hinnahme fertiger Begriffe und Gewohnheiten, thörichtes Behagen am „doing- äs 0Q6 likes“. Treffend können auf Arnold selbst die Wyrte angewandt werden, die er über Goethe sprach:  
took tlis LniksriüA Kinnen laos:



Vier Humanisten.

203

Struck liis öuSer tks plaos,

Natürlich schrien sie Zeter und Mordio, als sie sein Messer und seine Sonde spürten; und das Geschrei wurde zum Fortissimo, wenn unsere Lieblingsschwächen berührt wurden.

Und wo ist das Heilmittel gegen all dieses Leid? Bildung; kein anderes Mittel giebt es. Und Bildung ist für Arnold das Streben, überall dadurch Vollkommenheit zu erreichen, daß wir auf allen uns zugänglichen Gebieten das Beste kennen lernen, was in der Welt gedacht und gesagt worden ist, und mit dieser Kenntniß unseren fertigen Begriffen und Gewohnheiten einen Strom neuer und freier Gedanken zuzuführen suchen. Bildung ist ihm nicht allein das Bestreben, die Dinge zu sehen, wie sie sind, sich einer Kenntniß der allumfassenden Ordnung zu nähern, die Absicht und Ziel in der Welt zu sein scheint und mit der fortzuschreiten des Menschen Glück, gegen die anzukämpfen sein Elend ausmacht; für ihn gehört zur Bildung auch der Entschluß, der Vernunft und dem Willen Gottes den Sieg zu verschaffen. Die Vollendung, die von der Bildung erstrebt wird, ist ein innerer Zustand des Geistes und der Seele, ein Wachsen und Werden, nicht ein Befitzen und ein Ruhen. Und da die Menschen alle Glieder eines großen Ganzen sind und die Menschen-natur nicht duldet, daß ein Glied den anderen gleichgiltig, sein Wohlergehen den anderen werthlos bleibe, so muß die Humanität alle Schichten durchdringen, wenn Vollkommenheit, das Ideal der Bildung, erreicht werden soll. Vollkommenheit ist unmöglich, wenn das Individuum einsam bleibt. Es muß bei Strafe der Verkümmern und Kraftlosigkeit, falls es sich dagegen sträubt, andere auf seinem Weg zur Vollkommenheit mitführen und alles Mögliche zur Mehrung des Menschenstromes thun, der sich diesem Ziel entgegenwältzt. Und endlich sagt Arnold: „Vollkommenheit ist eine harmonische Ausdehnung aller Kräfte, die Schönheit und Werth in der Menschennatur hervorbringen, und verträgt sich nicht mit der Entwicklung irgendeiner Kraft auf Kosten aller übrigen.“ Von hier aus ist Arnolds Uebereinstimmung mit Emerson deutlich erkennbar. Beide suchen innerliche Vollkommenheit; aber Arnold zeigt (im Gegensatze zu Emerson), daß die Pflanze der Vollkommenheit nicht in vaono gezogen werden kann, sondern nur auf dem Boden menschlicher Gesellschaft, und daß sie nur auf einem Erntefeld zu gedeihen vermag, das bis ans Ende unserer Erde wogt.

Das Leben, das sein Wachsen fördert und leitet, benennen Beide mit dem selben Namen der Vernunft; und Jeder der Beiden fügt seine eigenen sinnverwandten Ausdrücke hinzu. „Die Vernunft und die Seele, die allen Menschen gegeben ist,“ sagt Emerson. „Die Vernunft und der Wille Gottes“,



sagt Arnold. „Der Wille Gottes" ist Arnold, wie Tennyson, nichts Anderes als „die immer größer werdende Absicht, die sich durch die Zeiten verbreitet"; eine Idee, deren wir uns nur bewußt werden, wenn wir anfangen, ihr Entfalten zu beobachten. Etwas, das beansprucht, der Wille Gottes zu sein, können wir aber nur dann sicher dafür nehmen, wenn wir sehen, daß es mit der bestimmten Kurve menschlichen Fortschrittes zusammenfällt. In der That wiederholt Arnold nur die eindringliche Mahnung, die lange vorher Johannes ergehen ließ: „Ihr Lieben, glaubet nicht einem jeglichen Geist, sondern prüfet die Geister, ob sie von Gott sind, denn es sind viele falsche Propheten ausgegangen in die Welt". Solche Vorsichtsmaßregel finden wir in Emersons Schriften nicht. Beide Männer blieben jedem System praktischer Reform fern und standen ziemlich auf dem selben Standpunkt. „Alle wirkliche Reform ist geistiger Art und nicht durch äußere Umstände verursacht und das geistige Ziel wird im Getümmel und Kampf der praktischen Reform oft aus dem Auge verloren." Aber mit dieser Beiden gemeinsamen Ueberzeugung verbindet sich in dem einen Fall ersichtlich ein entschiedener Mangel an Interesse für wirkliche Thätigkeit und in dem anderen ist das Interesse an thätiger Wirkung so groß und so objektiv, daß sich der Denker von jeder eigenen Thätigkeit löst, um ihre Wirkung noch schärfer beobachten und ihr Resultat sicherer bestimmen können Was also sagen die Vier uns?

Der Mensch, spricht Carlyle, ist Geist und bestimmt, der Vollkommenheit Gottes theilhaft zu werden. Damit dies Ziel erreicht werde, wird Gottes Hilfe dem Menschen in der Form begeisterter Führerschaft gewährt, der er Ehrfurcht, Gehorsam und Arbeit zu zollen hat.

Gottes Hilfe, spricht Emerson, wird dem Menschen durch direkte Erleuchtung seines individuellen Geistes gewährt; seine Pflicht ist, zu denken, sich frei zu fühlen, sich selbst zu vertrauen.

Die der menschlichen Gesellschaft gewährte Führerschaft, sagt Ruskin, ist nicht nur gelegentlich, autokratisch und äußerlich, sondern beständig, allumfassend und allerziehend. Der geforderte Gehorsam ist nicht ein blindes Weichen vor der Gewalt, sondern ein liebevolles Bestreben, sich zu vervollkommen. Und Arbeit ist nicht die mühsame Anstrengung, unser Leben zu stiften, sondern das Mittel zur Erlangung der Freude, die uns bestimmt ist: der Freude an einander, an der Natur, an der Vernunft. „Der Mensch lebt nicht allein vom Brot, sondern von einem jeglichen Worte Gottes."

Gott, sagt Arnold, spricht deutlich genug für unser Inneres: aber wir müssen sicher sein, daß es Gottes Stimme ist, die wir hören, und nicht irgendein Widerhall unserer eigenen Träume und nichtigen Gedanken. Unsere persönlichen Eindrücke müssen deshalb geprüft und berichtigt werden durch das Wort Gottes, wie es deutlich und unverkennbar auf den Blättern der Ge-



Der ruhige Hain.

205

schichte verzeichnet und in den Aussprüchen der Denker enthalten ist. Und nur auf dem Weg einer allseitigen Entwicklung unserer Natur und der des Nächsten können wir je vollendetes Menschenthum erreichen: „das Maß der Größe von Gottes Herrlichkeit.“

Berkeley in Kalifornien. Professor Cornelius Besch Bradley.

Der ruhige Hain.

i.

o abendliche Freude ist in mir.

Der Himmel sprüht, es singen Baum und Quellen,

Daß meine Seele, von besonnten, hellen

Traumländern leicht umhegt, Glanz ist und Zier.

Gottvater spielt mit vielen, kühlen Bällen

Ein Spiel am stillen Zelt. U)ir aber, wir

Sind wie die Rinder ruhig, nun sich hier

Dem müden Tag der Abend will gesellen.

Es hat ein Weg zu seinem Ziel gefunden.

Erbebend lausch' ich. Ist dies Wunder mein,

Daß sich aus Rosen flicht das Band der Stunden

Und dieses Herz so lächelnd soll gesunden?

Gauz nahe fühl' ich einen guten Hain,

Drin Blumen werden aus den tiefen Wunden.

II.

Nun die Gärten schlafen, Glocken läuten,

Himmelblaue Glocken, leicht und hell,

Kommt die Nacht, ein freundlicher Gesell.

Schöne Nacht, was willst Du mir bereiten?

Duft und leise, windverwehte Kühle

Bindet ihren Abendkranz zum Traum.

Alles still schon. Selber ahn' ich kaum,

Wie beglückt ich mich und ruhig fühle.

Gleichklang, lautlos, friedevoll, bewegt

Eines Herzens nachtgebundne Flügel,

Denn, ein Vogel, singts, wenn es noch schlägt.

Nur der See, der mondlichtsilbern schäumt.

Und verwundert schau' ich so im Spiegel

Einen stummen Mund, den Lächeln säumt.

Wien. Ernst Lothar.



Man on Georg Engel ist ein neues Büchlein erschienen („Der verbotene Rausch“), das (ich will nicht sagen: eine ganz neue Art inaugurirt, aber) ein Genre pflegt, das in Deutschland nicht sehr üblich ist und doch verdient, Bewunderer zu finden. Vielleicht könnte man es am Besten als Burleske mit weichem Gemüths-ton bezeichnen. Man erwartet vielleicht ganz Anderes, wenn man den Titel dieses neuen Buches liest, und kommt auch zu einer falschen Auffassung, wenn man die Umschlagszeichnung betrachtet: einen Bock, der gegen einen Baum anstürmt, auf dessen Ast ein nacktes Frauenzimmer sitzt. Aber diese Umschlagszeichnung ist eben so wenig für das Buch maßgebend, wie fem Titel (zugleich der der ersten Geschichte) Tendenz und Art der Erzählungen wiedergiebt. Es sind sechs Geschichten, von denen zwar die erste, nach der das Buch genannt wird, und eine zweite, „Chrifm-Dörthes Verlobung“, ein ziemlich grober, aber ganz luftig erzählter Schwank, aus dem Rahmen fällt; die übrigen vier dagegen schildern den glücklichen Ausgang einer Liebe, der schwere Gefahren drohen. Bald ist es ein hartherziger Vater, bald ein schwachmüthiger Bräutigam, bald eine zage Frauenseele, bald die Verschiedenheit der Religion, die Schwierigkeiten bereiten; aber überall werden die Hindernisse besiegt. Ich widerstehe nur ungern der Versuchung, diese niedlichen Geschichten mit ihrem humoristischen und gelegentlich gruseligen Beiwerk zu erzählen; aber ich möchte durch solche Berichterstattung den Lesern den Genuß nicht vorwegnehmen, der sie erwartet. Als kleine Meisterstücke bezeichne ich geradezu: „Die verbotene Ehe“ und „Das verbotene Stück“. Denn wenn auch eine dritte Erzählung, „Onkel Pökel“, die Geschichte eines alten, drolligen, aber seelenguten Kauzes, der als Schatzgräber und Herrath Vermittler vorgeführt wird, gewiß ihre großen Vorzüge hat, so finde ich die beiden ersten Geschichten doch wesentlich werthvoller: die eine, in der ein junges protestantisches Mädchen, die Tochter einer katholischen Mutter, mit einem jüdischen Schmied sich zusammenfindet, obwohl die Geistlichen aller drei Konfessionen dagegen Protestiren; die andere, in der eine resolute Schmierendirektrice ein dem Wachtmeister bedenklich erscheinendes Stück, „Die Folgen der Liebe“, nicht nur zur Aufführung frei bekommt, sondern auch den Wachtmeister heirathet und mit Beihilfe des Landrathes und des Publikums einen renitenten Bäckermeister zwingt, seine schöne Tochter einem Schauspieler zur Frau zu geben. Trotz allen Absonderlichkeiten, die erzählt werden, geschieht doch niemals etwas Unmögliches, bei allen Ausfällen gegen die Träger der religiösen und politischen Gewalt kommt es doch nie zu einer allzu scharfen Wendung, bei aller Neigung zur Burleske finden wir so viel richtige Beobachtung und einen so innigen Gemüths-ton, daß gewiß Alle an diesen kleinen Erzählungen ihre Freude haben werden. So erfreulich aber auch dieses neue Buch ist: es giebt noch keine volle Vorstellung von Engels Talent. Will man dieses erkennen, so muß man seine Romane „Hann Klüth“<sup>^</sup>) und „Der Reiter auf dem Regenbogen“<sup>^</sup>) lesen. Georg Engel ist ein Greifswalder. Der Vaterstadt, „der lieben, guten, alten Frau“, hat er ein stimmungsvolles Gedicht gewidmet, das am Anfang des RomaneS \*) Zweiundzwanzigste Auflage. 2 Mark. \*\*) Achte Auflage. 4 Mark. Concordia, Deutsche Verlags anstatt, Hermann Ehbock, Berlin <sup>^</sup>V. 30.



„Hann Klüth" steht. Es schließt mit den Worten: .Vergiß mich nicht, ich wert,' Dich nie vergessen!" Getreu diesem Satz läßt er seine Romane in der alten Stadt selbst und in der greifswalder Küstengegend spielen. Seeleute sind seine Helden. Aber nicht kühne Seefahrer, die weite Meere durchschiffen, sondern Küstenbewohner, die an dem Boden kleben und durch Hering- und Fischfang ihre oft kärgliche Nahrung erwerben. Neben dem Dorf mit seinen einfachen, schlichten Bewohnern die Stadt mit ihrem Luxus und ihrer Verführung; ein Gegensatz zeigt sich, wie er bei manchen Bauernschriftstellern, etwa bei Jeremias Gotthelf, hervortritt: die Schädigung, die der Dörfler erlebt, sobald er in die Stadt kommt. Doch fehlt die Pastorale Tendenz, das lehrhaft Moralisirende, das solchen Schriftstellern oft eignet.

Der gewöhnliche Romanleser, der im „Hann Klüth" große Spannung verlangt und entweder ein tragisches Ende des Helden erwartet oder als sein gutes Recht fordert, daß sie „sich kriegen", wird einigermaßen enttäuscht werden; der ästhetisch Empfindende, dem das „Wie" über das „Was" geht, wird sich des Buches herzlich freuen. Der Held ist eine Prachtgestalt. Gewiß, mit seinen plumpen Manieren, mit seinem langsamen Denken und seiner ungefügen Sprache, kein Heros nach der Vorstellung junger Mädchen, aber ein Mensch, bei dem Geist und Herz edel und groß sind, voll Muth in schweren Augenblicken, voll treuer Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten, voll inniger Liebe für Alle, die er einmal ins Herz geschlossen hat. Man könnte versucht sein, es dem Dichter als einen Fehler anzurechnen, daß er Hanns Braut, die liebliche, thatkräftige, das Wesen ihres Bräutigams voll begreifende Tochter eines Schulmeisters, die den Beruf einer Krankenschwester erwählt, spurlos verschwinden läßt, namentlich, da er selbst nicht verhehlt, daß diese beiden Menschen, deren zartes Verhältniß und Zusammenleben ungemein poetisch dargestellt sind, trefflich zu einander passen; aber er will gerade zeigen, daß für ein so elementares Wesen wie Hann Klüth nicht die lieblich beruhigende Neigung, sondern die stürmische, verzehrende Leidenschaft das eigentliche Element ist. Ob Line, der eine solche Leidenschaft wird, sie versteht und erwidert: danach hat der Dichter nicht zu fragen; für Hann ist diese Liebe etwas Dämonisches, dem er unterliegt, und die Szenen, in denen das Mädchen die Liebe abweist, entsprechen gewiß mehr ihrem Charakter als die etwas schwächliche Art, in der zuletzt eine Aenoerung dieses schier unbeugsamen Wesens vorbereitet zu sein scheint. Und alle Nebenfiguren: ein Riesenpaar, ein taubstummer Fischer mit seiner Gattin, ein verrückter Kapitän, ein lügnerischer Lootse, der mannichsach in die Handlung eingreift, Hanns Stiefvater und seine Mutter, die beiden Brüder, der schon erwähnte Kaufmann und ein Pastor, die Mitglieder eines reichen Fabrikantenhauses in der benachbarten Stadt, ein älteres Fräulein, eine Handarbeitlehrerin, bei der Line eine Weile in Stellung ist, halb Begleiterin, halb Dienerin: all diese Figuren sind vortrefflich geschildert. Wie plastisch stehen die Stübchen vor uns, die hellen Säle und die ärmlichen Hütten; wie wundervoll ist die Landschaft in Sommer und Winter, das Meer in seiner Lieblichkeit und in seiner Wuth.

Das charakteristische Merkmal des Verfassers ist die Mischung von Realismus und Romantik. Der alte Chronos wird, zum Beispiel, in der Gestalt eines Mistkutschers symbolisirt. Das erscheint zuerst lächerlich oder nur verwegen; ist aber so gut durchgeführt, daß man die Absonderlichkeit bald fast für nothwendig hält. Und diese Mischung von Romantik und Realismus zeigt auch der zweite



Die Zukunft.

Roman. „Der Reiter auf dem Regenbogen“: der Titel stammt daher, daß der Held Gust Petersen selbst einmal eine Romanze mit dieser Aufschrift dichtet, in der er sich stolz als einen kühnen Reitersmann darstellt, der bei dem gefährlichen Ritt sich seine Geliebte erobert. In Wirklichkeit aber ist dieser Held ein Eroberer nur in der Phantasie (wie denn überhaupt Engels Männertypen meist schwächer sind als seine Frauentypen), ein Träumer, dem das wirkliche Leben nur Enttäuschungen bietet. Er ist ein hochbegabter Mensch, dem Mutter und Freunde, auch junge Damen eine große Zukunft voraussagen. Aber das Abiturientenexamen kann er nicht machen, weil er, von seinem Freiheitstreben verführt, Catilma als Retter des Baterlandes preist und auch, da der Direktor ihm die Möglichkeit gewährt, den Aufsatz nochmals zu schreiben, unbeugsam bei seiner Ansicht beharrt. Diesem einen Unglück folgen manche andere. Ein Mädchen, das er schwärmerisch liebt und das ihm auch eine zarte Neigung weiht, die Tochter eines verabschiedeten Marineoffiziers, muß er aufgeben, da er vom Vater aus dem Haus gejagt wird. Er macht einen Selbstmordversuch; wird aber gerettet. Auch die Stellung in einem Antiquitätengeschäft, in der er zu den schönsten Hoffnungen berechtigt, verläßt er nach einer gemeinsam mit einer Cousine unternommenen Flucht zu einem Schmierendirektor, der eine sofortige Enttäuschung folgt. Er hungert und wird dann Sekretär eines Lcmdrathes, eines Jugendfreundes, der die Jugendliebe geheirathet hat. Auch in dieser Stellung, obgleich er große Gewandtheit und Begabung zeigt, harrt er nicht aus. Endlich scheint er das Feld zu großer Thätigkeit gefunden zu haben. Durch Briefe der Cousine, die einen Schutztruppenunteroffizier in Afrika geheirathet hat, und durch allerlei Lecture läßt er sich zu dem Glauben verleiten, für die gefährdeten Fischer in Wisby sei in Afrika ein lohnendes Feld zu finden. Er überredet sie nach vielen Mühen zur Auswanderung; ihr Führer aber kann er nicht werden, denn er erkrankt und stirbt, bevor er das Land der Verheißung gesehen hat. In der Krankheit pflegt ihn die Jugendgeliebte, die inzwischen Witwe geworden ist und die zarte Neigung für den ehemaligen Freund bewahrt hat. Auch hier sind es nicht die Vorgänge und der Held, die dem Leser die Hauptfreude bereiten, sondern die Art der Schilderung, die Charakteristik der Orte und der Menschen. Keine gewöhnliche Schulgeschichte, wie man sie jetzt so oft liest; aber die Kontraftirung der Persönlichkeiten, des strammen Schablonendirektors und des idealen Oberlehrers, der seine Schüler zu eigener Entwicklung bringt, ist so gut gelungen, daß sie zugleich typisch wirkt. Sehr lustig sind auch die Inhaber des Antiquitätengeschäftes, die Brüder Kladow, geschildert; der Eine ein geschickter Restaurator, der Andere ein Meister der Kleinkunst. Und die alte Stadt, mit ihren Ecken und Winkeln, ihrem Hafen und ihrer Umgebung, die Insel Wisby in Sonnenglanz und Sturmnacht, ihre Bewohner in träumerisch resignirtem Nichtsthun, in stummer Verzweiflung und in Heller Auflehnung gegen die Obrigkeit: Das Alles ist ganz lebendig geworden. Engels Romane und Novellen ragen hoch über das Mittelmaß der gewöhnlichen Erzählungsliteratur empor. Man begrüßt einen Dichter, der nicht abenteuerliche Geschichten aufischt, sondern Menschenschicksale mit reifer Kunst gestaltet. Professor Dr. Ludwig Geiger.

Eine Probe aus dem „Verbotenen Rausch“:



ch habe die Geschichte von der alten Kase Stöwesand und Kase hörte sie von 'Marik Grapentin selbst. Deshalb ist sie wahr, denn Kase Stöwesand sprach nie ein unwahres Wort, wenn sie auch gegen dreißig Jahre gelähmt an ihrem niedrigen Fenster saß und die kleinen Kinder das „Gruseln“ lehrte, sobald sie ihnen mit ihrem gelben, zerrissenen Antlitz Gesichter schnitt. Und das Einzige, was an Kase ein Wenig unverständlich war, bestand darin, dah sie oft ganz unvermittelt die Worte vor sich hinsprach: „Es ist halb Acht.“ Das war aber auch ganz in Ordnung, denn Kase hatte vor vierzig Jahren ihren Bräutigam durch den Seetod verloren und nun erinnerte sie sich oft an die Zeit seines schweren Scheidens und dann murmelte sie die Stunde eben vor sich hin.

Es tobte ein schweres Schneewetter, und über den gefrorenen Bodden fegte der Sturm, daß die glatte Bahn unter dem Lärm stöhnte. Ringsum konnte man gar nichts erkennen als graue Dämmerung. Da stand ich in Kase Stöwesands Stübing, in dem eine kleine Petroleumlampe brannte, und sagte: „Ich möcht' nu Heirathen.“

„Ja“, nickte sie, „dann mußt Du auch einen Weihnachtsbaum anstecken, denn ein Weihnachtsbaum hat eine Macht.“

„Wieso, Kase?“

„Ja, und dann darf es auch keine Scheue sein, sonst geht es Dir woe Jasper Grapentin, dem Steuermann, mit seiner Marik. Das war so:

Marik, Mariking, komm, kuck', rief der Steuermann Jasper Grapentin, während er in den Flur seines schmucken Häuschens trat, und dabei schüttelte er sich den Schnee ab. Kuck, Marik, hier bring ich Dich eine Tanne. Ich Hab' sie im dangerower Holz geschlagen, und wenn Du sie auch nicht hast putzen wollen: heut is Heiligabend, da is so was schön. Nu steck da ein paar Lichter dran. Wachs habe ich auch mitgebracht (hier): und dann setzen wir uns drunter und denken uns was/ Damit pflanzte der große, frische, kräftige Kerl, der schon in den Dreitzigen stand, die dunkle Tanne vor seinem Weib auf, das viel jünger war als er und zart und rani und schlank wie ein ganz junges Mädchen. Das war sie eigentlich auch, da sie kaum die Achtzehn erreicht hatte.

,Na fix, Mariking

Die Junge sah ihn mit ihren großen, blauen Augen einen Moment erstaunt an, sagte aber weder Ja noch Nein, sondern nickte rasch und begann, sich an dem Baum zu beschäftigen. Doch dieses stumme Nachgeben war gerade das Schlimme an ihr. Es war schlimm, daß sie so zeitig geheirathet hatte und daß sie keinen eigenen Willen besaß, und vor Allem, daß sie so scheu war. Woher Das kam? Je, sie war als eine Waise bei dem Hafenmeister erzogen worden und man hatte sie streng gehalten und viel gescholten; und zuletzt wurde sie als ein halbes Kind dem Steuermann Jasper Grapentin zugeführt, weil er ein frischer Kerl war und Freude am Geld zeigte und außerdem versprochen hatte, sie auf den Damm zu bringen. Und Das that er auch auf seine Art, ganz gutmüthig und recht nachsichtig, und er wartete ehrlich, bis ihr nicht mehr Alles so sremd wäre, ihre Pflichten und das enge Beieinander und sein Vergnügen an ihr. Allein sie thaute nur langsam auf, sehr, sehr langsam.



Die Zukunft.

Ja, ja, nimm Dir keine Scheue", meinte die alte Kase.

„Aber nun flimmerte es doch von der dunklen Tanne, es duftete nach Harz und auf dem weißen Tischtuch lagen die Geschenke, die die Gatten einander einbeschert hatten. Nur praktische Gegenstände durften es sein; für die Frau Stoff zu einem neuen Kleide, für den Mann ein Paar Fausthandschuhe. Auch war keine Ueberraschung damit verbunden, weil Alles vorher so bestimmt war. Aber nun standen sie doch vor dem weißen Tisch und es ging wie ein Behagen durch den kleinen Raum.

„Schnell, Mariking', sagte Jasper; „nun mach die Laden vor den Fenstern

zu. Dann wird es noch stiller. Und dann sind wir Beide ganz allein/

Folgsam ging sie, wobei sie ihn mit ihren großen Augen ein Wenig von der Seite maß: was er wohl mit seinen Worten bezwecke. Und als das grüne Holz nun feft an den Scheiben lag und nur der Schnee, der zuweilen an die Scheiben pickte, die Stille unterbrach, da sagte Jasper, der sich die Hände rieb: „Nu komm, Mudding/ ses war das erste Mal, daß er sie so nannte), „nu wollen wir uns hier auf das schöne, neue, schwarze Ledersofa setzen und uns von dem Tannenbaum erzählen/

Damit zog er sie neben sich; und die Scheue saß ganz still bei ihm mit der« haltenem Athem, denn es zog Etwas gegen sie heran, etwas Leises, Heimliches, Wohlthuendes, das sie sich nicht erklären konnte.

„Was willst Du?' flüsterte sie nur ganz sacht; und es schien, als ob sie sich wundere, daß sie überhaupt gesprochen habe.

„Ja, Mudding/, fuhr er fort (und es war wohl nur zufällig, daß er mit seinem Arm ein Wenig den ihren streifte). „Nu sitzen wir hier zusammen und es is recht still bei uns. Aber wart man, mir kommt es so vor, als wenn es nu bald lauter bei uns werden könnt, nicht?' Dabei ließ er wieder einen feiner Seitenblicke über sie hinfliegen.

Jedoch kaum hatte er das Wort hervorgebracht, da schreckte Marik zusammen, wurde totenblaß und später wieder stedendroth und hob die Hände gegen ihn, als ob sie sich wehren wolle.

Mein Gott/ stammelte sie.

„Wieso?^ lachte Jasper und griff herzhaft nach ihrer Hand. „Mudding, was is dabei zu schämen? Das ist doch Das, was der liebe Gott will. Das Einzige, was schad dabei is, besteht darin, daß Du . . .' Jedoch er unterbrach sich und klopfte ihr auf den Rücken und rief in seinem muntersten Ton: „Nu, Mudding, so viel haben wir lange nicht zusammen gesprochen. Wahrhaftig, so viel, daß mir davon ganz trocken in der Kehl' geworden is. Wie wärs, wenn Du jetzt was zu trinken gäbst? Aber Du hast wohl blos wieder Deinen Kaffee?'

„Nein«, flüsterte sie rasch, „ich Hab' für Dich Grog gemacht/

„Grog?' wiederholte der Steuermann, über ihre Aufmerksamkeit völlig verblüfft. „Wahrhaftig, Mudding, richtigen Grog? Daran hast Du gedacht? Oh, paß mal auf, Mudding, es wird noch, es wird noch Ällens richtig; es steckt so viel Gutes in Dich.' Dabei war er aufgesprungen und nahm ihr das warme Wasser ab; und nun brachte sie Gläser herbei mit Zucker und Rum drin und goß ein. Jasper mußte zusehen, wie sie Alles bereitete, und als sie den Arm hob, da sah er auch, wie fein und kindlich er war. Mudding/, rief er Plötzlich, nach-



Die scheue Marik.  
dem er das erste Glas gekostet, ‚Du bist wie ein Weihnachtspüpping. Und der Muth, ja, der wird Dir auch schon noch kommen. Nu trink!‘  
Da trank sie wirklich, und als ihr das Blut davon in den blassen Wangen zu schimmern begann und als in den blauen Augen dunkle Flämnichen zuckten, da fuhren tolle Gedanken durch Jaspers Seele, bis er plötzlich ihre Hand ergreifen mußte, um ihre Finger mit einer schnellen Bewegung seinem Ohr zu nähern.  
‚Sv, Mudding, da kneifst Du nu mal rein und in den Bart da zupfst Du mich auch. Du mußt nu endlich merken, daß Du eigentlich der Stärkste hier bist. Ja?“  
Wirklich spürte er ihre Finger an seiner Haut, und trotzdem sie nur immer bat: ‚O Jasper‘, ließ er nicht ab.  
‚Nu lach‘ auch, mein Kinding/ bettelte er förmlich. Da geschah etwas Wunderbares. Hell und jung lachte sie plötzlich. Und es war ein so ungewohnter Ton, daß der Steuermann in die Höhe fuhr, als wollte er erforschen, woher der Laut gedrungen sei.  
‚Das kannst Du?“ kam es ungläubig von seinen Lippen, ‚Das kannst Du?“  
‚Makt up!“ klang von draußen aus dem Schneewetter eine Stimme dazwischen.  
Aus seinen Träumen gerissen, öffnete Jasper. Auf dem Flur stand der Postbote, der ihm einen Brief entgegenschob. ‚Aus Wismar‘, brummte er. Dann klingelte die Glocke an der Hausthür und der Eindringling war wieder verschwunden. Wieder waltete Stille. Der Steuermann saß am Tisch und las. Die Lichter des Baumes waren fast herabgebrannt und Jasper war so vertieft, daß er kaum merkte, wie aufmerksam und gespannt dieses junge Kind, das sein Weib war, sein Thun verfolgte.  
Endlich löste sich eine Frage von ihren Lippen, kurz und gepreßt: ‚Jasper, nimmst Du nun doch den Vorschlag an?“  
Er hob sein Haupt, seine Augen leuchteten ihren eigenen stählernen Glanz, den sie steis wiesen, wenn von Geldeswerth die Rede war.  
Marik‘, entgegnete er gedämpft, ‚zweihundert Thaler den Monat und zum Schluß tausend Mark zum Geschenk! Das wird mir nie wieder geboten/ ‚Und wie lange bleibst Du?“  
‚OH‘, meinte er leichthin, ‚knapp zwei Jahr‘. Und dort oben in die Eis- gegenden kann ich Alles sparen. Paß auf, Mudding: ich komm‘ als ein reicher Mann wieder. Und dann zahl‘ ich an auf einen eigenen kleinen Dampfer und dann büst Du Frau Kapitän. . . Du sagst ja gar nichts?“  
Aber sie schwieg. Und Das war wieder das Schlimme, daß dies laut pochende Herz nicht reden konnte.  
Sie setzte sich in eine Ecke, und während er sich von Neuem über das Schreiben beugte, starrte sie in die verendenden Lichter hinein und lauschte auf das Hämmern in ihrer Brust und hörte, wie auf dem Bodden das Eis knackte, scharf und brechend wie ein Wehlaut.  
... Nach vier Jahren kehrte Jasper Grapentin heim. Sein Schiff war dort oben eingeeist gewesen, so daß man nichts von ihm gehört hatte.  
Es war ein älterer Mann, der da eines Morgens an die Thür klopfte, ein Wenig geneigt, mit Furchen auf der Stirn und mit einem langen Bollbart, der



S12

Die Zukunft.

an den Spitzen einen silbernen Saum aufwies. In der Hand trug der Mann eine winzige Keine Tanne.

„Guten Morgens sagte der Eintretende und stutzte, als ein kräftiges, biegsames Weib mit einem etwa dreijährigen Mädchen vor ihm stand: „Bist Du Marik^ Sie antwortete, während sie ihn befremdet musterte, mit lauter, klarer Stimme: So heiß' ich; aber was wollen Sie hier? Ich brauche keinen Weihnachtbaum."

„Ja, Mari?, erwiderte der Ankömmling kleinlaut. „Heut is ja wieder Weihnachtmorgen und ich Hab' den Baum im dangerower Holz geschlagen. Du aber bist kräftig und schön geworden', setzte er langsam hinzu und feine Stimme, die er im ewigen Eise selten gebraucht, klang schüchtern und bewegt; „und nun leg die Arme um meinen Hals, denn sieh: ich bin Jasper/

Da trat die Frau einen Schritt zurück und riß ihr Kind mit sich, daß es aufschrie. Dann sprach sie abweisend: „Wenn Du Jasper bist, so freut es mich, daß Du am Leben geblieben. Und Dies hier ist Dein Kind. Aber die Arme mag ich nicht um Deinen Hals legen, denn ich kann mich in Dich kaum finden, so anders siehst Du aus. Solche Zärtlichkeit ist mir auch ungewohnt. Aber während Du fort warst, da Hab' ich Alles so gehalten, wie es war, und die Arbeit hat mir gut gethan. Nun setz' Dich nieder und trink einen Schluck Warmes/ Der Mann ließ sich nieder und schüttelte das Haupt. Dann zog er eine Brieftasche hervor und zählte mehrere Tausendmarkscheine auf den Tisch. Aber das Weib, das geschäftig hin und her ging, wandte keinen Blick danach. So bliebs den ganzen Tag. Sie sprachen kein überflüssiges Wort. Nur als der Steuermann einmal zaghaft über den Blondkopf des kleinen Mädchens streichen wollte, mußte er wieder befangen das Haupt schütteln und zog wie beschämt seine Finger zurück. Am Nachmittag ging er fort. Als er abends heimkehrte, da brannte die kleine Tanne, die er im dangerower Holz geschlagen, und nebenan im Alkoven schlief das kleine Mädchen, denn es war schon spät.

Das Schweigen aber endete nicht. Still saßen die Beiden auf dem schwarzen Ledersofa und sahen auf den Baum. Aber wie waren Beide durch die Jahre verwandelt: Sie aufrecht, erblüht, bewußt, er müde, verarbeitet und bedrückt; ein Mann, der scheu und zaghaft geworden in der ewigen Stille der Eiswelt; nur die Geldtasche hielt er in seiner Hand, wie Etwas, das ihn entlasten könnte.

Lange, lange Zeit saßen sie so.

Als er jedoch daran denken mußte, wie er damals von dannen gegangen war, lieblos, gerade in dem Augenblick, als die scheue Seele neben ihm sich öffnen wollte, da schnitt ihm Etwas durch die Brust und schwer neigte sich feine Stirn, bis sie auf dem rothbuchenen Tisch ruhte, und durch seinen derben Körper zuckte Etwas wie ein Schluchzen, wenn er sich auch nicht rührte.

Und wieder verging eine lange Spanne Zeit Die Tanne duftete und die Lichter flackerten im Luftzug; und so merkte der Versunkene nicht, wie eine Hand ganz leise sein Ohr berührte und dann auch seinen Bart zupste und wie dabei um die Lippen des kräftigen Weibes ein ganz eigenthümliches, überwundenes und doch steghaftes Lächeln spielte.

^Ja, ja, die Scheuen", meinte die alte Kase, „sie haben so Vieles, was man gar nicht enträthseln kann . . . Das kannst Du glauben."

Georg Engel.



Russische Industrie.

213

Russische Industrie.

Äerlei Vorgänge deuten auf zunehmende Regsamkeit in der russischen Wirt-schaft. Nachdem der Koloß im Osten seinen „Freunden“ nicht den Gefallen gethan hatte, zu Grunde zu gehen, fingen einige schlaue Geschäftsleute an, sich die Kehrseite der Medaille zu betrachten und neue Verbindungen mit dem Zarenreich anzuknüpfen. Vor sechs Monaten etwa ließen sich die Oail^ Ns^s aus Peters-burg die besten Methoden zur Bekämpfung der deutschen Konkurrenz mittheilen. England ist lange der russischen Wirtschaft ferngeblieben. Politische Gründe ver-schlossen russischen Papieren die londoner Börse. Das ist anders geworden seit der bekannten Zweimilliardenanleihe des Jahres 1906, an der, zum ersten Mal wieder, die russische Finanz sich betheiligte. Auch die Anleihe vom Januar 1909 kam auf den englischen Geldmarkt. Die deutsche Finanz blieb in beiden Fällen im Hinter-grund; doch nicht etwa, weil unsere Geschäftspolitik gegenüber Rußland sich ge-ändert hatte. Die deutschen Kaufleute sollten der neuen anglo-russischenWirthschaft-aera immerhin einige Aufmerksamkeit schenken. Die Sätze der vaü? Ns^s haben sich kaum besonders tief in die Erkenntnitz Derer, die sie lasen, eingeprägt. Doch eine Rede des Handelsministers Timirjasew bestätigte die Auffassung, daß die Oail? Xs^s eine Resonanz amtlicher russischer Wünsche geboten hatten. Man ließ die bri-tische Handelswelt wissen, daß Rußland nichts thun werde, um die Engländer im Wettbewerb mit den Deutschen zu unterstützen; gab ihnen aber den Rath, ihre ge-schäftlichen Methoden zu ändern und den deutschen Bedingungen anzupassen. Die deutsche Einfuhr nach Rußland hat sich in den letzten zwanzig Jahren um 150 Millionen Rubel im Werth gehoben, während der englische Import im selben Zeitraum nur um 16 Millionen Rubel zunahm. Noch sichtbarer war der Fortschritt des deutschen Handels im Wasserverkehr. Die englische Schifffahrt hatte in den russischen Haupthäfen bis zum Jahr 1906 den ersten Platz. Seitdem sind die Deutschen und Skandinaven in die Höhe gekommen und haben John Bull Zurückgedrängt. Der als Quittung sür die deutsche Ostmarkenpolitik versuchte Boy-kott deutscher Waaren in Polen bot den Engländern gute Chancen; aber sie traten gar zu sehr als Wsreoauts «5 tks ^vorlä auf. Der Brite hält es für kleinlich, den Abnehmern Konzessionen zu machen, und besitzt nicht die deutsche Kunst, den Kunden waidgerecht zu „bearbeiten“. Ter Agent spielt im deutschen Geschäft eine wichtigere Rolle als in England. Er ist technisch gut ausgebildet und versteht die Leute zu behandeln. Dieser (von verständigen Engländern anerkannten) Über-legenheit hatten die deutschen Fabrikanten zu danken, daß britische Konkurrenz ihnen auf dem russischen Absatzgebiet bis heute nicht schaden konnte. Aber eine Versiche-rung auf Lebenszeit ist damit nicht geboten. John Bull verfügt, wenn es sein muß, schließlich auch über die Gabe der Anpassung. Man muß damit rechnen, daß er sich dieser Fähigkeit bewußt wird, wenn er steht, daß der russische Handel vor der Notwendigkeit steht, neue Absatzgebiete zu erobern. Was den Oail^ Rs^s an Wirkung versagt blieb, wird vielleicht die Erklärung des russischen Handelsministers erreichen. Der hat ein besonderes Interesse an der EntWicklung der anglo-russischen Handelsbeziehungen, weil er als Vorsitzender der Englisch-Russischen Handelskammer in Petersburg praktische Erfolge braucht. Tirmijafew sieht ein, daß die russische Landwirthschaft neue Märkte gewinnen muß. England sei das natürliche Ab-



satzgebiet für die Agrarprodukte des Zarenreiches; schon weil es keine Getreide«-zölle hat. Der Russe müsse diesen Markt genau studiren, um zu wissen, welche Bedürfnisse vorherrschen und mit welcher Konkurrenz er zu rechnen hat. Alles richtig; aber eine beträchtliche Einfuhr von Getreide und anderen Bodenprodukten ist ohne Gegenleistung kaum denkbar. Und die Revanche hätte in einer Ermäßigung der russischen Induftriezölle für englische Fabrikate zu bestehen. Rußland braucht den Schutzzoll zur Förderung der eigenen Industrie. Ein Musterbeispiel für Carnegies Lehre von dem erzieherischen Einfluß der Zölle. Wird man nun dem Protektionismus um Englands willen untreu werden? Timirjasew meint, daß die russische Industrie für die Abkehr vom Schutzzoll noch nicht reif sei. Das Zarenreich habe wirtschaftliche und sozialpolitische Aufgaben vor sich, die schützender Mauern bedürfen, damit der scharfe Windzug freier Konkurrenz die Keime nicht verwehe. Aber England brauche sich nicht an Zollmauern zu stoßen: die ökonomische Eroberung Rußlands sei, trotz den Schutzzöllen, mit Kapital und Unternehmungslust möglich. Der Boden des weiten Reiches soll durch englisches Geld und britischen Geschäftsgeist befruchtet werden. Das wäre die einzig richtige Art, eine wirtschaftliche Entente zwischen beiden Ländern herzustellen. Der russische Minister spricht damit eine Binsenwahrheit aus. Leider hat man sich in Deutschland bisher begnügt, die politische Zerrissenheit des Monomachenreiches zu beklagen, und jeden Versuch, dem Kapital die Vortheile einer Pionierarbeit auf russischem Boden zu zeigen, mit Achselzucken erledigt. Nun kommen die Engländer, deren aufgespeicherte Finanzkräfte nach neuen Möglichkeiten suchen, und werden, wenn die Zeichen nicht trügen^ wieder einmal die ^Klügeren" fein. Dem Deutschen Reich droht doppelter Verlust: der Vorrang in Rußland und die Stellung auf den englischen Märkten; denn ein anglo-russischer Wirtschaftsbund hat die Reziprozität zur Voraussetzung. Das braucht sich nicht von heute auf morgen zu ereignen. Man darf in der wirtschaftlichen Entwicklung überhaupt niemals mit Zeiträumen rechnen, die für Tagesereignisse passen. Aber es ist gut, wenn man die Augen auf einen möglichst weiten Gesichtskreis einstellt, damit man seine Figuren noch zur rechten Zeit weit genug verschieben kann. Die L'Analysen werden auch nicht nur reife Saat zu schneiden haben. Mancher schwere Stein wird aus dem Wege zu räumen sein, um freie Bahn für Finanzleute und Kommissionäre zu schaffen. Da ist besonders ein Umstand, der einer Einigung zwischen Russen und Briten hinderlich zu sein scheint: Beider Interesse an der Baumwollindustrie. Lancashire mit seinen Millionen von Spindeln ist der Lebensnerv der englischen Industrie. Hier liegen die Wurzeln der modernen Wirtschaft Großbritanniens. England marschirt an der Spitze der Länder, die eine nennenswerthe Baumwollindustrie haben. Aber auch Rußland ist ziemlich weit vornan. Mit mehr als acht Millionen Spindeln nimmt es den vierten Platz ein. Das wäre an sich noch kein Grund, eine Interessenkollision zu fürchten. Beide Länder konnten bis heute neben einander auf dem Weltmarkt bestehen. Jetzt ist die russische Baumwollindustrie aber von einer schweren Krisis heimgesucht. Die Produktion hat sich im Lauf der letzten Jahre so vermehrt, daß an ein richtiges Verhältnitz zur Aufnahmefähigkeit des Marktes nicht mehr zu denken ist. Die Kaufkraft der russischen Bevölkerung hängt vom Ausfall der Ernten, also von einem schwankenden Faktor, ab. Das haben die Unternehmer nicht beachtet, sondern immer neue Spinnereien gebaut. Die Folge war eine chronische Ueberproduktion. Was soll nun geschehen? An eine Ausdehnung



Russische Industrie.

215

des inländischen Absatzgebietes ist nicht zu denken. Bleibt also nur eine erhebliche Steigerung des Exports und verschärfter Wettbewerb mit allen Lieferanten, die für den Weltmarkt in Frage kommen. In erster Linie England. Die britischen Fabrikanten werden mit dem Vorwärtsdrängen der russischen Spinner zu rechnen haben. Diese Sachlage ist einer anglo-russischen Entente nicht günstig. Die Baumwollbälle werfen einen Schatten auf das Bild friedlicher Gemeinschaft.

Die deutsche Industrie hat den Vortheil, daß sie an den Schutzzoll gewöhnt ist. Den deutschen Fabrikanten schrecken Zollmauern nicht; er ist ja hinter ihnen groß geworden. Er sieht gelassen der russischen Tarifrevision entgegen, weil er weiß, daß es für ihn nicht viel schlimmer kommen kann. Die russische Wirtschaft regt sich zu neuem Leben und die erste Lebens Äußerung zeigt sich (wie immer) bei den Schutzzöllnern. Die verlangen, daß der Zolltarif geändert werde. Rußlands Industrie soll den großen Wirtschaftstaaten nacheifern und versuchen, unter dem Dach des Zolltreibhauses zu üppiger Blüthe zu kommen. Die Syndikate, die, nach berühmten Mustern, in den letzten Jahren geschaffen wurden und, zum Theil, in der Ausübung eines „gesunden“ Preisterrorismus die mitteleuropäischen Vorbilder getroffen haben, schreien nach einer Ausgestaltung des Zolltarifs. Wer es wagt, an die Möglichkeit einer Zollverringerung zu denken, gilt als Feind des Vaterlandes. Die Kartelle haben die Macht; sie sind die wahren Vertreter vaterländischer Interessen. Im Oktober 1903. Als im vorigen Jahr ein russischer Eisentrust geplant wurde, mußte man zugeben, daß die Nachbarn im Osten bereits zu westlichen Prinzipien vorgedrungen seien. Aber die russische Regierung zeigt den Trustideen ein unfreundlicheres Gesicht als die deutsche; ihr behagt nicht, daß der Fiskus als Versuchsobjekt für die Preispolitik der Syndikate dienen soll. Die erproben die eigene Kraft an der Widerstandsfähigkeit des Staates. Neulich hörten wir von Konflikten in der Verwaltung der „Prodometa“, der Verkaufs Organisation süd-russischer Eisenwerke; ein Theil der Mitglieder sollte mit der Politik des Syndikates nicht einverstanden sein. Dem Verband ist nämlich nicht gelungen, den Fiskus zur Bewilligung jedes von der „Prodometa“ geforderten Preises zu zwingen. Die staatlichen Abnehmer haben einfach alle „nationale“ Rücksicht vergessen und ihre Befreiungen dem Ausland gegeben, das ihnen niedrigere Preise als die russischen Werke gewährt. Die Staatsbahnverwaltung hat, zum Beispiel, ihren Bedarf an Wagonbandagen bei fremden Fabriken gedeckt. Die Prodometaleute haben ihren Aerger zunächst in mißbilligenden Resolutionen gegen die Leiter des Syndikates Luft gemacht. Doch die Produzenten lassen sich dadurch von Verschmelzungen nicht abschrecken; besonders da nicht, wo sich eine Möglichkeit zeigt, vom Staat Geld herauszuschlagen. Jetzt sind die Aussichten für alle Lieferanten von Eisenbahnmateriale ziemlich günstig. Man will neue Bahnen bauen und die Betriebsmittel der schon vorhandenen Linien erneuern. Natürlich werden also neue Fusionen geplant. An der Petersburger Börse sprach man von einer Verschmelzung der Sor-mowowerke, der zweitgrößten russischen Wagonfabrik, mit den Kolomenskerwerken und mit der bekannten moskauer Maschinenfabrik von Struve.

Moderne Ideen finden Eingang in die russische Industrie. Aber das Zarenreich kann sich niemals auf eine stabile Käuferschicht im eigenen Lande verlassen.

Bei einer Bevölkerung, die zu mehr als achtzig Prozent aus Bauern besteht, ist ein zuverlässiger funktionirender Markverkehr undenkbar. Deshalb fehlt auch den

185



Syndikaten die wichtigste Voraussetzung ihrer Existenz. Kartelle zur Ausbeutung des Fiskus sind gewiß sehr löbliche Einrichtungen. Man darf nur nicht vergessen, daß der Staat auch dem Einfluß des stärksten Syndikates zu entschlüpfen vermag: er kauft einfach im Ausland. Schließlich geben die fremden Geldmärkte ihre Mittel nicht dazu her, daß die russischen Jndustrieverbände davon fett werden. Es fragt sich, wie die Engländer mit der russischen Syndikatfrage ins Reine kommen werden. Das deutsche Kapital hat, als Besitzer russischer Eisendahnprioritäten, ein Interesse daran, daß die Ertragsfähigkeit der Bahnen nicht von den Kartellen ausgebeutet und gemindert wird. Die deutsche Finanz hat sich durch die umfangreiche Betheiligung an der Kapitalisirung der Eisenbahnen ein großes Verdienst um die wirtschaftliche EntWickelung Rußlands erworben. Das wird oft übersehen, obwohl Deutschland der größte fremde Markt für die Obligationen der russischen Eisenbahnen ist. Von den 1<sup>1/2</sup> Milliarden Rubeln staatlich garantirter Eisenbahnanleihen haben wir den größten Theil. Dabei wird uns mit der Frage der „Garantie“ oft genug Angst gemacht. Ist unter „staatlicher Garantie“ die Sicherheitleistung durch die jeweilige Regirung oder durch das Russische Reich zu verstehen? Wäre nur die „Regirung“ gemeint, so könnte jede Aenderung im Regime die Bürgschaft entwerthen. Zum Glück haben diese Auseinandersetzungen noch keine praktische Bedeutung gehabt. Die Sicherheit der Eisenbahnprioritäten war bis heute noch in keinem Fall von der Qualität der Eisenbahnunternehmen selbst zu trennen. Daß Rußland übrigens nicht nur an neue Eisenbahvprojekte im eigenen Lande denkt, ondern auch die Betheiligung an fremden Unternehmungen erwägt, hat das (auch in anderer Beziehung auffällige) Interesse an der viel genannten chinesischen Kanton-Hankau-Bahn bewiesen. Ein Staat nach dem anderen sucht sich eine Betheiligung an dieser chinesischen Eisenbahnanleihe zu sichern, um bei dem zu schaffenden „Präzedenzfall“ für die künftige Finanzierung chinesischer Eisenbahnen nicht zu fehlen. Denn die lumpigen 27 Millionen Dollars, die für die Anleihe in Betracht kommen, reizen natürlich allein nicht zur Theilnahme am Mahl. Die Aankees sind besonders dreist aufgetreten, weil sie China für sich allein haben wollen. Durch ihre extravaganen Forderungen haben sie in der Erledigung des Finanzgeschäftes einen Aufschub verursacht, der in der Brust der Chinesen keine liebevollen Gefühle für die eifrigen Finanzmanager wecken wird. Die Ruhepause wurde mit einem Gerücht ausgefüllt, das sagte, auch Rußland habe seinen Antheil an der Kanton-Hankau-Bahn-anleihe gefordert. Die überraschende Meldung wurde korrigirt; der Russische Gesandte in Peking, hieß es nun, habe die chinesische Regirung nur „freundlich“ darauf aufmerksam gemacht, daß, falls das Reich der Mitte Geld für die Jangtse-Bahnen nöthig habe, Rußland durch die Russisch-Chinesische Bank an der Anleihe zu Partizipiren bereit sei. Das ist ungefähr das Selbe, was die erste Nachricht gesagt hatte. Die Russisch-Chinesische Bank, die mit ihren Verbindungen nach Frankreich gravitirt, hat längst Erpanfiongelüfte. Die starke Initiative des deutschen Kapitals ist ein Gegenstand der Sorge für Engländer und Franzosen; und seit die Sibirische Handelsbank in Beziehungen zur Deutschen Bank getreten ist, hat die Russisch-Chinesische Bank manche kummervolle Stunde durchlebt. Vielleicht soll das Eingreifen in die chinesische Angelegenheit, ö. eöte der russischen Regirung, die Lebensfähigkeit des Institutes deutlich zeigen. Jedenfalls: Vergeht nicht, auf Rußland zu achten! Labon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.  
 Druck von G. Bernstein in Berlin.



Berlin, den 14. Angnst 1909.

Kreta.

„Ich wäre dafür, Kreta den Griechen zu geben.“

(Bismarck 1879 zu Odo Russell.)

AJ^Kd endlich Sommer? In den Zeitungen, außer Luftschiffschwatz, fast nur noch Kreta. Und die Sache wird wieder behandelt, als ob sie von vorgestern wäre. Seltsam. Nehmen die Schreiber an, daß ihr Publikum, Li'cul Alles wisse und nichts vergessen habe? Oder ist das Geschlecht der tüchtigen Zeitungsmänner ausgestorben, die sich auf die Hosen setzten und mit ihrem Hirn auf den Grund zu kommensuchten, ehe sie über ein Politikum schrieben? Heute wird in den meisten Blättern Alles behandelt, als ob es aus der vorigen Woche wäre. Ueber Kreta giebt's doch eine ansehnliche Literatur; in drei zugänglichen Sprachen: von Höck und Spratt bis auf Driault und die Kriegsgeschichtlichen Einzelschriften unseres Großen Generalstabes. Das könnte der Zuständige in zwei Tagen durcharbeiten; und dann halbwegs sachkundig mitreden. Die kretischen Seeräuber wurden zuerst vom römischen Imperator, dann vom griechischen Basileus gebändigt und unterworfen. Dem entreißen die Araber die Insel des Minosmythos. Im zehnten Jahrhundert zwingt Nikephoros Phokas, den als schon alternden Soldaten die süße Dirne Theophano, des lakonischen Schankwirthes unersättliche Tochter, auf das vom zweiten Romanos leergelassene Lager gelockt hat, den Islam in den Staub. Als Nikephoros, das Kreuzzepter in der Rechten, in der Linken die Akakia, auf goldenen Sohlen, mit Goldbinden um den Leib, als vergotteter Autokrator durch eine Weihrauchwolke in die Hauptstraße von Byzanz schreitet, ist der Siegbliinger Herr von Kreta. Für ein Vierteljahrtausend gehört die Insel den Griechen. Fällt, als die Kreuzfahrer in Konstantins Stadt eingezogen sind,

19



Die Zukunft.

den Genuesen, dann den Venezianern zu und wird im letzten Drittel des fiebenzehnten Jahrhunderts von den Türken erobert. Griechenaufstände, die stets niedergezwungen werden. Ibrahim Pascha siegt über Capo d'Istria. Der Friede von Adrianopel bestätigt die Türkenherrschaft. Als, nach Ottos Entthronung, Prinz Georg von Dänemark zum König der Hellenen gekürt wird (denen England, um der gefährlichen Kandidatur Leuchtenberg-Beauharnais zu entgehen, das Recht auf die Ionischen Inseln zusprechen muß) und eine Nichte des Zaren Alexander heimführt, entsteht das Gerücht, Kreta sei der Braut als Mitgift gewährt. Die Gelegenheit scheint günstig. Preußen hat Oesterreich geschlagen und muß sich gegen den pariser Versuch einer revanekes pour LaäovvA rüsten. Von Mitteleuropa ist also nichts zu fürchten. Alexander darf dem Mann der Nichte helfen. Die Kreter stehen auf, Freiwillige strömen ihnen aus Ost und West zu und in Athen ist das Ministerium Kumundmos bereit, Alles auf ihre Karte zu setzen. Doch die erschreckten Großmächte interveniren, die Hohe Pforte entschließt sich nur zu winzigen Konzessionen und am neunten Januar 1869 verbietet die pariser Botschafterkonferenz den Hellenen, auf Kreta zu landen oder den Aufstand durch bewaffnete Banden zu unterstützen. Auf dem Berliner Kongreß kämpfen Karatheodorij und Mehemmed Ali für das Türkenrecht auf die Insel; und sind ihrer Sache sicher, seit sie wissen, daß Beaconsfield zwar „Etwas für Griechenland thun“, den Sultan aber nicht zum Verzicht auf Kreta zwingen will. Nach dem Kongreß wird dem Generalgouverneur (Wali) ein christlicher Adjunkt (Muchawir) beigeordnet, ein Theil der Landeseinkünfte für öffentliche Arbeiten reservirt und schließlich bestimmt, daß eine aus 49 Christen und 21 Musulmanen zusammzusetzende Nationalversammlung, die alljährlich mindestens vierzig, höchstens sechzig Tage berathen soll, Gesetze vorschlage, die der Sultan bestätigen muß, wenn sie in den Rahmen der Osmanenlegislatur passen und die kaiserliche Macht nicht schmälern. Schon diese Klausel macht den kretischen Parlamentarismus zur Posse. Der Wali bleibt Insulartyrann und schaltet hinter dem Ornament einer korzköpfigen Verfassung nach willkürlichem Ermessen. Wird, nach neuen Aufstandsversuchen, von Abd ul Hamid 1889 mit noch weiterreichender Macht ausgestattet. Den Kretern geht's jämmerlich. Unter dem Druck der Großmächte bewilligt der Sultan ihnen 1895 einen christlichen Generalgouverneur (Karatheodorij Pascha). Ungern. Als die Musulmanen wüthend aufbrüllen und die Hohe Pforte fragen, ob der Rumiauf der Insel herrschen, ein Christ als Wali mit der christlichen Parlamentsmehrheit regiren solle, findensie im Mdizpalast einen stillen Helfer. Emin Pascha, der vom Wali un-



Kreta.  
219  
'Vbhängige Truppenkommandant, ruft zu offenem Kampf gegen Karatheodorij, entzieht ihm die Polizeimannschaft und setzt durch, daß der dem Islam verhaßte Mann von Turkhan Pascha abgelöst wird. Straßenputzche. Russische und griechische Konsularkawafsen werden gemordet. Wie ein Lauffeuer gehts durch die Insel. Zuerst schicken Frankreich und Italien, dann auch Britanien und Rußland Kriegsschiffe in die Sudabai. Doch der Bürgerkrieg ist nicht mehr aufzuhalten. In den Städten find die Türken unantastbar; im Gebirg befiehlt die Epitropie, deren Banden, auch als der Sultan neue Truppen geschickt hat, nicht niederzuringen sind. Darf Griechenland müßig bleiben, während die „Schwesterinsel“ keuchend um ihr Lebensrecht ringt? In der Weinachtwoche des Jahres 1895 schreibt Herr Bourée, Frankreichs Gesandter, aus Athen an Berthelot (der große Chemiker leitet unter Bourgeois das internationale Geschäft der Republik), König Georg habe ihm gesagt: „Wenn die Türken wirklich, wie erzählt wird, fünf Bawillone nach Kreta schicken, kann ich für nichts mehr stehen und die Ereignisse müssen ihren Lauf nehmen.“ Der kluge Paul Cambon (der Bruder des jetzt bei uns akkreditnten) ist in Konstantinopel und schildert Herrn Hanotaux (der Berthelot abgelöst hat) die Möglichkeiten solcher Entwicklung. Schon kämpfen auf Kreta türkische Soldaten gegen griechische Freiwillige. Wie lange kanns dauern, bis überall die Hellenen aufstehen und die Raserei dieses Nationalismus Makedonien ergreift? Europa muß helfen. Europa hilft. Abd ul Hamid verspricht Alles, was von ihm gefordert wird: Amnestie, getreuliche Wahrung der Konstitution vom zwölften Oktober 1878, Ernennung eines christlichen Truppenbefehlshabers. Er kennt seine Leute. Nach kurzer Ruhe kehrt der alte Zustand der Wirrnih zurück und ein schlauer Fische angelte sich was Schmachhaftes aus der trüben Fluth. Berowitsch Pascha, der Fürst von Samos, erfährt, als Kommandant, kaum, was vorgeht. Soll die Minorität der Anmaßung einer radikalen Mehrheit geopfert, die mit Türkenblut gedüngte Insel leichtfertig den unreinen Rumi ausgeliefert werden? So fragen die Musulmanen. Doch auch die christlichen Kreter sind nicht zufrieden. Heischen, außer dem christlichen Generalgouverneur, der auch über die Truppen frei verfügen müsse, und der Aufsichtspflicht der Großmächte, die griechische Staatsprache und das Recht, die Einnahmen, nach einem der Pforte zu zahlenden Tribut, nur für die Interessen der Insel zu verwenden. In deren Gebiet wird inzwischen lustig gesengt und gebrannt, geschändet und gemordet. Und der behutsame König Georg, der am Liebsten den Herrgott einen guten Mann sein ließe, kann dem Drang der Oeffentlichen Meinung auf die Dauer nicht widerstehen. Ofsiziere, Soldaten laufen aus seinem Heer zu den kretischen

19\*



Die Zukunft.

Rebellen. Kommts zum Türkenkrieg gegen NeuheUas? Noch nicht. Abb uk Hamid läßt sich von dem bittenden, warnenden Wort der Botfchafterkonferenz erweichen. Berowitsch Pascha soll fünf Jahre lang Wali sein und, als besondere Auszeichnung, den Rang der Wesire erhalten. Justiz und Polizei werden im Einvernehmen mit der Konsularkommission von Kanea reorganisirt. Was für den Wohlstand der Insel geschehen kann, wird ohne Aufschub geschehen. Jubel in der kretischen Christengemeinde. „Lasset uns, die wir Kinder des selben Landes und an dessm Gedeihen, Christen und Musulmanen, in gleicher Weise interessirt sind, den alten Hader für immer vergessen und, statt einander nach Habe und Leben zu trachten, fortan nur im Wettstreit friedlicher Arbeit noch um den Sieg ringen.“ So stehts in der Christenproklamation. Endlich Friede auf Kreta. Die Diplomaten rösten sich am Gefühl ihres Erfolges. Nicht lange. Drei Tage nach der Proklamation kommt aus Kandia die Kunde von neuem Christengemetzel. Wieder ziehen Türkenhaufen von Haus zu Haus und sichern sich die Herrschast über die Städte. Wieder fordern sie laut das Recht, nach ihrem Sinn die Insel zu regnen, deren Bevölkerung zu zwei Dritteln doch aus Christen besteht. Und Abd ul Hamid ersinnt eine neue Finte. Um die Insel zu „beruhigen“, schickt er Zihni Pascha hin, der, als Großherrlicher Generalkommissar, mehr gelten muß als der Christ Berowitsch; und bald auch an allen Ecken Feuerchen anzuzünden versteht. Im Januar 1897 Christenverfolgung in Kanea. Der Wali, die Konsuln, die Katholische Mission werden bedroht, die meisten Häuser zerstört, die Christen halbnackt durch die Straßen gescheucht. Auf der Brandstatt fehlt's an Brot; nicht ein Bäcker ist dem Tod entronnen. Die Ueberlebenden flüchten ins Gebirg, hissen die Griechenfahne und beschwören die Brüder in Hellas, die Insel zu annektiren. Delijannis verliest im athenischen Parlament die Depesche, in der Generalkonsul Gennadis das hoffnungslose Elend der Christen meldet: und wie ein Mann erhebt sich die Kammer zum Kriegsruf gegen die Türken. Ein Panzer soll hinüber. Und Prinz Georg, des Königs zweiter Sohn, wird mit einer Torpedoflotte die in Smyrna zusammengezogenen türkischen Truppen hindern, auf Kreta zu landen. Am sechzehnten Februar 1897 landet Oberst Wassos dort mit drei Griechenbataillonen und nimmt im Namen seines Königs die Insel in Besitz. Hellas muß siegen. Dreihunderttausend Griechen sind bereit, Konstantins Stadt von der Türkenschmach zu säubern. Der Epirus, Makedonien, Albanien wird aufstehen. Der von Christenblut triefende Abd ul Hamid, den der Brite Gladstone schon vorher einen Mörder, der Franzose Vandal den Rothen Sultan genannt hat, fliegt in die Luft, die armenischen.



Kreta.  
221  
mnd kretischen Märtyrerer werden gerächt und die brünstigenWünfche endlich erfüllt, die feit den Kreuzfahrertagen auf Europens Gewissen lasten. Wie ein Sauserrausch gehts durch Griechenland; und das Häuflein der Nüchternen wird überheult. Daß dieBalkanrioalität keinem Stamm einen Sieg noch gar einen völligen Triumph gönnt, scheint vergessen. Wird den trunkenen Hirnen -rasch aber eingehämmert. Fürst Ferdinand von Bulgarien, der weiter sieht als die Haemusvettern, läßtAlexander vonSerbien nachSosia kommen und verabredet mit ihm, was zu geschehen habe, wenn die Griechen nach Makedo-nienvordrängen. Das SammlungministeriumSimitsch erklärt,bei jeder Aen-derung des Stylus quo müsse auch SerbieZ Konzessionen sordern. Schon glimmts in Makedonien. Schon hetzt der Sultan Albanefenhorden gegen die Griechengrenze. Höchste Zeit für die europäischeLöschmannschaft.Salisbmy läßt inKonstantinopel herrisch empfehlen, der Insel, unter derOberherrschaft des Sultans, Autonomie zu gewähren; in Athen, sich mit diesem Erfolg zu be-scheiden und die Truppen zurückzuziehen. Hanotaux schließt sich diesemVor-schlag an und sagt inderKammer:„I,A(>6t6 va etre rem'iZS en cZspot p^r mmiZtra^'ION aul.on0M6 30us 3U7.Llamsl6 äs 1^ ?0rl?." In Berlin wird der internationalen Politik vomKaiser dieRichtung gewiesen. Dereilt, als er von dem Griechenvorstoh gehört hat, in jäh aufflackerndem Zorn zu dem Marquis deNoailles, dem Botschafter der Französischen Republik, und ruft, die Großmächte müßten den Piraeus, die ganze Hellenenküste blokiren; Europa dürfe ein Volk nicht schonen, das seinen Nachbar so frivol herausgefordert und den Frieden des Erdtheiles gefährdet habe. (Vier Tage danach ruft er die Märker zum „Kampf gegen den Umsturz" und spricht den unvergeßlichen Satz: „Dieses Gefecht können wir nur siegreich durchführen, wenn wiruns immerdar desMannes erinnerndem wirunserVaterland,dasDeutsche Reich, verdanken und in defsenNche durch Gottes Fügung so mancher brave, tüchtige Rathgeber war,der dieEhre hatte, seine Gedanken ausführen zudür-fen, die aber Alle Handlanger seines erhabenen Möllens waren, erfüllt von demGeist dieses erhabenen Kaisers/'') GriechenlandfollseineTruppen zurück-ziehen. König Georg mochte wohl, darf aber nicht; wäre unmöglich, wenn er wieder nachgäbe. Wird dasVersprechen der Autonomie etwa besser gehalten werden als frühere Verheißungen? Sicher nicht. Darf Hellas die christ-lichen Brüder schutzlos der islamischen Wuth preisgeben? Nein. Man lasse die Insulaner abstimmen; sie werden deutlich sagen, ob sie türkisch bleiben, Gb griechisch werden wollen. Vorher darf Wafsos die Insel nicht verlassen.



Die Zukunft.

Britamen hat kaum Zeit, sich ernstlich um Kreta zu kümmern. Kitchen-  
er ist auf dem Marsch nach Dongola und Berber; der Sudan wichtiger als  
das Gekribbel am Strand des Aegeermceres. Vielleicht läßt sich doch irgend-  
ein Vorthail herausschlagen. Die Großmächte blokiren diekretischeKüste, um  
dieLandung neuerTruppen (aus Athen und Smyrna)zu hindern, und schicken  
selbst Kontingente auf die Insel. Die erweisen sich bald als zu schwach; und>  
Salisbury findet, das für den Christenschutz Nöthige sei auch von zwei Mäch-  
ten zu leisten; sogar von einer. Warum sollen England, Rußland, Deutsch-  
land, Oesterreich Soldaten im Archipelagos halten? Seit Karl Martel bei  
Poitiers die Araber schlug, seit Karl der Große von Harun al Raschid die  
Schlüssel zum Heiligen Grabe empfing, ist der Franke im Orient der West-  
länder, der Christ; das Frankenreich der Wall gegen den Islam. Hat nicht  
auch die Republik (die schon Gambetta gewarnt hatte, aus der Kirchenfeind-  
schaft einen Exportartikel zu machen) eifersüchtig, noch unter Carnot und  
Goblet, dasVorrechtihres Christenprotektorates gewahrt? General Simmons  
und der Herzog von Norfolk haben Leo den Dreizehnten nicht zu überreden  
vermocht, in Nordostafrika britische Bischofsitze zu schaffen, die der Gerichts-  
barkeit des Kardinals Lavigerie, des Primas von Afrika, entzogen wären.  
Graf Lefebvre de Böhaine,der imVatikanFrankeich vertrat, hat dem Papst-  
damals insGedächtniß gerufen,was dieRömerkirche seit denTagen desHei-  
ligen Ludwig den Franzosen schulde; daß nach dem Berliner Kongreß am  
Quai d'Orfay für die wirksameWahrung desKatholikenrechtes derDankder  
Kurie ausgesprochen wordensei. NndLeo hat inderEncyklika^spel'arerum  
conäilio alle Missionare angewiesen, in Nothfällen sich stets an Frankreich  
zu wenden, dessen Orientprotektorat auf unzerreißbaren Verträgen beruhe.  
Wer im Erbosten derHort der Christenheit sein will, mag auch aufKretafür  
die Glaubensbrüder sorgen. Frankreich soll als Mandatar Europas dieJnsel  
besetzen. Wohlausgesonnen, Marquis Salisbury; wär' der Gedanke nicht so  
verwünscht gescheit, man wär' versucht,ihn herzlich dumm zu nennen.Frank-  
reich auf Kreta: keine pariser Regirung darf den Briten dann das Recht zur  
OkkupationEgyptens bestreiten. Das siehtHanotaux ein und lehnt drum den  
britischenVorschlag ab, trotzdem Rußland ihm zugestimmthat. Die Truppen  
der sechs Großmächte müssen bleiben. Kreta (so heits in der Proklamation  
der vierGeschwaderkommandanten) steht unter Europas Schutz und seineAu-  
tonomieistgesichert.DieRebellensteigenvondenBergenundringsumistRuhe.  
Auf Kreta. Nicht in Griechenland. Das macht jetzt eine unheilvolle  
Dummheit. Statt mit dem Erreichten mindestens zufrieden zu scheinen und-  
zu thun, als habe sichs wirklich nur um Echristenschutz und Autonomiegehan-



Kreta.  
223  
delt, enthüllt es die nationale Selbstsucht. Die heimliche und offene Unterstützung der Kreter hat vrel Geld gekostet, das Budget ist in Unordnung und nur em sichtbarer Sieg desHellenismus kann das Volk zur Hinnahme neuer Steuerlast bestimmen. Der kühleKönig ahnt wohl die Gefahr hitziger Politik; würde aberdieDynastie entwurzeln, wenneralleinsich derallgemeinenVolksstimmung entgegenstimmte. WirGriechen dürfen nicht aufKreta bleiben? Die GroßmachtesperrendieHäfen, halten dieJnselbesetzt?DieEnkelderPhilhel-  
lenen, dieLandsleuteByrons vornan,führen heutedas Türkengeschäft? Gut. Den Schlüssel zum Phönikeremporium können wir ihrer Faust nicht entwinden; aber in Makedonien dem Islam beweisen, daßHellas noch lebt. Kronprinz Konstantin wird zum Armeeführer ernannt. Der Schwager des Deutschen Kaisers und ein Mann, dm schon derName zum Kreuzzugshelden praedestiniert. Vorwärts! DsuZ w vM! So tobts durch die Straßen von Athen. Doch der Herrgott ist noch immer, wie in Fritzens Zeit, bei den stärkeren Schwadronen. Und das Schicksal schreitet schnell. Am zweiundzwanzigsten März haben die AdmiralezuRuhe und Frieden gemahnt. In der fünfundzwanzigsten Märznacht schlachten die durch neue Armemermorde gereizten Christen in der Moschee vonSkutari einSchwein,malen mit demBlut desThieresKreuze an die Mauern,hängendenKadaverüberdieden Betern geweihte Stätte, setzen dem abgeschnittenen Schweinskopf einen Turban auf und lasten ihn in der Mitte des Tempelsthronen.JnwölsischerWuthheultderMusulmanamnächstenMorgen auf. Ein Gewimmel wälzt sich ins Christenquartier, verwüstet den Friedhof, stampft über dieGräber hin und reißt jedes Kreuz aus der Erd e. Der Versuch, die Unruhen lokal zu begrenzen, mißlingt. JnAngora undTokat, inAdana und Caesarea kommts zuähnlichenKonflikten. EdhemPascha steht mit Hundertfünfzigtausend Mann an der thessalischen Grenze. Sein Heer ist dem griechischen nicht nur an Zahl überlegen. Jeder nicht blinde Diplomat sagt die Hellenenniederlage voraus und Cambon beschwört seinen KollegenMawrocordato, in Athen alles zur Vermeidung solchen Schlages irgend Mögliche zu thun. Selbst wenn Konstantin, wider jedes Erwarten, gegen die Uebermacht aufkäme, wäre fürGriechenland nichts zu hoffen; dieBalkanslaven sind mobilisirt und die Großmächte haben laut erklärt, der Angreifer dürfe aus so frevlem Beginnen unter keinen Umständen Gewinn ziehen. Alles umsonst. ZweiFanatismen wüthen wider einander; zwei Dynastien fechten für das Ansehen, das ihnen denThron verbürgt. Am zehnten April überschreitenGriechenbanden die Grenze; bald danach suchen andere in Thrakien dem Türkenheer die Verbindung mit derHeimath abzuschneiden. DieHohePforte läßt feststellen, daß diefeBanden zum gröhtenTheil aus griechischenSoldaten bestehen, von



Die Zukunft.  
griechischenOsfizierengeführtwerden: und schickt dem Fürsten Mawrocordato die ihn und sein Personal schützenden Pässe, erklärt dem König Georg den Krieg und giebt Edhem Pascha den Befehl zum Angriff. Die Großmächte bleiben neutral und werden trachten, den Kriegsschauplatz zu verengen. Das Deutsche Reich nimmt die in Griechenland lebenden Türken unter seinen Schutz; für die unter dem Halbmond seufzenden Griechen werden Britanien, Rußland und Frankreich sorgen (diezumerstenMaleinOrienthandel vereint). Rühren die Balkanslaven sich nicht? Ferdinand wäre kein echter Ko'burger, wenn er je eine günstige Konjunktur versäumte. Da Abd ul Hamid die Hellenen auf dem Hals hat, muß er den Bulgaren in Makedonien, dem Land ihrer Zukunfthoffnung, drei neueBisthümer und für den WilajetMonastir eine Handelsagentur gewähren. Auch Serbien sichert sich einen Brocken: das Recht, in den Wilajets Monastir und Saloniki Schulen zu gründen und nach Uesküb,wobisher ein griechischerMetropolitsah,einenSerben zuschicken. NunmochteHellas sein Glückprobiren... VierzehnTagenachderKriegserklärung ist das Griechenheer auf ungeordnetem Rückzug aus Larissa. Das auf dem Meer ohnmächtige Osmanenreich ist nur auf dem Land ernstlich angegriffen worden und hat, nach kleinen Schlappen, denFeind aufdenWegnach Pharsalos gedrängt. Wo Julius Caesar im Jahr 48 mit zwanzigtausend Mann die vierzigtausend des Pompejus schlug, flieht Konstantin jetzt vor Edhem Pascha (dessen Strategie und Taktik der preußische GeneralGrumbkow mitberäth). Am sechsten Mai fällt Pharsalos, am achten Volos; am zehnten stehendie Vorposten desTürkenmarfchallsaufdenHängendesOthrys. Athen ist bedroht. Ist schon seit dem Türkensieg beiTyrnawos in wildem Aufruhr. Soll es, imAngesicht desFeindes, die Schrecken einerCommunenach pariser Muster erleben? Georg, der für feinenThron zittert, hat, wieKönige in Röthen gern thun, einen Prügelknaben gesucht; und in Delijannis gefunden. Der wird der zum Schloß hinaufbrüllenden Pöbelwuth als Opfer hingeworfen und im Ministerpräsidium durch Rhallis ersetzt. Einen Helden, der mit gambettischer Energie die letzten Mittel für den Kampf aufbieten und dem Feind nie den Rücken zeigen wird. Neue Enttäuschung. Rhallis besinnt keineHeroenleistung, sondern sucht rasch zu retten, was noch zuretten ist. Und die patriotische Leidenschaft seiner Landsleute (die wohl nicht, wie Fallmeyer meinte, als Slavensprossen anzusehen, immerhin aber durch das von Slaven, Albanesen, Kleinasiaten ererbte Blut dem brachykcphalen Südslaventypus näher als dem Urbild althellenischer Kraft gebracht worden sind) kühlt sich schnell, als die Türkenrache die Hauptstadt umdräut. Europa soll helfen.Europa hilft wieder.Heischt zunächst aberdieRückberufungdesOber-



Kreta.  
225  
sten Wassos und feiner Truppe, die Unterzeichnung eines Waffenstillstandes und die Anerkennung der kretischen Autonomie. AmachtzehntenMar erklärt die athenischeNcgirung sich dazu bereit. Am einundzwanzigsten giebtdevon den Botschaftern bestürmte Sultan den Befehl zur Waffenruhe. Und fünf Tage danach klettert der letzt? griechische Soldat vom Kreterstrand in den Kahn; wird dieletzteHellenenkanonenachdemPiraeus verfrachtet.Griechenland ist ruhmlos besiegt. Doch die einst von Phokas eroberte Insel ist frei. Frei vomTürkenjochZEin frommerWahn. Am neunzehnten Septem-ber wird inKonstantinopel der Präliminaifriederatisizirt. Griechenland muh sich zu einer Kriegsentschädigung von fünfundfiebenzig Millionen Mark ver-pflichten, auf einige Konsularrechte verzichten, eine den Türken günstige Re-gulirungderthessalisch^makedonischenGrenze hinnehmen und seine kränkelnde Finanzwirtschaft einer von den Großmächten einzuberufenden Kontrollkom-mission unterstellen. Denn die Gläubiger des Griechenstaates sind unruhig geworden und wollen sich die Einlösung der Zinscoupons sichern. Diese Be-dingungen scheinen dem Volk zu hart und bieten dem chrgeizigenDclijannis die ersehnteGelegenheit, sich anGeorg und anNhalliszurächen.SeineRügerede bestimmt dieKammer zurAblehnungdesPräliminarvertrages. Rhallismuß dem KammcpräsidentenZaimisdenPlatz räumen. Am achtzehntenDezem-ber wird der (vierzigTage vorher mit der endgiltigenUnterschrift der Türken und Griechen versehene) Friedensvertrag angenommen. Doch das Land ist zerrüttet; der König verhaßt, KronprinzKonstantin fast zum Operettengcnc-ral herabgesunken. Beide verstehen, nach kurzerFrist einStück der verlorenen Volksgunst zurückzuerobern. DemKönig hilft ein Attentat, dass seinerPresse er-laubtem dl>übliche,,Unerschrockenheit^nachzurühmen,demKlonprinzen eine Denkschrift, die ohne Beschönigung der Schwäche die Reorganisation desHeer-wesens fordert. Kreta? GriechenlandkanninabsehbarerZeitnichtsfürdieInsel thun.NeunMonate vorher hatHanotauximPalaisBourbongesagt,einstwcilen ^pour !e Moment cw moius^) könneGriechenland Kretanichtbekommen. Hättcman inAthen dieseUnmöglichkeiterkanntunddiGewährungderAulono-mieals einenErfolg hellenischenMühens frisirt! Jetzt schwindet dieHoffnung. Georgs Reich blutet aus hundertWunden; derWeg nachMakedonien ist von Ferdinand v.rammelt; das Balkanslaven-thum gegen den Helleniemus ge-waffnet. Auf Kreta sorgen die von den Großmächten hingeschickten Schutz-truppen für SußercOrdnung. Salisbui y versuchtnoch einmal den früher miß-glücktenKniff: bietet derFranzösischenRepublik an,einenihrerGeneralezum Wal: zu machen. Noch aber sieht derFranzos in den BritendieDanaer, deren Geschenke nie Heil bringen können; und dieses Mißtrauen lehnt das londoner



226  
Die Zukunft.  
Angebot ab. WersollnunGeneralg^  
Luxemburger; aus einem Politisch da unten nicht interessnten Staat muß er kommen. Bis er gefunden ist, regirt ein von den europäischen Admiralen beaufsichtigter Ausschuß derNationalversammlung. Steuern, Rechtspflege, Polizei werden reformirt,religiöse und nationale Leidenschaften derVerwaltung fernzuhalten gesucht. DochindenHauptstädtensindnochtürkischeGarnisonen. Dieser Anblick stachelt den Musulmanenmuth. In Kandia werden kretische Christen gemordet. Das ginge ohne Sühne hin; aber auch britische Matrosen verröcheln unter Türkenstreichen. Zornige Beschwerde im Mdizpalast. Wilhelm bereitet sich zur Reise nach Konstantinopel, Jerusalem, Damaskus. In Petersburg hat Felix Faure aus Nikolais Mund endlich die Anerkennung des franko-russischenBündnisses gehört. England muß, nachKitchenersSieg bei Omdurman,auch am Bosporus zeigen, daß es noch lebt,noch zu befehlen vermag.DerSultangiebt nach;ziehtseineTruppenausKretazmück.UnddreiTage vor der Weihnacht übernimmt Prinz Georg von GriechenlanddieRegirung. Ein Grieche Generalkommissar für Kreta; ein Jahr nach dem Kneg. Ein griechischer Prinz; einSohn des Besiegten. Jetzt ist die Insel doch frei? Abd ul Hamid lächelt in seinen Semitenbart. Frei! Er hat 1878 dem Berliner Vertrag zugestimmt, dessen dreiundzwanzigster Artikel mit dem Satz beginnt: „1^ Ludlim6-?orl6 L'enssa^o ^ appli^aer LclripuleuZsmsnd leg inoägLations cjui Ler-aient^uZeLse^uitab^?.^ ZweiJzhrzehntelang hat er sich mitdieserGewissenspflichtbcquem abgefunden. Sollerseinerüberlegenen Schlauheit nun etwa weniger fest vertrauen? Nach dem über ein Christenheer errungenen Sieg, den auf dem ganzen Erdrund der Islam wie einen neuen Lenz bejauchzt? Nachdem ein deutscher Kaiser ihn eben seinen Freund und den würdigen Erben Saladins („eines derritterlichstenHerrscher allerZeiten,deroftseineGegnerdierechteArtdesRitterthumeslehrenmußte“) genannt, ihm Hilfe zugesagt und erklärt hat, keine Europäermacht habe das Recht, das Osmanenreich zu zerstückten? DerMann der Armeniermorde und der thefsalischenSiege braucht nichts zu fürchten. Lebt in hellerem Glanz als im neunzehnten Jahrhundert je ein Sultan. Ist der glorreiche Padischah^ der große Khalif, der dem Islam zu neuer Blüthe hilft. „Den Gläubigen, vondenenerdcnBlicklangeabgewendethatte,läßtderHerr Mohammeds endlichnun wiederfein Antlitz leuchten; dieZeit harterPrüfung ist überstanden und der Tag nah, der dem Islam das Zeichen zum Vormarsch giebt.“ Auf allen Märkten, in allen Kaffeeschänken des Halbmondbereiches keimt über Nacht solcheZuversicht. Mag Georg getrost in Kanea thronen, Europa wähen, die



Kreta.  
227  
Insel sei ihm „remi Zeen : Kreta bleibt dem Großherrs. Griechenland ist wehrlos; kann, unter Zaimis, Delijannis, Theotokis, Rhallis, die Parteien nicht einmal zu gründlicher Heeresreform einigen; und bietet, als Michaelowskij in Makedonien das Feuer schürt, dem Sieger von Larissa Beistand gegen die Komitatschi und deren bulgarische Helfer an. Die Großmächte haben Anderes zu thun; sind in Asien und Afrika beschäftigt und froh, wenn sie von Kreta und Pleten nichts hören. (Georgs Vorschlag, die Insel dem König der Hellenen zu geben und die Kontingente der Schutzmächte durch griechische zu ersetzen, wird als nicht diskutirbar abgelehnt.) Ein Balkanbund, wie Milan und Georgewitsch ihn träumten, würde erst möglich, wenn das Schisma geschlossen, die griechische der römischen Kirche versöhnt wäre. Das ist fürs Erste nicht zu erwarten. Oesterreich blickt über Mitrowitza hinaus; Rußland will die südwestliche Flanke nicht noch länger im Käfig des Schwarzen Meeres haben; Italien ist nicht satt und schießt nach Albanien und dem Epirus hinüber. Der Nachbar mißtraut dem Nachbar; würde selbst dem verbündeten das Türken-<sup>^</sup>erbe nicht gönnen. Ein Staatenbund, der Griechenland, Rumänien, Bulgarien, Serbien, Montenegro für die Dauer umschlösse, mühte schon seltsam aussehen; und sollte dann noch die türkischen Provinzen Makedonien, Thrakien und Albanien an sein wirres Interessengestränknknoten? In der Schweiz leben Deutsche, Franzosen, Italiener friedlich neben einander; dem südosteuropäischen Bergland ist solches Jdyll so fern wie Birmingham der Utopia des Morus. Wenn auch der Balkan zu einer reichlichen Rente abwerfenden internationalen Massenherberge würde, kämen die Rassen und Religionen wohl mit einander aus. Bis es so weit ist, muß man mit Zwietracht, Sektenzettelung und Bandenkrieg rechnen. Hat der Khalif nicht mehr zu fürchten als in der Zeit Franzens des Ersten, des Kml<sup>^</sup>SZ-OKrCUen, der zum Schutzherrn des Sultans wurde. Mag Chriftenblut in rothem Strom fließen, mögen ganze Stämme von islamischem Fanatismus ausgerodet werden: die „Integrität des Osmanenreiches<sup>^</sup> bleibt Europas Losung. Das weiß der Türke; und thut, vor solcher Zagheit, auch aus Kreta drum, unter dem Griechenprinzen und unter dessen Nachfolger Zaimis, grinsend nur, was ihm das Rasseninterese befiehlt. Der Philhellenismus lebt nicht wieder auf; alle Theaterkünstler erneuen Athener bringen die Stimmung von Mesolongion nicht mehr zurück. Europa sieht in den Korinthenhändlern, die bei Larissa so hastig auskratzten, nicht die echten Erben der heldischen Männer, die feit den Tagen des<sup>^</sup>erxestapfer gegen Barbarengewalt stritten; antwortet ihnen, die sich auf Perikles und Solon, auf Aischylos und Sokrates, in den makedonischen Wilajets besonders laut auf Philipp und Alexander berufen, höhnisch: Ihr habt allzu große Rosinen im



Die Zukunft.

Sack. Das geben sie natürlich nicht zu. „Nur uns Griechen haben die großen Sultane seit des zweitenMohammedsZeit als eineNation anerkanntund geachtet. Nur uns ist zu danken, daß die Christenheit im Osten den Druck des Türkenjochesüberlebthat.UndalsdenOrganisatorenundTrhalterndeeOrientchristenthumes gebührt uns dieHerrschaft über dieKirche. WasdieTürkeiden Slaven bewilligt hat, war mit unseremBlutbezahlt: auf die Kreterrebellion von 1867 folgt die Anerkennung des Exarchates und der Krieg von 1897 sichert den Bulgaren drei neue Bischofssitze. Die Zunge trägt. Unzählige Bauern, die einen slavischen Dorfdialekt sprechen, sind nach ihrer Abstammung und in ihrem Herzen Griechen; diese slavophonenHellenen müßtJhr umzurechnen. Mußten wir nicht in Makedonien und aufKretaunsernationalcsLebensrecht wahren? Durften wir von dem Boden weichen, auf dem von Alexander bis auf Akritas unsere Heroen gekämpft haben? Nicht unwerth sind wir solcher Ahnen. Wer uns nachsagt, derHebuug des Rosinenpreises gelte unsereHaupt-sorge, ist ein Verleumder. Wir haben gegenTürken und Bulgaren gefochten, haben oft genug ihren Drang gehemmt; und werden nicht ruhen, bis kein Christ in Europa mehr einerTürkenbehörde zu gehorchen hat. Denn alleReformversuche müssen, auch wenn sie in die Wurzeltiefe hinabreichen, fruchtlos bleiben,so lange derMusulman, desChristen unbekehrbarer,unverbesserlicher Feind, in unserem Erdtheil haust.“ Pompös tönende, Wunder verheißende Sätze. Hätten nur die Griechennicht in jederSchicksalestunde schmählich versagt! Selbst im Lande der Cochrane, Church, Gladstone regt sich für ihre Sache kaum noch Begeisterung. Während das Haupt des der dSnischglücksburgisten Hellenendynastie nah verwandten Hauses Holstein-Gottorp feinen Krimpalast für den Empfang des Sultans bereitet (und nicht daran denkt, die graeko-slavischen Glaubensbrüder zur Eroberung Kretas zu ermunthigen), überlegt SirEdwardGrey still, wie erseinerHeimathdiekretischeSudabak, die vorletzte Etape auf dem wichtigen Weg vom Atlantischen in den JndischenOzean, erwerben könne. Das, stand hier imJuni, „wäre zu erreichen, wenn die Schutzmächte ihre Trüppchen aus Kreta zurückzögen und den türkenfeindlichenJnsulanern fodasZeichenzu offenem Aufruhr gäben. Möglich, daß man in Cowes dazu räth. Ein turko-griechischer Krieg, dem der lüstern nach Makedonien lugende Bulgarenzar sicher nicht müßig zusähe, böte einem Britengeschwader dm billigsten Vorwand zur Landung in der Sudaba!. Das nur von hellenischer Wehrmacht noch geschützte Eiland wäre eine von der listigen Britannia leicht zu erraffende Beute. Nur wird Sir Edward Grey kaumLust haben, auch dasOdium dieses unabsehbaren Handels auf sich zu nehmen. Großbritannien weiß, daß es nur mit mohammedanischer Hilfe



Kreta.  
229'  
Indien zu halten vermag, und wird sich vor offener Kränkung des mit Japan äugelnden Islam hüten." Also auf einem Umweg das Ziel suchen; vor dem Ohr der Osmanenregierung, vor dem Argwohn des in Saloniki sagenden jungtürkischen Jakobinerklubs als Friedensanwalt für den stliwö ^uo und die ungeschmälerte Suzerainetät des Ostsultans reden und heimlich aus allen erreichbaren Blasbälgen an der Küste des Ägeuöreiches das Feuer anfachen. Eine sta:karmirte Flottenstation in der Sudabai könnte die Landstraße verriegeln, die über Makedonien und Kleinasien einst nach Indien führen soll. An die Möglichkeit solchen Gewinnes darf man einen beträchtlichen Einsatz riskiren. Nnd wenn Hilmi Vascha, der nicht, wie Kiamil, nur auf Britenstimmen hört, von dem Diktatorenengelüften des Jungtürkenkomitecs beseitigt würde, brauchte über dem Foreign Office keine Traueifahne zu wehen. Kreta türkisch: wer weiß, was da unten noch werden mag, wenn Wilhelm und Gwinner so weiterarbeiten. Kreta gnechisch : Schwächung der neu en Türkei und Erleichterung britischer Jngerenz. Die Rechnung ist einfach. Nur soll man nicht wähnen, daß der Philhellenismus darin heute noch ein zählenswerther Faktor ist. Die Kreter sind ungeduldig geworden. Welcher unbefangene Ultheilende wills ihnen verargen? Vor fünfzig Jahren verheißt Gortschakow, damals so ziemlich der in Europa mächtigste Mann, ihnen die Freiheit (die sienur unter der Hellenenflagge finden könnten). Zwanzig Jahre danach sagt Bismarck, der in drei Kriegen gesiegt und dem Berliner Kongreß präsidirt hat (und sich bei bülowischer Selbsteinschätzung just in diesem Jahr wohl für den cn lilier muncN hielte) zu Odo Russell, er sei dafür, gegen kleine Konzessionen in Thes salien und dem Epirus den Griechen Kreta zu geben; dann wäre Südeuropa von einer Reibungsfläche befreit und auf der Elendsinsel könnte die säkulare Mißwirthschaft enden. Paul Hatzfelds der, wie noch heute leider mancher in Berlin Maßgebende, glaubt, eine starke Türkei müsse den Briten gefährlich, eine schwache ihnen allzu bequem werden, schüttelt freilich das Haupt und ist mit dem Chef wieder einmal gar nicht einverstanden. Doch die Kreter haben das Wort des Deut schen Reichskanzlers, der dem Orient fast schon ein My thos held ist, gehört. Hören achtzehn Jahre später aus dem Munde des Ministers Hanotaux, daß ihr Wunsch zwar noch nicht („pour l? moment. ciu moms") erfüllt, ihnen aber, wenn sie die Fiktion türkischer Oberherrlichkeit wahren, unbeschränkte Selbständigkeit unter einem griechifchen Generalgouverneur gewährt werden könne. Alle Schutzmächte einigen sich auf diese Formel. Prinz Georg ruft griechische Ofsiziere und Beamte auf die Insel. Erkennt aber bald, daß er ohne festen Zusammenhang mit der hellenischen Heimath gegen den wühlenden Islam nichts auszurichten vermag; beseufzt die Schwierigkeit seines



Die Zukunft.

Amtes, die Unmöglichkeit ferner Stellung und stöhnt am Quai d'Orsay auf:

„Ich war den Kretern eine Hoffnung und bin ihnen nun die bitterste Enttäuschung. Unter so widrigen Verhältnissen haben eigentlich nur noch zwei Menschen auf einer Insel gehaust: Bonaparte und Dreyfus.“ Daers nicht länger trägt, legt er fein Amt nieder. Vermählt sich der Prinzessin Marie Bonaparte, der Herr Clemenceau erwirkt, daß sie als <sup>^</sup>Itelsimperiale ins Ehestandesregister eingetragen wird, also einen Titel erhält, den sie weder unter republikanischem Gesetz noch selbst unter Louis Napoleon je führen durfte. Warum fetzt der Mann des dloc sich dafür ein? Weil er dem König Georg befreundet und auf sichtbarem Posten vielleicht der letzte Philhellene alten Schlages ist. In vielen Artikeln hat er empfohlen, Kreta den Griechen zurückzugeben. Jetzt ist er Ministerpräsident; in Frankreich mächtiger, als Richelieu und Mazarin dort waren (die nicht nureinen feisten Schatten über sich hatten). Jetzt muß den Kretern sich Alles zum Guten wenden. Und Clemenceau trägt die Hoffnung nicht. Als Europa zaudert, den Griechen Zaimis auf Georgs Platz zu setzen, überredeter den König und die Russen zur Einwilligung. Bald auch zum Entschluß, im Juli 1909 die Kontingente aus Kreta heimzurufen und dadurch zu zeigen, daß die Schutzmächte die Insel nicht mehr „in Depot“ haben wollen. Hellas jubelt. Endlich schlägt den kretischen Brüdern, die in Neid und Sehnsucht auf Ostrumelien, Bosniaken, Herzegowzen blickten, die Stunde der Freiheit. Die Hohe Pforte darf nicht länger säumen, die Verfassung anzuerkennen, der sie seit zehn Jahren die Sanktionweigert; darf nicht neue Banden wassnen, als die Nationalversammlung erklärt, Kreta gehöre fortan unlöslich zu Griechenland. Clemenceau hat sich jedesmal gefreut, wenn ein Fetzen vom Leib des Großtürken gerissen wurde; w<sup>^</sup> Ferdinand mobil zu machen und stand im Verdacht, den Konferenzplan Jswolftijs veröffentlicht und dadurch vereitelt zu haben. Für den europäischen Orient nicht ganz Eduards Mann; für das Ding, das am Aegeischen Meer gedreht werden soll, aber sehr gut zu brauchen. England wird höchst korrekt sein und in Pera und Athen für das Türkenrecht auf die umstrittene Insel sprechen. Frankreich in Athen und Kanea andeuten, daß man sich bei dieser Witterung schon ins Freiwagen könne. Die Schutztruppen werden heimgerufen. Nächstens, künden die vier großmächtigen Patrone den Kretern, sprechen wir mit dem Suzerain über Eure Verfassung und Freiheit ein ernstes Wort. Nächstens: seit fünfzig Jahren heits aus irgendeiner Ecke so. Worauf noch warten? Bis wieder Christenblut fließt und das Volksachtel, das an den Koran glaubt, zu neuer Numihetze aus Smyrna Hilfe wirbt? Jetzt oder nie tagt unser Eiland Kie Freiheit. In Kanea und auf den Berggipfeln wird die Hellenenflagge gehiet.



Kreta.  
231  
EinBischenzu spät. Clemenceau ist nicht mehrMinisterpräsidentund Herr Pichon nur ein Kleiner von den Seinen. Der sagt sich: „Erstens brauchen wir Ruhe zu Haus; sonst scheitert die Steuerreform und die Marinekur und mich holt der Delcasse. Zweitens brauchen wir Ruhe in Südosteuropa; sonst brennts eines Tages von der Adria bis an das Jonische, das Schwarze Meer lichterloh und wir können den achtzehn Milliarden, die wir Russen und Türken, Serben und Griechen geliehen haben, durchs Flackerfeuer nachlaufen. Drittens will England offenbar die Annexion, dieOsmamnschwächung nicht; und die entents corcMle wäre gefährdet, wenn wir uns auf diesem heißen Bodm von unseren Freunden, den Briten und Russen, trennten. Zwar hat -Clemenceau manchmal, unter vier Augen, geredet, als wünsche man in London, von der Thatsache der graeko-kretischen Vereinigung überrascht zu werden. Der bleibt aber bis an den Rand des Grabes tets äs IZnotw; hat auch das internationale Geschäft nie gründlich gelernt. In Pera spricht Eduards Botschafter gegendieAnncrionzundaufKorfusollWilhelm demSchwieger-vaterseinerSchwesterSophiediplomatischeUnterstützungzugesagthaben.Das muß genügen; über jedenZweifel hinweg uns dieRichtung weisen." Pichons ,M am,!«, ist in Bereitschaft, sich den anglo-russischenWünschen anzupassen. Also: Erhaltung des cjuo und Unantastbarkeit des Osmanenreiches. Die vonHanotaux inNmmlauf gebrachteFormel.Ob derKing damitzufrieden ist? Er hat sich gewöhnt, auch den ärgsten Verdruß hinter den Fettpolstern seines stets munter blickenden Antlitzes zu bergen. Am Bosphorus aber schwillt jedem Hähnchen der Kamm. DieHellenenflagge muh bis morgen vom Stock. Griechenland wird grob koramirt und stammelt, sichzu entschuldigen, es habe weder die Annexion gewollt noch die Anschlußerklärung je als gültig anerkannt. Und der Insel, die von Freiheit träumte, droht völlige Vertmkung. Noch ist diePartie nicht ausgespielt. Sollen die Europäer wirklich, den Kruzifixusin der Hand und sein Evangelium auf derLippe, die Renaissance der Türkenmacht erleben? Weil England sich in Indien und am Nil nur halten kann, wenn der Islam sich in Europa sättigen darf und nicht gedrängt wird, die Stoßkraft ostwärts zu wenden? Marokko, Bosnien, Persien, Kreta: nur der Islam hat in diesen Jahren Unruhe gestiftet und den Erdfrieden bedräui. Die wurzellosen, zu ernster Regirungarbeit unfähigen Jungtürken brauchen Ruhm: sonst verschlingt sie die Fluth. Wer jagt dieHorde aus Europens Bezirk und hetzt sie auf des Leun gierige Pranken? Erst wenn das Germanenreich den RufdesGewisfens hörtunderkennenlernt, daß sittliche und politische Pflicht zur selbenThat mahnen, wird unter seinem Himmel endlich Sommer.  
5



ist zwanzig Jahre ists her, seit ich Rudolf von Renvers zum ersten Mal sah. Im grauen, Ungewissen Dämmerlicht eines frühen Herbstmorgens trat er bei mir ein. Mein kleiner Sohn war über Nacht jäh an hohem Fieber erkrankt. Ein Bekannter hatte mir zufällig vor wenigen Tagen (wir waren eben erst nach Berlin verzogen) die Adresse eines Arztes ganz in unserer Mhe, des Stabsarztes Dr. Renvers, gegeben und ihn mir warm empfohlen. Dort-hin schickte ich gegen Morgen. Rascher als ich gedacht, war der Gerufene zur Stelle. Eine sehr hohe, elegante Gestalt; über ein paar klugen, gütigen Augen eine mächtige Denkerfirn; markant geschnittene Züge; ein dunkler bis auf die Blust herabfallender Bart Emen Augenblick stand ich unsicher vor ihm. Die Fr:ge flog mir durch den Sinn: Ist Das nicht cinJrrthum? Wen hat mir der Tiener nur gebracht? Das mag ein Künstler, Gelehrter, Diplomat oder Ministerialbeamter sein, aber kein Arzt Der Fremde da vor mir zeigte so gar nicht den bekannten Dokortyp. Aber seine ersten Worte verscheuchten meine Zweifel. Dann trat er an das Bett meines Kindes und traf in seiner ruhigen und sicheren Art, von der es wie eine Welle der Beruhigung auf die Um-gebung der Kranken hinübel fluthete, seine Anordnungen. Seit dieser Morgenstunde ist Rudolf Renvers Jahre lang unser Haus-arzt gewesen, dann auch der meiner Eltern geworden. Ich habe ihn in der Zeit, die nun dahinten liegt, oft, leider zu oft und zu lange, an dem Kranken« lager der mir theuersten Menschen gesehen. Wenn ich heute über ihn, dem aus berufener Feder so manches ehrende Wort in Fachschriften nachgerufen ist, spreche, so geschieht es aus der Smpsindung heraus: wer Rudolf von Renvers und seinem werthvollsten und tiefsten Sein gerecht werden will, darf in ihm nicht nur den für seine Kollegen vorbildlichen, bedeutenden Arzt, Dia-gnostiker, Kliniker und den Organisator in seinem moabitcr Reich sehen. Man muß ihn als Patient gekannt oder an den Krankenbetten seiner Lieben ge-schaut haben, dort, wo uns jede unharmonische Note im Wesen des Arztes verletzt, wo man hundert seelische Fühlfäden besitzt und hinter dem Arzt mit den von der Sorge geschärften Sinnen auch den Menschen und seine Wesens-art spürt. Dort hat sich die Kraft seiner Persönlichkeit mir offenbart. Feinfühlig errieth er Alles, was den Kranken stören oder schmerzen konnte. Wie behutsam dämpfte er beim Eintritt in das Krankenzimmer den festen Schritt, zwang den klangvollen Bariton seiner Stimme zu leiserem Ton, wmn er glaubte, daß die Nerven des Leidenden keinen lauten Ton vertragen! Ich, die nie seine Patientin war, aber seine Wirkung auf Kranke so oft be-obachten konnte, habe ihn scherzend manchmal den Seelenarzt genannt und ihn gefragt, ob er die Schlange Mose unsichtbar bei sich trage, deren bloßer An-



Rudolf von Renvers.

233

blick heilt. Er quittirte mit einem leisen Lächeln darüber. Ein gütiges Geschick hatte ihn mit allen Gaben ausgestattet, die sich ein Arzt nur wünschen konnte. Er hatte vermocht, durch nimmer rastenden Fleiß und eine beinahe fanatische Hingabe an seinen Beruf sie auszugestalten, zur Vollendung zu bringen, und freute sich der suggestiven Kraft, die von seiner Persönlichkeit ausging. Sie unterstützte ihn wirksam bei seiner ärztlichen Kunst. Seine Kranken lebten von seinen Besuchen; sie freuten sich auf sein Kommen und harrten sehnsüchtig darauf. Trat er an ihr Lager, so erhellten sich ihre Mienen. Wie Erleichterung und Beruhigung glitt es darüber. „Man fühlt sich schon besser, wenn man ihn sieht“, sagten mir Manche. Sein Erscheinen hypnotisirte die Leidenden geradezu. Es erfüllte sie mit dem festen Glauben, er müsse ihnen Heilung oder doch augenblickliche Linderung bringen. Man kann sein Auftreten an Krankenbetten schwer in Worten schildern, denn er that nichts äußerlich Sichtbares, um diesen zwingenden Eindruck hervorzurufen. Keine Pose, keine Gesten oder großen Worte. Er untersuchte peinlich genau und ertheilte seine Vorschriften für die Kranken und Pfleger meist so sachlich und kühl, daß der gütige Untergrund seines Wesens kaum hindurchschimmerte. Seelenarzt habe ich ihn genannt, weil er so wohlthätig auf die Gemüther wirkte; sie erst aufrichtete und mit neuem Lebensmuth erfüllte, ehe er dem Körpern Heilung brachte. Er ist aber auch in einem anderen, noch höheren Sinn ein Arzt der Seelen gewesen. Ein tiefes Verstehen menschlicher Leiden war in ihm, ein intuitives Errathen, das ihn das seelische Weh eben so schnell wie das körperliche diagnostiziren ließ. Er schien kaum dran zu rühren: und doch öffneten sich ihm die verschlossensten Herzen. Ein Fluidum ging von ihm aus, das zum Vertrauen zwang. Er besaß die ungemein seltene Gabe der Freundschaft im großen Stil. Einer Freundschaft, die in edler Selbstlosigkeit aus dem Reichthum seiner Persönlichkeit unendlich mehr gab, als sie selbst begehrte. Kein Patient hat, wenn er, auch in gesunden Tagen, auch nach langer Zeit, mit persönlichen Sorgen wieder zu Renvers kam, vergebens an die Teilnahme des Arztes appellirt. Jedem gab der Vielbeschäftigte einen Rath, ein helfendes kluges Wort mit auf den Weg. Und wenn er einen Menschen schätzen gelernt hatte, trat er auch in dessen Abwesenheit männlich für ihn gegen Angriff und Verdächtigung ein. Renvers sah in seinem Berufe eine Kunst. Die höchste und verantwortungsvollste. In ihr zum Künstler zu werden, war sein Streben, es zu sein, der Stolz seines erfolgreichen Daseins. Mit einer leidenschaftlichen Hingabe erfaßte er Alles, was mit diesem Beruf zusammenhing. So lebt aus den ersten Jahren unserer Bekanntschaft eine Erinnerung in meinem Gedächtniß. Er behandelte meinen Mann an der Folgeerscheinung einer im Feldzug 70/71 erlittenen Schußverletzung, die den Leidenden für Wochen ans Bett und später

20



Die Zukunft.

noch lange aufs Sofa bannte. Renvers pflegte meist abends, nach unserer späten Tischzeit, zu kommen. Oft blieb er neben dem Ruhebett meines Mannes bei einem Glas Moselwein und einer Cigarre ein Stündchen sitzen, denn seine Tagesarbeit lag hinter ihm und der Besuch bei uns, nah seinem Heim, war der letzte an diesem Tag. Lebhaft plauderte er über Politik, Tagesereignisse, Kunst, wie es die Stunde gab. So kam er öfter und länger vielfach zu uns ins Haus, als seine ärztliche Pflicht verlangte. Eines Abends wurde er mir unerwartet gemeldet. Er trat ein. Was war dem sonst so Gelassenen geschehen? Seine Züge strahlten in freudiger Bewegung. „Ich habe ja solches Glück heute gehabt“, rief er auf meine Frage. Und dann erzählte er in froher Hast, wie er heute früh bei einer Herzleidenden ganz in der Nähe gewesen sei. Er habe sie leidlich wohl verlassen. Jetzt, gegen Abend, sei er zufällig hart an ihrer Straße vorübergekommen und ein unerklärlicher Drang habe ihn bewogen, doch noch einmal bei ihr vorzusprechen. Er traf die Wärterin in rathloser Verwirrung, die Kranke selbst in einer gefährvollen Herzattacke, die ohne ärztliche Hilfe in wenigen Minuten zum Tode geführt hätte, gegen die dem Arzte aber die Wissenschaft wirksame Mittel liefert. Diese wandte er unverzüglich an. Und seinen Bemühungen gelang es, das fast schon entflohene Leben zurückzurufen und festzuhalten. „Sie wifsen nicht“, rief er, „wie es ist, wenn man einen Menschen dem Tode im letzten Augenblick noch entreißt, durch sein Wifsen zu entreißen vermag, weil man zur rechten Stunde zu ihm kam. Man fühlt sich so reich, so glücklich, so allmächtig in seinem Können! Ich komme eben von dort und ich mußte es einem Menschen mittheilen. Deshalb bin ich hier.“

Aehnliches habe ich noch oft von ihm vernommen. Nur kam es in den späteren Jahren abgeklärter und nicht mehr so impulsiv und übermüthig glücklich heraus. Immer lauter rühmte er die wunderbare Lebenskraft der Natur, immer leiser die ärztliche Kunst; er sagte, daß er in den verzweifeltsten Fällen oft gesehen, wie erstaunlich die Natur sich selbst helfe und wie er als Arzt dann diese verborgenen Kräfte nur gewähren lassen, vor dem Wunderwirken der Natur die Waffen strecken könne. Deshalb war er im Prinzip auch kein Freund chirurgischer Eingriffe. So sehr er in gewissen Fällen ihre Notwendigkeit vertrat und selbst dazu rieth: oft sah er in ihnen eine allzu rauhe Verletzung des subtilen menschlichen Organismus.

Für Pseudokranke, die sich in allerlei imaginären Leiden gefallen und wichtig vorkommen, hatte Renvers keine Geduld. Ts mochte wohl geschehen, daß er nur halb auf die breite Aufzählung all der vermeintlichen Schmerzen lauschte und diese Zerstreutheit nicht ganz verbarg. Er, der alles Unechte und Unwahre haßte, dessen ganzer Tag den Leidenden gehörte, empfand es als einen Raub an den wirklichen Kranken, wenn man seine Zeit mit hysterischen Klagen über erfundene Symptome in Anspruch nahm und von ihm verlangte,



Rudolf von Renvers.

235

er solle sie ernst nehmen. Daß er diese Auffassung manchmal leise durchschimmern ließ, entsprach der Gradheit seines Charakters, war aber vielleicht nicht weltklug, denn er schuf sich Feinde. Solche in ihrer Eigenliebe verletzten Leute sind ihm und sein Können nie gerecht geworden.

Man sagte in den letzten Jahren von ihm, daß leichtere Krankheitsfälle ihn nicht mehr lockten, er ihnen oft nicht die nöthige Aufmerksamkeit zuwandte.

Ich habe es, wo ich ihn an Krankenbetten sah, nie bemerkt. Und wenn der Tadel berechtigt wäre, hätte Renvers diesen Fehler mit allen Großen auf jedem Gebiet des menschlichen Wissens und Könnens getheilt. Einen, der die höchste Staffel in seinem Beruf, seiner Kunst erklohm, reizt das Leichte, mühelos Erreichbare nicht mehr, sondern nur das Schwerste, fast Unmögliche.

Auch Rudolf von Renvers war da am Stärksten, wo er Auge in Auge, in beinahe greifbarer Nähe, mit dem finsternen Sensenmann rang.

Vielen ist er ein Wohlthiiter gewesen. Oft genug gab er seinen ärztlichen Rath umsonst. Er fand zartfühlend auch stets die rechten Worte, die dies Geschenk für den Empfänger zu einer Freude, nicht zu einer Demüthigung machten. Einst kam eine Lehrerin mehrmals zu ihm in die Sprechstunde.

Als sie am Schluß der Konsultationen fragte, was sie ihm schulde, antwortete Renvers: „Mein Fräulein, von einer Dame, die ihr ganzes Leben der Menschheit weiht, kann ich nichts nehmen.“ Sie selbst hat es erzählt. Und sie ist nicht die Einzige, die Solches kündet.

Mit tiefem Dankgefühl denke ich an ihn zurück. Zweimal hat uns Kindern seine Kunst die Mutter erhalten. Das vergißt sich nie. Noch in seinen letzten Tagen, als er schon, wie ich erst später erfuhr, mit qualvollen Schmerzen und Fieberanfällen rang und ich ihn in einer nicht ärztlichen ernsten Sache zu sprechen wünschte, bestimmte er, der stets Matinale, mir für meinen Besuch eine frühe Morgenstunde. Ich ging hin und wartete wohl eine halbe Stunde. Das geschah sonst nie. Dann kam der Bescheid, er habe die ganze Nacht im Fieber verbracht und sei außer Stande, sich zu erheben und mich zu empfangen. Das war an einem Donnerstag. Ich habe Rudolf von Renvers nicht mehr gesehen. Zwei Tage danach wurde er schwer leidend in die Klinik gebracht, wo er am Tag nach einer Operation (am zweiundzwanzigsten März 1909) die Augen für immer schloß.

Vor mir liegt eine verblaßte Photographie aus fernen Tagen. „Immer der Selbe!“ hat eine nun erkaltete Hand mit festen Zügen unter den Namenszug geschrieben. Ich lächelte damals, als ich diese stolzen Worte las. Wer will wagen, bis in alle künftigen Zeiten für sich, sein Wollen und Meinen einzustehen? Renvers durfte so schreiben. Er hat die Worte wahrgemacht, die er einst unter sein Bildniß setzte: seinem Beruf, seinen Patienten und Freunden ist er bis an seinen Tod immer der Selbe geblieben.

Elisabeth von Igel.



Jährlich gegen des Sommers Mitte bittet ein Preisrichterkollegium, dem DM? Antoine vorsitzt, die Pariser in das Odeontheater, um vor der Oeffentlichkeit das Urtheil über die jüngste Dichtergeneration zu sprechen. Zahlreich drängt sich die Menge in das weite Rund des Theaters Das Bewußtsein, durch ihr bejahendes oder verneinendes Wort einem Schaffenden die Schwungkraft zu stählen, ihn durch laute Mißbilligung zu lähmen, erfüllt jeden Horschenden mit bebender Erregung. Ein Rausch der Antheilnahme glüht in Jedem, strafft die Spannung der Menge. Nach jedem Gedicht kämpft Mäuser der Enthusiasmus mit wilder Empörung, bis die Begeisterungswellen obsiegen oder der gistic Tadel die Zustimmung niederzischt. Man steigt auf die Bänke, ruft „Bravo“, schreit „Pfu!“; hin und wieder hört man auch eine schallende Ohrfeige durch den Saal knallen. Als ob das große Glück ausgefochten würde: so ringen die Menschen mit einander. Die Menge erscheint wie ein Individuum, das sich einen neuen Gott sucht. Die Erregung scheint ihren Höhepunkt erreicht zu haben, Die Spannung schwillt zu einer verheißungsvollen Stille.

„Jules Romains: An die Menge, die hier ist“, tönt es von der Bühne. Aller Augen glühen dem Gedicht entgegen. Der Rezitator hebt an.

O Menge! Da bist Du im Rund des Theaters  
und drückst Dich, gefügig den Mauern, ans Holzwerk.  
Deine Ränge fliehn fort von mir, gleich einer Ebbe.  
Du bist.

Dieses Licht, das mich einhüllt, ist Dein.  
Du brütest die Helle unter lastendem Flügel  
und liebst sie, wie ein Adler seine Eier liebt.  
Die Stadt liegt dort nah und doch hörst Du sie nicht;  
Sie könnte noch lauter den Straßenlärm schwellen,  
gegen die Mauern schlagen, mit Tod Dich umstellen:  
Du wirst sie nicht hören, denn Du wirst, o Menge,  
von Schweigen erfüllt sein und vom Ton meiner Stimme.  
Du glühst wie die Tiefe des tiefsten Lebens.  
Von Deinen Augen ist jedes mir zugewandt;  
zwar sehe ich nicht, ob es blau oder braun,  
doch fühle ich: von den Blicken ist die Brust mir entbrannt.  
Ich fühle sie alle auf einmal. Ihr Schauen  
kreuzt sich in mir wie Wusend Degen.  
Du verbrennst mich, jedoch Du tötest mich nicht!  
Die Nachdichtungen sind von Erna Heinemann-Grautoff. Sie geben  
getreu den Sinn, den Rhythmus und die Klangfarbe der Originale wieder.



Jules Romain.

237

Eine Stahlklinge, die ich oben und unten halte,  
sticht Dich durch und durch und biegt Dich zurück.

Deine Gestalt bin ich. In meiner Faust  
presse ich Deine Galerien und Sitze  
und breche wie Binsen sie über das Knie.

Du wehrst Dich vergeblich, Weib-Menge!

Ich werde Dich dennoch besitzen.

Laß Wehn meinen Athem wie Meerwind,

Er ist es, der Dich erst schafft.

Meiner Liebe zwingende Krast

läßt Deine tausend Glieder erschauern;

Du scheust vor der wilden Umarmung;

Ein Etwas in Dir will trotzen,

Wer aber wagt es, Weib-Menge?

Bald stirbst Du unterm Gewicht der schreitenden Stunde;

Es werden die Einzelnen durch die Thüren gleiten,

die Nägel der Nacht werden Dein Fleisch zerreißen;

Was liegt drsn!

Du bist mein noch vor Deinem Tode.

Die Körper, die hier sind, tue Nacht kann sie nehmen,

doch die Stirnen wahren in fahlen Emblemen

Die Spur des Gottes, der Du eben warst.

Einmüthiges Beifallsbrausen erfüllt das Theater. Die Menge jubelt

und grüßt Den, der ihr Herz gerührt, ihre Empfindungen getroffen und sie

bewegt hat. Vor ihm neigen sich alle Parteien.

Anderer Dichter Worte klingen noch von der Bühne herab. Wieder

fechten Beifall und Mißfallen mit einander. Aber selbst als die Menge sich

auflöst und die Gruppen diskutirendcr Menschen im Dunkel der Nacht ver-

schwinden, hört man immer noch von den Lippen der Heimgehenden den Namen

Jules Romain; so sehr hat seine Kraft jeden Einzelnen bezwungen.

Ich bin nur Einer von Vielen der Stadt,

der Menge, die durch die Straßen schreitet,

eZn Ton nur, ein Antlitz, das leicht entgleitet.

Das Dieser und Der wohl behalten hat.

Jules Romain ist ein Einsamer, von umfassendem Allgefühl durch-

glüht. Das Alltäglichsste und Unscheinbarste spricht zu ihm, versetzt seine Seele

in Schwingungen und löst durch sich selbst anschwellende Akkorde in ihm aus.

Das Leben der Großstadt ist sein eigentlichstes Element. Alle Dinge werden

ihm lebendig, zum Individuum und schließlich zum Abstrakten, zum Göttlichen.

Wie Vieles durchglüht mich! Haß, Liebe und Wille!

Und ich Ziehe zu mir, in großen Zügen,

alle Gefühle der Stadt.



Die Zukunft.

Das sind die Kabel, die Schnüre, die Fäden,  
Die mein Bewußtsein überspannen sollen.

Ich bin die spitze Nadel,  
an welcher Ströme schwingen,  
ihr gleitendes Entschwingen  
bedeckt mich selbst mit Funken.

Ich bin der Ausbruch versammelter Kräfte,  
meine Stimme ist alles Mürmelns Gesang.

Wenn meine Hand die Tapete berührte,  
fühlte ich gleich Tropfen die Stadt durchsickern.

Ich selbst bin nichts mehr, - so sehr bin ich Alles.

Die strenge Bewährtheit der Formen in der Tradition, die schembare Unerbittlichkeit alter Sprachtheorien und alter metrischer Lyrik lassen die Bestrebungen, das junge Wollen von Jules Romains und feinem Kreis als Revolution erscheinen. Diese Dichter wollen sich nicht mehr mit den vererbten Prinzipien begnügen, um ihre ureigensten Schönheiten, ihre persönlichsten Erregungen hineinzugießen. Wenn sie sich am Fieber der Großstadt entzündeten oder ihre Sehnsucht in den mystischen und geheimsten Bildern ihrer Seele athmen lassen, so ist ihnen der Alexandriner, der langathmige Sechsfüßler, ein zu verbrauchter, ein unmöglicher Rahmen. Sie wollen dem Rhythmus lauschen, der mit den Gedanken zugleich in ihnen geboren wird, und nur ihn als Form ihrer Gedanken gelten lassen. Sie horchen auf die geheimen Schwingungen der einzelnen Worte und Silbenbetonungen und entdecken ein neues Leben, eine neue Beweglichkeit in ihnen, die dem alten System des Messens und Zählens der Versfüße widerspricht. Neue Möglichkeiten der Ausdruckskraft und musikalischen Schwunges öffnen sich vor ihnen und locken sie auf neue Bahn.

Der Amerikaner Whitman, der Belgier Verhaeren sind diesem Kreis die Meister. Ihnen neigt sich auch Jules Romains in Verehrung; ihnen dankt er mannichfache Anregungen. Aber was Verhaeren anstrebt, baut Romains in eigener Weise schöpferisch weiter aus. Er weitete sich von Jahr zu Jahr. Eine kräftig fortschreitende Entwicklung ist von seinem Gedichtbuch „Das allumfassende Leben“ (I<sup>a</sup> vis unaniniS, 1906) bis zu dem „Buch der Galata“ wahrzunehmen. Hier sind es die menschlichen Gemeinschaften, vom Paar an zur Familie, zur Gruppe und Stadt bis zum Menschenkomplcx der Großstadt, die ihm zu abstrakten, zwingenden oder bedrückenden Mächten werden, zu „den Göttern“, zu denen er betet. Eine ihm eigenthümliche und das Verständniß seiner Kraft erschwerende Empfindungsweise ist es, daß ihm Konkretes und Abstraktes, Individuelles und Allgemeines so nah bei einander liegen, im Grunde so sehr Eins sind, daß er sie in einem einzigen Gedicht, ja, in einem einzelnen Vers beständig mischt Er betet zu dem Paar, in dem er sich doch



Papstthum und Deutschthum.

239

selbst als Theil dieses Paares fühlt und anspricht. Er sagt „Du“ und nennt den eben bei ihm weilenden Menschen und gleich darauf mit einem zweiten „Du“ das mystische Individuum, das ihm „das Paar“ turch eben seinen Zusammenschluß zweier Menschen gewolden ist. Er betet zur Familie, zur Gruppe und zu dem größten Gott, der Alles^in sich vereint.

In den Dichtungen dieses Franzosen lebt der große Pan wieder auf.

Er reibt sich die Augen, eiwacht, findet sich aber nicht mehr auf grünem Anger am Rande des Baches, sondern inmitten der Weltstadt. Tie Eisenbahn pfeift, die Wagen rollen, die Schellen der Pferde klingeln, ein Klavier wird gestimmt.

Und inmitten dieser quirlenden Welt steht der Mensch und sucht die Ganzheit, fleht nach dem All, irrt nach Gott.

Jules Romain ist der Dichter der Großstadt, ein starker Gestalter des buntschillernden Weltempfindens unserer Zeit.

Paris. Otto Grautoff.

jDapstthum und Deutschthum. \*)

der Staat Karls des Großen unter den Händen schwacher Nachfolger zerWutzs fiel, da blieb nur in seiner merkwürdigsten Schöpfung, in der aus kirchlichen Würdenträgern bestehenden Beamlenhirarchie, der Reichsgedanke lebendig.

In ihrem eigenen Interesse, um sich nicht auflösen zu müssen, förderte sie nach dem Tode Ludwigs des Kindes die Wahl eines Königs, suchte sie, von einem päpstlichen Legaten unterstützt, den Widerstand gegen König Konrad zu brechen. Die vier Stämme, die Ludwigs des Deutschen Reich bildeten, waren weit entfernt davon, sich als „deutsches Volk“ zu fühlen. „Was wollte damals der Sachse in unserem Lande, wo feine Väter niemals einen Fuß breit Boden besessen hatten?“, schreibt mit Beziehung auf die Expedition Heinrichs des Ersten nach Bayern 921 ein hundert Jahre später lebender bayerischer Patriot. Erst durch den gemein-

Gm Fragment aus dem Werk „Christenthum und Kirche in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“, das Herr Karl Jentsch (bei E. Haberland in Leipzig) erscheinen läßt. Einem vorzüglichen Buch, dem auch der geübteste Schnüffler nicht anmerken könnte, daß einFünfundsiebenzigjährigeres geschriebenhat: so klar,so srisch,so unterhaltsam ift es. Ueber Jentsch braucht man Lesern der „Zukunft“ nichts mehr zu sagen. Seit manchem Jahr kennen sie den Mann, der Geistlicher war, zu den Altkatholiken überging und erst als Sechziger (durch die Schrift „Weder Kommunismus noch Kapitalismus“) sich einen Publizistennamen machte. Was er seitdem geschrieben hat, über Strafrechtspflege und Volkswirtschaft, über Hellas und Deutschland, Adam Smith und Rodbertus, Sozialsuslese und Sexualethik, war immer kräftig, klug, persönlich und von einem in seiner schlichten Stärke wohlthuenden Menschenverstand durchleuchtet; war immer so, daß es dem Gelehrten und der Einfalt Etwas bot. Das gilt auch von seinem neuen Buch. Lest es, trotzdem es dick aussieht. Keiner wird bereuen, daß er ihm ein Paar Stunden gab.



famen Gegensatz gegen das fremdsprachige und anders geartete Volk Italiens, bei dem der Name Tedescho aufkam, wurde in der Zeit der Römerzüge ein deutsches Nationalbewußtsein geweckt. Ist es da zu verwundern, daß sich die Kaiser aus dem Hause Sachsen, gleich Karl dem Großen, an die hohe Geistlichkeit wandten, als sie daran gingen, den zerfallenden Staat wieder aufzubauen? Besonders da ein civilisirter Staat ohne Schreibwerk nicht denkbar ist, die Kleriker aber die einzigen „Schreiber“ waren; bedeutet doch im Englischen scribe heute Schreiber. Wie ungünstig lagen die Verhältnisse beim Beginn dieses Restaurationbaues! Beinahe verschwunden war der Stand der Gemeinfreien; nicht nur die Herzöge und die Grafen, sondern auch die Bischöfe waren nahezu unabhängige Herren geworden; Beiden gegenüber sahen sich die Könige zunächst auf das *avivās et impera* angewiesen. Doch zeigte sich gar bald das geistliche Material als das bildsamere. Verdankte doch jeder geistliche Lehnsträger seine Stellung und seinen Besitz der Gnade des Königs, während sich der weltliche Fürst als Erben seines Vaters fühlte und in dem Belehnungsakt nichts Anderes zu sehen vermochte als die Erfüllung einer Regentenpflicht. Die Gefahren, die aus dem halb geistlichen Charakter der neuen Staatsverfassung erwachsen konnten, machten sich im zehnten Jahrhundert noch nicht bemerkbar. In der Einleitung zur Regirungsgeschichte Heinrichs des Vierten sagt Giesebrecht: „Nur einen Stand gab es (im zehnten Jahrhundert), der für die höchsten Interessen des Kaiserthums nicht allein ein tieferes Verständniß zeigte, sondern bisher auch wirkliche Hingabe an den Tag gelegt hatte. Es war der deutsche Klerus. Nicht Willkür, sondern die ganze Lage fügte den Bund des Kaiserthums mit diesem Stande, einen Bund, der die größten Vortheile bot. Denn mit allen seinen geistigen und materiellen Mitteln unterstützte der deutsche Klerus das Regiment der Kaiser. Nur durch die aufopfernde Treue der Bischöfe gelang es ihnen, im Innern den Widerstand der weltlichen Fürsten niederzuhalten; nur durch die Unterstützung der Kirche wurden die auswärtigen Kriege zum großen Theil ermöglicht; der unermeßliche Einfluß, den der Klerus auf die GenMher der Gläubigen übte, kam der Kaiserkrone, über die der geistliche Segen einen überirdischen Glanz ausgoß, in hohem Maß zu Gut. Es ist wahr, die geistlichen Herren hatten bisher dem Reiche willig und mit großer Selbstentsagung gedient, aber man glaube nicht, daß sie dabei die Sonderinteressen ihres Standes vernachlässigten, daß ihre Dienste ganz uneigennützig waren. Ihr Ziel war, was sie Freiheit der Kirche nannten: die Befreiung ihrer Sprengel von der weltlichen Jurisdiktion der Grafen. Erreichten sie dies Ziel, so wurden sie die ersten Herren im Reich, während die weltlichen Fürsten zu Lehugrafen und Vögten der Kirche herabsanken. Und in der That war bereits manche Grafschaft durch kaiserliche Gunst in ihre Hände gefallen: das Ziel schien nicht unerreichbar. Um solchen Preis ertrugen sie Lasten von erdrückender Schwere, um solchen Preis vergaßen sie ihren geistlichen Beruf und ihren geistlichen Stolz und machten sich zu Dienern einer weltlichen Macht, die oft herrisch genug gegen sie auftrat. Bisher hatten sie ihr Ziel nur im Bund mit der Krone verfolgen können; es stand sehr in Frage, ob sie diesem Bunde treu bleiben würden, wenn sie zum Gefühl eigener Kraft gelangten oder wenn ihnen der Zusammenschluß mit anderen Gewalten bessere Aussichten eröffnete. Es war zu besorgen, daß sie dann unter Freiheit der Kirche die Befreiung von der Gewalt des Königs verstehen würden.“



Als den Organisator des zweiten Priesterstaates der Deutschen bezeichnet Giesebrecht den Erzbischof Brun von Köln, den Bruder und vornehmsten Berather Ottos des Ersten. Brun errichtete die königliche Kapelle. Unter der Kapelle verstand man ursprünglich das Zimmer der Kaiserpfalz, in dem die Urkunden'ausgefertigt und ausbewahrt wurden, dann den zur Schreibarbeit verwendeten Hofklerus. Brun bildete die Kapelle zu einer Pflanzstätte der Bildung und zu einer Hochschule für Staatsmänner aus. Dieser Brun ist eine wunderbare Persönlichkeit, ein Jdealmensch: der tüchtigste Staats- und Kriegsmann, in unwandelbarer Treue dem kaiserlichen Bruder ergeben und in den Zeiten gefährlichsten Aufruhrs seine nie trügende Stütze, der frömmste Geistliche, ein Asket und mildherziger Freund der Armen, von leidenschaftlicher Liebe zu den Büchern, von unersättlichem Wissensdurst erfüllt und gleich eifrig im Lehren wie im Lernen. Um die Möglichkeit einer solchen Erscheinung unter den unbändigen Stammes genossen Widukinds zu begreifen, muß man die Frauen des erlauchten Hauses der Liudolfinger kennen. Denn die Männer in ihrer urgermanischen Art waren nichts weniger als Freunde der 'Schreibfeder; erst nach dem Tode seiner ersten Gemahlin Edith« lernte Otto I. lesen, um sich jederzeit Trost aus der Heiligen Schrift holen zu können. Der Geist gebildeter Frauen war das freundliche Licht, das hineinlockte in das Reich der Buchstaben, dem als einer Zwingburg der Freiheit jenes trutzige Geschlecht argwöhnisch gegenüberstand. Von Ottos ehrwürdiger Ahnfrau Oda, der Stifterin des Klosters Gandersheim, scheint der erste Strahl dieses Lichtes ausgegangen zu sein. Seine Mutter Mathilde dann, seine Tochter Mathilde, seine Gemahlinnen Edith« und Adelheid, die entfernteren weiblichen Sprossen des Hauses nicht zu erwähnen, erfüllten den Beruf einer deutschen Frau in einer Vollkommenheit, die beispiellos dasteht. Gründete die Politik der Männer Bisthümer, so schufen sie Klöster, in denen mit dem Eoangelium zugleich auch das Geistesleben der Alten, vaterländische Gesetzkunde und patriotische Geschichtschreibung gepflegt wurden. Nichts Mühevolleres läßt sich denken als das Leben dieser Frauen, die einen großen Theil des Jahres unterwegs waren, zu Pferde oder auf schwerfälligem Karren, um ihren Theil an den Staa!sgeschäften der Männer zu tragen und überall deren Arbeit durch Werke der Barmherzigkeit zu ergänzen. Erholung von solcher Unruhe und Beschwerde fanden sie fast nur in ihren Frauenklöstern, und beiraten sie ein solches, dann pflegte ihr erster Gang der Schule zu gelten. Unter den Männern des Hauses war Brun der erste, der vom Bildungstrieb ergriffen wurde. Noch lebten einige Klosterlehrer, welche die Traditionen der Zeit Karls des Großen lebendig erhielten; Männer, deren reine Freude an der Jugendbildung in neueren Zeiten höchstens von einem Pestalozzi erreicht worden ist; Männer, die, an den Hof berufen, sich nur mit schwerem Herzen von ihrer Schule trennten und die sich glücklich schätzten, wenn sie im höheren Alter, der Welthandel und des Weltgepräuges ledig, ins Kloster zurückkehren durften, um dort wieder Knaben in den Elementen der Wissenschaft zu unterrichten; Männer wie Thangmar und sein berühmterer Schüler Bernward, Bischof von Hildesheim, die ,ihre Schule auf Geschäftsreisen mitnahmen, zu Pferde mit den Schülern Klassiker lasen, Verse drechselten, Räthselspiele trieben, die jungen Leute in die Werkstätten italienischer Künstler und Handwerker führten, damit auch in der Bildenden Kunst Welschland sich keines Vorzuges mehr vor der geliebten Heimath rühmen könne. In Wechselwirkung mit solchen Männern fachte



Brun die unter Trümmern glimmenden Funken wissenschaftlichen Lebens aufs Neue zur Flamme an und eine reiche Literatur erblühte. So ward für ein Jahrhundert der Hof des Deutschen Königs zum Mittelpunkt des geistigen Lebens in Europa und selbst der Universalgelehrte der Zeit, der Franzose Gerbert (Papst Silvester II.) bekundete, daß die Ottonen sein Genie erweckt hätten.

Doch nach der politischen Seite hin erlebte Bruns Schöpfung, die Kapelle, ihre Vollendung erst, als ihr wissenschaftlicher Glanz schon zu erbleichen begann: unter Heinrich dem Zweiten, Konrad dem Zweiten und Heinrich dem Dritten. Das sind die drei Kaiser, die, ohne Italien preiszugeben, das Reich wieder auf den sicheren Grund des heimischen Bodens stellten, nachdem es durch des dritten Otto Flug in die Wolken vorübergehend gefährdet worden war... An die Treue, Dienftbereitschaft und Opferwilligkeit der geistlichen Fürsten hat, wie es scheint, kein Herrfcher so weitgehende Ansprüche erhoben wie Heinrich II. „Aus bischöflichen Vasallen bestanden zum größten Theil die glänzenden Heere, die immer von Neuem die Alpen überschritten; durch den Beistand der Bischöse wurden vor Allem die inneren Kriege bewältigt.“ (Giesebrecht.) Das gilt auch für die Zeit vor und nach Heinrich dem Zweiten. Aber dieser König erregte nicht selten den Unwillen der Prälaten. Bekannt ist der Zornesausbruch Megingauds, des Bischofs von Eichstädt. Als ihm der König wieder einmal melden ließ, daß er bei ihm zu Herbergen gedenke, schrie der Bischof den Boten an: „Der König muß von Sinnen fein! Wie soll ich ihn und seinen Troß bewirthen! Will er mich denn vollends zum armen Pfarrer machen? Ich habe nur noch ein kleines Fäßlein Wein, das mir mein Bruder, der verflachte Bischof von Würzburg, zum Messelesen geschenkt hat.“ (Diesem leidenschaftlichen Weltkind im Priestergewande war das Fluchen zur anderen Natur geworden. Für einen Zug nach Italien ließ er sich von seiner Geistlichkeit die Erlaubniß zu hundert Fluchen mitgeben. Aber er war noch nicht weit von Hause weg, da hatte er diesen Vorrath schon verbraucht und schickte einen Boten nach Haus, daß er ihm eine neue Ladung von Absolutionen hole.) Doch thätlichen Widerstand wagte Keiner zu leisten; Bischof Wazo von Lüttich, der seine geistliche Würde vor dem König gelegentlich mit freimüthigen Worten zu wahren wußte, bekannte dennoch: „Wenn mir der König jemals so zürnen sollte, daß er mir das rechte Auge ausreißen ließe, so würde ich doch das linke nur zu seinem Bortheil und in seinem Dienst gebrauchen.“ Heinrich pflegte die ansehnliche Kriegsbeute, die er nicht selten machte, bis auf den letzten Heller unter seine weltlichen Vasallen zu Vertheilen, die er dadurch in guter Laune erhielt und denen er als ein freigiebiger und gnädiger Herr galt. Fehlte es ihm selbst dann an Geld, so nahm er ZWangsanleihen bei Kirchen auf, trieb aber trotzdem zugleich die herkömmlichen Lieferungen mit solcher Strenge ein, daß er sich in geistlichen Kreisen den Ruf eines habgierigen Fürsten zuzog. Wie alle weltlichen Großen seiner Zeit opferte er freilich auch reiche Gaben auf den Altären der mancherlei Heiligen, in deren Namen die Bischöse und Aebte unaufhörlich ihre Hände nach Schenkungen ausstreckten. Aber seine Stiftungen bedeuteten das Selbe wie die industriellen Gründungen, in denen unsere heutigen Kapitalisten ihre Gelder anzulegen pflegen. Mit naiver Ironie sagt er in einer Schenkungsurkunde: „Die Kirchen müssen Schätze besitzen: wem mehr gegeben ist, von Dem kann auch mehr verlangt werden.“ Daß dieser König die geistlichen Stellen mit souverainer Willkür besetzte, verstand sich



ganz von selbst. Es kam wohl vor, daß sich ein Kapitel der alten Zeit erinnerte, wo die Bischöfe von Volk und Klerus gewählt worden waren, und daß es sein Wahlrecht ausübte. Einen so Gewählten bestätigte Heinrich grundsätzlich niemals. Den Mann, auf dessen Tüchtigkeit durch die Wahl seine Aufmerksamkeit gelenkt worden mar. Pfl egte er in seine Kapelle aufzunehmen und ihn, nachdem er hier das offizielle Geprä ge empfangen hatte, später auf einen anderen Sitz zu beför- dern. „Zwei Mächte sind es“, schreibt Heinrich in mehreren Urkunden, „durch die vor Allem die Kirche Gottes regirt wird: die kaiserliche Gewalt und das An- sehen der Bischöfe.“ Wäre nicht ein Menschenalter später der Umschwung erfolgt, den Heinrich unmöglich voraussehen konnte, so würde dieser Satz durch die un- widerstehliche Beweiskraft der Thatsachen zum Dogma gestempelt worden sein, und wer weiß, ob nicht ein „Oekumenisches Konzil“ die Unfehlbarkeit des Kaisers pro- klamirt hätte. Fügen wir hinzu, daß Heinrich II. auch sonst ein strammes Regi- ment führte, daß er trotz andauernder Kränklichkeit mit Blitzesschnelle auf dem Platz war, wo immer seine Gegenwart gefordert wurde, daß er nicht nur Wege- lagerer ohne Umstände aufknüpfen ließ, sondern auch das Leben rebellischer Fürsten nicht schonte, daß er dem Faustrecht energisch steuerte und mit seinem besonderen Zorn Jeden bedrohte, der sich unterstehen würde, eine gerichtlich geschlichtete Sache noch zum Gegenstand einer Fehde zu machen, daß er rohe Belustigungen liebte und sich selbst in der Kirche allerlei Scherze erlaubte, daß er sich endlich nicht scheute, mit den heidnischen Liutizen ein Bündniß gegen den christlichen König Bo- leslaw von Polen zu schließen, so haben wir wohl kaum noch nöthig, der früher ziemlich verbreiteten Meinung zu begegnen, der „Heilige“ Heinrich sei ein Bet- bruder und Pfaffenknecht gewesen. Die wunderliche Aeüßerung seiner Devotion auf der Synode in Frankfurt am ersten November 1007, die uns Heutigen wider- lich und anstößig erscheint, enthüllt sich bei genauerem Zusehen als ein in die For- men jener Zeit gekleideter politischer Akt.

Heinrich, der bekanntlich kinderlos war, wollte seinen Allodialbesitz zur Aus- stattung eines neuen, in Bamberg zu errichtenden Bisthums verwenden. Gegen diese Absicht erhoben die Nachbarbischöfe begründeten Protest, weil der Juris- dictionbezirk des neuen Stiftes aus Theilen ihrer Diözesen gebildet werden mußte. Die Synode, auf der die Sache verhandelt wurde, eröffnete der König damit, daß er vor den versammelten Vätern auf die Knie fiel, und so oft er bemerkte, daß die Berathung zu seinen Ungunsten schwankte, wiederholte er seinen Kniefall. Durch freiwillige Verdemüthigungen erlitt damals ein Großer keinen Abbruch an seiner Autorität, vorausgesetzt, daß er überhaupt solche besaß. Es demüthigten sich nicht bloß Laien vor Geistlichen, sondern auch Geistliche vor Laien. So lange Bischof Adalbert von Prag, den Otto III. mir seiner beinahe leidenschaftlichen Freund- schaft beehrte, am Hoflager dieses Kaisers zu weilen genöthigt war, pflegte er nachts aufzustehen und dem Hofgesinde die Schuhe zu putzen, um durch die Ausübung dieses Knechtesdienstes feine von der kaiserlichen Gunst gehobene Seele im Gleich- gewicht zu erhalten. Um den Zweck jener Kniefälle zu verstehen, vergegenwärtige man sich die Karte des damaligen Reiches. In zwei gewaltigen Flügeln erstreckt sich das von den Ottonen und Heinrichen eroberte und kolonisirte Gebiet nach Osten: der nördliche wird durch die Namen der neuen Bisthümer an der Saale, Elbe, Havel, Oder bezeichnet, der südliche erstreckt sich die Donau entlang bis nach Un-



Die Zukunft.  
garn hinein. Zwischen die beiden Flügel schiebt sich ein breiter Keil nach Westen vor. Sein mittlerer Theil ist das Königreich Böhmen, dessen slavische Bevölkerung keine Luft hatte, sich deutscher Art und deutscher Reichsordnung zu fügen. Die Spitze des Keils aber, das Land zwischen Böhmerwald, Thüringerwald, Regnitz und Donau, lag damals wüst. Eine spärliche Bevölkerung häufte in den wenigen Lichtungen des ungeheuren Fichtenwaldes. Die Vertretung des deutschen Elementes beschränkte sich auf einige Burgen der babenbergischen Grafen, „theils zur Vertheidigung der Böhmergrenze, theils zur Zwängung der slavifchen Bauern im Lande bestimmt“. (Giesebrecht.) Diese Wüstenei im Herzen des Reiches zu kultiviren, dieses Einfallsthor den Böhmen zu verschließen, war eine politische Rothwendigkeit. Heinrichs Stiftung rechtfertigte vollkommen die Erwartungen des Stifters. Bald wird Fürth genannt, ein Menschenalter später Nürnberg; die deutschen Kolonisten dringen in Böhmen ein und besiedeln das Egerland. Auch geistige Früchte reifen in Fülle: eine Schule erblüht am Sitz des Bischofs, die von weit her besucht wird; die Skulpturen des Doms kennt Jeder aus der Kunstgeschichte. Hundert Jahre später zieht Bischof Otto von Bamberg nordwärts, um christlichen Glauben und deutsche Gesittung an die Gestade der Ostsee zu tragen. Wo blieb nun, während in Deutschland dieser ritterliche Priesterstaat sich aufbaute, der Papst? So fern stand er der deutschen Kirche, daß man deren Bild skizziren kann, ohne ihn zu erwähnen. Den Ideen Pseudoisidors schien der Gang der Weltgeschichte gerade von der Zeit an, wo sein Werk bekannt wurde, Hohn sprechen zu wollen. Indem Papst Leo III., der bei Karl vor den Römern Schutz suchen mußte, das römische Kaiserthum erneuerte und es Weihnachten 800 dem Deutschen König übertrug, machte er Diesen zum weltlichen Herrn von Rom und sich zu feinem Unterthanen. Durch einen Missus übte Karl seine Jurisdiktion aus. Dessen Amt ging in den folgenden wilden Zeiten ein und die weltliche Gerichtsbarkeit fiel formell an den Papst zurück, in Wirklichkeit aber ging sie an den wilden Feudaladel über; und auch das Patrimonium Petri fiel Diesem zur Beute. Lange Zeit hindurch waren es die mittelitalienischen Dynasten, waren es sogar Weiber ihres Stammes, die mit ihren Sprößlingen und Günstlingen den Stuhl Petri besetzten. „Formosus, nach einem wechselvollen Leben auf den Apostolischen Thron erhoben, mußte Lambert, einen Sohn des Herzogs Guido von Spoleto, zum Kaiser krönen, rief zur Befreiung Italiens von den Tyrannen den Deutschen König Arnulf nach Rom, krönte ihn zum Kaiser und ließ die Römer, unbeschadet der dem Papste schuldigen Treue, ihm huldigen. Sein Nachfolger Stefan VI. ging zu Guido über, verhöhnte den ausgegrabenen Leichnam des Formosus durch das Possenspiel eines gerichtlichen Verfahrens und wurde von der ergrimten Gegenpartei im Kerker erwürgt. Italien blutete unter den Fehden des Adels, Päpste gingen wie bluttge Schatten vozüber, bis die eine Partei (die der Markgrafen von Tuszien) obsiegte und ihr Werkzeug, Sergius den Dritten, zum Papst machte, mit dem die ‚Pornokratie< (904 bis 962) beginnt. An der Spitze jener Partei nämlich standen Theodora, die Frau des Konsuls von Rom, und ihre Tochter Marozia (Maria). Beide großartig schön, schlau und kühn, Römerinnen, machten die Herrsch« sucht und die Wollust einander so dienstbar, daß es ungewiß schien, welche ihnen höher gelte. Ein halbes Jahrhundert saßen ihre L'eblinge, Söhne und Enkel auf dem Apostolischen Stuhl. Theodoras Gunst erhob 914 Johann den Zehnten; Dieser



Papstthum und Deutschthum.

vereinigte die Kräfte Italiens gegen die Sarazenen, die, seit vierzig Jahren an den Grenzen des Kirchenstaates sitzend, das Land verwüstet hatten, und zerstörte an der Spitze eines griechisch-römischen Kaiserheeres ihre Burg am Garigliano. Weil er aber seine Unabhängigkeit zu behaupten suchte, ließ Maria seinen Bruder vor seinen Augen ermorden, ihn selbst im Gefängniß erwürgen. Ihr Sohn, Johann XI., bestieg den päpstlichen Thron wie sein Erbgut. Sie vermählte sich aufs Neue mit Hugo von Provence, der als König von Italien galt. Aber ihr weltlicher Sohn Alberich vertrieb den Stiefvater und behauptete als Senator (932 bis 954) die höchste Gewalt über Rom. Unter ihm verwalteten Päpste nur das Geistliche. Sein junger Sohn Octavian vereinigte nach des Papstes Agapetus Tode 965 wieder die weltliche Herrschaft mit der bischöflichen Würde und nahm als erster unter den Päpsten einen kirchlichen Namen an, indem er sich Johann den Zwölften nannte, vielleicht in der Meinung, die Ausschweifungen seines weltlichen Lebens von seinem kirchlichen Amt durch den Namen trennen zu können." (Hase.) Auch wenn der böse, nach dem Urtheil des Herausgebers in Pertzens Norrnrsuta jedoch im Ganzen zuverlässige Liudprand nicht geschrieben hätte, würden wir der Kurie unter solchen Umständen nicht zumuthen, daß sie sich als die Gemeinschaft der Heiligen Präsentiren solle. Und zu dem politischen Grunde des Verderbens gesellte sich noch ein zweiter. „Jene theologische Bildung, die sich, namentlich von England aus, über das Abendland verbreitet hatte, ergriff in Italien nie dauernd die ganze Nation. Mit babylonischer Pracht gekleidet, lagen die lombardischen Bischöfe beim Mahl, umtönt von verbühlten Liedern und gefesselt von lüsternen Tänzen." (Giesebrecht.) Von den Freuden des Mahles eilen sie, wie Rather von Verona schreibt, zu den Freuden der Jagd, von da zurück zum Mahl, bis endlich „die Freuden des Betts" den Tag beschließen. Wie hätte es im Lateran anders aussehen sollen? Fehlten hier doch sogar jene Wurzelreste weltlichen Wissens, die in Lombardien damals neue Triebe ansetzten; denn Rom ist, wie Gregorovius richtig bemerkt, das ganze Mittelalter hindurch der negative Mittelpunkt des wissenschaftlichen Lebens geblieben. Hätten sich nicht die Deutschen des Elends erbarmt, das Neue Testament wäre sammt dem Meßbuch aus Rom spurlos verschwunden. Zweimal haben die Deutschen dieser schlimmen Wirtschaft ein Ende gemacht. Der gläubig katholische Weiß erzählt von der Entscheidung durch Otto den Ersten im Jahr 962: „Die Römer mußten dem Kaiser den Eid der Treue schwören und geloben, nie fortan einen Papst zu wählen, ohne daß Otto oder fein Sohn die Vorwahl getroffen und hernach dem von den Römern Gewählten die Bestätigung ertheilt hätte. Also war den Römern das wichtigste Recht, das der Papstwahl, entzogen. Es war auch dem Kaiser ein Recht zugesprochen, historisch nicht begründet (alle historische Begründung besteht darin, daß der jeweilig durch die Verhältnisse geschaffene Zustand als gesetzlich anerkannt wird, bis geänderte Verhältnisse einen anderen Rechtszustand schaffen), das gegen die (ebenfalls nur historisch gewordene) kanonische Ordnung und gegen die (auch nur aus einer bestimmten Weltlage entsprungene) Idee des Papstthums war. Dann versammelte Otto am sechsten November eine Synode in der Peterskirche. Der Kaiser faß zu Gericht über den Papst, der des Mordes, Meineides, der Tempelschändung, der Unzucht angeklagt wurde, und daß er des Teufels Minne trinke, beim Würfeln Zeus, Venus und andere Dämonen anrufe. Der Papst wurde zur Verantwortung vorgeladen.



Die Zukunft.

antwortete aber mit Androhung des Bannes. Als Johann XII. auf nochmalige Vorladung vom zweiundzwanzigsten November nicht erschien, trat der Kaiser am vierten Dezember mit der Klage des Hochverrates gegen den Papst vor der Synode auf, die Johann für abgesetzt erklärte und an seine Stelle den Erzkanzler Leo erhob, der am sechsten Dezember als Leo VIII. die kirchliche Weihe empfing. Das ganze Verfahren gegen Octavian war gegen das bestehende Kirchenrecht (stehe die eingeklammerten Bemerkungen), hatte aber Erfolg, weil Octavian-Johann den sittlichen Boden verloren und damit alle Achtung, alles Mitleid verscherzt hatte. (Nein, sondern weil Otto militärisch der Stärkere war. Den sittlichen Boden hatte nicht nur Octavian, sondern ganz Italien verloren. Otto und seine Nachfolger haben die Italiener gezwungen, sich wieder auf diesen Boden zu stellen, und erst dadurch hat auch die Römische Kirche diesen Boden wieder unter die Flüße bekommen und so das hohe Ansehen erlangt, das sie dann eine Weile im ganzen Abendlande zu behaupten vermochte.) Auch Leos Wahl war ungesetzlich: er war noch Laie und empfing an einem Tag die Weihen des Priesters, Bischofs und Papstes. (Deshalb kann man seine Wahl nicht ungesetzlich nennen; Ambrosius war kaiserlicher Statthalter und noch gar nicht getauft, als ihn das Volk von Mailand, durch eine von ihm gehaltene Ansprache begeistert, als Bischof proklamierte.) Sein Vorleben war würdig, befördert wurde er aber nur, weil er fügsam war. Und einen fügsamen Papst brauchte der herrschsüchtige Otto I." Das ist eine Verleumdung des frommen Kaisers, der das Papstthum aus dem Sumpfe herausgerissen hat. Alle diese Vorgänge verursachen natürlich den orthodoxen Katholiken heftige Kopsschmerzen, auch abgesehen von dem Privilegium, das sich Otto von seiner Synode und seinem Papst ausstellen ließ und in dem es heißt: „Wir genehmigen, daß der König des Römischen Reiches allein Macht haben soll, den Papst zu erwählen und zu bestellen." Der katholische Kirchenhistoriker Floß, der dieser Urkunde eine Monographie gewidmet hat, hält sie zwar der Form nach für unecht, inhaltlich aber für echt. Weiß schreibt: „Leo machte dem Kaiser ohne Zweifel große Zugeständnisse; doch sind ur>s deren Einzelheiten nicht bekannt", und erklärt die zwei „Bullen Leos", die diese Zugeständnisse aufzählen, für „kecke Fälschungen aus der Zeit des Investiturstreits". Weiß stützt sich auf ein Werk von Köpke-Dümler, das ich nicht kenne. Am Wesentlichen wird durch die Unechtheit dieser Urkunden, falls sie wirklich erwiesen ist, nichts geändert.

Frömmigkeit allein war es freilich nicht, was die italienische Politik der Ottonen bestimmte. Sie waren doch eben Herrscher und hatten ihre Herrscherpflichten; auch die italienische Kirche wurde, was ihnen die deutsche schon war: eine Stütze ihrer Macht und eine Geldquelle. Wie in späteren Jahrhunderten römische Kleriker die Länder nördlich von den Alpen, namentlich England, ausaugten, indem sie den Landeskindern die fettesten Pfründen raubten, so stiegen damals mit den deutschen Heeren, die das Loäi-uW heischten, deutsche Kleriker in die lombardische Ebene hinab, um dort Bistümer in Besitz zu nehmen; allein neun eichstädter Domherren erbeuteten unter Heinrich dem Dritten italienische Stifter. Freilich stand den damaligen Deutschen eine sittliche Berechtigung zur Seite, die den späteren Römern abging. Habe ich die kirchlichen Schenkungen der Kaiser als politische Akte charakterisiert, so ist nun diese Darstellung dahin zu ergänzen, daß auch ihre allerweltlichsten Regirungshandlungen Ausflüsse einer auf-



richtigen und tiefen Frömmigkeit waren. Nichts wäre ungerechter, als wenn man in solcher Verschmelzung weltlicher und religiöser Motive Heuchelei oder Das, was man jetzt JesuinSmus nennt, sehen wollte. Die Menschen jener Zeit waren durchaus naiv und in dem Quell ihrer Lebensregungen lagen Religion und individuelle oder Standesselbstsucht in ihnen unbewußter Mischung bei einander: was einem König jener Zeit der Heilige Petrus oder Laurentius in einer Stunde andächtiger Ver-zückung eingab. Das traf meistens mit den Ergebnissen seiner staatsmännischen Er-wägungen zusammen. Indem die Ottonen und die Heinriche ihren Staat auf einen in Treue ergebenden Hofklerus gründeten, gedachten sie sich zugleich ihrer Pflicht als Schutzherren der Kircke zu entledigen. Heinrich II. und Heinrich III. (der trockene Konrad hatte keinen Sinn für Dergleichen) betrieben die Kirchenreform planmäßig in Gemeinschaft mit den Mönchen von Cluny.

Heinrich III. kann als die versonifizierte Blüthe des deutschen Mittelalteis angesehen werden, sofern man das Charakteristische dieser Zeit in die Vermählung des Weltlichen mit dem Geistlichen setzt. Heiliger, Held und Staatsmann zugleich, ging er gänzlich in der Erfüllung seiner erhabenen Pflichten auf. Einen so hohen Begriff hatte er von der Kaiserwürde, daß er an den Vorabenden der Tage, an denen er die Krone zu tragen gedachte, durch Gebet, Fasten und Geißelung sich vorbereitete. Aber ließ er sich heute von einem Kleriker geißeln, so schwang er morgen selbst, als Regent, die Geißel über Bischöfe wie über andere Fürsten. Auf der Synode zu Sutri im Jahr 1046 setzte er drei Päpste ab, deren einer, zum Entsetzen der abendländischen Christenheit, schon im Begriff gestanden hatte, sich zu verheirathen, und besetzte von da sb den römischen Stuhl wie jedes andere Bis-thum seines Reiches. Diese zweite deutsche Pflanzung auf römischem Boden ge-dieh, denn sie hatte Wurzeln. Unter kaiserlichem Schutz hatten die Cluniacenser, die Reformatoren des verfallenden Benediktinerordens, in Italien Niederlassungen gegründet, um die sich die Bestrebungen einheimischer Asketen krifallistrten. Mit Hugo, dem Abt von Cluny, den Heinrich als einen Heiligen verehrte und dem er zugleich als Kaiser gebot, verband ihn jene innige Freundschaft, die aus dem ge-meinsamen Strebennach einem großen Ziel entspringt. Seine Kirchenreform gliederte sich zunächst in zwei Aufgaben: Beseitigung der Priesterehe und der Simonie. Die Priefterehe widersprach nicht allein dem asketischen Ideal, das von An-fang an in der Kirche gepflegt worden war, sondern bedrohte bei dem damaligen Gesellschaftzustand, wo die Bischöfe zugleich Großgrundbesitzer und Fürsten waren, auch die Kirche mit der Aussicht auf eine erbliche Priefterkafte und das Reich, das auf den persönlichen Gehorsam der Prälaten gegründet war, mit dem Untergang, weil Bischöfe, die ihre Fürstenthümer auf rechtmäßige Söhne vererben konnten, ganz eben so wie die weltlichen Fürsten das Familieninteresse über das Reichs-interesse gestellt haben würden. Zur Abwendung der zweiten Gefahr hätte der Kaiser sich selbst die Tiara aufsetzen und als Papstkaiser das Haupt der Priester, käste werden müssen. Ein solches abendländisches Khalifat würde jedoch die Ver-nichtung jeder Art von Freiheit bedeutet haben, die nur bei der Sonderung der zwei höchsten Gewalten bestehen kann und niemals besser gedeiht, als wenn diese Gewalten einander verfeindet sind. Jeder N^st^ig? rMH M «lt»"«^» MIIAt sein^^datz es der Menschelt^icht^zum Heil gereicht wenn. ^e Mwalt. die das Schwert Wrt7 urU^e'Ge^a^w WOewissen.bm^



vereinigend. Die Verwerflichkeit der Simonie, des Schachers mit geistlichen Aemtern, bedarf keines Beweises; und wir finden es völlig in der Ordnung, daß der fromme Kaiser den Unfug in Rom und jenseits vom Rhein energisch bekämpfte. Nur geneth damit die kaiserliche Kirchenreform auf den Punkt, wo sie ihren eigenen Todeskeim, den Selbstwiderspruch, gebar. Einem zarten Gewissen konnte nicht verborgen bleiben, daß die Besetzung der geistlichen Aemter durch den Kaiser, im Grunde genommen, auch Simonie war. Weder entsprach sie dem allkirchlichen Prinzip der freien Wahl noch fehlte ihr das simonistische 60 nt. des: verlieh ja doch der Kaiser die hohen Kirchenämter in der Erwartung, der Empfänger werde ihm finanzielle und Kriegsdienste leisten. Doch: cluo yuum faeiunt iasm, non est iasm; jene Dynasten, die in Italien und in Frankreich die Kirchenämter an den ersten schlechtesten Meistbietenden verschacherten, waren charakterlose Wüstlinge und verwendeten den Kaufpreis auf ihre üppige Haus- und Hofhaltung; die Deutschen Kaiser hingegen, vom heiligsten Streben erfüllte Männer, suchten für die bischöflichen Stühle die würdigsten Kandidaten heraus und nahmen die Gegenleistungen der Begnadigten lediglich fürs Reich in Anspruch. So kam es, daß die selbe Praxis der Kirche dort zum Verderben, hier zum Heil gereichte und der Widerspruch zwischen Staatökirchentum und Kirchenreform geraume Zeit hindurch den Reformirenden verborgen blieb. Aber schon gleich der dritte Mann, den Heinrich III. auf den päpstlichen Stuhl erhob, sein Vetter, der bescheidene Bruno von Toul, empfand ihn. Als Bruno, erzählt man, der ewigen Stadt nah kam, da legte er auf feines Begleiters Hildebrand Geheiß die päpstlichen Insignien ab und hielt im Büßergewand seinen Einzug, um jo seine Ueberzeugung darzuthun, daß nicht schon die kaiserliche Ernennung, sondern erst die Wahl einen rechtmäßigen Anspruch auf den Stuhl Petri verleihe... Nicht die geringste Einmischung in deutsche Kirchenangelegenheiten wollten die deutschen Prälaten dem Papst verstatten. Als sich Leo betommen ließ, bei einer Feierlichkeit zu Worms 1052 einen Diakonen abzusetzen, der ihm in einer rituellen Sache den Gehorsam verweigerte, da nöthigte der Erzbischof von Mainz den Papst, sein Urtheil zurückzunehmen. Nur mit Hilfe des Kaisers konnte Leo hoffen, die deutsche Kirche zur Anerkennung feiner Jurisdiktion zu bewegen. Hinwiderum kam dem Kaiser zu Gut, was sich der vielreisende Leo in anderen Ländern an Autorität erwarb: überall, wohin sein Einfluß reichte, in Burgund, in Unteritalien, in Ungarn, mahnte er zum Gehorsam gegen den Kaiser. Nach Leos Tode (1054) begab sich eine römische Deputation, zu deren Mitgliedern auch Hildebrand, damals schon spii-iws reotor der Kurie, gehörte, an den deutschen Hof. Durch den Mund ihrer Abgesandten baten die Römer den Kaiser, „wie Knechte ihren Herrn, wie Kinder ihren Vater, ihnen einen keuschen, gütigen und sittenreinen Papst zu schicken." Und indem sie einen Namen nennen, treffen sie den innersten Herzenswunsch Heinrichs; sie erbitten sich Gebhardt von Eichstädt, den Oheim des Kaisers, seinen lieben Freund, einen Mann von so deutscher Gesinnung, daß ihm die deutschen Angelegenheiten näher am Herzen liegen als die Interessen des Papstthumes. In der Wahl Gebhardts, der sich Victor den Zweiten nannte, vollendet sich die Vermählung des Imperiums mit dem Sacerdotium. Wohl hatte die Welt schon ein ähnliches Schauspiel gesehen, nämlich, als Otto III. mit seinem Freunde Gregor in Rom residirte. Aber diese Beiden waren schwärmerische Jünglinge gewesen und hatten von Wiederherstellung der altrömischen



Papstthum und Deutchthum.

249

Herrlichkeit geträumt; Heinrich und Victor hingegen, reife, nüchterne Männer, arbeiteten an der Befestigung des deutschen Staates. Durch den frühen Tod Heinrichs im Jahr 1056 wurden die Aussichten vernichtet, die deutsche Patrioten an diesen erfreulichen Bund knöpfen mochten. Sterbend empfahl Heinrich die Gemahlin-Reichsverweserin und seinen als Kaiser anerkannten Knaben der Obhut des anwesenden Papstes, der Reichsverweser wurde. Aber auch er starb, ehe er Gelegenheit hatte, zu zeigen, in welchem Geist er seine unerschaute Stellung auszufüllen gedachte. Als Symbol ist die kurze Reichsverweserschaft Victor's hochbedeutsam; in ihr drückt sich die Weltlage aus: der Kaiser hat den Papst zum zweiten Haupt der Christenheit erhoben; nun, da der Kaiser stirbt, bleibt dieses zweite Haupt als einziges übrig. Aber nicht der deutsche Gebhardt soll dieser neuen Regierungform den Inhalt geben: „in die Stelle, die der große Kaiser leer gelassen, rückt wie von selbst der Mönch Hildebrand ein". (Giesebrecht.) Ist es nun noch nothwendig, diesen Hildebrand für den ärgsten aller Ränkeschmiede zu halten, um die Erhebung des Papstthumes über das Kaiserthum zu verstehen? Lediglich dadurch, daß unter den dargelegten Verhältnissen der persönliche Inhaber der Kaisergewalt vom Schauplatz abtrat, war der Herrschaftwechsel gegeben. Was die unglücksälige Persönlichkeit des kaiserlichen Jünglings dem durch die Natur der Dinge vorgezeichneten Lauf der Ereignisse an dramatischer Zuthat beigemischt hat. Das geht weniger den Historiker und den Politiker an als den Dichter. Die Szene, die das deutsche Nationalgefühl der späteren, den Ereignissen fernstehenden Geschlechter empört hat, ist nicht von hierarchischem Hochmuth zur Dcmüthigung der Deutschen herbeigeführt worden, sondern war die unvermeidliche Wirkung der Kriegslist, die Heinrich IV.ersonnen hatte, um die seine Absetzung betreibenden und den päpstlichen Bann als Vorwand gebrauchenden deutschen Fürsten zu entwaffnen. Gregor, zur deutschen Fürstenversammlung nach Tribur geladen, gerieth durch die Ankunft des Königs in die äußerste Verlegenheit und sträubte sich, ihn zu empfangen und so die mit den deutschen Fürsten getroffene Verabredung zu brechen. Heinrich erzwang durch Provozirung des Mitleids mit dem frierenden Büsser die Lossprechung und hat, dadurch gekräftigt, dann später einen Gegenpapst eingesetzt und Gregor aus Rom Herjagt, ist also in dem Kampf äußerlich Sieger geblieben. Das weiß heute jeder Gebildete. Nur einige sehr wichtige Umstände sind hier noch hervorzuheben, die in den landläufigen Darstellungen nicht die genügende Beachtung zu finden Pflegen. Von Haus aus war Hildebrand so wenig ein Gegner des Kaisers, daß er vielmehr als des dritten Heinrich Schüler angesehen werden mutz. An dessen Hof hat er als junger Mann die Idee der Kirchenreform in sich aufgenommen; sie dann in Cluny, der kaiserlichen Gedankcnwerkflätte, vollends ausgebildet. Wie er mit der Wahl Victor's den Sinn des Kaisers tra?, ist erwähnt worden. Auch nachher bat er noch einmal die Kaiserin um einen Papst. Ihm war eben vor Allem darum zu thun, mit Hilfe des deutschen Hofes das Papstthum von dem entsittlichenden Einfluß der römischen Adelsparteien zu erlösen. Daß die Krönung des Werkes in der Befreiung des Papstes auch vom deutschen Einfluß, in der Unabhängigkeit Roms vom Kaiser zu bestehen habe: Das konnte freilich seinem klaren Geist nicht verborgen bleiben; und so ließ er denn auf der römischen Synode des Jahres 1059 unter Nikolaus dem Zweiten die Wahlkörperschaft der Kardinäle einsetzen. Persönliche Abneigung gegen Heinrich den Vierten oder der Wunsch, daß

21



Kaiserthum zu demüthigen und zu schädigen, lag Hildebrand auch später noch fern; das gute Einvernehmen zwischen Kaiser und Papst würde nicht gestört worden sein, wenn Heinrich in die Stellung des Zweiten, die ihm zugefallen war, sich gutwillig gefügt hätte; aber dazu, meint Giesebrecht, war er doch zu sehr der Sohn seines Vaters. Daß aber nach allgemeiner Anerkennung des römischen Bischofs als Hauptes der Christenheit und bei dem hohen Begriff, den die asketischen Mönche Clunys von der geistlichen Würde hatten, der Papst hinsüro keinen Herrn über sich dulden und alle weltlichen Machthaber, den Kaiser nicht ausgeschlossen, tief unter sich sehen mußte, ergab sich als natürliche Konsequenz: unter dem Eindruck der thatsächlichen Machtverhältnisse mußte die Konsequenzmacherei der logisch geschulten geistlichen Gelehrten jener Zeit das hierarchische System ausbilden und vollenden. Ferner ist zu beachten, daß der Kampf der Reformpartei gegen Priesterehe und Simonie einer gewaltigen volksthümlichen Strömung entsprach. Wie alle echten Mönche, war Hildebrand für seine Person Demokrat (und darum auch, nebenbei bemerkt, ein spezieller Freund der damals noch demokratischen Republik Venedig). Die Weltgeistlichen hingegen geriethen, je mehr sie große Herren wurden, desto leichter in einen Gegensatz zum Volk. Schon als Stadttyrannen sahen sich die Bischöfe in beständige Kämpfe mit den Bürgern verwickelt. Und nun der schreiende Widerspruch zwischen ihrer weltlichen Pracht und ihrem apostolischen Beruf! Nicht der golofkotzende Bischof auf prächtig geschirrtem Streitroß war das Priestendeeal des gedrückten Bauern, des Kleinbürgers, sondern der barfüßige Mönch, der in freiwilliger Entsagung das Los der Armen theilte. Ein solcher Mönch wurde leicht der Abgott des gemeinen Mannes, und sobald dieses Mönchthum in der Person eines Leo des Neunten, eines Gregor des Siebenten den päplichen Stuhl bestieg, hatte es für Diesen die Massen gewonnen. In Mailand, dessen Weltklerus sich durch Ueppigkeit und Uebermuth hervorthat, entstand die Pataria, das „Lumpengesindel“, ein Bund der Mönche und der Volksmasfen gegen die Weltgeiftlichkeit und gegen den mit ihr vervetterten und verschwägerten Feudal- und Stadtadel. Was sich den Dekreten der Reformpäpste gegen Priesterehe und Aemterkauf nicht fügte, wurde einfach verjagt oder totgeschlagen. „Schon Benedikt VIII. und Leo IX. hatten den Kampf gegen die Mailänder Geistlichkeit und die lombardischen Bischöse begonnen, aber sich selbst von dessen Erfolglosigkeit überzeugt. Denn neben der geistlichen Macht stand eine bedeutende politische diesen Bischöfen zu Gebot. Noch waren überall die Städte von ihnen abhängig, obwohl sie schon den Kapitänen, den Valvasforen und den freien Bürgern, die meistens dem reichen Handelsstand angehörten, einen Antheil am Stadtregiment hatten einräumen müssen. Vor Allem war der hohe Adel der Kapitäne und der ritterliche Stand der Valvassoren tief in das Interesse der Geistlichkeit verwickelt: sie hatten die großen Kirchengüter zu Lehen und heiratheten am Liebsten aus den Familien des reichen Klerus, der sich wiederum gern aus ihnen ergänzte. Der Kampf gegen die lombardische Geistlichkeit war deshalb zugleich ein Kampf gegen den städtischen Adel; es handelte sich dabei kaum weniger um politische als um kirchliche Interessen. Die revolutionäre Partei, die diesen Kampf unternahm und endlich mit Zrfolg durchführte, hat eben so sehr die bürgerliche Freiheit der Lombarden begründet, wie sie zugleich deren Bischöfe Rom unterwarf und die Selbständigkeit der Lokal- und Landeskirchen vernichtete. Nur durch eine demokratische Bewegung konnte Rom zum Siege ge-



langen." Und während sich dem Papst in Lombardier!, hier und da auch in Deutschland das niedere Volk als Armee zur Verfügung stellte, gewann er durch eine Verkettung von Umständen, die hier nicht dargestellt werden kann (mönchischer Einfluß spielte dabei eine Hauptrolle) in dem das Reich umgebenden Kranz kleinerer Staaten Herzöge, Grafen und Ritter für feinen Dienst, besonders in Frankreich, dessen unternehmende Ritterschaft, hauptsächlich die von normannischem Blut, in Nord und Süd Eroberungen machte.

Endlich aber: wie sehr wurde in Deutschland der Umschwung erleichtert durch den Fehler der Ottonen und Heinriche, daß sie das Reich auf zwei Augen stellten! Gebrach es dem jeweiligen Träger der Kaiserkrone an persönlicher Tüchtigkeit, war er gar ein Kind, so zerfiel das Reich. Das gewaltige Werk Karls des Großen, die Kapitularien, wieder zu erwecken und zeitgemäß zu einer Reichsverfassung umzugestalten: daran dachten jene sonst so vortrefflichen Könige nicht. In richtiger Beurtheilung der Lage hatte den dritten Heinrich sein Lehrer Wippo ermahnt, die Kaiserrechte zu verzeichnen; auch möge er die deutschen Herren nöthigen, ihre Kinder in die Schule zu schicken, damit sie ein geschriebenes Recht anwenden lernten, wie die Italiener. Dazu kam Heinrich nicht; und gerade das Gegentheil geschah. Seit vom Hos keine Anregung zu wissenschaftlichen Bestrebungen ausging, regte sich die germanische Abneigung gegen das Schreib- und Bücherwesen wieder urkräftig. Bald unterschieden sich die deutschen Herren von den italienischen und französischen dadurch, daß sie nicht lesen und schreiben konnten. Die großen Dichter der Hohenstaufenzeit waren zum Theil Analphabeten und mußten ihre Dichtungen diktiren. Aus dieser Vernachlässigung des geschriebenen Wortes, aus der um sich greifenden Alleinherrschaft der mündlichen Tradition erklärt sich der wunderbare Rückschritt, der dadurch charakterisirt wird, daß Walther von der Vogelweide den „zouberäre Gerbrechte" (Papst Silvester den Zweiten) mit Silvester dem Ersten, dem Zeitgenossen Konstantins, verwechselt und ihn beschuldigt, durch seine Zauberkünste die konstantmische Schenkung erwirkt zu haben, während zweihundert Jahre früher jenes Gerberts Schüler Otto III. die wirkliche Geschichte des Papstthumes und des Kaiserthumes genau gekannt hatte. Wenn die damalige innige Verschmelzung des Weltlichen mit dem Geistlichen die deutschen Könige zu Pfaffenknechten gemacht hätte, so würde dieses Schicksal am Meisten den eben genannten König getroffen haben; ist doch kein anderer so ausschließlich von Geistlichen und von frommen Frauen erzogen worden. Nun hat er aber nicht blos, ein Jüngling noch, über den Päpstlichen Stuhl mehr als einmal ganz selbstherrlich verfügt, sondern auch die Anmaßungen der Päpste kritisch beleuchtet und scharf verurtheilt. In einer Urkunde schenkte er dem Papst Silvester acht Grafschaften in der Romagna. „Er tadelt in dieser Urkunde zuerst mit den härtesten Worten die Sorglosigkeit und die Unwissenheit der früheren Päpste, die fast das ganze alte Besitzthum des Stuhles Petri verschleudert hätten. Dann aber, heißt es, hätten die Päpste, um sich zu entschädigen, fremdes Gut und namentlich Reichsgut an sich zu reißen und ihren Raub durch lügenhafte Erdichtungen zu verhüllen gesucht; so sei die angebliche Schenkungsurkunde Konstantins, die ein römischer Diakon namens Johannes angefertigt habe, entstanden, so eine andere von Karl dem Kahlen; auf diese untergeschobenen Urkunden lege er, der Kaiser, durchaus kein Gewicht, sondern einzig und allein aus freiem Antrieb schenke er, was ihm selbst und nicht dem Heiligen



Petrus angehöre, und zwar zunächst als dankbarer Schüler seinem Lehrer, den er selbst zum Papst eingesetzt habe, auf daß Dieser Etwas habe, das er im Namen seines Schülers dem Heiligen Petrus darbringen könne." Bei solcher Klarheit der Erkenntniß, bei solcher Unabhängigkeit der Gesinnung hatten die Deutschen von der Hierarchie, von Rom wahrlich nichts zu fürchten. Die entscheidende Entwicklungskrisis, der Eintritt der Deutschen aus der Barbarei in die Civilisation unter Karl dem Großen und den Ottonen, erfolgte, ohne daß sie ein Quentchen von ihrer geistigen oder politischen Selbständigkeit eingebüßt hätten; im Gegentheil hatten sie dadurch die Führung Europas und die Herrschaft über das Papftthum gewonnen. In inneren Wirren, wie unter Konrad dem Ersten, ließ man sich den Rath und den Beistand eines päpstlichen Legaten gefallen. Aber so lange und so oft sich die Deutschen selbst zu helfen wußten, kümmerten sie sich nicht um Rom. Dieses kam für sie nur in Betracht als Grab der Apostelfürsten, zu dem die Andacht ihrer kindlich frommen Gemüther sie hinzog. Den dortigen Bischof ehrten sie als den Hüter dieses Grabes und als den einzigen „Apofolicus" des Abendlandes, doch ohne ihm mehr und größere Jurisdiktionrechte zuzugestehen, als ihr eigenes Interesse in jedem Augenblick gerade forderte. Die zu Rheims am siebenzehnten Juli 991 versammelten westfränkischen Bischöfe sagten gerade heraus, daß das der Liebe ledige Papstthum nur noch der Antichrist, nachdem es aber überdies auch die Wissenschaft verloren habe, nichts weiter sei als ein totes Götzenbild. In Lothringen und Deutschland, rühmen sie, lebten der trefflichen Bischöfe genug; man thue besser, sich in Streitfragen an sie, statt nach Rom, zu wenden. So weit die Wissenschaft in Betracht kam, galt vom zwölften Jahrhundert an dieses Lob leider für die diesrheinischen Deutschen nicht mehr und auch die Sittlichkeit des deutschen Klerus sank allmählich von ihrer hohen Stufe herab. Schon bald nach des dritten Heinrich Tod riß der gemeinste Aemterschacher ein, der natürlich nicht die besten Männer in die höheren Stelle brachte, so daß auch diesem deutschen Klerus gegenüber die päpstlichen Dekrete gegen die Simonie der inneren Berechtigung nicht entbehrten. Die Canossaszene war nicht etwa der kritische Moment, sondern nur das Symbol der großen Wendung; leitete sie doch Gregors Niederlage ein. »Der Kaiser hatte erreicht, was sich durch Krieg und Politik erreichen läßt: fragen wir aber, ob er nun auch den Sieg davontrug, so müssen wir Das verneinen. Denn nicht immer auf den Schlachtfeldern werden die Siege entschieden. Die Ideen, die Gregor verfocht, waren mit den mächtigsten Trieben der universalen Entwicklung verbündet: während er aus Rom flüchtete, nahmen sie die Welt ein. Schon sein zweiter Nachfolger, zehn Jahre nach seinem Tode, vermochte, worauf zuletzt Alles ankam, die Initiative in den allgemeinen Angelegenheiten des Abendlandes zu ergreifen: eine der größten Weltbewegungen, die Unternehmung der Kreuzzüge, wußte er hervorzurufen; ganz von selbst erschien er dann als das Oberhaupt des germanisch-romanischen, priesterlich-kriegerischen Gemeinwesens im Abendlande; der Kaiser hatte nichts dagegen einzusetzen." (Ranke.) Noch dazu ward den Deutschen von ihren romantischen Dichtern die ganze Vergangenheit in eine phantastische Märchenwelt aufgelöst, — zu der selben Zeit, wo die von den Kaiser disziplinierte Kurie in stiller, stetiger Arbeit ihr kanonisches Recht schuf.

Neisse. Karl Jentsch.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M-Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.

Druck von G. Bernstein in Berlin.



Berlin, den 21. Nugnst 1909.  
paracentese.

^^ollen die Europäer wirklich, den Kruzisixus in derHand und seinEvan-  
□gelium auf der Lippe, die Renaissance der Türkenmacht erleben? Weil  
England sich in Indien und am Nil nur halten kann, wenn der Islam sich in  
Europa fättigendarf und nichtgedrängt wird, die Stoßkraft ostwärts zu wen-  
den? Sowmde,nach einem langenRückblickaufdieEntwicklung desgraeko-  
islamischen Haders, vor acht Tagen hier gefragt. Die Antwort scheint jetzt  
ziemlich sicher Am sechsten Augusttag hat derKaiserlich Osmanische Gesandte  
dem Ministerpräsidenten Rhallis in Athen eine Note überreicht, die zwar die  
freundschaftlich klingenden Erklärungen des nach dem Rücktritt des Ministeri-  
umsTheotokis gebildeten Kabinets anerkannte.aber betonte,mit diesenWor-  
tensei das Thun und besonders das Unterlassen nicht in Einklang zu bringen.  
In Makedonien seien hellenische Konsuln, Offiziere (zweihundert),Agenten be-  
müht, die türkenfeindliche Strömung zu stärken und die dem Sultan Unter-  
thanen gegen ihr Haupt aufzuhetzen. Griechische Offiziere seien mitschuldig  
daran, daß auf Kreta die blauweihe Hellenenflagge wehe. Wenn die athener  
Regirung nicht schnell in einer Note erkläre, daß Kreta nicht das Ziel ihres  
Ehrgeizes sei und daß sie die Agitation der kretischen Christen mißbillige,  
werde der Vertreter des Sultans einen langen Urlaub nehmen. Die Antwort  
wurde Herrn Rhallis von den Gesandten der vier Schutzmächte (Grohbri-  
tanien, Rußland,Frankreich, Italien) diktirt.Sie bestritt jedefeindfälligeAb-  
sicht der athener Regirung und des Griechenvolkes, das sich des kräftigenden  
Wandels der türkischen Verhältnisse aufrichtig gefreut und niemals versucht  
habe.ausdcnWirrenderUebergangszeitNutzenzuziehm.Griechenlandseidem  
22



Streben, die Insel Kreta dem Königreich anzugliedern dem geblieben, werde-  
seine korrekte und loyale Haltung nicht aufgeben, müsse aber die Schlichtung  
des kretischen Zwistes den Schutzmächten überlassen, deren Obhut die Insel  
anvertraut sei, und könne nur hoffen, daß Hellenen und Türken einander fort-  
an wieder ohne Mißtrauen betrachten und behandeln werden. In einem der  
Antwortnote beigelegten Briefanden Osmanengesandten erklärte Herr Rhallis  
noch, kein dem HeUenenheer ungehöriger Offizier weile mehr auf türkischem  
Boden, den Konfuln sei eingeschärft, sich mit den osmanischen Behörden gut  
zu stellen, und die auf Kreta Dienst tuenden Offiziere feien, nach dem Gesetz,  
aus dem Griechenheer geschieden, also der athenischen Disziplinargewalt nicht  
erreichbar. Diesedemüthige Antwort genügte den in Saloniki und Konstanti-  
nopol regirenden Herren nicht; trotzdem sie mit dem nach grundlos barscher  
Koramirung fast allzu artigen Satzschloß: „^ousvoulonZ ssper'erczus ces  
expUcationZ si Iranekes vont (ZiLLi^er Wut MÄlentendu 6t aicieront  
a, mauFurer uns örs 6e relatoriZ cOräialss et loyales entrele ro^aumo  
6t1'6mpir6poui'l6pluzAränZbi6Qä6Z(Z6uxLtÄtZ.^ DieathenerRegirung  
solle, so heischte die Duplik, amtlich erklären, daß sie „anKreta keinerlei In-  
teresse habe.“ Das ließen die Schutzmächte geschehen; obwohl sie selbst, als  
sie dem HellenenZönig das Recht zusprachen, einen Kommissar für Kreta vor-  
zuschlagen, unzweideutig anerkannten, daß Griechenland mehr als irgendeine  
andere Macht an dem Schicksal der Insel interessirt sei. Jetzt? In Konstan-  
tinopel kein ernstes Wörtchen; nur die Bitte, geduldig zu warten. In Kanea  
aber die Drohung: WennJhr nicht selbst flink die Griechenfahne vom Mast  
gleiten lasset, holen unsere Seesoldaten sie, im Nsthfall mit Aufbietung der  
grausamsten militärischen Machtmittel, noch im Erntemonat herunter.  
Die Würde, die Redlichkeit dieses Handelns lehrt der kürzeste Rückblick  
erkennen. Im Frühlenz 1896: Rebellion in Kanea. Mohammedaner plün-  
dern und verwüsten Christendörfer und werden durch denZuzug afrikanischer  
Glaubensgenossen gestärkt. Flottendemonstration derGroßmächte an der kre-  
tischen Küste; zugleich Druck auf den Sultan. Abd ul Hamid verspricht, die  
seit sieben Jahren aufgehobene Verfassung vonHaleppa wiederherzustellen,  
und ruft die Nationalversammlung zum Entwurf eines neuen Verwaltung-  
statutes. Das genügt den vonislamischer Wildheit zur Empörung getriebenen  
Kretern nicht. Am zehntenFebruar1897 hissen sie die griechische Kriegsflagge  
mit dem weißen Kreuz auf blauem Quadrat und erklären, von diesem Tag  
an sei der WilajetKriti ein Theil des Hellenenstaates. OberstWassos landet,  
und nimmt imNamen desKönigsGeorg die Insel inBefitz. UnterdemOber«



Paracentese.

255

befehl des italienischenAdmirals landen aber auch die vereinigten Flotten der Großmächte detachirte Truppen, deren Feuer die Griechen von Akrotiri und Haleppa zurückfcheucht. Am zweiten März überreichen die Doyens des Diplomatischen Corps auf der Hohen Pforte und in Athen die Kollektivnote, die vom Sultan die Gewährung der kretischen Autonomie, vom Griechenkönig die rasche Rückberufung der Truppen verlangt. Am achten März antwortet Griechenland, es könnenurseineSchiffe,nichtseineSoldatenheimrufen; und bittet die Großmächte, ihm die Annexion der Insel zu gestatten. Nein. Hanotaux hat in der Kammer gesagt: „Einstweilen können die Hellenen Kreta noch nicht bekommen. Die Insel wird den Großmächten in Depot gegeben und, unter der Oberherrlichkeit des Sultans, die Rechte selbständiger Verwaltung genießen." Hat den Willen Europas gekündet. Dabei bleibts auch nach dem graeko-türkischen Krieg. Allgemein gebilligter Grundsatz: Eine einmal verlorene christliche Provinz bringt der Türkei selbst das höchste Kriegsglück nicht zurück. Die Admirale lassen die türkischen Schiffe nicht anKretas Küste landen. Als dieHohePforte am einundzwanzigsten Februar 1898 die Großmächte um Schutz der kretischen Mohammedaner ersucht, findet sie nirgends Hilfe. Im Herbst: neue Musulmanenputfch e. Beschluß der Großmächte: Alle türkischen Soldaten und Beamten haben bis zum fünfzehnten November die Insel zu verlassen. Das geschieht; und mit den Verbannten schissen sich zehntausend Musulmanenin kretischen Häfen ein. Wersoll auf den Posten, dessen Inhaber bisher Mali hieß? Abd ulHamid willKaratheodorij Pascha wieder hinschicken, der Christ ist und 1895 auf Kreta leidlich beliebt war. Doch dem Sultan unterthan bleibt; und schon deshalb den Großmächten nicht paßt. Die einigen sich auf die Kandidatur des vierundfechzigjährigen Herrn Numa Droz, der dem Schweizerbund klug präsidiert hat. Lassen sich aber leicht umstimmen, als von Petersburg aus, wo dem armen Hellenenherrscher die Möglichkeitfamiliärer Einwirkung gebliebenist, Prinz Geor^ Griechenland empfohlen wird. Nicht alle freilich. Da Abd ul Hamid sich gegen die Wahl eines Griechen sträubt, stimmen Deutschland und Oesterreich-Ungarn dem Antrag nicht zu und rufen ihre Schiffe und Truppen zurück. In einer Rede, die denSultan als „klar blickendenMonarchen" rühmt, sagt Staatssekretär Bernhard von Bülow: „Wir haben die -Oldenburg' abberufen, weil unser Interesse an der künftigen Gestaltung der kretischen Verhältnisse lange nicht erheblich genug war, um dort die Belastung eines deutschen Kriegsschiffes zu rechtfertigen. Dazu trat die begründete Vermuthung, daß die Neuordnung voraussichtlich mit erheblichen Kosten verbunden sein würde.

225



Die Zukunft.

Wir glaubten nicht, daß es den Intentionen dieses Hohen Hauses entsprechen würde, wenn wir diese Kosten auf deutsche Schultern übernähmen. Und endlich konnten wir uns nach der bisherigen Behandlung des kretischen Problems nicht ganz der Einsicht verschließen, daß viele Köche nicht immer den Brei verbessern. Vielleicht gelingt den drei oder vier Mächten, was der Gesamtheit, trotz ihrem guten Willen, nicht gelungen ist: dauernde Ordnung zu stiften." Das Hauptmotiv, der Wunsch, sich dem Sultan gefällig zu zeigen und das Odium türkenfeindlichen Handelns den Briten, Russen, Franzosen zuzuschieben, wird diplomatisch verschwiegen. Britanien, Rußland, Frankreich, Italien („leg quaire pm88Äne68 proteetriceZ") übernehmen die Verwaltung der Insel und ernennen den Griechenprinzen Georg am sechsundzwanzigsten November 1898 zum Generalkommissar für Kreta. Der tritt zwei Tage vor der Weihnacht sein Amt an. Alles in Ordnung. Die vier Admirale fahren ab, lassen in jeder der vier „Pazifizierungszonen" aber je achthundert Mann als Schutztruppe zurück. Der Protest des Sultans wird nicht beantwortet. Nicht einmal beantwortet; nach den Türkensiegen bei Larissa und Volo. Was muhten die Kreter nun glauben? Die Großmächte haben ihnen völlige Autonomie verschafft, sie von türkischen Soldaten und Beamten befreit, feierlich erklärt, daß sie einen Türken nicht als Gouverneur wollen, einen Griechen, den Sohn des Hellenenkönigs, als Generalkommissar eingesetzt und das Wehgeschrei des Sultans mitleidlos überhört. Den offenen Anschluß an Griechenland zwar noch verboten; doch nur „pour 1s Moment". Dieser Augenblick kann nicht lange währen. Die Suzerainetät des Osmanenkaisers ist fortan leere Form. Noch weht auf einer öden Felsklippe die Halbmondflagge. Von einem Wilajet Kriti kann im Ernst aber nicht mehr die Rede sein. Prinz Georg geht, weil er einsieht, daß er ohne ngen Zusammenhang mit der Heimath, ohne den Entschluß zur offenen Hellenistrung der Insel gegen den wühlenden Islam nichts auszurichten vermag; und wird durch den Griechen Zaimis ersetzt. Unter Zustimmung der Schutzmächte. Als Oesterreich-Ungarn die Herzegowina und Bosnien annektirt, Ferdinand das Va'sallenband gelöst, Ostrumelien an sich gerissen und den Titel des Zaren der Bulgaren angenommen hat, glauben auch die Kreter ihre Swnde gekommen. Soll nur für sie der dreiundzwanzigste Artikel des Berliner Vertrages noch gelten, den die Anderen gestern sorglos durchlöchert haben? Am achten Oktober 1908 kündeten sie Europa laut: Von heute an ist Kreta eine Provinz des Hellenenstaates. Und die Schutzmächte? Am dreißigsten Oktober kommt ihre Antwort; deren Hauptsatz lautet: „I, <?3 puiss^ncsZ protectriees consiäerent 1'uniori äs 1a Osle avec la (Zrecs comme äepenäant 6e lassen-



Paracentese.

257

61163 N6 L6rai6lit, N6ÄNM0in8, PAZ el0!AN66Z ä'envisier avec  
KienveillÄncelääiscuZZion äs eetts (zueZtion aveclal'urczmsz si l'orcZrs  
est mamterm cZans l'ile et, Z'autre pari, si ls. securite la populatori  
musulmans est assurse.^ Auf Deutsch: „Wir wollen gefragt sein, werden  
aber Ja sagen, wennJhrEuch hübsch artig verhältet und uns jetzt nichtstört.  
Gerade jetzt nicht. Gestern haben unsere Vertreter mit gefurchter Stirn er-  
klärt, das Handeln des Freiherrn von Aehrenthal zerfetze den Berliner Ver-  
trag, verstümmele den großen Grundsatz, die Integrität des Osmanenreiches  
um jeden Preis zu wahren, und Herr Jswolskij hat beantragt, gegen den  
Trugkünstler von Buchlau vor dem Konferenzgericht das Hauptverfahren zu  
eröffnen. Wenn wir vor der selben Instanz morgen für Eure Befreiung von  
den Resten der Türkenherrschaft einträten, müßten wirdieKlagegegenOester-  
reich zurückziehen oder lächerlich werden. Duldet, geduldet Euch also noch ein  
Weilchen!" Abgemacht. Kreta bleibt ruhig.Das Exekutivkomitee, das im Na-  
men (nicht: im Auftrag) des Hellenenkönigs regirt, sichert auch den Moham-  
medanern Leben und Eigenthum; erfüllt die von den Schutzmächten gestell-  
ten Bedingungen. Erlaubt freilich auch, daß in Ost und West der Insel die  
blauweiße Flagge gehißt wird. Niemand widerspricht. Als der Serbenlärm  
verhält, die letzte Guinee in Belgrad für Preß mobilifirung und Straßen-  
spektakel ausgegeben ist, darf man sich der Kreter erinnern. Sie haben ge-  
than, was sie thun sollten; und können jetzt ihren Lohn fordern. Noch ist die  
Insel „en 6sp0t entre les malns 6s l'Turope^.Jsts nicht mehr, sobald die  
Britten, Russen, Franzosen, Italiener abgezogen sind. Das geschieht in der  
letzten Juliwoche. Am sechsundzwanzigsten Juli feiert Kanea den Abzug des  
Schutztruppenrestes. Durch Myrthengewinde schlingen sich blauweiße Bän-  
der; in blauweißen Lettern grüßt, auf dem Triumphbogen vor der Moschee,  
die scheidenden Krieger der Dank der freien Nation; im Hafen wird den mit  
klingendem Spiel abmarschirenden Soldaten von einem Mitglieds des Exe-  
kutivkomitees dieser Dank wiederholt; und über der Citadelle weht die Hel-  
lenenflagge. Niemand widerspricht. Kein fremder Soldat mehr auf Kreta.  
Die Schutzmächte haben Griechenland aufgefordert, die zurOrganisation der  
Miliz und derGendarmerienöthigenOffizierehinüberzufchicken. Einverstan-  
den; doch der vorsichtigeRhallis läßt von derKammer einGesetz beschließen,  
das die in denKreterdiensttretendenOffiziere aus den Reihen des aktivenHel-  
lenenheeres streicht und ihnen nur, für den Fall der Rückkehr, das Ancienne-  
tötrecht sichert. Drei Monate kanns noch dauern, vielleicht noch sechs: dann  
wird die der Türkei verlorene Insel auch staatsrechtlich dem Königreich Grie-



Die Zukunft.

chenland einverleibt. Die Bereitschaft zu diesem Schritt haben die Schutzmächte gezeigt, als sie die Truppen heimriefen. Da kommt die Türkennote vom sechsten August: und in London, Petersburg, Paris, Rom ist Alles vergessen, was seit zwölf Jahren geschah. Schnell die griechische Fahne vom Mast! Antwort aus Kreta: Der Regierung ist nicht gelungen, das Volk von der Notwendigkeit solcher Fahneneinziehung zu überzeugen. Dann, liebe Kreter, müssen wieder Kriegskreuzer hin und Schutztruppen ausschiffen. Am sechsundzwanzigsten Juli dampft der letzte Truppentransport mit dem Heimathwimpel aus der Südbai. Am siebzehnten August finden dreitausend Mann, dreitausend Soldaten der vier Schutzmächte, dort zur Landung bereit. Juanthema präventia munda räumte: nie ward die Wahrheit des Spottwortes klarer erwiesen. Lebt in den puizianischen Proteetries der selbe Geist, den das junge Königreich Griechenland im Verkehr mit seinen puizianischen Völkern unter Schmerzen erkennen lernte? Rußland, Britanien, Frankreich schienen den Hellenenstaat nur geschaffen zu haben, um ihn wieder zu zerstören oder seiner Wurzel doch jede Triebfähigkeit zu nehmen. Ihre Gesandten, die Herren Katakazi, Lyons und Piscatori, mühten sich rastlos, dem fürs Herrscheramt untauglichen König Otto und seinen Bavenen die Balkanhölle zu heizen und den Griechen jeden Weg ins Helle zu sperren. Und aus eigener Kraft vermochte dieses unkriegerische Volk schon damals nichts. Die Griechen, sagt Professor Hueppe im Augustheft des „Archivs für Rassenbiologie“, müssen bedenken, „daß nicht nur die Inseln und Küsten des Ägäischen Meeres von ihren Vorfahren der Kultur erschlossen wurden, sondern daß auf dem Balkan selbst, bis hoch hinauf, noch heute in Makedonien und Albanien Völker leben, die ihnen die nächsten Verwandten und mit ihnen die ältesten Bewohner des Landes sind. Die auf dieser gemeinsam en Abstammung beruhenden Rassenzusammenhänge sollten die Griechen besser erkennen und pflegen lernen, weil ihnen daraus für die Wahrung alten Kulturbesitzes neue Kraft erwachsen kann. Sie haben die wichtige Aufgabe, bei den sich vorbereitenden politischen Verschiebungen in Verbindung mit den Albanesen die Stämme und älteste Kultur der thrakisch-illyrisch-hellenischen Völker zu retten und zu neuer Blüthe zu bringen.“ Nur dieser Völkerbund könne die völlige Verslavung des Balkans hindern. So urtheilt der Rassenhygieniker. Der Politiker wagt kaum noch, ins dürrathenische Erdreich das Reis seiner Hoffnung zu pflanzen. Die Griechen sind fleißig und zäh; sparsame Kaufleute und schlaue Spekulanten. Zuverlässigkeit und Schlagkraft, die Arianer-tugenden, wurden allzu oft an ihnen vermißt. Sie haben niemals eingesehen, daß die Erhaltung, gar die Mehrung nationaler Macht ohne ein starkes Heer noch unmöglich ist; und die selben Leute, die für



Pcrracentese.

259

Kulwrwerke gern den Beutel weit öffneten, wogen knickernd jede Drachme, die der Armee aufhelfen sollte. König Georg ist heute so wehrlos, wieKönig Dtto 1843 war, als die von den unzärtlichen Erzeugern geschürte Rebellion ihm die Septemberversfassung abtrotzte und er genöthigt wurde, die Heeresziffer auf fünftausend Mann herabzusetzen. Und auch er hat, wieGeorg jetzt, vergebens auf britjscheHilfe gehofft. Daß NikolaiPawlowitsch, der sich selbst als den Erben des Bastleus von Byzanz fühlte, den Griechen nichts Gutes gönnte, war begreiflich; er hätte gern, wie Metternich, von sich gesagt, er sei stolz darauf, daß „diese politische Mißgeburt" nicht ihm das Dasein danke, und war froh, als er Katakazi brüsk abberufen und sich in Athennur noch durch einen Residenten vertreten lassen konnte. Daß aber auch die Briten, Whigs und Tones, die Griechen aufgaben, war eine schlimme Enttäuschung. Der Philhellenismus schien ausgestorben; die Unantastbarkeit des Osmanenreiches wieder zumDogma geworden. DerVorwand warschnellgefunden.Otto regirtschlecht, die vomHaus Rothschild denSchutzmächtenbewilligteGriechen-anleihe wird nicht pünktlich verzinst und Hellas bedroht den Orientfrieden. Die Türkei muß vor griechischenAngriffengefchütztwerden,schriebAberdeen; und Palmerston, ein dem Sultan unterthaner Rajah habe es besser als ein Grieche unter Ottos Mißregirung. Russische Truppen hatten den Kaukasus erobert und drangen ins transkaspische Gebiet vor. Zwar betheuerte Nesselrode immer wieder, der Gedanke, Englands Ruhe in Indien zu stören, habe den friedlichen Sinn feines erhabenen Herrn nie auch nur gestreift. Doch Worte verhallen. Gelöbnisse binden denSkrupellosen nicht: also ists sicherer, sich die Türken zu befreunden. Abd ul Medschid, ein kränkelnder, willenloserJüngling, blickt in Andacht, wie zu einem möchtigen Vormund, zu Stratford Canning, dem Britengesandten, empor, dem bald auch, als dem großenElchi, dem ragenden Haupt des Diplomatenkörpers, vomVolkegehuldigtwird.Und Frankreich muß, mag es ein Weilchen auch zaudern, immer wieder mit. Wie heute. LreatrieeZ oder prOt6cirZee8:EnglandsInteresse weistdenWegund duldet nur unter hartem Druck fremde Führung. Kreta erlebt, was Hellas erlebt hat. AlsVolkbetrachtet,fagtKant, „ist die englische Nation das schätzbarste Ganze vonMenschen gegen einander; aber als Staat gegen andereStaaten der verderblichste, gewaltsamste, herrschsüchtigste und kriegeerregendste von allen". Alle logen übrigens recht nach bewährter Kunst. Metternich nennt vor Kanitzens Ohr Griechenland eine Mißgeburt; sagt aber zu Prokesch-Osten, der am griechischen Hof akkreditirt ist, Athen müsse Konstantinopel verfchlingenzund antwortet auf Nikolais Frage, ob er denTürken nicht für einenkranken Mann halte, spitzig: „Wendet diese Frage Eurer Majestät sich an den



Die Zukunft.

Arzt oder an den Erben?" Nikolai selbst läßt Nefselrode die Schalmei blasen und Mentschikow in Konstantinopel ein Schutzbündniß anbieten; zur selben Zeit plant er die Landung eines dreißigtausend Mann starken Heeres, das ihm die Türkenhauptstadt erobern soll; fordert von England, das Egypten und Kreta bekommen kann, Bulgarien, Serbien, die Donaufürstenthümer und, nur als Depositär Europas freilich, Konstantinopel; und läßt Franz Zichy in Wien fragen, ob der Kaiser bereit sei, in Gemeinschaft mit ihm die „türkischen Hunde“ aus dem Christenbereich zu jagen. Aberdeen mahnt in Peters und in Konstantins Stadt zum Frieden; ist aber ganz damit einverstanden, daß Palmerston und Stratford Canning den Sultan durch das Versprechen britischer Nothhilfe zur Abwehr russischer Ansprüche stacheln. Wenn auch nur ein Bataillon Nikolais dem Bosphorus naht, streicht Britanniens Schiff durch die Wellen. Der Dichter der Barcarole, die mit diesem Strichvers beginnt, sitzt als Preußens Vertreter in Athen: Graf Joseph Brassier de Saint-Simon Ballade; aus einer Emigrantenfamilie, die sich in Schlesien niedergelassen hatte. Magnetiseur, Hellseher, Salonhexenmeister; doch ein geistreicher Mann und unter den in Athen beglaubigten Diplomaten der einzige, der gut mit dem jungen Staat und mit dessen König meint. Aber was vermag Preußen? Nicht einmal ein Kriegsschiff kanns in den Piraeus schicken. Brassier bleibt nicht lange Ministerresident. Als er ihn abberuft, stöhnt Friedrich Wilhelm über die Blindheit der Großmächte, die das unglückliche Land der Griechen durch britische Habgier ruiniren lassen. Der log nicht; war aber in Ohnmacht gekettet. Das Deutsche Reich von 19<sup>9</sup> hat mehr einzusetzen als das Preußen von 1846; auch mehr zu verlieren. Warum hats, nach elfjähriger Abstinenz, nun wieder im Europäischen Konzert mitgespielt? Schon in der zweiten Juniwoche verrieth Herr Andre Tardieu<sup>^</sup> remis secl'staire ä'a.m.bä83Äc>6 Konrairs und Hauptmitarbeiter des <sup>^</sup>em<sup>^</sup>, daß die Schutzmächte Deutschland und Oesterreich ersuchen wollten, an der endgiltigen Schlichtung des kretischen Streites mitzuwirken. Wilhelm habe in Korfudem Hellenenkönig wohlwollende Unterstützung zugesagt und mit diesem Versprechen die Absicht angedeutet, das Prinzip der Enthaltensamkeit aufzugeben. Ehe aber die formelle Einladung nach Berlin und Wien abgegangen war, sei die Stimmung wieder umgeschlagen. Nicht zum letzten Mal, wie es scheint. Die Schutzmächte sind zwar allein geblieben; doch die beiden Kaiserreiche haben in Konstantinopel und in Athen „guten Rath“ gespendet. Oesterreich wäre, wenn Aehrenthals Bahnprojekte ausgeführt würden, die Makedonien nächste Großmacht und schon durch die Linie Wien Larissa. Athen an dem Schicksal Griechenlands interessirt. Deutschland? Dynastische Rücksicht darf eben so wenig gelten wie



Paracentese.

261

diePrivatvolitik einer Großbank. Um uns dem Sultan gefällig zuzeigen,haben wir seit 1898 nicht mitgespielt. Richtig oder falsch: ein Grund, der zur Aenderung dieses Entschlusses trieb, ist nicht erkennbar. Und noch darf man den politischen Rath des Deutschen Reiches dochwohl eineThatnennen.Wars nöthig? Konnte die ehrenvolle Pflicht,den türkischen DiktatorenBütteldienste zu leisten,nicht d enSchutzmächten üb erlass en bleiben? „ Durch EnglandsSchuld hatte die Türkei in der Völkergesellschaft des Abendlandes eine Stellung erlangt, die ihr in keiner Weise gebührt?; denn das europäische Völkerrecht beruht auf der christlichen Idee der Verbrüderung der Nationen, derKoran hingegen kennt nur zwei Reiche auf Erden: das Reich des Islams und das Reich des Krieges; mithin darf ein mohammedanischer Staat die Grundgedanken völkerrechtlicher Gleichheit und Gegenseitigkeit nicht ehrlich anerkennen. Die vielverheihene Gleichberechtigung der Rajahvölker mußte ein leeres Wort bleiben, weil die Herrschaft der Gläubigen über die Ungläubigen eben das Wesen dieser unwandelbaren theokratischen Verfassung ausmachte. Die Ausnahme eines solchenStaates in dieRechtsgemeinfchaft der christlichen Völker war eine häßliche Unwahrheit; sie wurde jedoch von der aufgeklärten liberalen Welt, die sich der christlichen Grundlagen unserer Kultur nur ungern erinnerte, als ein erfreulicher Fortschritt derGesittung gepriesen; praktischschien sie darum erträglich, weil die Pforte, im Gefühl ihrer Schwäche, sich bald von einer, bald von mehreren der christlichen Mächte leiten ließ." Das hat Heinrich von Treitschke überdieZeitdeslondonerMeerengenvertragesund des Hellenenerwachens geschrieben; über die Zeit, da Hellmuth von Moltke rief, die Türkei (der erim Feldzug gegenMehemed Ali zu helfen versucht hatte) müsse endlich wieder einem christlich-byzantinischen Reich den Platz räumen. SolcheForderungklingtunserenDiplomaten,den klügsten selbst,kaum noch verständlich. „Panislamismus? Der wird in Afrika und Asien unseren Feinden das Leben sauer machen und hat für uns Mitteleuropäer keine Schrecken. Mehrung der mohammedanischen Macht? Famos. Das hält Rußland und namentlichEngland inAthem und lehrt sie denWerth unsererFreundschaft, schon unserer neutralen Ruhe richtig schätzen. Wenn nur die Jungtürken bald losschlügen! Die Dynastie in Athen ginge nach einer neuen Niederlage zwar wohl in die Binsen. Aber das Schicksal Sophies und ihres Helden Konstantin kümmert uns nicht und ihre Bitte um gutes Wetter hat bei S. M. sicher kein Gehör gefunden. Der islamische Sieg würde am Ganges und am Nil nachhallen; der Araberruf nach Verfassung und Selbständigkeit wäre nicht länger zu unterdrücken und England müßte in Egypten und Indien die Besatzung verstärken. Auch die anderen Einkreifungsmächte, Rußland,Frank-



Die Zukunft.

«ich, Italien, bekämen draußen zu thun. Um nur im Aemen sicher zu sein, muß Britanien sich militärisch mehr anstrengen als jemals bisher. Und wir waren der Hauptsorge ledig und könnten die Pause zu einer nicht groben, aber ernsten Auseinandersetzung mit dem Westnachbar benutzen. Auf Wilhelms neuer Ijacht Meteor' (berichten britische Fachblätter) steht vor dem Schreibtisch, an dem der Deutsche Kaiser deutsche Geschäfte erledigt, unter dem Bilde der Königin Victoria ein Sessel, der aus einem Schiffsmast geschnitzt ward: aus dem Mast des Admiralschiffes, hört, aus dem Nelson bei Trasalgar siel. So lästigeHöflichkeit brauchenwirdannnichtmehr. Wissenja. daß dieBritten nurnochvoneinerunzubereitendenTrafalgarschlappe träumen; und können vergnügt sein, wenn der Türke sie mit neuem Albdruck ängstet. Der Siegespreis wird den Osmanen von dem westöstlichen Dreibund natürlich geweigert. Der braucht und will eine schwache Türkei. Wir wollen sie stark; und können auch bei dieserGelegenheit wieder ein einträgliches Geschäft machen." So (ungefähr) hört mans in Kanzleien und Kasinos. Wie ein ehrwürdiger Glaubenssatz hat sich von einem zum anderenDiplomatengeschlecht die Meinung vererbt, England wolle eine schwache, Deutschland eine starke Türkei. Jsts noch immer wahr? Man darf mindestens zweifeln. Wir werden von einer starken und selbstbewußten Türkenregirung weniger erreichen als von einer schwachen, die um ihr Lebensrecht feilschen und sich mit alljährlich erneuten Konzessionen die Hoffnung auf Hilfe erkaufen muß. Britanien hat seit dem Japanersieg auch für den osteuropäischen Aufmarsch einen anderen Pivot gewählt. Rußland ist ihmkein Schreckbild mehr; ist ihm befreundet. (Dieweise Wortkargheit, die Eduard und Nikolai in Cowes walten ließen, konnten nur Knaben zu einem Triumphgeschrei über die„Kühledes anglo-rusfischenVerhältnisses"stimmen.)Briti^

Oesterreich den Russen, den Türken und Südslaven entfremdet, einen Flottenorganisator ans Goldene Horn geschmuggelt und den Musulmanen leise ins Ohr geraunt: „Werdet stark; sonst fegt der Germanendrang, derEureWirlhfchaft schon selbstsüchtig entwerthet hat, Euch bald aus Europa. Wir wollen nichts von Euch, sind also Eure wahren Freunde (und haben Euch, bis Ihr ans Ruder kämet, über Wasser gehalten). Deutschland, das aus Eurem Bo«den, Euren Bahnen Geld scheffeln will, heuchelt Euch Freundschaft, wird für Euch aber, wenn der Zahltag anbricht, nicht mehr übrig haben als einst für Abd ul Aziz (Udjda, Casablanca) und fürAbd ul Hamid (Akaba, Koweit)." Als der ersteLothar statt des Purpurs die Mönchskutte anzog, soll er lächelnd gesagt haben: ^^empora mut^ntur, nos et muwmur in illis.^ Wollen nur unsere Diplomaten an der alten Speise stets weiterkauen? Nikolai Alex-



sdrowitsch besucht den Sultan. Eduard wird ihm, wenns das Parlament nicht verbietet, gern folgen; ginge noch lieber voran. Britanien und Rußland müssen wünschen, daß die Türken in Europa beschäftigt sind und sich behaglich fühlen; sonst explodirt ihre Thatenluft in Asien und Afrika. So lange sie auf dem Balkan zu hoffen, zu fürchten haben, werden sie aufhorchen, wenn aus London oder Petersburg die Warnung kommt: Wir können Euch beistehen oder im Stich lassen; an Eurer Haltung hängt unser Entschluß. So lange werden sie den in Nordafrika und in Britisch-Indien lebenden Glaubensgenossen zuwinken: Macht keine Dummheit; der Khalis braucht die Briten noch. Die alte Rechnung stimmt eben nicht mehr; und nachgerade muß auch die Diplomatenzunft sich an neue Additionen, Subtraktionen gewöhnen. England ficht für die Unantastbarkeit des Osmanenreiches, dem es Egypten und Cypern genommen, Bosnien und Kreta einst für Europens Depositenkasse abverlangt hat. England ficht für Menschenrecht und Bürgerfreiheit, die es dem Hindu, dem Araber, allen gelben, braunen, schwarzen Bewohnern des Weltreiches versagt. Heuchelei? Treulosigkeit? Wo Geschäfte besprochen werden, sind Sentimentalitäten schlecht angebracht. England handelt, wie es handeln muß; und, wenn es seinen Willen durchzusetzen vermag, sittlich (im Sinn des für Volkheiten geltenden Imperativs, der sich von dem Pflichtgebot der Individualethik schroff scheidet). Herr am Arabischen, am Persischen Golf. Herr über die Heiligen Stätten des Islams. In Konstantinopel ein Sultan, der älter, doch nicht kräftiger ist als der von Canning geleitete Abd ul Medschid. Eine widerwillig geduldete Militärdiktatur, die sich hinter der Prunkfasade einer Verfassung birgt. Minister, die nichts zu sagen haben, vom Jungtürkenklub rasch einzuschüchtern sind und bald in Geldverlegenheit sein werden. Das Slaventhum fast schon zur Balkanschutztruppe geeint und vom londoner Balkankomitee, das in allen Zonen, Nationen, Parteien Südeuropas seine Vertrauensmänner hat, auf die ans Ziel der Britenwünsche führenden Wege getrieben. Europa von nationalem, konfessionellem, ökonomischem Hader zerrissen und Britannia noch im ungefährdeten Besitz der ^wie Eduard mit Fug sagen durfte) mächtigsten Flotte der Welt; einer auch in den Kolonien dem Volktheuren Flotte: die australische Arbeiterpartei ist, weil sie dem Mutterlande das Geschenk einer Dreadnought geweigert hat, aus der Regierung gedrängt worden. In der Türkei, in Persien, in Marokko die legitimen Herrscher entthront, in Reserve gehalten und durch Schwächlinge ersetzt. Die Tarsisreform, die um das weder durch Rasse noch durch Religion zusammengehaltene, weder politisch noch militärisch geeinte Imperium endlich das Band gemeinsamen Wirthschaftschutzes schlingensoll, beinahe gesichert. Solche



Die Zukunft.

Bilanz kann sich noch sehen lassen. Würde aber ins Unleidliche verschlechtert, wenn die islamischen Ziffern auf die Verlustseite gebucht werden müßten. Des<sup>^</sup>halb, trotz Kiamils Sturz: in ommbus für die Türken. Schändlich, daß man ihnen Bosnien und die Herzegowina nahm; nun gar Kreta nehmen will.

Zwar verbietet ihnen eine anglo-russische Protestnote den Einmarsch in Pörsten, wo sie doch beträchtliche Interessen zu wahren hatten. Doch in Europa sei ihnen fortan Alles erlaubt; auch die Behauptung, sie, die mit allen Instrumenten osmanischer Selbstherrschaft, mit Strang und Blei, mit Spionage und Polizeiwillkür, arbeiten, seien die Vertreter der Freiheit und Humanität.

Warum nicht? Das neue Regime, das die Briten in Südost entlastet, braucht, um sich weiter fristen, um erstarken zu können, einen Siegerkranz. Kriti oder Kreta: was ist uns Hekuba? England ist im Recht gewissenlosen Wollens<sup>°</sup>

Und Europens Jämmerlichkeit läßt den Leun schalten, wie es ihm gefällt. Ob wir dem Archipelkonzert stumm zuhören und auch in Makedonien kein Solo übernehmen: von der Mitschuld an dieser Entwicklung ist Deutschland nicht freizusprechen. Das oft aufgeblätterte Kapitel von den versäumten Gelegenheiten. Blutströme aus Britaniens Adern sickerten in den südafrikanischen Sand. Rußland wurde von den Japanern, von seinen eigenen Tshinowniks, von blind wüthenden Schwärmern zerfleischt. In Frankreich siegte die rothe, der Militärzucht widerstrebende Demokratie über die der Kirche verbündete, nach Rache lechzende Nationalpartei. Auf dem Balkan kam es zur Verschiebung von Grenpfählen, zur Aenderung alter Besitztitel. Wir erhielten nichts; verlangten auch nichts. Ein Volk mit solcher Lebensleistung; ein Reich mit vier Millionen Soldaten. Wir mußten uns der Führung des Freiherrn von Aehrenthal unterstellen und, weil wir allzu lange und allzu laut unsere fast evangelisch friedliche Gesinnung betheuert hatten, nun allzu laut mit dem Säbel rasseln. Wenn Oesterreich genau weih, daß wir bereit sind, für seine gM<sup>^</sup>

sche und bosnische Position zu fechten, kommen wir in unbequeme Abhängigkeit von Wien und dessen Balkaninteressen: also sprach Bismarck; und rieth drum, den Verbündeten nicht ganz vom Zweifel zu entbürden. Das ging unter der Firma Bülow nicht mehr. Die hatte den Glauben an deutsche Entschlossenheit zum Aeußersten so geschmälert, daß wir um jeden Preis, selbst um den schwerer Wirthschaftschädigung, den Willen zur Blutprobe zeigen mußten. Für ein Weilchen hats genützt. Draußen fand man sich wieder in den Gedanken, daß mit dem Reich, dessen Unstetheit und Bereitschaft zum Rückzug rings - um verspottet worden war, doch nicht zu rauh zu spaßen sei. Für ein Weilchen. Doch die Uhr unserer Welt steht nicht still; und allmählich kehrt Alles zur alten Ordnung der Algesiraszeit zurück. Eduards Concern theilt und ver-



Paracentese.

265

theilt die Erde. Uns wird, in sehr höflichem Ton, dann gemeldet, was beschlossen und verfügt worden ist. Beinahe scheint Italien schon wichtiger, zu weiter reichender Wirksamkeit berufen als das Deutsche Reich. Soll es beider Unthätigkeit, dieser Bescheidenheit bleiben? Haben wir, muß man wiederfragen, überhaupt noch eine internationale Politik? Und wer weiß ihr die Richtung? Herr von Belhmann „arbeitet sich ein“. Gut. Klio hat Manchen gekrönt, dernicht aus der Diplomatenschule kam; weil er dennoch seinem Vaterland Werthe erwarb. Wir warten. Wundern uns nur über die Meldung, daß der oberste Reichsbeamte, der als Fünziger, „Auswärtiges lernen“ will, noch Muße zu Reisen hat. Jsts wirklich nöthig, daß er drei Tage opfert, um dem Kaiser dreimal irgendwo Vortrag zu halten? Telegraph und Telephon kann viel ersetzen; und der Kaiser, der seit Monaten der Hauptstadt fast völlig fern bleibt, käme, um seinem fleißigen Kanzler Zeit zu sparen, gewiß mal nach Potsdam. Und warum sputet Herr von Bethmann sich mit den Besuchen in Wien. Rom und an den deutschen Höfen gar so sehr? Die Bundesfürsten würden sich in Geduld fassen. Aehrenthal fände auch nach Neujahr noch für seine Rastrseife Verwendung. Und W Rom den Wahn zunähren, aus der alten Liebe keine ein Johannistrieb, wäre so ziemlich das Dummste, was uns zu thun übrig bleibt; ein wahrer Segen, daß wir Bülow's Duette mit Blaserna und ähnlichen Kehltenoren nicht mehr zu hören brauchen. Hat solche Interview denn je münzbaren Ertrag gebracht? Sehroft ist an dem zwischen Monarchen und Ministern Vereinbarten nachher so viel zu verbessern und wegzuradiren, daß besonders in dem Gekrönten eine Unlustempfindung haftet. Jedenfalls: auch der Frühling ist eine angenehme Reisezeit. Bis dahin hat der Kanzler vielleicht schon Allerlei in dem neuen Amtsbereich gelernt und kann mitreden. Dann macht fuchs würdiger; im Sydowstadium der Erfahrung gehört auch ein stärker Begabter ins Haus. An die Spitze des Auswärtigen Amtes aber Einer, der die Sache gründlich versteht. Immer; erst recht, wenn der Kanzler, dem der Staatssekretär der Hauptgehilfe fürs Internationale fein soll, noch im Lehrjahr steckt. Baron Schoen hat den Ruf eines liebenswürdigen Herrn (freilich keinen so weithin hallenden wie der ralliirte Pole, den er beerben möchte); doch nur entschüchterte Schreiberseelen oder Abenteurer, denen die Reichspolitik Mittel zu Prioatzwecken ist, können ihn als „erfolgreichen Diplomaten“ und schöpferischen Staatsmann ausposaunen. Fürst Bülow wollte ihn durch Herrn von Kiderlen ersetzen, der ihm die wichtigste Arbeit (Balkan, Marokkovertrag, Reorganisation des Amtes) abnahm, als Opfer einer Klatschmär aber am Hof auf Hindernisse stieß. Ein artiger, bequemer Herr mit krankem Magen und winziger Geschäftserfahrung wäre in



Die Zukunft.

Paris ein Experiment; sollte als Staatssekretär aber, unter Theobald Bethmann, undenkbar sein. Die paar tüchtigen Dezernenten, die das Aergste abwenden würden, genügen nicht; und der Unterstaatssekretär (den Hofstein für die Leitung des Kolonialamtes empfohlen hatte) kommt aus dem Konsulardienst und war nur einmal, in Teheran, Chef einer Mission. Neue Maßregeln werdendem Auswärtigen Amt nicht viel nutzen irgendwo muß schließlich Ueber-sicht und Autorität zu finden sein. Auch mehr Unabhängigkeit und Muth, als dem Inhaber des Vorderplatzes die höfische Gewöhnung anziehen konnte. Daß Botschafter in Ungnade fallen, weil sie nicht so berichtet haben, wie man aus der Wilhelmstraße gern ins Schloß trägt, gehört zu den Reservatrechten deutscher Staatskunst. Ist unter acht Botschaftern kein in Berlin Mithlicher? Und während der Kanzler Auswärtiges lernt, ist der Staatssekretär auf Urlaub. Ueber diesen Zustand muß man offen reden, ehe es wieder zu spät wird. Männer, die vielleicht nur als Platzhalter (von einem, der noch am Grab des Kaiser-nier der Hoffnung aufpflanzt) vorgeschlagen waren, können das Reichsgeschäft heutzutage nicht führen. Ostwind heult um uns her; und glorreich war dieser Sommer nicht. England nähert sich Oesterreich sacht; wird ihm wahrscheinlich die Wiederherstellung des kürzesteger Balkanfriedens anbieten. Eduard hat Portugals Gesandten, den ihm eng befreundeten Marquis de Soveral (den die Londoner Kollegen den blauen Affen nennen) nach Marienbad mitgebracht und sich um den rumänischen Ministerpräsidenten bemüht; will also nicht nur böhmischen Brunnen trinken. Die Kunde vom neuen Schutzzolltarif der Vereinigten Staaten hat ihm den Blutumlauf fieberbeschleunigt. Alle schöne Redensindfruchtlos geblieben. Werdendie europäischen Staatensich jetzt zur Abwehr vereinen? Mindestens die Mitteleuropäer? Frankreich wird dafür kaum zu haben sein; und doch könnten eine große Wirthschafteinheit die Hybris der Amerikaner wirksam bekämpfen. Britanien aber darf nun den Preis seiner Freundschaft wieder steigern. Beachtet ein geübtes Auge hier diese Zusammenhänge? Kanea Monastir, Washington: da werden Symptome sichtbar; der Krankheitstoss ist längst verschleppt. Der Vorgänger des Präsidenten, der den neuen Banketarif unterzeichnen muß, schlug einmal vor, die Großmächte sollten sich über ein Tonnenmaximum der Kriegsschiffe einigen. Das wäre heute noch möglich. Wollen wir allein in der Kiste bleiben und zufriedensein, wenn wir keine Grobheiten einhandeln? Auch ein Lehrling im Betrieb internationaler Politik muß erkennen, daß nur zwei Pfade sich uns öffnen: der eine führt zur Verständigung, der andere zu nahem Krieg. Mit der Abstinenz von Orienttränken wird so wenig gewirkt wie mit dem Gezeter wider Albions Heuchlerperfidie.



Viftonen. 265  
Visionen  
Märchenland.

^ahst Du das Land, wo Goldfasanen schreiten,  
? Den Hals rubin- und diamantbestreut,  
Bei Nacht ihr Rad die weißen Pfauen spreiten  
von Mondenschein und Sternenherrlichkeit?  
Dort ziehen ihre Bahn die Silberschwäne  
In Jauberkreifen auf dem schwarzen Teich,  
Auf dem, gefüllt den Kelch von Perlenschöne,  
Die Rose ruht, die Rose kühl und bleich.  
Das ist das Tand, wo Blumen sind wie Frauen,  
Die Mittagsgluth zum höchsten Duft gereift;  
Es rankt die Hand, die Augen überthauen  
Und Blüthenlippen haben Dich gestreift.  
von allen Zweigen kommen die Gesänge,  
Me eine Harfe weht und rauscht der Baum;  
verzaubert lauschst Du und die stillen Klänge  
Senken Dein Herz in tiefen, tiefen Traum.  
Und in dem Traum hörst Du kristallnes Lachen,  
Es legt sich weich und süß auf Deinen Mund;  
Du weißt nicht: Ists noch Traum, ist schon Erwachen?  
Doch fühlst Du heiß die Flammen bis zum Grund.  
von Blüthenschnee ein Wirbel und von Rosen . . .  
Hat Dich geküßt die Fee vom Märchenland?  
Dann laß vom Kampf, dem eitlen, hoffnungslosen —  
Auf ewig bist Du in den Kreis gebannt.  
Heliotrop.  
Im schweren Kleid von violetterm Sammt,  
Das bleiche Haupt von dunklem Duft umfängen  
— Ein Diamant auf Deiner Stirne flammt —:  
So kommst Du durch den Dämmerraum gegangen.  
Ein Rauschen geht, ein leises, vor Dir her,  
wie flüsternd sich im Nachtwind Blätter regen;  
Durchs offne Fenster athmen heiß und schwer  
Die dunklen Rosen ans den weißen Iwegen.



T68

Die Zukunft.

Die Abendftille, Du, der Gartenduft —

Die Blumen, die uns winken, sind verschwiegen;

Aus weiter Ferne eine Glocke ruft

Und überm Thal schon graue Schatten liegen.

Du träumst Dich näher, näher unbewußt.

Zum letzten Mal flammts goldig in den Lüften,

Dann senkst Du jäh an Deiner Blüthenbrust

Mich in ein Meer von violetten Düften.

Fata Morganä.

Das Spiegelbild von schimmernden Palästen,

von Rasengärten, Hecken, Goldfischteichen,

Von Marmortreppen, überrascht von Festen,

von schlanken Thürmen, die zum Himmel reichen —

Bilder von Palmenhainen und Gazellen,

von Alpentriften, weißen Gletscherriesen,

von Meeresbuchten mit blauseidnen Wellen,

von Waldesgründen, mondscheinstillen Wiesen —

Bilder, die uns mit Sinnengluth berücken,

Die Sehnsucht an des Irrsinns Pforten drängen,

Die unsre Nacht mit Strahlensternen schmücken,

Mit Rosenketten noch das Grab verhängen —

Sie flattern nun wie graues Spinngewebe

Mit letztem Glanz aus Deiner Hand, der müden,

Und über Hecken, über Weinlaubstäbe

Entschwinden sie im goldnen Abendfrieden.

Du aber liegst in tiefen Schlaf versunken

Am Wegesrain, roth überblüht von Haide;

Den Pfad des Lebens hellen irre Funken

Auftaumelnd zwischen Nacht und dumpfem Leide.

Doch Der Dich traf mit fremdem Sauberstabe,

Dem glüht die Rache in den bleichen Händen:

Mit blankem Schwert steht er am Blüthengrabe,

Wenn Da erwachst, Dein Leben rasch zu enden.

Hamburg. Theodor Suse.



Augustus in Griechenland.

269

Augustus in Griechenland.\*)

im Jahr 146 vorder christlichen Zeitrechnung Griechenland zur römischen Provinz erklärt wurde, hatten sich schon seit einiger Zeit bedenkliche Anzeichen des beginnenden Verfalls in diesem Lande bemerkbar gemacht. Die großen Staatengebilde auf dem Festland und in der Inselwelt hatten ein Glied um andere eingebüßt und die merkantile Vorherrschaft hatte aufgehört, zu sein; überall fehlte es an Kapital und die einst blühende Gewerbethätigkeit lag danieder; Künste und Wissenschaften darbtten; alle Quellen des früheren Wohlstandes schienen versiecht zu sein. In Lakonien war das Feuer in den Schmiedewerkftätten, aus denen unzählige Schwerter, Lanzen und Helme, all die vielen Bohrer, Feilen und Hämmer hervorgegangen waren, immer mehr erloschen und in Argos hatte man die einst so vielbeschäftigten und berühmten Bronzegießereien schließen müssen, wie in Sikyon die Werkstätten, aus denen die einst so gesuchten Kunstwerke hervorgingen; Aeginas Kauffahrerflotte war allmählich von der See verschwunden und immer geringer war die Nachfrage nach seinen berühmten Bronzen und all den Erzeugnissen der Kleinkunst geworden, die ihm seinen besonderen Ruf verschafft hatten. Seit dem Zusammenbruch feiner Seeherrschaft war auch der Wohlstand Athens zusammengebrochen. Sein Handel stockte von dem Tage an, da die Stadt, nachdem sie die Seeherrschaft verloren, nicht mehr im Stande war, ihn durch allerlei Unterstützungen und Vorzugsrechte künstlich zu halten; sobald die Abgaben der verbündeten Gemeinwesen zu fließen aufgehört hatten, hatte die Republik den gewaltigen Aufwand, den sie für Flotte und Heer und für die staatlichen Arbeiten machte, nicht mehr zu bestreiten vermocht; der Verlust des Imperiums hatte auch das ganze System der Kleruchien und Territorialbesitzungen vernichtet, die den Athenern ermöglicht hatten, daheim sich des Genusses alles Dessen zu erfreuen, was Wald und Feld und die Edelmetalle aus den Tiefen der Erde in den verschiedensten Landstrichen und Gegenden den glücklichen Besitzern in der Ferne darboten. Die Folge war der Ruin des wirtschaftlichen Lebens: die Werften am Piraeus verödeten, eben so die Arbeitstättcn der Waffenschmiede; die Nachfrage nach den einst so beliebten rothen und schwarzen attischen Gefäßen, mit denen Athen Jahrhunderte lang die Häuser der Reichen im ganzen Mittelmeergebiet schmückte, hatte mehr und mehr nachgelassen; selbst die Silberminen von Laurion, diese Hauptquelle des athensischen Reichthums, waren erschöpft; die Stadt Athen konnte all die Handwerke und Künste nicht mehr ernähren, die früher für ihre Bedürfnisse und ihren Luxus gearbeitet hatten. War doch die reiche Metropole eines mächtigen Reiches, die

\*) Ferreros Werk „Größe und Niedergang Roms" (es ist bei Julius Hoffmann in Stuttgart erschienen) ist ein so starker, so laut widerhallender Erfolg, daß man zur Empfehlung ihm nichts wehr nachzusagen braucht. Jetzt erscheint, unter dem Titel „Der neue Freistaat des Augustus", der fünfte Band (dem hier ein Bruchstück entnommen wird); sein Reiz ist nicht schwächer als der ersten vier Bände und er giebt, besonders in den Kapiteln über die graelo-asiatische Gefahr, über die Sozialreform und die Stellung der Juden im augustischen Reich, so viel Neues, daß es ihm, bei der Anmuth seiner in feinem Plauderton unterrichtenden Darstellung, an Freunden nicht fehlen kann.

23



Centrale, in der alle Fäden eines weitverzweigten Handels- und Verkehrsnetzes zusammenliefen, zur entvölkerten Hauptstadt eines kleinen Ländchens von vierzig Quadratmeilen Umfang herabgesunken, dessen Ausfuhr sich > auf etwas Oel, Honig und Marmor und einige berühmte wohlriechende Essenzen beschränkte. Inmitten des allgemeinen Verfalls wußte nur Korinth sich als Handels- und Industriestadt auf der Höhe zu halten. Der wirtschaftliche Rückschlag dieses Niederganges der großen Industrie- und Handelsstädte auf ganz Griechenland konnte nicht ausbleiben; und seine verhörende Wirkung zeigte sich eben so auf dem platten Lande, wo die Landwirthschaft nicht mehr rentirte, wie in den kleineren Städten, wo es dem Gewerbe an Beschäftigung mangelte. Und während die Nation verarmte, trat die selbe Erscheinung der Landflucht in den entlegensten ländlichen Bezirken wie im Umkreis der kleinen und großen Freistaaten auf, der Zug nach der Stadt, wo alle die schlimmen Begleiterscheinungen materiellen Gedeihens, der Luxus, die Genußsucht, die Profitgier, die Spieleidenschaft, das Cliquenwesen mit seinen Intriguen und Eifersüchteleien, das Vorherrschen der Partei- und Kirchthumperspektive nicht nur nicht zurücktraten, sondern vielmehr erst recht sich geltend machten. So war das Griechenland, das die Römer sich unterwarfen, schon geraume Zeit die Beute innerer Zerrissenheit geworden. Während man sich noch immer abquälte, den Städten den Nimbus hoher künstlerischer Leiftungsähigkeit zu wahren, Künstler und Arbeiter zu beschäftigen, die Athletenschulen und großen Volksspiele zu erhalten und das geistige Erbe einer ruhmreichen Vergangenheit zu pflegen, während man in den größeren und kleineren Städten eifersüchtig über der Wahrung der Sonderrechte der patrizischen Regirungen aus den Rathhäusern wachte und dafür sorgte, daß der Parteihader nie verstummte, hatte Griechenland allmählich leichtfertig das kostbare Besitzthum der Väter vergeudet und seine Zukunft schwer belastet und gefährdet. Als wollte man die Zeiten der einstigen Größe damit parodiren, hatten Parteien und Stadtrepubliken fröhlich mit Krieg und Revolution, Konfiskationen des gegnerischen Besitzes und anderen Gewaltthätigkeiten fortgefahren und dadurch, wie durch die Entfesselung eines ungezügelten Sinnenlebens und öffentliche und private Verschwendungssucht, die allgemeine Verarmung nur gefördert. Durch Ehelosigkeit und Verschuldung, die beiden Grundübel, unter denen die antike Welt selbst in den wirtschaftlich günstigsten Zeit zu leiden hatte, da es ihr immer an Kapital und Bolkskraft gebrach, verfiel das platte Land immer mehr der Verödung. An die Stelle einer dichten bäuerlichen Bevölkerung waren die großen Güter mit Sklavenbetrieb getreten, wenn nicht gar die Fluren völlig verödet waren; und die Künste wollten, trotz verzweifelter Anstrengungen, in den Städten nicht mehr gedeihen. So glitt Griechenland auf der schiefen Ebene abwärts. Da legte Rom die Hand auf das Land. Aber statt dem drohenden Unheil Einhalt zu gebieten, stieß es sein unglückliches Opfer nur um so rascher dem Abgrund zu. Wenn man zu einer richtigen Vorstellung vom Römischen Reich gelangen will, muß man zuerst die tief eingewurzelte und weit verbreitete irrthümliche Anschauung ablegen, Rom habe sich bei der Verwaltung seiner Provinzen von großen gemeinnützigen Gesichtspunkten leiten lassen und dabei das Wohl seiner Unterthanen als sicherste Richtschnur genommen. Die unterworfenen Länder sind niemals, von Rom so wenig wie von einem anderen Herrenvolk, in diesem Geist regirt worden. In Wirklichkeit hatte Rom in Griechenland, wie überall in seinen Unterthanenländern, den



Augustus in Griechenland.

27!

Dingen im Guten und Schlimmen ihren Lauf gelassen; bis die Entwicklung eine für Rom gefährliche oder seinen Interessen schädliche Wendung nahm. Seit der Zerstörung Korinths, der letzten großen Industrie- und Handelsstadt Griechenlands, war das Land auf seinen Boden und auf den ärmlichen Nebenverdienst heruntergekommener Völker angewiesen: auf die Verwerthung seiner Antiquitäten und Kunstdenkmale, auf Fremdenindustrie und den geschäftlichen Vorteil, der aus den Wunderkuren von Epidauros erwuchs. Rom hatte ferner das Land in eine Unwengs von Zwergstaaten aufgeteilt, die meist nur ein Stadtgebiet umfaßten. Nur Sparta, Athen und einige weitere Stadtgemeinden hatten die Unabhängigkeit und ein etwas größeres Gebiet behalten; Sparta nämlich einen Theil Lakoniens und Athen ganz Attika und einige Inseln. Diese Republiken, die einen Bündnißvertrag mit Rom abgeschlossen hatten, wurden auch ferner nach den alten Einrichtungen und Gesetzen verwaltet, ohne daß sie Tribut zu bezahlen hatten und einem Staathalter unterstellt waren. Das übrige Gebiet war dagegen Makedonien zugeschlagen und unter viele Städte vertheilt worden, die zu Tributzahlungen verpflichtet waren, wofür ihnen die Selbstverwaltung nach eigenen Gesetzen und Einrichtungen, jedoch unter der Oberaufsicht des römischen Statthalters und Senates belassen war. So waren wieder geordnete Zustände in dem durch so viele Fehden und Unruhen zerrütteten Lande geschaffen worden. Aber was ist schließlich die Ordnung, die nicht auf einem natürlichen inneren Gleichgewicht, sondern auf der Einwirkung äußerer Kräfte beruht. Anderes als ein durch ein Betäubungsmittel hervorgerufener Zustand der Erstarrung, in dem der Schmerz weniger empfunden wird, während das Uebel nur zunimmt! So hatte auch der Friede, den Rom dem Land brachte, nicht zu einer Wiedergeburt Griechenlands geführt; nicht einmal bedeutende Vortheile waren ihm daraus erwachsen, da die geringen Ersparnisse des Friedens in den Taschen Roms verschwunden waren. Erst der große mithridatifiche Krieg, dann die Bürgerkriege der dreißig folgenden Jahre, die Steuern und Brandschatzungen, die von den einzelnen Parteien auferlegten Abgaben, zu denen die ständigen Tributzahlungen und die von den Steuerpächtern erpreßten Wucherzinsen hinzukamen, hatten die Kräfte Griechenlands erschöpft. Der schon vorher verschuldete Großgrundbesitz war noch tiefer in Schulden gerathen, ein lähmender Druck lag auf den kleineren Landwirthen, die Bevölkerung war zusammengeschmolzen, das Ansehen der staatlichen Gewalten, die schon früher wenig genug gegolten hatten, noch tiefer gesunken, das letzte Kapital aufgebraucht. Selbst der delphische Tempelschatz war leer, als Augustus in Griechenland eintraf. Das einst so reiche und mächtige Griechenland, die in Schönheit strahlende Mutter des Hellenismus, war jetzt zur in Lumpen gehüllten Bettlerin geworden, deren bresthafter Leib von Wundmalen bedeckt war und die bei den anderen Sklavinnen Roms betteln gehen mußte.

. . . Augustus wußte nur zu gut, daß die Macht Roms im Verhältniß zu seinem Namen sich in engen Grenzen bewegte und daß die Grundlagen der Existenz des Reiches zum Theil auf einer ungeheuren Selbsttäuschung der unterworfenen Völker ruhten, die in ihrer Zersplitterung, Unwissenheit und Entmuthigung die Stärke Roms überschätzten. Niemand wußte besser als er, daß Rom in den meisten Provinzen keine Truppen unterhalten konnte und daß es ihm schon schwer fiel, alljährlich nach jeder Provinz einen Statthalter und einige Offiziere abgehen zu lassen. Deshalb erkannte Augustus auch, daß er für Griechenland fast nichts zu:hun

23-



Vermochte, daß sogar das vergilische „paeis impousi-s moi-srn" gerade dort schwer in die Praxis zu übersetzen war. Faßte man nur die materielle Seite der Sache ins Auge, so war die schlimmste Geißel Griechenlands die Armuth, deren weitver-zweigte Ursachen die Verschuldung, der Rückgang der Bevölkerung, der Kapital-mangel und die gewerbliche Noth bildeten. Um diesem Uebelstand einigermaßen ab-zuhelfen, hatte Rom durch seine kräftige Beihilfe zum Wiederausbau Korinths das Mögliche gethan; aber darüber hinaus konnte sich Griechenland, wenn es seine frühere Wohlhabenheit zurückgewinnen wollte, nur auf seine eigene Kraft verlassen. Korinth, zum Beispiel, hatte sein rasches Wiederaufblühen nicht so sehr der Hilfe-leistung Roms wie dem Umstand zu verdanken, daß die Ruinen, die Mummius übrig ließ, für die neue Siedler eine reiche Fundgrube von Antiquitäten wurden, für die sich, besonders in Rom, Abnehmer zu hohen Preisen fanden. So konnte man denn die neue Stadt mit der Ausbeute, die der Brandschutt der alten bot, wieder aufbauen. Anderswo, in Elis, gingen die Landwirthe daran, dem Anbau von Pflanzen, die, wie Hanf, Lein, Baumwolle, Gespinnste für die gewerbliche Ver-werthung lieferten, ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. In Patras mühten sich un-zählige fleißige Frauenhände, aus diesen Stoffen Gewebe herzustellen, darunter besonders den hochgeschätzten Byssus, der immer mehr ein Ausfuhrartikel wurde. Und dann gedieh ja der Baum der Pallas, der Oelbaum, in vielen Gegenden Griechenlands und es waren goldene Früchte, die man von ihm pflückte: dienten doch die aus seinen Früchten gewonnenen Erzeugnisse im Alterthum zur Würze der Speisen, für Beleuchtung- und Heilzwecke und fanden an Stelle von Seife und Salben besonders in Gymnasien, Bädern, Athletenschulen Verwendung. Aber leider hatte die Armuth Griechenlands noch ganz andere Ursachen. Wenn schon die Verfwendungsfucht, die Frivolität und Sittenverderbniß das öffentliche und private Leben durchseuchten, so kamen als weitere Krebseschäden die Mißstände in der Justiz hinzu, der mit politischem Stumpfsinn gepaarte Kantönligeist, das Schwinden von Treue und Glauben und die zunehmende Streit- und Zanksucht, endlich das Anwachsen des Einflusses der wenigen Reichen, mit dem die Bedienten-haftigkeir und Knechtseligkeit der Masse der Armen gleichen Schritt hielten. ... Augustus kam nur zu kurzem Aufenthalt nach Griechenland. Das eigent-liche Reiseziel lag in weiterer Ferne und die Zwecke, denen er zustrebte, waren ganz anderer Art. Zur selben Zeit wurde nämlich, vermutlich in Makedonien, das Heer zusammengezogen, das er im Sommer oder Herbst nach Asien führen sollte, um im darauffolgenden Frühjahr gemeinsam mit einem vom kappadokischen König Archelaus geführten Heer einen Einfall nach Armenien zu unternehmen. Wenn also Augustus, übrigens mit kleiner Begleitung und ohne besonderen Pomp, der verwahrlosten Provinz einen Besuch abstattete, so geschah es nicht in der Absicht, die unglückliche Bettlerin, deren Schicksal so recht dazu angethan war, die Völker an die Hinfälligkeit aller Erdengröße zu mahnen, ihrer letzten Lumpen zu be-rauben, aber auch nicht, um die erhabenen politischen Glaubenssätze Ciceros und Vergils in die nüchterne Wirklichkeit zu übertragen und der Bemitleidenswerthen ein neues Haus zu zimmern. Der Zweck seines Kommens war vielmehr, die alte, Griechenland gegenüber von Titus Quinctius Flaminus und der aristokratischen Partei stets befolgte Politik unter Anpassung an die Neuzeit weiter zu führen, jene Politik, die darin bestand, die tatsächliche Schwäche Roms unter achtungvoller



Augustus in Griechenland.

273

Scheu vor den Freiheitrechten Griechenlands zu verbergen und dieses sich selbst, also der verhöhrenden Wirkung seiner Laster, zu überlassen, falls es nicht die Kraft besaß, sich ihrer durch eigene Kraft zu erwehren. So mochte es auch für seine Leiden sich selbst und nicht Rom verantwortlich machen. Während seines Aufenthaltes führte Augustus mehrere Reformen durch und ordnete andere an, die später durchgeführt wurden... Indem er Griechenland von Makedonien löste, bildete er unter Einschluß von Thessalien, Epirus, den Jonischen Inseln, Euboea und einer Anzahl weiterer Inseln des Aegeischen Meeres eine neue Provinz unter dem Namen Achaja, deren Statthalter seinen Sitz in Korinth hatte. Ferner setzte er den alten Rath der Amphyktionen wieder ein, der nun wieder seine dereinst mit dem Zauber einer besonderen Weihe umgebenen Sitzungen alljährlich in Delphi abhielt. Auch ein Landtag sollte alljährlich zusammentreten, zu dem alle Städte der neuen Provinz Achaja einen Vertreter zu entsenden hatten. Mehrere Städte, darunter der süd-lakonische Städtebund, erhielten die Freiheit. An der Landmark von Athen und Sparta wurden Regulirungen zu Gunsten dieser Städte vorgenommen und Athen angewiesen, den Schacher, den es mit der Ertheilung des Bürgerrechtes trieb, einzustellen. Die geldbedürftige Gemeinde hatte von diesem Auskunftsmittel zur Besserung ihrer Finanzen auch wirklich zu ausgiebig Gebrauch gemacht. Wie es scheint, sah Augustus von einer Erhöhung der Steuerlast mit Rücksicht auf die Armuth der Provinz ab, wogegen er sich offenbar die Verwerthung der römischen Besitzungen in Griechenland angelegen sein ließ. Thatsache ist, daß er dem Eurykles, der mit ihm bei Aktium gekämpft hatte und einer der ersten Familien Lakoniens angehörte, die gänzlich in den Besitz des Staates übergegangene Insel Kythere überließ, jedoch gegen die Verpflichtung, ein veeti^I zu erstatten. Im Herbst 21, während sein Heer den Bosporus überschritt und in Bithynien einmarschirte, ging er nach Samos, um die weiteren Vorbereitungen für den armenischen Feldzug zu treffen und die kleinasiatischen Angelegenheiten zu Übel wachen.

In der Zwischenzeit hatte die Vermählung des Agrippa und der Julia stattgefunden und die Hauptstadt hatte sich allmählich nach den Stürmen der letzten Zeit von selbst wieder beruhigt. Aber kaum war es in ihren Straßen wieder ruhig geworden, als Rom der Schauplatz neuer Kampfszenen wurde, die sich innerhalb der Theater abspielten und deren Kämpfer Schauspieler und Autoren waren. Da man in der Umgebung des Augustus, deren Vornehmheit vielfach sehr jungen Datums war, darauf hielt, es der echten Aristokratie im äußeren Austreten gleichzuthun, trachtete man, seine Begeisterung für die Vergangenheit Roms dadurch zu beweisen, daß man die Stücke des Ennius, Naevius, Accius, Pacuvius, Caecilius, Plautus und Terenz wieder zu Ehren zu bringen suchte und damit auch die griechischen Autoren, die den römischen als Vorbilder gedient hatten. Für einen guten Patrioten gehörte es sich jetzt, die Aufführungen der klassischen Werke zu besuchen, kräftig Beifall zu spenden und bei jeder Gelegenheit Jedem, der es hören wollte, zu verkünden, schönere Verse zu schreiben, sei ein Ding der Unmöglichkeit und man müsse zu einer nationalen Schaubühne gelangen, die mitzuwirken berufen sei, gefinnung-tüchtige Bürger zu schaffen. Kein Vaterlands freund, hieß es/ dürfe angesichts der idealen Zwecke dieses Unternehmens sich theilnahmelos verhalten. Selbst an Horaz wurde das Ansinnen gestellt, den Kothurn unter die Füße zu schnallen. Aber der Patriotismus des Dichters, der bei Philippi den Schild weggeworfen hatte, war



Die Zukunft.

nicht einwandfrei und er zeigte geringe Neigung, sich als dramatischen Dichter der Gefahr auszusetzen, vom römischen Publikum ausgepiffen zu werden. Das Schlimmste war, daß er diesen vielbewunderten alten Autoren gegenüber mit seiner Kritik nicht zurückhielt: ihre Verse nannte er schleppend, die Sprache plump und unrein. Zum Glück fehlte es nicht an Männern, die Horaz an Patriotismus übertrafen und die dem Staatswohl zu Liebe zu Allem sich hereit erklärten, selbst zum Tragoedien-schreiben. So schrieb Asinius eine ganze Menge Trauerspiele; und selbst Augustus hatte eins verfaßt oder mindestens entworfen, das den Titel „Ajax“ führte, während er sonst vorzog, durch Geldgeschenke Andere dazu aufzumuntern. Aber just zur selben Zeit, als sich die römischen Autoren mit den dröhnenden Jamben abmühten, die sie ihren zu neuem Leben erweckten Helden, einem Ajax, Achill und Thyestes, in den Mund legten, trafen aus dem fernen Osten zwei Künstler ein, die in diesem Jahr in Rom eine dort bisher unbekannte Gattung dramatischer Darstellung, die Pantomime, einzuführen gedachten: Pylades aus Kilikien und Bathyll aus Alexandrien. Während unsichtbare Sänger unter sanfter Begleitung von Instrumentalmusik eine Erzählung vortrugen, führte ein Darsteller, der Mime, dessen Gesicht von einer freundlichen Maske bedeckt war und der ein schönes seidenes Gewand trug, unter dem Takt der Musik folgenden Bewegungen die von den unsichtbaren Sängern geschilderte Szene mimisch vor. Dann verschwand der Darsteller und kleidete sich, während eine anmuthige Zwischenmusik die Aufmerksamkeit der Zuhörer fesselte, um, worauf er als Weib, Jüngling, Greis, menschliches oder göttliches Wesen aufs Neue austrat, um mit seiner Pantomime die Erzählung weiter zu begleiten. Die Stoffe für diese Darstellungen waren in der Regel den unzähligen Götterabenteuern, von denen die Hellenen zu erzählen wußten, entnommen, ferner den Dichtungen Homers und der Kykliker und den durch die Tragoedien zur weiten Verbreitung gelangten alten griechischen Sagen, wobei man die erotischen Begebenheiten und Schreckensszenen, wie die Raserei des Ajax, bevorzugte. Manchmal ließen die Mimen die Verse von wirklichen Dichtern ausarbeiten; aber der Hauptzweck, dem sich auch die Verse und die Musik unterzuordnen hatten, war doch der, die Nerven der Zuschauer durch eine Folge von lose aneinandergereihten Szenen tragischen und komischen, züchtigen oder lüsternen, sanfte oder heftige Seelenregungen erweckenden Inhaltes zu kitzeln und zu erschüttern. Das Verständniß und der Genuß dieser szenischen Darbietungen stellten also sehr bescheidene Anforderungen an das Publikum: man brauchte nur hinzublicken und hinzuhorchen und die vorüberfliehenden Einzelheiten in ihrem bunten Wechsel rasch aufzufassen, ohne daß man das Geschaute und Gehörte auch wirklich im Gedächtniß festzuhalten hatte. Wenn man von der Ueberzeugung ausgeht, daß ein Kunstwerk um so vollkommener ist, je mehr Ähnlichkeit es mit einem lebenden Organismus besitzt, von dem kein Glied losgetrennt werden kann, und je mehr allgemein gültige Wahrheiten es in typischer Weise durch menschliche Schicksale versinnbildlicht, so darf man diesen Pantomimen nur einen sehr untergeordneten Werth im Vergleich mit der wahren Tragoedie zuerkennen. Doch gefielen sie dem römischen Publikum so, daß Pylades bald sein abgöttisch verehrter Liebling wurde. Es war so recht ein Zeichen der überhandnehmenden Frivolität und Sittenverderbniß, daß man die leichtgeschürzte, auf die Sinne wirkende Muse des Pantomimen den feineren geistigen Genüssen des klassischen Dramas vorzog, zu denen man nur durch eine gewisse Ar-



Augustus in Griechenland.

275

beit gelangte. Freilich darf man dem römischen Publikum kaum verargen, daß es sich zu den sprühenden, in rascher Folge vor dem Auge vorüberziehenden mimischen Darbietungen mehr hingezogen sühlte als zu den schwerfälligen, langathmigen Tragödien der Zeitgenossen, die große Vorbilder nachahmten, doch nur ihre ernste Würde, nicht aber ihren dichterischen Gehalt sich anzueignen wußten.

Dieser Ansicht waren freilich die Verfasser solcher Buchdramen, die Schauspieler, die ihre Kräfte in den Dienst der nationalen Sache pellten, und alle ernstdenkenden und respektablen Leute keineswegs. Ein Sturm der Entrüstung erhob sich. Wohin wars gekommen! Ein Pylades von Kilikien, ein Bathyll von Alexandria vertrieben Accius und Pacuvius aus den Theatern Roms! Auch Augustus, der es nicht eines Staatsoberhauptes unwürdig fand, den öffentlichen Schauspielen seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, hätte Wohl den Krieg in der römischen Theaterwelt seiner Beachtung gewürdigt, wenn ihn nicht damals andere Dinge beschäftigt hätten. Er wollte den Völkern Kleinasiens auf einer größeren Schaubühne ein ganz anderes Schauspiel bieten, als Pylades und Bathyll mit ihren Mimen vermochten: als Mensch von Fleisch und Knochen gedachte er, in den Himmel einzugehen, gleich einem Schauspieler, der in der Schlußszene eines großen Spektakelstückes durch einen kunstvollen Mechanismus in die Lüfte entführt wird. Die Verehrung, die ihm Asien darbrachte, nöthigte ihn, sich dem alten und schon rissigen Flugapparat anzuvertrauen, der schon die Könige von Egypten in höhere Regionen entführt hatte, und die nicht ungefährliche Fahrt nach oben zu wagen. Es war merkwürdig genug zugegangen. Im November, wie es scheint, war er in Samos gelandet, am Eingang zu den alten Königreichen von Pergamon und Bithynien, die nach Aktium ihn um die Erlaubnitz gebeten hatten, ihm wie ihren früheren Königen je einen Tempel in den beiden ehemaligen Hauptstädten Pergamon und Nikomcdien errichten zu dürfen. Wenn auch Augustus bei seiner Ankunft die beiden Tempel noch nicht vollendet vorfand, so konnte er sich doch überzeugen, daß der ihm gewidmete Kult im besten Zuge war, sich über das ganze griechische Asien zu verbreiten. Die Pergamener begnügten sich nicht damit, den Tempel in ihrer Stadt zu errichten und die Verehrung des Augustus nach dem Vorbild des Zeuskults zu organisiren, sondern sie hatten mit dem -xo^öv '^si«, den in einem gemeinsamen Landtag, der schon zur Zeit des Augustus zusammentrat, vertretenen asiatischen Städten, das ganze griechische Kleinasien in den Kult hereinbezogen, um damit kundzuthun, daß der Tempelbau nicht nur die Verehrung einer einzelnen Stadt, sondern die ganz Asiens zum Ausdruck bringen solle. Und wirklich huldigte das ganze Land mit wahrer Inbrunst dem neuen Kult und dem neuen Gott. In vielen Städten trug man sich mit der Absicht, feierliche Spiele zu Ehren der Roma und des Augustus einzuführen, während andere Städte daran gingen, dem Prinzeps der römischen Republik Altäre und Tempel zu errichten, und Alabanda seinen Kult mit dem einer der Stadtgottheiten verband. Es genügte also den asiatischen Städten nicht, den Präsidenten der Latinischen Republik anzubeten: sie wollten, daß Jedermann von ihrer frommen Verehrung Kenntniß nehme, wie um damit die anderen Völker zu veranlassen, eben so ihre eigenen Ketten zu kanonisiren, indem sie ihre Knechtseligkeit in die religiöse Sphäre zu erheben suchten.

Der skeptisch veranlagte oberste Staatsmann der in den letzten Zügen liegenden Republik, der Enkel des Wucherers von Velletri, war zum Rang eines Zeus, eines



Ares und einer Hera erhoben worden, und zwar in dem selben Kleinasien, wo sich Rom unermeßliche Schätze und beispiellose Niederlagen geholt hatte, in diesem gefahrvollen Dorado, das ihm als so leichte Beute in den Schoß gefallen war und das es nur durch Ströme römischen Blutes hatte behaupten können. Obwohl den Augustus in diesem Winter vor Allem die parthische Angelegenheit und der für das Frühjahr geplante armenische Feldzug beschäftigt haben mögen, suchte er sicher auch in Erfahrung zu bringen, welche Gegenrechnung ihm die Völker des Ostens für den Kult und die Heiligthümer, die sie ihm widmeten, zu schreiben gedachten. Wie war es möglich, daß in der Zeit, da man in Italien die republikanischen Einrichtungen neu zu beleben suchte, die Verehrung der lebenden Herrscher, in der der dynastische Geist seinen Höhepunkt erreichte, so reißend schnell unter den Griechen Kleinasiens um sich griff und sich wie eine Schmarotzerpflanze um die Person des ersten Beamten des neuen Freistaates herumrankte? Als Augustus in Kleinasien an Land gegangen war, hatte er eins der drei größten Industriegebiete der alten Welt betreten. Diese waren neben Kleinasien Syrien und Egypten. An den Küsten Kleinasiens, die aus einer Folge von Buchten und Vorgebirgen bestehen und in Klima und Pflanzenwuchs die selben geographischen Bedingungen wie die gegenüberliegenden Küsten Griechenlands aufweisen, hatten sich nach der Eroberung des Landes durch die Makedonen einige griechische Städte in den fruchtbaren Flußthälern, die nach der Hochfläche zu verlaufen, innerhalb des Bereiches der ehemaligen Königreiche Pergamon und Bithynien in das von Phrygern, Kariern, Lykiern und Mysiern bewohnte Gebiet getheilt. Sie hatten sich zu gewerbereichen Städten entwickelt und dabei für die Verwaltung der einzelnen Herrschaften die klassischen Verwaltungsformen des griechischen Freistaates beibehalten. Da gab es überall die Ekklesia, zu der jeder Bürger Zutritt hatte, die Bule, den vom Volk erwählten Stadtrath, die Strategen, die Archonten, die Prytanen, oder wie man sonst die Beamten nannte, die das Volk zur Erledigung der öffentlichen Geschäfte wählte. Die Hauptstadt Lydiens, Sardes, versandte weithin schöne gestickte Wolldecken und Purpurstoffe, die vielleicht denen von Tyrus nicht ganz gleichkamen, aber doch sehr gesucht waren; auch die Purpurfärbereien von Tiatira lieferten eine sehr geschätzte Waare; der Ruf des Gewerbes der Stadt Pergamon beruhte auf den dort gefertigten Vorhängen und golddurchwirkten Gewändern und auf dem Pergament, das dem Papyrus so erfolgreich Konkurrenz machte. Auch in Milet gab es Purpurfärbereien; man webte dort Kleiderstoffe und Wolldecken, die für Betten und als Thürvorhänge Verwendung fanden, während Tralles, wie Knidos, Töpferwaaren erzeugte und ausführte. Die geschliffenen Gläser von Alabanda waren vielbegehrt; nicht minder die verschiedenen Wollstoffe, die Laodizea fabrizirte und verkaufte. Hierapolis verdankte seinen Ruf als reiche Stadt seinen Färbereien; Rhodus verschiffte alljährlich unzählige Amphoren mit dem berühmten, auf der Insel gezogenen Wein und war ein für die Anfertigung von Waffen und eisernen Werkzeugen wichtiger Platz. Kos führte Wein aus und war vielleicht die einzige Stadt im Alterthum, wo man Seide spann, webte und färbte. Samos verkaufte Oel, Chios seinen berühmten Wein und seine Salben. Die Schiffe dieser Städte versorgten also das ganze Mittelmeergebiet mit Wein, Stoffen und anderen Waaren und brachten als Rückfracht eine Menge Goldes und Silbers, gemünzt oder in Barren, nach den Häfen des Aegeischen Meeres. Diese Edelmetalle fanden allmäh-



Augustus in Griechenland.

277

lich entlang den Küsten den Weg in die Hänser der Kaufleute und Handwerker, auf das flache Land, in die schönen Wohnsitze der Großgrundbesitzer wie in die Hütten der einfachen Landleute und von den Thälern hinauf in das Hochland. Nach der Zeit Alexanders des Großen hatte dieses Gold, das die Weber und Färber ins Land brachten, die Glanzzeit des Hellenismus in den griechischen Städten Asiens heraufgeführt. Dieses Gold hatte die üppige Lebenshaltung in den Städten ermöglicht und Künsten und Wissenschaften zu Blüthe verholfen. Mit seiner Hilfe konnte man den Prunk der religiösen Ceremonien erhöhen, eine zahlreiche Arbeiterschaft reichlich ernähren und die Verwaltungstradition der griechischen 7<sup>ten</sup>6<sup>ten</sup> XI<sup>ten</sup> fortführen, unter Anpassung an die Bedürfnisse von Stadtgemeinden, deren Bevölkerung vornehmlich aus Handwerkern und Händlern bestand. Rhodus, dieses Klein-Venedig des Aegeischen Meeres, hatte gezeigt, wie eine Aristokratie von Kaufleuten und Rhedern mit den griechischen Regirungseinrichtungen ein Staatswesen verwalten konnte, dessen Bevölkerung hauptsächlich aus Arbeitern bestand und deshalb demagogischen Umtrieben ganz besonders ausgesetzt war. Man erreichte Das durch Freigebigkeit, dadurch, daß man dem Volk Feste und Zeustreuungen bot, durch Zuschüsse über die in bevölkerten Städten so häufigen Theuerungzeiten hinweghalf und jedesmal, wenn die Lage bedenklich wurde, rechtzeitig eingriff. Dieses Gold aber hatte noch mehr gethan, im Bunde mit der prächtigen, freilich auch ihre Gefahren in sich bergenden Expansionfähigkeit des Hellenismus, deren treibende Kräfte bei den Griechen wie bei den hellenisirten Völkerschaften die Kulturfreudigkeit, der Stolz auf das Griechenthum, die Abenteuerlust, der Geschäftsgeist, der Ehrgeiz und nicht zuletzt der unersättliche Durst nach Macht, nach den Freuden des Lebens, nach Wissenschaft und Aufklärung waren. Die griechischen Städterepubliken waren schon lange in einem zähen Kampf begriffen, dessen Ziel die Unterwerfung, Ausbeutung und Civilisirung der Eingeborenenstämme des flachen Landes und der Hochflächen war. So leicht ausführbar dieses Unternehmen in mehr als einer Hinsicht erschien, so schwierig war es wieder in anderer und führte denn auch zu Entartung und Verderbnitz des Hellenismus. Wenn der Pionier des Hellenismus das lachende Gestade des Meeres verließ und zu den Hochflächen hinanstieg, die in ihrer unermesslichen Ausdehnung und trostlosen Einförmigkeit schon den Uebergang zuCentralasien bilden, so gelangte er in ein fremdes Land von ungastlichem Aussehen, wo Alles ganz anders geartet war als in der Welt, in der er geboren und aufgewachsen war. Weit und breit keine wohlhabenden, von gewerblichem Leben erfüllten Städte, sondern überall das Bild, das heutzutage die weniger dicht bevölkerten Gebiete Rußlands darbieten: riesige Wälder, ausgedehnte Lein- und Getreidefelder, Weiden und kaum hier und da einige armselige Dörfer mit weidenden Heerden im Hintergrund. Statt der kleinen, immer unruhigen, immer mit Zündstoff angefüllten Städtercpubliken, wo ein ewiger Wechsel die Regel bildete, sah man hier weiträumige, in Erstarrung dahindämmernde Königreiche, deren Dynastien um so größere Verehrung genossen, je älter sie waren und je sicherer sich ihr Stammbaum auf die Achaemeniden zurückführen ließ. Nur in dem von einer Mischung von Phrygern und Kelten bewohnten Königreich südlich vom Pontus, das die im dritten Jahrhundert eingefallenen gallischen Kriegerschaaren im Herzen Kleinasiens gegründet hatten, traf man noch den unruhigen und verwegenen Geist jenes Eroberervolkes an. Aber sonst standen diese rauhen Barbarenstämme, die in ihrer Unselbständig-



keit dazu geschaffen schienen, fremder Botmäßigkeit unterworfen zu sein, die sich eben so willig dazu hergaben, Sklavendienste zu verrichten, sich ins Heer einstellen zu lassen, ihrem Herrscher Gehorsam zu bezeigen wie den Göttern und deren Stellvertretern, den Priestern, die schuldige Ehrfurcht zu erweisen, in schroffstem Gegensatz zu der aufgeweckten, leicht beweglichen, nach Sensationen lüsternen Bevölkerung der Städte drunten im Thal, wo man keinen irdischen und himmlischen Herrscher über sich dulden wollte und auch vor keckem Wagnitz nicht zmückscheute, wenn es das Gelüsten nach Macht, Reichthum, Erkenntnitz und Genuß zu befriedigen galt. Die Geistesverfassung der Höhlenbewohner schloß jede Sehnsucht nach politischer Betätigung und jede geistige Strebsamkeit aus. Dafür standen sie im mystischen Bann zweier Religionen, die eben so einförmig und eben so weitumfassend waren wie die Hochflächen, auf denen sie ihre Heimstätte aufgeschlagen hatten, zwei jener aufs Übersinnliche gerichteten, kosmopolitischen Religionen, die, indem sie die Geister unter die geheimnißvolle Macht des Absoluten beugten, zu allen Zeiten dazu beigetragen haben, die Völker zu vermengen und für die Knechtschaft reif zu machen. Die jüngere der beiden war der Kult des Mithras, der durch die persische Herrschaft auf der kleinasiatischen Hochebene eingeführt und verbreitet worden war. Diese strenge Lehre, aus einer Vermengung des ursprünglichen Mazdaismus mit den semitischen Lehren der Babylonier hervorgegangen, verehrte in Mithras zugleich die Sonne und die Gerechtigkeit, das erhabene und ideale Urbild des Lebens und der Tugend. Sie verhiess, den armen, schwachen Menschen den Weg zu weisen, auf dem sie diesem Ideal näher kommen konnten und der durch eine Menge von geheimnißvoll-feierlichen Ritten und symbolischen Handlungen hin durchführte. Ein Abglanz dieser Sonne umstrahlte auf Erden die Könige; die Monarchie war das bescheidene irdische Abbild der Gottheit. Dagegen war der Kult der Mutter Kybele, die auch unter dem Namen Didymene vorkommt, eine uralte Naturreligion, die auf dem Mysterium der Zeugung beruhte und weisen Piefern ihre Entstehung verdankte, die zugleich mit ihrer Hilfe zu Besitz und Herrschaft gelangen wollten. So hatten sie es denn auch in der Zeit, die den Eroberungen Alexanders des Großen voranging, verstanden, gewaltige Reichthümer für die Tote Hand zu erwerben und die barbarischen Stämme der Hochflächen sich zu unterwerfen; dank ihrer Lehre, die jenseits von den üblichen Sittenregeln und den künstlichen Banden, die die Familie und die Gesellschaft zusammenhalten, das Walten der Gottheit in den von dem Fortpflanzungstrieb beherrschten zwei entgegengesetzten Gewalten aufspürte und verehrte. Die göttliche Mutter, wie die Natur bezeichnet wird, verweilt nicht in den engen Städten, wo die Griechen sich zanken und feilschen, sondern sie haust in der Einöde des Gebirges an den einsamen Ufern der Seen, fern vom Getriebe der Menschen, gefolgt nur von einem Rudel von Löwen und Hirschen, Geschöpfen, die noch ganz mit der Natur verwachsen sind. Dem Menschen aber ruft diese Lehre zu, der Göttin dorthin zu folgen, wohin der Lärm und die Unrast der Städte nicht dringt, in die Wildnisse der unberührten Natur, dorthin, wo sich noch ungehindert das gewaltige göttliche Mysterium der Neuerzeugung des Lebendigen zu vollziehen vermag, das die ewige Einheit mit der zeitlichen Vielheit vereint, das Mysterium, dem man verdankt, daß, während die Einzelwesen erscheinen, eine Spanne Zeit leben und dann wieder verschwinden, die Gesamtheit unvergänglich bleibt. Dann erst tritt der Mensch in nahe Berührung mit der Gottheit,



Augustus in Griechenland.

279

wenn er diesen Trieb, durch den er am Göttlichen Theil hat, von den Banden und Ketten löst, in die ihn die verkünftelte Civilisation geschlagen hat. Dank dieser im guten und schlechten Sinn tiefsinnigen Lehre vom Göttlichen hatten die Priester die beiden geheimnißvollen gegensätzlichen Mächte auszubeuten vermocht, die den dunklen Untergrund aller Liebe bilden: die gegenseitige Anziehung und Abneigung der Geschlechter. Sie hatten in den Tempeln Lupanare eröffnet, zu denen die Allmutter ihren Segen hergeben nutzte, und redeten den frommen Frauen ein, sie vollbrächten ein verdienstliches Werk, wenn sie sich im Dunkel des Heiligthumes Männern preisgäben und den hieraus erzielten Verdienst der Göttin (oder deren Dienern) überließen. Doch machten sie sich auch die Askese nutzbar: wie die Prostitution, so nahmen sie auch die Keuschheit unter die Zahl der frommen Handlungen auf. Sie hatten besondere Körperschaften von Eunuchen-Priestern gebildet und benutzten die Erregung asketischer Feste, um die männlichen Theilnehmer dazu zu dringen, daß sie ihre Mannbarkeit der Göttin opferten.

... In dieser von glühender Mystik geschwängerten Luft hatten sogar die monarchischen Neigungen eine religiöse Färbung angenommen; und den asiatischen Griechen, die in der Ferne das Beispiel Egyptens, unmittelbar vor Augen die Lehren des Mithraskults hatten, entging nicht, daß es kein besseres Mittel gab, um allen Völkern Kleinasiens die Achtung vor diesen Königen beizubringen, als den Versuch, aus ihnen Götter und Halbgötter zu machen. So darf man denn die Erhöhung des Monarchen in überirdische Sphären und die Vergöttlichung der toten Herrscher, wie sie in Kleinasien sich einbürgerten, nicht mit dem ins Unsinnige übertriebenen Byzantinismus des entarteten Griechenthums auf die selbe Stufe stellen, sondern wir haben eins der vielen Verfahren vor uns, deren der Hellenismus sich bediente, um feine weit ausschauenden Pläne zur wirtschaftlichen und intellektuellen Beherrschung der eingesessenen Stämme in Asien und Afrika zu verwirklichen. Diese kleinen Stadtrepubliken von Kaufleuten, Handwerkern und Gelehrten verfügten über reiche Geldmittel, während ihre Schwäche aus dem militärischen und diplomatischen Gebiet lag. Die neuen hellenischen Dynastien hatten ihnen also als ein Schutzwall gegen das ferne Persien und gegen die kleinen halbpersischen Monarchien gedient, die auf dem Hochland, zwischen dem alten Achaemenidenreich und den Küsten, lagen; und indem sie sie für ihre Zwecke ausnützten, hatten sie ihnen Verehrung gezollt als der höchsten gemeinsamen Interessenvertretung und als den Trägern der weite Länder überschattenden Königsmacht, unter deren Schutz ihrem Handel auf dem Festland wie auf dem Meer Gedeihen beschieden war.

Ein Jahrhundert war seit dem Untergang der pergamenischen Königsherrschaft verstrichen. Jetzt betete man in Kleinasien nicht mehr tote Könige, sondern den Beamten einer Republik bei seinen Lebzeiten an. Man warf sich vor Rom nieder, das man eher zu hassen als zu lieben Grund hatte. Als Nachfolgerin der pergamenischen Herrscher hatte Rom deren traditionelle Politik fortgesetzt, ohne aber ihre geschichtliche Misston zu übernehmen. Manche Städte wurden für frei erklärt, was gleichbedeutend war mit Abgabefreiheit und Unabhängigkeit von Senat und Prokonsul, und durch einen Bündnitzvertrag auf dem Fuß der Gleichberechtigung in die römische Interessengemeinschaft hineinbezogen. Andere hatte Rom dem Prokonsul unterstellt und abgabepflichtig gemacht, doch hatte die Bevölkerung das Recht behalten, sich zu versammeln, Gesetze zu erlassen, den Rath



Die Zukunft.

und die Beamten zu wählen, die Selbstverwaltung auszuüben, mit Borbehalt des Einspruchs des Senats oder Prokonsuls, von dem aber wenig Gebrauch gemacht wurde. Rom hatte sich nicht der Aufgabe unterzogen, in der Weise der asiatischen Monarchien seineschirmendeHand überdie Lebensinterefszen desHellenismus zu halten, die Verbreitung seiner Kultur zu begünstigen, ihm zur Erhaltung seiner Vorherrschaft gegenüber den eingesessenen Stämmen behilflich zu sein, seinen Handel zu schützen und zu fördern, die Bestrebungen der verschiedenen Städte zusammenzufassen. Das ferne Rom warindiesenGebietenwährendderbeiden letztenJahrhunderte immer durch einen jährlich wechselnden Prokonsul und durch einen mit Geschäften überhäuften Senat vertreten gewesen, der, wie alle vielköpfigen Versammlungen, seine gesetzgeberische Thätigkeit in unzusammenhängender Weise ausübte und Land und Leute wenig kannte. Sein Bestreben war bisher im Wesentlichen darauf gerichtet gewesen, den griechischen Städten das Gold und Silber, das sich bei ihnen im Austausch gegen ihre Waaren ansammelte, möglichst wieder abzunehmen und darüber zu wachen, daß keine der Monarchien auf dem Hochland (Pontus, Armenien, Kappadokien, Galatien, Kommagene) eines Tages darauf verfielen, ihreKriegerschaaren nach der Küste marschiren zu lassen, um, wie einst Rom, aber auf ihre Weise, das Erbe der Attaliden anzutreten. So hatte man im Ganzen den Dingen in Kleinasien ihren Lauf gelassen und die Grundpfeiler der dortigen Staat- und Gesellschaftordnung unterwühlt, indem man den Hellenismus lahmlegte und die ruhige Fortentwicklung in den Verhältnissen der Eingesessenen störte; die griechischen Republiken waren schwer geschädigt und hatten ihre geistige Energie fast ganz eingebüßt und gleichzeitig hatte Rom mit feinem unaufhörlichen Umgestalten der politischen Landkarte im Osten die Machtstellung aller Hochlandsstaaten, Galatien vielleicht ausgenommen, untergraben. Galatien besaß zur Zeit des Augustus unter der Führung einer Aristokratie von reichen Grundbesitzern und unter einem König, der an Reichthum Alle übertraf, eine kräftige phrygisch-keltische Bevölkerung von Bauern und Kriegern, die die Erde bebauten, große Heerdenbestände unterhielten und Wolle, Santonin und gewisse zu Heilzwecken verwendbare, von der Akazie gewonnene Gummiarten ausführten. Als Verbündete Roms hatten die Galater im römischen Kriegsdienst innerhalb der letzten fünfzig Jahre, besonders gegen Pontus, reichen Lohn davongetragen. Nach Aktium hatte Augustus diesem Volk so viel Lebenskraft und seinem König Amyntas solche Fähigkeiten zugetraut, daß er mit ihrem Gebiet Lykaonien, Pamphilien, Pistdien und Oft.Kilikien vereinigte, die unwirklichsten Landestheile Kleinasiens, die Schlupfwinkel der Land- und Seeräuber, die der Schrecken des Orients waren, und dem Amyntus den Auftrag ertheilte, alle Raubnester zu zerstören. Bei dieser Unternehmung war Amyntas ums Leben gekommen, und da Rom keinen Mann hatte, dem es dieses Reich anvertrauen konnte, wurde es zur Provinz gemacht. So blieben denn im Hochland nur noch schwache, eingeschüchterte Herrscher zurück, denen es oft auch an den nöthigsten Mitteln fehlte. Rom erhielt sie in ihrer Stellung, um aus dem Bischen Autorität, die sie noch bei den Einheimischen besaßen. Vorthail zu ziehen. Ein gelehrter Grieche aus Laodizea, Polemo, der Sohn des berühmten Redners Zeno, herrschte über Pontus, das jetzt in weltfremder Vergessenheit für die stolzen Träume seines einstigen Herrschers Mithridates zu büßen schien, der es einst zum Mittelpunkt eines asiatischen Weltreiches zu erheben gedachte, und sich nun, bescheidener geworden, friedlicher Landarbeit



Augustus in Griechenland.

widmete. In den wenigen griechischen Kolonien am Ufer des Schwarzen Meeres, Sinope, Amisos, Trapezunt, den einzigen Städten von Bedeutung im Lande, war der politische Ehrgeiz und der kriegerische Geist erloschen; sie fanden ihr Genügen in wirthschaftlicher Betätigung, wie dem Thunfischfang und der Ausfuhr von Holz, Wolle, Eisen und einigen seltenen und kostbaren Heilkräutern, wie Süßholz und Helleborus. Noch tiefer war das von Archelaus beherrschte Kappadokien gesunken: das weiträumige Reich war bewohnt von einer geistig wenig regsamen Bevölkerung, die ihre Nahrung aus Ackerbau, Viehzucht und Bergbau zog, eine besondere Sprache sprach und nur zwei Städte besaß, Mazaka und Komana. Wenn aber die eingesessenen Stämme des Hochlandes, mit Ausnahme der Galater, durch die römische Politik so schwere Einbuße erlitten, wenn sie die fürchterlichen Aderlässe durch die blutigen Kämpfe, die Rom in ganz Kleinasien bewirkte, nicht verwunden hatten, so waren die Leiden und Verluste der Angehörigen des Volkes, das einst ihr Land erobert, der Griechen in den Städten, nicht geringer gewesen. Seit hundert Jahren hatten sie in nimmer ruhender Sisyphusarbeit von Italien im Austausch für ihre Waaren sich die Edelmetalle wiedergeholt, die Rom durch Steuern und Wucher aus ihnen herausgepreßt hatte, und waten, sobald sie wieder kräftig genug schienen, von Neuem ausgeplündert worden. Nun aber war ihre Kraft erschöpft. Die Einfälle des Mithridates, die Rückeroberung des Landes durch Sulla, die Brandschatzungen der Seeräuber und der römischen Steuerpächter, die durch die Generale des Pompejus angeordneten Gütereinziehungen, die Erpressungen des Brutus und Cassius und später des Antonius hatten das Land an den Rand des Abgrundes gebracht. Die wohlhabenden Klassen, die durch die furchtbaren finanziellen Opfer, die sie zu bringen hatten, ruinirt und verarmt waren und denen Rom, dessen Ansehen im Schwinden begriffen war, nicht genügenden Beistand lieh, waren, zumal in den letzten dreißig Jahren, nicht mehr im Stande gewesen, die Lasten der sogenannten Liturgien, der freiwillig übernommenen staatlichen Verpflichtungen, wie bisher zu tragen und damit zugleich das Ansehen des Hellenismus zu wahren, das davon wesentlich abhing. Indem ganzen Verwaltungsbetrieb der war daher die größte Unordnung eingerissen; Künste und Wissenschaften darben; überall gelangten politische Ausbeutercliquen ans Ruder, die sich die Fehler und die Unwissenheit des Volkes nutzbar machten; die Finanzen waren in trostlosem Zustand, die Pflege der öffentlichen Denkmale hörte auf, die Schulen verwahrlosten, die Justiz verkaufte sich an den Meistbietenden; jeder anständige Mensch mußte sich mit Ekel von Zuständen abwenden, die eben so unheilbar wie unerträglich waren und gegen die sich die unsicher hin und her schwankende, höchstens zu plötzlichen Eruptionen fähige öffentliche Meinung völlig ohnmächtig erwies. Und inmitten dieser gräulichen Zerfetzung, der der Hellenismus dank der römischen Gewaltpolitik verfallen war, hatten sich in Kleinasien, wie im ganzen Orient, still und zäh zwei Mächte emporgearbeitet. Pflanzen vergleichbar, die ihre Wurzeln auf dem Schutt der Ruinen treiben: die Raubstaaten und das Judenthum. Die kilikischen Stämme, die vom Raub lebten, hatten vor Kurzem Amyntas getötet und dadurch Rom eine arge Verlegenheit bereitet. Bei seiner Ankunft in Asien sah sich Augustus einer anderen, höchst merkwürdigen Erscheinung gegenüber, die noch vor hundert Jahren kein vernünftiger Mensch für möglich gehalten hätte. Diese bestand in der That, daß nach dem Tode des trefflichen Amyntas der einzige



orientalische Herrscher, der sich allgemein, wenn auch nicht ehrlicher Bewunderung, so doch großer Beachtung erfreute, Herqdes, der König der Juden, war. Dieser idumaeische Araber, dessen Familie noch nicht lange zum Judenthum übergetreten war, hatte die durch die Bürgerkriege hervorgerufene Verwirrung benützt, um durch List und Gewaltthat der alten Herrscherfamilie der Afmonäer die Königswürde zu entreißen. So war er der Gebieter über ein kleines, kaum beachtetes, von der Mittelmeercivilisation wenig berührtes Volk geworden, das seit Jahrhunderten inmitten der Kriege, die den Orient durchtobten, nur da zu fein schien, um dem jeweiligen Sieger als Beute zuzufallen. Und doch war es ersichtlich das Streben dieses Mannes, die erste Stelle unter den Vasallen Roms im Osten einzunehmen, und er ließ keine Gelegenheit vorübergehen, die Aufmerksamkeit auf sich und das jüdische Königreich zu lenken. So hatte er zu dem Kriegszug des Aelius Gallus nach Jemen ein Hilfscorps gestellt; der Stadt Samaria hatte er, durch Übertragung des Äamens Augustus ins Griechische, den Namen Sebaste gegeben; er begann eben mit dem Bau einer Stadt, die Cäsarea heißen sollte. Dabei trug er sich mit dem Plan, auch unter dem Barbarenvolk Judaeas eine glanzvolle Monarchie nach hellenischem Muster zu gründen, und ließ zu diesem Zweck da und dort in feinem Reich schon große öffentliche Arbeiten ausführen; alle fünf Jahre sollten in Jerusalem Spiele zu Ehren des Augustus abgehalten werden und der Bau eines großen Theaters und eines Amphitheaters waren in Aussicht genommen; griechische Künstler wurden an seinen Hof berufen und die Münzen, die er schlagen ließ, erhielten griechische Aufschriften. Nicht nur der erste Vasall Roms im Osten wollte Herodes sein, sondern ein Beschützer des Hellenismus, er, der idumäische Araber, der König der noch so wenig civilisirten Juden! Und doch war es nicht einfach Größenwahn von ihm, wenn er diese Rolle zu spielen suchte. Die Stellung der Juden hatte sich im Lauf des letzten Jahrhunderts im ganzen Orient geändert. Einige der Eigenschaften, die heutzutage ihre Stärke ausmachen, besaßen sie schon damals: sie waren arbeitsam und sparsam. Dann lebten sie, während die Religionen der Völker rings um sie einseitig das Sinnenleben berücksichtigten, unter der Obhut eines männlich gearteten Gottes, der streng über die Befolgung der sittlichen Gesetze wachte und nicht gefällig dem Laster eine Hmterthür öffnete. Dazu kam ihr Kinderreichthum, ein sehr bedeutsamer Faktor in einer Zeit, wo die Civilisation die Volkskraft so rasch verbrauchte. Schon lange unter dem Zwang, in großer Anzahl auswandern zu müssen, hatten die Juden die kostbare Gelegenheit, die ihnen im letzten Jahrhundert der Auflösungsprozeß des Hellenismus bot, benutzt, um sich nach Kräften auszudehnen und ihr Glück im Ausland zu machen. Sie hatten sich zu stattlichen landsmannschaftlichen Kolonien, die bald zu Reichthum und Einfluß gelangten, in allen Städten des Ostens zusammengethan, in Egypten, hier insbesondere Alexandrien, wie in Kleinasien und auch jenseits von der Grenze in den Städten des Perserreiches (zum Beispiel: in Babylon). Ueberall waren sie ein unentbehrliches Element der städtischen Bevölkerung; als Handwerker, Kaufleute oder Geldwechsler. Meist lebten sie in sehr bescheidenen Verhältnissen; nur wenige brachten es zu Wohlstand, einzelne freilich zu ungeheurem Reichthum. Alle zusammen aber lebten in ihren Kolomen nach eigenen Sitten und Gesetzen und führten ihr eigenes geistiges Leben, unabhängig vom Griechenthum ihrer Umgebung, hielten auch mit äußerster Zähigkeit an dieser Eigenart fest. Besonders verhaßt war ihnen der im



Augustus in Griechenland.

W3

Alterthum so weitverbreitete religiöse Eklektizismus. Sie kannten keinen anderen Gott als Jahwe, suchten ihrem Glauben Anhänger zu gewinnen und machten darauf Anspruch, überall, wo sie sich auch befinden mochten, ihre Religionsvorschriften peinlich befolgen zu dürfen. Wo die städtischen Gefetze mit diesen Vorschriften in Widerspruch standen, suchten sie sich deren Zwang auf jede Weise zu entziehen; war Das nicht möglich, so zogen sie weiter. Statt sich mit dem Volk, dessen Gäfte sie waren, zu vermischen, führten sie ein Sonderleöen und bildeten ein Volk im Volk, einen Staat im Staat. Mochte man ihnen auch wegen ihrer Eigenheiten wenig Sympathie entgegenbringen, so wußten sie sich doch, dank ihrer wachsenden Zahl, ihrer Einigkeit und Arbeitsamkeit, durchzusetzen und durch ihren Reichthum gefürchtet zu machen, wobei sie nie aufhörten, ihr geistiges Auge auf Jerusalem und seinen Tempel gerichtet zu halten und diese Stätten als ihre ideale Heimath zu betrachten. Die Erinnerung an den geweihten Boden, auf dem das Heiligthum Jehovas stand, verließ sie nie; oft kehrten sie in ihr Vaterland zurück und große Geldsummen von draußen fanden immer wieder den Weg dorthin. So hatten denn die Juden durch ihre räumliche Ausbreitung, ihren Handel und ihr Geld sich auf Kosten des Hellemsmus im ganzen Osten eine gewaltige Machtstellung errungen. Die Politik des Herodes war nur die nothwsndige Folge der spontan erfolgten jüdischen Expansion und entsprang der Einsicht, daß der jüdische Staat sich nicht in sich selbst einspinnen dürfe, während die jüdische Rasse sich so gewaltig ausdehnte. Daß der Hellenismus noch nicht vom Schauplatz abzutreten gedachte, bewies der Entschluß zum Bau des Tempels in Pergamon und zur Einführung eines besonderen Kults zu Ehren des Augustus und der Roma. Seit zehn Jahren hatte man im Orient Frieden, bis zu einem gewissen Grade geordnete Zustände und das Vertrauen kehrte zurück. In ganz Kleinasien hantirte man wieder eifrig an den Webstühlen, in den Wasserbecken der Färbereien wurden die Farbstoffe gemischt und die Handelsflotten zeigten ihre Segel wieder auf der See. Und zu der selben Zeit hatten die asiatischen Griechen beobachtet, wie am fernen Horizont an der Stelle der verschwommenen Umrisse der unpersönlichen Körperschaft, die sich Senat nannte, immer deutlicher sich die Erscheinung eines einzelnen Mannes abzeichnete, die sich unter Beihilfe der in diesem Falle besonders bereitwilligen Phantasie immer mehr zu dem ihnen so vertrauten Bilde des Monarchen verdichtete. Nicht etwa aus Feigheit und knechtischer Gesinnung beeilte sich Asien so sehr, in seinem mit den verschiedensten Gottheiten aus aller Herren Ländern angefüllten Olymp den neusten Ankömmling, der so unvermuthet als ein Wesen von Fleisch und Bein aus Italien eingetroffen war, einen Platz einzuräumen. In diesem : euen Gott erblickte man eine nicht minder wohlthätige Macht als in der Sonne, die man in der Gestalt des Mithras verehrte, oder in der Natur, der man in der Allmutter Kybele Anbetung zollte; man ehrte in ihm die Kraft, der es gelingen sollte, all dse Sondermteressen der Griechenstädte kräftig zusammenzufassen, ihren Wall gegen das Perserreich, den Schutzherrn ihres Handels, der das Erbe der alten Dtadochenmonarchien auf sich nahm. Vergeblich hatte der asiatische Hellenismus seit einem Jahrhundert diesen Segen spendenden Heiland inbrünstig herbeigesehnt, vergeblich hatte er zuerst Rom vergöttlicht und dann den selben Versuch bei den rasch wechselnden Prokonsuln wiederholt. All die Enttäuschungen, die man im Lauf eines Jahrhunderts erlebt, hatten die asiatischen Griechen nicht völlig



Die Zukunft.

zu entmuthigen vermocht. Endlich schien der Erwartete zu nahen: und neue Hoffnung auf. bessere Zeiten ließ alle Herzen höher schlagen. Damit, dah die Griechen Kleinasiens ihm und Rom zur Ehre den Tempel von Pergamon erbauten und einem besonderen Kult weihten, richteten sie die Aufforderung an Augustus, die große Aufgabe zu übernehmen, für die früher in Asien das hellenische Königthum eingetreten war und deren Bewältigung Rom sich bisher entzogen hatte.

Rom. Professor Guglielmo Ferrero.

Beförderungen.

it lauter Entrüstung und unhörbarer Begeisterung wurde das Reichsgefetz über die Sicherung der Bauforderungen begrüßt, dessen erster Theil im Juni in Kraft getreten ist. Zwanzig Jahre lang haben Juristen und Bausachverständige sich abgequält, um einen Weg zu finden, der den Bauhandwerker und den Lieferanten von Baumaterialien in ein vor den Tücken schwindelhafter Bauunternehmer sicheres Asyl führt. Schließlich wurde das Gesetz fertig; aber nun tönts aus allen Winkeln: „Ihr habt das Baugeschäft vernichtet und der privaten Erwerbsthätigkeit unerträgliche Fesseln angelegt.“ Man könnte sich mit Humor darüber hinwegsetzen; so gehts ja immer, wenn der Gesetzgeber sich anschickt, den braven Bürgersmann gegen Schwindler und Piraten in Schutz zu nehmen. Erst stöhnt Alles und ruft nach dem Hüter der Ordnung; tritt Der aber auf den Plan, so ists auf einmal mit der Angst vorbei und man möchte den Kerl am Liebsten ins Mauselloch jagen. Es ist die alte Geschichte; jedes Gesetz, das in den Geschäftsbereich eingreift, um Auswüchse zu vernichten, trifft auch auf gesunde Stellen und wird da als lästig empfunden. „Lieber lassen wir uns weiter ausplündern, als daß uns der Gesetzgeber das Vergnügen stört.“ Das ist dann stets die Losung. Den Leuten, die ihre Aufgabe in der Verteuerung des bebaubaren Bodens erblicken, macht das neue Gesetz natürlich keinen Spaß. Es droht, ihnen den Absatz der Grundstücke zu erschweren, weil der solide Baumeister nicht so viel zahlt wie der hazardirende Bauunternehmer. Dann giebt es viele Baulieferanten, die lieber betrogen sein als sich der Gefahr ausgesetzt sehen wollen, daß ihr Absatz zurückgeht. Die opponiren auch gegen das Gesetz. Eine berliner Firma schreibt: „Wir sind keine Baustellenbesitzer, sondern selbst Lieferanten und haben an faulen Bauten 200000 Mark verloren; aber das neue Gesetz ist nicht zu unserem Vortheil, sondern zu unserem Schaden gemacht und wir behaupten: Die große Masse der Lieferanten ist nicht dafür, sondern dagegen. Das Gesetz ist gemacht für die Geldsäcke der Reichen und zur Verherrlichung des Kapitals; es würde fallen, wenn eine Volksabstimmung darüber möglich wäre.“ Solche Kundgebung einer entrüsteten „Volksseele“ muß man der Nachwelt erhalten. Leider scheint der gekränkte Lieferant



Bauforderungen.

285

Die Begriffe zu verwechseln; denn die .Geldsäcke" gerade sind es, denen das Gesetz nicht paßt. Die Terrainspekulanten, die nicht das geringste Interesse an einem Schutz der Bauhandwerker haben. Was kümmerts die, ob Tischler, Schlosser, Klempner, Ztminer-leute ihr Geld vom Bauunternehmer erhalten? Im schlimmsten Fall bekommen sie in der Subhastation Boden und Bauwerk wieder und die Forderungen der Handwerker gehen in Rauch auf: denn die werden in der Zwangsversteigerung natürlich nicht mit ausgebauten. Die Baustellenhändler sehen das Ende der Welt her-annahen. Kein Krieg werde größere Verherungen anrichten als dieses Gesetz. „Die Entwicklung der Großstädte wird zum Stillstand kommen. Vertrauen und Kredit sind ferner Schall und Rauch." Kisuro. tsnea^is! Von Expropriation ist nicht die Rede; auch nicht etwa von einem Gesetz, das den Noten der Reichsbank Zwangskurs ver-leiht; noch gar von einem Depositengesetz. Sondern es handelt sich um ein Gesetz, das den Handwerker, den kleinen Mann schützen soll. Und Das geht der Spekulation so nah an die Nieren, daß sie die Schaaren zum Heiligen Krieg gegen den Erbfeind ausruft. Ein Schauspiel für Götter. Das Corps der Rache wird durch eine Kom«parserie aus dem Handwerkerstand ergänzt. Diese Truppe ist besonders wichtig, weil man sagen kann: „Sogar die Kreise, zu deren Nutzen das Gesetz gemacht wurde, 'ivollen nichts davon wissen." In der Wirklichkeit sind es nur versprengte Trupps der großen Handwerkerarmee, die sich den Feinden des Gesetzes angeschlossen haben. Die Mehrzahl der Handwerker ist auf der Seite des Gesetzgebers. Dafür zeugen Aeußcrungen verschiedener Handwerkerkammern. Die sprechen von „Brunnenver«giftung", weil die Gegner des Gesetzes sich auf einen allgemeinen Widerspruch der Handwerker berufen. Davon sei keine Rede. Die Schützlinge des Gesetzes hätten vielmehr allen Grund, sich der festeren Sicherung ihrer Interessen zu freuen. Wie sieht nun das Gesetz aus, dem so viel Haß und so wenig Liebe ent-gegengebracht wird? Man muß zunächst bedenken, daß die Solidität des Bau-geschäftes sich in umgekehrter Proportion zur Steigerung des Bodenwerthes ent-wickelt hat. Es konnte gar nicht anders sein. Der Grund ftückspekulant treibt die Preise in die Höhe und der Bauunternehmer soll dann nicht nur für den künstlich herbeigeführten Werthzuwachs, sondern auch für die Kosten des Baues aufkommen. Das können nur sehr potente Leute; und die lassen sich vom Grundstückverkäufer nicht übervortheilen. Sie halten darauf, daß das Geschäft ein solides Ansehen be-hält. Nur ein Theil der Bauunternehmer ist im Stande, an solchem Prinzip fest-zuhalten. Das heißt: sie sind an sich nicht unsolid, haben nur nicht selbst die ge-nügenden Mittel, um die erforderliche Anzahlung auf das Grundstück zu leisten und außerdem die Baukosten zu bestreiten. Sie übernehmen also das zu bebauende Objekt und der Verkäufer läßt seine Forderung, so weit sie nicht durch die An-zahlung gedeckt ist, auf das Grundstück als Hypothek eintragen. Giebt er selbst die Baugelder, so erhöht sich die zu seinen Gunsten geschaffene Hypothek um die Bau-geldsumme; erhält der Unternehmer das Baugeld von anderer Seite, so wird eine besondere Baugeldhypothek eingetragen. Grundsatz ist, daß den Hypotheken das gesammte Grundstück, also Boden und Bauwerk, haftet. Eine Trennung beider Objekte kennt das moderne Hypothekenrecht nicht. Der Grundstückoerkäufer, der Baugeldgeber und der Bauunternehmer bilden einen Kreis Ar sich. Außerhalb bieser Gruppe stehen die Handwerker und Lieferanten, die bis zum Tage der Sank-tionirung und Veröffentlichung des neuen Gesetzes für ihre Forderungen kein ding-24



Die Zukunft.

liches Recht auf das Grundstück hatten. Der ehrliche Bauunternehmer bezahlt die Lieferanten von den empfangenen Baugeldern; der Bauschwmdler verwendet die Gelder zu anderen Zwecken, deckt vielleicht Schulden damit oder leistet sich luxuriöse Ausgaben. Und wenn die Herrlichkeit zu Ende ist, der Bau ins Stocken geräth und das noch unfertige Gebäude zur Subhastation kommt, haben die geprellten Handwerker das Nachsehen. Diesen Verhältnissen soll das Gesetz ein Ende machen. Man hat wohl allmählich eingesehen, daß der Lieferant der Ziegel, Balken, eisernen Träger, des Holzes für Treppen, Boden, Fenster, die Glaser, Maurer, Zimmerleute, Steinmetze, Schlosser und Klempner ihr Theil zur Melioration des Grundstückes beitragen, also ein Anrecht auf Befriedigung aus dem hergestellten Objekt besitzen, wenn ihre Forderungen nicht auf regulärem Wege gedeckt werden. Die Sache spitzte sich zu einem Prinzipienftreit zu. Hat man das Recht, in die traditionelle Sphäre der Hypothek einzugreifen, oder ist man gezwungen, vor den Grenzen dieses Reiches Halt zu machen? Das Gesetz hat die Schranken nicht respektirt, sondern die Handlanger auf das soziale Niveau der Hypothekengläubiger gehoben. Das ist eine Sünde gegen die Majestät der Hypothek; und dieses Verbrechen hat die Zahl der Gegner des Gesetzes um ew beträchtlicher Kontingent verstärkt.

Der Abschnitt, der von der „dinglichen Sicherung der Bauforderungen" handelt, wird heftig bekämpft; weniger energisch der erste Theil, der die „allgemeinen. Sicherungsmaßregeln" enthält. Dieser Abschnitt, der als obligatorischer bezeichnet wird, ist als Reichsgesetz am ersten Juni 1909 in Kraft getreten, während der zweite, fakultative Theil erst durch besondere landesherrliche Verordnung in Kraft gesetzt werden soll. Vorher fmd die Gemeinde, die Handels- und Handwerkskammer des Bezirkes und die gesetzliche Arbeitervertretung zuhören. Diese Kautelen beweisen, daß der Gesetzgeber sich der Tragweite seines Vorgehens bewußt war und nicht daran dachte, ab irato Bestimmungen zu schaffen, die das Baugeschäft schädigen könnten. Deshalb ists im höchsten Grade albern und ungerecht, wenn die Schreier von „unsinniger Gesetzmacherei" und sonstigen Schandthaten brüllen. Das Wohl und Weh des wichtigsten Theiles des Gesetzes ist in die Hände der sachverständigen Faktoren gelegt. Erst wenn Die ihr Gutachten abgegeben haben, sollen die Bestimmungen in Kraft gesetzt werden. Aber der Gesetzesverächter aus Prinzip denkt nicht daran, sachlich zu prüfen, besonders dann nicht, wenn es ihm darauf ankommt, bestimmte Cliques zu schützen. Es sind die selben Leute, die sich erst heiser schrien, weil keine vernünftigen Steuern gefunden werden konnten, und die nachher über die in hellster Öffentlichkeit angestellten Versuche, die Steuern zu umgehen, frohlockten. So äußert sich im Deutschen Reich die „nationale Begeisterung". Der allgemeine Theil des Gesetzes bleibt an Bedeutung hinter dem fakultativen Abschnitt zurück; er sagt nichts, was sich für einen soliden Bauunternehmer nicht von selbst verstünde. Trotzdem giebt es Leute, die auch diese Vorschriften für verderblich halten. Sehr bezeichnend für die Qualität dieser Leute. Daß der Empfänger von Baugeld verpflichtet ist, es zur Befriedigung solcher Personen zu verwenden, die an der Herstellung des Baues betheiligt sind (Paragraph 1), Zollte keiner Kodifikation bedürfen. Trotzdem hört man sagen, der Bauunternehmer werde künftig stets mit einem Fuß im Gefängniß stehen, weil Paragraph 5 die vorsätzliche Schädigung der Gläubiger durch den Baugeldempfänger unter Strafe stellt. Die kann den Bauunternehmer aber erst treffen, wenn gegen ihn das Konkursverfahren eröffnet ist.



Bauforderungen.

287

Wer diese Bestimmungen für zu streng hält, macht sich zum Tutor des Bauschwindlers. Denn die ungehörige Verwendung der Baugelder wird nur dann bestraft, wenn der Unternehmer seine Zahlungen einstellt und damit Handwerker und Lieferanten schädigt. Im Uebrigen ist die beliebige Verwendlmg des Baugeldes bis zu dem Betrag erlaubt, der den Gläubigern schon aus anderen Mitteln vergütet wurde. Die Pflicht zur Führung eines Baubuches, das auch über die auf jede Bauforderung geleisteten Zahlungen, übe? die Höhe der zur Bestreitung der Baukosten zugesicherten Mittel und über die Person des Geldgebers Auskunft ertheilt, kann keinen anständigen Geschäftsmann schrecken. Und der Borschrift zur Anbringung eines Anschlag, der die Personalien des Eigentümers oder Bauunternehmers enthält, ist, aus Gründen der öffentlichen Reklame, schon vor dem Erlaß allgemein genügt worden. Auf den meisten Bauplätzen ist solcher Anschlag zu sehen. Das ist der obligatorische Theil des neuen Gesetzes. Man darf nicht behaupten, daß er mehr als das nothwendigste Rüstzeug gegen den Bauschwindel bringt; und man muß darüber staunen, daß so einfachen Forderungen des geschäftlichen Auslandes opponirt werden kann. Kräftiger als der Abschnitt 1, der ursprünglich überhaupt nicht zum Gesetz gehörte, packt der zweite Theil den Bauunternehmer. Auch hier ist nicht daran gedacht, dem soliden Geschäft zu schaden: nur der Schwindel soll getroffen und nach Möglichkeit unschädlich gemacht werden. Der Kern der Vorschnften besteht in der „dinglichen" Sicherung der Bauforderungen. Ihnen soll entweder ein Theilrecht am Grundstück gewährt oder eine besondere Sicherheit bestellt werden. Die „Bauhypothek" ist das Neue, das Schrecken erregt. Die „Bauleute" sollen das selbe Recht haben wie die regulären Hypothekengläubiger? Wo bleiben da die nothwendigen „sozialen" Unterschiede? Der Eintragung der Bauhypothek geht ein ^Bau-Vermerk" voraus. Auf dem Grundbuchblatt der Baustelle ist der Vermerk einzutragen, daß das Grundstück bebaut werden soll. Mit der Eintragung des Bauvermerkes erwerben die Baugläubiger den Anspruch auf eine Hypothek für ihre Bauforderungen. So bestimmt das Gesetz; und giebt dann Aufschluß über den Kreis der Baugläubiger und über den Rang der Bauhypothek, die als „Sicherungshypothek" gilt. Durch die Bauhypothek wird die Möglichkeit der Belastung geschmälert, da das Gesetz vorschreibt, daß die der Bauhypothek vorgehenden oder gleichstehenden Belastungen drei Viertel des Baufstellenwerthes nicht übersteigen dürfen. Dieser Eingriff in die Sphäre des Jmmobilienkredites wird nur da fühlbar werden, wo in Folge von Uebertheuerung des Bodens große Anforderungen an den Käufer und Bauunternehmer gestellt werden. Spekulantentbauten werden wahrscheinlich unter der Herrschaft des neuen Gesetzes seltener werden. Wer daraus aber den Schluß auf eine allgemeine Steigerung der Miethen ziehen will, müßte erst den Beweis erbringen, daß die fruchtbare Thätigkeit der Bauunternehmer ohne Ar und Halm das Steigen der Mietpreise gehindert habe. Die Notwendigkeit des „Bauvermerkes", dessen Eintragung mit einigen Umständlichkeiten verknüpft ist, wird vielleicht manchen nicht ganz firmen Unternehmer vom Bauen abschrecken, wenn ihm nicht gelingt, ein Drittel der vermutlichen Baukosten in barem Geld oder in mündelsicheren Papieren als Kaution zu hinterlegen. DaS ist eine Ausnahme von der Regel und läßt immerhin die Möglichkeit, daß die Baugläubiger um einen Theil ihrer Forderungen betrogen werden. Wenn nur ein Drittel sichergestellt wird, bleiben zwei Dritte! ungedeckt. Das Gesetz ist von der Meinung ausgegangen, daß Unternehmer,

24»



die in der Lage sind, eine bare Kautio zu stellen, auch für den Rest der Bau«forderungen gm sein werden. So wirds aber nicht immer sein. Wenn Institute sich gewerbmäztig mit der Stellung von Baukautioen befassen, hat auch der un-solide Bauunternehmer Gelegenheit, sich die Mittel zu schaffen, um den Borschriften des Gesetzes zu genügen. Der Kautiovermittler wäre dann gedeckt; aber die Baugläubiger könnten, wenn die Sache schief ginge, ihren Guthaben nachrennen, da sie in diesem Fall keinen hypothekarisch sichergestellten Anspruch hätten. Den^Baukujawen" und „Hypothekenherkulesen" mag also zum Trost dienen, daß das neue Gesetz kein ganz dichtes Netz über den Bauschwindel wirft; noch kann er sich regen. Bedenklich ist die Einrichtung des Bauschöffenamtes und dessen Kompetenz. Bauschöffen müssen überall da berufen werden, wo der zweite Theil des Gesetzes in Kraft tritt. Das ist obligatorisch. Außer dem Vorsitzenden und seinem Stellvertreter sind mindestens vier Schöffen für jedes Amt zu wählen. Zur Hälfte müssen es Bausachverständige fein. Die wichtigsten Pflichten des Schöffenamtes bestehen in der Schätzung der Baukosten, der Feststellung des Baustellenwerthes, der Annahme von Bauforderungen. Besonders wichtig ist die zweite Pflicht. Die Erlangung zuverlässiger Grundstücktaxen ist eine der Hauptschwierigkeiten im Hypothekengeschäft. Nun soll das Bauschöffenamt den Werth ermitteln. Das mutz Bedenken hervorrufen. Werden die Sachverständigen in ihren Taxen nicht manchmal zu niedrig greifen und damit die Durchführung des Baues in Frage stellen? Von der Schätzung der Bauschöffen hängt die Höhe der von dem Bauunternehmer zu leistenden Sicherheit uud damit auch die Höhe der Baustellenbelastung ab. Mir die Hypothekeninstitute und Baugesellschaften, die sich mit der Hergabe von Baugeldern befassen, ist also die Funktion des Bauschöffenamtes ein Eingriff in „wohl-erworbene" Rechte. Daraus können Differenzen entstehen; besonders leicht, wenn die Taxen der Schöffen noch auf spätere Beleihungen des fertigen Grundstückes nachwirken. Das kann kommen, muß aber nicht; und wegen dieser einen Möglichkeit, der die Praxis auszuweichen wissen wird, ist das Gesetz noch lange nicht a limius zu verwerfen. Einen Theil der pupillarisch nicht sicheren Elemente wird es dem Baumarkt fern halten. Und wird es den Bauhandwerkern und Lieferanten die Existenz erleichtern oder erschweren? Bisherhat das Bauhandwerk sehr große Summen durch den Bauschwindel verloren. Im Vergleich mit diesem Zustand kann selbst die Nothwendigkeit, Kredit bis zur Tilgung der Bauhypothek zu gewähren, keine Verschlechterung des staw3 yuo ants bringen. Eine Besserung ist schon dadurch verbürgt, daß eine hypothekarische Sicherung gewährt wird. Im Uebrigen sollen die Baugläuöiger ja aus dem Baugeld befriedigt werden; und damit Das geschehe, kann der Baugeldgeber den Bauunternehmer ausschalten, indem er sich vom Gericht einen Treuhänder bestellen läßt. Einen Sachverständigen, der die Auszahlungen des Baugeldes zu überwachen hat. Da alle möglichen Kautelen für die Sicherheit der Bauforderungen geschaffen find, ist nicht einzusehen, warum der kleine Handwerker in Zukunft hinter dem zahlungfähigen Lieferanten zurückstehen soll. Lange genug hat er gelitten. Möglich, daß die Zahl der Neubauten sich etwas verringert. Das geschähe nicht zum Schaden der Solidität des Grundflückmarktes. Die Lecture der KonkursstatistiZ ist das beste Mittel, um die richtige Distanz zu dem Gesetz über die Sicherung der Bauforderungen zu erhalten. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M-Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.

Druck von G. Bernstein in Berlin.



Berlin, den 28. August 1909.  
Quodlibet.  
^^chtzehnhundertdreißig. Nach einem Diner bei der Großfürstin  
WU^ Helene zieht der Zar den Gesandten derKöniginMctoria in eine still  
Ecke und sagt: „Wir haben da jetzt mit einem kranken, schwerkranken Mann  
zn thunund ich würde es, offen gestanden, für ein großesUnglückhalten, wenn  
er uns in diesen Tagen draufginge; namentlich, wenn vorher nicht Alles in die  
nöthigeOrdnung gebracht worden wäre." NikolaiPawlowitsch zürnt, seitAbd  
ulMedschid, dessen Vater er gegen MehemedAli geholfen hat, dieFranzosen  
an der bethlehemitischenKirchenthür beten IM und dadurch dasVorrecht der  
orthodoxenChristen verletzt. Nun foz dert garOesteneich, dreißig Monate nach  
Vilagos, das doch auch nur mit russischer Hilfe möglich wm de, die Türkei  
solle ihre Truppen aus Montenegro zurückziehen. FelixSchwarzenbcrg, heißt  
es, habe bald nach Rüdigers"Sieg überGörgci gesagt: „Die Welt wird über  
unsere Undankbarkeit staunen." DerProphezeiungscheint dieErfüllung nah.  
Deshalb, wenn irgend möglich, Verständigung mit England. Sir George  
Hamilton Seymour ist am Newaquai noch nicht recht heimisch; war aber  
CastlereaghsPrivatsekretür. kennt das Ziel brititisch erOrientpolM  
den Nachtschwink mit würdiger Diplomatenfassung hin. Fünf Wochen da-  
nach (Graf Leiningen, der nicht nur der Hofburg dienen, sondern vielleicht  
auch der erhabenen Verwandten in Balmoral behenden Eifer zeigen will,  
hat bei derHohenPforteOesterreichsForderunginzwischen durchgesetzt) wird  
Nikolai deutlicher. „GewisseDinge, HerrGesandter, werde ich niemals dul-  
den. Konstantinopel soll nicht für dieDauer von meinen Russen besetzt sein;  
25



Die Zukunft.

aber auch nicht von Engländern, Franzosen oder Truppen einer anderen Großmacht. Den Versuch, ein neues Byzantinerreich zu schaffen, werde ich eben so wenig erlauben wie eine Gebietsabgrenzung, die aus Griechenland einen großen Staat machen würde. Daß die Türkei in kleine Republiken getheilt werde, die dann die bequem erreichbaren Schlupflöcher für die Kofsuth, Mazzini und andere europäische Revolutionäre würden, werde ich natürlich erst recht nicht gestatten. Ehe ich mir solche Aenderungen gefallen lasse, werde ich Krieg führen und nicht aufhören, so lange ich noch einen Mann und eine Flinte habe. Gott bewahre mich vor ungerechter Anschuldigung! Was in Konstantinopel und in Montenegro jetzt geschieht, muß aber Verdacht wecken. Welchen? Daß die pariser Regierung im Orient Verwirrung zu stiften sucht, weil sie hofft, dadurch leichter an ihr Ziel, zunächst also in den Besitz von Tunis, zu kommen." „Und wie denken Eure Majestät über Oesterreich?" „Das meine ich immer mit, wenn ich von Rußland spreche. Was uns taugt, taugt auch den Oesterreichern; unsere Interessen decken sich in der Türkei vollkommen. Und Egypten? Ich sehe durchaus ein, wie wichtig dieses Land für Britanien ist, und werde nicht widersprechen, wenn Sie es bei der Theilung des Türkenerbes nehmen. Das Selbe gilt für Kreta; diese Insel könnte Ihnen nützlich werden und ich finde keinen Grund, sie den Engländern zu versagen." „In Egypten, Sire, hat England nur ein Interesse: die Sicherung einer schnellen und unsperrbaren Verbindung des Mutterlandes mit Indien." Kein Gedanke mehr an die Erhaltung der Türkei. Im Juni des selben Jahres kommt der großdeutsche Rheinländer Karl Ludwig Bruck als Internuntius (diesen Titel trug bis ins Jahr 1871 Oesterreichs Vertreter bei der Pforte) nach Konstantinopel, wo er, der Direktor des Oesterreichischen Lloyd, dann in Wien Handelsminister gewesen war, sich bald als den einzigen Diplomaten erweist, der sich neben dem Willensgenie des Briten Stratford Canning zu behaupten vermag. Oesterreichs Ansehen ist am Bosphorus durch die ungarischen Flüchtlinge arg geschmälert; der Gassenwitz hat aus den ^utrickiens die ^utrsg ckiens gemacht und den Geschäftsträger als eine Puppe der Russe gehöhnt. Bruck erzwingt sofort die Sühnung eines der österreichischen Flagge angethanen Schimpfes und rückt damit in einen anderen Rang, als sein Vorgänger ihn im Diplomatischen Corps gehabt hat. Merkt sofort aber auch, daß die Türkei nur zu retten ist, wenn sie der Osmanenherrschaft entzogen wird. „Welch ein herrliches Land verkümmert hier in den Händen der Faulenzer! Wenn dieser Boden besser bearbeitet, das Niveau der Wirtschaft erhöht, eine zeitgemäße Verwaltung geschaffen und der Ertrag aller Arbeit nicht von den Provinz-



sschmarotzern und dem Serail gesindel verschlungen und vergeudet würde, könnte Europa Hunderte von Millionen aus diesem Land ziehen. Für die Christen des Orients konnte die vierhundertjährige Herrschaft der Türken nie etwas Anderes bedeuten als für Oesterreich die hundertjährige türkische Herrschaft in Ofen. Sie haben sie geduldet, wie man sich dem Räuber fügt, so lange ihm nicht von der Sicherheitsbehörde oder den Nachbarn das Messer entrissen wird. Der Name Rebell würde seine entehrende Bedeutung verlieren, wenn er die Aufopferung für Religion und Vaterland brandmarken sollte. Indem Europa einen Theil des Osmanenreiches zu einem selbständigen hellenischen Staat machte, hat es nicht nur einem fast erstorbenen Gefühl der anderen Christen des selben Reiches Impuls und Berechtigung gegeben, sondern sie auch zur steten Vergleichung zwischen einer christlichen und einer musulmanischen Regierung herausgefordert. Wie entartet hätte die christliche Rasse sein müssen, wenn sie vor einem solchen Bild ihrer Zukunft und ihrer Rechte den zur Beseitigung gewaltsamer Hindernisse günstigsten Moment versäumt hätte! Die Quellen des Türkenreiches sind erschöpft. Die moralische Krsft der Musulmanen ist durch die fremde Hilfeleistung und noch mehr durch die neuen Formen, die Eingriffe in die Grundideen des Islam gebrochen, ohne daß die Christen befriedigt wären. Der Krieg hat die waffenfähigen Musulmanen allmählich hingerafft und das Mißverhältniß in der Zahl der christlichen Bewohner steigert sich dadurch in gefährlicher Weise." Von der Einigung der deutschen Mächte hofft Bruck auch für den Orient das Heil. „Der Deutsche Bund hätte die Kraft, das europäische Gleichgewicht nach allen Seiten zu wahren und eine allen Interessen Rechnung tragende Lösung des Orientproblems herbeizuführen. Ich predige das Einverständniß mit Preußen und den deutschen Regierungen Monate lang vergebens. Nur in Frankfurt kann die Orientalische Frage beantwortet werden; da aber haust Prokesch, der ein halber Türke ist und gewiß Unheil anrichten wird. Mit Preußen und Deutschland hätte man 'in erster Linie von Rußland die Befriedigung der eigenen Interessen in den Donauländern fordern und, nöthigen Falls, erzwingen, aber auch den Westmächten erklmen müssen: Bis hierher und nicht weiter!" Doch die Stimme des Mahners verhallt. Nach dem Krimkrieg wird die Türkei in die Staatenfamilie Europas aufgenommen und ihr feierlich Unantastbarkeit verbürgt. Achtzehnhundertsiebenundsiebenzig. Als die Russen, zwei Monate nach der Kriegserklärung, unter dem Auge des Türkenmarschalls Abd ul Kerim die Donau überschritten haben, schreibt Austen Henry Layard, Archaeologe und Diplomat, an Lord Derby: „Nicht aus Liebe zu den Türken und zu ihrer Re-

25\*



Die Zukunft.

ligion haben wir der Türkei geholfen, sondern, weil unser eigenstes Interesse es uns befahl. Und diese von den größten Staatsmännern gebilligte Politik kann durch das in den letzten Monaten Geschehene nicht als falsch erwiesen werden. Sie beruht, zum Theil wenigstens, auf der Ueberzeugung, daß die TürkeidenehrgeizigenOrientplänenRuhlandseinHlndernihund der Sultan, als anerkanntes Haupt der mohammedanischen Religion, ein nützlicher, vielleicht einunentbehrlicher Bundesgenosse Englandsist, dem MMonenMusulmanen unterthan sind/' Friede von San Stefano. BerlinerKongreß. Inder zweiten Woche stelltGortschakow sich ein paarTage krank; kommt dann wieder in den Kongreßsaal und spricht: „Während der letzten Sitzungen haben meine Kollegen (Schuwälow und Oubril) Ihnen Konzessionen gemacht, die weit über die von Rußland beabsichtigten hinausgehen. Aber ich kenne dieGefühle,vondenemeineKollegen sich dazu bestimmen ließen, zu gut, um gegen diese Konzessionen Etwas zu sagen. Ich habe das Wort nur erbeten, um auszusprechen,!^ Rußland von seinerFriedensliebezufogroßenOpfern getrieben wird, und um zu betonen, daß als wahr erwiesen ist, was Ruhland vor und nach dem Kriege gesagt hat: Nicht Selbstsucht hat es indiesenKrieg gedrängt, sondern nurderWunsch, den Christen imOrint zuhelfen/ Schweigenringsum. Dann steht Lord Beaconsfield auf: „Ich gebe sicher nur dem Gefühl aller Anwesenden Ausdruck, wenn ich bekenne, daß ich der Art, wie mein erlauchter und edler Freund die wahre Gesinnung feines Vaterlandes dargestellt hat, in aufrichtiger Bewunderung gelauscht habe. Der Gedanke, daß Rußland sich von der Sehnsucht nach Frieden leiten ließ, beglückt mich; und ich habe nun die feste Zuversicht, daß wir die selbe Empfindung auf allen noch zu betretendenWegen dieserKonfer^

Haus: „Die Oesterreich gewährte Erlaubniß, Bosnien und die Herzegowina zu besetzen, bedeutet nicht etwa eine Theilung derTürkei. Daß ein Land Provinzen verliert, macht es noch nicht zu einem, das getheilt worden ist. Wahr ist, daß der Sultan Provinzen verloren und seine Armee Niederlagen erlitten hat, daß noch jetzt sogar der Feind vor den Thoren derHauptstadt steht. Das Alles aber haben auch andere Mächte schon erlebt. Von einer Macht, die noch über eine der stärksten Städte der Welt, über Heer und Flotte verfügt und zwanzig Millionen Unterthanen hat, darf man nicht sagen, sie sei getheilt worden... Griechenland verlangte Konstantinopel und wollte große Provinzen und werthvolle Inseln nur alsTheilzahlung auf seine berechtigten Ansprüche anerkennen. Unter diesen Umständen war es schwer, Griechenland zu befriedigen. Und ich kann den Griechen nur sagen, was ich in ähnlicher Lage lebenden Individuen sagen würde: Lernt geduldig sein! Den Russen aber, die be-



Halten mögen, was sie haben, mußten wir fagen: Bishierher und nichtweiter! Asien ist für uns Beide groß genug und es giebt keinen Grund zu stetem Krieg noch zu steter Kriegsfurcht zwischen Britanien und Rußland. Der Orient darf unserem Reich, das die zur Führung seiner Politik nothige Macht hat, vertrauen und in ihm (dieses Bewußtsein ist uns wichtiger als das unserer Wehrkraft) das Land der Freiheit, Wahrheit, Gerechtigkeit sehen." Der Antrag, mit dem Hartington, im Namen der Opposition, die allzu türkenfreundliche Politik der Regierung tadeln will, wird im Unterhaus abgelehnt; und in der Thronrede, die das Parlament bis in die Wintermonate schließt, erwähnt, daß die Unabhängigkeit des Osmanenreiches gesichert sei. In der Guildhall, beim Mahl des Lordmayor, sagt am neunten November (gleich nach dem Erscheinen des Briefes, in dem Shaftesbury schroff gegen die „von Barbarei und Ehrgeiz beherrschte russische Regierung" gesprochen hat) Beaconsfield, der Geist und der Buchstabe des Berliner Vertrages werde von Großbritannien mit allen Mitteln geschützt werden; wenns nöthig sei, auch mit Waffengewalt. Was in dieser Zeit neuer Türkennoth der Deutsche empfand, hatte Treitschkes Posaunenton schmetternd und grollend durchs Land gerufen. „Da wir zwar die Türkenherrschaft überreif zur Vernichtung, doch die Rajahvölker noch in keiner Weise reif zur Selbständigkeit finden, so würden wir es als ein Glück begrüßen, wenn diese schwierigste aller europäischen Fragen noch durch einige Jahrzehnte ungelöst bliebe. Aber das Schicksal fragt nicht nach unseren Wünschen. Sei es uns lieb oder leid: wir müssen uns endlich an die Erkenntniß gewöhnen, daß der nationale Gedanke, der schon die Mitte des Welttheiles neu gestaltet hat, auch in der graeco-slaoifchen Welt gewaltig erwacht ist. Es wäre wider die Vernunft der Geschichte, wenn diese treibende Kraft des Jahrhunderts gerade den elendesten Staat Europas ehrfurchtvoll verschonen sollte. Wir lächeln über die philhellenische Schwärmerei der zwanziger Jahre und kein Kaiser Joseph will heute noch, die beleidigte Menschheit an diesen Barbaren rächen.' Aber verstummt sind auch jene schwungvollen Lobgesänge auf die Freiheit und Bildung des edlen Osmanenvolkes, womit die Presse der Westmächte zur Zeit des Krimkrieges das verwunderte Europa und die nicht minder verwunderten Türken selbst beglückte. Seit Frankreich zuerst den großen Suleiman in die Händel der Christenheit hineinzog, begannen die Türken, zu wittern, daß sie immer mindestens einer der christlichen Mächte willkommen waren; und seitdem ist der Staat der Osmanen von den Staatsweisen des Abendlandes so oft und so salbungvoll als ein unentbehrliches Gewicht in der Wagschale des europäischen Gleichgewichtes gepriesen worden, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn alle Säulen des



Die Zukunft.

Türkemeiches, die Malis, Wollahs und Ulemas, die schwarzen und die weißem Eunuchen, die Odaliskten und die Serailknaben, fämmtlich von dem fröhlichen Glauben durchdrungen sind: Allahs wunderbare Barmherzigkeit habe die Augen der dummen Franken mit unheilbarer Blindheit geschlagen. Doch die Osmanli verkommen an Leib und Seele. Ihre Zeugungskraft versteckt irr der Sodomiterei und der Wollust des Harems. Von den großen Zügen des Nationalcharakters blieb fast nichts mehr übrig als der Stolz, die fatalistische Zuversicht und die Unfähigkeit zu jedem Mitleid; nur von Zeit zu Zeit bricht noch die Tapferkeit und der staatskluge Sinn beserter Tage durch die dicke Hülle der unermeßlichen Faulheit, die sich über die Seelensatten Herren gelagert hat. Für die Unwandelbarkeit der Theokratien gilt noch mehr als für andere Staaten die alte Wahrhcit, daß die Macht der Reichen durch die selben Mittel erhalten wird, welche sie schufen. ^

auszusehen, bedarf es nur einiger Ehrlichkeit, nicht der Sehergabe; denn das selbe Problem, das heute am Bosphorus auftaucht, haben die Scharfsinn der Welt schon einmal jahrelang beschäftigt, als wohlmeinende Diplomaten den Kirchenstaat mit einer Verfassung zueignen hofften. Der konstitutionelle Sultan ist eben so unmöglich wieder konstitutionelle Papst. So wenig die Kardinäle jemals eine weltliche Konsultation als eine gleichberechtigte Macht anerkennen durften, eben so wenig kann der gläubige Osman die Rujah als Seinesgleichen achten. So lange der Koran das oberste Gesetzbuch aller Staaten des Islam bleibt, ist die Einführung abendländischer Rechtsbegriffe ein Abfall und ein Frevel. Darum sind auch alle Reformgesetze nur eben so viele Schritte zum Verderben gewesen. Das Alttürkenthum erzwang die Bewunderung seiner Feinde durch die Kraft des Charakters; das neutürkische Wesen mit seiner ungebrochenen Barbarei und dem glitzernden fränkischen Firniß darüber gleicht dem vergnügten Indianer, der sich einen Frack über den nackten tätowirten Leib gezogen hat. Der letzte Grund dieser Unverbesserlichkeit des Staates liegt unzweifelhaft in der verhängnißvollen That, daß die orientalisch-theokratische Hierarchie zugleich als die Fremdherrschaft einer kleinen Minderheit auftritt. Nach menschlichem Ermessen wird der Halbmond nicht eher von den Kuppeln der Weisheitskirche herabstürzen, als bis das Heer einer europäischen Großmacht auf jenen alten Mauern, welche der letzte Komnenos sterbend vertheidigte, seine Fahne aufpflanzt. Und welche Hemmnisse die Eifersucht der großen Mächte einer solchen Katastrophe entgegenstellt, weiß Niemand besser als die Pforte; denn mitten in ihrem Verfall hat sie sich noch Etwas von jener Barbarenschlauheit bewahrt, welche einst den großen Suleiman bewog, den französischen Unterhändler zu fragen: „Hat Kaiser Karl Frieden mit Martin Luther?“ ^ Die medi-



terranischeWelt Zranktan zwei großen Nebeln: an derSeeherrschaftEnglandS und an der retwnglosen Fäulniß des Osmanenreiches. Wie auch die Würfel fallenmögen: wirDeutschenschwimmennichtgegendenStrom derGeschichte. Der türkischeStaathat alle die theurenVersprechungen, die ihm den Eintritt in unsereStaatengemeinschaft eröffneten, mitFüßen getreten. Das christliche Europa darfsich dasRechtnichtnehmen lassen, diese barbarische Macht, wenn sie noch nicht vernichtet werden kann, mindestens also zu knebeln, daß sie mit ihren Rüsfelschlägen die Menschenrechte ihrer christlichen Unterthanen nicht mehr zu gefährden vermag." Das Ende der Türkenschande scheint nah. Neunzehnhundertneun. EinesDeutschenKaisersrönendeStimme hat der Türkei Schutz verheißen und der Christenheit den Sultan Saladin als das große Muster ritterlicher Tugend gepriesen. Die Abkehr von Rußland (Lösung des Afsekuranzvertrages) und der auffällige Gestus, der den Deutschen die Vormachtstellung unter den Rajahvölkern zu heischen schien, haben neue Gruppierungen bewirkt und erhalten. Den franko-russischenBund,denNiko-lai Pawlowitsch als die nothwendige Folge deutscher Reichseinheit voraus-sah, der den großenLynkerLamartine so gewiß dünkte wie die Befriedigung des in einem „Naturschrei" aufheulendenBedürfnisses und derzweiMenschen-alter lang dann doch, bis nach Bismarcks Sturz, ein Phantastentraum blieb. Die anglo-russische Verständigung im Geist D'Zfraelis, der am Bosporus den Ganges vertheidigen, die Britenherrschaft im Mittelmeer für absehbare Zeit sichern und den Schlüssel zum Suezkanal in seine Tasche stecken wollte. Und den austro-russischen Balkanvertrag, der erst makulirt wurde, als Ruß-land von Ostasien sich einstweilen wieder nach Südosteuropa wenden mußte und Oesterreich, ohne Furcht vor neuer Stärkung des centrifugalen Slaven-thumes, die Rückkehr zu der expansiven Politik Thuguts versuchte. Wieder prunkt derIslammit einer Reformation vor denFrankenz mit der altenLüge von Freiheit, Gleichheit,Gerechtigkeit, derenVerwirklichung die Türken ent-machten, auf Gnade und Ungnade der Rajah unterwerfen mußte. Wieder spürt das unbestocheneAuge hinter dem pariserFirniß dieungewandelte, un-wandelbare Barbarei. DerKhalif, derPerserschah, der Sultan von Marokko sind entthront und durch bequemere Figuren erfetzt. Von allen Seiten um« dienerts den Islam. Algerien, Egypten, Tunis, Rumänien, Griechenland, Serbien, Montenegro, Bulgarien, Cypren, Bosnien, Herzegowina, Ostru-melien (nur die Hauptstücke der Beute); dennoch: „Unantastbarkeit des Os-manenreiches". Ueberall hört man die Losung. „Vielleicht erheitert uns noch der Galgenhumor eines osmanischen Parlaments. Unter denKaufleuten des Fanars wie unter den armenischen und griechischen Steuerpächtern sind der



Die Zukunft.

catonischen Naturen genug; mit dem landesüblichen Bakschisch läßt sich gewiß die erforderliche Anzahl loyaler Rajah Abgeordneter anfertigen." Was der Näßizler (Zel'mamae vor dreiunddreihig Jahren als eine lustige Möglichkeit sah, ist nun Ereignih und wird so ernst genommen wiederMenschenrechtszustand im persischen Kinaedenparadics. VomVolk desPadischah Abgeordneteziehen imTriumph durch Europens Hauptstädte. Griechenland muh sich unter der Türkendrohung ducken. Den Kretern, denen die von England gewünschte Zurückziehung der internationalen Schutztruppe ein unzweideutigesZeichen zur Befreiung vomTürkenjoch gab, wird inKaneadieHellenenflagge vom Mast geholt. Und die Christenheit ist dankbar dafür, daß die Türkenregirunq sich mit so gelinder Sühne zu begnügen scheint. Die Tage Palmerstons sind wiedergekehrt, der einst sagte: „Mit einem Staatsmann, der die Erhaltung der Türkei nicht als eine europäische Notwendigkeit erkennt, verhandle ich nicht." Der als Alternder, von der TürkenliebeGeheilte aber roch, daß ans dem Lande der Osmanli ein Leichnam geworden war. Noch verpestet ermitseinenFäulnißdünstendenErdtheil.NikolaiAlexandrowitsch aber bereitet sich, in Südost denKhalifen zu grüßen. Bleibt Egypten ruhig? Die Araberpresse ist geknebelt, die Rechtsmehrung, die, unter dem frischen Eindruck der Jungtürkenputsche, in Kairo verheißen ward, bis heute nicht gewährt. Glimmt da wirklich kein Fünkchen auf, dann dürfen die Grey und Gorst sich eines Meisterstückes rühmen. Aber in Irland wird der Inder Dhingra, weil er einen britischenBcamten gemordet hat, alseinpatriotischer Held gefeiert. Und in die Jndia Office regnets Petitionen, in denen farbige Unterthanen denKaiser vonIndien beschwören,indenSultanatendesOstens und Westens für dieMusulmanen gegen europäis^e Anmaßungeinzutreten. Keine Gefahr? Albanesen, Kurden, Bachtiaaren, Rifberbern sind Bergvölker, die sich hüten müssen, aus demBereich ihrernatürlichenFestungen hervorzubrechen; und mit dem semitischen Rest würde Europa leicht fertig. Doch feit Jahren zuckt es und schütteltsich unter dem Fieber islamischerKrifen. Der Panislamismus nur ein Thorentraum, nur Kindern ein Schreckbild? Europa hat das Reich des Tenno groß werden lassen und nicht geahnt, daß dadurch eine ungeheure sino-japanische Macht entstehen und den Europäern die Märkte Ostasiens sperren könne. Wer wagt, heute schon zu ermessen, welche Volkskräfte sich dem Schoß des zu neuer Hoffnung erwachsen Islam entbinden werden? Die Spur des erstenFehlers sollte schrecken. England brauchte ein starkesJapan als Waffe gegen Nußland, als Köder fürFrankreich und dieVereinigten Staaten. England braucht eine ihm freundlich gesinnte Türkei, um inZndien und Egypten Stützen zu behalten und um den Bau der Bagdadbahn hem-



Niell! zu können. Und dieKarten sind wieder so schlau gemischt, daß dieSpieler nicht meiken, wem ihre Trümpfe schließlich Gewinn bringen müssen; nicht einmal Sems in der Presse bedienstete Söhne, deren nüchterner Rechnersinn doch bedenken sollte,daß imGlaubensbezirkdesKoran derJsraelit einKnecht geblieben ist und wie ein Hund wedelnd dem Musulmanen aufwarten muß.

War je ein Europäerpatriotismus auf der Wacht, so hat der anglo-deutsche Zwist ihn von der Schanze gescheucht. Wehrlos gegen den corps re-enleilrant desJslam,wehrlos gegen dieHerrenlaunen amerikanischer Wirthschaft: Das bleibt Europens Schicksal, bis zwischen den beiden großen Germanenreichen, in Güte oder mit Blut, die Rechnung beglichen ist. Wäre es nicht klüger,rcetl.in dieHöhle desLeun zu gehen,nicht würdiger als das stete Gewinsel vor kleinem Asiatenraubzeug, das unseren Erdtheil schändet?

Baritus.

An drei Hochsommertagen des neunten Jahres unserer Zeitrechnung hat der Cheruskerfürst Arminius, Sigimers sechsundzwanzigjährigerSohn, im Teutoburgerwalde das Römerhcer geschlagen und den Feldherrn QuintiliusVarus, den Tyrannen Untergermaniens, zum Selbstmord getrieben. Neunzehnhundert Jahre ists her. Wir wissen nicht viel von der Schlacht noch von ihren Helden- nur, wasTacitus und andere römische Publizisten darüber berichten. Wissen erst durch Mommsens Forschung, wo der Kampf begann und wo die letzteLegion vernichtetwurde. Den Römern deraugustischen und tiberifchenZeitgaltArminius als der Befreier des deutschen Landes. Lambrecht sagt über ihn: „ Er vereinte in sich die zähe Energie des Mannes und das lodernde Feuer der Jugend; früh römischer Offizier und LczaSs Romanu?, später von der römischen Partei seines Volkes in Ketten geworfen, entbehrte er, trotz jungen Jahren, nicht eines besonderen Schicksals. Er gehörte zu den Edelsten des Stammes; seinGeschlecht wird Ltirps reZ ia genannt und in den Zwisten sein er Familie spiegelten sich die nationalen Gegensätze. So war Armin mit jeder Faser seinesWesens derPartei germanischer Freiheit zugewiesen und bald ward er ihr allüberragenderFührer. Varus, der sorglose Großstädter, wurde vonihmmitdreiLegionenuncrfahrenerTruppen, etwadreißigbis vierzigtausend Mann, nebst einem Troß von bürgerlichen Elementen ins Verderben gelockt; tief im Weserland kam es zum Angriff dervereinigten istwäischen Völker, der Cherusker, Brurtercr, Marserund der Chatten: in den HochsommertagenderTeutoburgerSchlachtgingdasHeerzuGrunde.Nichteinmal die sichere Kunde des Unterganges gelangte sogleich an denNhein,nicht einmal dieZahl derSchlachttage war festzustellen; und erstGermanikus konnte auf



Die Zukunft.

ei n em späterenHeereszug die tM

voUendetenGräbendesletztenLagers,denaufweiterFluchtverstreutenGebeinew  
seinerLandsleute entnehmen." Rechts vom Rhein einen sich die germanischen  
Stämme. Marobod, der Markomannenkönig, will mit dem Sieger nicht ge-  
meinsame Sache machen und schickt das Haupt desVarus, durch dessen Sen-  
dung Armin ihn an dieGleichheit germanischer Interessen mahnen wollte, an  
desGefallenenSippe nachRom. JmWesergebietaberwiderstehtArmin,dem  
Thusnelda, die Hausfrau, von ihrem Vater Segeft auf römischen Boden ent-  
führt ist, bis insJahrIS denLegionen desGermanikus. Dann wird er zwei-  
mal geschlagen. Doch diese Siege bringen keinen Ertrag und derCaesar ruft  
seinen Feldherrn heim. Marobod und Armin messen auf der vom Fremdling  
befreiten Erde die Kräfte. Der Markomanne wird nicht besiegt, sieht seinen  
Anhang aber schrumpfen, flüchtet ins Böhmerland, wird von Katwalda mit  
Gothenhilfe auch aus dieser Zufluchtstätte gejagt, bittet Rom um Asyl und  
darf, wie Thusnelda und deren Knabe, in Ravenna mit dem harten Brot des  
VerbannteneinfreudlosesLebenfristen. ArminiusistHerrinWestgermanim;  
in seiner Herrlichkeit einsam. Wollte er König fein? Hat Rom das Gift ge-  
weigert, mit dem der ChattenfürstAdgandestrius den übermüthigenCherub  
ker zu töten trachtete? War es wirklichsoklug wie nach ihm nurBritanien, in  
dem Leben des Mannes,an dessen Namensich inFeindesland ZWietrachtheftete,  
ein kostbares Gut zu schirmen? Verwandte, so ward überliefert, haben den  
Sieger vom Venner Moor ermordet. Schon hatten Vater, Brüder, Oheim  
ihn verlassen; nun siel er unter den Streichen der Geschlechtsgenosfen. Die  
Tragik seines Lebens, sagtLamprecht,„wurdeimschwerenGeschickseinesVol-  
kes vergolten: bald erscheinen die Cherusker von inneren Kämpfen zerrieben,  
nur der Schatten noch einer großen Vergangenheit. Das Bild Armins aber  
ward, gereinigt von den Kämpfen und Sorgen derSpätzeit, zum Heldenideal  
der Nation; es verkörperte den Gedanken des siegreichen Widerstandes gegen  
Rom und um feineZüge wobenSageundDichtungihreglänzendenSchleier«  
Sein Fehlen war menschlich; seinJrrrthum (derTmum vom Stammeskönig-  
thum) stützte sich auf den Glauben an die große Zukunft feines Volkes."  
Daß uns, nach neunzehnhundert Jahren, der Spukeines Varusschlacht-  
festes, etwa mit Saalburgtheater und Germanenbilanzreden, erspart bleibt,  
ist gut. Der Mythos vom Befreier hat in der deutschen Scholle starke Wur-  
zeln und wird nicht welken, auch wennkeineGießkanne ihn jebesprengt.Darf  
auch in diesen Tagen aber das Gedicht vergessen sein, in dem Deutschlands  
kräftigsterDramatiker den alten Märenstoff behandelt, nach seinem Angesicht,  
einem Gott hier ähnlich, die Weserwaldmenschen zuneuem Leben umgeschaf-



Quodlibet.  
fen hat? Kleists Gedicht von Hermann und Thuschen? Neunzig Jahre ist  
just alt geworden. Der holdesten und der grassesten Wunder voll. Und den  
Deutschen doch beinahe unbekannt. Jahre lang magst Du in den Hauptstädten  
des Reiches Hausen: und findest dieses Werk, das wichtigste deutscher Zunge,  
auf keinem Schaugerüst. Wenn Frankreich, Britanien, Rußland ein National-  
drama von dieser Willensgluth und Gemüthsmacht hätte, wären seine sprü-  
henden, wetternden,jauchzendenVerse aufjedesSchülers, jedes Jüngferchens  
Lippe und die Matrone fragte sie dem greisendenGefährten in gemeinsamer  
Andacht ab. Lasse Dir, Deutscher, von wahrhaftigen Deutschen sagen, wann  
sie die Hermannsschlacht lasen, wie oft; und was davon noch in ihrem Hirn  
lebt. „Wehe, mein Vaterland, Dir! Die Leier zum Ruhm Dir zu schlagen,  
ist, getreu Dir im Schoß, mir, Deinem Dichter, verwehrt.“ Das Wort, das  
Heinrich Kleist 1809 seinemGedicht alsMotto mitgab, Hatnoch1909 seinen  
traurigen Sinn. Ist dieserPoetnieaus dem Bann zulösen, indenihnGoethes  
angstvolles Vorurtheil fchlug?Derhätte,wennsmit „ Anstand undStellung“  
vereinbar gewesenwäre,denDorfrichter Adam,dasleibhaftigste Geschöpfdeut-  
schen Dramenhumors, so bedenkenlos (er hats selbst zu Riemer gesagt) aus-  
gepiffen wie der weimarische Subalternbeamte, der mit so gröblichem Unfug  
Karl August in Wuth brachte. Der konnte (und wollte) sich in Penthesileens  
Geschlecht und Region nicht finden und fühlte vor ihrem Dichter, „ bei dem  
reinftenVorfatzeineraufrichtigenTheilnahme, immer nurSchauerundÄb-  
scheu,wie vor einem von der Natur schön intentionirtenKörper,der von einer  
unheilbaren Krankheit ergriffen wäre.“ Der genoß, wie ein Kunstwerk, das  
Genie Bonapartes, dem der Sohn des HauptmannesJoachim Friedrich von  
Kleist aus der Wollust seines Hasses entgegenheulte: „Rettung von dem Joch  
der Knechte, das,aus Eisenerz geplägt, eines Höllensohnes Rechte über unfern  
Nacken legt!“ Diese Generationen, diese Welten konnten einander nicht ver-  
stehen. Doch soll drum KerDichter,derPreußensStolz fein mühte,für immer  
Germaniens Stiefkind bleiben? Nie wirkte einer Heimath ein Sohn, Shake-  
speare selbst nicht, solches Bild ihres Wesens; keins je, das ihrer Züge win-  
zigsten, häßlichsten nicht feig dem Späher barg.Keinem gelang solcheHymne,  
deren Feuerathem aus Nacht und Noth den Trägsten noch zur Befreierthat  
peitscht. Hier keucht und pfaucht Deutschland) haderts und reckt sich zum  
Schlag. Hier sind nicht nur die „Weiberchen, die sich von den französischen  
Manieren fangen lassen;“ sind auch dieKerle, die Buben, die noch heute auf  
deutschem Acker wachsen. Helden und Knirpse. Alle Pflanzen der Norddeut-  
schen Tiefebene;und das wurmtgeSaatgetreide ward nicht ausgereutet, bevor  
der prüfende Blick das Feld, Furche vor Furche, abtasten durfte. Alld Deutsch-



Die Zukunft.

'land ist hier. Wilde Wüstheit und innige Frommheit, Barbarentrotz und listige Tücke, Rohes undZartes. Keine Engelfchwadron, kein deklamirenderFürchtegott vornan. Herr ist, wer mit dem stärksten Arm den Reif auf den schlausten Kopf stülpen kann. Der blonde, blauäugige Sproß der stirps reZW, der die Römer römisch bekämpfen lehrt. Luther, Fritz, Bismarck ähneln ihm in manchem Zug. Sein Thuschen scheint von einerBärin gesäugt,von einer Panther-tatze in Sanftmuth erzogen: und ist doch in jeder Wesensregung einGerma-nenweib aus Kriemhildens Brut.Hermann will keinen Feind, in dem er den Menschen achten, gar lieben müßte. Thusnelda kann nicht frei athmen, ehe dem Lispler, der, mit der Heuchelmiene des Glühenden, kalt den Raub ihres Hauptschmuckes besann, die zottige Tatze das junge, gesunde Fleisch von der Rippe fetzte. Das Paar in täppischem Waldgekos; der jämmerliche Hader der Dutzendfürsten; der Sturm, der über den geschändeten, von einem ganzen geilen Troß geschwängerten Leib der Chermkermagd hinbraust und ans den SchlündmderVolkheitdieRachegeisterherbeiheultzVarus in sternloser Nacht vor dem Alraunenorakel; der frommeKampfruf der süßmAlten: Germania selbst hebt sich ins Rund derBühne. Die Marseillerhymne vom ^jour de Awir 6 und Kleists Bardenlied: zwei Völker; zwei Menschheitszonen. Keine andere NationhatsolchesMythmdrama.JnDeutschlandschläftshinterHecken.Wird ihm die Gnadenpforte von Puppen gespern, die ein patriotischer Leiermann auffeinem Kasten tanzen und nach derWalzenweife plärren läßt. 1909. Rafft nichtEiner die bestenSpieler,Drillmeister, Bühnenstrategen zusammen und giebt nns in diesem Herbst Kleists Hermannsschlacht? Nicht Einer sie end-lich so, daß dieses Krongeschmeide aus dem Königreich deutscher Sage dem Glück und der Roth germanischerMenschenniemehrverlorensein kann? Sind wir wirklich nur des furchtsamen Wagners und seiner Alben noch würdig? Reigen.

Die Liberalen werfen den Konservativen vor, daß sie dem deutschen Volk erstens dasCentrumejoch, zweitens dasAgrarierjoch aufgezwungen ha-ben. Die Konservativen werfen den Liberalen vor, daß sie unfruchtbar seien, an Doktrinen kleben und dem GroßstädterbedürfnißdieVolksgesundheit leicht-fertig opfern. Dem C!ntrum,demFürst Bülowzukaum noch erhoffter Macht-höhe geholfen hat, wird naherZerfall prophezeit,weil einpaarmüßigeKöpfe mit der Frage, ob es in alle Ewigkeit die Katholikenpartei bleiben müsse, die trüben Hundstage vertändelt haben. „BassermannsLeute find schon um vier Mandate ärmer.“ „Heydebrands werden beim nächsten Urnenwettlanf viel Mehrverlierm.“ „Ob Bachem, ob Roeren siegt: mit der Centrumseinheitists



QuodKbtt.

301

aus." SolcheKinderei füllt die Sommerpauseleidlich. Und die neuen Steuern^.  
diedenHandelerdrosseln,zwischenMcmelundMainauallesblühendeLeben er-  
sticken sollten? Davon spricht man nicht mehrganzso gern, seitsichderZwischen-  
handeldernationalen Sache angenommen hat. Zwei Mark mehr auf hundert  
Liter Bier: darüber mußte man Monate lang im Reichstag raufen; zehn Mark  
mehr: Brauer undSchankwirthe wollen auch leben (und dürfen, ohne ein lau-  
teeSchcltwort zu hören, dieSteuerbürde insFünffache häufen). Sie agitiren  
und inseriren: regiren also. Nicht einmal derSoldat,dersick mit derJammer-  
löhnung von zweiundzwanzig Pfennigen für denTag weiterplacken muß, nicht  
einmal der Briefträger, dessen Hungertüchlein Herr Sydow lange genug in  
der Nähe sah und der dennoch im alten Elend hockt, bekommt sein Glas Bier  
oderSchnapszudembishergezahltenPreis.DarunterleidendiegroßenGrund-  
sätze derFreiheit und Volkswohlfahrt nicht. Nur derStaat solls nicht haben.  
Und wenns gelingt, die vier liberalen Fraktionen unter einenHut(einenCylin-  
der, versteht sich) zu bringen, muß Alles sich, Alles wenden. Uebermorgen. Das  
Ganze nennt der Deutsche „innere Politik". Und ernsthafte Leute mit greisen-  
demHaar schreiben, lesen sogarArtikelüber solche „LebensfragenderNation".  
In Schweden haben die Cellulosefabrikanten und Konfektionäre eine  
Lohnforderung der Gewerkschaften, weil sie ihnen die Rentabilität des Ge-  
schäftes zu schädigen schien, abgelehnt und unter dem Schutz des Arbeitgeber-  
Verbandes die Widerspenstigen ausgesperrt. Die organisirten Arbeiter ent-  
schlossen sich zum Generalstrike. In den Eisenerzgruben undSägewerken wurde  
es still; Textil-und Holzstoffa^beiter, Setzer und Drucker, Kutscher und Schaff-  
ner, Industriehönge und Schwitzer allerSorten blieben der Arbeit fern. Seit  
den ersten Augusttagen. Schließlich warfen sogar dieTotengräber denSpaten  
hin und erklärten, die Bourgeoisleichen nicht mehr bestatten zu wollen. Vier  
Wochen währt nun dieser Bürgerkrieg; und auf beiden Seiten sonnen die  
Truppen sich in der Gewißheit des Sieges. Alles in bester Ordnung, sagen  
die Unternehmer; unsere Lager waren überfüllt, wir können noch lange lie-  
fern, Schiffe, Straßenbahnen, Droschken fahren schon wieder, dieZeitungen,  
derenNummern allmählich inden alten Umfangschwellen, sind fürunsund der  
Feind pfeift drüben auf dem letztenLoch. Unsinn, antworten die Gewerkschaf-  
ten; dasLand verliert täglich drei bis vier Millionen, wir werden von den Ge-  
nossen aus Europa und Amerika reichlich unterstützt, sind der Landarbeiter  
sicher und wissen, daß die Regirung, wenn die Ernte auf dem Feld fault, nicht  
wagen darf, das Heer zu Hilfe zu rufen. Kein Mann schösse auf uns... Ein  
furchtbar gefährliches Experiment, das dem unbetheiligt Zuschauenden eine  
wichtige Lehre verheißt. Krieg, in dem nur die Stärke entscheidet. Spart also



Ä02

Die Zukunft.

die Moralinsäure. Auch, wenns irgend geht, das Hirnschmalz der Reporter, die :ja doch mit fertigem Urtheilsspruch ins Punscheden geschickt worden find. Ein lustigerer Reihenhhythmus. Der KaisersolleinKriegervereinsmitglied, einen Sechziger, geduzt haben: und in derPresfewurdeeeifernd ein amtlicher Widerruf dieser Meldung verlangt. Der Landrath des Kreises Pinneberg erhält von der ihm vorgesetzten Behörde den Auftrag, nach Stellingen zu reisen und in Hagenbecks Thierpark einem Somalihäuptling, der dem Kaiser, wie anderen Menageriebesuchern, Kunststücke vorgemacht hatte, das Allgemeine Ehrenzeichen zu übergeben. Das Gerücht muß irgendwie durchgesickert sein. Denn der Gemeindeglied er mußte die Kommunalwürdenträger von Stellingen-Langenhäfen zusammenrommeln, auf daß sie zugegen seien, wenn der Herr Landrath sich im Thierpark des Allerhöchsten Auftrages entledige. Ob nicht alle Geladenen zu sinken waren, nicht allen die Bedeutung der Stunde einleuchtete? Der Stellvertretende Gemeindevorsteher kam und mit ihm vertraten noch andere Prominente die Ortsverwaltung. Der Herr Landrath nahm das Wort, der Somali das Allgemeine Ehrenzeichen. Wer eine Cigarette oder fünf Reichspfennige spendirte, konnte es mit schauerndem Ehrfurchtgefühl auf der Brust des begnadeten Afrikaners betrachten. In Deutschland; 1909. Zeppelin-Marsch.

An Goethes Geburtstag soll Graf Zeppelin in feinem neuen Luftschiff nach Berlin kommen und nach der Landung in den Fürstenzimmer des Alten Schlosses wohnen. Den Schwarzen Adler, hat er schon. Wird er jetzt Finst, Großadmiral, wenigstens Excellenz? Welche Ehren sind ihm noch zu erdenken^ dem seit einem Jahr im ganzen Reichsgebiet zugejauchzt wird? Wienoch nie einem Deutschen. Was Bismarck und Moltke an Volksjubel erlebten, war daneben ein Winkellärm; und Werner Siemens, der große Forscher und Finder, blieb den Landsleuten bis ans Grab fremd. Von Friedrichshafen bis nach Köln, bis nach Bitterfeld: Zeppelin. et ukiczue. Man hört kaum noch andere Namen. Kein Tag ohne Zeppelin auf allen Holzpapierblättern. In Berlin feiert zwei Wochen ein Taumel. In Kneipe und Waarenhaus, auf der Straßenbahn und dem Droschkenhalteplatz nur dieses Thema. „Wenn wir aber nur so weit 'ran können, daß wir knapp die Ballonhülle sehen?“ „Macht nichts; ich muß muß dabei sein, und wenns Schufteerjungen regnet!“ Kriegsministerium, Generalkommando, Magistrat rüsten sich für den Landungstag. Und die Stadt wird geschmückt sein, als ziehe Armin, der Befreier, durchs Thor. Wenn der Einundsiebzigjährige sich den klaren Kopf des Patrouillereiters bewahrt hat, mag er lächelnd im Kahn sitzen. Vorgestern ein höhen-



"süchtiger Narr; gestern ein des Lobes würdiger Anreger, dem Brauchbares aber nicht gelingen kannzheute derBringerdes Heils. Glockenläuten, Fahnen wehen,Boller krachen. Aus tausend Kehlen jaucht es, aus abertausend zu dem Luftbeherrscher empor. Jeder will ihn sehen; um ihm näher zusein, erklettern alternde Männer Baumwipfel, keuchen müdeFrauen auf Dächer und Kirch-türme. Was vor ihm war, neben ihm ist, scheint völlig vergessen. Von der Montgolfiöre bis zu den lenkbaren Luftschiffen der Santos-Dumont und Le-baudy. Alles. Dupuis-Delcourt empfiehlt, statt der Kugelform, schon 1829 die Fischform. Giffard führt den Dampfmotor ein. Dupuy de Lome das Ballonet.Wölfert den Daimler-Motor. Schwarz die Aluminiumhülle. Nie-mand denktnoch daran. Dem Grafen Ferdinand vonZeppelin ist das Wunder allerWunder gelungen.Drum hat dieSkepsis zuschweigen. „DieLösung des altenProblems war möglich,als man denleichtenMotor hatte; auf den kams an. Seit er hergestellt ist, regt sichs überall in den Lüften. EuerZeppelinhatdasBe-währte benutzt, Neues hinzugefügt und mehr geleistet als vor ihm ein Anderer. Auch, was nicht unwichtig ist, mehr Geld zur Verfügung gehabt. Millionen sind draufgegangen, ehe er so weit war, wie er heute ist. Daß Einer seinem Glauben sein Vermögen opsert, sieht man nicht selten. Alle Gewalten wirken für ihn, seit ihm bei Echterdingen das Luftschiff verbrannt ist. Ohne Unfall ists noch nie abgegangen. Er kann nur bei gutem Wetter fahren, bietet der Ballonkanone ein Riesenziel, braucht geräumigeHallen und ist derLandung nur sicher, wenn eine Compagnie unten inBreilschaftsteht. Ein Anfang viel-leicht; noch kein Triumph. Alle Sachverständigen find in der Ueberzeugung einig, daß dieZukunft den Drachenfliegern gehört, denWright, die dem Prob-lem des Menschenfluges die einfachste Lösung gefunden haben, nicht den starren Ungeheuern, die zwar das Auge entzücken, aber theuer, leicht treffbar, schwer transportabel und für den militärischen Aufklärungdienst drum ungeeignet sind." So,laut(t dieAntwort, redet mißgünstiger Neid. Orville Wright mag ein geschickterTechniker,Parseval ein tüchtigerOsfizierseinunddasLuftfchiff, das beiSiemensgebautwird, manchenützlicheNeuerungbringen:unserHeros ist und bleibtZeppelin.Der deutschenMenschheitMesfias... Lächelt er noch? Dem Himmel sonah? So nah, noch ein Sterblicher, der Vergottung? Feiertihn.JndesReichesHauptstadt so lautnoch einmal, wiedeLunge begehrt. Dann aber bedenkt, dahZeppelins nunDeutschlandsSchlappe wäre und daß auf seine Versuche, die morgen wieder scheitern können,nicht nur das Augeder Freundschaft blickt. ErniedernichtjedenseinerHochflüge zumJahr-marktevergnügen. Schweigt endlich. Und laßt den Greis in der Werkstatt.

5



asch ist Aehrenthal zum österreichischen Bismarck ernannt worden. Als er antrat, hätte Das Niemand gedacht. Er war öffentlich noch ganz unbekannt. Wenigen nur, die ihn in seiner Petersburger Zeit in der Nähe gesehen hatten, war er aufgefallen und sie sprachen davon, daß ihnen dieser bei Seite lebende, fast unheimlich korrekte, zuwartende Bolschastrath nicht recht geheuer sei. Aber der eigentlichen Künste, worin österreichische Diplomaten sich auszuzeichnen pflegen (als: mit Journalisten frühstücken, in galanten Abenteuern glänzen und den Schneidern neue Richtungen geben), hatte er sich immer enthalten. Auch hörte man, daß er durchaus kein Redner sei, während doch bei uns die Staatskunst jetzt unter die Redenden Künsten eingereiht worden ist. Er galt für einen tüchtigen Arbeiter, für einen starken Leser, auch über sein eigentliches Gebiet hinaus, und für einen der großen Schweiger, die man sich lieber vom Leibe hält, weil es ungemüthlich ist, ihren ruhigen Blicken ausgesetzt zu fein. Uebri >ens gern und gut zu Pferd. Und, was man sehr originell fand: ein zärtlicher Gatte.

Als er antrat, sagte man zunächst weiter nichts, als daß eben wieder einmal Einer vom Hochadel hinaufgelangt sei. Dies find wir ja gewöhnt; man wunderte sich also nicht und erwartete von ihm nichts. Ter Hochadel selbst aber schien unzufrieden. Ihn hörte man murren, daß jetzt bei uns ein Jud sogar schon Kanzler werden könne. Weil Aehrenthal nämlich zwar durch seme Mutter und durch seine Frau dem böhmischen und dem ungarischen Hochadel zugehört, aber nicht von Raubrittern, sondern von tIMgcñ Geschäftsleuten abstammt, die nicht durch Tapferkeit, sondern durch Klugheit emporgekommen sind. Weshalb er nach bürgerlichen Begriffen ein hoher Herr ist, von den hohen Herren aber nicht dafür anerkannt wird.

Cr hatte anfangs keine gute Presse, weil er im Händedrücken und in den kleinen Gefälligkeiten ziemlich ungeschickt schien (obwohl man zugeben muß, daß er sich alle Mühe gab. Dies nachzulernen). Und er hatte Zuerst auch wenig Glück beim Publikum, das in Oesterreich ein mehr rauschendes und strahlendes Auftreten gewohnt ist. Unsere Staaiskünstler haben uns in den letzten Jahren ja wirklich recht vermöhnt: durch ihr sei?r feines Gehör für die Forderungen der Zeit, die sie dann mit den schönsten Worten auszustatten und an den größten Programmen aufzurollen wissen. Er aber schwieg Einen Kanzler nun, der nicht einmal reden kann, fand man dürftig. Was kann er denn? Erst nach der Annexion Bosniens und der Herzegowina schlug die Stimmung plötzlich um. Denn es war in Oesterreich, seit die heute dort wirkenden Menschen sich erinnern können, niemals mehr geschehen, daß Etwas geschah. Und Niemand war, seit wir uns erinnern können, erschienen, der Muth



Graf Aehrenthal.

305

und Lust gehabt Hütte, mit Oesterreich Etwas zu wagen. Nein: Das hatten wir noch nicht erlebt. Ungläubige mahnten nun freilich zur Mäßigung. Wozu der Lärm? Was ist denn schließlich weiter an dieser ganzen Annexion als ein neuer Name? Denn auch als sie noch Okkupation hieß, hatte doch kein Mensch daran gedacht, daß wir jemals dieses Land wieder aufgeben könnten. Wenn wir dort auch bei Weitem nicht so viel gelhan haben, wie Lohnlober uns einreden möchten, so doch immerhin genug, um es als unser Eigenthum für alle Zeit anzusprechen. Und schon auf dem Berliner Kongreß war ja von Anfang an die Annex'on gemeint gewesen, und wenn man am Ende den Türken den Gefallen that, Das dmch einen m.lderen Namen zu beschönigen, so geschah es hauptsächlich aus Angst vor unserem alten Herbst und seinen Leuten, die sich damals noch den Schein einer Art Macht zu geben wußten und deren Programm darin allein bestand, sich allem Vernünftigen ui^ Notwendigen in Oesterreich zu widersetzen. Nun ist dies Alles aber vorbei, die Herbstler haben verhaust und oezthan, wir sind ein slavisches Reich geworden, in dem die Deutschen froh sein müssen, sich ihr Volksthum und eine gelinde Mitwirkung am Staatswesen zu wahren; und da wir uns aus dem Agrarischen nun allmählich zum Industriellen entwickeln und von feudalen Einrichtungen langsam zu demokratischen gelangen wollen, fühlen wir uns von allen Seiten immer mehr nach dem Balkan hin gedrängt. Wozu der Lärm also, wenn es Einer jetzt endlich auch einmal auszusprechen wagt? Eine gar so große Helden-that ist Das doch wirklich nicht!

Nein; eine Heldenthat wars nicht. (Und recht komisch sogar, als es von OssiMen dann zur österreichischen Epopöo aufgeblasen wurde.) Aber es war eine Geberde, es war ein Zeichen. Und die jetzt wirkenden Menschen hatten, seit sie sich erinnern konnten, keine Geberde, kein Zeichen von Oesterreich mehr vernommen. Immer hielt es sich zur Seite gedrückt füll, in einer so fragwürdigen und klagwürdigen, so mühsäligen Gestalt, daß Jedem schon bang um den nächsten Tag geworden war. Und plötzlich stand nun Einer auf und zeigte: Seht, wir sind doch noch da! In anderen Ländern versteht sich Das ja von selbst; uns hat es erst Einer zeigen müssen; wir Huttens verlernt. Und darum war es für uns, an unseren Erlebwssen, unseren Bedürfnissen gemessen, wnkllich fast einer That gleich. Und einer That, die just im rechten Augenblick kam, vorbereitet durch lange Noth und von Sehnsucht erwartet. Denn seit zwanzig Jahren ist unter uns in aller Stille versucht worden, insgeheim den Glauben an Oesterreich wieder aufzulichten. Künstler, erst ein paar Literaten, die Gruppe vom J mgen Wien, dann die Schöpfer unseres neuen Kunstgewerbes, Olbrich, Kolo Moser und Hoffmann, endlich Klimt und seine Leute waren es, die zuerst das Zeichen gaben, an Europa teilzunehmen, der eigenen Kraft vertrauend. Dies hatte dann allmählich doch Manchen

26



Die Zukunft.

aufblicken gelehrt; und während man draußen eben überall schon von unserem Ende sprach, wuchs eine neue Jugend zur Gewißheit auf, daß es ein Anfang war, woran wir litten; was man draußen für Todesqualen hielt, waren ihr die Wehen eines neuen Lebens und nicht aus Schwäche ließen wir unsere Form zerfallen, sondern eine langsam im Geheimen aufgeschossene Kraft schlug das alte Gefäß entzwei. Seit Jahren waren wir ein verschwiegener Bund, der Das wußte. Und nun mag man sich denken, wie merkwürdig es auf uns gewirkt haben muß, als jetzt plötzlich ein Kanzler aufstand, der es auch wußte und die Hand unserer unverzagten Sehnsucht ergriff; da hat die helle Lust manch Einen ganz umgedreht!

Dann hatte aber Aehrenthal auch noch das Glück, auf Widerstand zu stoßen. Und da gab es uns ein wunderbares Schauspiel hohen Wesens, zum ersten Mal Einen zu sehen, der Stand hielt, der fest blieb, der nicht vom Platze wich: zum ersten Mal einen Willen zu sehen. Denn die Art unserer Staatsmänner, seit wir uns erinnern können, war es immer gewesen, daß sie auch anders konnten. Sie wollten Manches, doch mußte nichts sein; Alles ging auch anders. Hier aber zeigte sich, welche Macht Einer hat, der nicht anders kann; Einer, der muß, was er will. Dies hatten wir noch niemals erlebt. Wir haben ja in der österreichischen Politik seit Andrafsy keinen Mann erlebt. Das war Aehrenthals Erfolg bei uns. Und vielleicht auch draußen.

In Oesterreich unermuthet einen Mann zu finden: Das mag die Leute so verblüfft haben, daß man sich im ersten Schreck Alles von ihm gefallen ließ.

Nun weiß man es aber. Man weiß es bei uns, überschätzt und wird von ihm jetzt Wunder verlangen. Und man weiß es draußen, ist darauf gefaßt und wird vor ihm jetzt auf der Hut sein. So hat er es nicht leicht Und es könnte wohl sein, daß ihm manchmal schon selber bang vor seinem eigenen Schatten in unserer allzu bereiten Phantasie werden mag.

Ist es nämlich immer schon ein heikles Verhältniß auf einen Vorschuß von Ruhm die That erst nachliefern zu muffen, so ist er nun gar in der höchst abgeschmackten Situation, daß er sich jetzt, so zu sagen schon mitten auf dem Anmarsch, noch erst feine Truppen anwerben soll. Wird er dabei das selbe Glück haben wie beim ersten Mal? Damals begann er, als hätte er den Rücken durch ein mächtiges Oesterreich gedeckt. Und siehe: diese Geberde des Vertrauens auf ein Oesterreich, an das gar Niemand mehr geglaubt hatte, war so stark, daß es plötzlich wirklich wieder dastand, jenes schon ganz unglaubliche Oesterreich, wie von den Toten auferweckt. Und nun fährt er fort, als hätte er eine ganze starke großösterreichische Partei im Gefolge. Wird es ihm nun wieder glücken? Wird auch jetzt die bloße Geberde des Vertrauens wieder so stark sein? Wird durch sie die Partei, die er braucht, entstehen? Auch diese Partei ist ja längst da; man weiß es nur noch nicht, ganz wie man von



jenem mächtigen Oesterreich nichts mehr wußte. Sie steht überall bereit. In der Bürgerschaft aller Nationen, die nach einem großen Markt verlangt. In ihrer Arbeiterschaft, deren Bedürfnisse hier sich ja noch lange von den bürgerlichen nicht trennen werden. In den Intellektuellen, die sich geistig entfesseln wollen, wie Andere wirtschaftlich. Ueberall steht sie längst bereit; nur die politische Form fehlt ihr noch. Wird die Geberde des Kanzlers sie formen? Er will auf den Balkan. Und jeder Thätige, jeder Tüchtige jeder Klasse, jeoer Nation in Oesterreich will mit. Es ist die Kraft der wirtschaftlichen Expansion, die uns auf den Balkan drängt. Wir brauchen einen Markt, Kolonien haben wir nicht, die Erde ist vertheilt, nur der Balkan bleibt für uns. Wir können aber nicht auf den Balkan, so lange seine Völker uns nicht vertrauen. Sie haben zwischen uns und den Russen zu wählen. Was kann sie bestimmen, sich für uns zu entscheiden? Die Hoffnung, wirtschaftlich dabei zu gewinnen, und die Hoffnung, geistig zu gewinnen. Jene kann ihnen ein agrarisches, diese ein feudales Oesterreich nicht bieten. Sie sind von westlich gebildeten Intellektuellen beherrschte Bauern. Diese Bauern werden nur ein industrielles Oesterreich wählen, diese Intellektuellen nur ein demokratisches Oesterreich. Der Kanzler braucht also für seine äußere Politik ein Oesterreich, dem unsere ganze innere Politik widerstrebt. Das Oesterreich, das mit ihm auf den Balkan gehen kann, muß er sich erst schaffen. Es ist ja da. In der Wirklichkeit ist es da. Aber politisch nicht. Denn Das ist ja das eigentliche Zeichen unserer inneren Politik: alle unsere Wirklichkeiten zu verleugnen. Zur Wirklichkeit wagt sich Keiner zu bekennen, aus Furcht vor dem nationalen Wahn. Wir erleben, daß Schlagworte, Vorstellungen, deren innerer Sinn längst ausgestorben ist, Einbildungen stärker sein können als selbst die Noth. Unser deutsches Bürgerthum hat eine Weile geglaubt, die anderen Nationen in Oesterreich wirtschaftlich und geistig beherrschen zu können. Diese haben sich dagegen empört, wirtschaftlich und geistig ihre eigene Entwicklung fordernd. Der nationale Kampf begann. In diesem Kampf ist das deutsche Bürgerthum unterlegen; die Nationen haben gesiegt. Kein Deutscher glaubt heute mehr an eine Borherrschaft der Deutschen in Oesterreich. Der nationale Kampf ist aus. Politisch aber wird er noch fortgekämpft. Warum? Wofür? Um nichts; grundlos, finnlos, ziellos. Eigentlich nur deshalb, weil von dem Kampf, der aus ist, noch die Kämpfer übrig geblieben sind, die Söldner, die den Kampf nicht einstellen können, des Soldes wegen; denn sie haben nichts gelernt, wovon sie sonst leben könnten. Aus jenem nationalen Kampf stammt ein Gewerbe der bürgerlichen Demagogie, das sich nun in seiner Existenz bedroht fühlt und alle Kraft einsetzt, um eine Politik zu verhindern, die es ums tägliche Brot brächte. Der nationale Kampf, der aus ist, wird weitergekämpft, nicht mehr um die Nation, sondern fürs Ge-

26\*



schüft der Demagogen. In jedem böhmischen Dorf kann man Das sehen, wenn man sich zu den arbeitenden Menschen fetzt und sie nun im Vertrauen fragt, ob es denn nicht wirklich vernünftiger wäre, sich mit dem Nachbarn zu verständigen. Keiner leugnet es. Jeder wäre gern dazu bereit. Aber sie haben Angst, sie fürchten den nationalen Bann; die Schande wäre zu groß; die Demagogen drohen mit dem Boykott und der Handwerker, der Krämer, der Wirth, der von der Gunst der Gasse lebt und den Kredit bei der Sparkasse braucht, in der die Demagogen kommandiren, muß ihnen seufzend gehorchen. Man frage nun in den Handelskammern, in den industriellen Verbänden nach! Ueberall möchten sich die Deutschen mit den Czechen verständigen; sie dürfen aber nicht: die Furcht vor den Demagogen ist stärker. Hier und dort, auf der deutschen und auf der czechischen Seite. Und die bürgerlichen Parteien sind alle rings von solchen Demagogen besetzt, Berufspolitikern, deren einziges Programm ist, ihrem Klüngel das Geschäft zu erhalten, und die darum Jeden, der es durch ein aufrichtiges Wort einmal stört, mit Verdächtigungen und Verleumdungen so bis an den Hals beschmutzen, daß ihm die Lust vergeht, ein zweites Mal die Wahrheit zu wagen.

Unsere ganze innere Politk wird durch die Furcht vor den Demagogen bestimmt. Die Macht der Demagogen ist aber heute größer als je, weil sie nun einen Bund mit unserer alten Bureaukratie geschlossen haben. Ein Fabrikant kann in Oesterreich heute nicht bauen, eine Gemeinde keine Brücke, keine Station, keine Schule haben, eine Witwe keine Tabaktrafik kriegen, wenn sich nicht einer der mächtigen Demagogen im Ministerium dafür verwendet. Aus Angst vor der Demokratie, die am Ende die Verwaltung reinigen könnte, haben sich die Bureaukraten in ihrer Noth den Demagogen verschrieben und die Beiden bilden nun zusammen eine Art Konvent, der jetzt der eigentliche Herr Oesterreichs ist. Er heißt heute Ministerium Bienerth, morgen wird er vielleicht schon anders heißen, aber er wird sich nicht ergeben, so lange nicht die letzte Kraft der mit der Demagogie vereinigten Bureaukratie erschöpft ist. So lange ist ein neues Oesterreich der arbeitenden Menschen unmöglich. Und so lange ist uns der Gang nach dem Balkan unmöglich. Und hält der Konvent, bis etwa die Russen die Kraft für eine Politik gefunden haben, die den wirtschaftlichen und den geistigen Bedürfnissen auf dem Balkan dient, dann wird unser Gang nach dem Balkan für alle Zeit unmöglich geworden sein. Ja, wenn Aehrenthal nun wirklich der österreichische Bismarck ist, zu dem man ihn ernannt hat, dann muß er auch so stark sein, sich im Inneren die Politik zu schaffen, die seine äußere braucht. Der preußische hats gekonnt. Aehrenthal macht den Eindruck, ein Mann zu sein und einen Willen zu haben. Nun wird er es zeigen müssen. Die Kraft zum neuen Oesterreich steht überall bereit, einen Mann und einen Willen erwartend. Wien. Hermann Bahr.



Die Fnedensidee in Deutschland.

309

Die Zriedensidee in Deutschland.\*)

Mj^ ^t der Krieg eine Thatsache, die für die bisherige EntWickelung des Menschen« 6?Wi' geschlechtes von der größten Bedeutung war und auch für die ZuZunft sein wird, so daß nach menschlicher Voraussicht an seine Beseitigung nicht gedacht werden kann, wie es auch niemals möglich sein wird, zu verhindern, daß jemals gemalt-same Umwälzungen in den Staaten vorkommen, so fragt sich, aus welchen Gründen im neunzehnten Jahrhundert die Friedensbewegung entstanden ist und eine wenigstens relative Bedeutung erlangen konnte.

In dieser Beziehung ist wohl zweifellos, daß vor Allem ein mächtiger Faktor das Ruhebedürfnitz gewesen ist, das sich ganz naturgemäß nach den langen und blutigen Kriegen der napoleonischen Zeit gellend machen mutzte. Alles sehnte sich nach einem dauernden Friedenszustand, auf den man auch rechnen zu können glaubte, da man wenigstens in vielen Kreisen der allerdings irrigen Meinung war, daß durch die Abmachungen des Wiener Kongresses für absehbare Zeit die politischen Verhältnisse in Europa in befriedigender Weise geregelt seien. Dieses Ruhebedürfnih vereinigte sich mit gewissen im achtzehnten Jahrhundert zur Geltung gelangten sentimental und kosmopolitischen Anschauungen und der namentlich im Anfang der Französischen Revolution stark betonten, von den Franzosen freilich in etwas eigentümlicher Weise verwirklichten Idee der Brüderlichkeit aller Menschen, die auf schwärmerisch angelegte, an realpolitisches Denken nicht gewöhnte Gemüther großen Eindruck machte und in ihnen tiefen Abscheu vor kriegesischen Konflikten hervorrief. Dazu kamen dann später die immer mehr Boden gewinnenden Ideen der sogenannten Manchesterschule, die nur für das wirtschaftliche Leben der Völker Verständniß hatte, und die freihändlerische Lehre, die nur friedlichen Wettbewerb unter den Völkern anstrebte und sogar möglichst alle Zollschraken zwischen den Staaten beseitigt haben wollte. Außerdem wollten die Anhänger dieser Lehren das Eingreifen des Staates auf allen Gebieten des Lebens so eng wie irgend möglich eingeschränkt haben und waren daher schon aus diesem Grunde dem sogenannten Militarismus und der Kriegführung, bei denen die Staatsgewalt von den Unterthanen nicht blos die größten wirtschaftlichen Opfer, sondern selbst das Opfer ihrer Persönlichkeit verlangt, abhold.

Ein Bruchstück aus dem Schlußkapitel des Buches „Weltstaat und Friedensproblem", das im September bei Reicl & Co. in Berlin erscheint. Der Verfasser, Geheimrath Freiherr von Stengel, hat 1899 als vom Deutschen Reich Delegirter an der Friedenskonferenz im Haag mitgewirkt und ist als ein Staatsrechtslehrer von konservativer Gesinnung bekannt. In seinem neuen Buch giebt er eine Definition des Völkerrechtes, einen Extrakt aus der Geschichte der Friedensidce, eine Kritik der beiden haager Konferenzen; und ermahnt seine Landsleute, sich den männlichen Geist, der die nationale Wehr sichere, nicht abschwatzen zu lassen. Die Mahnung dünkt Manchen recht zeitgemäß.

Die Manchefiermänner finden gar nichts dahinter, daß jährlich Tausende von Arbeitern in Fabriken, Bergwerken und so weiter, also im Dienst fremder Interessen, zu Grunde gehen, sind aber über die Verluste von Menschenleben im Kriege entsetzt. Das Opfer, das die Soldaten mit ihrem Leben oder ihrer Gesundheit im Krieg bringen, ist doch wohl eben so, wenn nicht mehr, im Interesse der Gesamtheit gebracht als das der Arbeiter.



Die Zukunft.

Bei allen diesen Strömungen handelte es sich in letzter Linie um Folgeerscheinungen des durch die sogenannte naturrechtliche Schule zur Geltung gelangten Individualismus. Die naturrechtliche Schule glaubte nämlich, den Staat auf den Einzelmenschen aufbauen und die Entstehung des Staates durch den Staatsvertrag (OontikN Soeial nach Rousseau), also in der Weise erklären zu können, daß staatliche Gemeinwesen ursprünglich durch freiwilliges Zusammentreten einzelner von einander gänzlich unabhängiger, in keiner Gemeinschaft lebender Menschen gebildet wurden. Im Gegensatz zu dem klassischen Alterthum, das den Schwerpunkt auf die Gesamtheit legte (weshalb Aristoteles ganz folgerichtig sagte, die Gemeinschaft sei vor den Einzelnen gewesen), schob die Theorie des Naturrechtes das Einzelindividuum mit feinem Wohl und Weh in den Vordergrund; die Interessen der Gesamtheit kommen ihr erst in zweiter Linie in Betracht. Selbst wenn von der allgemeinen Wohlfahrt gesprochen wird, ist darunter doch nur die Addition der Wohlfahrt aller Einzelnen zu verstehen, nicht das Wohl einer über ihnen stehenden Gesamtheit, dem gegenüber das Wohl und Interesse der Einzelnen zurücktreten muß. Dazu kam, daß mit der Zunahme der Industrie und des Handels und der aufsteigenden Entwicklung des materiellen Wohlstandes der Bevölkerung die Wirkungen kriegerischer Ereignisse immer verhörender wurden und sich dem friedlichen Bürger noch fühlbar machten als in früheren Jahrhunderten; und da ferner die verfeinerte Kultur die Menschen verweichlicht und dem Kriegshandwerk entfremdet, ist leicht zu begreifen, daß die Friedensbewegung Anhänger fand. Von den politischen Parteien waren es besonders die liberalen und demokratischen Parteien, die, auf dem Boden des Individualismus stehend und an den in der Französischen Revolution zur Geltung gelangten Ideen festhaltend, der Friedensbewegung sich zuwendeten und ihr schon deshalb geneigt waren, weil sie den Militarismus als Stütze einer starken Regierungsgewalt bekämpften und fortwährend befürchteten, die Regierung werde kriegerische Konflikte zur Unterdrückung der sogenannten Volksfreiheit benutzen. Daß die Friedensidee gerade in Nordamerika und England festen Fuß gefaßt hat, hat aber noch seine besonderen Gründe. Gegenüber dem angeblich vom Despotismus bedrückten und im Militarismus verkommenen Europa haben die Amerikaner ja immer verstanden, ihr Staatswesen als die friedfertige, auf die Ideen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit gebaute demokratische Republik hinzustellen, die schon mit Rücksicht auf die geographische Lage keine Militärmacht braucht und der kriegerische Abenteuer gänzlich fern liegen. Inzwischen werden die Amerikaner durch die Erfahrungen des Sezessionskrieges belehrt worden sein, wozu stehende Heere und Kriegsfлотten nothwendig sind. Die angebliche Friedensliebe der Union hat aber in dem von ihr veranlagten Krieg gegen Spanien eine eigenhümliche Beleuchtung erhalten (wie überhaupt der jetzt in Nordamerika herrschende „Imperialismus“ kein besonderes friedfertiges Gepräge an sich trägt). Bei den Engländern gehört es von je her zum guten Ton, für die Ideen der Humanität und Civilisation zu schwärmen, wenn sie auch bei der praktischen Durchführung dieser Ideen recht vorsichtig verfahren, um ihre materiellen und politischen Interessen nicht zu schädigen. Es war daher ganz selbstverständlich, daß man sich in England für die Friedensidee begeisterte, wie man auch von je her Werth darauf legte, das englische Volk als den Hort und Beschützer aller unter-



Die Friedensidee in Deutschland.

3!1

drückten Völker hinzustellen. Dazu kam aber noch, daß England nach den napoleonischen Kriegen mächtiger als je dastand und namentlich durch seine gewaltige Flotte alle Meere beherrschte. Im Gefühl seiner Macht und geschützt durch seine insulare Lage, konnte sich England leicht als friedfertig darstellen, zumal es wußte, daß es von keinem Staat einen Angriff zu befürchten habe, und sein während der napoleonischen Kriege errungenes wirtschaftliches Uebergewicht sich zunächst am Besten während des Friedens erhalten und erhöhen ließ. Daß England im Interesse der Ausdehnung seines Kolonialbesitzes und feiner wirthschaftlichen Interessen in verschiedenen Weltteilen fortwährend mit wilden und halbcivilisirten Völkern Kriege führte, wurde als nebensächlich nicht weiter beachtet.

Bei den romanischen Völkern hat von je her die Phrase eine große Rolle gespielt, wenn man auch nicht immer bestrebt war, die in der Theorie vertretene Idee praktisch zu verwirklichen. Haben doch die Franzosen bei Beginn der Revolution sür Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit geschwärmt oder wenigstens zu schwärmen vorgegeben; im Verlauf der Revolution und in den sich anschließenden Kriegen hat man aber von der Verwirklichung dieser Schlagworts wenig wahrnehmen können.

Auffallend muß erscheinen, daß auch in Rußland die Friedensidee Anklang gefunden und daß sich die russische Regierung sogar mit dem Friedensmanifest des Zaren an die Spitze der Bewegung gestellt hat. Wenn man aber berücksichtigt, daß der Inhalt des die sogenannte Heilige Alliance begründenden Vertrages vom Jahr 1815 ganz im Sinn der Friedensfreunde lautet, so kann man sich über die in dem FriedensmaniAst gebrauchten Redewendungen wohl nicht wundern. Dazu kommt noch das psychologische Moment, daß gerade, weil man lange Zeit in Westeuropa geneigt war, Rußland noch als halbbarbarisches Land zu betrachten, sich um so mehr bei der russischen Regierung das Bestreben geltend machen mußte, der ganzen Welt zu Zeigen, daß Rußland gewillt sei, neben dem Verbündeten Frankreich an der Spitze der Civilisation zu marschiren.

... Man kann nun zugeben, daß die Theorie des Naturrechtes manche günstige Wirkungen gehabt hat. Doch darf nicht übersehen werden, daß die durch die naturrechtliche Schule zur Herrschaft gelangte individualistische Richtung in unserem politischen und sozialen Leben recht bedenkliche Erscheinungen gezeitigt hat, so daß die naturrechllliche Theorie heute ziemlich allgemein aufgegeben ist. Eben so ist anzuerkennen, daß die Friedensbewegung in mancher Hinsicht der EntWicklung des Völkerrechtes förderlich gewesen ist und daß namentlich diebeidenFriedenskonferenzen, wenn auch wider den Willen der „Friedensfreunde“, vor Allem auf dem Gebiet des Kriegsrechtes Ersprießliches geleistet haben. Auch ist der Friedensbewegung Recht zu geben, wenn sie sich gegen frivole, durch tiefgehende Interessengegensätze nicht veranlaßte Kriege wendet und zur Ausgleichung von Gegensätzen unter den Völkern beizutragen sucht.

Entschieden muß aber betont werden, daß die Friedensbewegung in ihren letzten Zielen nicht nur eben so utopistisch, sondern auch eben so gefährlich ist wie die sozialdemokratische Bewegung. Auch in Bezug auf diese Bewegung kann zugegeben werden, daß sie auf sozialpolitischem Gebiet wenigstens mittelbar manches Gute geschaffen hat. Trotzdem ist begreiflich, daß die Sozialdemokratie vom Standpunkt der heutigen Gesellschaft- und Rechtsordnung bekämpft wird, weil sie einen



Die Zukunft.

Umsturz des geltenden öffentlichen und privaten Rechtes bezweckt. Gleichgültig ist dabei, ob jemals die sozialdemokratischen Ziele erreicht werden können, da jede Zeit das Recht hat, sich gegen den Versuch eines gewaltsamen Umsturzes der Grundlagen zu Wehren, auf denen der bestehende Rechtszustand beruht.

Das Selbe gilt von der Friedensbewegung. Ob ferne Jahrhunderte wirklich eine Aera des „ewigen Friedens“ erleben werden, kommt für die Gegenwart nicht in Betracht. Ausschlaggebend ist vielmehr die Thatsache, daß die Friedensbewegung eine Umwälzung des gegenwärtigen Völkerrechtes und die Aufhebung der Unabhängigkeit der einzelnen Staaten, die in eine Weltföderation aufgehen sollen, anstrebt und daß sie die nationale Gesinnung mit aller Entschiedenheit bekämpft. Gerade von diesem Gesichtspunkt aus müßte eine weitere Ausdehnung der Friedensbewegung in Deutschland entschieden bedauert werden, weil dadurch die nationale Gesinnung und der militärische Geist, den das deutsche Volk im Interesse seiner Selbsterhaltung braucht, geschwächt werden würden.

Deutschland, das während des größten Theiles des Mittelalters die erste Macht in Europa war, hat seit Beginn der neuen Zeit mehrere Jahrhunderte politischer Ohnmacht durchmachen müssen, und zwar gerade die bedeutungsvollen Jahrhunderte, in denen andere europäische Nationen sich politisch konsolidirten, sich ihren Antheil an den neuentdeckten Welttheilen und dem sich daraus entwickelnden Welthandel und im Zusammenhang damit an der Weltpolitik sicherten. Hervorgerusen wurde diese politische Ohnmacht Deutschlands dadurch, daß das Kaiferthum, geschwächt durch den erbitterten, Jahrhunderte lang dauernden Kampf gegen das Papstthum, das Reich in eine Anzahl von immer selbständiger werdenden Territorien zerfallen ließ. Diese politische Zersplitterung wurde noch dadurch verschärft, daß in Folge der Reformation und des Dreißigjährigen Krieges das deutsche Volk in zwei einander feindlich gegenüberstehende und bekämpfende Konfessionen zerissen wurde, da der politische Partikularismus an dem konfessionellen Gegensatz immer neue Nahrung und neuen Halt fand und der politische Antagonismus unter dem deutschen Staatswesen und die Verschiedenheit der deutschen Stämme durch den konfessionellen Gegensatz in der bedenklichsten Weise verschärft wurde. Nach schweren inneren Kämpfen und blutigen Kriegen ist es schließlich dem deutschen Volke gelungen, seine politische Einheit zu erringen und auf der Grundlage dieser Einheit und der dadurch geschaffenen Möglichkeit der Zusammenfassung aller nationalen Kräfte in kurzer Zeit eine Achtung gebietende Stellung, nicht nur in Europa, sondern in der ganzen Welt zu erringen.

So groß aber auch die Errungenschaften sind, die das deutsche Volk im Lauf des letzten Menschenalters in politischer und wirthschaftlicher Beziehung gemacht hat: in den Schoß darf es die Hände nicht legen, wenn die erworbene Stellung festgehalten und befestigt und die deutsche Macht und der deutsche Einfluß vergrößert und erweitert werden sollen.

Daß Deutschland, das so lange lediglich als geographischer Begriff galt und weder in der Politik noch im Wirthschaftsleben eine ausschlaggebende Rolle spielte, von allen Völkern und Staaten, deren Kreise es durch sein rasches Emporkommen führte, als Emporkömmling mit Mißgunst, in die bei den kleinen Nachbarn sich ein Gefühl der Beängstigung mischt, betrachtet wird, ist begreiflich. Frankreich hat den Gedanken an Revanche für die im Jahre 1870/71 erlittene Niederlage immer noch



nicht ganz aufgegeben, wenn auch die Wahrscheinlichkeit, daß es einen Revanche-krieg beginnt, von Jahr zu Jahr geringer wird. England hat weder den Eintritt des Deutschen Reiches in die Reihe der Kolonialmächte noch den ungeheuren wirthschastlichen Ausschwung des deutschen Volkes mit besonderer Freude begrüßt, ift auch davon nicht sonderlich entzückt, daß das Deutsche Reich ein Faktor der Welt-politik geworden ist und in Ostasien, in Afrika und in der Südsee seinen Einfluß geltend macht. Daß die Slaven die erbittertsten Gegner der Deutschen sind, ist zweifellos trotz der wenigstens äußerlich zur Schau getragenen Freundschaft der offiziellen russischen Kreise mit dem Deutschen Reiche. Ebenso können alle Liebens-würdigkeiten, die bei offiziellen und nichtosfiziellen Gelegenheiten zwischen Deutschen und Amerikanern ausgetauscht werden, über die Gegensätze nicht hinwegtäuschen, die in politischer und namentlich in wirtschaftlicher Beziehung zwischen dem em-porstrebenden Deutschen Reich und der in den Bahren des „Imperialismus" wan-delnden großen transatlantischen Republik bestehen.

Die politische Lage, in der sich das Deutsche Reich in Folge dieser Ver-hältnisse befindet, ift schwierig. Es heißt wirklich für Deutschland: „Feinde rings-um". Deshalb kann auch das Deutsche Reich, trotz der durchaus friedlichen Ge-sinnung des deutschen Volkes, keine friedliebende Polikik im Sinn der Friedens-freunde und der Friedensbewegung treiben. Es kann nicht seine starke Waffen-rüstung ablegen, sein stehendes Heer auf den Stand einer Polizeitruppe herab-mindern, seine Panzerschiffe als altes Eisen verkaufen und sich verpflichten, alle etwa entstehenden Streitigkeiten durch den Internationalen Schiedsgerichtshof im Haag schlichten zu lassen. Es wäre geradezu politischer Selbstmord, wenn Teutsch-land, im Vertrauen darauf, daß es im Fall eines internationalen Konfliktes sein Recht im Haag zur Geltung bringen könne, abrüsten wollte. Der beste Schutz für das gute Recht eines Staates bleibt immer sein starkes Schwert. In diesem Sinn hat auch Richelieu in seinem politischen Testament gesagt: „Niemals darf ein großer Staat sich in die Lage bringen, eine Beleidigung zu empfangen, ohne sie erwidern zu können." Ebenso sagt Schmoller: „Wer ohne Rüstung dasteht, wird mißhandelt." Das deutsche Volk muß aber nicht nur äußerlich, durch den Besitz eines starken Heeres und einer starken Flotte, gerüstet sein, sondern auch innerlich durch kriegerische Gesinnung; es muß in allen seinen Theilen von dem festen Willen durchdrungen sein, seine Stellung, seine Rechte und Interessen gegen Jedermann im äußersten Fall mit den Waffen in der Hand zur Geltung zu bringen. Das wollen aber gerade die Friedensfreunde nicht. Um ihr Ziel, die Beseitigung des Krieges, zu erreichen, suchen sie ganz folgerichtig auch durch ihre Propaganda den kriegerischen und militärischen Sinn in den Völkern zu ersticken und zu ertöten. Zu diesem Zweck werden vor Allem sämtliche Kriege in Bausch und Bogen als Raub- und Eroberungzüge behandelt und die Armeen den Räuber- und Mord-brenneröanden gleichgestellt.

Gewiß ist der Krieg ein „grausam Handwerk"; und es liegt für jeden nicht vollständig verrohten Menschen etwas Abstoßendes (nicht in dem Gedanken, daß er im Krieg sein Leben opfern muß, sondern) darin, daß er als Soldat verpflichtet ist, seine Mitmenschen zu verwunden und zu töten. Wer aber den Krieg als Raub-zug und Menschenschlachten bezeichnet und die Armeen den Räuberbanden gleich-stellt, verkennt die Bedeutung des Krieges. Von einem solchen Standpunkt aus



Die Zukunft.

müßte auch der Scharfrichter als Mörder bezeichnet werden. Nicht darauf kommt es ja an, ob Jemand seinen Nebenmenschen tötet, verletzt oder sonstwie schädigt, sondern darauf, ob er zu diesen Handlungen berechtigt oder sogar verpflichtet ist. Was durch eine solche Beurtheilung des Krieges und der Heere erreicht werden soll, ist klar. Während bisher tüchtige Feldherren gepriesen und verehrt tapfere Offiziere und Soldaten geachtet wurden, sollen in Zukunft die Feldherren als Führer von Räuber- und Mordbrennerbanden der Verachtung anheimgegeben werden, die kriegerischen Heldenthaten, die bisher in Wort und Bild bei allen Völkern verherrlicht wurden, sollen den Verbrechen gleichgestellt werden. Um ja den kriegerischen Sinn im Volke zu unterdrücken, bemühen sich die „Pazifisten“, schon in der heranwachsenden Jugend für ihre Anschauungen den Boden zubereiten.

... Die Friedensfreunde haben schon oft mit Bedauern festgestellt, daß in anderen Ländern die Friedensbewegung größere Fortschritte zu verzeichnen habe als in Deutschland. Man darf aber dem deutschen Volk Glück dazu wünschen, daß diese Bewegung es nicht mehr ergriffen hat. Wohin Friedensduselei und kosmopolitischer Schwindel einen Staat führen können, hat Preußen in den Jahren 1806/07 erfahren müssen; mit Recht wird ein großer Theil der Schuld an dem Zusammenbruch des preußischen Staates in der angegebenen Zeit der unkriegerischen, unmännlichen, jeden nationalen Bewußtseins entbehrenden Gesinnung zugeschrieben, die sich als Folge der kosmopolitischen, humanen und schöngeistigen Richtung der Zeit gerade in den maßgebenden Kreisen breitgemacht hatte.

In national so gefestigten und geschlossenen Völkern, wie es die Franzosen und Engländer sind, wird ja wohl die Friedenspropaganda keinen besonderen Schaden anrichten. In Deutschland haben wir aber allen Anlaß, sie nicht nur mit Mißtrauen zu betrachten, sondern sie auch ernstlich zu bekämpfen, da in der Friedensbewegung ein kosmopolitischer, der nationalen Gesinnung feindlicher Zug liegt, solche Richtungen aber leider gerade in Deutschland auch jetzt noch viel mehr Anhänger und Anerkennung finden als anderswo. Allerdings scheint, wie namentlich unsere Helden in Südwestafrika gezeigt haben, die Gefahr noch nicht groß, daß dem deutschen Volk die Waffenfreudigkeit und der Todesmuth der Germanen so bald verloren gehen wird. Aber es heißt in solchen Dingen: „^rinoipiis odst«."; namentlich muß verhütet werden, daß, wie die Friedensfreunde wollen, in der heranwachsenden Jugend die pazifistischen Ideen Wurzel fassen und der heldenmüthige und kriegerische Sinn in unseren jungen Männern unterdrückt wird, Abscheu vor dem Militärdienst sich geltend macht und die Aufopferung für das Vaterland als eine Thorheit und Ungeheuerlichkeit erscheint.

Würde die Friedensbewegung in Deutschland weitere Fortschritte machen, der kriegerische Sinn im deutschen Volk abnehmen und schließlich ein Nachlassen in den Rüstungen eintreten, so würde sicherlich die Achtung, die man, nicht nur ird Europa, vor dem Deutschen Reich hat, sehr bald schwinden. Bei den zahlreichen Gegnern Deutschlands würde sich leicht die Meinung bilden, daß man deutsche Rechte und Interessen ungestraft verletzen könne. Diese Meinung müßte aber schließlich zu kriegerischen Verwickelungen führen, also gerade Das bewirken, was die Friedensbewegung verhüten will; denn es ist klar, daß das Deutsche Reich nur, gestützt auf seine starke Waffenrüstung und den militärischen, opferbereiten Sinn des deutschen Volkes, seit einem Menschenalter eine friedliche Politik treiben konnte. München. Professor v. Karl Freiherr von Stengel.



Franz Wickhoff.

315

Franz wickhoff.

ine der vornehmsten Lehrkanzeln an der wiener Universität steht verwaist.

Franz Wickhoff, der berühmte Kunsthistoriker, ist in Venedig gestorben

und dort begraben worden. Ein paar Tage vorher hat Geheimrath Wilamo,

witz-Moellendorf in einem Vortrag Wien „die Stadt Franz Wickhoffs" ge-

nannt. Er hat Das wohl nicht so gemeint, wie man sagen könnte: die Stadt

Johanns Strauß oder: die Stadt Luegers. Wickhoff war einer der ganz Großen

unserer Alma Mater, er hat nie an einer anderen Universität gewirkt und sein

Ruhm war auch der Ruhm der wiener kunfthistorischen Schule; gewiß haben

seinen Nannn alle Wiener gekannt, die sich für Bildende Kunst interessiren; aber

populär war er nicht. Es lag ihm auch gewiß nichts dran, es zu werden.

Und er war doch mehr als ein ausgezeichnete Gelehrter. Wenn wir

alle seine grundlegenden Arbeiten auszählen, wenn wir feststellen, daß kein

Zweig kunstgcfchichtlicher Forschung seinem Interesse fremd war, daß feine

geniale Begabung sich auf allen Gebieten unserer Wissenschaft glänzend her-

vorthat, wenn wir mit größter Bewunderung die Summe positiver Ergebnisse

nachrechnen, um die er unsere Kenntniß der kunstgeschichtlichen Entwicklung

bereichert hat: wir können ihm damit nicht gerecht werden. Sein Wirken war

von höherer Bedeutung und sein wissenschaftliches Erbe ist nicht in den paar

großen Arbeiten und einer Reihe von Studien und Aufsätzen begraben. Sein

Bermächtniß ist lebendig und wird weiter wirken; es ist (mit wenigen Worten

umschrieben): die Kunstgeschichte als streng historische Wissenschaft. Das war

das Ziel und ist das Resultat seiner Arbeit: er hat die Kunstgeschichte zum

Rang einer exakten Wissenschaft erhoben, ihre Methode gefestigt, ihr An-

sehen gesteigert. Daran hat er mit einem Kreis von Schülern und Freunden

rastlos gearbeitet, hat unerschrocken und rlcksichtslos den wissenschaftlichen

Charakter dieser ganzen historischen Disziplin vertheidigt gegen die Schön-

geister und Dilettanten, Aestheten und Skribenten.

Die strengste Untersuchung des Quellenmaterials, jeder andern Geschicht-

wissenschaft längst eine Selbstverständlichkeit, hat er uns gelehrt. Seine Bil-

dung umfaßte alle Gebiete geistiger Entwicklung; er kannte die Weltliteratur

so genau wie die kunsthistorischen Fachschriften, wie die ästhetischen, philo-

sophischen, kulturgeschichtlichen Spezialliteraturen. Aber da war nur eine Grund-

lage seiner Forschungen, die voraussetzunglos sich nur auf positiven Erkennt-

nissen, auf genauster Vertrautheit mit dem Denkmälermateria! aufbauten. Er

hatte den intuitiven Blick des wirklichen Gelehrten, ihm entschleierten sich von

selbst die verstecktesten Zusammenhänge historischer Entwicklung. Was ihm beim

Studium Objekt der kühl sachlichen Betrachtung war, wurde in seiner Dar-

stellung wieder lebendiges Werk; er beschrieb es uns nicht wie ein totes Ding:



Die Zukunft.

er stellte es vor uns hin und ließ es selbst reden und lehrte uns nur die Sprache der Kunstwerke verstehen. Die geschwätzig drauflos fabulirende Art, die einen großen Theil der Kunstliteratur unserer Zeit charakterisirt, war ihm verhaßt und die blendendste schriftstellerische Leistung konnte ihm nicht imponiren, wenn sich dahinter leichtsinnige, gewissenlose oder nichtgründliche Arbeit und unwissenschaftliche Methode versteckte. Er selbst hat in feinen großen Arbeiten sich einer klaren und prägnanten Darstellung befleißigt, die mit der Reinlichkeit seines Denkens in guter Harmonie zusammenklang. Aus dem ruhigen Fluß seiner Sätze leuchtet manches scharfgcschliffene Wort auf; gar, wmn ihn sein Temperament in polemische Kontroversen hineinriß. Vielleicht hat ihm einmal dieses impulsive Temperament einen Streich gespielt, vielleicht hat er manchmal fester zugegriffen, als unbedingt nöthig war. Daß es nie persönliche Gründe waren, die ihn bestimmten, daß es ihm immer nur um seine Wissenschaft zu thun war, steht außer Zweifel. Und die don^ KclSS mußten ihm auch Gegner stets zugestehen. Wenn er einmal von irgendeinem Kunsthistoriker gesagt hat, Den müsse Gott im Zorn erschaffen haben, so hat ihn Das nicht gehindert, eine andere, eine gute Arbeit des selben Autors mit vollster Anerkennung zu besprechen.

Was alle die Laien in Wickhoffs Vorlesungen gewollt und ob sie viel von ihm gelernt hnben, weiß ich nicht. Er war kein Vortcagsmeister, er hat in seinen Kollegien gründliche Kenntnisse bei den Hörern vorausgesetzt und, ohne Skioptikon, seine Vorträge nur mit photographischen Reproduktionen erläutert, die er von Bank zu Bank gehen ließ. Seine Schüler freilich haben im Se-nlinar und bei Besprechungen ihrer Arbeiten außerordentlich viel von ihm empfangen. Wenn man Wickhoff als Lehrer beurtheilen will, muß man sich vor Allem erinnern, wie wenig Werth er stets bei den Rigorosen auf alles lexikalische und mnemotechnische Wissen legte, statt einer Unmenge von Zahlen und Daten gründliche Kenntniß der literarischen und künstlerischen Quellen, also der Denkmale, verlangte und. sich von der methodischen Ausbildung des Kandidaten zu überzeugen suchte. Sein Verhältniß zu seinen Schülern charakterisirt ihn als Menschen. Er hat jede fremde Meinung gern geprüft und sich willig überzeugen lassen, wenn der jüngste seiner Hörer eine der seinen widersprechende Ansicht begründen konnte. Er war allen Schülern ein wohlwollender Freund und hat jeden einzelnen gefördert. Sah er aber einen heranreifen, dessen Arbeiten ihm für die Wissenschaft besonders ersprießlich schienen, dann hat er sich mit seiner ganzen Persönlichkeit für ihn eingesetzt und Alles gethan, um ihn an die Stelle zu bringen, wo er am Besten wirken konnte. Wer Lust und den Muth dazu hat, mag Das „Protektion" nennen; ist es wirklich so merkwürdig, wenn ein k. k. österreichischer Hofrath die besten seiner Schüler „unterzubringen" sucht, unbekümmert darum, wen er sich dadurch zum



Selbftcmzeigen.

317

Feind macht? Wickhoff hat nie geint. Die als Schüler fein Interesse weckten und deren Laufbahn er freudig und ihätig erleichtert hat, zählen heute zu den angesehensten Vertretern der Kunstgeschichte. Und'wir Jüngsten haben ihm stets von ganzem Hrzzen gedankt und werden ihm nicht vergessen, daß er nach dem allzufrühen Tode Alois Riegls die Ernennung des jungen Max Dvorak zum Professor durchgesetzt und uns unseren besten Lehrer gegeben hat. Mit Rührung sahen wir ihn dann, so lange seine Gesundheit es ihm erlaubte, regelmäßig neben uns in den Vorlesungen sitzen und aufmerksam den Vorträgen seines früheren Schülers folgen. „Ich will auch noch lernen“, sagte er. Nun liegt er in Venedig begraben, in der Stadt, deren Kunst er am Meisten geliebt hat. Einen noblen, eleganten, ernsten und gütigen Menschen betrauern wir. Einen Mann mit einem freudigen Enthusiasmus für alles Schöne. Wir haben ihn sehr lieb gehabt.

Wien. Dr. Victor Fleischer.

^elbstanzeigen.

Raffael in seiner Bedeutung als Architekt. Zweiter Band: Raffaels Werdegang als Architekt; Raffalls Besitzungen in Rom. 80 Mark. Gllberssche Verlagsbuchhandlung in Leipzig.

Dem Raffael als Künstler ist ein sehr verschiedenartiges Geschick widerfahren: als Maler ist er in allen Landen bekannt und hochgeschätzt, als Architekt wird er nur von wenigen Eingeweihten gekannt, obwohl er ganz Hervorragendes geleistet hat. Wie so oft im msnschlichen Leben, ist diese unterschiedliche Würdigung in der EntWickelung der Zeitverhältnisse begründet. Dem Maler Raffael hat die damals nach Italien gekommene Holzschneidekunst, die bald zum Kupferstich und zur Radirung überging, außkrordentlich genützt. Die zahlreichen Drucke von Bildern und Entwürfen des Meisters verbreiteten sich über die ganze Welt und machten ihn als Maler berühmt. Tagegen sind die Bauwerke, die Raffael vornehmlich in Rom geschaffen hatte, von einem widrigen Geschick verfolgt worden. Die meisten dieser Schöpfungen sind entweder nach seinem Tod unvollendet geblieben, umgebaut oder niedergerissen worden, so daß kaum Jemand mehr vom Architekten Raffael gesprochen hat. Erst die neuste Forschung hat sich angelegen sein lassen, auch nach dieser Hinsicht dem Meister zu seinem Recht zu VerHelsen. In der umfassendsten Weise versuchte ich Das in meinem mehrbändigen Werke: „Raffael in seiner Bedeutung als Architekt“. Zunächst habe ich in einem starken Bande: „Bauten des Herzogs Federigo di Montefeltro als Erstwerke der Hochrenaissauce“ darauf hingewiesen, daß Raffael einen Theil seiner Grundlage als Architekt durch Luciano da Lauranas Hauptwerk, den herzoglichen Palast in Urbino, gewonnen hat. In dem neuen Band behandle ich den Werdegang Raffaels und seine Besitzungen in Rom. Es ist doch wohl nöthig, daß die Werke der Künstler auch von Fachleuten erörtert und eingeschätzt werden, da nicht für alle Verhältnisse der nur äußerlich



gebildete Sinn mancher Kritiker genügt, um Wahres vom Falschen, Gutes vom Schlechten zu unterscheiden, sondern die Vertrautheit mit dem technischen Werdegang der Bauwerke und die umfassendsten formalen Kenntnisse, die nur durch Betätigung erworben werden können, nöthig sind, um nach allen Richtungen hin den Werken gerecht zu werden. Ich schlage einen neuen Weg der Beweisführung für die architektonische Ausbildung Raffaels ein, indem ich auf Das, was die Bilder des Meisters an baulichem Beiwerk enthalten, eingehe, diese perspektivischen Hintergründe zergliedere und so nachweise, daß schon der junge Raffael beim Entwerfen der Baulichkeiten für seine Malwerke mit dem ganzen Apparat der Säulen- und Pilasterordnungen vertraut sein mußte, bevor er diese Gestaltungen in solcher Vollendung auf die Leinwand oder die Tafel bannen konnte. Ich hoffe, so die unbegründete Ansicht zu widerlegen, die manche Kunsthistoriker, wie Crowe, Cavalcaselle und Andere geäußert haben, daß Raffael nur Maler gewesen sei und von Architektur so gut wie nichts verstanden habe. Außerdem weise ich dem Meister den ihm in der Entwicklung der Baukunst getzührenden Platz auf dem Gipfel der Hochrenaissance an. Im zweiten Theile dieses Bandes dürfte am Meisten die auf zahlreiche alte Rompläne und Zeichnungen gegründete Beweisführung interessieren, wodurch nun wohl endgiltig der Standort des dem Meister gehörenden Palastes in der Nähe der alten Peterskirche festgestellt wird. Außerdem bringe ich in Wort und Bild Alles bei, was von den übrigen Häusern und Grundstücken Raffaels in Rom noch zu erlangen gewesen ist. In weiteren Bänden sollen in der selben ausführlichen Weise die von Raffael in fremdem Auftrage ausgeführten Wohnbauten und kirchlichen Werke behandelt werden, ferner Raffaels Rekonstruktion des alten Roms und seine Aufsicht über die Alterthümer der ewigen Stadt.

Elberfeld. Professor Theobald Hofmann.

Fürst Bülow und Kaiser Wilhelm II. Leipzig-Gohlis, Volgers Verlag.

Die Novemberereignisse des Jahres 1908 sind der Anlaß und Ausgangspunkt dieses im März 1909 veröffentlichten Buches, das aber nicht nur die Daily Telegraph-Sache, sondern die gesummte Regierungthätigkeit Wilhelms des Zweiten und des Fürsten Bülow behandelt. Der in meinem Buch dargelegte Thmbestand der Daily Telegraph-Sache ist ganz anders als der von der Öffentlichkeit im Deutschen Reich seit dem Oktober 1898 angenommene. Ich behaupte, daß der Kaiser weder während des Burenkrieges noch in Highcliff irgendwas gesagt oder gethan hat, das als Ausfluß eines Persönlichen Regiments oder als Eingriff in die deutsche Politik zu deuten wäre. Der Kaiser hat weder die russische Anregung zur Intervention der englischen Regierung mitgetheilt noch einen Kriegsplan gegen die Buren seiner Großmutter übersandt. Der russische Vorschlag ist vielmehr vom Reichskanzler durch die Deutsche Botschaft in London sofort der englischen Regierung mitgetheilt worden. Was der Kaiser seinen englischen Verwandten über die beste Taktik im Burenkrieg zu sagen hatte, hat er ihnen während seines Aufenthalts in England vom zwanzigsten bis zum achtundzwanzigsten November 1899 unmittelbar nach Ausbruch des Burenkrieges in seinen Tischunterhaltungen ausführlich dargelegt. In beiden Fällen ist der wirkliche Thatbestand dem Fürsten Bülow bekannt. Nicht der Kaiser, sondern der Kanzler hat den kaiserlichen Brief- und Telegrammwechsel mit seinen englischen Verwandten während des Burenkrieges



Delbfwnzeigen.

319

in den Vordergrund der Ereignisse geschoben und dadurch den Kaiser exponirt. Das die russische Intervention mittheilende Telegramm des Kaisers an den Prinzen von Wales wurde schon im Januar 1908 von dem englischen Journalisten Bashford, der in Berlin lebte und unserem Auswärtigen Amt nahstand, im londoner Strand Magazine erwähnt. Zum zweiten Mal tauchte es auf in dem gleichfalls officiösen Septemberartikel der Deutschen Revue „Deutsche Jntriguen gegen England während des Burenkrieges". Da diese beiden vom berliner Auswärtigen Amt inspvirten Veröffentlichungen den politischen Zweck der Trennung Rußlands, Englands und Frankreichs nicht erreicht haben, so trägt der unabhängige englische Schriftsteller E. Harold Spender am achtundzwanzigsten Oktober 1908 im Daily Telegraph die selben Thatsachen mit etwas stärkeren Farben auf. Er bezeichnet sich als einen früheren englischen Diplomaten, der eine längere Unterredung mit dem Deutschen Kaiser gehabt habe. Auf Veranlassung des Auswärtigen Amtes verbreitet die Norddeutsche Allgemeine Zeitung diese von Unwahrheiten wimmelnde Interview am Abend des selben Tages unter der fettgedruckten Ueberschrift: „Eine Unterredung mit dem Deutschen Kaiser". Nach Empfang der von Spender zusammengestellten Aeüßerungen gab der Kaiser in Rominten den bestimmten Befehl, der Kanzler solle persönlich diese Zusammenstellung prüfen und darüber berichten. Beim Durchblättern des Materials hatte der Kaiser sofort erkannt, daß es sich im Wesentlichen um die selben Behauptungen handle, die Bülow schon im londoner Strand Magazine und in der Deutschen Revue veröffentlicht hatte. Der Kaiser erinnerte sich nich!-, bei seinen Tischunterhaltungen in Highcliff im November und Dezember 19(/7 irgendetwas gesagt zu haben, das mit der amtlichen Politik unverträglich war. Vielmehr hatte er von diesen Tischunterhaltungen unmittelbar danach brieflich mehrmals dem Fürsten Bülow Mittheilung gemacht und Bülow hatte in seinen Antwortbriefen sein Einverständnitz mit dem Inhalt der kaiserlichen Mittheilungen an die englische Umgebung erklärt.

Reg.-Nalb Rudolf Martin.

5

Der Pascha lacht. Morgenländische Schwanke. Schuster <K Loeffler in Berlin.

Heiri, Gurkur, Bubalo.

Der Khalif hielt eines Tages Gericht zu Bagdad. Da erschienen drei sonderbare Kläger vor seinem Thron: Heiri, das Kamel, Gurkur, der Esel, und Bubalo, der Ochse. Heiri war der Sprecher. Er begann:

„Erhabener Khalif! Gefäß und Inhalt der Gerechtigkeit! Glanzspender des weißen Bartes! Schmuck des Thrones, Stab des Volksvertrauens!' Ich, Heiri, Dieser hier, Gurkur, und Jener, Bubalo, erscheinen vor Deinem milden Angesicht, um Klage gegen die Menschen zu führen, die unsere Geschlechter verunglimpfen und unsere ehrlichen Stammesnamen zu Schimpf und Schande für einander mißbrauchen. So oft ein Mensch eine Dummheit macht, sagen ihm die anderen Menschen: ‚Du Kamel! Du Ochs! Du Esel!' Weiser Khalif! Verbiete den Menschen diesen Mißbrauch unserer ehrlichen Namen!"

Der Khalif überlegte lange und sprach endlich: „Was Ihr da als Klage vorbringt, sch.'int keine grundlose Klage zu sein; und dennoch ist Euch schwer zu helfen. Dem Verbot, das Ihr verlangt, steht uralter Brauch entgegen. Die Menschen halten Euch nun einmal für dumm. Doch gehet hin. Du, Heiri, gen Oft, Du,



Die Zukunft.

Gurkur, gen Süd und Du, Bubalo, nach Westen, und suchet, ob Ihr einen Menschen findet, der dümmer ift als Einer von Euch. Kommt wieder in sieben Tagen und meldet mir das Ergebniß Eurer Wanderungen. Dann will ich entscheiden, wie es künftig gehalten werden soll."

Als sieben Tage vergangen waren, standen die Drei wieder vor dem Thron des Khalifen, um zu berichten, was sie gefunden hatten. Bubalo erhielt zuerst das Wort und begann:

„Ich hörte in Aröela einen Streit vor dem Gericht an. Da stand gefesselt Abdullah, ein junger Mann; er sollte dem Armenier Gygos einen Beutel Gold gestohlen haben, gegen Mittag, als Gygos beten gegangen war. Abdullah hatte allein im Laden des Gygos geweilt und trug, obwohl er aus armer Familie stammte, viel Gold bei sich, als man ihn gefangennahm. Er aber bethcuerte seine Unschuld und jammerte; er sei damals nicht im Bozar gewesen, sondern bei seiner Mutter. ‚Wenn es so ist‘, sagte der Khadi von Arbela, ‚dann laßt uns die Mutter vernehmen; ich kenne sie als überaus fromme und rechtliche Frau: sie wird nicht lügen/ Und sie sandten nach der Mutter. Sprich, erhabener Khalif: sind diese Leute nicht dümmer als die Ochsen, da sie glauben, eine Mutter würde nicht meineidig werden für ihr Kind?“

„Du hast Deinen Prozeß gewonnen“, sagte der Khalif. „Laßt hören, was Gurkur, der Esel, zu bieten hat.“

„I—a, i—a“, sagte Gurkur, „auch ich habe, glaube ich, meine Aufgabe gelöst. Ich trabte durch die Straßen von Gaugamela vor den Rebellen her, die das Haus ihres Stadtältesten stürmten. Sie fingen den Aeltesten und hielten Gericht über ihn. Er sollte selbstsüchtig und heuchlerisch gewesen sein. Sie verbrannten ihn auf dem Scheiterhaufen und hoben Omer ib'n Stlim an seine Stelle. Omer versprach ihnen, nur fürs allgemeine Wohl wirken und in allen Stücken ehrlich sein zu wollen. Da jubelten sie ihm zu und freuten sich sehr, nun einen besseren Stadtvater zu haben, als der vorige gewesen war. Sprich, weiser Khalif: sind diese Menschen nicht dümmer als die Esel, die da glauben, ein Gewalthaber werde für das Wohl der Unterthsnen wirken und nicht für sein eigenes?“

Nachdenklich nicktedertzerrscherBeisall und winkteHeiri,demKamel, zu sprechen.

„Ich weidete auf einer Wiese,“ berichtete Heiri, „da kamen zwei Menschen des Weges: eine Jungfrau und ein Mann. Er sprach auf sie ein; sie aber schüttelte nur immer den Kopf. Da sagte der Mann: ‚Jch liebe Dich, ja, ich schwöre Dir, daß ich Dich liebe/ Sie wollte immer noch nichts von ihm wissen. Er sei wankelmüthig, sagie sie; morgen werde er sie vergessen haben. ‚Nie, Geliebte!‘ rief er. ‚Jch schwöre Dir, daß ich Dich in alle Ewigkeit so heiß lieben werde wie heute/ Als sie es hörte, sank sie an seine Brust und sie küßten einander. Sprich, edler Khalif: ist der Mann, der Das mit ehrlichem Gewissen geschworen hat, nicht dümmer als ein Kamel? Und ist sie, die ihm geglaubt hat . . .?“

^ „Genug!“ unterbrach der Khalif. „Ihr alle Drei habt Recht behalten. Und bei meinem Bart: fürderhin soll es keinem Musulman beifallen, einen Menschen ob seiner Dummheit mit dem Namen Eurer Geschlechter zu belegen. Ihr seid entlassen.“

Die Drei gingen. ^

Vor dem Thor sagte das Kamel: „Was gilt die Wette, Brüder? Der alte Esel da drinnen meint, mit seinem Spruch sei uns nun geholfen.“

München. Roda Roda.



Im Krankenhaus.  
3S1  
Im Krankenhaus.  
ies ist der Ort des Todes und der Schmerzen,  
Die Schwelle feucht von Tlzränen. Doch da liegen  
Mit grüner Hoffnung sie in bangen Herzen.  
Und täglich sagt man ihnen fromme Lügen,  
Indeß Freund Hein sein Vorwort spricht  
Aus hohlen, fieberheißen Zügen.  
Sie lächeln selig unter Schmerzen  
Und hoffen stets. Und ahnen nicht  
Den trüben Schein der Sterbekerzen.  
Mien. Moriz Scheyer.

Kapital.  
Erfahrung wird lehren, ob die Folgen der neuen Effektensteuern dem Auge  
so sichtbar werden, wie die Unglückspropheten noch immer behaupten. Die  
Neubildung von Kapital vollzieht sich ohne Rücksicht auf Dogmen und vorgefaßte  
Meinungen. Und da eine kapitalistische Ueberproduktion sich nur in gewissen Ver-  
schiebungen der Schichten des Kapitalgebirges äußert, find die Vorgänge, die den  
Mikrokosmos in Aufregung versetzen, für den Makrokosmos ohne Bedeutung. Wir  
wissen, daß Jahr vor Jahr ein Betrag von 4 bis 6 Milliarden dem deutschen VolkS-  
vermögen zuwächst. Der größte Theil dieser Summe kommt auf den Effektenmarkt.  
Die Steuern und Lasten, die dem Börsen- und Werthpapiergeschäft auferlegt wurden,  
haben die Befruchtungzunahme nicht gehindert. Nach der geltenden Theorie durfte  
der Effektenverkehr seit der Rechtskraft des Börsengesetzes nur in langsamem Tempo  
fortschreiten. Die Thatsachen ergeben ein ganz anderes Bild. Die belebende Wirkung  
niedriger Zinsensätze wurde in der Zeit, da die Reichsbank Wechsel mit 7<sup>^</sup>/2 Pro-  
zent Diskont kaufte, zum alleinseligmachenden Dogma erhoben. Jeder schwor auf  
^billiges Geld" und tröstete mit dieser.Heilswahrheit" die gar nicht des Trostes  
bedürftige Menge der Debitoren. Seit langen Monaten ist der Wechselzinsfuß nun  
niedrig: der Reichsbankfatz beträgt im Durchschnitt des Jahres 1903/09 etwa 3<sup>^</sup>,  
der Privatkont seit Januar 1909 ungefähr 2,38 Prozent. Tägliches Geld, das  
allerdings nur für das Börsengeschäft in Frage kommt, hat sich während des ersten  
Semesters 1909 in den Grenzen von 2 bis 1<sup>^</sup>/2 Prozent bewegt. Das sind die  
äußeren Kennzeichen eines Zustandes, den man als „Periode billigen Geldes" be-  
zeichnet. Wo aber sind dieMirlungen dieser Erscheinung geblieben? In der In-  
dustrie, im Handel und Transport wurden sie nicht sichtbar; oder doch nur dadurch,  
daß sie die Trkenntniß der geschäftlichen Depression im Heimathbezirk erweiterten.  
Die Zunahme der Auswanderung nach den Vereinigten Staaten, die das Herz des  
bekümmerten Aktionärs von Hapag und Lloyd höher schlagen läßt, ist kein Zeichen  
wachsender Regsamkeit am Schraubstock und in der Fabrik. Hätten die Leute zu  
27



Die Zukunft.

Haus genügende Arbeit, so würden sie nicht so leicht ihr Bündel schnüren. Di? Rückwanderung aus Amerika ist so unbeträchtlich, daß man keines anderen Beleges für die gewerbliche Depression in Deutschland bedarf. Aber die Erzeugung über-^schüssigen Kapitals verlangsamt sich trotz der Ruhe im industriellen Leben nicht. Wäre es anders, so würde der Gegensatz zwischen ruhendem Kapital und flüssigem. Geld deutlicher erkennbar werden. Kapital ist jeder Werthfaktor in der Wirthschast: die Kohle auf den Halden und der Träger auf dem Lager eben so wie der preußische Konsol und das bare Geld. Aber die nickt im Umsatz befindliche Waare ist ein toter Bestandtheil des Volksvermögens; erst die Zins tragenden Anlagen bringen Leben ins Land. Nun stellt sich die Frage ein: „Wie ist es möglich, daß die Anschoppung toten Kapitals den Quell flüssigen Geldes reichlicher springen läßt?" Liegt da ein Widerspruch zwischen Faktum und Dogma vor? Im Zweifel darf man immer annehmen, daß das Prinzip Unrecht hat. Denn die Regel, die den Ursprung des wirtschaftlichen Vorganges markiren soll, ist nicht das Produkt des Nachdenkens, sondern die bequeme Schablone, deren einziger Vorteil darin besteht, daß sie sich durch den Gebrauch nicht abnutzt. Der Eindruck des Geldüberflusses wird nur durch den Kontrast zwischen dem regen Umsatz von Effekten und der geringen Bewegung in der Industrie bewirkt. Das Werthpapiergeschäft zeigt eine viel regelmäßiger ansteigende Kurve als der Umsatz industrieller Erzeugnisse. Dadurch wird das Gleichgewicht zu dem Mangel der Erzeugung industriellen Betriebskapitals aus dem Absatz der Produkte hergestellt. So ist der Schein (mehr ists ja eigentlich nicht) einer Geldabundanz in Zeiten gewerblicher Depression zu erklären.

Wie stark der ständig wachsende Vermögensüberschuß aus rentablen Anlagen wirkt, zeigt, unter Anderem, die Art der Unterbringung des liquiden Kapitals: ohne Rücksicht auf die industriellen Verhältnisse werden neue Industripapiere geschaffen. Man verwerthet nicht günstige Chancen, sondern Neigungen des Publikums. Die Mittel, die neuen Industriewerthen zufließen, werden also in unproduktives Kapital verwandelt, so lange die Ertragsfähigkeit industrieller Betriebe gehemmt oder eingeschränkt ist. Steigende Produktion von Industripapieren in einer Zeit industriellen Stillstandes: eine wunderliche Erscheinung. Im ersten Semester 1909 wurden für 218 Millionen Mark neue Induftrieaktien ausgegeben, die einen Kurswerth von 403 Millionen hatten. Mit einem Aufgeld von durchschnittlich 86 Prozent wurden diese Effekten auf den Markt gebracht. Wo ist die sachliche Begründung des Umfanges der Summe und des Agios? Weder die Berichte aus den Industriebezirken noch Gewinnziffern und Dividenden können als Motive angeführt werden. Die (von der Geschäftslage unabhängige) Auswechselung im Effektenbesitz erzeugt eben von selbst neues Kapital. Wer die dynamischen Kräfte der Börse und der Emissionthätigkeit richtig einschätzt, ohne ihren Mängeln allzu große Bedeutung beizulegen. Der kann sich nicht darüber täuschen, daß eine belebte Börse in Tagen gewerblicher Ruhe nicht nur als ein Denkmal spekulativer Tollheit anzusehen ist, sondern auch als das achtbare Zeichen eines starken Willens zur Schaffung oder Besserung geschäftlicher Konjunkturen. Viel illusorisches Kapital wird dadurch hervorgebracht; aber ohne Illusion ist das wirtschaftliche Leben überhaupt nicht denkbar. Die Täusckung findet ihre Rechtfertigung darin, daß die schließliche Abrechnung, wenn mans richtig bedenkt, ein wesenloser Begriff ist. Wer kann sich vermessen, heute zu sagen, wann die große Liquidation beginnen wird?



Kapital.

323

Das in Effekten angelegte Kapital hat im Ganzen nur den Werth, den ihm die Affektion giebt. Ist die Bilanz einer Gesellschaft abgeschlossen und die Dividende festgesetzt, so wird bis zum nächsten Abschluß mit Chancen gearbeitet. Die Börse diskonlirt blcße Möglichkeiten und bewerthet danach den Kurs des Papiers. Wie stark der Einfluß der Affektion ist, sieht man oft bei der Einführung neuer Papiere. Werden sie ohne öffentliche Subskription eingeführt, so ergiebt am ersten Tag der Stückemangel oft einen sehr hohen Kurs. Viele Voranmeldungen sind erfolgt und die reguläre Nachfrage kann nicht befriedigt werden, weil das Emission-Haus sich nicht mit genügendem Material versehen hat oder weil man einen Theil der Stücke zurückhält, um zunächst den Kurs weiter steigen zu lassen und den Gewinn aus den später zu verkaufenden Popieren zu erhöhen. Nicht immer klingts glaubhaft, wenn die Bank versichert, daß sie selbst von der Notiz unangenehm derührt sei. Sicher aber ist, daß nur Glaube und Liebe den hohen Kurs zeugen konnten. Ich erwähnte den Ausgleich, den die verringerte Neuerzeugung gewerblichen Kapitals im Umsatz findet. Hier ist ein Beispiel für ein solches Aequivalent: der künstlich gesteigerte Werth der Effekten. Im ersten Halbjahr 1909 wurden in- und ausländische Börsenpc Piere im NominaZwerth von 2229 Millionen emittirt. Der Kurs« Werth betrug 2419 Millionen. Das Agio von 190 Millionen ist als mehr oder minder fiktives Kapital anzufihen. Und der Kurs, zu dem die Effekten auf den Markt gebracht wurden, pflegt sich eine Weile zu halten. Namentlich in Perioden gesteigerten Dranges nach Wertpapieren. Das Publikum denkt nicht an die Möglichkeit einer Selbsttäuschung, wenn es theme Papiere kauft, weil ihm zunächst nur die Möglichkeit eines Kursgewinnes, nicht aber die Dividende vor Augen steht. Haben sich, zum Beispiel, die Antheile der Deutschen Kolonialgefellschaft für Südwestafrika von derErwägung der Dividenden und Chancen nicht völlig gelöst? Schon die Thatsache, daß neue Zulassung anträge für Kolonialpapiere gestellt find und vorbereitet werden, genügt, um dem spekulativ geschaffenen Kapital Befi and zu sichern. Hier herrscht die Fiktion, daß unter dem Schirm der Börse der letzte Zweifel an der Solidität der kolonialen Hoffnungen schwinden weide.

Der Gegensatz zwischen der Spiegelung der finanziellen Lage im Status der Reichsbank, in den Bankbilanzen und im Rahmen der Börse sollte nachdenklich stimmen. Man mutz alle halbwegs befriedigenden Faktoren zusammenstellen, um sagen zu können, der Zustand der Reichsbank sei normal. Dabei hat die steuerfreie Notenreserve die Höhe des Vorjahres noch nicht erreicht; und die Dicke des Effektenportefeuilles deutet auch nicht auf unbehinderte Athmungverhältnifse. Trotzdem ist man zufrieden, weil man die Wünsche herabgestimmt hatte. Ein neuer Beweis für die geringe Haltbarkeit aller Dogmen; denn jede Regel gilt nur für die Verhältnisse, die gerade herrschen. Die Reichsbank aber steht dem eigentlichen Geschäftsverkehr näher als der Börse. Ihr Aussehen hängt von der gewerblichen Konjunktur ab. Und die Diagnose, die man danach zu stellen hat, lautet: „Der Prozeß der Erneuerung wirtschaftlichen Kapitals hat sich nicht beschleunigt. Der Geldüberfluß steht nur so weit in Wechselwirkung mit der industriellen Konjunktur, wie er die Folge der Geschäftsruhe ist."

Den selben Eindruck machen die Halbjahresbilanzen der berliner Großbanken.

Die Summe der Debitoren hat sich seit dem Januar kaum verändert. Das ist das Barometer für die Höhe der Ansprüche, die von der Industrie an die Banken ge-

!27^



stellt werden. Bei den Hauptbilanzen am Jahresende wird freilich mancher Debitoren ins Wechselportefeuille versetzt; aber ein Vergleich der beiden Endsummen der Außenstände ist dennoch möglich. Auch die Zunahme der Acceptverbindlichkeiten spricht für abnorme Verhältnisse auf gewerblichem Gebiet. Das Gewöhnliche ist der Kredit im Konkurrent. Wenn die Bank ihr Accept hingiebt, so handelt sich meist um komplizierte Bedingungen bei der Beschaffung industriellen Kredits. Die oft als Nachteil bezeichnete Ausdehnung des Apparates einer modernen Großbank zeigt ihren Nutzen in der Möglichkeit, bei nachlassendem Geschäft der einen Abtheilung aus dem Ertrag einer anderen den nothwendigen Ausgleich für das Gesamtergebnis zu schaffen. So hat die Abnahme der Effekten- und Konsortialbestände über die Einschränkung der Einnahmen aus dem „legitimen“ Geschäft hinweggeholfen. Fast alle Institute haben sich von eigenen Engagements erleichtert und sind dabei von der Bereitwilligkeit des Publikums, Werthpapiere zu jedem Preis zu erwerben, unterstützt worden. Mancher Direktor hat, zur Beruhigung seiner Aktionäre, in der Generalversammlung erklärt, für den Ausfall an Zinseneinnahmen werde durch andere Geschäfte Ersatz geschafft werden. Die Erzeugung fiktiven Kapitals haben die Banken eifrig gefördert, indem sie die Börsenspekulation durch Gewährung von Vorschüssen unterstützten. Beweis: das Anschwellen der Reportdarlehen.

Um die Art der Ueberschußvertheilung zu erkennen, braucht man nur auf die Entwicklung des Geschäftes bei den Pfandbriefbanken zu blicken. Auch da sieht man die Kluft zwischen Theorie und Praxis. Monate lang horte man über die ungünstigen Verhältnisse auf dem Hypotheken- und Pfandbriefmarkt klagen. Aber der Saldo, den das Geschäft der deutschen Hypothekenbanken ausweist, stimmt nicht zu solchem Wehgeschrei. Die Gesamtsumme der ins Register eingetragenen Darlehen hat am Halbjahresschluß die Grenze der zehnten Milliarde überschritten. Der Zuwachs seit Januar betrug 331 Millionen gegen 211 Millionen im ersten Halbjahr 1908 und 252 Millionen im zweiten Semester 1908. Wenn die zweite Hälfte des Jahres nur auf der Höhe von 1908 bleibt, grebt es ein Gesamtplus von 120 Millionen. Doch darf man mindestens auf das Doppelte rechnen. Die Voraussetzung für die Ausdehnung des Hypothekengeschäftes ist die Steigerung des Pfandbriefabfatzes, die im ersten Halbjahr 1909 rund 358 Millionen (auf 9958 Millionen) betragen hat. Das sind Ziffern, die von einem normalen Geschäft zeugen. Noch ist nicht erwiesen, welche Art der Unterstützung des Kreditbedarfs volkswirtschaftlich werthvoller ist: die Sättigung des Immobilienverkehrs mit Betriebskapital oder die Anlage in Effekten und Industrie. Geldüberfluß (in dem heute geltenden Sinn) nützt nur der Börse und erleichtert die Schaffung fiktiven Kapitals. Geldmangel entsteht, wenn die Betriebsmittel der Industrie und des Gewerbes nicht ausreichen, um mit den vorhandenen Kräften die Nachfrage zu befriedigen. Da man die Leistungsfähigkeit der Werkstätten und Fabriken über die Grenze des unbedingt Nothwendigen hinauszuschieben pflegt, entsteht oft eine übermäßige Anspannung der kreditgebenden Faktoren, die sich in hohen Zinssätzen äußert. Aber schließlich kommts dabei zu greifbarem Kapital, während die Ausläufer der Geldabundanz oft ins Land der Illusion hineinreichen. Deshalb wirkt Geldüberfluß manchmal deprimirend, Knappheit dagegen als ein Zuversicht erweckendes Symptom.

Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Vorlag der Zukunft in Berlin. Druck von G. Bernstein in Berlin.



Berlin^ den 4. September 1909.  
Griechenland.

MMnter dem Protokol, das die Griechen vom Türkejoch befreit und nur

□

SA? noch verpflichtet, den Sultan als Schutzherrn anzuerkennen, stehen die Namen Nesselrode und Wellington. Doch ists das Werk Georgs Canning, der nach Castlereaghs Selbstmord wieder Leiter der internationalen Politik geworden war und in Reden und Trinksprüchen nun dem Erdball das kostbare Gat der Freiheit, politischer und religiöser, verhieß. Wer diesem Evangelium nicht horcht, mag sich hüten: England kann den Schlauch des Aeolus öffnen undschließen, dieGcwaltenderNevolution entfesseln undbinden. Daß der Minister des jungen Zaren Nikolai Pawlowitsch, der die Griechen Nebellen und Barbaren gescholten hatte, überredet werden konnte, seinen Namen unter dieses Protokol zu setzen, scheint zunächst unfäßbar. Der Lor.donerVertrag vom sechsten Juli 18^7 bringt noch schlimmere Ueben aschung. England, Frankreich, Rußland verpflichten sich, den griechisch-tmksichn Krieg zu enden und einen selbständigen Hellenenstaat zu schaffen, der dem Sultan nur noch Tribut zu zahlen habe. Metternich wüthet, Gentz tobt und sein Günstling Anton Prokesch-Osten erklärt, dieser Vertrag sei die Pandorabüchse, die der unter dem Locknamen Liberalismus umherschleichende Teufel der Unordnung in die Welt gebracht habe. Im Westen aber wird Cannings Werk bejubelt (sein letztes: vierWochennach dem Vertragsabschluß starb er). Gegen den neuen (lächerlichen und doch gefährlichen) Dreibund dünkt den wienerStaatskanzler jedes Mittel erlaubt. Er läßt in London, Paris, Petersburg freundliche Zustimmung andeuten und zugleich in Konstantinopel zu hartnäckigem Widerstand Hetzen. Dieses Doppelspiel wird früh durchschaut und Nikolai



schreibt an seinen Schwiegervater Friedrich Wilhelm den Dritten: „In meinen Händen sind die dokumentarischen Beweise dafür, daß wir (ich sage: wir) von dem wiener Ministerium schändlich verrathen sind. Ich will gern glauben, daß Kaiser Franz der Sache fremd ist, bin sogar davon überzeugt. Welcher Zustand aber, wenn ein Minister seinen Herrn bis zu solchem Grade zu betrügen wagt!" Friedrich Wilhelm möchte vermitteln. Den Vertrag nicht unterschreiben, wenn Oesterreich ihn verwirft. Er redet dem Schwiegersohn ins Gewissen und überhäuft den Fürsten Metternich in Teplitz mit Huldbeweisen. Die Orientfrage wird am berliner Hof zum Erisapfel. Der Kronprinz schwankt; wills weder mit dem Schwager noch mit dem wiener Götzen verderben. Sein Bruder Wilhelm ist für die Griechen, für den neuen Dreibund; und mit ihm fühlen in der Armee, am Hof, in der Diplomatie die besten Köpfe. Darf eine aus Asiaten und Afrikanern gefügte Heidenhorde auf europäischem Boden ein Christenvolk m etzeln? Und müssen wir Erben fritzischen Ruh mes in alle Ewigkeit unter Oesterreichs Vormundschaft bleiben? So ist die Stimmung. Scharnhorsts Sohn, Gneisenaus Schwiegersohn melden sich zum Eintritt in das Griechenheer. Als man gar hört, wie schlecht es in der Verwaltung, im Heer, in den Finanzen Oesterreichs aussieht, und klar erkennt, daß Metternich die Ausrodung des Griechenstammes ersehnt, siegt die Europäerpartei und Graf Christian Günther von Bernstorff, der Minister des Auswärtigen (und, wie schon seine Stellung zu den Karlsbader Beschlüssen zeigt, gewiß kein Liberaler), schreibt den Gesandten: „Obgleich unser Hof weder an dem Londoner Vertrag mitgewirkt hat noch ihm beigetreten ist, billigt er doch ohne Rückhalt dessen Grundsätze und Ziele." Inzwischen ist, weil Ibrahim Pascha, trotz dem Protest der drei verbündeten Großmächte, auf Morea weitermordet, bei Navarino die Tmkenflotte von den drei Admiralen vernichtet worden. Höhnisch fragt Nesselrode: „Was wird unser Freund Metternich zu diesem Triumph der Gewalt über die Vorurtheile der Grundsätze sagen?" Laut sagt er nichts, hofft aber, dieser Sieg werde den Dreibund rasch lockern: und behält endlich wieder einmal Recht. Nußland Herr auf dem Schwarzen Meer, auf dem Weg nach dem Balkan, den kein Halbmondgeschwader ihm fortansperren kann? Dieser W lung soll England sich freuen ? Lieber paktirt sich Metternich. Wellington tritt an die Spitze eines Torykabinetts, der Britenkönig nennt in seiner Thronrede die Schlacht von Navarino ein untonarä event und die Türkei fordert Rußland zum Kampf heraus. Europäischer Krieg? Fast sieht es aus, als müsse gegen die franko-russische morgen sich eine austro-brilische Koalition waffnen. Fraglich scheint nur noch, was Preußen thun wird. Für die Orientinteressen



Griechenland.

327

Oesterreichs, dessen schlechte Rüstung dem berlinerHof kein Geheimniß mehr ist, das Schwert ziehen und sich Ruhland verfeinden oder mit Nikolai gehen und denDeutschenBund sprengen? Preußen muß wünschen, daß derOrient-krieg lokal begrenzt bleibe und nicht langewähre. Als derZar mit seinerFrau nach Berlin kommt (wo er als Hellenenbefreier vom Volk bejubelt, von der Universität miteiner griechischen Hymne begrüßt wird), mahntFriedrich Wilhelm ihn ernstlich, Frieden zu schließen. Diebitsch hat dieTürken geschlagen, Silistria ist gefallen, Paökiewitsch auf dem Weg nach Trapezunt: dierussische Waffenehre strahlt in neuem Glanz. Aber dieFortsetzung des Krieges ist im > merhin schwierig und ein anständiger Friedensschluß muß den Russen willkommen sein. Nur Preußen gilt der Hohen Pforte als unparteiisch; ist überhaupt Etwas zu erreichen, so kannsnurdurch Preußen geschehen.Friedrich WilhelmshicktseinenGeneralstabschesGeneralMüfflingnachKonstantinopel.In welchem Zustande der gelehrteste VorgängerMoltkes dieStadt desKhalifen fand, hat Treitschke erzählt. „Der Sultan war ohne Heer; denn die Wuth der rechtgläubigenOsmanen in der Hauptstadt richletesichzunächstgegenihn, der durch seine frevelhaften neuen Gesetze die Strafen Allahs auf das Reich herabgerufenhabe;dermächtigeAnhang der aufgelöstenJanitscharen mmrte laut. UmsonstließMahmudKiegrüneFahnedesProphetendurchdieStraßen tragen. Niemand wollte dem heiligenFeldzeichen zum Glaubenskrieg folgen. Die Rekruten aus Asien wurden, an Kamele gebunden, in die Hauptstadt geschleppt. EineenglischeFregattelag an derSerailspitze,um denGroßherrs nach Asien hinüberzuführen, und draußen vor dem Eingang desHellesponts sammelte sich eine englische Flotte, bereit zurEinfahrt, falls dieRussen gegen die alten Mauern der Komnenen heranrückten. Die Gefahr war furchtbar. Das Diplomatische Corps begrüßte den preußischen General wie einen Retter." Dem gelingt auch wirklich, denSultan zurAbordnungvonBevollmächtigten zu überreden. Und fünf Wochen nach MüfflingsAnkunft ist inAdrianöpel der Friede unterzeichnet. Die Hohe Pforte erklärt ihren Beitritt zum 'Londoner Vertrag; der Bosphorus wird den Handelsschiffen aller Nationen geöffnet; Rußland darf erst jetzt auf die Erfüllung der in den Verträgen von Bukarest undWerman von derTürkei übernommenenPflichten rechnen und feine Schisse durch die Dardanellenstraße schicken; erhält das Donaudelta, Grenzplätze am Kaukasus und eine Kriegsentschädigung, deren Stundung die Hohe Pforte mit Willfähigkeit erkaufen muß; außerdem ein Patronatsrechtüberdie befreitenDonaufürsteNthümer. Und Griechenland ist frei; hängt nicht mehr vom Sultansgebot ab. Den Henker Ibrahim Pascha hat schon 28-



Die Zukunft.

der französische Marschall Maison aus dem Peloponnes vertrieben. Jetzt U die Freiheit besiegelt: Hellas hat der PforteTribut zu zahlen, bekommt aber einen christlichen König. Knirschend blickt Metternich auf Preußens Erfolg. Sultan Mahmud nennt Friedrich Wilhelm seinen großherzigen Freund und' die russischenOfftzierebittenMüffling,denredlichenKönigvon Preußen ihrer aufrichtigen Dankbarkeit zu versichern. Dem sielimGratulantengedräng vielleicht das Wort Fritzens ein: „Wenn die Russen dieTürken schlagen, darf Un-sereins nur von einem Sieg der Einäugigen über die Blinden reden.“ Rußland als Patronin der Türkei? Diese Vorstellung kann keinen Briten freuen. Wellington und Metternich begegnen einanderindemWunsch,. den Russen die Beute zu schmälern. Europa, nicht die petersburgerRegirung. allein, soll denBesitzstand derTürkei garantiren. Gegen wen denn dieseBürg-schaft gerichtet sein solle, fragt Nesselrode hochmüthig. Die Türkei sei von inneren und von äußeren Gefahren bedroht? Gegen die inneren vermögen die Großmächte nichts. Die äußeren fürchte man von der russischen Seite her. Doch dieseFurchtsn ganz grundlos. Rußland werde seine Pflicht pünktlich er«füllen, sich auf andere Abmachung aber nicht einlassen. Ein aus derben Wol-gaweiden geflochtener Korb. Bleibt das Schlupprotokol über Griechenland. Samos und Kreta darf der neue Staat nicht haben: sonst wird er als See-macht zu stark. Der Sultan taugt nicht mehr für die Rolle des Schutzherrn: er steht selbst jetzt ja unter russischem Schutz. Und wer soll König werden? Bünstorfs und Gentz hatten gemeint, ein Prinz, dessen Gaumen d!ese Speise reize, werde schwer zu finden sein. Sie unterschätzten die Attraktion einer Krone. Nur Drei lehnen ab: die von Frankreich empfohlem n Prinzen Karl von Bayern und Johann von Sachsen und der von Metternich begünstigte Prinz Philipp von Hessen-Homburg. Doch ein Halbdutzend stellt sich zur Wahl. Prinz Friedrich derNiederlande gilt dcmZaren als der „geborene Kandidat“, wird aber von Frankreich bekämpft; eben so Emil von Hessen, an dem der Ruch des Bonapartismus haftet. Erzherzog Max von Oesterreich hat Rußland und England gegen sich. Auch Markgraf Wilhelm von Baden und Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz kommen nicht ans Ziel ihres Wunsches und Otto von Bayern scheint zunächst nur den Zaren für sich zu haben. Prinz Leopold von Koburg hat sich mit Capo d'Istrias, dem griechischen Präsidenten, ver-ständigigt und gilt in Petersburg als ein möglicher Hellenenkönig, sett er für die Einverleibung Kretas gesprochen und sich zumUebertritt in die orthodoxe Glaubensgemeinschaft bereit erklärt hat. Auch inLondon sind ihm mächtige Freunde geworben. Dennoch wird er nicht König. Lehnt die Wahl ab, nachdem er sie erstrebt und angenommen hat. Griechenland ohne Kreta und Samos,



ohne Akarnanien: Das genügt ihm nicht. Die Hellenen würden unzufrieden bleiben; und die Pflicht, die neuen Unterthanen mit Waffengewalt zum Verzicht auf einen Theil des ihnen gebührenden Bodens zu zwingen, will der Koburger nicht auf sich nehmen. „Mein Gefühl widerstrebt und ich kann mich zu solcher Herabwürdigung meines Charakters nicht entschließen.“ Bindet ihn keine andere Erwägung? Hofft er, seit König Georg ein aufgebener Mann ist, nicht etwa, als Vormund seiner Nichte Victoria der Regent Britanniens zu werden? Hat Capo d'Istrias, der ihm ergeben schien, ihn von dem Anspruch auf einen Thron weggescheucht, nach dem der Korsiot selbst zu spielen wagt? Der Advokatensohn, der in Italien Medizin studirt, in Rußland das Diplomatenhandwerk gelernt hat, war schon manchem Zeitgenossen ein wandelndes Räthsel. Der ferne, auf Parteizeugen angewiesene Betrachter kann ihn kaum durchschauen. Diplomat, nicht Staatsmann; gewandt und verschlagen, doch ohne Schöpferkraft. Einer, der kein wirksam scheinendes Mittel verschmäht; die Gunst des Zaren Alexander durch die Allure der Frommheit und übersinnlicher Sehnsucht gewinnt und, um sich bei Barclay de Tolly einzuschmeicheln, mit dessen von den Gardeoffizieren und dem Hofadel gemiedenen Frau Boston spielt. Geschmeidig und glatt; aus dem Stoss, den man heute cKantianer nennt. Von göttlichem Höhenbewußtsein. „Mich anhören, wohl gar mir antworten müssen, mir, der weder Minister noch Admiral ist und keinen irgendwie anerkannten Rang im Geschäft hat, war ihm eine unangenehme Notwendigkeit. Euer Hochwohlgeboren kennen ja seine Eitelkeit und Reizbarkeit. Personen wie mir, meint er, sollen ein paar Komplimente und ein paar Witzeleien den Athem nehmen. Nicht zu seinen Worten nicken, ist Hochverrath. Er ist das personifizierte Kaiserreich in russischer Uniform. Möchte aber lieber Herr als russischer Emissär in Griechenland sein. Schon während der Nationalversammlung trat er mit einem Pomp auf, der an ihm neu ist, und that Vieles, um den Abstand zwischen sich und dem Volk auf milde, aber klare Weise hervorzuheben und Auge und Gesinnungen daran zu gewöhnen. Nur für ihn traten die Truppen unter Waffen; er setzte seinen Namen auf das erste griechenlandgeschlagene Geld; er war viel weniger barsch als vorher.“ (Prokcsch an Gentz.) „Er hatte die Art der erfahrungreichen Weltleute aus den großen napoleonischen Zeiten, gern viel und allein zu sprechen, und in dieser Redseligkeit konnte er sich, lebhaft fühlend wie jeder Südländer, zu starken Indiskretionen hinreißen lassen. Selbst dies änderte nichts an dem Eindruck von Zurückhaltung, von Zweizüngigkeit und Duplizität, den man von ihm empfing. Wie von feiner Religiosität, so sprach er auch von der ‚graben Linie‘ seines Verhaltens zu oft, als daß man nicht hätte geneigt wer-



Die Zukunft.

den sollen, nach krummenGSngen zu spähen. Man hätte ihn auffolchenfchie^  
fenLinien, auf Widersprüchen ertappen können: er wäre gerüstet gewesen, die  
Zweideutigkeit als Vielseitigkeit auszulegen und aus den Gegensätzen selbst  
eine Maxime zu machen." (Gervinus.) Er glaubte wohl, der Griechensache  
mehr leisten zu können als „ein fremder Prinz"; schrieb aber anPalmerston,  
der wiedergeboreneHellenenstaat brauche einen Souverain. und schien bereit,  
dem Koburger zu dienen. Der war russischer General gewesen, hatte 1814in  
Paris auf Metternichs Vorschlag das Theresienkreuz bekommen und zwei  
Jahre danach, als naturalisirter Herzog von Kendal, die Tochter des Briten-  
königs geheirathet. Daß der Schwiegervater ihn (dem die Frau im zweiten  
Ehejahr gestorben war) nicht allzu zärtlich liebte, konnte Capo d'Iffrias, den  
King George in der Bildergalerie von Windsor so schlecht behandelt Hütte,  
nicht gegen den Prinzen stimmen. Warum ließ er ihm dennoch den Zustand  
desLandes so schildern, daß Leopold scheu werden mußte? Weil er selbstPrä-  
sident bleiben oder Fürst werden wollte? Eine andere Erklärung ist kaum zu  
finden. Der Koburger hat im Februar Ja gesagt und sagt im Mai Nein. Ob  
er sich inAthen so bewährthätte wie inBrüssel: darüber mögen,bei der Ver-  
schiedenheit der Aufgaben, die Meinungen auseinandergehen. Die schmerz-  
haftesten Krisen hätte er, als kluger Geschäftsmann undOnkel der Queen, dem  
jungen Staatswesen wohl erspart. Wer soll es nun auf neuer Bahn leiten?  
Ein abhängiges Griechenland, schreibt Prokesch an Gentz, „wird ein  
Nest der Piraterie, eine Geißel des europäischen Handels der Levante, eine  
Matrosenpflanzung für die Russen, eine offene Wunde für die Pforte und  
eine Nahrung des Brandes, der auf so vielen Punkten Europas glimmt. Ein  
unabhängiges wird dem europäischen Handel und besonders dem unseren Ab-  
satzquellen öffnen, der russischen Marine im Schwarzen Meer Das,was sieam  
Meisten braucht, entziehen, der Pforte eine Stütze sein und fürs Allgemeine  
eine Eroberung, welche die Legitimität im Gebiete des Liberalismus macht."  
Da der Kluge von zweiUebeln das kleinere wähle, müsse Oesterreich, dem die  
Auferstehung desHellenenstaates unwillkommen war,jetztGriechenlandsUn-  
abhängigkeit wünschen. Nichtig, antwortet Gentz; nur über die Fürstenwahl,  
denke ich anders. „Ichfinde es nicht alleinbejammernswürdig, sondernhöchst  
lächerlich und nur aus der selben groben Ignoranz, die in dem ganzen Lebens-  
lauf der Triplealliance gewaltet hat, erklärbar, daß man einen deutschen Prin-  
zen zum Fürsten über Griechenland ernennen will. Ueber das Unsinnige, was  
in dieser Idee liegt, könnte ich ein Buch schreiben. Erwägen Sie den einzigen  
Punkt der Religion. Soll der proteftantischePrinz die griechische annehmen?  
Könnte man Dies einem Deutschen zumuthen?Odersollermiteinem Gefolge



Griechenland.

Z31

von Aufklärern und Philosophen die alten, Götter Griechenlands' wiederherstellen und ein ohnehin demoralisirtes Volk zum heillosesten Materialismus erziehen? Prinz Leopold, der besessen fein müßte, um seine herrliche Existenz gegen eine solche Galere zu spielen, interessirt mich weniger; und doch schäme ich mich in seinem und der englischen Minister Namen der elenden Farce, die man ihm auferlegt. Ich denke auch noch immer, daß es im Ernst nicht dazu kommen wird. Wozu einen Prinzen? Wozu einen Souverain? Griechenland ist durch seine geographische Lage, durch seine physische Konstruktion, durch den Charakter seiner Einwohner, durch seine heutige Armuth, durch all seine Antezedentien zur Republik bestimmt; eine Verfassung wie die helvetische, nur mit dem Unterschied, daß ein mit großer, fast unumschränkter Gewalt bekleideter Präsident an der Spitze steht: Das nenne ich Is ssouvernemsni ssrec." Als Leopold abgelehnt hat, empfiehlt Prokesch den Herzog von Reichstadt, dessen „Blick, Urtheil, Schärfe und praktifchen Verstand" er bewundert. „Ich fürchte, daß die griechische Sache verpfuscht wird. Heutzutage kann nur ein sehr kräftiger Fürst oder einer, der einen schlagenden Namen hat, dort mit wenig Geld und geringen Mitteln das Rechte machen und der Erbe der zer-tmmmezten europäischen Türkei werden. Europa muß aber daran liegen, daß sich dieser Erbe finde: sonst fallen die Stücke in die HSnde Rußlands und lange Kriege werden darauf folgen. Der Souverain von Griechenland kann der Ableiter des Nebels werden; er kann: also soll ers. Je mehr Namen der neue Regent hat, desto weniger Geld braucht er." Am neunten Oktober 1831 wird Capo d'Zstrias, der den Syntagmatikern, den Männer der Verfassungspartei, als Büttel Rußlands längst ein Gräuel ist und sich nun auch die mächtige Familie Mauromichalis persönlich verfeindet hat, in Nauplia von Konstantin und Georg Mauromichalis getötet. Und am siebenien Mai 1832 der fieben-zehnjährige Prinz Otto von Bayern, Ludwigs zweiter Sohn, von den Großmächten zum König von Griechenland gewählt. Ingrimmig spottet Gentz: „Der sreudetrunkene Vater verlangt von den drei Höfen jetzt die selbe Anleihe von sechzig Millionen Fmnken, die sie dem Prinzen Leopold bewilligen wollten. Höchst sonderbar ist, daß die Idee dieser Wahl nicht das Werk des russischen, sondern des französisch-englischen Einflusses zu sein scheint." Noch ehe die griechische Nationalversammlung die Wahl anerkannt hat, stirbt Gentz; und Prokesch schickt seine Berichte nun direktan Metternich. Zunächst noch aus Wien. „Wodurch lebt das heutige Griechenland? Durch seine Agglomeration um den Thron des Königs Otto und durch den Schutz der Großmächte. England, Frankreich und Rußland haben das griechische Königreich unter Otto gewollt; Oesterreich nimmt es als ein bestehendes an; das Selbe thut Preußen und der



Rest von Europa. Alle Mächte, vorzüglich die drei zuerst genannten, können nun nichts Anderes wollen als Dieses: den neuen Staat erhalten, daß er sich organisire undzudemLebensentwicklung,zudemLebensgenuß komme, dessen er fähig ist. Die Aufgabe der griechischen Politik ist, die Mächte beim Wort zu neh men und daran festhalten zu lassen, welche auch die Verhältnisse dieser Möchte unter sich seien. Das Land ist in der glücklichen Lage, durch nichts, was in Europa vorgehen mag, sich nothwendiger Weise beirren zu lassen" Dann aus Athen, wo er als Gesandter die Befehle des Kanzlers ausführt. „DerKönig ist wahrlich zubeklagen. Ersteht wiedasSühnopferfürdieVer- irrungen der Politik und für dieMißgriffeinderWahlseinererstenUmgebung da. Seine Persönlichkeit hält das wankende Gebäude zusammen. Srist wirk- lich geliebt und man kann sagen, daß ihm gegenüber unter den Griechen keine Parteien bestehen. Erhatviel Haltung,sprichtmitgroßerVorsicht und durch- aus verständig, zeigt Ernst und Abgeschlossenheit, die man hier gern sieht, und bewahrt eineReinheit derSitten, die um so höher geschätzt wird, als die Fremden hier nur zu sehr wegen des Gegensatzes verrufen sind. Er hat vieler- lei Kenntnisse und einen großen Drang, sich zu unterrichten; dabei ein lang- sameres, aber richtiges und unabhängiges Nrtheil." Auch imLande siehts leid- lich aus. Die Monarchie hat keinen ernst zu nehmenden Feind, für eine Revo- lution wären nicht hundert Mann auf die Beine zu bringen und der Menschen- bedarf ist so groß, daß jeder zur Arbeit Willige seinLeben leicht fristen kann. Die Freude dauert nicht lange. Graf Armansperg, der unter dem Titel des Erzkanzlerswie einBasileusregirt,läßtden mündig gewordenenKönig durch ein eonewsum me^icumfür unfähig zurRegirung erklären. Der erschreckte Vater eilt von München nach Athen, um selbst nach dem Rechten zu sehen, und bittet den Oesterreichischen Gesandten um ein redliches Gutachten. Das wendet sich schroff gegen denKanzler und vertheidigt denKönig. Der sei mit Kleinkram überbürdet und so mit schlauer Absicht von den Geschäften weg- geekeltworden.Schlechtes,rückständigesVerwaltungssystem;lüderlicheFinanz' wirthschaft; Mißachtung nationaler Ansprüche, auch der gerechtesten: dürfe man sich da wundern, wenn die Zufriedenheit mit jedem Mond weicht? Der König soll ein Ministerium aus Griechen bilden, sich selbst nur mit Dingen beschäftigen, die seine Entscheidung fordern, und dafür sorgen, daß sich das Verhältniß zu den Großmächten und zu der Türkei bessert, die Verwaltung einfach und praktisch wird. „ Die Regirung klagt stets über den Heißhunger der Griechen nach Anstellungen. Hat sie aber Etwas gethan, um zu beweisen, daß sie den Mann ehre, der unkultioirte Strecken bebaut, der neue Baum- arten, neue Pflanzen einführt, der durch irgendeine Einrichtung Feldbau



Griechenland.

333

And Industrie hebt? Dafür soll der König Liebe und Achtung zeigen, dafür Auszeichnungen geben. Beschwichtigen soll er die Furchtsamen, aneifern die Trägen durch fein Beispiel. Einem Haus, das er sich baut, einem Baum, den er pflanzt, wild man mehr glauben als den feierlichsten Versicherungen. Das Kanzleileben soll nicht sein einziges sein. Bewegen soll er sich, seine Spazirritte fruchtbar machen, Augen haben, zu sehen, Ohren, zu hören. Was soll das Volk von ihm denken, wenn er Monate lang täglich über Unrath reitet und ihn nicht wegschaffen läßt, wenn er nicht theilnimmt, nicht abhilft, sobald Ungerechtigkeit, Gewalt, Nachlässigkeit sichtbar werden? Er hat so viele edle Eigenschaften: er darf nurwollen und sich vertrauen. Die Krankheiten älterer Staaten dürfen nicht jungen angehören. Die Karl und Peter setzten sich zu Pferd, durchzogen das Land, hielten Gericht unter freiem Himmel, erforschten an Ort und Stelle und bewiesen Willenskraft und Entschluß. Ein Jahr so Verlebt: und Griechenland wird seinen König fürchten, achten und lieben." Ein vernünftiges Programm; das denKönigenLudwig undOtto einzuleuchten scheint. Armansperg wird durch Nudhardt ersetzt, dem englischen Einfluß der Hofkanal verstopft und dem wiener Staatekanzler die Lebensfähigkeit Griechenlands als so gesichert dargestellt, daß er fein altes Vorurtheil fallen läßt und zu Prokesch sagt: „Wie manche Individuen, so sind auch manche Staaten niemals gesund. Ein solcher Staat ist die Türkei. Mit dem Islam ist ein gesunder Staatsorganismus nicht vereinbar. VonZeit zu Zeit kommts zu einer Entzündung. Ist sie überwunden, so tritt nicht Gesundheit ein, sondern das alte chronische, von diesem Körper untrennbare Nebel kehrt wieder. Die Türkei wird sterben. Mein Plan steht fest: Konstantinopel darf nur griechisch werden; alles Land, in dem die griechische Sprache herrscht. Athen muß nach Konstantinopel übertragen werden. Dazu muß der König freilich stark sein. Ich nehme ihn auf Ihr Wort, auf Ihre Verantwortung so, wie Sie ihn schildern. Alle Meinunzen waren gegen ihn und ich hielt mich lange an die allgemeine Ansicht. Erst IhrWort hatmich veranlaßt, sie aufzugeben; und jetzt steheich überall für ihn ein." In der vorletzten Woche des Jahres 1839. Noch länger. Trotzdem Otto dieForderung Palmerstons, den Griechen eine Verfassung zu geben, nicht mit dem nöthigen Nachdruck ablehnt. Metternich warnt. „DiePolitik des Königs muß von allen Extremen fern bleiben und nie von dem Weg der Vernunft weichen. Sie muh griechisch, konservativ und nicht erobernd sein.Ueber das widersinnige englisch konstitutionelleTreiben ist der Kaiser von Rußland eines Sinnes mit uns. Griechenland muß die Perioden des Lebens in Ruhe durchwandern, aus der Kindheit in das Jünglingsalter und aus diesem indieMannesjshre übertreten.Das Ueberschreiten



Die Zukunft.

der natürlichen Grenzen bringt nie Gedeihen. Kommen nunnoch fremdartige Elemente ins Getriebe, stellen sich Projektanten an die Spitze des Haushaltes,, dann muß der junge Körper unterliegen. So ist es mit Griechenland gegangen. Diese Nebel will ich, so weit es irgend möglich ist, von dort abwehren. Eine andere Sorge ist die, die Politik von Athen zu verscheuchen; denn dieses Element wuchert in Gestaltungen, wie es die hellenische ist, wie die Schmarotzerpflanzen, welche den Stamm, der ihnen zur Ausbeute dient, bis ins Mark aussaugen. Wo vor Allem das Leben gesichert sein muß, ist das politische Treiben ein reiner Luxusartikel; es wirkt auf junge Körper wie alles Aufreizende. Die griechische Regierung hat wahrlich genug auf das eigene Land und dessen Bestes zu sehen, um an Eroberungen auf Unkosten der Türken nicht zu denken. Solche Aufwallungen sind Thorheiten; und die Jugendthorheiten tragen stets bittere Folgen, die dann auf dem reiferen Alter lasten " Kreta? Da handelt sich nicht nur um eine Insel, sondern um Fragen der hohen Politik. „Daß Kreta Griechenland nicht einverleibt werden wird: hierüber kann kein Zweifel bestehen. Sollte das ganze türkische Gebäude fallen, so wird es unbedingt im Orient eine andere Gestaltung geben. Welches Schicksal dann dem Thron von Athen bevorsteht, ist eine nicht vorhinein zu lösende Frage; aber in jedem Fall eine derjenigen, denen man nicht entgegenkommen muß, weil man Hundert gegen Eins wetten kann, daß man den falschen Weg einschlagen werde. Daß der König herbeigerufen wurde, ist nicht in Folge des revolutionären, sondern in Folge des Sieges des monarchischen Prinzips geschehen. Vergißt dies der König, so stellt er sich in die Luft; und was solchen Stellungen bevorsteht, ist im Buch der Geschichte geschrieben." Dasklingt schon weniger zuversichtlich; aber nicht unfreundlich. Im Dezember 1841 ist ihm Athen „eine politische Kloake, in der die verschiedenartigsten Elemente in steter Währung sind". Und Prokesch beklagt den König, der fein aufregbares Land „an einen Vulkan wie Frankreich hänge" und zu spät, vielleicht erst durch einen bewaffneten Aufstand, erkennen lernen werde, wohin der unter Frankreichs Leitung gewählte Weg führt. Im September 1843 sieht er selbst noch den Aufstand. „Es ist keine Revolution: es ist eine Verschwörung, aus Fanatismus geboren, durch die Fehler der Regierung und (ich muß es sagen) durch die der Londoner Konferenz großgesäugt, deren elende Wirksamkeit gerade nur dazu taugte, die Unzufriedenheit aufs Höchste zu steigern, den König ganz zu entblößen und seinen Anhängern (vielmehr denen der monarchischen, Ordnung: denn der König persönlich hat deren keine) jede Hoffnung zunehmen." Metternichs Geduld ist jetzt erschöpft; noch bevor die griechische Nationalversammlung die Verfassung (mit Zweikammersystem) beschlossen hat, schreibb



Griechenland.

335.

er: „In dem ganzen heutigen Verhältnitz des hellenischen Königthumes gereicht nichts zu meiner Verwunderung. Daß dem Kartengebaude einSturm ein Ende machen würde, habe ich nie bezweifelt; und nun, da es zu Boden liegt, kann das GefühlderVerwunderungwohl bei mir nicht eintreten. Helfen ist schwer, weil die Mittel zurHilfe mangeln. Was wird aus demQuark werden? Das kann Niemand wissen. Der einzige rationelle Rath, der dem König gegeben weiden kann, muß sich darauf beschränken: aus dem Schiffbruch zu retten, was aus selbem zu retten ist; denn die reZtiwlio in integrum ist nicht möglich. Die ganze griechische Boutique ist ein höchst gefährlicher Quark!" Der Koburger Leopold ist als UonJisur?eu-a.-p6u und Uarczms ^OuldOucement be-spöttelt worden. DerWittelsbacherOtto hätte den Spitznamen desJammer-mannes verdient. Blaß und zitternd tritt er vor das Parlament, dessen Ein-berufung er sich abtrotzen ließ,und leistet mit flüsternder, stockender Stimme den Eid. Stöhnt über dieUndankbarkeit der Griechen, über die englischen Zette-lungen und französischen Ränke und läßt sich von der stärkeren Frau trösten. „Sie hat die Hosen an", heihts unter den Bayern; und: „Ihre Schuld ists gewiß nicht, daß die Ehe kinderlos bleibt." Ein liebenswürdiger, arbeitsamer und ansehnlich begabterPrinz: keinKönig, keinSoldat; kaum einMann. Er will nicht abdanken, doch auch nichts Tap feres für seine Selbsterhaltung wagen. Wimmert über die Britenlyrannei, die ihn allmählich entwurzele, und be-müht sich doch schwitzend um dieGunst desSirEdmundLyons, der, alsVer-treter britischer Majestät, alle zur Schwächung der jungenKönigsmacht taug-lichen Elemente an groben und feinen Fäden lenkt. Keine Figur, dieMetter-nich für sein Spiel brauchen kann. Im letzten Jahr seinerNegirung giebt der Staatskanzler Griechenland völlig auf. „Gewohnt, inallenDmgenDas,was die Sache ist, ins Auge zu fassen und mir sie zu verdeutlichen, glaube ich. nicht zu irren,wenn ich Das, was Lord Palmerston beabsichtigten diekurzeFormel bringe: daß er England zum alleinigen Lenker der Schicksale Griechenlands durch dieBeseitigung aller demUnternehmen imWege stehendenHindernisfe heranreifen will. AlsdasMittelzumZweckbetrachtetPalmerstondieBehaup-tung der Oberhand in der hellenischenNegirung, dieBesetzung derMinifter-stellendurchenglischeKreaturenunddasProkonsulatdesEnglischenGesandten. Ist der Zweck erreichbar? Jchglaube: Nein; wenn die griechische Regirung auf festen Füßen steht undwennsichdasrussischeKabinetnichtbrcitschlagenläht." Nur glaubt er an diese Regirung und diesen König nicht mehr. Und könnte wiederholen, was er drei Jahre vorher geschrieben hat: „Ueber die Lage in Griechenland habeich keineMeinung als die, welche über den Leisten geschla-gen ist, den ich von je her meiner Betrachtung eines improvisirten Staates zu



Z36

Die Zukunft.

Grund legte. Staaten hat noch Niemand geschaffen; sie schaffen sich selbst. Kommt nun noch die Zugabe irgendeinesismus zur Schöpfung, so erhebt sich das Werk nicht über die Sphäre der gespenstigen Wesen. Für Griechenland läßt sich wahres Gutes nicht thun. Die unglückliche, unverdaute Gestaltung bietet hierzu nicht den Stoff. Und indem die Sache so steht, dient das Feld zum Kampfplatz für politische Abenteurer und gewagte Spekulation."

Otto hält sich mit Mühe und Noth unter dem Druck der Westmächte.

Er leistet dem Land nichts, muß draußen und drinnen stets nachgeben und die Prügel hinnehmen, die dem Rücken Rußlands zugedacht sind. Der Krimkrieg bringt ihm, bringt den Griechen nichts ein. Als das beleidigte Nationalgefühl aufheult, wird der Piraeus von den Franzosen besetzt. Das ist der Ertrag der Monarchie, die Hellas mit so froher Hoffnung begrüßte? Der Staat schlecht verwaltet, mit zerrütteten Finanzen, von den Westmächten gepeinigt und um allen Kredit gebracht, ohne irgendeinen kräftigen Schützer; und nicht einmal die Möglichkeit, die noch unterm Türkenjoch lebenden Glaubensgenossen zu befreien. Die Balkanwelt wird getheilt und Hellas erhält nicht den kleinsten Zipfel. Das Jahr von den Bayern; ein kleinmüthiges Geschlecht, dem nie ein Perikles lebte und das uns mit seinen Kirchenfahnen am Liebsten die Sonne Homers verhing. Doch wir sind ihm nicht angetraut; können, zu unserem Glück, das Band lösen, wenn es zur lästigen Kette wird. Ein Wispern erst, dann ein Masfengemurr; und bald danach der Entschluß zur befreienden, erlösenden That. Ein Student, der die Königin mit der Waffe angefallen hat, wird zum Tod verurtheilt. Doch Otto wagt nicht mehr, die Strafe vollstrecken zu lassen. Denn ringsum lodern die Feuergarben der Empörung himmelan.

Du nanntest uns Empörer: so nenn' uns immerfort!

Empor! Empor! So heißt es, der Griechen Losungswort.

Empor zu Deinem Gotte, empor zu Deinem Recht,

Empor zu Deinen Vätern, entwürdigtes Geschlecht!

Empor aus Sklavenketten, aus dumpfem Kerkerdust,

Empor mit vollen Schwingen in freie Lebenslust!

Wilhelm Müller, der Freund aus Norden, fang dieses Griechenlied.

Ist es, mit anderer Erinnerung, andieHochzeitdesPhilhellenismus, verhallt?

Nein. Am dreizehnten Februar 1862 meutern in Nauplia die Truppen und der Rebellenausschuß ruft das Volk zum Sturm auf die Wälle der Tyrannenmacht. „Fesseln, die uns vierhundert Jahre lang drückten, sind gefallen und der verabschuwete Halbmond, dessen Dunst die Wiege der Freiheit verpestete, dräut nicht mehr über unserem Haupt. Ein harter, aber edler Kampf gab uns Freiheit, Ehre und Leben wieder und die Nation scharte sich freudig, trotz allen Opfern an Blut und Gut, um den Thron. Doch zu unserem



Griechenland.

337

Unheil ernteten Fremde die Frucht unserer Arbeit. Da, in stiller Nacht, erhob sich, einem Riesen gleich, Hellas und erzwang mit verwundeter, abertapferer Hand die Verfassung. Wie reiche Hoffnung erblühte diesem dritten Septembermorgen! Doch Wehuns: ein jedes Fluches würdige Politik, ein Verbrechersystem, das mit Mord und Tücke jeder Art arbeitete, bedrohe uns mit neuer Versklavung und hätte uns in Schande erstickt, wenn nun nicht der rettende Tag angebrochen wäre. Nauplia hat auf H.eldengeheiß die Waffen ergriffen und die Fahne der Freiheit entrollt. Nauplia fordert die Auflösung der Kammern, die ein gefälschtes Bild des Volkswillens bieten, die Einberufung einer Nationalversammlung, die den gerechten Wunsch der Hellenen erfüllen und ihnen die mit Füßen getretene Freiheit zurückbringen wird, und die Beseitigung des schmachvollen Negirungssystems. Steht auf, Mitbürger, hebt die Hände gen Himmel, erbittet von ihm das Gelingen unseres Werkes und handelt dann, wie es zur Rückeroberung Eures Rechtes, Eurer alten Freiheit nöthig ist." Otto will nach Korinth und versucht, auf die zur Belagerung Nauplias bestimmten Truppen einzuwirken. „Mittiefem Kummer hat mich die Kunde erfüllt, daß Leute, denen ich den Ehrentitel des Soldaten nicht mehr geben will, durch Rebellen that unsere Waffenehre befleckt haben. Die Pflicht, sie von dieser Fleck zu säubern, ist Euch anvertraut. Und frohen Herzens kann ich Euch erklären, daß mein ganzes treues Volk bei Eurer Fahne ist und die Gelegenheit ersehnt, für die Regierung zu kämpfen, in der es mit Recht die sicherste Bürgschaft seines Glückes und künftigen Ruhmes erblickt." Vierzehn Tage danach Proklamation an das Griechenvolk. Wahnsinn hat zum Aufruhr getrieben; aber die Masse des Volkes ist für die Negirung, für den König, der ihr deshalb zu Dank verpflichtet bleibt. „Harret, Hellenen, in dieser edlen Gesinnung aus und seid überzeugt, daß Euer König nur das Wohl des Volkes bedenkt. Als den Vater aller Griechen fühlt er sich und seine väterliche Liebe ist so zärtlich, daß er die Strafen, zu denen er sich jetzt mit bekümmertem Herzen entschließen muß, mit der äußersten Milde bemessen wird." Dieses Versprechen genügt den Meuterern nicht. Nur wenn Allen, ohne Ausnahme, Amnestie zugesichert ist, werden sie die Festung übergeben; sonst werden sie unter der Mauer von Nauplia betten. Daß sie mit tönendem Wort verkünden, ihr Aufstand habe sich nicht gegen den König gerichtet, klingt fast wie Hohn. Otto will nur neunzehn Rädelsführer strafen; alle Anderen sollen frei ausgehen. Das Anerbieten wird abgelehnt. Putsche auf Syra und Naxos, in Kalamata und Navarino. Nach sechzig tägiger Belagerung ergiebt sich Nauplia; vorher haben, britische und französische Schiffe Flüchtlinge aus der Festung aufgenommen. Fast alle Soldaten, Beamten, Bürger, die an dem Aufstand mitgewirkt ha-



ben, werden begnadigt, alle wegen Preßvergehens eröffneten Strafverfahren eingestellt und die Nauplianer noch reichlich entschädigt. König und Königin reisen in den Peloponnes. Revolution in Vonizza. Provisorische Regierung in Patras. Während Otto in Kalamata sitzt, wird in Athen ein vom Admiral Kanaris und vom Senator Vulgaris unterzeichneter Erlaß veröffentlicht, in dem die Sätze stehen: „Hauptstadt, Provinzen und Heer haben sich vereint, um die Leiden des Vaterlandes zu enden. Das Volk der Hellenen hat einstimmig beschlossen, Otto der königlichen, Amalie der viceköniglichen Würde zu entkleiden. Eine konstituierende Nationalversammlung wird eine neue Regierung ernennen und die Wahl eines neuen Königs vorbereiten.“ Otto verhandelt im Piraeus mit den Gesandten der Großmächte, geht dann nach Salamis und schickt von dort den Scheidebrief. „Die Ereignisse, deren Schauplatz die Hauptstadt und einzelne Landestheile waren, haben mich überzeugt, daß blutige, schwer zuschlichtende Wirren entstehen würden, wenn ich in Griechenland bliebe. Deshalb habe ich mich entschlossen, für eine Weile das Land zu verlassen, das ich stets geliebt habe, das ich heute noch liebe und für dessen Wohlfahrt ich fast dreißig Jahre lang jede Last und Mühe auf mich nahm. Nie habe ich an meinen Vortheil gedacht, immer nur an die Interessen Griechenlands, dessen sittlicher und wirtschaftlicher Entwicklung all meine Sorge galt. Jedem sollte Gerechtigkeit werden. Das war mein heißer Wunsch. Und meine Milde hat da keine Grenzen gekannt, wo meine Person angegriffen worden war. In der Stunde, da ich in mein angestammtes Vaterland zurückkehre, bedrückt mich schwerer als alles Andere der Gedanke an die Nothe, denen das mir theure Griechenland entgegengeht. Möge ihm der allbarmherzige Gott gnädig sein! Mit diesem Gebet scheide ich von Euch.“ Otto kehrt heim. Hat aber weder für sich selbst noch für das Haus Wittelsbach auf die Hellenenkrone verzichtet. Wird ihr Glanz auch jetzt noch Bewerber anlocken? Wird, trotz Bernstorff und Gentz, der Titel des Hellenenkönigs noch heute Prinzen aus gutem Haus reizen? Drei Namen werden genannt: des Britenprinzen Alfred, des Herzogs von Leuchtenberg, Ernsts von Sachsen-Koburg. Die meisten Stimmen find für den Briten. Kein Wunder: Hellas hat ja gesehen, was England vermag. Doch in den Verträgen von 1830 und 1832 steht, daß ein den in England, Frankreich und Rußland regierenden Häusern Angehöriger den Griechenthron nicht besteigen darf; und die Schutzmächte sind entschlossen, diese Bestimmung in Kraft zu erhalten. Das von der Provisorischen Regierung zu direkter Königswahl gerufene Volk wählt Alfred. Die Vertreter der drei Mächte erklären, »daß die Wahl unannehmbar sei. Aber England möchte sich oankbar zeigen. Im



Griechenland.

339

April und im Mai hat der Lord-Oberkommissar der Ionischen Inseln sich geweigert, die Adresse anzunehmen, in der das Inselparlament die Vereinigung mit Griechenland erbat; schon 1859 habe die Königin solche Forderung mit dem Hinweis abgelehnt, daß sie durch den Pariser Vertrag zur Schutzherrin des Ionischen Staates geworden sei und sich nicht dazu hergeben könne, Wünsche dieser Art an andere Mächte zu adressiren oder gar adressiren zu lassen. Am Tag nach Alfreds Wahl zeigt die londoner Regierung in Athen an, der Sondergesandte Elliot werde der Provisorischen Regierung mittheilen, unter welchen Bedingungen Griechenland sich die Ionischen Inseln einverleiben könne. In der Weihnacht übergiebt Elliot das Memorandum. Inhalt: Sitzt hübsch still, versucht nicht, der Türkei einen Landfetzen abzureißen, wählt einen König, der in London gefällt: und Ihr bekommt die sieben Inseln, die Ihr schon so lange ersehnt. Abgemacht. Der achtzehnjährige Sohn Christians des Neunten von Dänemark wird zum König der Hellenen gewählt. Georgs Herrlichkeit hat länger gehalten als Otos. Jetzt endlich scheint auch ihm sein Tag von Salamis nah. Die athenische Garnison hat die Kasernen verlassen, sich am Fuß des Hymettos gelagert und der Regierung angezeigt, daß sie in den Dienst erst zurückkehren werde, wenn ihren Wünschen Erfüllung zugesagt sei. Reorganisation und Stärkung des Heeres, Rücktritt des Kronprinzen Konstantin vom Oberkommando, Entfernung aller Prinzen aus Kommandostellen, Anwerbung fremder Armeeinstruktoren, Einberufung der Kammer; die an dem Pronunziamento Betheiligten dürfen nicht bestraft werden. Der König hat alles Verlangte bewilligt, das Ministerium Rhallis ist zurückgetreten und Kiriakidis Mauromichalis (auch dieser historisch) wieder aussteht an der Spitze der neuen Regierung. Als Vertrauensmann der Armee. Die Herrschaft. Erklärt feierlich, wie einst die Rebellen von Nauplia, daß ihr patriotisches Unternehmen sich nicht gegen den König richte. Und wird ihn dulden, wenn er ihrem Befehl gehorcht. Einstweilen ist es ein Anfang. Georg hat nichts geleistet; sich amüsirt und bereichert. Schwager Eduards, Schwiegervater der Prinzessin Sophie von Preußen, dem Haus Holstein-Gottorp eng verwandt, in Paris ein oft und gern gesehener Gast und Herrn Clemenceau fast intim befreundet: für Hellas dennoch eine Niete. Staatsbankrott, Niederlage im Türkenkrieg, militärische Ohnmacht des Landes, klägliche Blamage im kretischen Handel: selbst dem Geduldigsten wurde es ein Bißchen zu viel. Die Dynastie war längst um ihr Ansehen, der König nur noch den Schnüfflern interessant, der Kronprinz seit Larissa die Zielscheibe des Spottes. Otto durfte noch wagen, den Generalmajor Hahn gegen die Meuterer ins Feld zu



S40

Die Zukunft.

schicken. Georg hat weislich auf solchen Versuch verzichtet. Für ihn mag Keiner fechten. „Was nützt er uns? Regentengaben brachte er nicht mit und durch all seine Familienbeziehungen hat er für Griechenland nie Etwas erreicht.“

... Der Rückblick hat gewiß Manchen gelangweilt. War vielleicht aber nöthig. Was in der Zeit zwischen den napoleonischen Kriegen und dem Berliner Kongreß im Orient gethan und unterlassen wurde, ist fast völlig vergessen und muß jetzt erst wieder ins Gedächtniß gerufen werden. Muh: denn die Orientkrise wird die Gruppenbildung der nächsten Tage bestimmen. Mit Raisonnements und Magisterweisheit ist da nicht viel auszurichten. Daß Männer vom Schlag Nesselröden, Metternichs, Palmerstons, BeaconsfielDs ihre Meinung und Marschrichtung so oft änderten, beweist doch wohl, wie schwierig dieses Gelände ist. Also: Thatsachen reden lassen und Aktengeister beschwören. England hat den Hellenenstaat geschaffen und, so lange es ihn russischem Einfluß zugänglich fand, in Bedrängniß gehalten; denn Rußland durfte weder in West noch in Ost starke Stützpunkte erwerben. Jetzt hat das britische Weltreich andere Sorge. Rußland ist ihm verbündet, aus Ostasien gedrängt und mag sich in Europa behaglich sättigen; jeder Zuwachs der Slavenmacht muß dem von der deutschen Gefahr hypnotisirten Briten willkommen sein. Sir Edward Grey hat versprochen, sich in Konstantinopel für die Oeffnung der Meerengen zu bemühen, und wird sein Wort halten (wenn er lange genug im Amt bleibt). Wird auch nicht scheitern, wenn Rumänien die 1887 übernommene Pflicht abwälzt und sich dem Gossudar aller Neuesten inniger befreundet. England braucht Ruhe in der Nordsee und am Suezkanal. Indien war nie so gefährdet; gilt recht gescheiterten Politikern drüben schon als halb verloren. Der Islam soll helfen; sonst naht dem Imperium die Nacht. Deutschland isoliren (in Wien und Budapest, in Kopenhagen und Bukarest hat die Anwesenheit auch im Hochsommer nicht aufgehört und in Washington werden Senatoren und Kongreßmänner mit dem Spuk deutscher Expansion nach Südamerika geschreckt) und die Türkei in den Concern der Einflüsse ziehen: da ist der Pivot aller englischen Politik. Die Hoffnung, sie am Goldenen Horn überbieten zu können, scheint unerfüllbar; schon weil Rußland die selbe Karte spielt (und Colmar Goltz nicht Müfflings Zarentrümpfe auf den Tisch werfen kann). Da will wieder was werden. Nur die Einfalt vom Lande wird glauben, der Pyrotechniker, der uns unter heiterem Himmel das Griechenfeuerwerk sehen ließ, sei ein athenischer Oberst. Wer? Wenn wir wissen, aus welchem Lande der Reorganisator des Hellenenheeres kommen soll, wird darüber zureden sein.



Ein neues Historisches Institut.

341

Ein neues Historisches Institut. ^)

.^^as Königlich Sächsische Institut für Kultur- und Universalgeschichte ist im Verlauf der letzten Studiensemester unserer Universität langsam herangewachsen; und schon im vorigen Winter hat im Bereich der für feine Entwicklung charakteristischen Lehrtätigkeit ein Kurs stattgefunden. Ganz ins Leben getreten ist es aber erst in diesen Tagen und Wochen; und von diesem Moment haben die in seinen Räumen zu gemeinsamer Arbeit versammelten Studirenden gewünscht, daß er nicht ohne äußeres Zeichen des neuen Lebens, nicht ohne ein geistiges Richtefest gleichsam, vorübergehe.

An dem Eröffnungstage eines Institutes, das historischen Studien dienen soll, geziemt es sich, beim Eintritt in die Stunde der Weihe an erster Stelle der geschichtlichen Entwicklung dieser Studien selbst, insbesondere, so weit sie sich im Universitätunterricht vollzog, zu gedenken. Dabei knüpfen sich, so weit in diesem Bereich Deutschland in Betracht kommt, die Ansänge solcher geschichtlichen Studien ganz an erster Stelle an den verehrten Namen Rankes, sieht man von vereinzelt früheren Versuchen ab, die sich meist nur auf dem weniger wichtigen Gebiete der Hilfswissenschaften bewegten. Wie oft ist da nicht schon geschildert worden, wie Ranke in Berlin, in seinem behaglichen Arbeitszimmer, eine kleine Anzahl besonders strebsamer und, wie sich später erwiesen hat, auch in hohem Grade befähigter Studirender um sich vereinte, mit ihnen gemeinsam wichtige Quellen der deutschen Geschichte las und, neben anderen Aufgaben, die Anfänge des Deutschen Reiches unter den Ottonen zu rekonstruieren versuchte! Es waren Bemühungen vornehmlich um politische und um nationale Geschichte: und so sind sie es auch unter Rankes nächsten Schülern, den Waitz und Sybel und Anderen, geblieben, als diese in den akademischen Beruf eingetreten waren. Dabei war die Zahl der Theilnehmer immer degrenzt; und noch immer handelte es sich auch recht eigentlich um Privatissima: man kam im Arbeitszimmer des Lehrers zusammen, dessen Bibliothek lieferte das Material, den geistigen Nährstoff für die Erörterungen und oft auch die eigenen Arbeiten der Theilnehmer; und in nicht wenigen Fällen war selbst noch für leiblichen Genutz gegenüber den Gästen gesorgt, indem vor, in oder nach den Uebungen ein Täßchen Thee mit Profitsforenbutterbrötchen dargereicht wurde. Doch schon in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts begann Das Wesentlichste aus der Rede, die Geheimrath Karl Lamprecht bei der Eröffnung des Institutes für Kultur- und Universalgeschichte gehalten hat. Tie Redeist an anderer Stelle (bei Röder ^Schunke und in der „Umschau“) schon veröffentlicht worden. Aber die Leser der „Zukunft“ haben ein Recht darauf, zu hören, was Lamprecht, dessen rastloses, fruchtvoll<s Schaffen und Wirken sie fast zwei Jahrzehnte lang nun mit erleben, über dieses Gebild aus persönlichster Arbeit am ersten Tageinstag zu sagen hatte.

29



Die Zukunft.

man in Universitätskreisen, einzusehen, daß dies historische Idyll sich nicht werde halten lassen. Natürlich war der Störenfried das, wie so Manche meinen, größte historische Unglück des neunzehnten Jahrhunderts: die Menge, die quantitative Zunahme. Lehrzimmer, Bibliothek, Stühle und selbst Theetassen waren dem Andrang nicht mehr gewachsen; man mußte sich ausdehnen und damit allgemeiner, ja, im Grunde öffentlich werden. Unter lebhaften Protesten der Verehrer des freundlichen alten Zustandes nahte die Zeit der historischen Seminare; und die Universität Leipzig übernahm bei dieser Neuerung die Führung, indem Von Noorden, ein Schüler Sybels, in den siebenziger Jahren an unserer Universität das erste deutsche historische Seminar begründete. Ich hatte in dieser Zeit als leipziger Student das Glück, ein Wenig der Vertraute Noordens in seinen Sorgen um das Seminar zu sein; und so bin ich wohl mehr als irgendein noch Lebender über dessen Anfänge unterrichtet. Es ging dabei noch sehr bescheiden her in dem langen, düsteren mehrfenstrigen Zimmer, welches wir Studnenden in einem oberen Stockwerke des rumpeligen Hauses erhalten hatten, das damals noch auf dem Areal etwa des heutigen schönen Beginenhaufes stand; und außer diesem Zimmer war nur noch ein weiteres kleines Gelaß vorhanden, dem man ehrfurchtvoll den Namen Professorenzimmer gegeben hatte; einfenstrig, nach dem Hof hinaus und von Herrn von Noorden mit einem abgetretenen Teppich mit Blumenmustern im Stil des Zweiten Kaiserreiches und mit einem Sofa noch älterer Provenienz aus eigenen Mitteln geschmückt. In dem Studentenzimmer aber stand unser Stolz: anfangs zwei, später, glaube ich, fünf Schränke, außen gelb, innen himmelblau gestrichen, in denen die Bücher aufbewahrt wurden und zu denen jedes Seminarmitglied Schlüssel hatte, um ihnen den entsprechenden Vorrath an Büchern unter dem Beding sicherer Rückstellung und sicheren Verschlusses bei jeder Unterbrechung seiner Arbeit zu entnehmen. Scz war es denn nach heutigen Begriffen noch ein Bischen vorsündfluthlich; und nur das drakonische System unserer Seminarstrafen hat sich aus dieser Urzeit noch bis in die Gegenwart gerettet.

Inzwischen aber ist schon wieder einmal Alles anders geworden. Natürlich nicht auf einmal; ich persönlich, zum Beispiel, habe einen großen Theil der Wandlungen, die an allen deutschen Universitäten so ziemlich gleichmäßig eintraten, wiederum an der alten Stätte meiner studentischen Studien, in Leipzig, seit 1891 ganz langsam und allmählich als Professor in Freude und Leid miterlebt. Heute aber kann darüber kein Zweifel mehr sein, daß das immer noch bestehende alte Seminarsystem sich nicht mehr halten läßt. Dabei ist es an erster Stelle wieder die Menge, das Schicksal des neunzehnten und auch des zwanzigsten Jahrhunderts, die vorwärtsdrängt. Waitz hatte grundsätzlich die Theilnehmerzahl der pstits eomitSL der französischen Gesellschaft, die heilige Zwölfzahl, als Grenzziffer für die Theilnehmer an seinen Uebun-



Ein neues Historisches Institut.

Z43

gen festgesetzt. Noorden meinte, mit 20 bis 25 Mitgliedern wolle er wohl noch fertig werden. Aber eine Anzahl von 60 bis 80 Theilnehmern, wie sie heute gewöhnlich ist und wie man sie selbst dem Auditorium eines Dorsschul- lehres kaum noch zumuthet, würde auch er als unsinnig erklärt haben. Denn bei ihr geht, mag auch Einiges erreicht werden, zweierlei Werthvollstes mehr oder minder unbedingt verloren: die Konzentrationfähigkeit der Lernenden und die persönliche Einwirkungskraft des Lehrers. Da muß also reforymt werden. Die Lehrkräfte in unseren Seminaren bedürfen mindestens der Verdoppelung, oft der Verdreifachung, an einzelnen Stellen sogar noch stärkerer Vermehrung, soll der alte Ruf unserer Universitäten auch nur erhalten, noch nicht einmal gemehrt werden. An besonders hochstehenden Unterrichtsanstalten der Vereinig- ten Staaten kommt bei Lehrformen, die mit unseren Seminarübungen ver- glichen werden können, etwa auf je sechs Studirende eine Lehrkraft. Gilt das soeben Gesagte für alle Seminarien von starker Frequenz, so kommt für die weitere Entwicklung speziell des historischen Unterrichtes in steigender Wucht noch ein anderer Umstand in Betracht. Zu der Zeit, da Ranke seine Uebungen zu halten begann, gab es, im ausgesprochenen univer- sitätstechnischen Sinn, noch keine Literatur- und Kunstgeschichte, noch keine Rechtsgeschichte, geschweige denn Etwas wie Wirthschast- und Sozial-, Wissen- schaft- und Musikgeschichte: und noch weniger war natürlich für diese Wissen- schaften an einen Unterricht nach Art etwa modernen seminaristischen Lehr- betriebes zu denken. Vielmehr war in diesem Sinne nur eine Geschichte an- erkannt: die politische. Dieser Zustand hat sich dann in Deutschland viel länger als in anderen Ländern erhalten, da die großen äußeren Anliegen der Nation, vornehmlich ihr Drang nach politischer Einigung, der einseitig politisch histo- rischen Betrachtung noch bis in die siebenziger und achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts eine besondere Legitimation gaben; in unseren leipziger Univer- sitäteinrichtungen hallt er darin nach, daß das Institut für historisch-politische Geschichte als Nachfolger des älteren Seminars dieser Art auch heute noch WM eoni'd den Titel Historisches Institut führt und, rations antiMi- tat^is i-everenter Kndita, gewiß auch zu führen berechtigt ist. Allein in- zwischen sind, wie man weiß, all die anderen Arten der Geschichte, die Li- teratur- und Kunst-, die Wissenschaft- und Musik-, die Rechts-, Wirthschaft- und Sozialgeschichte und was sonst noch in diesem Zusammenhange in Frage kommt, auch im Universitätunterricht zu Wort gekommen: und das alte histo- rische Seminar der sechziger bis neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts bildet nur noch ein Glied in diesem Chorus, so sehr es auch noch bestrebt ist, mit Berufung auf die besondere historische Bedeutung seiner Lehrgegenftände die erste Stimme zu halten.

Was aber sind nun die Folgen dieser Wandlungen gewesen und was

29"



Die Zukunft.

ist ihr Gesammtergebniß heute? Die Geschichtswissenschaft als Ganzes erscheint in eine beträchtliche Anzahl von Theilwissenschaften zerschlagen und die Theilwissenschaften, als Universitätswissenschaften unterrichtlich selbständig gemacht, nehmen jede ihren besonderen Weg, schaffen ihr oft ziemlich isolirtes Anschauungs- und Denksystem und gehen der nothwendigen Anregungen und Korrekturen verlustig, die eine Gesamtanfchauung und ein einheitliches Begriffssystem liefern könnte, ja, unbedingt liefern muß: denn das geschichtliche Leben jeder einzelnen Periode und aller Zeitalter zusammen ist ein Ganzes und kann nur als Ganzes wirklich verstanden werden.

Kann nun aber diesem Zustande nicht durch veränderte unterrichtliche, insbesondere seminaristische Institutionen abgeholfen werden? Man sieht hier, wie auf dem Gebiet der Geschichtswissenschaft nicht bloß die steigende Frequenz, ein zunächst äußerer Anlaß, zu veränderter Lehrauffassung drängt, sondern noch weit mehr eine innere, wichtigste Ursache: der Fortschritt der Wissenschaft selbst. Wollen wir aber darüber zur Klarheit kommen, in welcher Richtung dieses Moment wirkt, so wird nichts übrig bleiben, als, in Parallele zur äußeren Entwicklung des historischen Unterrichtes, einen (wenn auch noch so kurzen) Blick auf die innere Entwicklung der historischen Disziplinen in ihrem gegenseitigen Zusammenhange zu werfen. Dabei ist klar, daß diese Entwicklung alsbald in dem Fortschritt der wissenschaftlichen Motive gesucht werden muß, die den Zusammenhang zwischen den einzelnen Disziplinen herzustellen geeignet sind. Diese Motive aber sind überwiegend die der Vergleichung.

Die vergleichende Geschichtswissenschaft hat bisher der Hauptsache nach zwei Phasen durchlaufen. Ein Kind vornehmlich des neunzehnten Jahrhunderts, das überhaupt erst die volle Entwicklung der einzelnen zu vergleichenden historischen Disziplinen erlebte, ist sie zunächst mit der Vergleichung der Ergebnisse der Forschungen dieser einzelnen Disziplinen beschäftigt gewesen. So wurden, zum Beispiel, die Lehnverfassungen der einzelnen Staaten und Zeitalter mit einander verglichen, wie überhaupt die Politik als vergleichende Wissenschaft der Staatsform enblühte, so wurden auch andere Rechtsinstitute neben einander gestellt und auf Aehnlichkeiten untersucht, so entfaltete sich in der Kunstgeschichte und der Geschichte der Dichtung die Erforschung verwandter literarischer Stoffe und vergleichbarer Stilformen. Durchgängig bezeichnend war dabei, daß die Vergleichung niemals auf elementare Gegebenheiten des geschichtlichen Lebens, sondern auf dessen höchste und verwickeltste Erscheinungen, nicht auf die Zelle und Zellengewebe gleichsam des Historischen, sondern auf Bäume und Zweige, ja, noch mehr Blüten und Früchte hinauslief. Natürlich blieb dabei die Vergleichungsmöglichkeit, die immer die thulichst einfachsten Vergleichungsobjekte voraussetzt, in den Anfängen ihrer Wirkung stecken; man kam kaum weiter als zu Analogieschlüssen, die dann je nach



Ein neues Historisches Institut.

345

der persönlichen Eigenart der Forscher geistreich oder banal aussielen; das gesunde Mittelgut einer gerade entwickelten Forschung, der solide, wohl begründete und wissenschaftlich sichere Schluß kam weniger zur Anwendung. Trotzdem darf man Bestrebungen und Ergebnisse dieser Periode nicht gering achten. Es ist eine fast ausnahmelose Eigenheit des menschlichen Denkens, daß es neue Problemfassen nicht von unten, sondern von oben her, nicht durch Inangriffnahme ihrer elementaren, sondern ihrer komplizierten Seiten zu lösen sucht. Oder ist etwa in den Naturwissenschaften des organischen Lebens nicht auch die physiologische Erforschung der Zelle verhältnißmäßig recht spät den systematisch-deskriptiven Systemen eines Linns und Buffon nachgefolgt? Außerdem schnitt aber auch noch ein besonderer Umstand fast jeden Versuch tieferer, mehr elementarer Betrachtung ab. Wie die modernen organischen Naturwissenschaften nicht denkbar sind ohne fortgeschrittene Physik und Chemie und eine diesen vorausgehende Mechanik und ihnen folgende Physiologie, so kann eine moderne Geschichtswissenschaft vergleichender Art ihrer eigentlichen Probleme erst dann mächtiger werden, wenn auf die Physiologie eine klare und selbständige, nicht mehr von metaphysischen Voraussetzungen grundsätzlich abhängig gedachte Psychologie aufgebaut ist. Denn die Geschichtswissenschaft ist die Lehre und das Wissen von der seelischen Entwicklung der Menschheit: wie also kann sie ohne die sichere Grundlage einer mit allen Errungenschaften der Naturwissenschaft vertrauten und philosophisch ganz auf sich gestellten Psychologie getrieben werden? Nun kannte aber die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts eine solche selbständige Psychologie im Allgemeinen noch nicht; und noch weilt ihr wichtigster Begründer unter den Lebenden, ja, ist in diesem Saal unter uns anwesend und an unserer Universität trotz seinen fünfund, siebenzig Jahren noch gewaltig wirkend: Wilhelm Wundt, einer der Gefürsteten unter den Gelehrten der Gegenwart. So konnte die vergleichende Geschichtswissenschaft auf Förderung erst dann hoffen, als durch die experimentelle und die neuere rein deskriptive Psychologie, durch die Völkerpsychologie und durch gewisse Richtungen der neueren Soziologie mehr elementare Vorgänge des menschlichen Seelenlebens untersucht waren und auch ihr gegenseitiger Zusammenhang aufgedeckt wurde. Es ist eine Situation, die den Grundvorgängen der Entwicklung der Naturwissenschaften während des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts in mehr als einem Betracht ähnlich ist. Nicht die faustischen Theorien und Enthusiasmen des sechzehnten Jahrhunderts, nicht der Stein der Weisen haben die Thore der verschlossenen Natur gesprengt: erst die elementaren Untersuchungen Galileis und seiner Nachfolger über einfachste Bewegungsformen haben Newton den Schlüssel zur Enträtselung der kosmischen Vorgänge dargereicht. Ist so die vergleichende geschichtswissenschaftliche Methode im Verlauf der letzten Jahr-



Die -'.ulunft.

zehnte auf die Basis einer neuen, für Elementaruntersuchungen in ihrem Bereich schon brauchbareren Psychologie gestellt worden: so ist es jetzt eine der größten, wenn nicht die größte Aufgabe der Geschichtswissenschaft, diese neue Möglichkeit zu nützen und auszubauen.

Und nun versteht sich, diese Lage auf den Universitätunterricht nach deutschem Muster bezogen, daß Dies nicht anders geschehen kann als durch ein Seminar für vergleichende geschichtswissenschaftliche Methode. Doch diese Forderung ist leichter ausgesprochen als erfüllt. Das herkömmliche Seminar mit seinen zwei, drei Uebungen genügt hier nicht. Denn da in der neuen Institution zunächst einmal die bisherigen historischen Methoden als Vorstufe zu den vergleichenden betrachtet werden müssen, da ferner der Psychologie, insofern sie grundlegende Wissenschaft geschichtlicher Forschung wird, Aufmerksamkeit geschenkt werden muß, da weiter die Entwicklung einer Anzahl besonderer geschichtlicher Disziplinen für Politik und Verfassung, für Wirtschaft und Recht, für Kunst und Dichtung, für Weltanschauung und Wissenschaft eine eingehende vergleichende Betrachtung dieser in mehreren Lehrgängen erfordert, selbst wenn sich die Begleitung nur auf die Entwicklung einer einzigen großen menschlichen Gemeinschaft, etwa der eigenen nationalen, bezieht, und da endlich über diesen engeren Cirkel hinaus noch die weite Begleitung der nationalen Entwicklung unter und gegen einander bis tief hinein in letzte universalgeschichtliche Probleme entwickelt werden muß: so ergibt sich wohl klar, daß all diese Aufgaben, von deren nothwendig gleichzeitiger Inangriffnahme jeder entscheidende Erfolg abhängt, nicht mit nur ein paar Uebungen gelöst werden können. Vielmehr bedarf es zahlreicher Uebungen und eines spontanen, echt freiheitlichen und darum wissenschaftlichen Eingreifens dieser in einander, sollen die bestehenden Probleme einer Lösung genähert werden: und darum hat das neue Seminar alsbald mit zehn Uebungen, die sich auf alle die soeben aufgezählten Forderungen und Gebiete vertheilen, noch bescheiden genug begonnen. Ein solches Seminar aber wächst, daran besteht kein Zweifel, über den bisherigen Seminarbetrieb erheblich hinaus: und diese Wandlung ist darin auch formell zum sichtbaren Ausdruck gelangt, daß das, neue Seminar den Titel eines Institutes erhalten hat.

Indem nun aber, aus innersten Forderungen der wissenschaftlichen Entwicklung^ eine neue Organisation akademischen Unterrichtes und einer Forschung zugleich geschaffen worden ist, hat es sich, wie so oft in der Geschichte der Wissenschaften, getroffen, daß diese Organisation auch zugleich den äußeren Forderungen des neueren Unterrichtes gerecht wurde. Denn äußere und innere Entwicklung sind tief und innig durch die kommunizirenden Röhren eines gemeinsamen seelischen Fortschrittes mit einander verbunden und ihr Verlauf ist im Grunde identisch. Indem die Zahl der Uebungen beträchtlich vergrößert



Ein neues Historisches Institut

347

wurde, ergab sich ohne Weiteres die Aussicht, deren Besuchsziffer wenigstens zum Theil in den Grenzen der waitzischen zwölf oder wenigstens der zwanzig bis dreißig Theilnehmer Noordens zu halten und damit unier Wiederaufnahme alter Ideale die Ueberfrquenzen der Gegenwart verschwinden zu lassen. Mit dem bisher Gesagten habe ich Ihnen ausgeführt, welche Motive etwa der Hauptsache nach für mich vorlagen, seit etwa dem Jahr 1900 allmählich die Entwicklung des neuen Institutes vorzubereiten. Aeüßerlich entstanden freilich ist das Institut, einmal innerlich durchdacht, dann sehr rasch; im Lauf von etwa drei Jahren ist Alles vollendet worden. Denn von einer gewissen Vollendung läßt sich immerhin schon sprechen, wenn auch nur im Sinn eines Anfangsstadiums, das im Verhältniß zu späteren Entwicklungen vielleicht den bescheidenen Anfängen des leipziger Historischen Seminars unter Noorden im Jahr etwa 1880 entsprechen mag. Das vorgesetzte Königliche Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichtes hat der neuen Gründung im „Goldenen Bär“ geeignete Räume überwiesen, die, noch vor kurzer Zeit so gänzlich verwahrlost, daß ihr ursprünglicher Zusammenhang von Vielen kaum noch erkannt wurde, heute zu einem wissenschaftlichen Heim umgeschaffen sind, dem, zumal bei dem historischen Duft, der sie umweht, eine bescheidene Studienpoesie, etwas Einladendes und ruhig Festhaltendes eignet: Qualitäten, die in unserem hastigen Tagestreiben nicht ohne Bedeutung sind und auch von den Studirenden gebührend geschätzt werden. Und in diesen Räumen sind Lehrmittel zur Aufstellung gelangt, die weit über den Bestand hinausgehen, über den auch größere und ältere historische Seminarien heute zu verfügen pflegen: vor Allem sine Bibliothek von jetzt etwa 17 000 Bänden und 4000 Brochuren, die fast alle für Unterricht und Arbeit des Institutes belangreichen Gebiete umfassen oder wenigstens streifen, dazu mancherlei Sammlungen von Originalquellen, etwa 140 000 Kinderzeichnungen aus aller Welt, deutsche Briefe aus den großen Zeiten des siebenzehnten, achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts und endlich, neben manchem Anderen, zahlreiche Publikationwerke und Kunstblätter zur Veranschaulichung historisch wichtiger Zusammenhänge, die ein zeißisches Epidiaskop so zur gleichzeitigen Anschauung eines Kreises von Studirenden zu bringen weiß, daß ihre wissenschaftliche Erörterung fruchtbar wird. Zu diesen Lehrmitteln aber ist dann, das Wichtigste von Allem, ein Lehrpersonal getreten, das, wie jetzt schon zuversichtlich ausgesprochen werden darf, die starken Mafien des Apparates in lebendig wirkende Kraft umzusetzen vermag. Wie viel habe ich nicht diese Jahre hindurch in heimlicher Sorge gelebt, ob sich zu den rechten Institutionen auch die rechten Männer finden würden! Sie sind gekommen, zum Theil seit längerer Zet vorbereitet, zum Theil in letzter Zeit, trotz mancher Schwierigkeit, immer freundlicher und zahlreicher hinzutretend, und ich denke, sie Alle leben der Uederzeugung, eine freie Heimstatt



ihrer Studien für Forschung und Unterweisung gefunden zu haben. Und so hat sich denn, nach einigen Anfängen des Lehrbetriebes schon im vorigen Winter, der Kreis der unterrichtlichen Vorbereitungen geschlossen: mit dem Anfang dieses Semesters waren wir bereit, Alle, die lernen wollten, zu empfangen. Und wie sind auch sie gekommen! Das Institut ist normal auf die Beherbergung von etwa 140 bis 150 Mitgliedern eingerichtet; heute, nach wenigen Wochen seines vollen Anfanges, zählt es deren über 240. Und was noch wichtiger ist, die Qualität der Mitglieder giebt Anlaß zur Freude: wir Dozenten sind darüber einig, besten Willen und offenes Verständniß gefunden zu haben. Nun versteht sich aber von selbst, daß eine Anstalt, wie das Institut, vor Allem auch materiell gut gespeist sein muß, soll sie ihren schwierigen und in vielem Betracht neuen Aufgaben gerecht werden. Und eben diese? Zusammenhang legte es von Anfang an nah, nicht nur Staatsmittel, sondern auch die Mittel Privater für die Gründung in Anspruch zu nehmen: denn es mußte gezeigt werden, daß hier neue Wege nicht bloß von den Pfadsindern, sondern auch von der wichtigen Zahl wahrhaft Zeitverständiger innerhalb der Nation als erschließungnothwendig erachtet wurden. Es war eine Lage, die bei der Gründung gewiß zu manchem Brief, mancher Anfrage veranlaßt hat. Aber es war doch zugleich auch ein Zustand, der stählte und reichen Lohn in sich trug; und vor Allem: es war eine Situation, die vom reichsten Erfolg, von innigstem Glücksgefühl, von frohester Aussicht auf die Zukunft gekrönt wurde. Gewiß ist auch in diesem Zusammenhang noch die Grundlage der materiellen Existenz des Institutes vom Staat, von Regierung und Ständen, in stets wohlwollender Bewilligung des allerdings auch maßvoll Geforderten geschaffen worden: so vor Allem die räumliche Unterkunft, so ein Theil der Bibliothek und so die Bestellung von bescheidenen Remunerationen für die Lehrkräfte. Aber daneben haben anfangs vornehmlich deutsche Private, später, in richtiger Erkenntnitz des Werthes der Institutsthätigkeit für sie, auch fremde Regierungen eingegriffen: bis schließlich in der Bewilligung einer sehr bedeutenden Summe zur stärkeren Pflege der Bibliothek durch Seine Majestät den Kaiser der Gipfelpunkt aller Beihilfe erreicht wurde. Die auf diese Weise eingekommenen Unterstützungen aber sind als Ganzes bedeutend genug und erstrecken sich auch auf fast alle Theile der Institutsausstattung, von dem Gitter des Thorweges zu ebener Erde über die reichen Bronzen des Treppenhauses hinein in die eigentlichen Lehrräume, wo das Epidiaskop und die gesummte künstlerische Ausstattung mit Büsten, Gemälden, Bilderrahmen und Kupferstichen auf Geschenke zurückgeht. Die Geschenke Privater erreichen für die Bibliothek allein schon, bei einem geschätzten Gesamtwertb aller Bücher von 130 000 Mark, einen anteiligen Werth von etwa 80 000 Mark. Dabei haben zu diesen Geschenken Private aus ganz verschiedenen Theilen Deutschlands beigetragen; anfangs ragte



Ein neues Historisches Institut.

349

dabei namentlich das Rheinland mit Köln und Frankfurt hervor, später flössen die Gaben besonders aus Leipzig reichlich. Neben den Privaten des In- und auch des Auslandes haben dann aber auch fremde Regirungen, wie schon betont, insbesondere durch Büchersendungen die Bibliothek des Institutes mit begründen helfen. Sehr früh hat hier das englische Kolonialamt und auch das Indische Amt eingegriffen, denen dann die englischen Kolonien selbständig nachfolgten; im Uebrigen sind aus Europa besonders Belgien und neuerdings ganz vornehmlich Frankreich eifrige Spender gewesen, während von außereuropäischen Regirungen die schönsten Geschenke aus Siam und China gekommen sind, Einiges auch aus Japan; aus Peking erst vor Kurzem die 5044 Bände umfassende große Encyklopädie als Gabe des Kaisers. Wie ein Symbol aber einer so reichen amtlichen Unterstützung mag es auf uns wirken, wenn dieser Saal heute mit den erst kürzlich angelangten Büsten der großen amerikanischen Historiker Prescott und Bancroft geschmückt erscheint: einem Geschenk des berliner Botschafters der Vereinigten Staaten David I. Hill, der, selbst ein bedeutender Gelehrter, diese Büsten als Geschenk für das Institut über den bisher niemals reproduzirten amerikanischen Originalen hat formen lassen. Und doch: neben all den größeren Geschenken rangiren vor Dem, der den Intentionen der Schenkgeber folgt, vielleicht noch höher kleine Gaben, mit denen das Institut fleißig bedacht worden ist: diese und jene Bücher, die frühere Schüler, dieser oder jener Kunstgegenstand, den studentische Freunde der Kulturgeschichte beisteuerten; das Institut ist voll solcher Geschenke aufopfernder Liebe. Wie aber soll nun all den Schenkgebern gedankt werden? In diesem Augenblick kann es nur mit Worten, die gewiß von herzlichster Gesinnung getragen sind, geschehen. Den vollsten Dank wird doch erst die eifrige Thätigkeit des Institutes selbst erbringen können.

Nun wäre es gewiß löblich, ließe sich im gegenwärtigen Augenblick in dieser Hinsicht schon ein ins Einzelne gehendes Zukunftsprogramm aufstellen. Dies zu geben, ist aber unmöglich, wie der so günstige Anfaß der Lehr- und Lernthätigkeit in diesem ersten Semester gezeigt hat.

Da haben wir Dozenten uns vorher einige, anscheinend ziemlich vollständige Vorstellungen von der Art zu machen gesucht, in der die Studirenden die diesmal abzuhaltenden Uebungen zu kombiniren versuchen würden. Die Erfahrung aber hat gezeigt, daß die von den Studirenden hergestellten Kombinationen nicht nur viel zahlreicher, sondern in vielen Fällen auch besser sind, als wir voraussetzten. Und Eins ist dabei hervorgetreten: die so gern vorgetragene Annahme, unsere Studirenden ließen sich in der Kombination ihrer Studienpläne zu nicht geringem Theil durch äußere Rücksichten leiten, hat sich doch im Bereich unserer Institutsstudien als ziemlich unbegründet erwiesen: es ist, und zwar ohne jede Einflußnahme der Dozenten, nach rein sachlichen.



Die Zukunft.

idealen Rücksichten kombinirt worden; und die Kombinationen aller Mitglieder haben für das Ganze der Uebungen ein so einfaches und harmonisch klares Bild von Lehrzusammenhängen ergeben, daß sich in dieser Hinsicht für die nächsten Semester das Beste erhoffen läßt.

Neben der Ordnung der Thätigkeit der Studirenden erscheint es gewiß als eine der schwierigen, wenn nicht als schwierigste Aufgabe im Bereich des Institutes, die Lehrtätigkeit der Dozenten organisch zu entwickeln. Denn hier greifen die Prinzipien der Lehrfreiheit und der unterrichtlichen Organisation in einem logisch völlig unlösbaren Widerspruch in einander. In der Praxis freilich ist das Problem glücklicher Weise nur psychologisch zu behandeln. Und da erscheint denn doch wohl an erster Stelle das ethische Motiv von Bedeutung; es muß unter den Dozenten heißen: Treue um Treue; und unter dieser Voraussetzung: Freiheit. Von einer absolutistischen Regelung des Lehrganges kann deshalb nicht die Rede sein: frei bewegt sich jeder Dozent innerhalb des durch seine spezielle Arbeitsweise abgegrenzten Kreises; und die Einheit des Ganzen soll nur dadurch hergestellt werden, daß in gemeinsamen Sitzungen Jeder über den methodischen Gang seines Kurses zur Belehrung und Beeinflussung aller Anderen berichtet. Dabei kann dann freilich die Frage auftauchen, ob nicht eine Ordnung im Sinn eines aufsteigenden Lehrganges der Kurse in Zukunft nothwendig sei und ob nicht diese Ordnung schon jetzt, sogleich im Beginn der Lehrtätigkeit, habe geschaffen werden müssen. Ich habe eine solche Lösung aber nicht für richtig gehalten und ich glaube in diesem Moment, daß wir durch die sichere Art, in der die Studirenden selbst ihre Stellungnahme zu den Kursen geregelt haben, dieser ganzen Frage in vielem Betracht überhoben sein werden.

Endlich noch ein letztes Problem. Was wird die Stellung des Institutes in der allgemeinen Lehrverfassung der Universität, was sein Verhältniß zu den Studien der nächstoerwandten Fächer sein? Neue Studien erfordern in dem weiten und reichbesetzten Arbeitsgebiet akademischer Thätigkeit stets eine gewisse Anpassung der nächstbenachbarten Disziplinen; und diese kann wohl schwerlich jemals ohne einige Anstöße erfolgen. Man wird damit also auch in unserem Fall rechnen dürfen und sich vornehmen, sie im Interesse allgemeiner Kollegialität durch ein eben so bescheidenes wie selbstsicheres Fortschreiten noch am Ehesten zu überwinden. Ob aber die neue Form der Organisation nicht auch sonst noch auf diejenigen Universitätsinstitute Einfluß gewinnen wird, die an Uebersättigung der Uebungen leiden? Und ob dann eine Umbildung dieser Institute nicht auch auf den Charakter der ganzen Univerfttätverfassung zurückwirken könnte? Das sind noch undeantwortbare Zukunfftfragen; obgleich die zuerst erwartete Folge in ihrer sichtbaren Erscheinung, in der Erhöhung der Zahl der Uebungen, schon in einem Fall sichtlich hervortritt.

Leipzig. Professor Dr. v. Karl Lamprecht.



Der Rosengarten von Berlin.

351

Der Rosengarten von Berlin.

Aber jetzt kann es nicht mehr schlimmer kommen. Neben dem neuen Rosenhain, der auf Geheiß des Kaisers im Thiergarten an der Stelle einer von Friedrich dem Großen gepflanzten Baumschule angelegt wurde, ist die Siegesallee ein Kunstwerk von bleibendem Werth, sind die Denkmale am Brandenburger Thor Meisterwerke moderner deutscher Plastik.

Ein kluger Gedanke, durch die Anlage eines Rosengartens einen starken farbigen Accent in das Grün der Bäume und Büsche des Parks zu tragen, ein Gedanke, der zur Entfaltung eines einheitlichen Künstlerwillens prachtvolle Gelegenheit bot. Was hätte, zum Beispiel, Peter Behrens oder der Hamburger Cordes aus dieser Aufgabe gemacht! Er hätte mit bewußter Absicht die in Form und Farbe übereinstimmenden Büsche und Blüten zu großen Massen zusammengeschlossen und mit dem Material blühender Pflanzen höchste dekorative Wirkungen erzielt; er hätte durch Erdbewegung das Terrain gegliedert und die Niveauunterschiede durch Treppentritten überwunden; er hätte Räume gebildet, diese durch Haupt- und Nebenachsen getheilt, Nischen für Statuen und Ruheplätze für weißgestrichene Holzbänke durch Spalierwerk und grüne Hecken abgeschlossen und so ein architektonisches Gartenkunstwerk geschaffen von einer neuen, den Geist unserer Zeit offenbarenden Formensprache. Das Programm, die Situation des Geländes, alle Vorbedingungen zwangen gleichsam dazu, die Idee in diesem Sinn zu gestalten. Aber man schien ihn überhaupt nicht zu kennen. Und so entstand ein Unding, bei dem auch nicht ein Fehler vermieden wurde, den der angespannteste Scharfsinn als möglich ersinnen konnte. Die aufgewendeten Mittel, die nicht unerheblich sind, wurden an eine Sache verschwendet, die in dieser Form heute keinem Menschen Freude macht und der Zukunft ein falsches Bild vom künstlerischen Können unserer Zeit vermitteln muß.

Eine glückliche Idee, dieser Rosengarten. Ein vortrefflicher Gedanke, in den Parkanlagen des Thiergartens, die mehr dem Spazierengehen als dem Ausruhen dienen, einen Raum zum „behaglichen Aufenthalt“ zu schaffen.. Die Form aber, in der dieser Plan zur Ausführung kam? Eine Beleidigung jedes kultivierten Geschmackes. „Alle Qualität, die die Dinge haben, stammt aus der Qualität des Menschen, der sie schafft“, sagt Lichtwark in seiner neuen, soeben erschienenen Schrift „Park- und Gartenstudien“, die in der Erinnerung an diesen Rosengarten wie ein Erbauungsbuch wirkt. Man wird, um sich einen Ärger zu ersparen, gegen den man machtlos ist, den man in seinen Ursachen nicht bekämpfen kann, diese Stelle des Thiergartens fortan meiden, wo ein Bißchen struppiges, wahllos angepflanztes Gebüsch mit einem übermannshohen Drahtzaun umhegt ist, wo ein paar Rosenstöcke auf kreisrunden und segment-



Die Zukunft.

förmigen Beeten wachsen und eine im Maßstab vollständig vergriffene Pergola (aus Kunststeinen zwar, aber mit eingemeißelten Fugen!) hoch in das Geäst der Bäume aufragt. Nirgends auch nur eine Spur von Empfindung für räumliche Proportionen: ein langer, schmaler Streifen einfach abgeholzt und in einen Rosengarten verwandelt, ohne Ueberlegung, ob die Maße dieser Grundfläche zur Höhe der umgebenden Baumwand stimmen. Inmitten dieses kahlen Platzes ein Rondellbeet mit einer unbeschreiblich schlechten Portraitstatue der Kaiserin, einer Marmorstatue, die ohne irgendeinen Hintergrund trotz der Lebensgröße puppenhast klein wirkt und die nicht einmal einen Karl Begas zum Schöpfer zu haben brauchte, um in dieser Aufstellung jeden Eindrucks beraubt zu sein. Der Fall ist durchaus symptomatisch. Eine gute Idee, reiche Mittel zu ihrer Verwirklichung, eine Ausführung aber, die den guten Gedanken mordet. Weil eben da, wo über die großen Aufgaben entschieden wird, die Kunst Derer, die seit fast zwanzig Jahren durch angestrengte Arbeit und durch ihr Können den Ruf deutscher Kultur neu geschaffen haben, nicht bekannt oder nicht beliebt ist. Wnthschaftlich schädigend, weil dem Fremden die überall sich breitmachende offizielle Kunst ein schiefes Bild vom Kulturniveau unseres Landes geben muß. Jeder Widerspruch aber aussichtslos, weil auch diese scheinbar unwesentlichen Aeußerungen nur Triebe einer fest eingewurzelten, von der Persönlichkeit untrennbaren Ueberzeugung sind.

Charlottenburg. Walter Kurt Behrendt.

LH

Jean Paul.

Du seliger, ewig jugendlicher Jean Paul, der Du jetzt auf den Asphodeloswiesen im Elysio unter den Schatten einherwandelst und am Abend die grauen Flockenblumen abzupfst und in die Luft fortpustest, ihnen nachschauend wie Kinder den Seifenblasen im Sonnenschein, siehst Du Dich noch in jenem Zimmer der derben kreuzbraven Wirthin Rollwenzel vor dem Städtchen Bayreuth sitzen, an dem Federhalter kauen, hin und wieder einen Gedanken oder ein Bild aus Deinen Hakenhaaren hinter Deinem kahlen Scheitel herausziehen und das große weiße Papier, das vor Dir liegt, langsam mit Deinen schönen Buchstaben zumalen? Siehst Du Dich noch schmunzeln vor Behagen, wenn Dir ein besonders eigenartiger Einfall übers Papier lief und Du ihm zwei Seiten lang nacheiltest und dabei vom Hundertsten ins Tausendste und Hunderttausendste kamst, oder wenn die Wirthin mit einem Krug voll Kulmbacher Bier zu Dir trat und Du Dich zurückbeugtest und die dicke braune deutsche Ambrosia hinunterspültest und dabei drüberhin dankbar in den Himmel sahst wie ein trinkendes Huhn? Wenn Du dann noch ein Prise borkauer



Jean Paul.

353

Schnupftabaks in die breiten Nasenlöcher geschoben hattest: wie konntest Du dann auf dem Papier mit den Flügeln schlagen und über die Hecken und Zäune der Menschen fortfliegen und vor Vergnügen krähen! Ueber dreißig deutsche Kleinstaaten flogst Du an einem solchen Vormittag vor Bayreuth schreibend hinüber und picktest Alles, was Dir lächerlich schien, von den Wegen auf und brachtest es zu Papier, allerlei schnurriges und monströses Zeug, was sonderbar aussah wie Spinnen oder Meerthiere im Spiritus. Vor Dir, wenn Du vom Schreiben aufschautest, lagen die Höhen des Fichtelgebirges oder Frankenwaldes; und Du ließt Deine großen, sanften blauen Augen an ihren stillen Linien so zufrieden vorbeirollen, wie der Herr von Goethe in Weimar hinter den Bergen die Rückenformen schöner Menschen in Stein oder Fleisch betrachtete. Nie siel es Dir ein, das Land Jtalia, von dem die von der Griechheit befallenen damaligen Deutschen wie junge Mädchen von ihren Erziehern schwärmten, zu betreten. Höchstens Deine Helden führtest Du an ihrem Schopf auf den Palatin oder den Posilipp oder ließest sie ihre Schwermuth in dem Lago Maggiore widerspiegeln. Dir selbst wäre es nicht wohl gewesen in Ländern, wo man kein Bier trinkt, wo keine Wälder duften, keine Serenissimi reden und regiren, damit ihre Unterthanen Etwas zu lachen und zu erzählen haben, und wo keine deutsche Musik geblasen, gegeigt, gespielt, getrommelt oder gesungen wird. Du mußtest im Frühling Aurikeln und Veilchen, im Sommer Rosen und Gelbvci glein und im Herbst A stern und Stiefmütterchen um Dich haben und mußtest im Winter dicke Eisblumen an den Fenstern sehen: sonst wärst Du gestorben vor Heimweh. Wenn die Anderen von Welschland sprachen, hieltest Du Dir die Ohren zu und pfi ffest Beethoven vor Dich hin; und nachts, wenn die Sterne am Himmel aufzogen, sagtest Du: „Nun ist Alles auf Erden gleich.“

Drum saßest Du alle Morgen allein im offenen Zimmer neben der Gaststube der kreuzbraven Wirthin Rollwenzel vor dem Städtchen Bayreuth, die Perlmutterdose voll Tabak und den Steinkrug voll Bier neben Dir und Oberfranken im Fenster eingerahmt vor Dir, und schriebst ganz gemächlich Deine zehn bis fünfzehn Seiten deutsche Prosa tagtäglich in Deine Kladde. Und warst dabei nicht minder des Gottes voll als Tante, da er in der Pinta dichtend umherging, oder als der blinde Milton, als er seiner Tochter die Beschreibung des Satanas und der weinenden Eva in die Feder diktirte. Und warst dabei nicht weniger behutsam und dachtest eben so viel über Deine Kunst nach wie Lesfing, Herder und Schiller, die sich beim Dichten oft den Puls zählten wie ein Kranker im Fieber. Du stütztest die Stirn in die Hand vor jedem neuenKapitel (odcrSummula oderJobelperiodeoderSwtion oder Nummer oder Zettelkasten öoer wie Du sonst noch Deine Abschnitte nanntest) und sannst dann lang und breit über das Romantische, über den Humor, über den Stil, über



Die Zukunft.

die deutsche Sprache nach, bis Du auf einmal den Faden Deiner Erzählung ganz verloren hattest. Dann galt es, schnell übers Garn zu schlagen und mit ein paar Rückzügen, die nicht ungeschickter, wenn auch unberühmter waren als der Friedrichs des Großen nach der Schlacht bei Hochkirch oder der Napoleons von Leipzig nach Paris, zu Deinem Thema zurückzugelangen. Freilich verlorst Du oft eine Schaar Leser bei solchen Exkursionen; Leute, die sagten: „Wir kommen auf dem Weg nicht mehr mit. Der Kerl geräth uns zu sehr auf Abwege und Seitensprünge.“ Aber Dir lag nichts an solchen Lesern, die gegängelt werden wollen und mit Extrapost und stets frisch gewechselten Pferden, wie ein persischer Satrap durch seinen Bezirk, durch die Ereignisse hindurchreiten wollen bis zur Verlobung oder zum Begräbniß. Sacht wie ein Landomnibus zwischen zwei Marktflecken fährst Du Deine Insassen weiter; was thuts, wenn der Pegasus unterwegs stehen bleibt, wo immer ein Vergißmeinnicht sich zeigt, um es mitzunehmen? „Nur Geduld!“ rufst Du vom Bock hinunter, „wir kommen schon an“; und verkaufst für die Thränen einer Liane oder das Grinsen eines Ironikers über eine schöne oder kluge Stelle tausend Seelen an Kotzebue. Davon rührt es, daß heute Mancher so schwer Dich liest wie einen Palimpsest auf dem drei Texte über einander geschrieben find, und Du in Bibliotheken oft hoch oben stehst, wo selbst keine Spinnfängerbesen mehr heranreichen und das Subjekt, das alle Jahre einmal zum Staubwischen dort hinaufklettern muß, kopsschüttelnd Deine seltsamen Titel liest, wie etwa diese: „Die Kunst, einzuschlafen“, „vi-. Fenks Leichenrede auf den Höchstseligen Magen des Fürsten von Scheerau“, „Ueber das Leben nach dem Tode oder der Geburtstag“, „Das Glück, auf dem linken Ohr taub zu sein“, „Verschiedene prophetische Gedanken, welche theils ich, theils hundert Andere wahrscheinlich 1807 am einunddreißigsten Dezember haben werden“, „Ruhige Darlegung der Gründe, warum die jungen Leute jetzo mit Recht von dem Alter die Ehrfurcht erwarten, welche sonst selber dieses von ihnen fordert“, „Bitte, mich nicht durch Geschenke arm zu machen“, „Vollständige Mittheilung der schlechten, aberwitzigen, unwahren und gottlosen überflüssigen Stellen, die ich in meinen noch ungedruckten Satiren aus Achtung für den Geschmack und das Publikum ausgestrichen habe“, „Einige gutgemeinte Erinnerungen gegen die noch immer fortdauernde Unart, nur dann zu Bette zu gehen, wenn es Nacht geworden.“ Wenn Du täglich Deine Hefte vollgeschrieben hattest, ewig, wie das Fichtelgebirge, lebender Jean Paul, schrittest Du zufrieden wie ein Buchführer, dessen Saldos stimmen, nach Hause. Auf dem Marktplatz von Bayreuth verwickelte sich Dein Fuß dann wohl in den geschnörkelten Schatten des vom Markgrafen Friedrich errichteten alten Barockschlosses, Du stolpertest und liebest das Dreierlicht im Marienglas, das Dir heimleuchtete, fallen und standest dann allein unter den Sternen in der Abendluft, die nach Wäldern roch.



Die sexuelle Krise.

355

Dann fuhren wohl ein paar titanische Gedanken durch Deine mächtige Stirn, daß sie mit dem Jupiter und dem Hesperus über Dir um die Wette leuchtete und Du sagen durstest: „Gefühlt habe auch ich es, Goethe!"

Aber dann kamen schon die Nachbarkinder und zupften und zogen Dich hinein, mit ihnen um die Lampe „Schwarzer Peter" zu spielen, und Du folgtest ihnen willig, eingedenk Deiner Worte: „Um wie viel leichter erkaufte man den unmündigen Kindern arkadische Schäferwelten als den Erwachsenen nur ein Schaf daraus!" Und Du hieltest ganz still und ließest Dir ruhig mit dem Korlstopfen einen dicken schwarzen Bart über Dein breites, feistes Gesicht malen, daß Du aussahst wie die Maske der Komoedie bei den Griechen und die Nachtwächter vor Dir erschranken. Und wenn Du Deine Nachtsuppe mit Pflaumen heruntergelöffelt hattest (denn das viele Beißen verlernten Deine Zähne sehr früh), dann gingst Du noch einmal zu einem Schlaftrunk schon im Schlafrock in die Kneipe nebenan und schmunzeltest bis zu den Ohren hinauf, wenn der Apotheker, der Pfarrer und der Bürgermeister, drei abgefeimte Hasenfüße, sich zusammenthaten, über Napoleon zu schimpfen, den sie durch ein Nadelöhr gejagt haben würden. Nachts aber, in Deiner hölzernen Bettstelle, in der gewürfelten Flanelljacke, die Dir den rundlichen Leib warm hielt, träumtest Du von einer Reihe sonderbarer Geschöpfe, die Dich umflogen: E. T. A. Hoffmann war darunter mit seinem Culengesicht und Ludwig Äörne mit seinen traurigen Augen, der Professor Fechner mit seiner Brille, Robert Schumann mit seinem schönsten Lächeln, Carlyle aus Schottland, Friedrich Vischer aus Schwaben, Wilhelm Raabe, die Feder in der Hand, und Gottfried Keller mit seinem züricher Dialekt und viele, viele Andere. Alle aber nannten Dich „Vater", als hätten sie Dich über den Verlust Deines einzigen Sohnes forttrösten wollen. Und Einer unter ihnen (es war Ludwig Börne, wie sich zwanzig Jahre später herausstellte) trat hervor und redete Dich an: „Eine. Zeit wird kommen, da wirst Du Allen geboren. Du stehst geduldig an der Pforte des zwanzigsten Jahrhunderts und wartest lächelnd, bis Dein schleichend Volk Dir nachkomme."

Kaiserswerth. / Herbert Eulenberg.

Die sexuelle Krise/)

hat große Liebhaber gegeben, herrliche Helden der Liebe, aber selten sind MW) sie, selten wie jener Sonntag in jenem legendären Schaltjahr. Ein solcher Liebhaber war Bismarck, war Richard Wagner, der bis in die letzten, tiefsten Tiefen EineProbe ans demnnter diesemTitolsteiDiederichs inJena)erscheinenden Buch, in dem eine junge Fcau sich'ernsthaft und ehrlich mit der Moral, der Sexualord«nung, der Skxnalnoth, mit all denProblemen moderner Geschlechtswirrniß auseinander-



## Die Zukunft

das Weib sich zu eigen machte und mit der tiefsten Treue seinen kostbaren Besitz festhielt, war Lenau und vor Allem Goethe. Eine der flachsten Literaturlügen ist die, der es beliebt, Goethe als einen Don Juan zu schildern, der von Weib zu Weib eilte. Goethe hat im Gegentheil immer tief, immer treu und meist schmerz-lich, ja, unglücklich geliebt. Das einzige Weib, das er eigentlich „verlassen“ hat, war Friederike; und von Der zwang ihn unerbittlich sein Schicksal fort, seine Be-stimmung, in die Welt zu ziehen. Mit tiesster Inbrunst liebte er Lotte und nur die Thatsache, daß sie an Albert gebunden war, zwang ihn zum Verzicht. Gleich ernst war seine Neigung für Lilli, die einen Bewerber von sichererem Amte, als es der junge Goethe damals hatte, ihm vorzog. Mit erhabener Resignation und Treue hat er Charlotte geliebt. Ob er sie nun wirklich besessen hat oder nicht, macht diese Resignation nicht geringer; denn sie bestand darin, daß das geliebte Geschöpf mit einem anderen Mann, im Schoß einer anderen Familie lebte und ihm nur einen geringen Bruchtheil ihrer Person lassen konnte. Nicht durch seinen „Abfall“ kam er von Charlotte weg, sondern in vollem Bewußtsein seiner „Krank-heit“ (wie er es selbst nannte), „freilich eine Krankheit, von der ich nicht genesen will“, floh er nach Italien. Durch langen, bewußten Kampf gegen das Elend dieser nicht voll erfüllten Liebe machte er sich von ihr frei; seine Sehnsucht suchte neues Glück und fand es in Christiane. Sie war eigentlich die erste Frau, die Goethe glücklich liebte, die er ganz besitzen konnte und wollte; bisher hatte er aussichtslos und unglücklich geliebt. Er zauderte auch nicht, sie zu nehmen und festzuhalten mit allem Mitteln, sich und sie innig zu verbinden, und seine Liebe und Treue zu ihr dauerte bis zu ihrem Tode. Die Legende von Goethe als Don Juan ist aus einer Krämeransicht entstanden, aus dem Heuchlerthum, das vorgiebt, wenn in eines Menschen langem Leben mehrere geliebte Namen aufklingen, müsse solcher Mensch ein leichter Schmetterling sein, der von Blume zu Blume „taumele“. Goethe wollte nicht enden wie sein Werther: er wollte leben und sich entwickeln, trotz unglück-lichem Lieben. Daher sein Herz immer wieder mit voller und junger Kraft nach einer Glücksmöglichkeit, wie sie nur die Liebe bietet, hinstrebte. In jedem dieser Verhältnisse war er von unversiechlicher Gemüthskraft. Er ist der tiefste und wun-derbarste Liebhaber, den die Geschichte kennt. „Er ging durch die Frauen, die sein Herz bewegten, wie die Sonne durch die Sternbilder des Thierkreises geht.“ (Agnes Härder.) Und angesichts einer solchen Erscheinung müssen wir mit ihm sagen:

„Es schweigt das Wehen banger Erdgefühle,  
Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft,  
Besänftiget wird jede Lebenswelle,  
Der Tag wird lieblich und die Nacht wird helle.“

Welch anderes Bild bietet das Lieben Grillparzers! Hier haben wir schon die aufreibenden, sich selbst und Andere quälenden Geschlechtskämpfe des Dekadenten. Sein Tagebuchblatt vom Mai 1826 erinnert geradezu an das „Tagebuch eines Versüßten“ von Kierkegaard. „Am Ende war es doch mein grillenhaft bcobach-zusetzen sucht. Der Versuch ist lehrreich, auch wo er zu energischem Widerspruch zwingt; und der Vergleich mit der Art, wie Dr. Groddcck („Hin zu Gottnatur“) ähnliche Pro-bleme behandelt, gilbt ein zum Nachdenken stimmendes Bild vom Zustand unserer Se-xualpsychologie und von der Moralbedrängniß, die heute so laut nach Hilfe schreit.



teter Vorsatz, das Mädchen (Katharina Flöhlich) nicht zu genießen, was mich in diesen kläglichen Zustand versetzt hat . . . So kämpfte ich mich ab gegen die sonst immerwährende Aufregung; und der schwüle Odem, der aus meinem Wesen auf die Unschuldvolle hinüberging, setzte auch sie unbewußt in Bewegung und brachte endlich alle Wirkungen unbefriedigter Geschlechtsliebe hervor. Sie ward argwöhnisch. Heftig, zänkisch sogar; und so ward dieses Verhältniß auch in seinem geistigen Bestandtheil gestört, der es so fabelhaft schön gemacht hatte." Das Bekenntniß eines Don Juans „aus Grille". Wie es einen Don Juan aus diesem selbst-quälerischen Motiv geben kann, eben so den anderen, der der geborene Wüstling ist und der nach einem Ausspruch von Shaw „nicht interessanter ist als der Matrose, der in jedem Hafen ein Weib hat". In dem Aufsatz eines Zoologen (Dr. W. Hammer) wird mitgetheilt, daß es auch unter den Thieren „Entjungferer" giebt, „die sich von einer nicht mehr unschuldigen Gattin mit Gleichgiltigkeit oder Verachtung abwenden". Dann giebt es einen Typus, der zu einem scheinbar wilden Leben gelangt aus tiefster Sehnsucht nach voller Erfüllung und durch immer wieder erlittene Verluste Dessen, was er liebt. Mancher Mensch, Mann und Weib, würde gar nichts sehnlicher wünschen, als friedlich in einem bestehenden Verhältniß Zu bleiben, wenn nur die Situation es zuließe. Solcher Mensch gelangt zu einem „wildem" Leben und weiß nicht, wie, hat den Wunsch, Ziel und Mündung zu finden, und versandet nicht selten in Erbärmlichkeiten. Ueber viele Menschen von heute ist gerade dieses Fatum verhängt; die allgemeine Obdachlosigkeit der Seelen macht es immer schwieriger, daß sie einander finden und, dem Sinn der Gattung gemäß, mit einander fertig werden. Bemerknswerth ist, wie viel schwerer der Mann daran trägt, wevn zufällig einmal er es ist, der Unglück (unverschuldetes) in der Liebe hat. Die Welt kann ihn nicht genug bejammern, wenn sie davon erfährt. Ein vom Weib enttäuschter Mann gilt als tragische Erscheinung (man denke an Bürger), während man der Frau diesem Schicksal gegenüber offenbar eine größere Zähigkeit zumuthet. Für die meisten Männer ist solches Schicksal dann auch gleich Grund genug, zu sinken. Sie werden Wahnsinnige, Selbstmörder, Mörder, Alkoholiker: weil sie von einem Weib erlebten, was Millionen Frauen von Männern erleben. Noch bleibt ein unheimliches und dunkles Kapitel zu betrachten, das wir freilich nicht erschöpfen können, da wir uns hier mit klinischen Fällen prinzipiell nicht befassen wollen, das wir aber streifen müssen, so weit es die besondere Schwierigkeit moderner Seelenkämpfe betrifft. Ich meine das Bestehen von Perversitäten und Perversioncn, die in allen Klassen und Kreisen weit verbreitet find und die ein natürliches, befriedigendes Geschlechtsleben immer unmöglicher machen. „Jede Perversität kann sowohl aus einem Ueberschuß als aus einem Fehlbetrag an geschlechtlicher Kraft hervorgehen" (Hirth). Ein Fehlbetrag: Das ist es meistens. Der moderne Mann ist oft Masochist. Ich meine den merkwürdigen seelischen Masochismus, dem der moderne Mann, wie dem Fetischismus, so oft unterworfen ist. „Gehst Du zum Weibe, vergiß die Peitsche nicht", heißt es bei Nietzsche. Aber umgekehrt muß es heißen: Gehst Du zum Manne, vergiß die Peitsche nicht. Nicht, wenn ein Weib sich wenig liebevoll erweist, wenn es den Mann quält, tyrannisirt, ausbeutet oder wenn es „kalt" ist, wird es im Allgemeinen verlassen; auch nicht, wenn es ihn verräth. Wohl aber wird es unzählige Male verlassen, weil es zu heiß, zu zärtlich, zu hingebend ist, ihn nicht verräzh, sondern sich für ihn opfert. Ter ma-

30



sochistische Trieb des heutigen Mannes hat vielleicht seinen letzten Grund in der sozialen Konstellation des Ueberangebotes an Weiblichkeit.

Als die Männer die Frauen zu rauben gezwungen waren, um sich ein Weib zu verschaffen, waren sie gewiß nicht Masochisten. Sie suchten ja Weiber zu be«zwingen, zu erbeuten, nicht aber, sich von ihnen erbeuten zu lassen. Heute, wo sie sich selbst als «Beute" fühlen, wo in höllischer Verdrehung das Weib auf den Mann Jagd machen muß, um überhaupt zur legitimen Befruchtung zu gelangen, will er wenigstens von der stolzesten und strengsten der Jägerinnen bezwungen werden. Diese Konstellation zeitigt ganz direkt und unaufhaltsam eine Korruption des eigentlichen Wesens der Weiblichkeit, da die Frauen von dieser Art „Daseinskampf" einfach zu einer Pose gezwungen sind, die der Idee von Weiblichkeit durchaus nicht entspricht. Und während in der Literatur noch das Urideal von der Hingebung des Weibes gefeiert wird, sehen wir in Wirklichkeit den Typus der herrischen Frau, von der Amazone bis zur Megaere, triumphiren. Dieser Typ hat zahllose Abstufungen. Da ist die „kalte Hetaere", die schon durch ihre Unempfindlichkeit, ihre innerliche Unengagierbarkeit Herrin der Situation ist. Dann die sehr zarte, sehr passive, halb und halb frigide Weiblichkeit, die durch ihren Mangel an erotischen Ansprüchen die des Mannes um so höher aufstachelt. Dann die Maitresse, die ihn nach allen Regeln der Kunst ausbeutet. Das günstigste Schicksal haben aber meist die Frauen, in denen der Typus der Megaere mit dem der Hetaere gemischt ist. Die richtige „Furie" bleibt sieghaft auf dem Plan. Dabei ist aber nicht etwa an einen abschreckenden Typus Weib gedacht. Waren doch die Furien, gleich den Genien halbgöttliche Wesen. So wirkt auch das furiöse, das zornige, gebieterische, antreibende, anspruchsvolle und dabei leidenschaftlich aufregende Weib heute am Stärksten auf die ermatteten Sexualimpulse des Mannes. Es ist die strenge, sichere Herrin, die der Mann heute mehr denn je im Weibe sucht. Sie mutz sich möglichst als „Hammer" benehmen. Wenn ihr diese Pose nicht entspricht, ist sie oft die Mißbrauchte. Erklärlich wird dieser Trieb durch die Suggestion der Sicherheit, die man in der Nähe „strenger" Personen hat. Man traut ihnen unwillkürlich zu, daß sie mit sich im Klaren sind, daß sie wissen, was sie wollen; und sür manche Menschen ist dieses Gefühl identisch mit dem der Geborgenheit. Auch die familiär-energische Frau behagt dem Mann sehr. Es ist wie eine Rücksuggestion, die an die Mutter gemahnt, wie sie Jeder wünschte: die streng ist und ihn doch leitet. Darum hat die Frau so oft verloren, wenn sie von Leidenschaft für den Mann erfaßt wird und die Insignien der Regirung ihren Händen einen Augenblick entgleiten. ... Der Zwang zur Wahrung der „Herrschaft" kann aber such in einem guten Sinn zum „Erzieher" werden, kann zur Stärkung der eigenen Persönlichkeit führen. Ueber der Liebe auch in der Liebe stehen: Das ist das ganze Geheimniß der Macht dieser Herrschaft über eine andere Seele. Eine grandiose Hingabe kann und soll da sein; Der aber, der sie übt, darf darüber nicht zum Bettler werden. Diese Vorstellung setzt eben einen großen Reichthum an Selbstgefühl, an Persönlichkeit beim Anderen voraus. Diese Persönlichkeit kann auch ein scheinbar unbedeutender Mensch haben. Es ist die Unabhängigkeit des innersten persönlichen Kernes einer Natur, eines Kernes, der auch in der Liebe nicht schmilzt, den man im geliebten Wesen schätzt. Freilich ist diese Selbstbehauptung nicht zu verwechseln mit innerer Kälte, die die Fähigkeit zur Hingabe, zum zärtlichen Umfassen des anderen Seins nicht.



Die sexuelle Krise.

359

hat. Die Hingabe des Geliebten an den Liebenden soll zu Allem bereit sein, nur zu Einem nicht: vor ihm als Bettler zu stehen. Alles geben, aber nichts sich vergeben und gar nichts „fordern“ in dem Sinn, daß man sich selbst von der Gewährung abhängig macht: so sei die Devise. Es ist die Sache des Anderen, Geben mit Geben zu erwidern. Daher die Sieghaftigkeit der lächelnden, die Machtlosigkeit der weinenden Liebe. Besonders gefährlich ist das „Schmelzen“ des Weibes; es macht den Mann fast gegen feinen Willen von ihm abwendig. Sein sexueller Organismus verträgt diesen Zustand offenbar nicht. Er bedarf vielmehr eines „Reizes“, um aktiv zu bleiben. Die Frau verträgt die Hingabe des Mannes eher, sie rührt sie nicht selten und erfüllt sie mit zärtlichen Gefühlen; mindestens will sie immer seine Werbung spüren; das werbende Weib aber hat verloren. Nun wenden aber durch die heutige sexuelle Heuchelei und Tyrannei Zwangslagen für die Frau geschaffen, in denen ihr Persönlichkeitkern gewaltsam zertrümmert wird. Durch die vielen Faktoren, die ihre Wahlfreiheit begrenzen, macht man sie als Geschlechtswesen vollkommen von dem Mann, dem sie sich hingab, abhängig. In tausend Formen der gegebenen sozialen und moralischen Konstellation ist ein Abschließungssystem wirksam, das die Frau auf Gnade und Ungnade dem Manne, dem sie sich einmal hingegeben hat, ausliefert. In solcher dunklen Zwangssituation kann auch die stolzeste Frau unfrei werden, kann auch sie durch die Liebe zwischen Tod und Wahnsinn gebracht werden.

Im Gegensatz zu der Herrin liebt der moderne Mann noch einen zweiten Typus sehr: die leidende Frau. Der Typus, der ihn rührt, beherrscht ihn fast eben so wie der, der ihn tyrannisiert. Nur zu dem heiteren, freien, gesunden, weder tyrannischen noch Mitleid erregenden Weib findet er keine rechte Beziehung. Das Weib, das leidet, ja, nicht selten direkt an körperlicher Schwächlichkeit leidet, wirkt manchmal übermächtig anziehend. Nur an einer Sache darf sie nicht leiden: an dem Mann selbst. Das wäre Etwas wie ein Vorwurf: und den verträgt er nicht. „Mädchen, laß mich nie die Thränen sehen, die Du um mich geweint“: so oder ähnlich heißt es in einem Gedicht von Jacobsen. Ein natürliches Verhältniß, wo beide Theile gütig und heiter gegen einander sind, ist immer seltener anzutreffen. Ein Geschöpf, das weder Schmerz zufügen noch auch Peinigung erdulden will, ist dem modernen Manne geradezu problematisch. Die Idee, daß die Frau am Besten mit dem Mann auskommt, die ihn eigentlich niemals ganz „voll“, also nicht ganz ernst nimmt, liegt nah. Vielleicht ist es das „Kind im Manne“, das immer mit suggestiven Mitteln, niemals aus direkte Art beeinflußt werden kann. . . . Zu gewissen uralten Phänomenen in den Beziehungen der Geschlechter haben wir Heutigen jede Führung verloren, so zu dem Begriff der Verführung. Flaubert sagt: „Ich mache der Prostitution nur den einen Vorwurf, daß sie ein Mythos ist. Es giebt heutzutage so wenig große Buhlerinnen wie Heilige.“ Ich mache dem Verführer nur einen Borwurf: den, daß er ein Mythos ist. Es giebt heutzutage keinen Verführer in dem verführerischen Sinn des Wortes. Es giebt wohl Hochstapler der Liebe, Abenteurer und Betrüger, die unter „falschen Vorspiegelungen“ Etwas herauslocken. Aber der Verführer, der werbende Verführer zur Freude, der es dem Weib leicht macht, sich hinzugeben, der im Stande ist. Stunden heraufzurufen, in denen Mann und Weib trunkenen Herzens ein Lebensfest feiern, er ist nicht von heute. Grämlich, mit gequältem Gewissen, unter endlosen theoretischen

30\*



Die Zukunft.

Debatten, bestimmt, den „Stand der Dinge“ genau zu „Präzisieren“, wird der Angriff auf ein Weib von den Heutigen gewöhnlich unternommen. Ist man dann endlich, nach vielfacher „Flucht“ vor der „Gefahr“, so weit, so kommt es eben zum „Fall“. Der Lendemain bringt pünktlich den moralischen Kater; und nach einigen Wiederholungen des Falles ist man endlich wieder „Herr“ seiner selbst, flieht den Hörselberg und geht „geläutert“ und mit der gebührenden Verachtung des Weibes dahin.

Die Kunst der Verführung wird erst die Zukunft wieder entstehen lassen; und eine bessere Verführung wird es sein müssen, als jene von einst war, die da sprach: „Reich mir die Hand, mein Leben, komm auf mein Schloß mit mir!“ Keine Täuschungen auf der einen, keine Forderungen auf der anderen Seite und keine drohenden Uebel als „Buße“ der That für Beide. Zärtliche Hingabe in einer festlichen Stimmung und ein frohes Weilen am Tisch des Lebens, den nur Mann und Weib für einander bestellen können: Das wird es sein. Und im frohen Wertspiel wird der Mann wieder „Verführer“ sein können und dürfen. Schon seiner physischen Natur nach ist er der Vorwärtsdringende, das Weib die Zögernde, selbst wenn es die Umarmung ersehnt. Es bebt, wie aus einem metaphysischen Instinkt, immer wieder vor der „Gefahr“ zurück. Nicht so sehr vor der, die ihm selbst direkt erwachsen, als vielleicht vor der, die aus der Seele des Mannes nach dem Genutz kommen kann. Darum ist es an dem Mann, diese Bedenken zu zerstreuen, dieses Zögern zu überwinden, zu „verführen“, zu locken, zu werben, berückende Visionen heraufzuzaubern, bis die andere Seele aufstrahlt und zwei Flammen in einander schlagen.

Das Phänomen, daß der Mann im heutigen Werbekamps der Verfolgte ist, statt umgekehrt das Weibchen, hat ja einige zureichende Gründe. In der Thierwelt und auf der niedrigeren Stufe menschlicher Entwicklung ist eben das Weibchen allein durch den Vorgang der Begattung gefährdet. Darum flieht es diesen Vorgang instinktiv und mutz erobert werden. In der Kulturwelt aber ist der Mann durch die Verbindung mit dem Weibe gefährdet, weil er durch diese Verbindung in hohem Maße in Anspruch genommen wird. Daher der Werbekampf sich verkehrt. Der Mann ist auch schwerer zum Kompromiß bereit als das Weib, weil das Weib genereller empfindet als er. Er empfindet immer das Höchstpersönliche der Geschlechtsvorgänge; die Frau geht nicht selten darin als Gattungswesen auf. Sein Antheil an diesem Vorgang ist Aktivität; daher vielleicht sein stärkeres Zögern, bevor er sich diesen Vorgängen überläßt, sofern ein Ernst für ihn dahinter steht. Sie ist das „Feld“, will unbedingt geackert und bepflanzt sein. Er aber ist der Ackerer und setzt seines Lebens Schweiß und Mühsal in diese That. Darum prüft er das Feld so gründlich. Zur Unnatur aber kommt es erst, wenn der Kampf des Mannes um das „Feld“ fast gänzlich aussetzt (weil die sozialen Beschwerden mit diesem Feld ihm zu groß werden), so daß taugliche, fruchtbare Erde ohne Aussaat bleibt.

Der Kampf der Geschlechter tobt wilder als jemals und unter ganz besonderen Formen. Vielleicht ist dieses scheinbare Chaos nur ein Vorstadium einer neuen, noch unsichtbaren Einheitlichkeit, einer neuen, besseren Gestaltung der Dinge.

Der Mann scheint heute in einem Zustand weitester und wildester Expansion. Das Weib, seiner Natur nach „Ordnerin“, muß er fürchten, weil er Unordnung, Chaos und Revolution heute vielleicht braucht. Vielleicht ist diese ganze ungeheuerliche Geschlechtskrise die Vorbereitung für ein neues Zeitalter von Heroismus? Dann wäre sie Werth, durchlebt und durchlitten zu werden. Grete Meisel-Heß.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M-Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.  
Druck von G. Bernstein in Berlin.



Steuerpolitik.  
Die Betrachtungen über Konsum und Kapital im fünfundzwanzigsten Heft der „Zukunft“ haben mir vom Direktor der Hypothekenbank in Hamburg, Herrn Dr. Friedrich Bendixen, einen liebenswürdigen Brief und drei Brochuren eingetragen, deren Verfasser er ist. Ueber die eine: „Die Reichssinanzreform ein nationalökonomisches Problem“, hatte die Schleiche Zeitung kurz berichtet und an deren Referat hatte ich angeknüpft. Es hieß darin, der Verfasser habe gerügt, daß die bisherige Steuergesetzgebung den Konsum zum Nachtheil der Kapitalbildung begünstigt „und möglichst freigelassen habe“, was ich eine arge Uebertreibung nannte. Ich überzeugte mich nun durch die Lecture der Schrift davon, daß die Worte „und möglichst freigelassen“ 5 mal gar nicht vorkommen. Ich überzeugte mich ferner davon, daß Dr. Bendixen Recht hat, wenn er mir schreibt: „Ich glaube, daß wir einander viel näher stehen, als Sie bei der Abfassung Ihres Artikels geahnt haben.“ Der Herr Bankdirektor erkennt die Bedeutung des Konsums für die Production voll und ganz an. Er schreibt: „Im Uebrigen darf wohl einmal daran erinnert werden, daß die Sparsamkeit nur eine relative Tugend ist. Es ist nicht schwer, sich die üble Wirkung zu vergegenwärtigen, die eine allgemeine und übertriebene Sparsamkeit auf Produktion, Güterabsatz, Lohnverhältnisse, Arbeitsmarkt zur Folge haben würde. Nicht aus der individuellen Sparsamkeit beruht der nationalökonomische Fortschritt, sondern auf der Wirtschaftlichkeit der Gesamtheit, also auf dem richtigen Gleichgewicht von Produktion, Verbrauch und Ersparung.“ Und in Beziehung auf unsere Steuern schreibt er: „In Frankreich freilich wäre die Wahl zwischen direkten und indirekten Steuern anders zu fällen. Bei der fast krankhaft gesteigerten Sparsamkeit in Haushalt und Kindererzeugung müßte eine weise Regierung das gelähmte Wirtschaftsleben durch Verbilligung des



36?

Die Zukunft.

Konsums und Besteuerung des Kapitalzuwachses anzuregen und zu befreien suchen. Also nach der wirtschaftlichen Lage der Nation muß man zwischen den verschiedenen Besteuerungsmöglichkeiten wählen." Das erste der beiden Eitate ist der Schrift „Die Ueberflußsteuer" entnommen. Bendixen begründet darin seinen Vorschlag, in Hamburg die genannte Steuer einzuführen, deren Wesen man aus dem Z 1 des von ihm ausgearbeiteten Entwurfes erkennt: „Die Ueberflußsteuer wird von physischen Personen mit Drei vom Hundert von dem Theil des Einkommens erhoben, der den Verbrauch des letzten Jahres um mehr als 3000 Mark übersteigt." Daß ich seiner Forderung, die Reichsfinanzen hauptsächlich auf Tabak und Alkohol zu gründen, von ganzem Herzen beipflichte, habe ich bereits gesagt. In der Schrift über die Reichsfinanzreform widerlegt Dr. Bendixen sehr schön den Einwurf gegen eine hohe Besteuerung der beiden Gegenstände des Maffienluxus, daß sie den Verbrauch vermindern und demnach zwar den moralischen Zweck erfüllen werde, wegen dessen sie von Menschen empfohlen wird, den erwarteten Steuerertrag aber eben darum nicht abwerfen könne. Dr. Bendixen glaubt (und sehr wahrscheinlich hat er damit Recht), daß beide Zwecke erfüllt werden würden. Die Männer würden für Tabak und Alkohol genau so viel Geld ausgeben wie bisher, nur eben in Quantität oder Qualität weniger dafür bekommen (was, meine ich, gar kein Unglück wäre). „Die Differenz erhält das Reich." Und er berechnet die Differenz, die sich heraus schlagen ließe, auf 900 Millionen. Stimmt seine Rechnung, so wäre das Reich mit einem Schlage aus allen Verlegenheiten heraus, wenn nur irgendeine Mehrheit den Muth hätte, den von der Wuth der Interessenten drohenden Mandatenverlust zu riskiren. Denn daß nicht Sentimentalität, wie Dr. Bendixen glaubt, sondern lediglich die Rücksicht auf die Wähler die Reichsboten in allen solchen Fragen bestimmt, davon bin ich fest überzeugt. Als ich las, daß sie von den 77 Millionen, die der Tabak bringen sollte, 34 abgehandelt haben, wurde mir übel.

Wir stehen einander also nicht allein nah, sondern stimmen in allem Grundsätzlichen vollkommen überein, da ich ja selbstverständlich die Bedeutung des Kapitals in der heutigen Wirtschaftsordnung eben so anerkenne wie Dr. Bendixen die des Konsums. Meine Abweichung von ihm beschränkt sich auf zwei Punkte. Der eine ist rein formeller Natur. Dr. Bendixen pflegt das Objekt unserer Differenz Sparkapital zu nennen, ich aber finde diese Bezeichnung irreführend. Er sagt selbst, daß er bei den Summen, von denen er glaubt, daß wir sie brauchen, nicht an die paar in den Sparkassen festgelegten Milliarden der kleinen Leute denkt. Dieses Sparkapital ist wirklich durch Sparen im gebräuchlichen Sinn des Wortes entstanden: dadurch, daß man nicht nur auf bescheidenen Luxus und Komfort verzichtete, sondern mitunter sogar das Nothwendige entbehrte. Aber die Leute, die das an den Börsen umgetriebene



Kapital zusammenbringen, haben mit der von den Sozialdemokraten einst ver-spotteten Sparagnes Eugen Richters wirklich keine Aehnlichkeit; ihr „Sparen“ besteht nur darin, daß sie nicht ihr gesumstes Einkommen verbrauchen, was sie nur könnten, wenn sie einen ganz wahnsinnigen Luxus trieben oder ihren jährlichen Ueberschuß verschenkten wie Mr. Carnegie, den es so viele Mühe kostet, feine Millionen an den Mann zu bringen. Das kapitalreichste Volk Europas, das englische, zeichnet sich durch keine Tugend weniger aus als durch die der Sparsamkeit. Schon Adam Smith hat sich darüber gewundert, daß seine Landsleute trotz Schlemmerei und Liederlichkeit immer reicher werden, und alle neueren Beobachter des englischen Volkslebens stimmen darin überein, daß die Engländer aller Einkommenstufen keine Freunde vom Sparen sind. Der Altersversicherung der Arbeiter widerstrebt man, weil sie den Sparzwang bedeutet, wobei freilich hauptsächlich der dem Engländer verhaßte Zwang betont wird, die Abneigung gegen das Sparen aber sicherlich mit im Spiel ist. Ich ziehe darum die von Rodbertus eingeführten Bezeichnungen vor und unterscheide vom Realkapital den Kapitalbesitz; und sofern ein Theil des besessenen Kapitals nicht investirt ist, wie der Oesterreicher sagt, fondern in der Form von Geld und Geldsurrogaten zurückbehalten wird, nenne ich dieses einfach Geldkapital. Dieses Geldkapital nun ist nichts Anderes als das Recht, über so viele Güter und Arbeitskräfte zu verfügen, wie für seinen Nominalbetrag zu bekommen sind. So weit dieses Recht in großem Umfang einem einzelnen Besitzer zusteht, nenne ich solches Kapital mit Marx akkumulirtes Kapital oder Kapitalanhäufung.

Nun entsteht die Frage, in welchem Umfang diese Kapitalanhäufung nützlich und nothwendig ist und bei welcher Grenze sein Nutzen in Schaden umschlägt. Daß es eine solche Grenze giebt, erkennt ja auch Dr. Bendixen an, wie erwähnt worden ist. Die Differenz zwischen uns besteht nur darin, daß er behauptet, wir hätten in Deutschland noch lange nicht genug Geldkapital, während ich Das allermindestens bezweifle. Seine Ausführungen haben mich nicht überzeugt, obwohl sie mich auf manchen Umstand aufmerksam gemacht haben, den ich bisher übersehen oder nicht genügend beachtet hatte. So: daß wir allein zur Beherbergung des jährlichen Volkszuwachses alljährlich einer weiteren Milliarde bedürfen. Sachverständigere mögen entscheiden, ob diese Milliarde vollständig flüssig sein muß; aber die Berechnung wird stimmen, vorausgesetzt, daß die Milliarde, falls wir sie haben, auch wirklich für diesen Zweck verwendet wird. Und hier nun erhebt sich gleich ein Bedenken. Der naumburger Arzt und Stadtverordnete v. Schiele, der die Bodendesitzreformer so energisch bekämpft, erörtert auch die allgemein bekannte Thatsache, daß für das Wohnungsbedürfniß der Reichen reichlich, für das des Mittelstandes ausreichend, für das der Unterklasse, die doch das Gros des Bevölkerungszuwachses



liefert, sehr ungenügend gesorgt wird. Nur indirekt geschieht für diese Klasse in den Städten Etwas dadurch, daß die vornehmen Familien, die früher in der inneren Stadt wohnten, in die schönen Häuser der neuen Stadttheile ziehen, wodurch die leer gelassenen Wohnungen der inneren Stadt im Preise gedrückt und für ärmere Miether frei werden. Im südöstlichen Deutschland, berichtet Schiele, stehe es in dieser Beziehung besser, weil dort noch das Kleinunternehmerthum vorherrsche: der mittlere, der kleine Bürger lasse sich vom kleinen Architekten oder vom Maurer- und Himmel meister ein Haus bauen, das er selbst bewohne und in das er einen oder ein paar Miether gleichen oder noch geringeren Standes aufnehme. Nun erdrückt aber bekanntlich das große Unternehmerrthum das kleine und das Großkapital erzeugt das Grsßunternehmerthum. Also ist sehr unwahrscheinlich, daß durch stärkere Akcumulirung, durch stärkeres Anwachsen des Großkapitals für die Beherbergung unseres Volkszuwachses besser gesorgt werden würde. Das Großkapital fragt nicht nach den Bedürfnissen des Volkes, sondern nur danach, wie es auf die bequemste Weise den höchsten Zins erlangen könne; und dieses Streben führt sehr oft zu Verwendungsarten, deren volkswirtschaftlicher Nutzen zweifelhaft, und sogar auch zu solchen, deren Verderblichkeit zweifellos ist. Nehmen wir ein englisches Beispiel (nur deshalb, weil es bekannt ist): die Sunlight Soap. Ich schätze die Gebrüder Lever, die für ihre Arbeiter ein Paradies geschaffen haben, sehr hoch, aber ich sage mir: Ueber ein wie ungeheures Kapiwl müssen diese Herren, ihren Reklamekosten nach zu urtheilen, verfügen! Und ich sage mir ferner: Ich brauche ihre Seife nicht, und wenn ich sie gebrauchte, so würde Das meiner Gesundheit und meinem Behagen nicht den mindesten Zuwachs bringen; und die- ungeheure Mehrzahl der Menschen würde das Selbe sagen, wenn sie nicht so schwach wäre, sich durch Reklame beschwatzen zu lassen. Diese großen Seifenfabrikanten verwenden also ihr Kapital (abgesehen von ihrer Arbeiterfürsorge) auf überflüssige Dinge. Das heißt: überflüssig ist nur die Etikette; Seife an sich ist ja nothwendig; es ist nur gleichgiltig, ob man die Seife des kleinen Seifensieders oder die eines Großunternehmers kauft, der einige Tausend kleiner Seifensieder erdrückt. Und nun nehme man dazu die Großfabrikanten von weniger nützlichen und nothwendigen Dingen (wie vernünftig war der Gedanke einer Parfumsteuer!) und von schädlichen Dingen wie von Schundliteratur, und berechne sich, wie viele Milliarden Kapital wir übrig haben! Auf Kapitalmangel führt Dr. Bendixen gleich Anderen die vielbeklagte, die Produktion hemmende Geldklemme der letzten Jahre zurück. Rudolf Eberstadt ist anderer Meinung. Er hat schon vor acht Jahren in seiner Schrift „Der deutsche Kapitalmarkt“ nachzuweisen unternommen, daß nicht die Industrie, sondern die Spekulation dem Markt das Geld entziehe. Er berechnet, daß von den im Zeitraum 1896 bis 1898 in Deutschland durch Emissionen



Steuerpolitik.

365

aufgebrachten Summen der Industrie, dem Handel und dem Gewerbe nur 25, dagegen 75 Prozent als Kursgewinne den Spekulanten zugeflossen seien, und schließt aus seinen Berechnungen, „daß die Störungen unseres Marktes auf eine Ablenkung und Aufsaugung des Kapitals durch unproduktive Zwecke schlechtes Deutsch!! zurückzuführen find.“ (Ich kenne seine Schrift nur aus den Citaten in dem Buch „Erwerb und Einkommen im Zukunftstaat“ von Emanuel Perwolf, dessen halbsozialistische Forderung einer gesetzlich festzulegenden oberen und unteren Einkommengrenze ich nicht billige.) Wenn man weder selbst Geschäftsmann ist noch mit Geschäftsleuten intim verkehrt, die Börse nur aus Büchern und Zeitschriften kennt, so vermag man natürlich nicht zu ermitteln, was an solchen Behauptungen Wahres ist. Aber da sich ein Mann wie Eberstadt Dergleichen doch nicht rein aus den Fingern saugen kann, so läßt man sich durch Klagen über Kapitalmangel vorläufig nicht rühren. Ueber die Art, wie die amerikanischen Milliardäre ihr Kapital aufhäuft haben und wie sie es verwenden, ist ja wohl Jeder im Klaren. An Mr. Carnegie, der unermüdlich predigt, auch die größten Vermögen seien nichts als Arbeitverdienst, hat Hesse-Wartegg in seinem Buch „Amerika“ (S. 100) eine Reihe von Gewiffensfragen gerichtet; und von Harriman, der jetzt der größte der Eisenbahnkönige fein soll, scheint es nach einer biographischen Skizze, dis ich jüngst las, festzustehen, daß er sein ungeheures Vermögen nur durch Spekulation angehäuft, auch nicht den kleinsten Theil in produktiven Unternehmungen erworben hat.

Warum soll nun die Steuerpumpe nicht auch solche Spekulationsgewinne erfassen, an denen es doch wohl auch in Deutschland nicht ganz fehlt? Ich bin mit Dr. Schiele, dessen Rententheorie ich übrigens nicht annehme, darin einverstanden, daß es nicht die Bodenspekulation ist, was die Wohnungen verteuert, sondern daß es die Bereitwilligkeit der sich auf kleinen Raum zusammendrängenden Menschen zur Zahlung hoher Miethpreise ist, was den Bodenwerth schafft und die Grundstückspekulation rentabel macht. Die Berliner brauchen nur auszuwandern, um ostpreußische Haiden oder die westafrikanifchen Diamantenfelder zu kolonisiren: und der Boden der Friedrichstraße wird wohlfeiler als Kartoffelacker. Aber warum man, mag auch Damaschkes Theorie falsch sein, seine WertKzuwachssteuer nicht einführen soll, mit der sich immer mehr Kommunen befreunden, sehe ich nicht ein. Wenn jeder Arbeitverdienst versteuert wird: warum soll da gerade der Konjunkturingewinn frei bleiben? Wenn der Beamte, dessen Einkommen bekannt ist, wenn der Angehörige der „freien“, mehr oder weniger vogelfreien Berufe, der sich im Gewissen verpflichtet glaubt, sein Einkommen wshrheitgetreu anzugeben (reiche Leute scheinen ein weiteres Gewissen zuhaben; freilich mag auch die Schätzung des Reinertrages bei einem komplizirten Großbetrieb schwieriger sein als bei Unsereinem; den Großgrund-



Die Zukunft.

besitzer, der zur Qual seines patriotischen Herzens dem Staate nur mit sechs Mark unter die Arme greifen kann, weil ihm die zwei Oberförster, die er zu besolden hat, nicht mehr als neunhundert Mark übrig lassen ^hoffentlich schicken ihm die Unterförster wenigstens ein paar Hasen in die Küche^ und den frankfurter Millionär, der gar nichts zahlen kann, weil er gar kein Einkommen hat, überlasse ich den Witzblättern), also wenn der Gymnasiallehrer, der Arzt, der Publizist jede Mark seines in saurer Arbeit verdienten Einkommens versteuern muß, so ist doch nicht einzusehen, warum nicht auch der Spekulationsgewinn versteuert werden soll. Daran denkt ja kein Vernünftiger, ihn ganz hinwegzusteuern und dadurch die Spekulation zu töten, die wir als eine Triebkraft und einen Regulator unserer Wirthschastmaschine nicht entbehren können. Aber wenn der geistige Arbeiter nicht aufhört, zu schuften, trotzdem ihm von seinen viertausend Mark Arbeitverdienst Staat, Kreis und Kommune beinahe dreihundert Mark abnehmen, so wird der Spekulant nicht aufhören, zu spekuliren, wenn er von seinen zwanzig Millionen eine pi'o Mtria opfern muß.

Ja, sagen die Herren von der Linken und vom Hansabund, die Steuern, die man der Börse auferlegt hat und noch weiter aufzulegen gedenkt, treffen Geheime Kommerzienrath Kirdorf hat uns jüngst vorgerechnet, daß deren Verdienst nächstens wirklich weggesteuert sein wird. Er wird sich nicht darüber wundern, wenn seine Berechnungen keinen durchschlagenden Erfolg erzielen. Daß jeder Berusstand, dem eine neue Last aufgebürdet werden soll, seine Unfähigkeit, sie zu tragen, mit Zahlen beweist und daß er sie dann doch ganz leicht trägt, ist ein so alltäglicher Vorgang, daß sich der Staatsbürger daran gewöhnt hat, solche Berechnungen nicht tragischer zu rehma als die Be-theuerung der Gattin, sie habe nichts anzuziehen. Natürlich bleibt jeder Verdacht einer ni^la. ücles ausgeschlossen. Es ist nur eben eine alltägliche Erfahrung, daß zwei Leute, die von zwei entgegengesetzten Seiten einem solchen Rechenproblem zu Leibe gehen, sehr verschiedene Ergebnisse herausbekommen und daß Jeder von Beiden überzeugt ist, seine Berechnung sei die richtige. Aber wenn wir Anderen von Kotirungfteuer und Dergleichen nichts verstehen (für mich kann ich Das beschwören; was jedoch die Herren Konservativen betrifft: sollte von Denen nicht doch Mancher einen Blick hinter den Vorhang gethan haben? Der Vater Ploetz soll ja mal böse hineingefallen sein), dann ist es die Pflicht der Sachkundigen, der Linken von Singer an bis in die Reihen der Botschafterpartei hinein (man erinnere sich des Beutezuges, der im Septennats-rummel' i887 nach dem Mesferschneidesrtikel der „Post" unternommen worden ist), der Regirung Vorschläge zu machen. Denn daß es unmöglich sei, die Spekulationsgewinne zu fassen, ohne die Industrie zu schädigen, glaube ich einfach nicht. Also die Sachverständigen mögen den richtigen Modus beschreiben.



Da zwei der mir zugegangenen Brochuren des Herrn Bankdirektors Wendixen den Anlaß zu diesen Erörterungen gegeben haben, muß ich doch auch die dritte erwähnen, obwohl sie unser Thema nicht unmittelbar berührt. Sie ist „Das Wesen des Geldes“ betitelt, erklärt dieses in der Hauptsache so wie ich und enthält über die Ratur des Warenwechsels, das Kreditrecht des Produzenten und die diesem entsprechende Geldschöpfungsticht des Staates einen Exkurs, der von den Nationalökonomen studirt zu werden verdient. Wenn jedoch vr. Bendixen, ohne einen leichtsinnigen Angriff auf unsere Goldwährung befürworten zu wollen, von dem er vielmehr dringend abräth, die „staatliche Theorie des Geldes“ von Georg Fuedrich Knapp als richtig nachzuweisen sucht, der das Edelmetall für entbehrlich erklärt, so kann ich ihm darin nicht folgen. Was ihm als neue Offenbarung erscheint, ist weiter nichts als der alte Jrrthum der Bankpraktiker, die, werl sie beinahe Alles mit Papier besorgen, sich leicht einbilden, es gehe ganz ohne Metall. Freilich geht es im innerstaatlichen Verkehr, aber es geht nicht im interstaatlichen. Den schlagendsten Beweis dafür hat, wie Helfferich zeigt, Rußland geliefert, das beim Friedensschluß Japan um die Frucht seiner Siege bringen konnte, weil Witte einen Goldschatz von 2450 Millionen gehäuft hatte, mit dem Rußland den Krieg noch zehn Monate hätte fortführen können, während Japans Mittel zu Ende waren. Welcher ausländische Lieferant hätte Armeebedürsnisse für ungedeckte Rudelscheine an Rußland verkauft? Und das Metallgeld ist Werthnusfer! Daß es ohne diesen Werthmesser gehe, dafür beruft sich Dr. Bendixen, wie alle solche aus der Praxis hervorgegangenen Theoretiker, auf den österreichischen Papiergulöen, der in der Zeit, da Oesterreich die Papierwährung hatte, Werthmaß gewesen sei. Ich aber frage, wie ich in meiner kleinen „Volks-wirtschaftslehre“ gefragt habe, mit Knies: Was will man denn nach Beseitigung der Metallgrundlage auf so einen Zettel schreiben? Zehn Arbeitsstunden, wie die Sozialisten wollen? Da könnte man eben so gut zehn Hoho oder fünf Sasa darauf schreiben; dafür giebt kein Hökerweib einen Apfel. Oder zehn Brote? Ja, wie viele Ellen Leinwand, Pfund Kaffee, Liter Milch, wie viele Gartenkonzerte oder Tauben kriegt man denn für zehn Brote? Da kehren alle Verlegenheiten des Tauschverkehrs wieder, von denen uns die Erfindung des Geldes erlöst hat. Das Golo und vor seinem übermäßigen Preisfaü auch das Silber hat im Verkehr ein nicht absolut, aber relativ festes Werthverhältniß zu allen Gütern und Leistungen erlangt, das es zum Werthmeffer tauglich macht. Der Papiergulden konnte nur darum innerhalb Oesterreichs eine Weile Werthmesser sein, weil eben darauf gedruckt stand „Ein Gulden“ und weil Jeder noch den Silbergulden in der Erinnerung hatte, dessen Werth sich Heim Fallen des Silberpreifes zwischen einer und zwei Mark bewegte. Wäre diese Erinnerung vollständig geschwunden, so wäre der Papiergulden ein als



Werthmaß vollkommen unbrauchbares, ganz phantastisches Ding geworden.

Daß bei der Schaffung von Münzen und Münzzeichen der Staat mit seiner „Proklamation“ mitwirken muß, versteht sich von selbst; aber auf dieser beruht nicht die Fähigkeit des Geldes, Werthmefser zu sein: diese Fähigkeit verleiht ihm ganz allein der Substanzwerth des Goldes. Das wirklich verwendete Quantum Gold mag noch so klein sein, es möchte ein einziges in irgendeiner Bank aufbewahrtes Zwanzigmark- oder Zwanzigfrankenstück sein: es trägt dennoch das ganze Riesengebäude unserer Geldwirthschast. Daß an dem kostspieligen Material des Maßes möglichst gespart werden müsse, hat schon Adam Smith gelehrt; und darum hat die Welt mit dem Ersatz des Metallgeldes durch Banknoten, Check- und Giroverkehr nicht auf Knapps Theorie gewartet, deren Darstellung (ich habe sein Buch nicht gelesen) ja vielleicht recht interessante und beachtenswerthe Wahrheiten enthält.

Einen Artikel aus dem Jahre 190), „Der soziale Gedanke und seine Übertreibung“, hätte Dr. Bendixen in diesemFrühjahr noch einmal veröffentlichen sollen. Er beginnt mit den Sätzen: „Im Reichstag hat ein Centrumsredner den Gedanken angeregt, die Erbschaftsteuer für die ganz großen Vermögen auch auf Kinder und Ehegatten des Erblassers auszudehnen. Es macht nicht den Eindruck, als ob es sich hier nur um eine im Fluß der Rede entstandene Improvisation handle; vielmehr scheint der Redner sich der Unterstützung seiner Partei versichert gehalten zu haben. Der Parlamentsbericht verzeichnet hierzu keine Aeüßerung der Zustimmung oder des Mißfallens aus den Reihen des Hauses. Der Vorfall ist im höchsten Grade charakteristisch und sollte nicht gleichgiltig übergangen werden. Er ist bezeichnend für den Tiefstand des Ge«rechtigkeitgefühls, den die Oeffentliche Meinung unserer Tage in Steuerfragen bekundet. Hat denn der Redner, der, nebenbei bemerkt, als Hüter von Recht und Gerechtigkeit eine ehrenvolle Laufbahn hinter sich hat, kein Gefühl für die tiefe politische Unsittlichkeit feines Vorschlages? Ist das öffentliche Gewissen bereits so verwahrlost, daß Vorschläge zur willkürlichen Plünderung der Reichen aus bürgerlichen Kreisen heraus erhoben werden können, ohne mit Entrüstung zurückgewiesen zu werden?“ Das ist in doppelter Beziehung interessant, weil sich Dr. Bendixen zum Liberalismus bekennt, dessen berufene Vertreter diese Art Steuer jetzt so leidenschaftlich gefordert haben, und weil sie gerade das Centrum zu Falle gebracht hat. Da ich die Erbschaft- oder Nachlaßsteuer, die ja doch nächstens wiederkommen wird, erwähnt habe, mag noch eine zweite oder eigentlich dritte Coda angehängt werden. Paul Heile kritisirt im Juliheft von Schmollers Jahrbuch den Entwurf der Verbündeten Regirungen und findet, mit Hilfe eines großen statistischen Apparates, daß der Protest der ostelbischen Großgrundbesitzer gegen diese Kränkung des Familiensinns hochkomisch sei,, «eil bei ihnen (ausgenommen in Schlesien und Blankenburg, wo der Fidei-



Steuerpolitik.

kommiß vorherrscht) die Güter sich gar nicht mehr vererben, sondern bei Lebzeiten des Besitzers freihändig verkauft oder subHastirt werden; daß die vorgeschlagene Nachlaßsteuer die Bauern des Westens, bei denen das Anerbenrecht gilt, schwer schädigen würde; daß sie jedoch der Verbesserung fähig ser und in verbesserter Form die Bauern des Ostens zum Anerbenrecht erziehen könnte, das keineswegs eine Betätigung des Familiensinns bedeute, vielmehr eine Opferung des Familiensinns im Interesse der Landwirthschaft und de5 Staates. Dabei wird noch gezeigt, daß ohne Anerbenrecht alle zum Heil der Landwirtschaft getroffenen Maßregeln nur Privilegien seien „für eine Kaste von Besitzern, die die Bedeutung der Landwirthschaft für den Staat zu ihrem persönlichen Vorthail ausbeuten und mißbrauchen."

Neifse. Karl Jentsch.

Der Staat istfür mich die Anstalt, die das Allen Notwendige oder vielleichtfch on das Allen Wünschenswürdige, wann es vonEinzelnen oder einer Gruppe Einzelnernicht zu beschaffen ist, mit den Mitteln Aller zu Stande bringt. Da Niemand gern Steuern, zahlt und es jedenfalls Unrecht ist, mehr Steuern zu verlangen, als nothhut, und Unrecht, sie in einer unangenehmen Art zu verlangen, so ergiebt sich für den Staat, daß er sein Vermögen fortwährend so viel wie möglich vermehren muß, um der Steuern thunlichst entrathen zu können; daß er die Steuern in der am Wenigsten drückenden Form zu erheben hat; daß er sinnen wird, das Wiederkehren der Ausgaben auf das geringste Maß zu beschränken. Wer genießt, hat die Kosten des Genusses zu zahlen, es wäre denn, daß man ihn als Gast oder als Bettler anjähe. Sogenannte Arme nicht irgendwie zu den Steuern heranziehen, heißt, sie für Lumpen erklären Wer einen Armen für einen Lumpen erklärt, darf sich nicht wundern, wenn er einen Lumpen findet. Der Reiche trägt einenAbzug von seiner Einnahme (ein solcher ist jede Steuer) leichter als der Arme. Doch kann der Staat auf leichtere oder schwerere Erträglichkeit seiner Steuern nicht Rückficht'nehmen; so wenig, wie das Vaterland darauf rücksichtigt, ob durch einenKrieg die letzten Sprossen einer alten Familie, ob alle Freude eines Elternpaares hinwegge- - rafft wird. Der Staat kann Dies schon darum nicht, weil alle individuellen Berhätzniffe ihm unbekannt bleiben: er selbst ist unpersönlich und hat für Personen keinVerständniß. Eine Einnahme von sechstausend Mark ist für den Einen nach Lage der Dinge sehr viel, für den Anderen sehr wenig, ohne daß der Staat jemals erfahren wird, wie viel und wie wenig sie ist. Der wahre Werth eines Vermögens (Das heißt: einer Rente) und eines Dienst Einkommens gehört ebenso zu den Imponderabilien, wie der wahre Werth einer Bildung Zu ihnen gehört. Ich vermag den Ingrim der Wortführer unseres politischenLebens gegen eine Besteuerung der Nahrungsmittel nicht zu theilen. Die indirekten Steuern können nirgends anders hingelegt werden als auf Gegenstände allgemeinen Verbrauches. Als solche bieten sich aber nurdieLebens-unddiegebläuchlichsten Genußmittel. Reich, Provinz, Gemeinden sind gehalten, nicht blos ihre Steuer- und Stempelkraft, sondern auch ihr Vermögen jährlich nach Kräften zu vermehren: durch Sparen und durch Erwerb neuer Vermögensobjekte. (Paul de Lagarde.)



'as Leben Watteaus ist schnell zu erzählen: ihm fehlen ganz die dramatischen Augenblicke, die schwierigen Verwickelungen. Geboren ist er als Sohn eines anscheinend nicht ungebildeten Dachdeckermeisters in Valenciennes, getauft am zehnten Oktober 1684 Mit zehn oder elf Jahren kam er in die Lehre zu dem Altmeister der dortiaen Malerzunft, Jacques Albert Gerin. Ueber Diesen wissen wir herzlich wenig. 1702 zog Watteau nach Paris, wie erzählt wird, in Begleitung eines aus der selben Stadt stammenden Theatermalers. Watteau arbeitete eine Weile bei einem gewissen Metayer, der billige Kopien für den Handel durch zahlreiche Gesellen herstellen ließ. Das war Brotarbeit, die zwar schlecht bezahlt wurde, aber sicher nicht ohne Einfluß auf die handwerkliche Tüchtigkeit blieb. Bald wurde der vielseitige Claude Gillot auf Watteau aufmerksam, der unoerkennbar auf den um elf Jahre jüngeren Freund einen starken Einfluß ausübte. Namentlich brachte cr ihn dem Theater nah, eben so wie der Ornamentmalerei; und somit auf einen Weg, auf dem er schnell Anerkennung fand. Er malte nun Staffeleibilder, aber auch Füllungen für die Salons reicher Leute, half wohl auch gelegentlich Gillot an dessen Dekorationenarbeiten für die pariser Oper. Dort lernte er auch den sechs Jahr jüngeren Nicolas Lancret kennen, der bald neben ihm einen geachteten Künstlernamen sich erwarb. Beide verliehen zusammen die Werkstälte Gillots, seit sie sich zu geistig selbständigen Künstlern entwickelt hatten. Watteau trat nun in Beziehungen zu Claude Andran, einem Mann, der mittten im Kunstleben von Paris stand. Er war Inspektor des Luxembourg-Palais und als solcher Aufseher über die dortige Bildergalerie; er war dabei Mitglied einer weitverzweigten Künstlerfamilie und selbst ein anerkannter und anregender Meister, namentlich in der dekorativen Malerei. Dazu bot er Watteau die Gelegenheit, die Malereien kennen zu lernen, die jür die pariser Kunst jener Zeit als klassisch galten: die der großen Niederländer und Venezianer. Ziel dieses Studiums war außerdem, die Würde eines Akademikers Geheimrath Gurlitt, dem wir die schöne Geschichte der deutschen Kunst im neunzehnten Jahrhundert, die werthvollen Arbeien über Barockuno Rokoko, über Schlüter und Bmne Jones, über die englischen Portraitiften, über die großen Gegenstände der Baukunst verdanken und der seit dreißig Jahren bemüht ist, die Laudsleute sehen und Kunst empfinden zu lehren, giebt im Verlag von Julius Bard eineSammlung von Handzeichnungen Watteaus heraus,auf die sich dieKennerschon lange freuen. Das Werk wird fünsundfünfzig absolut getreue Reproduktionen nach Zeichnungen Watteaus bringen; jeder wird eine Notiz Gurlitts angefügt sein. Der Aufsatz, mit dem er diese ersehnte und zu lange entbehrte Publikation einleitet, wird hier veröffentlicht.



Watteau.

Z71

zu erlangen. Um sie zu erreichen, scheint Watteau 1709 als Schüler in die Akademie eingetreten zu sein. Er war damals fünfundzwanzig Jahre alt. Bei dem Wettbewerb, der in diesem Jahr stattfand, erhielt er unter fünf Malern den Zweiten Preis: die Akademie forderte, daß unter Klausur ein Bild mit einem von ihr festgestellten Inhalt gemalt werde. Daß die klassisch gestimmten Preisrichter in der biblischen Darstellung, die Watteau lieferte, den tüchtigen Künstler erkannten, wirft ein gutes Licht auf ihr Urtheilsvermögen. Watteau selbst und seine Freunde scheinen weniger günstig von der Arbeit gedacht zu haben. Unter den zahlreichen Stichen nach seinen Arbeiten und Skizzen finden wir keine nach diesem Bilde. Auch die Freunde Watteaus waren damals noch keineswegs über seine Bedeutung als Maler klar. Andran, sein Lehrer und Freund, rieth ihm ab, Bilder zu malen. Dagegen kaufte ihm der Kunsthändler Sirois Einiges ab. Watteau hatte Paris satt; er wollte wieder nach Valenciennes zurück.

Das that er denn auch. Aber wie es Denen so oft geht, die an Heimweh leiden: die Vaterstadt konnte ihn nicht fesseln. Es waren die Zeiten des spanischen Erbfolgekrieges. Im Jahr vorher war die Schlacht bei Oudenarde verloren worden, 1709 folgte die Niederlage bei Malplaquet; die Verbündeten belagerten das nahe Mönch; die Luft roch nach Pulver und Leichen: für die Kunst war hier kein Platz. Auch in Paris mochte sich der Wechsel der Lage zu Ungunsten Frankreichs geltend gemacht haben. Die Künstler spähnten nach anderweiten Bestellungen. In Valenciennes hielt Kursürst Joseph Klemens, der bayerische Erzbischof von Köln, sein Hoflager; Kurfürst Maximilian Emanuel von Bayern dürfte auch in der Nähe gewesen sein; Beide in Reichsacht, doch besorgt für das Kunstleben ihrer Hauptstädte. Damals wurde der junge Franoois Cuvilliers, der spätere Führer der Architektur Münchens, der nah bei Valenciennes geboren wurde, von dem Bayernfürsten entdeckt und mitgenommen; und manche Andere mehr. Mehrfach nahmen sich deutsche Fürsten junger Wallonen an und sendeten sie zur weiteren Ausbildung nach Paris, um sich später ihrer Kunst in der Heimath zu erfreuen. Die Bilder, die Watteau hier malte, Kriegs- und Lagerszenen, Staatshandlungen (Ludwig XIV. überreicht dem Herzog von Burgund einen Orden) und Dergleichen, sehen aus, als seien sie in der Absicht auf Broterwerb oder doch auf Anerkennung durch den Geschmack der großen Welt gemalt, die Watteau bisher fehlte.

Nochmals suchte der junge Maler diese Anerkennung bei der Akademie.

Er sendete Bilder dort ein; und wieder fand er Verständnis Charles de la Josse erkannte ihren Werth, die Akademie wählte ihn zum Mitglied und überließ ihm, für das nach der Satzung einzureichende Aufnahmebild sich selbst den Gegenstand zu wählen: eine bisher unerhörte Vergünstigung. Watteau war rückfichtlos genug, Das erst nach fünf Jahren, 1717, zu thun, und zwar



Die Zukunft.

mit seinem berühmten Bilde: Einschiffung nach Cythera. Und wieder erwies sich die Akademie als in hohem Grade verständnißvoll. Sie war gegründet zur Pflege jener „großen" Kunst, wie die Zeit Ludwigs des Vierzehnten sie vor Allem schätzte. Sie gab Watteau, als ihrem Mitglieds, einen besonderen Titel, den des „Malers der galanten Feste", und erkannte hiermit feierlichst die Kunst ihres neuen Genossen als gleichwerthig mit der ihrigen an, trotz ihrem dem Wesen der Akademie widersprechenden Inhalt. Alle Hochachtung vor dem Urtheil der Akademie!

Es gehört zum Rüstzeug gefinnungtüchtiger Kunstgelehrten, über die zopfigen Akademieprofefforen zu höhnen. So auch hier deshalb, weil Watteau kein Stipendium zu einer Reise nach Italien erhielt. Daß die Akademiker den damals achtundzwanzigjährigen, keineswegs berühmten Maler zu ihrem Mitglied unter so ehrenden Umständen machten, ist ein erster Beweis ihres guten Blickes; daß sie ihn nicht nach Italien schickten, ist der zweite, noch viel deutlichere. Was sollte Watteau in Italien? Es ist schwer auszudenken, wie viel Frankreich dadurch verloren hätte. Denn unverkennbar war der junge Maler noch nicht in sich gefestigt. Die Akademie hielt eben den glücklicheren Bewerber für geeigneter Zur Rsmreise. Er wird dort wohl klassische „Maschinen" nach dem Vorbild des Direktors der Schule gemalt und sich daran künstlerisch verblutet haben. Durch die Weisheit der Akademie ist Watteau vor Rom gerettet worden.

In Paris wurde er nun rasch bekannt. Einmal nur unternahm er eine größere Reise: 1719 war er in London, wo er in Beziehungen zu vi . Richard Mead kam, einem zu jener Zeit sehr gerühmten Arzt, dessen Rath er vielleicht einholen wollte. In Paris bemächtigten sich seiner die Sammler und Kunsthändler.

Neben Sirois war dessen Schwiegersohn, der Kunsthändler Gersaint, um ihn bemüht; dann der große Sammler Jean Baptiste de Julienne, der selbst als Künstler thätige Graf Philippe Claude Anne de Caylus und der große Bankier Pierre Crozat, der sich seit 1702 durch den Architekten Pierre Bullet ein Palais an der Place Bendôme bauen ließ: Watteau wohnte eine Weile dort und malte Dekorationen für die Innenausstattung. Wie sein Verhältniß zu diesen Männern war, darüber haben wir nur einseitige Berichte. Jedenfalls litt er nun nicht mehr Roth. Aber eben so klar ist, daß er ein schlechter Geschäftsmann war, der aus seiner Kunst nicht nach Wunsch der Weltkundigeren den genügenden Vortheil zog. Er scheint wiederholt durch eigenwillige billige Verkäufe den Marktpreis seiner Bilder herabgedrückt zu haben, so daß ein großes „Geschäft" mit seinen Arbeiten erst nach feinem Tode gemacht wurde. Jedenfalls haben diese Männer viel für Watteau gethan. Später rühmte sich Jeder der Freundschaft mit dem Meister. Jeder wollte ihn zuerst



Watteau.

373

gewürdigt und am Meisten gefördert haben, wie Das so mit Leuten geht, die im Umgang nicht eben bequem waren. Und Das gilt in Bezug auf Watteau.

Die großen Komiker der Bühne sind nur zu oft im Leben sehr ernste Leute. Eben so war der Maler der gesellschaftlichen Anmuth keineswegs selbst deren Muster. „Freigeistig, aber von anständigen Sitten" nennt ihn Gersaint. Dazu war er ungeschlacht von Gestalt, nach den erhaltenen Bildern von wenig Geist im Ausdruck, ein Mann mit knochigem schlaffen Körper, großen Händen und Füßen.

Oft boten ihm die Freunde ihr Haus zur Wohnung an. Watteau blieb ledig und mag wohl nicht den geordnetsten Haushalt geführt haben. Aber immer wieoer zog es ihn aus den Freundeshäusern fort. Man schalt ihn unstet und konnte nicht verstehen, warum er Crozats Hotel verließ und zu dem jungen valenciennner Maler Nicolas Vleughels zog. Er empfand wohl, daß die Kunstsammler und Händler bei bestem Willen nicht ganz uneigennützig ihm gegenüberstanden: sie wollten ihn malen lassen, damit recht viele Perlen aus seinem Pinsel träufeln. Der Vergleich zwischen der Liebe des Landwirthes zu seinem nutzbringenden Vieh ist wohl etwas zu hart gegen die Männer, die sich unmerkennbar vornehm und klug gegen Watteau verhielten. Aber er deutet den Grund an, warum der Maler immer wieder zu seinen Landsleuten floh. Sein Schüler war ein solcher, Jean Baptiste Pater, von dessen Vater, einem tüchtigen Bildhauer, Watteau ein treffliches Bildniß malte. Er wurde neben Lancret des Meisters gefährlichster Rivale. Aber all diese Freund«schaften hatten keine Dauer. Denn eifersüchtig sah Watteau, wie Andere, vom Glück Bevorzugte, ihm sein „Genre" abguckten und wie sie verstanden, es den Parisern noch mundgerechter vorzutragen.

Un) dazu war er krank, krank wohl von Jugend an, durch die Jahre seines besten Schaffens zwischen Hoffnungen und dem Hinblick auf ein nahes Ende schwankend: Schwindsucht, das langsame Hinsiechen. Noch träumte er von einer Rückkehr nach Valenciennes, um in der Heimath Heilung zu finden. Seine Seele lebte noch dort im Hennegau, obgleich Freunde ihm nah von Paris, in Nogent sur Marne, einen Sommeraufenthalt geschaffen hatten. Am achtzehnten Juli 1721 hauchte er sein Leben in Gersaints Armen aus, noch nicht stebenunddreißig Jahre alt.

Es gehört zu den Stichworten der Kunstgeschichte, daß Watteau unter allen Künstlern nicht nur seiner Zeit der am Meisten französische Künstler ist. Trotzdem ist wohl eine Besprechung dieses Satzes nicht unangebracht.

Von Geburt ist er allerdings französischerStaatsangehöriger. Denn LudwigXIV. führte in eigener Person das Heer, das im März 1677 die Stadt Valenciennes eroberte. Der Friede von Nimwegen (1678) sicherte ihm diesen Besitz. In den Jugendjahren Watteaus mag der Bau der neuen Befestigung nach Vaubans



Die Zukunft.

System die wichtigste Umgestaltung in der Stadt gewesen sein. Die Bevölkerung war und ist wallonisch. Jean Froiffart, der große Erzähler des fünfzehnten Jahr» Hunderts, war ihr berühmtester Sohn, wenn man von den Kaisern Balduin dem Neunten, Heinrich von Konstantinopel und Heinrich dem Siebenten von Deutschland absehen will. „8i Hniet savoir, (M^'e snis,^ m'^sll^ ^Sdan ^roissart, natik de 1a dornis et frank« vllls de VAleneiennss", schrieb Dieser in eine seine? Chroniken. Seine Mitbürger setzten die Worte an den Sockel seiner Statue. Im sechzehnten Jahrhundert war die Stadt ein fester Halt für die Reformirten gewesen, die stärkste Stütze der Gueuserie. Dann war sie unter Spaniens Herrschaft gekommen und mit dieser zum Katholizismus zurückgeführt worden. Sitz dieser Herrschaft war Antwerpen; und Antwerpen war auch der geistige Mittelpunkt, dem Valenciennes zuneigte. Die Gewerbe, die hier blühten, Bildweberei, Spitzenklöppelei, weisen auf die Niederlande; die Bilder in den Kirchen waren Werke niederländischer Meister: Abraham Janffens, Crayer, Martin de Vos, aber auch Rubens und Van Dyck. DaS Leben in der Stadt war niederländisch: eine Mischung von kirchlicher Strenge und lauter Lebenslust. Man redete dort und redet noch heute einen scharf sich vom Pariserischen scheidenden Dialekt.

Sieht man die Nachrichten durch, die uns von Watteaus Leben erhalten find, so erkennt man deutlich, daß er auch in Paris ein Wallone blieb, die stille Sehnsucht nach der Heimath im Herzen, der Heimath, die er bei seiner Rückkehr 1705 zwar stark verändert wiederfand, die aber noch in seinen Todeskämpfen ihm als Ziel der Wünsche galt. Wir wissen nichts davon, daß er sich um das Getriebe der französischen Künstler in Paris gekümmert habe. Seine Malergenossen find Valencianner oder Burgunder, wie Gillot und Andran; die Vorbilder, denen er in jungen Jahren nacheiferte, sind die Meister von Antwerpen, vor Allen Rubens und neben Diesem die Venezianer, die er in der Galerie des Luxembourg kennen lernte.

Die Größe des Zeitalters Ludwigs des Vierzehnten und seine Bedeutung für Frankreich liegt darin, daß es Paris zum Mittelpunkt des geistigen Lebens machte. Für die Kunst heißt Dies die Entthronung von Antwerpen. Nun setzt der Zulauf frischer niederländischer Kräfte nach Paris mit voller Kraft ein: die Burgunder, die Lothringer, die Wallonen und Vlamen geben sich dort ihr Stelldichein. Der Staat, die französische Kenner suchen nach einem Gesetz, nach den Regeln der Kunst. Sie schaffen die Akademien und öffentlichen Werkstätten, die feierliche „große" Kunst, die blinde Verehrung für die Antike, das überwiegende Pathos des Ausdrucks Die Einwanderer aus dem Osten schaffen Das, was lebenswarm, empfunden, künstlerisch an der französischen Kunst ist. Ludwig XIV. eroberte für Frankreich die Heimath französischer Kunst, denn die keltischen Landestheile erweisen sich als vollständig



Watteau.  
375.

unfruchtbar: kaum ein Künstler von Namen stammt aus dem Westen und Nordwesten des Reiches. Nur Paris, seit Jahrhunderten als Weltstadt eine Stätte, an der sich die Angehörigen vieler Volksstämme mischten, hält dem Osten die Wage als Künstlerheimath.

Große Kämpfe spielen sich aber an der Seine ab. Pariser sind der Architekt Claude Pecrault, der Bernini aus dem Felde schlug, Charles Lebrun, der Organisator der Großen Kunst, Boileau der Gesetzgeber der französischen Dichtung, Lenotre, der die Natur durch seine Gartenkunst in gerade Linien zwang. Pariser ist Voltaire, der harte und scharfe Denker, der Mann mit kaltem Herzen und lebhaft empfindendem Kopf. Aber der Zug im Leben der Stadt, der über das Verstandesmäßige hinaus vollebig wird, der stammt aus dem stetigen Zuwachs frischen Blutes aus dem Osten. Unter den pariser Kunst-kennern stritten die Anhänger des Rubens, De Piles an der Spitze, gegen die des Poussin, unter Fülebiens Führung. Es war der Streit um die Reinheit und Abklärung in Zeichnung und Aufbau hier und um die Kraft des Tones und des Ausdrucks dort; der Streit der beiden Seelen in der französischen Kunst: dem verstandesklaren, nach Gesetzmäßigkeit ringenden, in den Vollkommenheiten der Form und Vornehmheit schwelgenden romanisch-keltischen Wesen und dem Willensstärken, leichtlebigen, die Form überwindenden, weltfrohen romanisch-germanischen. Es lassen sich solche volksetymologische Darlegungen in engem Rahmen nicht ausführen; doch dürfte ohne Weiteres sich erkennen lassen, daß Watteau der echteste Vertreter nicht Frankreichs, sondern des Wallonenthums ist, das damals eben zu gutem Theil Frankreich zugefallen war. Das Handwerk ist überall der sicherste Boden für die Kunst. Colberts große That war die Belebung aller handwerklichen Schaffens mit den Mitteln des Staates. Das, was die Niederlande zu seiner Zeit Frankreich voraus hatten, übertrug er mit Hilfe von Staatswerkstätten nach Frankreich: die Weberei, die Teppichwirkerei, die Seidenindustrie, die Töpferei und mit ihr die Nachahmung Japans und Chinas, die Möbeltischlerei; all das blühte im Osten. Sieht man die Reihe der Meister durch, die in Paris als Kunsthandwerker zu Namen kamen, so erkennt man sehr bald das Ueberwiegen des Ostens. Eben so in der Kunst der Ornamentisten. Die klassisch strengen, in den feierlichen Lmien Lebruns heimischen Lepautre und Marot waren Pariser. Aber Berain war ein Lothringer, Gillot und die Audran waren Burgunder, Oppenort von niederländischen Eltern. Dorthier kam das Prickelnde in die französische Ornamentik; die Freude an den Chinesen und ihrer Welt kam aus Holland, dem Lande der Delftwaare; dorthier die Freude an Affen und putzigen Gestalten aller Art, der ganze ornamentale Humor. Die Franzosen hatten längst mit Sorgfalt das vornehme Leben, den Hof, den König dargestellt. Aber die Kupferstecher, die ihnen das Leben auf



Die Zukunft.

der Straße und im Feldzuge, die Freuden und Leiden des Daseins schilderten, die Callot, Silvestre, sind Lothringer.

An den pariser Akademien herrschte die Strenge, die Abgemessenheit, der Klassizismus. Ludwig XIV. hielt ihn noch aufrecht. Aber kaum war er zu Grabe getragen, da erhob sich das frische niederländische Blut; da kam die Zeit, in der Gillot und Watteau zu neuen Führern des Geschmacks werden konnten: die Zeit der Chinoiferien und Singerien, der drolligen Lebenslust, die nun auch in die Räume der akademisch-klassischen Wohnhäuser getragen wurde.

Eine der Großthaten der französischen Kunst jener Zeit war die Schöpfung des regelrecht zugeschnittenen Gartens; die Natur unter die Gesetze der klassischen Schönheit zu bringen, war ihr Ziel. Lenotre. nach Geburt und künst'lerischem Denken ein Pariser, hatte kurz vorher sein erfolgreiches Leben beendet, als Watteau nach Paris kam. Wir besitzen aus jener Zeit gute Karten der Umgegend der Stadt, aus denen man ersieht, wie mächtig er auf die Hauptstadt einwirkte: denn ringsum ist alles freie Land parkartig in Alleen, geometrische Wiesenflächen und Wegkreuzungen aufgeteilt. Watteau aber ging sll Dem aus dem Wege, mit einer sicher bewußten Abneigung, ähnlich jener der Maler von Barbizon. Er suchte im Geist eine unverfälschte Natur, ohne Heckenschnitt und Herrschaft der Architektur. Und wenn er ein Bauwerk in seine Landschaft hineinstellte, so holte er sich Rath bei Rubens, nicht etwa bei einem Architekten der Bauakademie, unter denen er Bullet, den Baumeister Crozats, sicher kannte. Selbst wo er Wasserkünste, Statuen oder Vasen darstellt, verzichtet er auf die unmalerischen architektonischen Linien, wie sie etwa im Park von Versailles diese umgeben. Den Duft der Stimmung, die eigentliche Ländlichkeit im Bude festzuhalten ist sein Bestreben, — im -vollen Gegensatz zu dem der französischen Gartenkunst. Der ist ein Baum ein Bauglied, eine architektonische Masse. Für ihn ist die ganze Landschaft nur ein Stimmungsmoment. Er vertieft sich nicht in die Einzelheiten, er sucht nur die stille Tonigkeit des frohen Abends, die großen Mafien, die einen ruhigen Hintergrund für die Menschen boten. Denn glückliche Menschen zu schaffen, war der Traum des düsteren, furchtsamen, ruhelosen Kranken, von dem die Genossen sagten, daß er keinen Feind habe, außer der hastigen Unstetigkeit, die ihn beherrsche.

Das Theater hat auf Watteau unverkennbar gewirkt. Aber in erster Linie das italienische. Nichts mahnt bei ihm an Corneille oder Racine, kaum Etwas an Molisre. 1716 kam wieder eine italienische Komoedie nach Paris, nachdem sie in Ludwigs letzten, schwerlebigen Zeiten, 1697, vertrieben worden war Borher mochte Wattau Modelle in ihre Kleider gesteckt haben: denn wir wissen, daß er deren eine Anzahl besaß. Diese Komoedie war aber schon längst



Watteau.

377

nicht mehr das Theater der geistvollen Leute. Der Mezzetino, der Arlequino, der Pantaleone und der Dottore, PolichineLe und Pierrot, all die lustigen, derben Gestalten der d^oiQiiiecUZ. dell^rte waren damals in Paris schon auf Aussterbe thü'tig. Ein lustiger Witz, eine drollige Szene wurde belacht, mancher Zug von ihnen ging auf die französische Komoedie über; aber die Blüthezeiten dieser Kunst waren vorüber, als Watteau ansing, ihr feinen Pinsel zu leihen. Wäre er wirklich der Maler der vornehmen Welt gewesen, so hätte er sich um die derben Gesellen wenig gekümmert. Wie diese Welt aussah: Das mutz man bei den Parisern von Geburt, dei Franoois de Troy oder Lar-guilliere oder bei dem Südfranzosen Rigaud nachsehen. Watteau fand unter den Schauspielern eben die sorglose Lebenslust wieder, die in seiner Heimath auf Märkten und Kirmessen offen zu Tage trat.

Wohl hatte Watteau in seinen späteren Jahren mit vornehmen Männern verkehrt, wohl auch gelegentlich mit vornehmen Frauen. Keine Nachricht aber weist darauf hin, daß er sich dort sehr wohl gefühlt habe. Am Deutlichsten sprechen seine Studienzeichnungen: in seinen Skizzen findet man selten eine Erinnerung an die Gäste des Hotels Crozat. Ganz abgesehen von den Dudelsack-pfeifern, Scherenschleifern und ähnlichem Volk sehen wir auf seinen Skizzen wohl Leute von anständiger Kleidung und guter körperlicher Haltung, aber keinen Zug, der auf die Vornehmen jener Zeit, auf den Hofton hinwiese. Das Selbe, was in den Niederlanden sich vollzog, daß man nämlich, der Bauern- und Kneipenszenen der Ostade und Brouwer müde, in den bürgerlichen Kreisen die Gegenstände für die malerische Darstellung suchte, zeigt sich auch bei Watteau: von Gonzales Coqucs zu Terborch, Metzu, De Hooch, zu Mieris und Anderen. Das ist aber das Große an Watteau, daß er, der weltfremde Provinzler, für die Hauptstadt der Welt einen neuen Ton fand. Erst zehn Jahre nach seinem Tode würde Das im pariser Leben Mode, was Watteau malerisch dargestellt hatte; erst damals, als die Stecher sein Lebenswerk aller Welt bekannt machten und die Sammler ungeheure Preise für seine Bilder zahlten. Die langweiligen Darstellungen feierlicher Hoffeste von Abraham Bosse und von den Lepautres und ihren Kunstgenossen, die Watteau vorausgingen, und die Uebertragungen seiner Kunst auf das vornehme Gesellschaftleben, wie sie Larcret, Moreau, Olivier liefern, zeigen erst recht deutlich Watteaus Sonderstellung. Nicht minder jene Maler, die an die Stelle der seelischen Heiterkeit seiner Kunst Darstellungen stärkerer Alt rückten, wie schon Boucher und endlich Fragonard. All Diese freilich haben bei Watteau Anleihen gemacht. Der wußte eben gleich Molwre das Leben zu fassen, das sich hinter vornehmen Sitten versteckt hatte, und den Parisern zu zeigen, daß nicht das gemessene Abwägen des Auftretens, sondern das Uebeiwinden der gesellschaftlichen Form den vornehmen Mann ausmache. Was Voltaire und feine Geistesgenossen

32



Die Zukunft.

der französischen Gefellschaft leisteten, daß sie nämlich dem Witz, der Anmuth, auch wenn sie noch so leichtfertig sei, einen Platz neben dem Pathos lein« räumten: Das leistete ihr in feiner Weise und dabei unendlich viel liebenswürdiger Watteau.

Denn er malte nicht die vornehme Gesellschaft, wie sie damals war, sondern, wie sie nach seiner, des unansehnlichen Schöaheitsuchers Meinung sein sollte. Vornehme Frauen setzten sich auch zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts nicht ins Gras, weil sie damals so wenig wie heute die Grasflecken auf dem Kleid und die Ameisen an den Beinen liebten. Das, was Watteau schilderte, hat er nicht in den Gärten der Hotels des Faubourg Saint-Germain oder in den Parks der Schlösser gesehm. Aber der ernste, unstete, schwerlebige Mann hatte in seinem Innern die Kraft, eine Welt von Schönheit zu erträumen, und seine schweren Hände hatten eine wunderbare Geschicklichkeit, Das, was er erschaut hatte, Anderen zu zeigen: eine Welt, wie er sie zu leben sich sehnte, wie sie ihm Paris nicht bot und wie er wohl glaubte, daß ein Fürst des Glückes und der Schönheit, etwa ein Rubens, sie erlebt haben könnte. Aber nichts weist darauf hin, daß Watteau sich irgendwie darum gekümmert habe, wie der Hof und wie die Hofgesellschaft ihre Feste feierten. Sehr bescheiden ist die Kunde, die wir von Watteaus Beziehungen zu den Frauen haben. Die Mitleidigen, die sich für ihn bemühten, waren Verehrer seiner Kunst. Das mag Watteau bitter genug empfunden haben. Wer aber liebte den Mann?

Seine Werke erzählen uns davon. Die Frauen, die ihm sitzen, sind in den seltensten Fällen mehr als brave Bürgerstöchter oder lebenslustige Griesetten. Gelegentlich einmal eine schon reifere Frau, ein treuherziges, volles Gesicht: keine der in Jntriguen gereiften, berechnenden Schönheiten. Man gebe Watteaus Bilder einer geschickten Schneiderin, damit sie die Frauenkleider nachahme! Sie wird wenig damit machen können, mindestens kein Staatskleid; höchstens einem zierlichen Mädchen ein Kostüm für ein Kostümfest. Und man lebte doch damals im Zeitalter der Perücke und des Reifrockes, der rumsüchtigen Prachtentfaltung.

Die Männer ein Wenig in Hemdärmeltracht und Hemdärmelstimmung: geneigt, ein junges Ding um die Hüften zu fassen, sich ihm anzuschmiegen. Man tanzt im Grünen, man frühstückt unter Linden, man hört der Musik zu. Der und Jener umarmt seine Liebste, Andere machen sich zu einem Spaziergang auf. Das Alles kann man in Paris heute noch sehen: die Leute, die sich so behaden, sind wohl keine Engel an Tugend, doch im Grunde kreuzbrave Leute. Man gehe nur einen schönen Sonntagnachmittag in den Bois de Vincennes, der 1731 vom Könige in einer Watte austimmung angelegt wurde „pour en z'sndre les promen^des plus A^rs^dles aux Kaditants



Notturmo.

Z79

äs r>s.i'il": man sieht sie dort alle, die Gestalten des Meisters: die luftigen, etwas schnippischen Mädchen, die wissen, was sich schickt, aber doch auch bei einem derberen Scherz das Mündchen nicht schief ziehen; die schlanken Bur-schen, die sich als vornehme Herren geben, und die Paare, die sich ihrer Zärt-lichkeit nicht schämen. Und über dem Ganzen der Ton der Selbstverständlich-keit. Nicht aber findet man diese Stimmungen im französischen Roman jener Zeit und selbst nicht in dem der folgenden.

Freilich: all die braven Leute, die Watteau zum Zeichnen und Malen still hielten, wurden unter seiner Hand vornehm, Männer wie Frauen. Er gibt ihnen die Anmuth und das adelige Blut aus sich heraus, aus seiner freudedurstigen Seele. Er schenkt seinen Gestalten das Glück, das das Schick-sal ihm selbst versagte. Träume, unauslöschbare Träume eims Mannes, den harte Wirklichkeit und Selbsterkenntniß fernhielten vom Erleben Dessen, was seinen Geist umschwebte. Watteaus Werk gehört zu den heitersten Schöpfun-gen, die je ein Schönheitstrunkener schuf. Mir will aber scheinen, als sei diese Heiterkeit durchaus sentimental. Denn Sentimentalität ist das Streben aus der Welt, in der wir leben, in eine erträumte bessere, nach Raum oder Zeit unendlich ferne. Der arme Watteau rettete sich aus den Sorgen seines Daseins in ein Wunderland der Phantasie. Und er that es mit so brünstiger Vertiefung, daß man vor seinen Bildern glaubt, er müsse Das aus dem Leben abgezeichnet haben.

Dresden. Professor Cornelius Gurlitt.

Notturmo.

ein: bleib,  
Du flüchtiges ZVeib,  
Diese Nacht  
Nur bleib;  
Sieh, wie es sacht  
Von flüssigem Silber perlt und iräuft  
Und der schimmernde N)eg im Nebel verläuft;  
Gin letzter Ton: dann sind sie verstummt,  
Die vöglein, und nur ein Schwärmer summt  
Und schwirrt über Hangende, athmende Blüten,

32\*



380  
Die Zukunft.  
Die in die Nacht,  
Die webende Nacht,  
Ihren Duft verglühten.  
Johanniskäfer funkeln im Gras  
Und phosphorne Achter, grünlich blaß,  
Irren hinüber, herüber die Wege  
Und schwinden im dunkelnden Tannengehege.  
Um der Pforte geschwungenem Bogen  
Sind Jasmin und Flieder gezogen;  
Und die Blumen streifen die Wangen,  
Leis wie ein Hauch  
Flüstern sie auch  
von Lust und verlangen.  
Still auf silbergeschweiftem Kahn  
Schwimmt am schwarzblauen Himmelsplan  
Ueber Nebel und Wolkenklippen  
Die Göttin empor,  
Den Knaben, der sich im Schlaf verlor,  
Zu küssen auf brennend geöffnete Lippen.  
Nun ist er erwacht,  
Der zärtliche Knabe,  
Und greift in die Nacht,  
Daß er wiederhabe,  
was ihn zum Leben emporgeküßt,  
Den Traum, den er nie und nie vergißt  
Lockt es nicht aus schattenden Orten,  
wie mit heißen heimlichen Worten?  
Geht durch die Büsche nicht ein Flüstern,  
Ein Rauschen,  
Ein Knistern,  
wie von schmalen, eilenden Füßen,  
Ein athemlos Tauschen  
von Liebesworten, traumessüßen?  
Im stlberfließenden Mondenschein,  
wo Alles zu fremdem Leben erwacht,  
In solcher glühenden Frühlingsnacht  
Du rötliches Weib,  
Bleib, bleib!  
In solcher Nacht,  
Nein,  
Laß mich nicht allein .  
Hamburg. Theodor Suse.



Der Traum.  
381

Der Traum.

mes Abends zog ein Traum über die sommerlichen Felder. Dort, wo die hochgebaute Ansiedelung sich in die Sorgenfalte des Berges schmiegt, wandte er sich nach der mächtigen Kastanienallee, die auf die Höhe führte, und folgte ihr mitten in das Dorf hinein. Vor den Thören saßen Leute und feierten. Als der Traum vorbei kam, verstummten sie ein Weilchen, che ihr gedämpftes Plaudern von vergangenen Tagen wieder anhub. Am einsam plätschernden Bronnen zögerte er im Weiterschweben und weilte ein Wenig unter den von Bienen umstäubten Linden auf der steinernen Bank. Dann erhob er sich, umkreiste mehrmals mit den schreienden Schwalben den Kirchthum und horchte nach dcm hämmernden Herzen der Uhr. Endlich zog ihn ein Lichtlein an. Es brannte in der Nische einer Gartenmauer vor einem wettergechlagenen, heiligen Mann. Daneben wac ein Thor, an das Wein- und Geißblattranken pochten. Der Traum trat ein.

Im Garten brannte der Mittsommer sein lautloses Feuerwerk ab. Vielfarbig zückte es von Baum und Strauch in die Lüfte. In gelben Blüthengarben schoß es hoch und fiel in blauen Blumenkaskaden herab. Es platzten dunkle Päonien und zischendrothe Nelken. Es verpuffte in weißem Sternenregen über den Jasminbüschen und brannte in bunten Bündeln im Rhododendron. Dahlien lohten, Gladiolen sprühten, Feuerlilien prasselten und die Winde ließ ihre magisch violetten Flämmchen luftig steigen.

Und der Traum wandelte selig dazwischen. Er wandelte durch emen Rebenlaubengang und die langsam sinkende Sonne warf hundert rolhe Rosen vor ihm her in den gelben Sand.

Am Ende des Laubgewölbes kam er an ein Häuschen heran. Zerbröckelte Steinstufen führten zum Altan empor und auf den Stufen zwischen blühenden Topfpflanzen saß ein Mägdlein. Es war noch ein Mutterkind. Das konnte man an dem noch zaghaft geformten Mäulchen und der blanken Stirn sehen, auf der Friede und Heiterkeit gleich Zwillinglämmchen weideten. Arme und Beine lugten nackt aus dem kurzen Röcklein, jedoch die braunen Glieder waren schon langgestreckt und wohlentwickelt und der fein gedrechselte Hals trug stolz ein kleines Köpfchen, um das sich blondes Haar liebkosend lockte, so weit es nicht in zwei dicke, kurze Zöpfe gebändigt war. Die Wimpern hielt das schöne Kind gesenkt und blickte aufmerksam in seinen Schoß, allwo es ein Häuslein schimmernder Schneckenhäuschen geborgen hielt, die es emsig auf einen grünen Faden fädelte.

Der Traum verweilte. Aber wie er so das liebe Bild mit seinem stillen Blick umfing, da schlug mit einem Mal das Ding die Augen auf. Ach, erschrak da der Traum! Was für Augen! Große rostbraune Aurikelblumen mit goldenen Sprenkeln, die sich gegen die Pupille zitternd zusammenzogen und wieder in Strahlen los-trennten; zwei weite, sanste Sonnen. Da. überwältigte Liebe den Traum. „Hier will ich wohnen.“ sagte er bebend und trunken Zu sich selbst; „ewig will ich hier wohnen.“ Loderte auf und sog sich in die vollgeöffneten unschuldigen Himmelsaugen ein. Und sieh: da war aus dem Kind eine Jungfrau geworden.

Fortan wohnte der Traum in Juliettas Augen und machte, daß Jeder, der ihr begegnete, nach ihr blickte. Die Mutter merkte es zuerst, verlängerte die



Die Zukunft.

Kleidchen und hieß Giulietta nun gemessen und mit züchtig niedergeschlagenen Lidern schreiten.

Der Traum aber, glücklich im Besitz seiner Augen, glomm schimmernd an; da sahen ihn auch die Anderen. Allen Burschen beim Kirchgang siel er auf und bald nahm ihn besonders Einer unter ihnen wahr. Der, den sie den „schönen Vasko“ nannten.

Feuriger und feuriger entflammte der Traum, und wer ihn noch nicht gesehen hatte, konnte ihn auf der Hochzeit der Beiden sehen. Als die junge Braut den Blick erhob, da erschaute ihn die ganze Gemeinde. Dem Herrn Pfarrer wurden die Augen feucht, als er ihn sah, und selbst der Herr Podesta verschluckte sich ein Wenig an seiner Rede.

Zwischen grünen Weinbergen lag des Gatten stattlich Haus. Dort zog nun Giulietta mit ihm ein.

So glücklich, so gnadenselig wurde der Traum in der Folge, wie noch nie ein Traum gewesen war. Der Alkoven weiß viel davon zu erzählen. Und die Uhr, die die Zeit vertheilt. Und das Hausaltärchen, vor dem die innigsten Gedanken austönen. Und erst die Wiege! Sie wurde lange nicht leer von einem Volk strampelnder, lebendiger Milchtönnchen, die in paradiesischen Auen mit Englein zu spielen und zu plappern schienen: so eifrig lachten und mummelten sie mit den zahnlosen Schnäbeln ins Blaue. Diese eigenwillig zugreifenden Kerlchen wuchsen schnell, wurden flugs feist und selbständig und machten einem nächsten Platz. War Das ein Segen! Eine Korallenschnur rothwangiger Burschen und Mägdlein, die alle groß und stark wurden und gar bald sicher, aufrecht und heiter ihre eigenen Wege gingen.

Und des Glückes war kein Ende. Schon wiegten Giuliettas ältere Töchter selbst ihre Erstgeborenen, als nach einer Pause von einem Dutzend Jährchen noch ein einzelner kleiner Weltenpilger im Heimathhaus anlangte. Es war, als ob den beiden alternden Liebesleuten ein zweites Leben geschenkt worden wäre. Zum zweiten Male verlebten sie Flitterwochen und junges Eltern Glück, so neu und unverbrauchter Seligkeiten voll, als hätten sie es nie vorher gekannt.

Giulietta war nun ein reifes Weib, auf ihrer Stirn lag schon das Silbergespinnst der Matronenhaftigkeit, aber ihre stolze Gestalt war noch ebenmäßig und der Traum bewohnte ungebrochen und jugendfrisch die golddurchsprenkelten Sonnen. Sie hatte auch ihre anderen Kinder geliebt; aber diesem war sie organisch verbunden, untheilbar wie Leib und Leben. Sie hatte auch den Anderen mit Mutterwonne die Brust gereicht; aber dieses trank ihr Herzblut mit. Und waren die übrigen aufgewachsen wie die Füllen, gesund und wohlgepflegt an Körper, an Seele, und fromm dann Gottes Hut übergeben worden: in dieses schloß sie Zukunftgesichte und Sonderwünsche. Wer in jenen Zeiten Frau Giulia sah, Der konnte den Traum in ihren Augen lachen und tanzen sehen. Kein Mondenschimmer, der in Sommernächten über fernen Firnen hängt, ist so mild wie die Zärtlichkeiten, die der Traum um diese kleine Wiege spann; kein Bilder- und Geschichtenbuch der Welt ist so reich und so kühn wie die Wünsche, die der Traum um diese kleine Wiege malte und dichtete.

Der kleine Spätling war ein flinkes Vögelchen, frisch und klar wie ein Springequell. Es wurde ein Bürschlein so rank und fein wie nur eins. Aber auch er



Der Traum.

383

ward rasch groß, flüchtete aus dem Nest, wie die Anderen, zog in die Welt und suchte Händel.

Die hatte er gar bald gefunden. Als schmucker Soldat focht er in Feindesland, kehrte mit den Siegern ruhmbedeckt zurück; und trank und liebte. Seine Abenteuer führten ihn dahin und dorthin. Von Zeit zu Zeit schrieb er in die Heimath. Das waren gebenedeite Tage für die alte Mutter, wenn Nachricht von Dem eintraf, der die Welt durchlief! Sie hauste nun schon längst allein, war weißhaarig und gebückt, auf ihre Stirn war der wihe Aschnlranz der Witwe, des Alters und der Muttersehnsucht gestreut; aber der Traum wohnte noch immer in ihren Augen: und darüber vergaß man alles Andere. Sie setz an schönen Sommerabenden auf dem von Trauben umhangenen Alton und zur Winterszeit an der offenen Feuerstelle in der Küche, wo die Kastanien brieten, und berichtete den greisen Nachbarn und ihren Enkelkindern von den kühnen Thaten ihres Lieblings. Und der Traum half ihr dabei.

Denn der Traum hatte ihn auf allen seinen Fahrten begleitet und dem Traum war es auch nicht schwer gewesen, das Mütterlein dabei auf den Rücken zu laden; aber heimlich erharrten sie Beide nun schon lange doch stets nur das Eine: des geliebten Sohnes Rückkehr.

Zitternder Hoffnung voll empfing sie seine Briefe. Bald schrieb er von heißer Müh, Fehde und geplackten Tagen, bald von Ehren und lustiger Kumpanei; bald auch traf ein Geschenk für die Mutter ein: ein paar Ellen Stoff oder eine fremdländische Spitze oder gar ein feingenesteltes Goldkettlein. Und die Mutter legte Alles sorgsam in die Truhe. Und die Briefe las sie hundertmal, küßte sie und verwahrte sie gleichfalls.

Aber da geschah es, daß der Sohn in schlechte Gesellschaft gerieth und in die Fallstricke eines schönen, jedoch bösen Weibes. Die falschen Freunde verleiteten ihn zu Spiel und Zechgelagen. Das leerte feinen Säckel und verzehrte sein Mark.

Das ränkevolle Weib aber vergiftete sein Herz und verwirrte ihm den Sinn.

„Wenn Du mich liebst“, raunte sie ihm zu, „so töte meinen alten Mann. Sieh, ich kann ihn nicht mehr sehen, befreie mich von dem Vieh, das sich in meinem Bett breit macht, damit wir einander ganz und ohne Schranken angehören können; denn ich liebe Dich!“ In Wahrheit aber lachte sie seiner und wollte ihn nur als Werkzeug gebrauchen, um im Alleinbesitz des Reichthumes ihres Mannes ein zügelloses Leben führen zu können. Und in einer Nacht, da sie ihn wieder mit dem Glühwein ihres Kellers und dem ihrer Liebe trunken gemacht hatte, drückte sie ihm das Beil in die Hand: „Heute thus!“ flüsterte sie; und da that ers und erschlug den Mann mit Wildheit, als Der im Schlaf lag. Stieren Blickes stand er vor dem zerschmetterten Schädel und sein Weinrausch war ihm verflogen, sein Liebesrausch jähem Erkennen gewichen. Aber ein Blutrausch überfiel ihn. Er sah sich furchtbar nach dem Weibe um, das ihm so Entsetzliches eingegeben hatte, und wollte nun auch sie erschlagen. Sie aber rettete sich im Hemd auf die Straße, kreischte gellend Zeter und gab ihn verrätherisch preis. Mühelos fingen sie die vom Weh geschüttelte Kreatur, die nicht an Widerstand dachte und die rauhen Fäuste selbst für die straffe Fessel bot. Der arme, so höllentief Gefallene wurde vor Gericht gebracht und zum verdienten Tode verurtheilt.

Als die Nachricht davon im Heimathdorf anlangte und der Herr Pfarrer sie dem Mütterchen recht mitleidig und vorsichtig beigebracht hatte, da . . .



Die Zukunft.

Da gerieth der Traum in große Noth. Er flatterte in den alten Augen, wie ein geüngstetes Vöglein um sein Nest, und bat und bettelte, daß es nicht sein möge. Aber es war so. Das bestätigten die versammelten Söhne, die jammernden Töchter, die Nachbarn und auch der Herr Podesta. Ach! Was hatte da der Traum für Mühe, zu halten! Er flackerte wie ein Lämpchen im Verlöschen, aber er sog sich fest und hielt sich tapfer und ließ nicht ab. Und bald glomm er auf in neu-entfachter Gluth.

Die Mutter schüttelte lächelnd das Haupt. Ihren Sohn kannte sie besser; und daß er keiner so verruchten That fähig war, wußte sie Wohl. Sie hatte ihn ja geboren und auferzogen. Mochte die Welt da draußen und das harte Kriegshandwerk ihn auch zum rauhen Mann gemacht haben: ein Mörder war er nun und nimmer. Da müßte der böse Feind fein arges Spiel getrieben und die Richter mit Höllenblendwerk getäuscht haben. Aber nun (und das alte Mütterchen suchte sich starkmüthig zusammen), nun wollte sie, ja, stz selber, in die Stadt und den Sohn retten. Sie hatte elf Kindern das Leben geschenkt, darunter sieben Söhnen, die alle rechtschaffen waren und die, nebst ihren viermal sieben männlichen Enkeln, alle des Königs Rock getragen hatten oder tragen würden. Sie war nun an die achtzig Jahre; ihr, die schon fast vor Gottes Thron stand, würde man doch wahrlich glauben und ihr den Sohn wiedergeben.

Und sie sprach so eindringlich und der Traum drängte so beredt, daß sich Alle überzeugen ließen und ihr beistimmten: die Söhne, die Töchter, die Nachbarn, ja, selbst der Herr Pfarrer; und nur dem Herrn Podesta kam die Sache heimlich ein Wenig bedenklich vor; doch Der ließ es sich beileibe nicht anmerken.

Und die Mutter bestellte das Haus und machte sich, im Sonntagsstaat, ausgerüstet mit einer von der ganzen Gemeinde unterschriebenen Bittschrift, mit einem Bündel Habseligkeiten und Mundvorrath, auf den Weg in die Stadt. Begleitung hatte sie abgelehnt; nur der Traum eilte mit ihrer Sehnsucht weit voraus und zog sie hinter sich her.

In der Stadt lief sie von Thür zu Thür, überallhin, wohin man sie achselzuckend wies, lief sich wohl die Füße wund über Stiegen und Treppen, über holpriges Pflaster und durch knöcheltiefen Staub. Aber sie fühlte keine Müdigkeit, wie sie auch endlos harrend in Vorgemächern, auf Gänzen, hinter Thüren und im Thorweg stand. Da wollte Mancher aufbrausen und unwillig werden über das alte, einfältige Bauernweib, das sich nicht abweisen ließ mit seiner dummen Bittschrift und seinem sinnlosen Begeh; aber wenn er dann der alten Mutter gegenüber stand, erstarb ihm das Wort im Munde, denn da sah ihn der Traum so verzehrend, so flehentlich, so brennend an, daß er den Muth verlor, ihr zu sagen, wie nutzlos ihr Beginnen sei, daß er stotterte und sie hastig an einen Anderen verwies. Geduldig raffte sich das Mütterlein zusammen und pochte sn die nächste Thür; und wenn es dennoch manchmal am Verzagen war, dann stützte die Aermste barmherzig der nimmermüde Traum.

Nebst dem armen Mutterherzen glaubte Der allein an die Unschuld des Sohnes. Sehnsüchtig stammelnd, bekannte er es aus den trüben Augen und hielt hartnäckig daran fest, oft mit der Titanenhaft blinden Glaubens, oft demüthig wie ein verstoßenes Hündchen, manchmal bettelnd wie ein hungriges Mäuslein, dann wieder so matt wie ein am Weg sterbendes Kind und oft so stark, so fest, lo unbezwingbar wie eine Mauer aus Engelsleibern.



Der Traum.

385

Dabei vertropfte die Zeit. Wohl hatte man der Mutter versprochen, die Bittschrift an den König gelangen zu lassen; doch sie war längst abschlägig beschieden (solche ruchlose That verdiente kein Erbarmen) und hatte Keiner den Muth, es der so bitter Harrenden zu sagen. Unermüdlich hatte sie daneben versucht, den Sohn zu sehen: immer vergebens. Nun waren es nur noch wenige Tage bis zu seiner Hinrichtung; einige kurze Tage. Da unterließ die arme Mutter zum ersten Mal ihre vergebliche Bittfahrt und bezog einen festen Posten vor dem großen, grauen Haus, hinter dessen dicken Mauern sie ihren Sohn wußte. Hier, auf den Stufen, unter freiem Himmel, in Sonnenhitze und unter Regenschauern, saß sie, schlief sie, aß sie, um ja die Gelegenheit nicht Zu versäumen, die sich ihr etwa bieten könnte, ins Gefängniß zu schlüpfen. Die Schildwachen hatten Mitleid, die Verwalter drückten die Augen zu; und Jedem, der ihr nahte, wiederholte sie das Selbe: „Ich bin die Mutter. Ihr wißt ja, die Mutter des zum Tode Berurtheilten. Mein Sohn ist da in diesem großen Hause. Er ist unschuldig. Denkt nur, ich habe ihn noch immer nicht gesehen! Seit zehn Jahren habe ich meinen Sohn nicht gesehen! Ich bin nun an die achtzig Jahre und man will mich dennoch nicht zu ihm lassen. Möchtet Ihr Das für möglich halten? Man will nicht, daß seine alte Mutier ihn tröste in seinem bitterm Leid. Man will mir alten Frau mein Kind nicht wiedergeben. Aber so lange ich hier in seiner Nähe bin, so lange können sie ihm wenigstens nichts Böses thun, gelt?"

Und der Traum brannte so peinvoll fragend aus ihren Augen, daß Keiner wagte, ihn ihr zu nehmen. Alle nicktsn nur stumm und schlichen davon. Eines Morgens kam man sie holen. Ei, wie jubilirten da die alte Mutter und der neuverjüngte Traum! Rüstig stapfte das alte Weiblein hinter ihrem Führer her und lachte. Und da hielt es denn den Sohn nach so langen Jahren wieder im Arm, erkannte ihn kaum unter der struppigen Mähne und dem verfilzten Bart, lag an seinem Herzen und dachte nicht der Schmach und Schande, in der er saß und die er über sie Alle gebracht hatte. Sie schluchzte nur und lallte: „Morgen, mein Junge, geben sie Dich mir wieder. Wir ziehen heim und Du verlassest Deine alte Mutter nie mehr."

Und der Sohn sah den Traum selig aus ihren Angen winken und auch er hatte nicht das Herz, ihn zu vernichten. Er drückte die alte, zerbrechliche Gestalt zum letzten Mal an sich und sagte nur: „Ja, Mutter, morgen. Und dann verlasse ich Euch nicht mehr."

Die Mutter bezog noch für diese eine Nacht ihren Posten auf der Treppe unter freiem Sternenhimmel, um nur ja gleich früh zur Stelle zu sein, wenn man ihr den Sohn zuführen würde. Und sie sagte es Jedem: „Morgen werden sie mir endlich mein Kind wiedergeben!"

Und sie gaben es ihr wieder; aber in zwei Stücken.

Da war es dem Traum, als ob er vergehen müsse. Aber Träume sind unvergänglich; sie können wandern, anderen Wohnort wählen, doch nicht sterben. Dieser Traum aber liebte zu sehr. Er wollte nicht sort, er krallte sich ein, er hielt sich mit Macht, er biß sich fest; und es war ein vorübergehendes Nichtsein, in das er für die Dauer eines Blitzes hinuntersank.

Aber schon dieser kurze Augenblick hatte genügt, daß das übermenschliche Leid mit seiner Tigerpranke das Hirn der armen Mutter zermalmte. Gut, daß



Die Zukunft.

da der Traum schon wieder zur Stelle war, um noch Schlimmeres zu verhüten!  
Und er erschlug das Leid und stieg triumphirend wieder in den halbverlöschten  
Augen auf, wie eine Morgensonne. Da lächelte die gepeinigte Mutter, lächelte, als  
man sie fortführte, als man sie ins Dorf zurückbrachte, und lächelte, als sie ihr  
Häuschen wieder betrat. Sie theilte es fortan mit ihrem toten Sohn; denn für  
sie und für den Traum lebte er weiter und war ihnen zurückgegeben; sie führten zu  
Dritt mit einander ein gar schönes, glückseliges Leben. Und das Mütterchen lächelte,  
bis sie starb, bis der liebe Gott ihre arme Seele gnädig zwischen seinen milden  
Fingern zerrieb.

Denn für Mütter giebt es weder Himmel noch Fegefeuer und Höllen. Derlei  
traten sie längst mit den müden Schuhen ihres Eckenwallens aus. Mütter gehen  
schnurstracks in ein unbeschreiblich seliges Nirwana ein.

Fanny Groeger.

Verse.\*)

Wein und Brot.

ur wein und Brot sei künftig meine Speise.

Gesättigt von des Brotes heiliger Kraft,

Schreit' muthig fort ich auf des Lebens Reise.

Gekräftigt von des Weines Feuersaft,

Erring' ich mir des Lebens höchste Preise

Und fühl' mich groß in meiner priesterschaft.

Hausgespenster.

's ist immer ein Tag in des Jahres Lauf,

Den die Geister nehmen als ihren auf,

An dem sie pochen an Tisch und Bett,

An dem sie knistern in hohlem Brett.

Es rücken die Stühle, es knarrt die Bank,

Der Schlüssel, er dreht sich- von selbst im Schrank.

Es gehet die Thüre: Du stehst nichts

Als leichtes Zwinkern des trüben Lichts.

Der Seiger der Tafel, die Uhr an der Wand

Bleibt stehen, berührt von Geisterhand.

Die Bilder der Toten, wie nie zuvor,

Sie treten aus ihres Rahmens Thor.

Die Stube durchwaltet ein fremder Ruch;

Ist es Gestorbener Nachtbesuch?

Warmbrunn. Christian Wagner.

5) Eines Siebenzigjährigen, dessen Leben der münchener Professor Mellrich be-  
schrieben und dessen „Späte Garben“ Georg Müller in München veröffentlicht hat.



Kaifermanöver.

^ 387

Kaifermanöver. ^)

^DMan sollte sich einbilden können, daß es ein wirklicher Krieg ist.

Hinaus, die morgenstille Dorfstraße entlang, die vom ländlichen Geruch brennenden Reisigs durchflogen wird. Der Tag ist an der Sonne noch nicht warm geworden und sein junges Athmen weht kühl über das erwachende Gelände. Auf dem Dunklen Grün der Hochlandwiesen schreitet man über Moorgrund, wo das perlenbesäte Gras unter den Füßen glitzert, schreitet über die hellfarbigen Teppiche blühender Buchweizenfelder den Hügel hinan, wo junge Lärchen wie auf Vorposten stehen. Weithin überschaut man hier das Thal: in der Tiefe überall weißblinkende Ortschaften, winzige Häuser, gleich umhergestreuten Steinen auf einer riesenhaften Matte. In schwarzblauen Schatten steigen die Bergwälder von den Felsen nieder. Aber hinter grauen Wolken birgt sich die Brentagruppe noch mit ihren Gletschern, des Adamello und des Ortlers aufragende Schneegipfel, als habe die Natur zum Sommerfeft dieses Tages noch nicht aufgeräumt und halte die Prunkstücke dieser Landschaft einstweilen unter Schutzdecken.

Irgendein dumpfer Ton schlägt an, als ob in der Ferne ein Böttcherhammer niederfiele. Noch einmal; dann wieder. Mit dem Feldstecher suchen die Augen alle Höhen und Tiefen ab. Ganz weit, weit weg funkt ein gelber Schimmer auf, nicht stärker als ein verlöschendes Streichholz. Und wieder der dumpfe Ton. Die Kanonen eröffnen das Gefecht. Plötzlich andere Geräusche. Wie schwaches Peitschenknallen, wie das Bersten auffliegender Eierschalen, wie das Knittern von starkem Papier. Infanterie im Schnellfeuer. Dazwischen ein lautes, überraschendes Pochen, ungeduldig, als ob Jemand voll Zorn an eine Thür klopfen würde: die Maschinengewehre. Das Pochen reißt ab; setzt wieder ein. Und nichts zu sehen als in den Feldern oder am meilenfernen Waldrand das Aufblitzen der Säbel. In einer unermeßlichen Ruhe verharrt die Landschaft, in einer majestätischen Gleichgültigkeit gegen den Kampf, der sie in ihren Schrunden und Falten durchwühlt, in ihren Mulden und Gräben. Dort unten, tief in den Wäldern, in schmalen Gebirgspässen, am Rande unwegsamer Schluchten, auf engen Brücken, die hoch über wilden Sturzbächen schweben, bricht jetzt der Kampf los; um des Reiches Pforten. Man sollte sich einbilden können, daß es ein wirklicher Krieg ist. Sollte das hitzige Fieber spüren, das in den Stunden vor einer großen Entscheidung über die Menschen hinpeitscht. Sollte die Schauer jener ungeheuren, verführerischen FeindMgkeit genießen, die aus den thierischen Tiefen unserer Art empordampft. Dann aufwachen, wie aus einem glühenden Traum, und sich an der spielerischen

5) „Das österreichische Antlitz“: so heißt der neue Band, den Herr Felix Salten bei S. Fischer erscheinen läßt (und dem die Manöverskizze entnommen ist). Daß der Mann, dem „Die kleine Veronika“ und „Herr Wenzel auf Rehberg“ gelang, eine Hoffnung der deutschen Novelle ist, wissen erst Wenige. Viele, daß er zudenbesten Journalisten des deutschen Sprachbereiches gehört und als Darfteller gesehener Vorgänge in den meist leiderden Reportern eingeräumten Bezirken kaum irgendwo übertroffen wird. In dieser Eigenschaft zeigt ihn der neue Band. Der von Lueger und Kainz, von Tag- und Nachtvergnügen, von Parlament und Menagerie erzählt und immer, auch wo der Leser in andere Gedankenbahn drängt, in künstlerisch anständigem Sinn amüsant ist.



Die Zukunft.

Wirklichkeit beschwichtigen: Gedankenmanöver . . . Vielleicht, daß von den Soldaten einer, anschleichend in der Schützenlinie, am Boden liegend, im Schnellfeuer, berauscht von seiner Jugend, von der eigenen Kampfgeberde und vom Knall des eigenen Gewehrs, für Sekunden in das fiedende Bad dieser Einbildung ftürzt, für Sekunden in dieses Traumes flammende Tiefen hinabtaucht. Im nächsten Augenblick aber reißt es ihn gewiß schon aus dem Abgrund solcher Schwärmerei empor zum harmlosen Bewußtsein des harmlosen Kampfspiels. Denn es giebt eben Dinge, die sich auf Befehl nicht vorstellen, die sich nicht nmövriren lassen: Todesgefahr und Sterbensahnung, Bluttausch und in Ackerschollen hingekrümmte Verzweiflung und die furchtbare Schicksalsatmosphäre, die über den Schlachtfeldern sich weitet. Ein Schauspiel. Künftiger oder niemals kommender Ereignisse vorberechnete Geberde. Erdichtetes, wohl ausgedachtes, künstlerisch komponirtes Geschehen, dargestellt unter freiem Himmel von fünfzigtausend Acteuren. Ein Schauspiel in drei Tagen; in drei Aufzügen, wenn man will. Sorgfältig gesteigert, mit prachtvollen Massenszenen, mit unzähligen dekorativen Episoden und mit einem einzigen Zuschauer, dessen Beifall ersehnt wird, dessen Gegenwart, wie ein ruheloser Pulsschlag, in all den Massen, die sich hier bewegen, fühlbar ist, dessen Dasein Aufregung, Gespanntheit, Anstraffen der Nerven ringsumher verbreitet und Prunk und Glanz und hohes Erwarten: der Kaiser.

Anschaulicher als sonst jemals tritt hier der militärisch-monarchische Gedanke in die Erscheinung, wird in dem kleinen Ort hier (vom bürgerlichen Großstadtwirbel nicht mehr verhüllt) greifbar nah, wird gleichsam ohne störende Nebengeräusche reiner vernehmlich. Das unübersehbar große Regirungnetz, das ein ganzes Reich zusammenhält, ist hier auf einmal zu übersehen, ist so dichtmaschig, daß man herantreten und sein sinnreiches Gewebe bewundern kann. Das geringe Dorf ist zum Auszug der ftaatgebietenden Mächte geworden, giebt den Extrakt der herrschenden Gewalten. Schon äußerlich. Die Einwohner, Das, was man die „Bevölkerung“ nennt, ist wie verschwunden, ist an die Wand gedrängt, in die Winkel verscheucht, unsichtbar neben dem Glanz, der jetzt in diesen Hütten wohnt. Thür an Thür: der Kaiser, die Erzherzoge, die Generale, Minister, Statthalter, Polizei. Und Militär, Militär, Militär. Ueberall, auf den Straßen, vor den Schänken, auf den Feldern, in den Thorbogen, an den Brunnen steht Einer vor dem Anderen in Ehrfurcht, in Strammheit, in erstarrendem Gehorchen. Ueberall wird nur befohlen und Gehorsam geleistet. Ueberall giebt es nur Vorgesetzte und Untergebene. Alle Klassenunterschiede, alle Vorrechte stellen sich in greller Sichtbarkeit dar. Einer freien Arbeit lebend, hat man sie gelegentlich wohl vergessen: hak, unter höher gewölbten Horizonten dahinwandelnd, manche dieser Dinge für verschollen, für erledigt, für nicht mehr diskutirbar gehalten. Da wird Einem seltsam zu Muth während dieser drei Tage, die man hier in einer Atmosphäre voll Disziplin, voll Devotion verbringt, in konzentrischen Kreisen sich dreht, auf denen Rang und Stand und Geburt und Charge verzeichnet sind, wo Jeder mit den äußeren Abzeichen und Signalen seines Werthes umhergeht, wo Lohn und Strafe sofort vollzogen, ertheilt und im Augenblick fühlbar werden. So nach und nach aber findet man sich angezogen von dem großartigen Hokusfokus des Herrschens, fühlt sich faszinirt von der erlauchten Magie des Menschenfanges und bewundert ihre tiefe Psychologie, ihre uralte Weisheit. Und dann braucht man sich gar nicht mehr einbilden



Kaisermanöver.

389

zu wollen, daß es ein wirklicher Krieg ist; hat dem Waffenspiel einen anderen Sinn gefunden, wenn man am nächsten Morgen hinauswandert ins Gelände. Da wird eben die Krone des Werkes gezeigt, die höchste Vollendung der Idee: wie sich die Tausende darbringen, wie sie dereinst ihr Sein und Leben einsetzen werden. Die Hauptprobe der äußersten Hingebung. Die Hauptprobe jener Treue, die in der Volkshymne „Gut und Blut“ verspricht: Kaisermanöver.

Kanonengebrüll am zweiten Tag in der Frühe. Ganz nah dem kaiserlichen Hauptquartier. Schwere nasse Wollenvorhänge hüllen die Berge ein. Wolken ziehen am Waldsaum hin und in der Tiefe des Thales deckt weißdampfender Nebel alle Dörfer und Fluren. Unten vollzieht der anrückende „Feind“, vom Wetterschleier verborgen, seinen Vormarsch. An die Sonne von Austerlitz denkt man; aber die Sonne scheint Eitate aus der Geschichte nicht anzuwenden und zeigt sich nicht. Auf der Anhöhe vor dem Dorf steht die Artillerie. Der Feuerblitz fährt aus den Kanonen, ein Donnerschlag, den man in der Magengrube, in den Eingeweiden wahrnimmt, der den ganzen Körper gleichsam durchzuckt. Das Echo reißt ungeheure Schallfetzen von den Bergen, die der Wind zerbläst. Aus den Wolkennebeln ein Knattern wie das Anfahren eines Motorrades. Mühsam nur erkennt man drüben im schütterten Gehölz das Landesschützenregiment. Langsam, geduckt, mit schleichenden Jägerschritten vorgehend, feuern sie, werfen sich zu Boden, in die Regenhäfen, feuern. Jetzt, dicht vor der Anhöhe, auf der die Kanonen stehen, rückt in Schwarmlinie die Infanterie vor, erwidert die Gewehrshalbes, deckt das Abreiten der Batterie: Rückzug. Nach einer kurzen Weile ist die Artillerie verschwunden. „Feuer einstellen!“ Jeder Mann wiederholte es; ein langgezogener Aufschrei fliegt über die Felder. Und jetzt kommt die feindliche Macht von überall heran, stürmt, aus dem Thalnebel hervorbrechend, die Hügel hinauf, wälzt sich über die gewundenen Bergwege; und plötzlich wieder das Pochen, laut, eilig, zornig. Die Maschinengewehre, die den Verfolger noch aushalten sollen. Kein anderes Schlachtgeräusch ist wie dieses alarmierend, trägt so beredsam den Charakter des schnellen Eingreifens, der furchtbaren Aggressivität.

Es regnet in Strömen. Seit Stunden regnet es. Scharf, kalt; und der Wind schleudert Einem die dichten Strahlen ins Gesicht, zerzt die Wolken bis auf den Boden herab, wühlt die Schollen auf, peitscht Einen mit eisiger Wafsernagaika. Auf dem freien Platz vor dem Hauptquartier hält der Kaiser zu Pferd. Vor ihm in ihren weißen Mänteln die sechs Gardereiter, das Geficht zu ihm gewendet. Ein Wenig abseits das Gefolge. Generalstäbler, die fremden Attaches, Adjutanten. Weiter weg die Lakaien mit den Reservepferden. Vom Unwetter werden die Thiers nervös. Ihr lautes Wiehern tönt herüber, ihr ungeduldiges Schnauben. Niemand rührt sich dort, wo der Kaiser unbeweglich im Regenturm aushält. Stunde um Stunde erblickt man ihn so; querfeldein galopierend nach einem anderen Standplatz, an feuernden Batterien vorbei, sein Pferd parierend; sieht diesen Greis, der leicht in seinem Sattel nur so zu federn scheint und für den es den Hochlandsorkan, den Wolkenbruch, die Kälte offenbar nicht giebt. Wie er dann endlich einreitet, gefolgt vom Schwärm seiner erschöpften Suite, sieht man, wie ihm unter der schwer nassen Kappe das Wasser die weißen Haare an den Kopf klebt, wie es ihm von der Stirn, vom Bart und von den Wangen herabläuft, aber auch, wie er, frisch



Die Zukunft.

und roth überhaucht, lächelt, als fei das Alles gar nichts. Die fünfundfiebenzig Jahre, die fünf Morgenstunden zu Pferd und das Wetter . . . gar nichts.

«>

Schluß. Dritter Tag, dritter und letzter Aufzug. Man will ganz früh fort, nichts versäumen; aber ehe die Ssnne noch aufgeht, bebt das Haus. Auf der Wiese drüben schießen die Kanonen. Es ist, als ob das ganze Gebäude von einer Riesensauft dröhnende Stöße bekäme. Der Fußboden zittert, die Fenster schüttern. Schlag auf Schlag. Plötzlich, vor dem Thor, das helle Krachen der Gewehre. Und rückwärts über den Hof, übers Dach hinweg das Pochen der Maxims. Hinaus ins Freie. Adjutanten rasen vorbei. Motorräder preschen die Mendelftraße hinauf; und in der Lust ein schallendes, vei fliegendes „aaa . . .“ Das Hurrarufen stürmender Truppen. Saphirblau ist der Himmel, Alles in goldenen Glanz getaucht, in Sonnenfröhlichkeit und Reinheit, die Wälder, die Wiesen, die funkelnden Kirchturmspitzen, die Berggipfel. Und von den schimmernden Neuschneefeldern der Brentagruppe lösen sich die letzten weißen Flockenwolken. Ein festlicher Abschluß. Wie ein Salutschießen dröhnt der Donner der Schlacht, die sich jetzt voll entfaltet. Auf der breten Terrainwelle, die sich zwischen Romeno und Sarnonico wölbt, stürmen die Regimenter in breiten, formirten Fronten gegen einander. Mitten zwischen die beiden Parteien fliegt ein glitzernder, goldfunkelnder, prachtblitzender Schwärm die Wiese hinauf, fammelt sich oben, nimmt Stellung: die kaiserliche Suite. Das Gewehrfeuer prasselt und schnattert und knattert, die Gebirgsbatterien pochen, die Haubitzen zerreißen das Firmament mit ihrem Krachen und das Echo tobt an den Felswänden. Wie kleine farbige Tüchlein flattern die entrollten Fahnen über den Bataillonen. Da bricht aus dem Tann, der den Hintergrund abschließt, mit Hurra ein neues Regiment hervor. Es ist der Höhepunkt. Der Kaiser inmitten dreier Fronten, umgeben von formirten Regimentern. Regimentern auf seinem ganzen Rückweg, den er von Cavareno nach Romeno zu nehmen hat. All Das mit meisterlicher Regiekunst auf den letzten Augenblick hin, auf den Schlußeffekt gruppiert. Ein scharfer Hornruf jetzt. Das Feuern verstummt allmählich, das Echo besänftigt sich und verhallt; und brausend klingt das Einschlagen der Mustkbanden herüber: „Gott erhalte. . .“ Der Kaiser rettet die Fronten ab. Mit Trommelwirbel übernimmt eine Truppe von der anderen das Kaiserlied, immer weiter, immer entfernter, Generalmarsch . . . Trommeln, dann feierlich die Volkshymne . . . zuletzt nur ein leises metallisches Klingen. Der Kaiser reitet ins Hauptquartier zurück. Rasch jetzt die Straße hinauf, heimwärts nach Bozen. Wie durch einen heiteren Soldatensonntag fährt man dahin. Singende Soldaten, lachende, sonnengebräunte Gesichter, Gesichter, denen das tiefe AthemschSpfen der Beruhigung etwas Zufriedenes und Befreites giebt. Ueberall liegen sie im Gras, rasten am Wegrand, rauchen, essen und singen. Wenn man sichs einbilden könnte, daß es ein wirklicher Krieg war und daß nun Friede ist, seit einer Stunde . . . Während der Drahtseilwagon von der Mendel ins Kaltererthal hinuntergleitet, wie in freier Luft hinabzuschweben scheint, rauscht der ganze Berg und klingt von Musik. Laurins Rosengarten steht im Glühen der Abendsonne. Vom bozener Dom her läuten die Glocken ... Und man hat den Traum, daß diese schöne Welt eine ruhige Stunde genießt.

Wien.

Felix Satten.



Hausse.

39!

Hausse.

«um Hausse? Weils der Industrie etwas besser geht und die Banken viel verdient haben? Das wäre wohl kein zureichender Grund, wenn die Börse nicht den Willen zur Hausse hätte. Die Leute auf den Effektenmärkten sind, ausgehungert und sehnen sich nach einer Mahlzeit. Stärker war weder je die Unempfindlichkeit gegen Warnerstimmen noch der Trieb zu neuen Geschäften. Dah Englands Industrie sich kräftiger regt, gilt als Gewähr kommender Festtage. Als ob britische Konkurrenz auf dem Weltmarkt für nichts zu achten sei. Auch als die Industrie des Inselreiches bewegungslos schien, war noch Kraft genug zu neuer Thätigkeit in den Werkstätten von Birmingham, Sheffield, Manchester und Glasgow. Hat die deutsche Spekulation Grund, sich zu freuen, weil diese Thätigkeit nun beginnen soll? Sie ist mit ihren Fühlern stets im Ausland, als ob ihr der Horizont der Heimath zu eng sei. Was im kleinen Kreis geschieht, interessirt sie nicht. Wichtiger als die Erklärungen angesehener Montanleute über die geschäftlichen Verhältnisse scheinen ihr Bulletins über das Befinden des amerikanischen Eisenbahnkönigs Edward Harriman. Panischer Schrecken durchzuckte die Spekulanten Mitteleuropas, als die erste Meldung von der schweren Erkrankung des newyorker „Führers" eintraf. Das war zur Zeit der Maienblüthe. Der sieche König kam nach Europa, um in Gastein und in den Bergen Südtirols Genesung zu suchen. Madonna di Campiglio, der bevorzugte Sammelpunkt der Ritter von der Couponscheere, zählte Harriman zu seinen Gästen. Und die Börsen sogen gierig den Wind ein, der von der Brenta ins Thal wehte. Der Mann, der über ein Eisenbahnnetz von 60 000 Meilen gebietet, verfügt auch über einen unerschöpflichen Schatz an Lebenskraft. Die Börsenflagge brauchte nicht auf Halbmast gesetzt zu werden: Harriman siegte über den Tod und fuhr nach der Heimath zurück. Auf der Reise nach seinem Landsitz in Arden ließ er sich interviewen. Er sprach von neuen Plänen, in deren Mittelpunkt die Union-Pacific-Bahn steht. Dann machte er dunkle Andeutungen über seine Stellung zur neuen Korporationsteuer, die der amerikanischen Finanz natürlich nicht gefällt. Schließlich kam die überraschende Mittheilung, daß die Welt irre, wenn sie Harriman für einen Spekulanten halte. Die newyorker Börse empfing den noch nicht verlorenen Sohn mit einer feierlichen Hausse. Und die theoretisch an Harriman Interefsirten dürfen die Behauptung, daß er mehr sei als ein bloßer Börsenjobber, um so ruhiger hinnehmen, als die Bedeutung des größten Eisenbahnunternehmers der Welt in dem Mm ihm gewünschten Sinn das Testat der Geheimräthe Hoff und Schwabach vom preußischen Eisenbahnministerium (in einem vor drei Jahren veröffentlichten Werk über die nordamerikanischen Eisenbahnen) bekommen hat. Die Börse freut sich der Genesung des Truftmannes und hat die Sorge um die Liquidirung der riesenhaften Engagements vergessen. So lange New Jork Gold versendet, scheint das Risiko der spekulativen Bewegung in Wallstreet für die internationalen Märkte gering. Daß ein Harriman wieder auf die Bühne tritt, ist immerhin aber wichtig. Wenn er die Spekulation anfeuert, wird die Börse genöthigt sein, alles erreichbare Geld an sich zu ziehen: und dann ists mit der Freude über den amerikanischen^oldstrom bald aus. Wer mag daran jetzt denken? Drüben ists wieder lustig: Das ist die Hauptfache. Dazu überall gute Ernten, Ausschwung der Wirthschast in Rußland: Herz, was begehrt Du mehr?



Auch die Effektenbesitzer, die im vorigen Jahr Verluste erlitten hatten, hoffen jetzt auf gute Ernte. Mit ängstlicher Spannung verfolgen sie die täglichen Offenbarungen des Kurszettels, um ja nicht den richtigen Augenblick zu verpassen, wo es möglich wird, durch Verkauf das Verlorene wieder hereinzuholen. Und Jeder schwört, er werde niemals wieder Industriepapiere kaufen. Wenn solche Schwüre gehalten würden, käme der Rentenmarkt aus der Frühjahrsstimmung niemals heraus. Aber noch ist der Mensch nicht geboren, der (alle erforderlichen Eigenschaften vorausgesetzt) gegen die Reize der Aktie unempfindlich bleibt. Der Anblick ist auch gar zu verlockend. Wer wagt noch, von Depression zu reden? Die Kurse sind so hoch, daß man glauben muß, auf allen Gebieten erblühe neues Leben, und an das Wehgeschrei von gestern nicht mehr denkt. Blickt doch nur auf die Elektrizitätsaktien! Diese Papiere beherrschen den Markt und bestimmen die Gesamttendenz. AE-G sind von 218 (Ende Dezember 1908) auf 238 gestiegen; Siemens & Halske von 204 auf 234; Deutsch-Uebersee von 148 auf 173. Worauf stützt sich solche Steigerung? Hält man daran fest, daß die Rente eines guten Papiers mindestens 6 Prozent betragen muß, so sind AE-G jetzt um 38, Siemens & Halske um mehr als 40, Deutsch-Uebersee um 15 Prozent zu hoch. Daß irgendwo die Dividende erhöht werden soll, ist nicht bekannt; auch nicht wahrscheinlich. Woher soll das Publikum nun erfahren, wie es sich zu den Kursen zu Verhalten hat? Die Banken sind in ihren für die Kundschaft bestimmten Wochenberichten sehr vorsichtig. Wohl macht man sich nichts daraus, der Konkurrentin ein Bischen in die Suppe zu spucken; aber wenn man den Kurs von AE-G unnatürlich hoch nennt, kann man nicht gut den Preis von Siemens & Halske als normal bezeichnen. Beide Papiere gehören zur selben Branche; also müßte die eine Gesellschaft von der anderen ganz Verschiedens Lebensbedingungen haben, wollte man jeder getrennte Marschroute für den Kurs ihrer Aktien vorschreiben. Man konnte beobachten, daß die erste Käufer-schicht der AE-G zugespült wurde, während bei Siemens & Halske in dem Augenblick eine neue Kolonne von Interessenten antrat, als der Preis von AE-G zu hoch geworden war. Die beteiligten Banken haben, ohne es zu wollen, einander die Käufer zugetrieben; denn das Publikum interessiert sich stets für das Papier, dessen Kurs noch die Möglichkeit neuer Chancen bietet. Der Effektenkäufer denkt nur selten daran, daß nicht er allein die Fäden des Geschäftes in der Hand hat. Wirksamer als seine Nachfrage und sein Angebot sind aber die Schiebungen, die hinter dem Wandschirm vorgenommen werden. An der Spitze der großen Elektrizitätsfirmen stehen Persönlichkeiten von hoch über das Mittelmaß hinausragender Kapazität. Männer wie Rathenau und Deutsch, Wilhelm von Siemens und Berliner wissen wohl, wann die Zeit gekommen ist, die Börse Mores zu lehren. Das kann man ja, ohne sich selbst auf Börsentransaktionen einzulassen. Die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft hat den Anspruch auf eine Sonderstellung. Emil Rathenau hat von je her eine Dividendenpolitik getrieben, die ihm den Tadel aller mehr auf hohe Dividenden als auf starke Rücklagen bedachten Aktionäre eintrug. Vielleicht sah er die Tage voraus, die den Kampf Aller gegen Alle bringen und den Sieg dem Stärksten lassen würden. Es ist kein Geheimniß (ich sprach hier schon davon), daß die AE-G in der Annahme von Aufträgen auf eine s<sup>^</sup>IsncW isowtion (in des Wortes eigenster Bedeutung) hält. Eine untere Grenze in der Fixierung der Preise giebt es für diese Gesellschaft kaum; und der Vorwurf der Preisunwobietung hallt



Hausse.

393

ihr von allen Seiten entgegen. Man könnte meinen, daß sie sich auf diese Weise den Weg zum Monopol bahnen wolle; denn nur ganz kräftige Firmen halten ein solches Nennen auf die Dauer aus. Schließlich wird sich einmal zeigen, wo die finanzielle Konstruktion der Elektrizitätsgesellschaften in gesundem Boden ruht. Neben der Fabrikation betreiben die großen Firmen auch die Finanzierung von Tochtergesellschaften. Das läßt sich nicht vermeiden; aber erst eine Kraftprobe kann den Beweis dafür erbringen, daß nicht in die Luft gebaut worden ist. Nicht jede Voraussicht hat sich schon jetzt als richtig bewährt. Die Gründung der Elektrobanken blieb bis heute ein Theorem. Man wollte Bedürfnisse schaffen, um sich die Zufuhr neuer Aufträge zu sichern. Das Ergebnis ist auf dem Papier geblieben. Als die A E-G mit ihrer Treuhandgesellschaft auf dem Plan erschien, fürchtete man allzu schnelle Nachahmung. Und so geschahs. Die Elektrobanken sind da, müssen ihr Kapital verzinsen und warten auf Geschäfte. Ob sie kommen werden? Wann sie kommen werden? Die Fachleute sagen, daß es der Elektroindustrie recht gut gehe. Verschwiegen wird nur, wie oft die Preise schlecht sind. Mit der Errichtung von Ueberlandcentralen war ein wichtiger Schritt gethan. Vielleicht aber waren manchmal die hohen Kosten der technischen Einrichtungen übersehen werden. An Warnungen, die kleine Firmen von dem Bau solcher Centralen fernhalten wollten, hats nicht gefehlt. Die Leiftungsfähigkeit der deutschen Elektroindustrie ist viel größer, als sie heute zu sein brauchte. Der elektrische Betrieb auf Fernbahnen ist in den letzten Jahren so oft als Haussemotiv verwandt worden, daß es fast schon Anstandspflicht der Eisenbahnverwaltungen wäre, mit der Elektristznung endlich einmal Ernst zu machen. Ein hoher preußischer Eisenbahnbeamter sagte mir, die Sache werde erst ^n Schwung kommen, wenn Bayern mit feinem Riesenkraftwerk am Walchensee fertig sei. Das soll die Probe aufs Exempel werden. So weit sind wir aber noch lange nicht; die bayerische Regirung denkt einstweilen nicht an den Bau der Centrale. Auch ists mit der Errichtung des Werkes allein nicht gethan. Die Hauptsache wäre doch die Einfühlung des elektrischen Betriebes auf der Eisenbahn; und dazu sind große Umbauten nöthig. Das Ausland ist in der Verwendung elektrischer Kraft noch nicht so saturirt wie die gewerblich hochstehenden Staaten Mitteleuropas. Deshalb schweift der Blick gern in überseeische Länder. Escomptirt werden solche Wünsche im Kurs der Aktien der Deutfch-Ueberseeischen Elektrizitätsgesellschaft, die ihre starke Finanzierung durch rentable Unternehmungen in Chile und Argentinien rechtfertigen soll. Bei dieser Gesellschaft kommt als stimulirendes Mittel noch die Kunde hinzu, daß Argentinien bei den bevorstehenden Jubiläums festen eine Unmenge Elektrischen Lichtes verbrauchen wird. Das ist beschlossen. Eine Dauerillumination, die der Gesellschaft einen sehr großen Extragewinn sichert. In diesem Fall handelt fuchs also nicht nur um Hoffnungen. Doch auch die würden unter dem Wind, der jetzt weht, genügen. Man glaubt gern, was man wünscht; und die Börse war in dieser Art von Wethätigung ihres Willens zum Leben immer sehr stark.

Das hat sich in der spekulativen Verwerthung kolonialer Begeisterung wieder gezeigt. Die letzten Wochen waren reich an Enttäuschungen; aber die Stimmung bleibt s, 1a. dausss. Weder die Generalversammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südafrika noch der Riesenrein fall mit der LoutK^A-iaäQ l'srri-4oriss I^tä. hat der Tendenz wesentlich geschadet. Vielleicht glaubt man an den Stern des Herrn Schlutius aus Karow, der sich als eben so originellen wie offen-

33



herzigen Mentor des Publikums auf dem Kolonialmarkt eingeführt hat. Ein deutscher Thomas Lawson: er hat das Inserat zum Vermittler zwischen sich und dem an Kolonialpapieren interessirten Kapital gemacht. So erfährt man, welche Meinung Herr Schlutius hat und was er zu thun oder zu unterlassen gedenkt. Neu zum Wenigsten ist diese Sitte. Nicht gerade sehr geeignet, dem fremden Mann Sympathien zu wecken. Merkwürdig bleibt jedenfalls, daß solche Absonderlichkeiten immer da fichtbar werden, wo der Zeitgenosse Dernburg über die Erde schritt. Da giebt's keine ruhige Entwicklung. Effekte, Paukenschläge; das ganze Drama scheint da nur aus Aktschlußwirkungen zu bestehen. Ein Zeichen von robuster Gesundheit wird doch wohl kein kühler Beurtheiler in dem jäh aufgeflackerten Kolonialfieber sehen. Die Gründung der XKai-as ^xplorMonHOompan^, einer Untergesellschaft der l'sr-ritoriss, ist Beweis genug für die Zähigkeit der führenden Spekulanten, die offenbar nicht daran denken, das ergiebige Gebiet der Kolonien schon zu verlassen. Lange genug hat es gedauert, bis unsere Offiziellen zu dem Treiben im Winkel der Kolonialpapiere Stellung nahmen. Ich sagte hier schon, daß die Antheile der verschiedenen Kolonialgesellschaften im freien Verkehr, also ohne amtliche Kursnotirungen gehandelt werden. Das Geschäft wird in den Räumen der Börse geduldet, ist aber nicht offiziell zugelassen. Nun entstand die Frage, ob es opportun sei, über die täglichen Vorgänge im Reich der „Sezession“ zu berichten und die Preise zur Kenntniß des Publikums zu bringen, die für die einzelnen Papiere geboten und bezahlt wurden. Die Finanzpresse hat sich dieser Aufgabe unterziehen zu müssen geglaubt, ist aber über die Wiedergabe annähernder Geld- und Brieskurse nicht hinausgegangen. Gegen diese Art der Berichterstattung läßt sich um so weniger einwenden, als die Notizen keineswegs immer darauf gestimmt waren, die Neigung des Publikums zu Kolonialpapieren wecken. Da der Handel in den Räumen der Börse geduldet wird, so kann man ihn der Oeffentlichkeit kaum vorenthalten«. Der Staatskommissar an der berliner Börse hat aber den Zeitungen mitgetheilt, daß eine Veröffentlichung regelmäßiger Berichte über den Handel in Kolonialpapieren gegen die Bestimmungen des Börsengesetzes verstößt, die die Publizirung von Kurszetteln über nicht zum Börsenhandel zugelassene Papiere verbieten. Das Börsengesetz will verhindern, daß Papieren, die das Privilegium der offiziellen Börsennotiz nicht besitzen, der Charakter gültiger Börsenwerthe beigelegt werde. Diese Absicht ist gewiß zu unterstützen; aber nach dem Gesetz handelt es sich nur um Kurslisten, nicht um Berichte über Vorgänge aus einem bestimmtem Marktgebiet. Würden solche Mittheilungen ganz unterlassen, so wäre damit noch keine Gewähr für ein Abebben der spekulativen Fluth geboten. Die Geschäfte würden im geschlossenen Raum der Bankfirmen gemacht, die sich mit dem Handel von Kolonialantheilen befassen, und dann wäre erst recht jede Kontrolle unmöglich. Wenn die amtlichen Stellen von Anfang an mit der erforderlichen Zurückhaltung die Kolonialwuth behandelt hätten, wäre die vom Staatskommissar jetzt für zweckmäßig gehaltene Maßregel überflüssig gewesen. Die Unterlassungsünde läßt sich nicht dadurch wieder gut machen^ daß man auf einmal das ganze Licht abdreht und den Leuten sagt: „Seht, wie Ihr Euch im Dunkel zurechtfindet!“ Die gesunde Reaktion gegen das ungesunde Treiben der Kolonialspekulanten, vor dem hier schon gewarnt wurde/als der Himmel überall noch voll Geigen hing, wird schließlich nicht ausbleiben. Aber von Amtes wegen kann man heute dieses häßliche Treiben nicht mehr aufhalten. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M-Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.- Truck von G. Bernstein in Berlin.



HI

Berlin, den 18. September 1909.

Neberzeugungen.

?Illes Recht besteht nur unter und für Menschen. Anders ausgedrückt: in DM der Natur entspricht keinem Recht irgendein sinnlich wahrnehmbares Objekt. Wenn man daher von Recht im objektiven oder im subjektiven Sinn spricht, so bezeichnet man damit menschliche Gedanken.

Fast alle Juristen sind der Ueberzeugung, es gebe Rechte; sie glauben, diese Rechte entstünden, veränderten sich, gingen unter, und vergessen, daß sie dabei Ausdrücke gebrauchen, die, streng genommen, unerlaubter Weise aus der realen Welt in die rechtliche Begriffswelt hinübergangen sind. Was aber wirklich entsteht, sich ändert und vergeht, ist eine menschliche Ueberzeugung, daß das fragliche Recht entstanden sei, sich geändert habe oder untergegangen sei. Man denke sich, die Bevölkerung Deutschlands stürbe an einem Tage, so bleibt von dem gesammten deutschen Recht genau so viel übrig, wie die Nachbarvölker davon anzuwenden für gut halten.

Wenn ich von T behaupte, er sei Eigenthümer eines Buches, so heißt

Das: in irgendeinem für mich als Urtheilenden maßgebend, n Personenkreis (der übrigens in Ausnahmefällen sich auf einen Urtheilenden ^schränken kann)

lebt die Ueberzeugung, daß X Eigenthümer eines Buches ist. Dieser Personenkreis ist bald das ganze Volk, bald ein bestimmter Stand, bald die Summe aller Gerichte eines Volkes, bald einige solche Gerichte, bald eins davon.

Wenn die Frage gestellt wird, ob eine Frau, die, sich irrthümlich für schwanger haltend, ein Abortivmittel eingenommen hat, nach Z 218 StGB bestraft werden dürfe, so kann man eben so gut mit Ja wie mit Nein antworten. Im ersten Fall ist der für den Urtheilenden maßgebende Personenkreis das Reichsgericht nebst den ihm folgenden Gerichten, im zweiten Fall der Kreis der Dissidenten.



Die Zukunft.

Die große Mehrzahl aller Juristen wird hier mit dem Einwand kommen: Verschiedene Ansichten giebt es überall, aber nur eine Ansicht ist richtig und was die richtige Ansicht sagt, ist eben geltendes Recht. Hierbei setzt man aber das zu Beweisende als bewiesen voraus.

Der Glaube, daß das geltende Recht bei jeder schwierigen Streitfrage mit einer der möglichen (oft unzähligen) Lösungen zusammenfalle, ist ein gutmütiger Wahn, der es aber jedem Schriftsteller ermöglicht, seine Meinung für die einzig richtige auszugeben. In jedem Gesetze ist eine Unmenge wichtiger Fragen einfach nicht beantwortet und manchmal sagen die Motive des Gesetzes, die Entscheidung einer Frage habe der Wissenschaft überlassen werden sollen. Die Wissenschaft hat es in solchem Fall nie weiter als bis zu einer *oomraunis opinis* gebracht und konnte es auch nicht, da juristische Beweise nicht mathematische Beweise sind, die jeden nicht Verrückten überzeugen.

Sind also in einer Streitfrage für alle Ansichten gleich gute Gründe vorhanden, so giebt es einfach kein geltendes Recht, weil weder das Gesetz sich dazu äußert noch eine auch nur annähernd allgemeine Ueberzeugung sich bildet. Ohne Zweifel sind die Gerichte, wenn sie eine Streitfrage anders entscheiden als die Wissenschaft, in einer viel günstigeren Lage als diese und haben viel mehr Aussicht, ihre Meinung mit der Zeit geltendes Recht werden zu sehen.

Aber kann nicht eine jetzt vielleicht nur von einem Schriftsteller verteidigte Ansicht bald zur allgemeinen werden? Gewiß; und dann ändert sich eben das geltende Recht. Das Recht ist im Fluß. Das Recht ist keine „Idee“. Der Grund, weshalb all Dies heute noch befremdend klingt und warum das hier gestellte Problem bisher kaum berührt wurde, ist, daß der Glaube an die Existenz des Rechtes sich praktisch als nützlich erwiesen hat. Er verstärkt die Achtung vor dem Gesetz und sichert vor zu schnellem Aufgeben veralteter Ueberzeugungen. In der Theorie mußte aber der Schade der falschen Grundüberzeugung endlich doch zu Tage treten.

Ich sagte, Das, was man gemeinhin ein Recht nennt, müßte eigentlich die Ueberzeugung vom Bestehen dieses Rechtes genannt werden. Der vom Bestehen des Rechtes Ueberzeugte kann aber wieder nur zu seiner Ueberzeugung kommen und bei ihr bleiben, wenn er glaubt, daß Rechte „bestehen“. Und weil er diesen Glauben hat, wird er das hier gestellte Problem nicht verstehen. Dieses Problem muß daher als eins von vielen ähnlichen aufgefaßt werden. Der Staat, die Kirche sind auch nichts als Ueberzeugungen. Noch kein Staat hat je einem Menschen Etwas befohlen oder geboten, aber fast alle Menschen haben es geglaubt; und damit war der selbe Erfolg erreicht, als wenn es wirklich einen gebietenden Staat gäbe. Worin liegt denn die bin-



Überzeugungen.

397

dende Kraft der Gesetze? Doch nur darin, daß die Menschen sie für bindend halten.

Ein vollständiger Jnthum aber wäre es, hieraus zu schließen, daß all diese Ueberzeugungen vergänglicher und verächtlicher seien als die Sinnesobjekte. Eher dürfte das Gegentheil richtig sein. Es giebt kaum etwas weniger leicht Zerbrechliches als menschliche Ueberzeugungen. Und mit welchem Recht wollte man das Recht, den Staat und die Kirche deshalb verachten, weil man sie nicht sieht?

Allgemein verbreitet ist leider in der modernen Rechtswissenschaft der Hang, all diese Ueberzeugungen zu objektiviren. So soll die Kirche die Gemeinde der Gläubigen sein; aber auf den Glauben und nicht auf die Gemeinde kommt es an. Der Staat wird viel zu sehr mit feiner Bevölkerung und seinem Gebiet identisizirt. Ein Staat ist ohne festes Gebiet durchaus denkbar. Und was soll man erst sagen, wenn das Recht im subjektiven Sinn als Antheil! an den Lebensgütern besinnt wird?

Wenn ich eine uneinbringliche Forderung habe, so habe ich damit an den Lebensgütern gar keinen Antheil. Nur so viel ist wahr: In „maßgebenden Kreisen“ wird nicht daran gezweifelt, daß ich von meinem Schuldner von Rechtes wegen eine Leistung beanspruchen darf. Wie viel feiner ist die alte Definition: Recht ist ein Wollendürfen; nur stammt sie aus der irrigen Annahme, daß es einen erlaubenden Staat gebe.

Wie bildet sich nun die Rechts-, die Staats-, die Kirchenüberzeugung?

Wir stehen hier ohne Zweifel vor einem Grundgeheimniß der menschlichen Natur. Anlage, Gewohnheit, Zwang, Hoffnung, Einsicht und Instinkt: Alles baut mit an dem Werk, das schließlich in so imposanter Größe dasteht, daß der einzelne Träger des Gedankens es als sich fremd, als ewig, als für sich seiend, als „Idee“ auffaßt. Zu ihrer Anbetung ist dann nur ein weiterer Schritt. In allen drei Ueberzeugungen ist eine Menge Mystizismus enthalten, was man sofort erkennt, wenn man den Spruch: „Recht muß Recht bleiben“ mit Begeisterung ausspricht.

Sieht man von diesen mystischen Bestandtheilen der Rechtsüberzeugung ab, so ließe sich das Recht im subjektiven Sinn besinnen als die von maßgebenden Kreisen gehegte Ueberzeugung, daß man von Rechtes wegen befugt sei, sein Verhalten in dieser oder jener Weise einzurichten, insbesondere von einem Anderen ein Thun, Dulden oder Unterlassen zu verlangen. Die Worte: „von Rechtes wegen“ dürfen aus der Definition nicht ausgelassen werden; denn neben der Befugnitz von Rechtes wegen giebt es auch eine Befugniß nur von Moral wegen. Diese Definition ist sofort hinfällig, wenn nicht mehr an das Bestehen des Rechtes im objektiven Sinn geglaubt wird, wenn man in den maßgebenden Kreisen sich also durch die Rechtssatzungen nicht mehr für

34\*



Die Zukunft.

gebunden erachtet. Der Glaube aber, an Rechtssatzungen gebunden zu sein, darf weder als falsch noch als richtig bezeichnet werden. Zwar läßt sich aus der Natur nicht nachweisen, daß Menschen an Rechtssatzungen gebunden seien; um so weniger, als Dies nur eine Gleichnißrede ist. Die Ueberzeugung, geistig gebunden zu sein, ist vollständig gleichbedeutend mit dem geistigen Gebundensein. Wer die Ueberzeugung nicht hat, von gewissen Rechtsetzungen gebunden zu sein, Der ist nur in der Ueberzeugung Anderer, nicht mehr in seiner eigenen an diese Rechtssatzungen gebunden. So lange nicht die nicht Ueberzeugten in der Rechtsprechung irgendwelchen Einfluß haben, ist ihre Ansicht sür die Anderen gleichgiltig; sobald ihre Anschauung maßgebend werden sollte, sind sowohl diese Rechtsetzungen als die daraus fließenden subjektiven Rechte beseitigt. Man denke hier nicht zunächst an die Abschaffung aller Rechtssatzungen, die überaus unwahrscheinlich ist; das Gesagte wird viel Keffer klar, wenn man an ein von den Gerichten manchmal anerkanntes, manchmal verneintes Gewohnheitsrecht denkt, das endlich vom höchsten Gericht für nicht bestehend erklärt und seitdem von keinem Gericht mehr anerkannt wird. Vielleicht noch lehrreicher ist der Fall, daß eine ausdrückliche Bestimmung unserer Gesetze durch die Rechtsprechung weginterpretirt wird. In solchem Fall ist „geltendes“ Recht und klare Gesetzesbestimmung nicht gleichbedeutend: ein sprechender Beweis, daß das gesummte geltende Recht nichts als ein Gedankenerzeugniß einiger maßgebenden Kreise ist.

So ist der Glaube an das Gebundensein durch die Gesetze im Grund eine Frage der Moral (im weitesten Sinn), sicher keine logische Schlußfolgerung, noch weniger eine „Thatsache“. Wer sich an die Gesetze gebunden fühlen will, wird daran gebunden sein, ungefähr so, wie, wer an Gott glauben will, an ihn glauben wird. Das Recht ist nicht sicherer begründet als die Moral, der Staat, die Kirche, Gott. Daß es eine Menge Menschen giebt, die wohl an das Recht, nicht aber an Gott glauben, liegt daran, daß sie die Wirksamkeit des Rechtes mit Händen greifen zu können wännen, diejenige Gottes nicht. Aber eine reale Wirksamkeit haben all diese Ueberzeugungen nicht. Die Ueberzeugten wirken nur gemäß ihren Ueberzeugungen.

Die Normen, die der Staat angeblich seinen Unterthanen vorschreibt, sind keine Befehle, die er ihnen erteilt (wären sie es, so dürfte kein Mensch bestraft werden, der die Rechtsnorm nicht kannte), sondern Verhaltensmaßregeln, an die die Unterthanen sich gebunden erachten; richtiger: von denen maßgebende Kreise urtheilen, daß die Staatsbürger daran gebunden seien. Das Vorhandensein der Gesetze ist in der Regel zureichender Grund für die Annahme eines Gebundenseins an die in ihnen enthaltenen Normen; aber das Vorhandensein oder „Bestehen“ der Gesetze ist selbstverständlich wieder nichts als Dieses: maßgebende Kreise sind überzeugt, daß die Unterthanen von einem



Ueberzeugungen.

399

gewissen Zeitpunkt ab (gegebenen Falls bis zu einem gewissen Zeitpunkt) an die in dem Gesetz enthaltenen Normen gebunden feien. Damit ein Richter H 242 StGB anwenden könne, muß er folgende Ueberzeugungen haben: Erstens besteht das Deutsche Reich und hat bestanden der Norddeutsche Bund; zweitens ist das Deutsche Reich und war der Norddeutsche Bund im Stande, Gesetze zu erlassen; drittens ist das Strafgesetzbuch ein giltiges Gesetz, früher des Norddeutschen Bundes, jetzt des Deutschen Reiches. Viertens enthält das Strafgesetzbuch die Norm: Du sollst nicht fremde bewegliche Sachen einem Anderen in der Absicht rechtswidriger Zueignung wegnehmen. Dieser Norm hat jeder im Deutschen Reich Befindliche zu gehorchen. Fünftens ist der Wille des Staates, daß Derjenige, der ihr nicht gehorcht, mit Gefängniß bestraft werde.

Im praktischen Rechtsleben denkt freilich kein Mensch an alle diese Prämissen und Jeder hält es für genügend, daß er in einem Gesetz den passenden Paragraphen findet.

Sehr beträchtliche Schwierigkeiten entstehen jedesmal, wenn das Gesetz eine Lücke hat. Da nun jedes Gesetz unzählige Lücken hat, da ferner stets unzählige Fälle vorkommen oder sich doch erdenken lassen, für die es an ausdrücklicher Regelung fehlt, da schließlich die Gerichte jeden praktischen Fall irgendwie entscheiden müssen, so bleibt gar nichts übrig als der Versuch, die Lücken des Gesetzes auszustopfen. Für die Juristen, die offen oder heimlich an die Rechtsidee glauben, ist der Weg hierzu vorgeschrieben: der Weg der Deduktion. Das Recht ist nur scheinbar lückenhaft; tatsächlich sind auch diese Fälle alle geregelt, und wer von den Obersätzen die Untersätze abzuleiten versteht, gewinnt ein lückenloses geltendes Recht.

Gegen dieses Prinzip wäre nichts einzuwenden, wenn man die Obersätze kennte. Im Gesetz stehen sie nur ganz selten, und sobald sie nicht drin stehen, ist ihre Konstruktion stets willkürlich. Wir haben, zum Beispiel, fast unzählige Theorien vom Zweck der Strafe, so viele, daß keine einzige richtig sein kann. Je nachdem man nun Anhänger der Besserungstheorie oder der Vergeltungstheorie ist, wird man für eine sehr verschiedene praktische Behandlung der Zuchthäusler sein. Im Gesetz klaffen da besonders große Lücken. Das Ergebniß ist, daß jeder Einzelne je nach seiner Individualität sie ganz verschieden aussüllt. Das <sup>w</sup>v<sup>55</sup> bei Alledem ist die Annahme, daß die Strafe überhaupt einen Zweck habe. Könnte sie nicht tausend Zwecke haben? Könnte sie nicht vielleicht ohne Zweck entstanden und im Lauf der Zeit ihr Zwecke untergeschoben worden sein? Oder könnte sie nicht zu einem Zweck entstanden sein und diesen Zweck geändert haben? Jede Generation Mird die Zwecke, die für sie im Vordergrund stehen, in die Strafe hineindichten (wie jede Generation bisher die Bibel nach ihren Zwecken ausgelegt hat).



Die Zukunft.

Die Ausfüllung der Gesetzeslücken ist also nicht nur ungeheuer schwer, sondern in vielen Fällen unmöglich, da der Obersatz unauffindbar ist.

Die übrigen Lückenstopfer, die die Jurisprudenz empfiehlt, nämlich die einmgende und ausdehnende Interpretation und die Analogie, können auch von Leugnern der Rechtsidee angewendet werden. Nur ist es nützlich, zu fragen, aus welchen Gründen man sie überhaupt anwenden darf. Wer zur Rechtfertigung der Analogie anführt, daß gleiche Fülle gleich behandelt werden müßten, setzt ohne allen Schein von Grund voraus, daß es gleiche Fälle giebt; wer aber sagt, ähnliche Fälle müssen gleich behandelt werden, bleibt auf die Frage „Warum?“ die Antwort schuldig, wenn er nicht einen Obersatz aufstellt, aus dem sich seine These als Folge ergibt. Dieser Obersatz kann aber nur lauten: Die Gesetze wollen das menschliche Leben in vernünftiger Weise ordnen. Daraus ergibt sich der Untersatz: Deshalb müssen ähnliche Fälle gleich behandelt werden.

Wenn man dagegen einwendet, daß kein Mensch desiniren kann, was unter einer vernünftigen Ordnung zu verstehen ist, so ist Dies kein Tadel. Jedes Zeitalter hat seine eigenen Ansichten von Vernunft, weil jedes Zeitalter eigene Zwecke hat. Es soll der selbe Geist sein, der das Zeitalter, die . Ausfüllung der Gesetzeslücken und die Auslegung der Gesetze leitet. Daß die Gesetze dem Zeitgeist nicht blindlings dienen sollen, daß der gesetzliche Befehl nicht durch Taschenspielerkünste weginterpretirt werden soll, versteht sich von selbst. Wenn im Gesetz eine dem Zeitgeist widerstrebende Norm aufgestellt ist, so muß diese Norm, wenn sie nicht ersichtlich Ausnahmebestimmung ist, auch auf wirklich ähnliche Fälle angewendet werden.

Zeitgeist und Gesetz haben einander stets durchdrungen und werden einander, allen Rechtsidealisten zum Trotz, immer durchdringen. Freilich wäre für unsere Zeit eine innigere Verbindung Beider wünschenswerth. Der Richter soll den Satz, daß die Gesetze das menschliche Leben in vernünftiger Weise regeln wollen, nicht aus den Gesetzen selbst erfahren. Im Bürgerlichen Gesetzbuch wird er ihm in der bedenklichen Form der Verweisung auf Treue und Glauben entgegengebracht. Freilich sind Treue und Glaube schöne Dinge; aber sobald sie zum täglichen Handwerkszeug der Juristen geworden sind, werden sie fest, starr, unveränderlich. Ueber dem römischen Recht schwebt, einem Regenbogen vergleichbar, der Grundsatz der Kons, KÄes; so zarie Dinge dürfen nicht in starre Paragraphen geschmiedet werden.

vi-. Friedrich Alten.



Parlamentarismus.

401

Parlamentarismus.

1 tam 86 C0inz)t6r 011 86 deUtre! Mit diesen energischen Worten begründete Girardin den alten Gedanken von der Notwendigkeit, sich freiwillig der Herrschaft der Mehrheit zu unterwerfen, wenn Beschlüsse gefaßt werden müssen. Ein Anwendungsgebiet dieses Satzes ist folglich das Parlament, nicht der Wahlkreis, der die Abgeordneten in das Parlament sendet, denn der Wahlkreis soll keine Beschlüsse fassen, sondern die Urtheile und Wünsche der Wähler durch den Mund seines Vertreters verkünden. Gleichsam die Heere auszurüsten, die im Volkshaus mit einander ringen und ihre Fehden durch Zählen abschließen: hierauf sollte die Thätigkeit der Wahlkreise beschränkt sein. Je treuer sich ihre Stimmungen und Meinungen im Haus der Abgeordneten widerspiegeln, um so mehr Hoffnung auf Ruhe und Fortschritt. Das heutige Wahlverfahren trägt aber das Prinzip des Krieges in den Frieden der wählenden Bürger hinein; regelmäßig wird eine Minderheit von einer Mehrheit unterdrückt; es kann vorkommen, daß die Minorität der Wähler die Majorität der Vertreter abordnet; und die Hoffnung auf eine verhältnißmäßige Uebereinstimmung zwischen der Zahl der Wähler und der Gewählten beruht nur auf der leichtherzigen Annahme, daß jede Partei eben so oft Hammer wie Amboß sein wird.

Aus diesen Mißständen ist eine schmiegsame Bewegung hervorgegangen für eine Vertretung der Minderheiten und eine rücksichtlosere für eine der Stärke der Parteien unter den Wählern entsprechende Zahl von Abgeordneten: für die proportionelle Vertretung, für die Verhältnißwahl oder, wie man im Lande Gottfried Kellers und Konrad Ferdinand Meyers durch keinen Sprachdämon zu sagen abgehalten wird, durch den Proporz; für beide so verschiedene Bewegungen kennt die arme deutsche Sprache bisher nur die eine zusammenfassende Bezeichnung: Minderheitenvertretung. In der Schweiz entzweit sie die Parteien seit den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, sie macht immer raschere Fortschritte, da die fast fünfzig Jahre alte Agitation für das Referendum und die direkte Volkswahl der Staatsbeamten, die bald ihr Ziel erreicht haben wird, die politischen Bestrebungen nicht mehr zersplittert. Alle Parteien wollen ihre weitere Ausdehnung, mit Ausnahme der freisinnig'demokratischen. Auf dem luzerner Parteitag im März dieses Jahres hat sie entschieden Stellung gegen die Ausdehnung genommen. Vor Kurzem wurde das Jnitiativbegehren für Einführung des Proporzes vom Volk des Kantons Aargau mit großer Majorität verworfen und im Großrath des Kantons Sankt Gallen haben 82 Delegirte für und eben so viele gegen eine Proporz, „Motion" gestimmt. Die Befürworter der Verhältnißwahl bringen neue Gründe neben den alten vor: im Kanton Tessin habe sie den bürgerlichen Frieden wieder hergestellt,



Die Zukunft.

sie erschwere Bestechungen, die in einzelnen Wahlkreisen vorgekommen seien, auch ermögliche sie, die Zahl der Vertreter zu vermindern. Aargaus Kantonsrath zählt nicht weniger als 142 Abgeordnete, der Kanton jetzt vielleicht 220 000 Einwohner. Die Menschenverschwendung im öffentlichen Dienst, die durch das demokratische Prinzip, möglichst Viele an den Swapgeschäften teilnehmen zu lassen, besonders in der unmittelbaren Demokratie, gefordert wird, wollen einsichtige Politiker einschränken, aber sie befürchten ein fehlerhaftes Bild der Landesstimmung, wenn der Verminderung der Abgeordnetenzahl nicht die Minderheitenvertretung vorangeht. Auch in Frankreich kämpft man nicht nur mit Gründen der Gerechtigkeit für die Verhältnitzrrahl. Auch hier möchte man die Zahl der Abgeordneten herabsetzen, wenn auch aus einem anderen Grunde: man hofft, damit den Groll über die Diätenerhöhung zu beschwichtigen. Vor Allem aber erscheint die Verhältnißwahl als eine zweckmäßige Maßregel, um der schwankenden Parlamentarischen Regirung wider zu Kräften zu verhelfen. Die Erfahrung beweist ja, daß Staatsbeamienthum und Parlamentarische Regirung sich nicht vertragen. Der parlamentarische Minister ist von der Unterstützung der Abgeordneten abhängig und der Abgeordnete von der Unterstützung einer starken Zahl von Wahlkreisgetreuen. Um diese Leute an sich zu fesseln, muß er über die Stellen, die die Regirung zu vergeben hat (in Frankreich sind es viele), verfügen können, er muß die Macht haben, unlenksame Beamte herauszudrängen und neue Stellen für seine Geschöpfe zu schaffen, er muß in der Lage sein, seinem Wahlkreise für den Fall, daß er wieder gewählt wird, Belohnungen in Gestalt von Straßen, Kanälen, Brücken, Subventionen in Aussicht m stellen, er muß Strafen erlassen, Prozesse niederschlagen können. Alle diese Mittel sind in Frankreich angewandt worden. Ein französischer Student begründete seinen Durchfall im Examen damit, daß er nicht die Protektion eines Deputirten besessen habe, eine Erklärung, die ernst gemeint war und weniger lustig ist, als sie scheint. Daß der Abgeordnete dabei seine Vermögensverhältnisse verbessert: wer will es ihm verdenken? Sind nicht viele von ihnen arme Schlucker, die es in anderen Berufen zu nichts gebracht haben? Und kosten die Wahlen gewöhnlich nicht viel mehr, als die Diäten betragen, die sie vor der Einkommenerhöhung von 9000 auf 15 000 Franken in vier Jahren einstreichen konnten? Schon unter Ludwig Philipp hat ein Franzose das System in geistreicher Weise geschildert; und doch war selbst am Ende der Regirung dieses Königs das Wahlrecht noch sehr beschränkt. Wenn ich mich recht erinnere, stieg im Jahre 1848 die Zahl der Wähler von 220 000 auf 10 Millionen. „Oes nKVui's") so schrieb damals Hello, „out prockuit cl^ns N0ti'e sociöte Vor fünfundzwanzig Jahren gab Edmond Scherer diese Sitten dcm Gelächter preis und im letzten Winter wurden von einem bekannten Anonymus im



Parlamentarismus.

403

^om-Nnl d68 Dsdats" die Entsittlichung, die Rechtlosigkeit, der Terroris-  
mus, die Zerrüttung der Finanzen, die es im Gefolge hat, ernst und witzig,  
mit Spott und Entrüstung, mit fast systematischer Vollständigkeit beschrieben.  
Wie die Wirkungen der Parlamentarischen Regirung in Italien sind, darüber  
belehrt ein dem deutschen Reichskanzler nahestehender italienischer Staatsmann  
-schon allein durch den Titel seiner Schrift ,1 parliti politioi, 6 1^ loi'o  
inA6i'6n^i nsUH Z'insri^iA 6 nell' InnmiustrZ^iOne'. Und die Lücken  
Minghettis ergänzt Bolton King durch sein Werk oL das  
gewiß verdient, neben dem ausgezeichneten Werke P. Fischers „Italien und  
die Italiener" genannt zu werden. Aber was man auf der Apenninenhalb«  
rnsel erlebt, ist noch nicht der Gipfel Dessen, was man erfahren kann; sonst  
gäbe es im Italienischen nicht das Wort ,1^0 Spag'Quolisrno'. In Madrid  
fragte ich einen Spanier, als gerade die Opposition heftig gegen das Mi-  
nisterium vorging, nach dcn tieferen Gründen des Sturmes, worauf er  
ruhig erwiderte: ^e.NZ'on Karndre. Aehnlich war die Antwort eines  
Engländers in Bukarest auf meine Frage, wann der Sturz der rumäni-  
schen Ministerien zu erfolgen pflge. Er meinte: V^d^n tds Opposition  
^re vsi-^ KnnAi-^. Weshalb hat also die Parlamentarische Regirung etwa  
hundert Jahre in England erträglich gearbeitet? Weil die Bureaukratie un-  
entwickelt war, weil die Staatsverwaltung in ausgedehntem Maße im Ehren-  
amt geführt wurde, weil eine weitgehende Selbstverwaltung eine Einmischung  
des Staates unmöglich machte, weil die liberale Beschränkung der Staats-  
zwecke Subventionen der Wahlkreise erschwerte, weil die Abgeordneten zum  
größten Theil wohlhabende, ja, reiche Leute waren, denen ihre Condottierepflichten  
nicht ein Einkommen zu verschaffen brauchten, und weil, als das Beamten-  
thum sich vermehrte, das Parlament die Klugheit besaß, die Besetzung der  
Stellen durch die Examenkonkurrenz erfolgen zu lassen.\*) Es ist eine nicht  
bis zum Kern vordringende Auffassung, die unleugbaren Lichtseiten (neben den  
von Engländern deutlich betonten Schattenseiten) der Parlamentarischen Re-  
girung Englands daraus herzuleiten, daß sich in Westminster nur zwei Par-  
teien gegenübergestanden hätten, und es macht einen erheiternden Eindruck,  
die Freunde des britischen Parlamentarismus alle Symptome einer Annäherung  
wesensfremder Pmteien im Deutschen Reichstage als Vorboten besserer Zeiten  
deuten zu hören. Auch bei uns würde die Parlamentarische Regirung wahr-  
scheinlich Zustände, wie in Frankreich, schaffen; vielleicht würde man sich  
dem ,SpoilssnstenV nähern.  
Ich scheine mich von der Minderheitenvertretung weit entfernt zu haben;  
Nachdem Ties geschrieben war, ging durch die Zeitungen die MiUheil-  
ung, daß man auch in Frankreich in Zukunft die Beamtenanstellm g ausschließlich  
vom Erfolge der WeNblwerösprüfungen abhängen lassen wolle.



Die Zukunft.

in Wirklichkeit haben wir uns ihr genähert. In Frankreich ist nämlich die Ueberzeugung verbreitet, daß die kleinen Wahlkreistyrannen entwurzelt werden müssen, wenn yicht nach einer Prophezeiung Montekquieus in jenem mit der Kraft eines Tacitus geschriebenen Kapitel über die Korruption in der Demo«kratie auf die kleinen Tyrannen ein großer Tyrann folgen soll, mag er nun Philippe Orleans oder Victor Bonaparte heißen. Und wie entwurzelt man Die? Mit der Listenwahl, für die Stimmung in Frankreich gemacht wird. Die Listenwahl aber ist eine Ausmerzung der Minoritäten in großem Stil; und nun wird der Zusammenhang zwischen verwesender Parlamentarischer Regierung und der Minderheitenvertretung klar vor Augen liegen. Mit der Min«derheitenvertretung hofft man die Listenwahl zu einer ungemischt heilsamen Maßregel zu machen; hervorragende Männer sollen aus ihr hervorgehen, aber die Minderheiten nicht geopfert werden. Zwar hat Batbie, der Staatsrechtslehrer des Zweiten Kaiserreiches, als er seinen umfangreichen vor etwa zwanzig Jahren noch einmal erscheinen ließ, gemeint, die Listenwahl bewirke einen treueren Ausdruck der politischen Richtungen als die Arrondissementswahl: „Il pi'ZW inisux hno 1s soi'utin indiviclnel expriinei^liste, ti'^nsiS'sr p0iii' Z<i i'6pi'o86MÄtion des rmlnie68 et Äs «et a,o oord 1'Ü8Nlt6 l5d IQ5lIlif(Z8t5Ui0l1 N10^6lIN6 cln 66PÄrt6IQ6Nt.\" Nun ist freilich richtig, daß, wenn eine sehr erhebliche Minderheit im Wahlkreise gefährlich werden kann, die Führer der herrschenden Partei im wohlverstandenen Selbstinteresse einen oder mehrere Vertrauensmänner der gegnerischen Partei auf die Liste setzen werden; im anderen Fall aber wird die Minorität erbarmunglos ausgemerzt. Wünschte doch Gambetta die Listenwahl, um die ersehnte Diktatorstellung zu erobern, weshalb seine Gegner und Freunde sie ihm verweigerten. Im Jahr 1885, nach Gambettas Tode, eingeführt, gab sie Boulanger eine so überragende politische Macht, daß man sie 1889 wieder abschaffte. Und für die hierin vertretene Meinung spricht auch die Thatsache, daß ein in Wahlgeschäften erfahrener französischer Politiker sie in der Unterhaltung mit dem Satz vertheidigte, sie schaffe die „Wahlbettelei\" ab. Während so in den beiden europäischen Demokratien die Minderheiten» Vertretung das öffentliche Interesse erregt, denken die Reformer in den Vereinigten Staaten an den Abbruch der großen, übereinander aufgethürmten Gerüste der Ernennungskonvente, auf denen die Wirepullers und Bosses ihre widerlichen und einträglichen Künste treiben; in den mittel- und südamerikanischen Demokratien aber hat man sich noch nicht endgiltig für Schlagen oder Zählen entschieden. Zwar giebt es ja auch in Montecitorio alle zehn bis fünfzehn Jahre eine große Schlacht, aber nicht aus politischen, sondern aus sittlichen Beweggründen. Man will den unteren Klaffen, die beim geringsten



Parlamentarismus.

405

Anlaß zum Dolch greifen, überzeugend beweisen, daß wunde Knochen noch gefühlt und blaue Augen noch gesehen werden, wenn der Erstochene in der Grube den Todesstoß verschmerzt hat. Eine ausgezeichnete o<sup>^</sup>ect-lesLOQ in einem Lande, wo man abschlachtende Bestien wie Menschen behandelt und die Menschen wie Bestien abschlachten läßt.

So richtig der der Minderheitenvertretung zu Grunde liegende Gedanke ist: die Verfahren, die die gerechte Vertretung verwirklichen sollen, sind künstlich, verwickelt, schwerfällig und führen doch nicht ans Ziel. Nur ihre Grundlinien sollen flüchtig gezeichnet werden. Sie stimmen alle darin überein, daß der Wähler mehrere Personen wählen kann, und sie unterscheiden sich durch die Befugnisse, die sie ihm über die Namen der Wähler geben. Das beschränkende Verfahren verhindert den Wähler daran, über alle Namen frei zu verfügen. Bei den Erneuerungswahlen der kommunalen Generalräthe im Kanton Neuenburg, die vor einigen Monaten waren, durfte, zum Beispiel, der Stimmberechtigte nur 25 von 40Kandidatett wählen; 15 mußte er für die Minderheitsparteien übrig lassen. Diese Methode ist offenbar ziemlich willkürlich und kann zur Zersplitterung der Stimmen führen. Aus diesem Grunde hatte man in dem vorliegenden Fall außerdem bestimmt, daß jeder Gewählte drei Achtel der Stimmen aus sich vereinigen müsse. Das verstärkende Perfahren gestattet dem Wähler, alle seine Stimmen einem Kandidaten zu geben. Steht eine einheitlich geleitete Minderheit einer zerfahrenen Mehrheit gegenüber, so kann sie die Majorität erlangen. Beim dritten, die verhältnißmäßige Vertretung anstrebenden Verfahren schreibt der Wähler die Namen mehrerer Kandidaten auf eine Liste, so daß der am Meisten Geschätzte den ersten Platz bekommt. Am Ende der Wahl wird die Zahl der abgegebenen Stimmen durch die Zahl der Kandidaten getheilt: so erhält man die durchschnittliche Stimmenzahl. Hierauf zählen die Wahlbeamten die an erster Stelle stehenden Namen (jeder Wähler hat ja nur das Recht, einen Mann zu wählen). Hat ein Kandidat den Quotienten erreicht, dann zählt man seinen Namen nicht mehr, so oft er auch ferner noch auf den Wahlzetteln erscheinen mag, sondern den an zweiter Stelle stehenden. Diesem Verfahren hat man einen vermeintlichen und einen wirklichen Mangel nachgesagt. Es komme vor, daß Jemand nicht gewählt werde, obwohl er die durchschnittliche Zahl erreicht habe, weil er an zweiter Stelle stehe. Wer aber an zweiter Stelle steht, ist ja doch nur als Lückenbüßer genannt worden. Ein sehr ernsthafter Mißstand ist dagegen, daß fast regelmäßig eine Anzahl von Wahlen nicht zu Stande kommt, weil die Kandidaten die durchschnittliche Stimmenzahl nicht erreicht haben. Man kann sie auch bei der Listenwahl anwenden. Wie man zur proportionalen Vertretung von der Listenwahl in der Stadt Reims kam, erzählt Frödöric Clement,einer ihrer hevorragendstenVertreter, sehr anschaulich in der „Opwion"



vom sechsundzwanzigsten Dezember 1908. Bei den Gemeinderathswahlen im Mai 1908 wurden für die Liste des Blocks 8000 Stimmen abgegeben, für Fortschrittler und Liberale je 4000, für die Geeinten Sozialisten 2000.

18000 Wähler waren an der Urne erschienen und 36 Gemeinderäthe zu wählen, so daß jede Liste für je 500 Stimmen den Anspruch auf einen Sitz gehabt hätte, wenn die Verhältnißwahl schon bestanden hätte. Nun trat plötzlich eine Gruppe von Bürgern mit einer großen Liste hervor, die die Namen der 16 Radikalen und Radikalsozialisten, 8 Fortschrittsmänner, 8 Liberalen und 4 Sozialisten enthielt, die auf den verschiedenen Parteilisten gestanden hatten. Trotz dem heftigen Widerstand des Blocks ging sie mit 1800 Stimmen Majorität durch. Nicht so einfach verläuft die Wahl, wenn es dem Wähler freisteht, zu panaschiren (Panrods — mehrfarbig), Namen auf einer Liste zu streichen und durch solche aus anderen Listen zu ersetzen. Ich will diese weiteren Schwierigkeiten nicht darstellen, da es mir nur darauf ankam, zu beweisen, daß die Mängel der bestehenden Verfahren dazu berechtigen, neue zu entwerfen. Das Folgende bitte ich den Leser zu prüfen.

Einige Zeit vor der Wahl treten in den Gegenden, wo eine Partei eine starke Zahl von Anhängern hat, die Wähler zusammen, äußern sich über die erstrebenswerthen Ziele der künftigen Tagung und schlagen geeignete Kandidaten vor. Abgeordnete dieser Versammlungen vereinigen sich bald darauf zu einer Nominativen Konvention, sie entwerfen ein Programm und stellen die Liste der ernannten Kandidaten nach ihrem politischen Rang durch Abstimmung auf, so daß die tüchtigsten und hervorragendsten an die Spitze kommen, die jüngsten, unerprobtesten am Ende aufgeführt werden. Hierauf werden Liste und Programm bekannt gemacht. Am Wahltag ist das ganze Land ein Wahlkreis. Auf den Wahlzetteln steht nicht der Name eines Kandidaten, sondern die Bezeichnung der Parteien. Dann werden die für die verschiedenen Parteien im ganzen Land abgegebenen Stimmen zusammengezählt. Nehmen wir an, im Ganzen seien 3 000 000 Stimmen abgegeben worden und 300 Abgeordnete sollen gewählt werden. Dann wäre die auf einen Abgeordneten entfallende Durchschnittszahl 10 000. Weiter angenommen, die blaue Partei hätte auf sich vereinigt 1 500 000 Stimmen, dann erhielte sie 150 Sitze; die auf ihrer Liste stehenden ersten 150 Männer wären gewählt. Die gelbe Partei hat 800 000 Stimmen, ihr fallen 80 Sitze, der grünen mit 400 000 Stimmen 40 zu. 300 000 Stimmen sind für 30 Abgeordnete abgegeben worden, die nicht auf den Parteilisten standen. Wie erklärt sich Das? Nicht allen Wählern werden die Programme und die Kandidatenlisten gefallen; ihnen muß es freistehen, Männer ihres Vertrauens zu bezeichnen. Solche Wähler schreiben den Namen des erwünschten Kandidaten auf den Wahlzettel. Hier tritt auch die aus einer der in Uebung stehenden Systeme der Min-



Parlamentarismus.

407

derheitenvertretung bekannte Maßregel auf, daß die Wähler den Namen eines anderen Kandidaten oder einer Partei beifügen müssen, dem oder der die den Normalquotienten (in unserem Fall 10 000) nicht erreichenden oder über-<sup>^</sup> schießenden Stimmen zufallen sollen. Schwierigkeiten werden hier auch die Reste, die Bruchzahlen, bereiten. Darüber einigen sich die Parteihäupter oder das Los entscheidet.

Dieser Plan hat vor anderen, wie mir scheint, einige Vorzüge voraus.

Erstens: Einfachheit. Zweitens: Gewißheit, daß die politische Stimmung des Landes ganz getreu zum Ausdruck kommt, so weit persönliches Interesse und Mangel an politischer Bildung es nicht verhindert. Drittens: volle Sicherheit, daß die Parteiführer gewählt werden, während es bei dem heutigen Verfahren manchmal umständlich und schwierig ist, ihnen einen Sitz zu verschaffen. Viertens: die Möglichkeit, daß auch solche Männer in die Kammer kommen, die nicht mit den Parteien oder den Wahlkreisen verschwägert oder verschwistert sind. Hätte man den Plan schon früher verwirklicht, dann wäre Naumann eher in den Reichslag gelangt, Adolf Wagner würde Gelegenheit gehabt haben, nicht nur in Volksversammlungen über die Finanzreform zu reden, und der Herausgeber dieser Zeitschrift hätte auch am Königsplatz die auswärtige Politik kritisiren können. Fünftens: die Abhängigkeit der Volksvertreter von ihren Wahlkreisen und deren die Ausgaben erhöhende Wirkung sielen fort. Sechstens: die ewigen Klagen über die Wahlkreisgeometrie hörten auf. Siebentens: man könnte die Zahl der Abgeordneten beschränken, denn es kommt ja nur darauf an, daß das Zahlenverhältniß der Parteivertreter sich nicht ändert. Achters: eine unzweifelhafte Hebung der geistigen Höhe der Parlamente wäre die sichere Folge dieser Einrichtung.

Ich nehme an, daß die Abgeordneten nach dem Mehrstimmenrecht gewählt werden, für das, als ein liberales Wahlrecht, ich im September 1907 in dieser Zeitschrift eingetreten bin. Ich weiß sehr wohl, daß Mill es schon in seinem Werk „On KepresentativS Oovernraem" verfochten hat. Worauf es ankommt, ist seine Begründung und seine konkrete Ausführung. Deshalb betone ich, daß erfüllte Militärpflicht, Alter, Steuerleistung, Unternehmerfunktion und die Stellung als Familienvater einen Unterschied begründen sollten, Bildung nur dann, wenn sie eine durch Thätigkeit in der Staats- oder Selbstverwaltung praktisch erworbene oder durch Prüfungen nachgewiesene theoretische politische Bildung ist. Bildung in dem herkömmlichen Sinn giebt keinen Anspruch, hohe Bildung kann den Menschen sogar für die Lösung politischer Fragen unfähig machen. Herbert Spencer hat Das in seinem Werk „Das Studium der Soziologie" sehr schön ausgeführt; ich erinnere nur an seine Darlegung der Unverträglichkeit der mathematischen und der politischen Geistesrichtung. Tort abstrahlende Verstandesthätigkeit, hier liebevolles Ver-



senken in die besonderen Eigenthümlichkeiten. Und es ist mit ähnlichen Gründen von berufenen Kennern der Geschichte der Französischen Revolution dargethan worden, daß es die Juristen waren, die dem Gang der Ereignisse eine so unheilvolle Wendung gegeben haben. Nicht nur dadurch, daß sie mit den einfachen Begriffen des römischen Privatrechtes die verwickelten, nach Landes-theilen so verschiedenen gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse zu entwirren suchten, woraus sich eine völlige Konfiskation unter dem Konvent entwickelte, sondern auch dadurch, daß sie das Beamtenrecht der Geistlichkeit durch einfache Anwendung der Begriffe des kanonischen Rechtes und die Wiederbelebung vergangener Einrichtungen zu schaffen unternahmen. Diese beiden Maßregeln waren es doch vornehmlich, die einen Abgrund eröffneten, der König, Thron, Leben und Glück vieler Tausende verschlang und den selbst der Caesar nicht zu schließen vermochte.

In welchem Zusammenhang aber das Mehrstimmenrecht mit der Minderheitenvertretung steht? In einem sehr engen, wie mir scheint. , Die Verhältnißwahl, wie ich sie verstehe, verändert das Verhältniß der Wähler zur Volksvertretung grundsätzlich. Das Nand^t iin^Li-atif ist mit den Wurzeln ausgerodet; nicht mehr Diejenigen, die einen Gegner durch bekannte Fertigkeiten mederkonkurriert haben, sollen im Volkshause sitzen, um dort den Willen einer Mehrheit zur Geltung zu bringen, sondern es sollen dort Männer, die mit der Stimmung des Landes völlig vertraut sind, aus deren Kenntniß heraus freie Entschlüsse fassen. Je wichtiger diese Kenntniß wird, einen um so höheren Werth wird man den Urtheilen der Wähler beilegen, denen Akter und Erfahrung höhere Fähigkeiten gegeben haben oder die mit ihrer Person und ihrem Vermögen in größerem Maße verantwortlich sind. Ein anderes Mittel, um diesen Unterschied zur Geltung zu bringen, als das Mehrstimmenrecht, giebt es aber nicht. Daß den Unternehmern besondere Berücksichtigung gebührt, muß stark hervorgehoben werden, da sozialistische Ideen fälschlich auf die heutige Volkswirtschaft angewandt werden. In dem sozialistischen Gemeinwesen braucht es keine Unternehmer zu geben, weil es für seinen eigenen, feststehenden Bedarf arbeitet; in der heutigen Volkswirtschaft sind sie unentbehrlich, weil sie für eine fremde, unaufhörlich schwankende, über die ganze Erde zerstreute Nachfrage unter dem Einfluß der verschiedenartigsten politischen und sozialen Faktoren arbeiten. Der Zusammenbruch so vieler sozialistischen Unternehmungen belehrt doch hinreichend über die Rothwendigkeit solcher Spezialisten. Ta ihnen die Leitung unserer Volkswirtschaft auf eigene Rechnung und Gefahr anvertraut ist, gebührt ihnen auch eine bevorzugte Stellung im Wahlrechte. Und Dies gilt nicht nur sür den großen Unternehmer. Der kleine Unternehmer, der im Kampf gegen andere Unternehmer, gegen seine Kunden und Arbeiter um sein tägliches Brot ringt, der den Einfluß der Gesetze an seinem eigenen Leib spürt,



der die mannichfachsten Abhängigkeitsverhältnisse erkennt und erduldet, gewinnt gewöhnlich eine tiefere politische Einsicht als der hochgebildete Herr, der sie nicht ahnt und über sie erhaben ist. Ein Gedanke, dem Konrad Keller in seiner Brochure „Bauernsklaverei der Neuzeit“ einen packenden Ausdruck gegeben hat. Will man diese politisch bedeutsame Schilderung der jämmerlichen Lage der schweizer Kleinbauern lesen, dann muß man sich schon in die Spezialbibliotheken in Luzern oder Bern begeben; auch in der Schweiz haben die „großen und mächtigen Herrenbauern“ nach Zurlinden die Fahne an sich geriffelt. Durch eine Verstärkung des Einflusses dieser Schichten gewinnt man noch immer nicht einen vollen Einblick in das Denken und Wollen des Volkes. Denn regelmäßig fehlen an der Wahlurne viele Bürger, die ihre Geschäfte für wichtiger als die öffentlichen Angelegenheiten halten, die von der Gemeinheit der Wahlkämpfe abgestoßen werden, die das politische Treiben gründlich verachten. Diese Wähler kann man für das politische Leben nur dadurch gewinnen, daß man ihr Privatinteresse mit dem öffentlichen verquickt, und zwar so, wie es Prins vorgeschlagen hat. Je älter ich werde, um so bedeutender erscheint mir sein Werk „L'«*Demokratie et le Régime I*»“, das vor fünfundzwanzig Jahren in Brüssel erschien. Bei uns hat es wenig Beachtung gefunden, wie das bei Werken über Politik herkömmlich ist. Ostrogorski's Buch über die Demokratie wurde sofort ins Englische übersetzt; der jetzige Botschafter Bryce führte es durch eine Einleitung bei den englischen Lesern ein; in Deutschland, wo jeder zweideutige französische Roman sofort ein Übersetzungslieber erzeugt, blieb es unbeachtet, ja, es ist sogar spurlos an den großen staatswissenschaftlichen Zeitschriften vorübergegangen. Das deutsche Gemüth erfreut sich eben am Kleinen und Kleinlichen, am Persönlichen und Individuellen; selten ist es zugewandt dem Großen, dem Abstrakten, dem Allgemeinen. Daher hat der Deutsche keine Anlage zur Politik. Denn Politik erfordert neben der genialen Nüchternheit, die die Wirklichkeit der Dinge ungetrübt erkennt, die Richtung des Geistes auf das Große, gepaart mit der schöpferischen Kraft der Phantasie, die die Heilmittel zu entdecken und zu unterscheiden weiß, gepaart mit dem logischen Vermögen, die näheren und entfernten Wirkungen einer Maßregel unter bestimmten psychologischen und soziologischen Voraussetzungen zu erkennen. Prins gehört zu den Bevorzugten. Er tritt in diesem Werk für die Vertretung der Stände anstatt der Vertretung der Individuen ein; jedem Stand solle eine gewisse Anzahl Stimmen eingeräumt werden. Man hat eingewandt, es gebe keine Stände mehr. Richtig; aber es giebt Klassen. Man hat gesagt, manche Personen gehörten verschiedenen Klaffen an. Prins hat schon erwidert, sie könnten ja selbst entscheiden, welcher Klasse sie sich zurechnen wollen. Es komme vor, heißt es, daß Jemand einen anderen Beruf ergreife. Aber in der Zeit, wo das Stimmenkataster hergestellt



Die Zukunft.

wird, gehört er einem bestimmten Beruf an; es werden sich auch manche Uebertritte ausgleichen; und von Zeit zu Zeit wird das Kataster erneuert. Verglichen mit den kleinen Fehlern, ist der Vortheil der Klassenvertretung sehr groß. Denn jede Klasse weiß dann, daß sie vertreten ist, während bei dem heutigen Wahlrecht ganze Klassen unvertreten sind, obwohl sie erhebliche Steuern zahlen müssen. Das ist eine Klage, die besonders in der letzten Zeit sehr laut erhoben worden ist. Denn nicht jede Klasse ist stark genug, um eine Partei bilden zu können; sie muß irgendwo einen Unterschlupf suchen. Dann kommen auch die Interessen jeder Klasse durch Berufene im Parlament zur Sprache und zur Geltung ohne doktrinaire Zuthaten. Jede Partei besteht nämlich aus drei Schichten: aus Parteirealisten, aus Parteiidealisten und aus Parteischmarotzern. Parteirealisten sind Diejenigen, die einer Partei ihrer Interessen wegen angehören. Nun hat jede Partei auch ein politisches Prinzip, eine politische Doktrin. Man kann auf sie schwören, ohne durch seine Interessen mit der Partei verbunden zu sein. Auf die Prinzipien und Doktrinen schwören am Lautesten die uninteressirten Anhänger der Partei. Das sind die Parteiidealisten. Endlich findet man in jeder Partei Männer, denen sowohl die Interessen wie die Prinzipien gleichgiltig sind, die durch die Zugehörigkeit zur Partei einen irdischen Nutzen erlangen wollen: Ehre, Ansehen, Stellung, Kundschaft. Das sind die Parteischmarotzer. Und darum ist jede Partei von der Gefahr bedroht, daß es zum Bürgerkriege zwischen den Idealisten und den Realisten kommt, wobei die Schmarotzer eine abwartende Stellung einnehmen. Aber manchmal reißt der Hader selbst die Realisten in zwei Haufen auseinander. Es entsteht ein Konflikt zwischen den eigenen Interessen und den Parteiinteressen; die Partei hat die Hoffnung, neue Anhänger zu gewinnen, wenn auf einen Theil der Interessen verzichtet wird. Und darum sind Parteiparlamente keine treuen Hüter der Interessen, wie Stände, und Klassenvertretungen. Aber es ist unmöglich, unsere heutigen repräsentativen Einrichtungen plötzlich abzuschaffen. Verschmilzt aber die Verfassung Klassenvertretung und Parteivertretung, dann werden die aus dem politischen Individualismus entspringenden Gefahren abgeschwächt. Diesen Dualismus herzustellen, (richtig ist Dem als das Erstrebenswerthe, der bedenkt, weshalb Körperschaften und Stände zu Grunde gegangen sind, weshalb der politische und soziale Atomismus mit den ihm entsprechenden repräsentativen Einrichtungen aus jenem Berwesungsprozeß hervorgehen mußten und weshalb an allen Ecken und Enden seit einigen Jahrzehnten die mannichfachsten Organisationen mit so gewaltiger, das Individuum einschränkender Wucht emporstreben. Anders ausgedrückt: Prins hat seine Theorie zu früh verkündet. Als er sie vor dreißig Jahren erfaßte, hatten die Arbeiterlied Zunstvereinigungen nicht die Kraft und den Umfang erlangt, den sie heute besitzen; jetzt aber, wo nicht nur Arbeiter und Handwerker, Klein- und Großbauern,



Parlamentarismus.

411

fondern auch Großindustrielle, Rechtsanwälte, Aerzte und Professoren sich zu-  
sammenschließen, ist die Zeit für Prins gekommen.

Eine Frage hat er gestellt, aber nicht beantwortet: wie viele Vertreter  
sollen jeder Klasse zuerkannt werden? Ich wage, eine Lösung vorzuschlagen.  
Man stelle zuerst fest, wie viele Stimmen jede Klasse bei dem Mehrstimmen-  
recht aufbringt (was zur lebhafteren Wahlbetheiligung zwingen wird), verviel-  
fältige sie mit der Summe der von ihr gezahlten Steuern und vertheile die  
Stimmen im Verhältnitz zu den so gewonnenen Zahlen. Angenommen, die blaue  
Klasse hat 200 000 Wähler, 300000 Stimmen und bringt 20 Millionen Steuern  
auf 6000 Milliarden. Die grüne Klasse hat 750 000 Wähler, 1 000 000  
Stimmen und 10 Millionen Steuersoll 10 000 Milliarden. Das Pro-  
dukt für die gelbe Klaffe ist 80li0 Milliarden. Dann werden den drei Klaffen  
Vertreter im Verhältnih von 6:10:9 zuertheilt. Wenn die 300 Abgeordneten  
des Zukunftparlamentes zur Hälfte aus Klassenvertretern beständen, dann ent-  
fielen auf Blau 36, auf Grün 60, auf Gelb 54 Abgeordnete.

Eine Volksvertretung, die allen Parteien und allen Interessen einen so  
freien Spielraum gewährt, darf nicht durch eine andere Interessenvertretung  
eingeschränkt werden. Ein Houso 05 l^oi-clS ist eine Interessenvertretung;  
für diese Behauptung berufe ich mich nicht auf die Geschichte dieses Hauses  
und seiner Abkömmlinge, sondern auf die allgemein bekannten Erfahrungen.  
Der Senat, eine Versammlung hervorragender, weder durch Parteibande noch  
durch wirtschaftliche Interessen gefesselter Männer, ist die einzig zeitgemäße  
Form der Ersten Kammer. Diese Forderung habe ich schon einmal verfochten.  
Ich erwähne es, weil mir vorgehalten worden ist, ich betrachte solche Häuser  
zu pessimistisch. Einige Monate nach dem Erscheinen des Aufsatzes kam die  
Polenvorlage vor das Herrenhaus. Haben da nicht viele einflußreiche Mit-  
glieder die Staatsnothwendigkeit in den Wind geschlagen und die Vorlage aus-  
schließlich vom Standpunkt der Interessen des Grundbesitzes betrachtet? Und waS  
wäre aus der Reichsfinanzreform geworden, wenn ein Herrenhaus über sie zu  
beschließen gehabt Kätte? Professor Dr. Wilhelm Hasbach.

5

Die Geschichte des englischen Wahlrechtes läßt sich kurz zusammenfassen. Wirth-  
schaftliche Gruppen schicken Beauftragte, von allen Selbständigen gewählt, zu einem Kon-  
greß, der über die alle Gruppen angehenden Fragen beräth. Veränderungen desWirth-  
schaftbetriebes in den Grasschaften, der gewerblichen Verhältnisse in den Städten, Ver-  
knöcherung desRechtes überall verwandelndasRechtunddiePflicht,zuwählelt, in ««Pri-  
vilegium einzelner Lokalitäten und Klassen.Zugleich entwickelt sich die Vorstellung, daß  
ein Parlamentsmitglied nicht Beauftragter einer einzelnen Gruppe, sondern Vertreter  
des ganzen Volkes, und daß nicht das Recht des Landes, sondern das Parlament der  
„sOvi-an" sei. Die Philosophie, das Gewicht der industriellen Klaffen, die Nolh der Ar-  
beitenden, die Sehnsucht der Whigs, wieder einmal andre Gewalt zukommen, die Juli-

35



Die Zukunft.

revolutisn: alle diese Ursachen bringen es zu der Reformakte. Sie führt einen ganz willkürlichen Census ein, der dem siebenten großjährigen- Mann das Wahlrecht giebt. Sie nimmt den gar zu kleinen Ortschaften die besondere Vertretung und verleiht sie den gar zu großen; sie nimmt das Prinzip einer Vertretung dcrKopfzahl an, führt es aber nicht durch. Nach zwanzig Jahren ist das Unterhaus darüber einig, daß es auf einem Sumpf von Korruption gewachsen ist, und thut, als wolle es sich an dem Zopf herausziehen... Daran ist viel zu lernen, aber schwerlich Etwas nachzuahmen. Zu lernen vor Allem, daß die Stetigkeit der Zustände, die den entfernten Beobachter, und die Zufriedenheit des Volkes, dieinZeitenderProsperitätden BesucherinEngland mit Bewunderung und Neid erfüllt, auf anderen Grundlagen ruhen muß als auf dem Parlament. (Lothar Bucher.)

Z5

Dualismus in der Welt der Werths. \*)

m Werthunterschied zwischen einer höheren und einer niederen Wirklichkeit, zwischen einer Welt „oberhalb des Mondes“, wo die „Sphärenharmonie“ herrscht, und unserer Sinnenwelt, in welcher die Gegensätze walten und das Einzeldasein zerklüsten, hatten schon die Pythagoräer, wohl im Anschluß an ältere mythologische Weltkonzeptionen, herausgeföhlt. Aus dieser „werthenden“ Wahrheit, die eine Gradabftufung in der Skala der Werthe fordert und durchsetzt, ergibt sich, wie eine ethische, so eine soziologische Fassung des uralten Dualismus. Wenn Pierre Bayle die „doppelte Wahrheit“ darin vertrat und allgemach in Mißkredit brachte, daß er über dem Strich, im Text, die Offenbarungswahrheit, unter dem Strich, in den Anmerkungen seines „DiotionOkirs“, die Bernunftwahrheit verkündete, so ist er nur dem tiefen Zug der Menschennatur erlegen, der das faustische Wort von den zwei Seelen, die in unserer Brust wohnen, erzeugt hat. Diese Zwiespältigkeit macht sich in dem ethischen Dualismus von Gut und Böse fühlbar, den das Problem der Theodicee gezeitigt hat. Der soziologische Dualismus tritt im Gegensatz von Individuum und Gattung hervor, der die Spaltung des mittelalterlichen Denkens in Nominaliften und Realisten auf das Problem der Gesellschaft überträgt. Der kirchlich-dogmatische Dualismus endlich zeitigt nicht nur den Gegensatz von Körper und Geist, Diesseits und Jenseits, Welt und Gott, Antichrist und Christus, sondern er hat auch das übernatürliche Licht der Offenbarung dem natürlichen Licht der menschlichen Gattungvernunft (lumen naturals) gebieterisch übergeordnet. Der Ausweg einer „doppelten Wahrheit“ ist nur ein Verzweiflungakt der an sich irr gewordenen menschlichen Vernunft, die sich einer solchen Unzahl von Dualismen und Widersprüchen, von Antithesen und Gegensätzen, 5) EinFragment aus dem Buch „Dualismus oderMonismus ? Eine Untersuchung über die,Doppelte Wahrheit“, das der berner Professor vi-. Ludwig Stein (bei Reichl& Co. in Berlin) erscheinen läßt. Der Autor ist den Lesern der „Zukunft“ seit manchem Jahr bekannt; und-das Büchlein, das er größeren Werken folgen läßt, ist so geschrieben, daß es zu den Grundfragen philosophischer Spekulation auch Laien den Zugang öffnet.



Dualismus in der Welt der Werths.

4!3

von Antagonismen und Antinomien gegenübergestellt findet, daß sie sich nicht nur, wie bei den Manichäern, zu einem Dualismus zweier Welten, sondern, wie bei den Averroisten, zu einem Dualismus zweier Wahrheiten entschließen muß. Die „Zweiweltentheorie“ ist eben so wie ihre Zwillingschwester, die „doppelte Wahrheit“, nur ein Salto mortale der Vernunft. Die Ich-Einheit, welche Ordnung im Kopfe schafft, duldet auf die Dauer keine Zerreißung in zwei Einheiten (seien es Götter oder Substanzen), von denen man nicht zu begreifen vermag, warum sie ewig parallel laufen. Der psychologische Parallelismus, wie Weber, Fechner, Wundt, Paulsen und Andere ihn vertreten, zeigt uns durchweg, daß zwischen Innen und Außen, Natur und Geist, Subjekt und Objekt, Ich und Gegenstand, Empfindung und Reiz, zwischen der Welt im Kopf und der Welt außerhalb des Kopfes ein streng proportionales Verhältniß befehzt. Oö diese Konkordanz zwischen der wirklichen Welt der Sinnenbilder und der wahren Welt der logischen Funktionen auf einem Parallelismus beidsr Attribute beruht, wie bei Spinoza, oder auf Wechselwirkung, wie im modernen Okkastonalismus Lotzes, oder suf Konformität, wie bei Eduard von Hartmann, oder endlich auf Korrelation, wie bei Busse und Erhardt: all Das ist mehr eine Frage der Schule als der Philosophie des Lebens. Wir wissen mit Bestimmtheit nur die Thatsache, daß, aber noch nicht eindeutig die Ursache, warum und wie sie parallel lausen. Webers und Fechners Gesetz von der streng mathematischen Proportion zwischen Reiz und Empfindung ist nur eins der unzähligen Symptome für das Parallellaufen von Natur und Geist. Und wenn Oswald Külpe in seiner empirischen Metaphysik, die seinen „Wirklichkeitstandpunkt“ auszeichnet, für die Formalwissenschaften andere Methoden fordert als für die Realwissenschaften, so ist diese Forderung durchaus berechtigt, über dieser methodologische Dualismus ändert an der Thatsache nichts, daß die Formalwissenschaften in Mathematik und Logik jene vsritss Htsrnelss verkünden, nach denen die ve-i-ites äs Lait der Realwifsenschen sich richten.

Warum aber richtet sich die sinnliche Wirklichkeit nach der logischen Wahrheit, die Realwissenschaft nach der Formalwissenschaft, Physik und Chemie nach der Mathematik und Logik, wenn nicht in jedem Sinnesdatum schon ein stiller, verborgener Hinweis auf einevörite HtsrnoIls enthalten wäre? Es muß zwischen Wirklichkeit und Wahrheit einen unterirdischen Gang geben, der von der einen zur anderen führt. Es bleibe dahingestellt, ob diese Vermittelung durch die „Lokalzeichen“ oder „topogenen Elemente“ Lotzes hinreichend erklärt wird. Ohne eine solche Vermittelung bliebe die Thatsache der Konkomitanz Beider (heißen sie nun Substanzen, wie bei Descartes, oder Attribute, wie bei Spinoza) das N^stsriurri maximum der Philosophie.

Es kann für die Klärung des uns beschäftigenden Problems, warum es nicht zwei Welten, sondern nur eine, nicht zwei Wahrheiten, sondern nur eine einzige geben kann, nur förderlich sein, wenn man den Dualismus in allen seinen Erscheinungsformen aufdeckt, und zwar nicht nur in der praktischen Vernunft. Was für das Denken Wahr und Falsch, Das bedeutet für das Handeln Gut und Böse. Woher schöpfen wir nun die Kriterien unseres Handelns? Der ontologischen Parallelfrage: „Giebt es ein Sein an sich?“ korrespondirt die ethisch.soziologische, zugleich aber auch die religiöse Fragestellung: Gibt es ein Sollen an sich? Oder, modern gesprochen: Gibt es unbedingte Werths?

35\*



Die Zukunft.

Für das Sollen oder die Normwissenschaften ist der Gegensatz von „Natur“ und „Satzung“ eben so alt wie für das Sein der Gegensatz von „Sinnenschein“ und „Wahrheit“, von heraklitischem „Alles fließt“ und eleatischem „Alles beharrt“, von Worten der „Meinung“ und Worten der „Wahrheit“ ( $\hat{\alpha}\hat{\iota}\hat{T}$ ) bei Parmenides oder bei Platon von der Welt als „Werden“ oder „Nichtsein“ ( $\acute{o}\nu$ ) und der Welt der Ideen oder des „wahren Seins“ ( $\acute{\nu}\acute{o}\acute{o}\nu\hat{r}^? \acute{o}\nu$ ). In der Ethik und Soziologie, in der Sprach- und Rechtsphilosophie der Antike stehen einander seit Demokrit und den Sophisten Individuum und Staat, Exemplar und Gattung, Satzung ( $\hat{H}\hat{\iota}\hat{n}^?$  oder  $\nu\hat{6}^{\wedge}s$ ) und Natur ( $\hat{5}^{\wedge}$ ), Naturtheorie und Konventiontheorie schroff gegenüber. Schreibt uns das ewige Naturgesetz oder nur menschliche Satzung das Kriterium des Sollens in Gesellschaft und Staat, in Sprache und Sitte, in Recht und Religion vor?

Die Satzung (Brauch, Sitte, Gesetz) gilt den Griechen als etwas Wandelbares, Relatives, Willkürliches, Zufälliges und Subjektives, während die Natur ( $\hat{c}^{\wedge}\hat{n}\hat{c}$ ) als Typus des Unveränderlichen, Beharrenden, Seienden begriffen wird. Die Antithese von Natur und Satzung ist demokritisch-leukippischen Ursprungs, beschränkte sich vorerst auf den Gegensatz von „Sinnenschein“ und „Wahrheit“, von sekundären und primären Qualitäten, wie wir sie heute seit Locke nennen. Von hier aus überträgt sich die Antithese auf den Ursprung der Sprache zunächst, dann aber, in der Sophistik zumal, auf alle gesellschaftlichen und staatlichen Erscheinungen. Euripides deutet diese Antithese schon in den Worten an: „Das that Natur, die keine Satzung kennt“, während einem Pindar von Herodot das Wort in den Mund gelegt wird: „Die Satzung ist der Beherrscher aller Menschen“ (Gomperz: „Griechische Denker“). Und Platon läßt Hippias sagen: „Ihr Anwesende, ich betrachte Euch insgesamt als Verwandte, als Verbrüdete und Mitbürger, der Natur, nicht der Satzung nach. Denn das Gleiche ist dem Gleichen von Natur verwandt, die Satzung aber > diese Zwingherrin der Menschen, vergewaltigt uns vielfach gegen die Natur“. Mit dem Gegensatz von „Natur“ und „Satzung“ hängt auch der tieferliegende zwischen „geschriebenem“ und „ungeschriebenem Gesetz“ zusammen (den «7«« $\hat{c}\hat{o}\hat{o}$ ; hat Rudolf Herzel monographisch bearbeitet). Das ungeschriebene Gesetz steht an Werth und Würde höher als das geschriebene. Dieses ungeschriebene Gesetz muß aber der Menschennatur eingeboren sein. Es verdichtet sich zur  $5^{\wedge}$  bei Heraklit, zu den ( $\hat{s}\hat{s}\hat{u}\hat{s}\hat{u}$ «  $\hat{o}\hat{o}\hat{m}\hat{m}\hat{u}\hat{r}\hat{i}\hat{i}\hat{s}$ ) und den  $\hat{T}\hat{r}\hat{p}\hat{o}\hat{X}'^{\wedge}\hat{c}^{\wedge}$  im Stoizismus und Epikureismus, zur Lehre von den angeborenen Begriffen in der Schule von Cambridge, endlich zur Spaltung in die zwei Lager von Nativisten und Empiristen, die seit Jahrhunderten einander genau so gegenüberstehen wie heute Logisten und Psychologen oder Intuitivismus und Pragmatismus. Wie im „Naturrecht“, das die Stoiker begründen und das Cicero zur herrschenden Doktrin erhebt, Nativisten und Empiristen ihre Klänge kreuzen, so steht in der Ethik Egoismus gegen Altruismus, Individualismus gegen Kollektivismus, in der Soziologie endlich das Einzelinteresse des Bürgers gegen das Kollektivinteresse der Staaten.

Die Antithese: Individuum — Gattung schließt das Universalienproblem in sich, das mehr als ein Jahrtausend die philosophischen Geister des gesammten Mittelalters im Bann hielt. Der Streit zwischen Realisten und Nominalisten füllt das Denken der christlichen Philosophie nicht minder aus als das der arabischen



und jüdischen während des ganzen Mittelalters. Das Verhältniß des Einzelnen zum Allgemeinen ist seit den Cynikern und Cyrenäikern niemals von der philosophischen Tagesordnung ganz geschwunden. In unzähligen Variationen tritt es uns entgegen. Psychologisch-logisch als Gegensatz von Einzelempfindung, Sinnbild oder Eindrucksatom und logischer Begriff, der die wandlungreichen und Wechselvollen, zufällig auftauchenden Wahrnehmung- oder Sinnbilder zur Einheit verknüpft und ihnen dadurch Dauer und Konstanz verleiht. Soziologisch kennen wir den selben Gegensatz als Einzelindividuum, das nur seine Selbsterhaltung anstrebt (das „*siil*“ der Stoa, das „*iksuo esZs psrsvsi'ars*“ Spinozas, der „Wille zur Macht“ Nietzsches), und als Gattungsexemplar (*imov 7?sx^/.6v*) bei Aristoteles und der „sozialen Schule“ seit Hugo Grotius, endlich ethisch als „Egoismus und Altruismus“ bei Comte und Spencer, welche die Arterhaltung der Selbsthaltung überordnen. Das siebzehnte Jahrhundert schon spaltet sich in die Gegensätze der aristotelisch-stoischen „sozialen Schule“, deren Repräsentant Hugo Grotius ist, und das cyrenäisch-epikureische „*ssZÜlk s^stsm*“, dessen beredtester Anwalt Thomas Hobbes ist. Politisch tritt dieser Gegensatz hervor im Anarchismus, der die Souveränität des Individuums über Alles stellt, und dem strengen Staatsbegriff, auch dem sozialistischen, der das Machtcentrum des Kollektivums den centrifugum Bestrebungen des Individuums niederzwingend gegenüberstellt. Aesthetisch wiederholt sich dieser Dualismus im romantischen Geniekultus, der seine höchste Blüthe in Nietzsche entfaltet, und in der demokratischen Tendenz unseres Zeitalters, die, mit Hegel, in den großen Männern, den „Helden“, „Heroen“, „Heiligen“, „Genies“ nichts weiter sieht, als „Organe des Weltgeistes“, die nur vollführen, was Dieser von ihnen fordert und mit ihrer Hilfe durchsetzt. Schon bei dem Zynischen „Weisen“ und stoischen „Philosophen“, der in der „Masse“ der NichtPhilosophen nichts Anderes sieht als eine „Viehheerde“, macht sich die Hybris, der Bildungshochmuth der Intellektuellen, des geistigen Adels, der philosophischen Elite eben so geltend wie in der Renaissance in dem „*uomo nnivsi'SÄls*“ und seitdem in Carlyles und Emersons Heroenkultus, endlich und insbesondere in Nietzsches Uebermenschen. Stirners „Der Einzige und sein Eigenthum“ übertrumpft vollends den ethischen Solipsismus mit seiner wildegottförmigen Kardinalformel: „Mir geht nichts über mich.“ Auch hier also eine Art von „doppelter Wahrheit“. Genies denken intuitiv, der Durchschnittsmensch denkt diskursiv. Dem Heiligen offenbart sich Gott unmittelbar, ganz persönlich, ganz egocentrisch, der „Menge“ nur durch die drei Testamente, durch generelle Offenbarung, durch seinen Statthalter in Rom oder endlich durch Konzilien und Synoden. Wie bei den Stoikern auf der einen Seite der Weise stand, der allein der „Wahrheit“ theilhaftig wird, und auf der anderen der „Unwissende“, dem die religiösen Gebote von den Weisen allegorisch gedeutet werden, so später in der Kirche Priesterthum und Laienelement. Für Nietzsche ist der Philosoph genau so der „große Befehlende“ wie es der „Weise“ der Stoa oder der „Philosoph“ im platonischen Idealstaat war, während der Durchschnitt, die „Fabrikwaare der Natur“, nur zu gehorchen hat. Den Einen ist die „Wahrheit“ unmittelbar geoffenbart, sei es durch Intuition wie bei den Philosophen, sei es durch „Inspiration“ wie bei den Propheten, Büßern und Heiligen; den Anderen wird die selbe Wahrheit mittelbar verkündet, sei es diskursiv durch die Wissenschaft, sei es distributiv in der Kirche durch



Die Zukunft.

die drei Testamente und ihre Ausleger. Hier haben wir den Höhepunkt der Lehre von der „doppelten Wahrheit“ vor uns. Auf der einen Seite finden wir die rationalistischen Vertreter des „natürlichen Lichtes“ (lumsri naturale), des menschlichen Verstandes, der seinen Niederschlag in Logik und Mathematik gefunden hat. Aus der anderen sehen wir das „übernatürliche Licht“ der göttlichen Offenbarung, dem das mittelalterliche Denken den Primat, das Uebergewicht zuzuerkennen gewillt ist. Die Gesinnungsmoral des Protestantismus, die das Recht des individuellen Gewissens betont, erhebt sich gegen die katholische Werkheiligkcit, die alle Seelen uniformirt und schablonisirt. Der individuelle Künstler rebellirt gegen das „Malerbuch von Cyrill“. Die Persönlichkeit revoltirt gegen die Aufsaugung des Individuums durch Dogma und Autorität in allen ihren AusZweigungen und Abschattungen. Die Lehre von der „zwiefachen Wahrheit“ war das Opiat, das die erwachende Kritik und die aufdämmernde Revolte der Autonomie gegen Heteronomie, der seelischen Befreiung gegen dogmatische Entrechtung und Bevormundung einschläfern sollte. Die „doppelte Wahrheit“ war das Beruhigungspflasterchen der „Halben“, um die seelische Pein der „Ganzen“ zu beschwichtigen, welche an jenem Dualismus, den wir in seinen mannichfachsten Aeutzerungsformen aufgedeckt haben, innerlich leiden, weil sie ihn als Tragik des Universums, dessen Glieder sie sind, empfinden. Man sucht das erwachende Gewissen für Momente zu betäuben. Aber eben nur für Momente. Die „doppelte Wahrheit“ ist keine Lösung, sondern eine Vertröstung. Jeder Dualismus bleibt eine Vordergründansicht, ein dialektisches Provisorium von nur zeitweilig befriedigender Kraft, eine Episode, wie das Manichäerthum oder die averroistische Doktrin von der „doppelten Wahrheit“.

Das oberste und letzte Wort gehört dem Monismus, auf den alle Formen der „doppelten Wahrheit“ als auf ein Definitivum zurückgreifen. Unmöglich wird sich der menschliche Geist dabei beruhigen und endgiltig bescheiden, daß es zwei Welten, zwei Wahrheiten, zwei Quellen unserer Erkenntniß gebe, die von einander unabhängig seien. Das Zusammenfallen dieser beiden Wahrheiten von  $H_i^?$  und  $?s>'>^$ , von Erfahrung und Denken ift der tiefers Sinn der platonischen Theorie der Anamnese, der stoischen  $TipoX'^e^$  und  $-/.^v\ll! 5wo^{^^}$ , der englischen Oommon-senss-Theorie und der Lehre von den „angeborenen Begriffen“ in der Schule von Cambridge, endlich des virtuellen Angeborenses des „IntellsetuZ ipss“ bei Leibniz. Aehnlich meint Hugo Grotius: Das positive, gesellschaftliche Recht ist dazu berufen, das ursprüngliche, ewige Naturrecht zu bewahren. Da die veritös  $de f^it$  und die  $vLi'it6s$  äs *raison* in Natur und Geschichte kongruiren, müssen sie irgendwie in einer höheren Einheit verbunden sein. Deshalb behaupten die MetaPhysiker, obenan Schölling und ihm folgend Hartmann: Subjekt und Objekt fordern einander, da kein Subjekt ohne Objekt denkbar ist; aber im Absoluten müssen Objekt und Subjekt identisch fein. Nennt man das Subjekt mit den Kantianern Bewußtsein, das Objekt mit Fichte Nicht.Ich, mit Hegel Natur, mit Schopenhauer Willen, mit Ostwald Energie, so weisen Beide, in Folge ihrer konstanten Kongruenz, unausweichlich auf ein neutrales Drittes hin.

Bern. Professor Dr. Ludwig Stein.

LZ



Philippe Egalitö.

417

Philippe Ggalite.

A^ierre Corneille besang einst den Palast, den sich Richelieu gegenüber dem MM Louvre erbaut hatte, in folgendem überfchwänglichen Vers: „^011, l'univer« siniei' ne ^>eut rien voir cl'SZ-Al ^ux suverdss dedors du. MI^is O^i-cUn^I.^ Eine Ironie des Schicksals wollte, daß dieser aristokratische Prachtbau mit seinen Arkaden und Gärten, seinen an die Einnahme La Rochelles erinnernden Schiffsschnabeldekorationen die Geburtsstätte der Französischen Revo- lution wurde. Denn vom Haus des Begründers der unumschränkten Monarchie aus oerbreitete sich der Rothe Schrecken über Frankreich, der das ^neisu rs^iuie und seine Repräsentanten hinwegfegte. Der Sonnenkönig hatte den Palast, den der Kardinal seinem Vater vererbte, an „Monsieur“, den Stammvater der Familie Orleans, gegeben, nicht ahnend, daß in diesem Besitzthum seines Bruders sich eine gegen seine Nachkommen weiterwütlende Opposition einnisten werde. In der fortan Palais Royal genannten Behausung der Orleans liefen nämlich die Fäden aller Jntriguen zusammen, die gegen das regnende Haus Bourbon gesponnen wurden. Diese mehrere Generationen umfassende Minir- arbeit erreichte erst im Jahr 1830 ihr Ziel: den Umsturz des legitimen Thrones zu Gunsten der rivalisirenden Nebenlinie.

Unter Louis Philippe Joseph von Orleans, einem Nachkommen des be- rüchtigten Regenten, verlor das Leben im Palais Royal die Vornehmheit, durch die es sich unter der Rothen Eminenz ausgezeichnet hatte. Das Wort „Entweihung“ war, wenn irgendwo, hier am Plag. Es ist bekannt, welchem Treiben der Herzog gegen klingenden Mielhzins die Thore seines fürstlichen Komplexes öffnete. Denn die Bauten, Bilder, Medaillen, Kameensammlungen und Maitrefsen verschlangen dem seit seiner Heirath mit der Tochter des Herzogs von Pentwvre reichsten Prinzen von Geblüt solche Summen, daß ihm diese neue Einnahmequelle höchst willkommen schien. In den Kolonnaden entstanden alle Arten von Kaufläden, eben so Speisehäuser und Spielhöllen. \*) Zugleich mit ihnen hielt die Prostitution ihren Einzug. Das Palais Royal wurde zu einem großen Lupanar. Die Gärten, die einst nur wenigen Privilegium zugänglich waren, füllten sich mit Abenteurern und Dirnen. In deren Ge- sellschaft sah man hier täglich den Grafen von Artois, dem Philipps Sohn fast ein halbes Jahrhundert später die Krone von der greisen Stirn riß. Ueber die weniger pietätvolle als praktische Berwerthung des Palais scherzte Ludwig der Sechzehnte in seiner plumpen Art, als er dem sich zum pStit Isver bei ihm einfindenden Besitzer sagte: „Vous dono tenir 5) Im Jahr 1789 zählte man deren 32 im PsZais Royal.



Die Zukunft.

16 Iumanoli«?" Wenn so die Gärten und Arkaden des Hauses Orleans zu Centren der hauptstädtischen Korruption wurden, waren die Wohnräume des Hausherrn eine Freistatt für alle der Königsfamilie feindlich Gesinnten. Denn Jeder, der aus irgendwelchem Grund grollend abseits vom verfallenen Hof stand, schloß sich dem in steter Unnade lebenden Prinzen an. War diese Stelle, an der die im Palast sich aufhaltenden adeligen Demagogen gegen das Herrscherhaus Ränke schmiedeten, während unter ihren Fenstern eine buntgemischte, leicht erregbare Menge gährend auf und abwogte, nicht dazu vorausbestimmt, die ersten Flammen des großen Brandes auflodern zu sehen? Und war es nicht eben so natürlich, daß der Name des Hausherrn, der bekanntlich von der Königin\*) gehaßt und deshalb von ihrem zu selbständigem Denken unfähigen Gemahl zurückgesetzt wurde, der Opposition als Aushängeschild diente? Der Rolle, die seine Partei ihm zudachte, war der Herzog weder gewachsen noch war sie von ihm gewollt. Deshalb erlangte er auch niemals einen nennenswerthen Einfluß auf den Gang der Ereignisse. Philipp von Orleans wird vielfach für den „Jago" im blutigen Drama der Revolution gehalten, von dem alles Böse, was gegen die Königsfamilie unternommen wurde, ausging. Für die Bosheit des shakespearischen Intriganten war seine Epikuraernatur aber nicht geschaffen; zu der „potenzirten" Schlechtigkeit fehlte es dem leichtlebigen Genußmenschen an Tiefe. Der oft vom Hof Gekränkte freute sich anfangs wohl über die Verlegenheiten des Herrscherpaares und that Manches zu deren Mehrung. Doch sind die Ausstreuungen, als habe er Mordanschläge gegen Marie Antoinette angestiftet, in den Bereich der Legends zu verweisen. Gedungenen Mördern hätte damals die Gelegenheit zur That nicht gefehlt, Der Herzog war weder Keffer noch schlimmer als viele seiner vornehmen Zeitgenossen. Diese frivolen, zu ehrlicher Begeisterung unfähigen Leute haben sich entweder aus Groll gegen den Hof oder aus „Snobismus" anfangs in der Rolle von Volksaufwieglern und Beglücken gefallen. Als dann rohe Proletarierfäuste ihren nur an Tändelei gewöhnten Aristokratenhänden die lange gewissenlos mißbrauchte Gewalt entrissen, standen die Verblüfften rathlos, hilflos vor solchem Gräuel. Die orleanistische Partei wünschte, die Zeiten der Fronde zurückzubringen, und strebte, unter der Leitung des rührigen Agitators Choderlos de Laclos, nach einer Adels Herrschaft unter ihrem Philipp als Regenten. Mit solch rückfälliger\*) Als Marie Antoinette noch Dauphine war, gehörte der damals Herzog von Chartres Genannte zu ihren Vertrauten. Neber die Entstehung der späteren grimmigen Feindschaft zwischen den Beiden kursirt nur unkontrollirbarer Hofklatsch. Es ist dem Einfluß der Königin zuzuschreiben, daß Ludwig der Sechzehnte verschiedene Aussöhnungsversuche, die Philipp in der ersten Zeit der Revolution machte,, brüsk zurückwies.



Philippe Egalits.  
digem Programm ließ sich kein Geschäft machen und die Fraktion wurde schnell in den Hintergrund gedrängt. Während Philipps Freunde, die Biron, Liancourt, Noailles, De la Mark und Andere, sich aus der Front zurückzogen, sobald sie die Umsturzabsicht des Haufens erkannten, ließ sich ihr einstiger Führer von dem Element weiter treiben, das er selbst entfesseln geholfen hatte. So wurde mit der Zeit aus dem „liberalen Prinzen“ der Bürger EgalitS und später der „Rögcids“. Er trat aus einer Kaste, ohne in die andere Aufnahme zu finden. Beide brachen über den Jsolirten den Stab. Hoheiten sind im Maskenkleid des Plebejers niemals ernst genommen worden. Am Wenigsten hatte Philippe von Orleans, dessen neue Benennung in grafsestem Gegensatz zu seiner Lebensführung stand, darauf Anspruch. Der Bürger EgalÜS, der sich im Konvent für die Gleichheit begeisterte, lebte auf fürstlichem Fuß weiter und behielt seinen Hofstaat, die Maitresss (Madame de Buffon), Schlösser, Dienertroß und Marstall bei. Die neuen Machthaber waren so gnädig, weder sein Grsndseigneurleben zu stören noch seine großen Einkünfte zu kürzen. Doch blieb der wunderliche Revolutionär jeder Partei ein Gegenstand des Mißtrauens. Besonders deutlich ließ Robespierre ihn seine Abneigung fühlen. Philipp war sich der Unsicherheit seiner Lage auch völlig bewußt. Da schien sich dem Gefährdeten ein Mittel zu bieten, das den verlorenen Kredit zurückbringen konnte. Der Prozeß des Königs begann.

Hier konnte er Allen beweisen, daß er fortan durch Dick und Dünn mit den Männern des Umsturzes gehen werde. Wie der Korse sich später von dem Verdacht, Monks Rolle spielen zu wollen, durch die Hinrichtung Enghiens gereinigt hat, glaubte der Orleans durch die Aufopferung des Königs von dem Make! freizuwerden, der ihm als dem Enkel der „Tyrannen“ in den Augen der Republikaner anhaftete. Und so erschien er in der Abendsitzung des neunzehnten Januar 1793 im Konvent und sprach von der Tribüne herab die verhängnißvollen Worte, durch die er den Fluch der Mit- und Nachwelt auf sich geladen hat: „UniHiierasM, oeonve cle mon clsvoii', oonvainen tons esux Hni 011t attent« 011 attSMsi'Ont par 1a suits a 1a sonverainets x>6ux>16 insriteM 1a nwi't, ^js vow x>onr 1a inort.“ Ludwig der Sechzehnte, der in der Zeit des Martyriums Menschen und Dinge besser beurtheilen gelernt hat, sagte nachher zu seinem Beichtvater Edgeworth: „Was that ich doch meinem Vetter, daß er mich so verfolgt? Aber warum ihn verdammen! Er ist mehr zu bedauern als ich. Meine Lage ist zweifellos traurig; aber wäre sie es noch mehr: ich würde nicht mit seiner tauschen wollen.“ Der König hatte richtig vorausgesehen, daß auch Philipp verloren war, aber nicht, wie Ludwig, im Sturz sein reines Gewissen zu retten vermochte. Manchem, der in der nachrevolutionären Zeit zu Rang und Stellung kam, wurde das selbe Votum später verziehen; der Prinz, der seinen König,



Die Zukunft.

verurtheilt hatte, fand keinen Vertheidiger. Selbst die ehemalige Maitresse Philipps aus der Zeit seiner „Anglomanie“, Mrs. Grace Dalrymple Elliott, die in ihren Memoiren den einst Geliebten in Schutz nimmt, findet hierfür kein Wort der Entschuldigung.

Hätte der Herzog später nochmals Bedeutung erlangt, hätte er die Revolution niedergezwungen wie nach ihm der Artillerielieutenant aus Ajaccio, so würde man in dem Votum, das für den Tod Ludwigs sprach, vielleicht ein unvermeidliches Mittel zur Rettung des eigenen Lebens sehen. Und wären von Bonapartes Wirken nur die Massenmetzelung der Gefangenen in Jaffa und die Abschlachtung des Herzogs von Enghien bekannt geworden, hätte er nicht Größeres vollbracht: auch er wäre längst in Verachtung bestattet. Philipp täuschte sich selbst über die Folgen seiner Haltung. Bisher hatte man ihn im eigenen Interesse geschont. Denn der im revolutionären Lager heimische Prinz konnte gegen den lebenden König ausgespielt werden, falls wider Erwarten ein Umschwung zu Ludwigs Gunsten eintrat. Gegen den toten König brauchte man keinen Trumpf mehr. Da der Verblendete für die Hinrichtung des Bürgers Louis Capet stimmte, brachte er sein eigenes Haupt der Guillotine gefährlich nah. Er war ein verlorener Mann. That freilich, als sei nichts geschehen; suchte im Boudoir seiner Agnes de Buffon oder beim Kartenspiel Betäubung; ob er sie fand? Die Flucht seines Sohnes, des Herzogs von Chartres, der mit Dumouriez ins Lager des Feindes überging, bot den Gegnern bald den gewünschten Vorwand, mit dem Lästigen ein Ende zu machen. Philipp sitzt in feinem Palais mit einem Herrn de Monville beim Kartenspiel. Die Partie scheint Beide sehr zu interesfieren: sie lassen sich das Diner auf dem Spieltisch serviren. Als der erste Gang aufgetragen ist, stürzt einer der Vertrauten mit der Botschaft herein, Philipp sei angeklagt (also beinahe auch schon verurtheilt). Er wird blaß, klagt über die Ungerechtigkeit dieses Beschlusses und stöhnt: „Nach allen Beweisen meines Patriotismus, nach allen Opfern, die ich gebracht habe! Welche schändliche Undankbarkeit! Was sagen Sie dazu, Monville?“ „Ohne allen Zweifel ifts schrecklich, Monfeigneur“, antwortet Monville; und träufelt in größter Seelenruhe den Saft einer Zitrone auf die Seezunge. „Aber was wollen Sie? Diese Leute haben von Ihnen Alles, was zu haben war, erhalten. Eure Hoheit können ihnen jetzt nichts mehr bieten und deshalb machen sie es mit Ihnen wie ich mit dieser ausgepreßten Citrone.“ Die Schale fliegt in den offenen Kamin. Und Monville fährt fort: vons tÄis odservei', Äl0Q8«iZU6ur, ^ne 1^ sols cloit 6ti'6 «1inu66.“ So hatten die ewigen Aengste und Schreckensszenen die Nerven abgehärtet. Man konnte sich nicht mehr ausregen. Am nächsten Morgen verhaftete man den Herzog und brachte ihn dann mit seinem jüngsten Sohn, einem zwölfjährigen Knaben, unter sicherer Es-



Philippe Egalire.

421

corte in die Kasematten des Fort Samt-Jean bei Marseille. Von dort schrieb der Gefangene noch an den Konvent, man möge ihm aus seinen Einkünften sechzigtausend Francs senden. Er bekam aber nur die Hälfte. Die rührende Anhänglichkeit, die ihm während dieser letzten Zeit die beiden jüngeren Söhne, der Herzog von Montpenfier und der Graf von Beaujolais, zeigten, spricht dafür, daß Philipp ein guter Vater war, in seinem Haus also nicht der herzlose Egoist, als der er allgemein galt. Nach achtmonatiger Internirung ließ man den fast schon Vergessenen zur Abmtheilung nach Paris zurückbringen. Mit drei Leioensgenosscn, einem girondistischen Abgeordneten, einem Schlosser, der, um geheime Papiere zu verbergen, ein Schloß angefertigt hatte, und der schönen Frau des Generalpächters De Kolly, zusammen brachte ihn der Karren Sansons am sechsten Novembernachmittsg auf den Richtplatz. Ter Weg fühlte an seinem Palais vorüber, an dessen Front in großen Buchstaben die Worte „?!'Opriót6 nationale" geschrieben waren. Der Anblick dieser Aufschrift rüttelte den dem Tod Geweihten nochmals aus seiner Apathie. Zornig blickte er auf die unter ihm tobende Menge, die ihm vor ein paar Jahren hier so oft zugejauchzt hatte. Erst bei hereinbrechender Dämmerung erreichte der traurige Zug den Platz Ludwigs des Fünfzehnten. Um den Pöbel nicht um das ersehnte Schauspiel zu bringen, ließ man den Prinzen vor Einbruch der Dunkelheit als Ersten das Schaffst besteigen.

Die französischen Legitimisten lassen sich nicht gern an diesen Ahnherrn ihres Königshauses erinnern. Mancher Freund der Monarchie erklärt heute offen, daß er die Lust, dem Haus Orleans Zu dienen, verloren habe, feit er die Geschichte dieser Familie genau kenne.

Paris. Erwin Riedinger.

Eine große Revolution ist nie Schuld des Volkes, sondern der Regirung. Revo- lutionen sind ganz unmöglich, sobald die Regnungen fortwährend gerecht und fortwäh- rend wach sind, so daß sie ihnen durch zeitgemäße Verbesserungen entgegenkommen und sich nicht so lange sträuben, bis das Nothwendige von unten her erzwungen wird. Weil ich die Revolutionen haßte, nannte man mich einenFreund des Bestehenden. Das ist ein sehr zweideutiger Titel, den ich mir verbitten möchte. Wenn alles Bestehende vortreff- lich, gut und gerecht wäre,hä'tte ich gar nichts dawider. Da aber neben vielem Guten zu- gleich viel Schlechtes, Ungerechtes und Unvollkommenes besteht, so heißt ein Freund des Bestehenden nicht weniger als ein Freund des Veralteten und Schlechten. Die Zeit aber ist in ewigem Fortschreitenbegriffen unddie menschlichenDingehabenalle fünfzig Jahre eine andere Gestalt, so daß die Einrichtung, die imJahr 1800 eine Vollkommenheit war schon im Jahr 1830 vielleicht ein Gebrechen ist. (Goethe.)



Im Interesse des kulturellen Erstarkens unseres Kunstgesühles, der Veredlung unseres Kunstgeschmackes und der moralischen Gesundung unseres ästhetisch-kritischen Gewissens hielt ich es für nothwendig, speziell auf dem literarischen Gebiet wieder einmal ausführlicher und mit Nachdruck darauf hinzuweisen, daß es keine absolute Schönheit um ihrer selbst Witten giebt, daß die ästhetische Triebseligkeit als stagnirender Geisteszustand, ohne Strömung in der Richtung des Kulturwillens, nichts ist als ein unfruchtbares Dogma, ein totes Dogma im Munde ästhetischer Pfaffen, gleichwerthig den doktrinären Vorurtheilen der religiös und wissenschaftlich Rechtgläubigen. Nach meiner Ueberzeugung muß alle ästhetische Spekulation ihre Instruktion von dem höheren, umfassenderen Kulturgeist empfangen und die Kunstpolitik muß sich von der Kulturpolitik abzweigen und wieder zu ihr zurückführen. Zu dieser Erkenntniß führte mich nicht die Lehre eines Anderen, sondern das persönliche Bedürfniß des Schaffenden nach prinzipieller Klärung der Lebensfragen aller Kunst. So wurde meine Arbeit zu einer ästhetischen Apologie der neuen real-idealistischen Dichtung, die zur Synthese und zum sittlichen Pathos des schöpferischen, geistig freien Gegenwartsmenschen drängt, und läuft damit gleichzeitig auf eine neue Stillehre hinaus. Der ästhetisch-kritische Gesichtswinkel, unter dem ich die Erscheinungen der Literatur werthe, ist der Nietzsches: „Die Wissenschaft unter der Optik des Künstlers zu sehen, die Kunst aber unter der des Lebens.“ Dabei nutzte ich im Urtheil gegenüber der literarischen Artistik, dem innerlich armsäligen Realismus und den literarischen Scheingrößen des Tages, ob sie sich nun mystisch, symbolistisch oder neuromantisch geben, zu wesentlich anderen Resultaten kommen als die Alltagskritik, und wenn dabei in den Kapiteln über Theodor Suse und Adolf Paul ein paar neue Namen Farbe und Klang erhalten, so dürfte sich mein kritischer Feldzug durch diese „Eroberungen“ zur Genüge selbst rechtfertigen. Eben so glaube ich, in den Kapiteln über Liliencrons „Poggfred“ und Dehmels „Zwei Menschen“ zum Theil neue Wege eingeschlagen zu haben, um dem kulturellen Lebensgeist der Dichtungen nachzuspüren. Der Lebensnerv des Buches ist das auch äußerlich umfangreichste zweite Kapitel „Das ethische Moment im Aesthetischen“; alle übrigen Kapitel zweigen sich von ihm ab und streben wieder zu ihm hin. War es nun Zweck und Ziel meiner Arbeit, der Kunst und Kunstpolitik den Thatcharakter unseres Kulturgeistes aufzuprägen, so mußten meine Gedanken mit organischer Folgerichtigkeit zur Idee einer ästhetischen Kulturthat hindrängen. Diese findet der Leser im letzten Kapitel des Buches, in meinen Gedanken über „Die Nationalbühne als Volks- und Reichstagsache“. Damit uns die von den grotzgesinnten Vätern übernommene Idee der Nationalbühne durch die kleinen Gedanken des Tages nicht totgehetzt werde, sah ich mich genöthigt, mich mit den Vorschlägen Adolfs Bartels, wie er sie im Frühjahr 1905 in seiner Denkschrift „Das weimarische Hoftheater als Nationalbühne für die deutsche Jugend“ publizierte, und mit den Plänen des darauf weiter bauenden Schillerbundes auseinanderzusetzen. Ich möchte aber, daß diese gedankliche Aufräumarbeit als eine Zubereitung des Baugrundes



Selbständigen.

423

aufgefaßt werde. Als ich mit meinen positiven Vorschlägen für eine National-  
bühne meinem Gedankenbau in dem Buch die Kuppel aufsetzte, war ich von der  
Hoffnung beseelt, daß die Zeit erfüllt und gekommen sei, wo das kulturelle Selbst-  
bewußtsem des deutschen Volkes innerlich genug erstarkt ist, um sich in einer sicht-  
baren That ein Monument für künftige Zeiten und Geschlechter zu setzen. Ob ich  
nach dieser Seite hin zu viel gehofft und geglaubt Hase, werden meine Zeitgenossen  
und Stammesbrüder bald zu beweisen haben.

Paul Schulze-Berghof.

S

Aus der Mappe. Novellen. 3 Mark.

Sicherlich haben diese Skizzen und Studien an und für sich nur geringen  
künstlerischen Werth. Aber im Zusammenhang, von der Geschichte jedes einzelnen  
Blattes begleitet, werden die flüchtigen Skizzen dieser Mappe doch vielleicht ein  
gewisses Interesse erwecken, weil sie Einblick in eine Werkstatt gewähren, in eine  
Entwicklung und in ein Leben. Auf diesen Seiten werden die Freunde, die ich,  
der Einsame, mir vielleicht gewonnen habe, im „Pfarrer“ den Keim zu „Am Wege“,  
im „Fragment“ den Keim zu „Hoffnungslose Geschlechter“ finden. Sie werden Vor-  
studien zu meinen Romanen kennen lernen. Sie werden Variationen über die  
Themata hören, die durch mein ganzes Schaffen widerklingen. Und vielleicht werden  
sie aus diesen anspruchlosen Seiten, die ihnen den Künstler etwas näher bringen,  
auch den Menschen etwas inniger schätzen lernen. Als Künstler bewundert zu werden,  
ach, wie wenig bedeutet Das und in wie geringem Maß sättigt es unser Herz!  
Als Mensch die Freundschaft einiger Mitmenschen zu gewinnen: ist Das nicht deS  
armen Lebens armsäliger Gewinn? Herman Bang.

55

Vom inneren Wesen. Wiegandt K Grieben in Berlin.

Für die Familie ist das vorliegende Buch bestimmt. Mann und Frau, Eltern  
und ihre herangewachsenen Kinder mögen es lesen, gründlich lesen und sich dann  
in lebendigem Wort damit auseinandersetzen. Jeder wird es mit anderen Augen  
betrachten, den Inhalt von seinem Standpunkt wägen, aber erst im Austausch  
besonnener Gespräche werden Gedanken und Ansichten zu gegenseitigem Verstehen  
sich klären. Von den vielen Traurigkeiten unserer Epoche, die man mit Fug und  
Recht als Uebergangszeit bezeichnet hat, ist kein Wahrzeichen beklagenswerther als  
das des verschwundenen Familiengeistes. Mann und Frau, Vater und Sohn, Mutter  
und Tochter, Eltern und Kinder verstehen einander längst nicht mehr und bittere  
Fehden, böse Worte und harte Kämpfe treiben schließlich alle auseinander und  
die einzelnen auf eigene, meist unwegsame Pfade. In allen Ständen und Schichten  
die selbe Erscheinung. Gewaltsam unterdrückte Selbständigkeit und Trotz auf der  
einen, die irrige Anschauung vom Undank und von den mitgeborenen Verpflichtungen  
der Kinder auf der anderen Seite erweitern die Kluft immer mehr; mit großer  
Mühe wird hier und da auf morschem Mauerwerk eine Zugbrücke geschlagen. Düster  
drohen des Mißtrauens und Mißverstehens rasselnde Ketten. . . Werden nur  
einer Familie Bande durch dieses Buches Sagen neu gefestigt, dann ist es nicht  
vergebens geschrieben worden. Margarethe N. Zepler.

55



Die Zukunft.

Gottsched. Erster Band. Berlin, Gottsched-Verlag Z908.

Meine von Patrioten und Literaturfreunden längst erwartete große Gottsched-Biographie hat nun zu erscheinen begonnen. Der erste Band liegt fertig vor. Er umfaßt 758 Seiten in Großoktav, enthält 4 Heliogravüren und kostet, vornehm ausgestattet, acht Mark und fünfzig Pfennige. Was ich im „Gottsched-Denkmal“ (1900) und in dem Propagandawerk „Gottsched der Deutsche (1901) nur skizzenhaft zum Ausdruck bringen konnte, tritt jetzt, nachdem ich mich mit allen Einzelheiten der Lebensarbeit des Meisters genauest vertraut gemacht habe, in breiter, tiefergehender Darstellung (und immer gestützt auf das eigene Wort Gottscheds) künstlerisch und wissenschaftlich gleich anspruchsvoll zu Tage. In diesem ersten Bande schildere ich zunächst das der Wirksamkeit Gottscheds vorangehende Jahrhundert; weise ich nach, warum die Lebensarbeit eines Opitz, Pufendorf, Leibniz, Thomasius, Wolf und mancher Anderen, trotz bedeutsamen Einzelzügen, für das Allgemeinleben des deutschen Volkes wirkungslos bleiben mußte. Dann verfolge ich das Leben meines Helden bis zu dem Tag, da er seine geliebte Kulmus von Danzig nach Leipzig entführte. Die in den „Vernünftigen Tadeln“ und im „Biedermann“ verfolgten vielgestaltigen Kulturbestrebungen werden eingehend klargelegt. Ich mache den Leser mit dem großherzigen Frauenanwalt bekannt; ich beleuchte die Jugendlyrik, die umwälzenden Tendenzen des „Grundrisses der deutschen Redekunst“, der „Kritischen Dichtkunst“, durch die Gottsched, den man bisher stets für den letzten Vertreter einer abgestorbenen, pedantischen Didaktik ausgegeben hat, geradezu zum leidenschaftlichen Bahnbrecher des neuen humanistischen Geistes wurde, gegen den sich später eine eben so verständniß- wie skrupellose Reaktion empörte. Im Anschluß hieran werden die Anfänge der Thätigkeit des Dramaturgen und Bühnenreformators geschildert; wird sein Kampf gegen den Hanswurst und die welsche Oper vom ästhetischen und kulturgeschichtlichen Standpunkt aus betrachtet; sein weit in die Zukunft weisender Krieg gegen die kulturfeindliche Latinität, sein thätiges Eintreten für eine wirkliche Literaturkritik und die schöpferische Arbeit des Begründers der „kritischen Beiträge“ ins hellste Licht gerückt. Im Schlußkapitel des Bandes lege ich dann Gottscheds die heutige monistische Weltanschauung vorwegnehmende Ethik rücksichtslos dar und stelle sein Recht an den Ruhm, für den ersten Stilkünstler in hochdeutscher Sprache, für den eigentlichen Begründer der hochdeutschen wissenschaftlichen und philosophischen Literatursprache zu gelten, unanfechtbar sicher; und endige mit dem Schritt vor Schritt sich vor dem Leser entwickelnden fünfjährigen „Liebesroman“, der 1735 am neunzehnten April seinen glücklichen Abschluß findet.

Wenn mein Werk nach dem Urtheil eines unserer vornehmsten Gelehrten „wissenschaftlich bis ins Mark“ ist, so darf ich doch zugleich auch dem Bekenntniß einer geistig hochstehenden Frau trauen, dem zu Folge meine Gottsched-Biographie „so spannend ist wie ein weitausgreifender Roman“. Ich für meine Person darf mir sagen: daß noch nie ein Werk mit größerer Liebe und mit ernsterer Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit geschrieben worden ist. Jedem wird, kann und soll es nicht gefallen. Auf Widerspruch bin ich gefaßt. Aber ich hoffe trotzdem, daß ich die Bahn gebrochen habe, auf der das deutsche Volk nun endlich zu seinem größten Kulturkämpfer in unmittelbare Beziehung treten kann.

Schöneberg. Eugen Reichel.



Kunst fürs Volk.

425

Kunst fürs Volk.

Schluß der Plauderei über „Kunst fürs Volk“ im Heft 37 der „Zukunft“

EWs hatte ich den Wunsch ausgesprochen, die Reproduktionstechnik möchte so weit fortschreiten, daß die Farbendrucke, die unsere Familienjournale mitunter bringen, das Original beinahe ersetzen. Das hat mir den Vorwurf eingetragen, ich schiene die „Tausend farbigen Kunstblätter“ des Verlages von E. A. Seemann in Leipzig nicht zu kennen, nebst einigen Proben dieser Sammlung. Der Vorwurf ist insofern begründet, als ich dieses Unternehmen in der That nicht kannte („fern von Madrid“ bekommt man eben nur durch glückliche Zufälle neue Erscheinungen zu Gesicht), und doch wieder unbegründet, weil ich nur die Abbildungen in Familienjournalen genannt und gemeint hatte. (Vielleicht sind diese gar nicht unvollkommen, sondern machen nur den Eindruck, als seien sie es, auf mich, weil sie meistens Werke neuer und neuster Meister wiedergeben, die auf schöne Farben im Allgemeinen wenig Gewicht zu legen scheinen). Daß sonst im Farbendruck Großes geleistet wird, war mir nicht unbekannt. So hatte ich von Pol de Monts Galerie niederländischer Malerei gelesen, die den Berichterstatte zu der Aeüßerung veranlaßt, der Kuttstforscher werde nun bald nicht mehr genöthigt sein, kostspielige Reisen zu unternehmen, da solche Werke, die auch ein kleineres Museum anschaffen könne, die Originale beinahe ersetzen. Immerhin aber kann so Etwas nur ein Institut oder ein reicher Privatmann anschaffen. Kleine Leute müssen sich mit Künstlerkarten begnügen, die übrigens auch schon ein rühmliches Zeugniß für den hohen Stand des heutigen Farbendrucks ablegen. Wie vollkommen giebt, zum Beispiel, ein solches Kärtchen (von Stengel & Co. in Dresden) die feine Modellirung des schönen Leibes von Guido Rems Heiligem Sebastian wieder! (Diese vortreffliche Modellftudie wirkt deshalb beinahe komisch, weil sie „Martyrium des Heiligen Sebastian“ heißt; der hübsche Junge schaut, ohne eine Spur schmerzlichen oder verzückten Ausdrucks und ein Bischen verliebt, nach oben, als beobachte er in den Zweigen des Baumes, an den er gebunden ist, einen Vogel). Aber gerade an einer anderen von diesen Postkarten sehe ich, wie viel vollkommener Seemanns Buntdrucke sind. Tizians „Zinsgrotschen“ in Dresden habe ich oft beschaut und habe ihn gut im Gedächtniß. Die Vornehmheit Jesu und die Roheit des Pharisäers wird darauf nicht bloß durch die edlen Linien des Antlitzes und der Hand des Einen und die groben und harten Formen des Anderen, sondern auch durch den Gegensatz von zarter Blässe und brauner Hautfarbe hervorgehoben. Dieser Gegensatz, der auf dem stengelischen Blatt abgeschwächt erscheint, tritt auf dem Seemanns mit aller Kraft hervor; überhaupt sind dort die beiden Gestalten ein Wenig frisirt und der Heiland muthet fast geschminkt an. Auch auf Tizians Karl dem Fünften, den ich in München oft gesehen habe, ist das Kolorit treu wiedergeben, eben so auf Landschaften von Claude Lorrain, Ruisdael, Wouverman, Achenbach, auf Figurenbildern von Van Dyck; auch die scheußliche Leichenfarbe des gräßlichen Gekreuzigten auf dem Gemälde des neuerdings so hoch gerühmten Grünewald. Und das Alles ist für eine Mark pro Blatt zu haben und ein illustrirter Katalog ermöglicht Jedem, nach seinem Geschmack eine seinen Mitteln entsprechende größere oder kleinere Zahl auszuwählen. Wie weit diese Reproduktionen den Ansprüchen der Künstler und der Kunstverständigen genügen mögen, weiß ich nicht; mir genügen sie und der Durchschnitt der Bilder-



Die Zukunft.

freunde geht in feinen Ansprüchen wahrscheinlich auch nicht weiter. Von vollständigem Ersatz der Originale wird Sei dem mäßigen Format der seemännischen Blätter (<14x 18 und 18x 24 cm) namentlich dann keine Rede sein können, wenn es sich um große Bilder handelt. Freilich wird viel ungerechtfertigte Verschwendung mit bepinseltem Leinwand getrieben. Hat doch Adolf Menzel sogar vor einem Werk eines sehr berühmten Engländers gerufen: „Faul, faul! 's ist ja nichts drauf und es hätten doch mindestens hundert Figuren drauf Platz!“ Aber ein Festbild von Veronese übt seine Wirkung nur in seinem monumentalen Format mit seinen lebensgroßen Figuren. Wie sehr hat mich Canovas Amor und Psyche in der Villa Carlotta enttäuscht! In ihrer Zwerghaftigkeit wirkt die Gruppe kaum anders als ihre Nachbildungen für den Nippetisch, Für sehr Kurzsichtige existiren übrigens Riesensbilder, die nur aus weiter Entfernung genossen werden können, nur in "beschränktem Sinn (der Operngucker verengt das Gesichtsfeld) und Solchen sind Bilder von dem Format der seemännischen gerade recht; in München waren einige Miniaturen der Breughel (nicht höllische nämlich) meine Lieblinge. Und das Format ist groß genug, daß sich das Einrahmen lohnt. Und als Wandschmuck werden sie hoffentlich mehr und mehr die Kupferstiche vordrängen. Diese haben ihren eigenen Reiz und den in meinem Aufsatz erwähnten großen Nutzen; aber sie gehören in die Mappe. Schwarzweiß als Wandschmuck ist eine Geschmacksverirrung. Höchstens Weißgold kann man sich als Interieur gefallen lassen; auch nur in Prunksälen, nicht in einem gemüthlichen Heim. Für Solche, die sich die Blätter zum kunstwissenschaftlichen Selbstunterricht anschaffen, ist dadurch gesorgt, daß Abonnenten (die jedes Blatt nur 30 bis 40 Pfennige kostet) die Bilder in Heften mit einem von Fachmännern geschriebenen Text erhalten. Aus einem Prospekt ersehe ich, daß Seemann eine mit 120 farbigen Abbildungen ausgestattete, bis aus Ende des achtzehnten Jahrhunderts reichende Geschichte der Malerei vorbereitet: „Die großen Maler in Wort und Farbe". Neisse. Karl Zeutsch.

LH

Chinesisches Finanzwesen.

Die Frage der Währung-Sanirung ist in den letzten Jahren in China brennend geworden; so lange sie aber nur von den dazu berufen erscheinenden Fachleuten behandelt wird, dürfte wohl kaum Etwas dabei herauskommen. Um sich ein annähernd richtiges Bild der Lage zu verschaffen, muß man die chinesischen Verhältnisse genau kennen; Theorien bieten keinen ausreichenden Ersatz für solche Kenntniß. Die chinesischen Finanzleute sind nicht schlechter als unsere; man darf sogar behaupten, daß sie schärfer kalkuliren als unsere Bankleute und jeden Vortheil, auch den winzigsten, wahrzunehmen wissen. Oft sehen wir hier finanzielle Transaktionen, deren Tragweite uns Europäern erst nach langer Zeit klar wird und die den Chinesen dann schon beträchtlichen Nutzen gebracht haben. Die Chinesen wissen eben bei sich Bescheid und wir werden hier auch nach Jahren nie recht heimisch und lernen uns in die chinesische Denkweise und das chinesische Handeln nur sehr schwer oder gar nicht hineindenken. Dieser Nachtheil und der passive Widerstand der Chinesen erschwert jeden Fortschritt und hemmt auch die Währung-Sanirung.



Erstens können wir den Chinesen ihren Vortheil nur in unserer eigenen Weise darlegen und selbst dem klügsten Finanzmann wird nicht gelingen, klarzumachen, was die Chinesen eben nicht verstehen wollen. Und zweitens denkt jeder chinesische Beamte zunächst an sein Interesse und dann erst an das des Reiches.

Der erste Schritt wurde sichtbar, als man den amerikanischen Professor Jenks gerufen und angehört hatte. Jenks war lange im Land herumgereist; seine Fächer, Nationalökonomie, Bank- und Geldwesen, kannte er, nicht aber die Verhältnisse, die Eigenart, die Sprache der Chinesen. Er hatte gute fachmännische Berater und scheint diesen Rath auch gut verwerthet zu haben. Praktisch Brauchbares ist dennoch nicht herausgekommen. Jenks hatte der Regierung bewiesen, daß ohne die Aufnahme des Goldstandards dem Reich von Jahr zu Jahr mehr Geld verloren gehen würde und daß deshalb zunächst diese Basis geschaffen werden müsse. Hierzu sei vor Allem eine Goldreserve nöthig; die müsse so gesichert werden, daß zugleich für die notwendige Sanirung der inneren Geldverhältnisse Etwas geschehen könne. Der Tael sollte auf eine feste Basis gebracht und zu diesem Zweck eine neue Art von Kupfergeld geprägt werden, von dem eine festgesetzte Anzahl auf jeden Tael und jeden Silberdollar geht. Jenks rechnete aus, daß die Regierung an der Prägung solcher neuer Kupfermünzen ziemlich viel verdienen könne; dieser Verdienst solle dann jährlich nach Peking überwiesen werden und als Fonds für die zu schaffende Goldbasis dienen. Der Amerikaner erhielt einen Orden, wurde über den grünen Klee gelobt und gefeiert und reiste wieder ab. Bald zeigte sich, daß die Chinesen den Mann sehr gut verstanden hatten und sehr hoch schätzten: nur eben: auf ihre besondere Weise. In allen Provinzen wurden so schnell wie möglich neue Münzstätten gebaut und große Kupfermengen eingekauft. In Rohkupfer und Münzmaschinen entstand plötzlich ein reges Geschäft und die Provinzen suchten einander in der raschen Prägung von Kupfergeld zu überbieten. Die Ausgabe des neuen Geldes brachte den Münzstätten große Profite; noch größere, als Jenks erwartet hatte. Aber diese Profite flössen nicht etwa in die Taschen der Regierung (die sie vielleicht auch nicht für den von Jenks gewollten Zweck verwendet hätte), sondern in die Taschen der Münzbeamten, der Vizekönige, Aller, die das Glück hatten, mit diesen Transaktionen direkt oder indirekt in Verbindung zu kommen. Das Hauptziel wurde also nicht erreicht und nur die Einsäckler, der amerikanische Kupfertrust und die japanischen Minen machten gute Geschäfte. Auch von einer allmählichen Sanirung des inneren Geldverkehrs war nichts zu merken. Man gab zu viel Kupfergeld aus und die Münzen, nicht zufrieden mit dem schon sehr reichlichen Gewinn, fingen an, alle Arten von Legirungen zu versuchen, entwertheten dadurch das Kupfergeld und brachten dessen Kurs durch die Fülle des auf den Markt geworfenen Materials ins Schwanken. Endlich mußten die Münzen geschlossen werden. Und noch heute, nach zwei Jahren, ist die Krisis nicht ganz überwunden.

Als Unmassen in Japan verfertigter Kupfermünzen, deren Werth noch viel geringer als der chinesischen ist, auf den Markt kamen, schritt die Regierung ein; doch das lukrative Geschäft ging mit der Hilfe skrupelloser Beamten noch lange Zeit weiter. Meines Wissens ist nie einer dieser Fälscher gefaßt oder bestraft worden; nur unschuldige Kulis, die auf dem gewöhnlichen Weg in den Besitz solcher Fälsifikate gekommen waren, wurden, weil man den Schein wahren wollte, am Kragen gepackt. In Tientsin fiel der Kurs der Kupfermünzen um volle vierzig Prozent. Auch der Fremde kann



sich ungefähr vorstellen, welche Summen dem Reich da wieder entgangen und gewissenlosen Beamten zugeflossen sind. Im Grunde hat also Herr Professor Jenks gerade das Gegentheil Dessen erreicht, was er erreichen wollte. So wirds hier Jedem ergehen. Vor dem Finanzwesen müßte eben die Beamtenschaft sanirt werden: und bis wir so weit sind, wirds wohl noch lange dauern. Die paar Scheinerfolge (mehr ifts ja nicht) zeigen sich nur an der äußeren Oberfläche. Die Thatsache, daß in China die ganze Verwaltung korrumpirt ist, kennt der Chinese von Kindesbeinen an; und er wundert sich deshalb gar nicht mehr darüber, daß die Beamten nach Extraeinnahmen streben. Sie find ja meist nur für kurze Zeit auf ihrem Posten, müssen sich also sputen, wenn sie nicht mit leerem Säckel abziehen wollen. Heute ist Einer hier General, morgen Finanzminister, übermorgen vielleicht Eisenbahn» direktor. Sachkenntniß wird nicht verlangt; sie könnte das Urtheil trüben. Der chinesische Beamte sieht in seinem Amt ein kaufmännisches Unternehmen. Jeder Posten, der tiefste wie der höchste, ist käuflich und muß gekauft werden. Hier giebt es, wie auf dem Warenmarkt, Hausse und Baisse für gewisse Posten; bietet einer gerade die Aussicht auf großen Verdienst, so steigt der Kurs. Nun hat nicht Jeder das zum Postenkauf nöthige Geld; die Meisten müssen es borgen, müssen sich kommanditiren lassen. Von chinesischen Banken oder von deren Verbündeten. Diese Leute nhalten den vorher ausgemachten Antheil und nützen außerdem natürlich den Einfluß des von ihnen unterstützten Beamten nach allen Richtungen aus. Mindestens neun Zehnte! der chinesischen Bankiers arbeiten nur mit und in China. Neben den Profiten aus verschiedenen Zinssätzen möchten sie auch Kursdifferenzen einstecken. Die sind aber in China nur möglich, wenn die Basis in den verschiedenen Provinzen verschieden ist; dann kann mit den Kursen gespielt werden. Im Lauf der Zeit hat sich die Sache so ent- oder verwickelt, daß jetzt schon die verschiedenen Stüdte ihre verschiedenen Tael-Kurse, Gewichte und Qualitäten haben und auch der Bankier am Platze sein Schäfchen scheeren kann. Dieses Uebel ist,, feit wir uns in die Finanzen Chinas mischen, noch ärger geworden; so lange wir den Chinesen nicht ein Aeqivalent für die ihnen nach ihrer Meinung entgehenden Gewinne bieten können, werden wir vergebens auf die Sanirung des Finanzwesens hoffen. Das Dorado, das wir versprechen, kann selbst im günstigsten Falk erst nach Jahren sichtbar werden; und die Beamten, die gerade am Ruder sitzen, müssen von heute auf morgen rechnen und auf ihr und ihrer Freunde nächstes Interesse bedacht bleiben. Was nützt ihnen eine Aenderung des Geldwesens, die sie im Amt nicht mehr erleben würden? Erst ehrliche Beamte, dann eine gesunde Währung: Das mutz die Losung sein. Einstweilen hören wir von Zeit zu Zeit nur, daß wieder ein Mann damit beauftragt sei, sich über die Sanirung der Finanzen seinen weisen Kopf zu zerbrechen; doch Erfolge sehen wir nicht. Im Gegentheil: von Tag zu Tag wirds schlechter; das früher gute Silber wird jetzt durch erbärmliche Legirungen im Werth herabgemindert. Ter Zuschauer muß sich in den> schwärzesten Pessimismus gewöhnen; wer hier draußen dem Treiben zusieht, Hais schon längst gethan. Aber ist das Handeln der Europäer auch nur logisch haltbar? Heute rufen wir den Leuten in die Ohren: „Sanirt Eure Finanzen; so geht eA nicht weiter!" Morgen geben wir uns die erdenklichste Mühe, den Chinesen unser Geld in den Rachen zu werfen, und balgen uns, wie Hungernde um Brot vor Bäckerthüren, um jede Anleihe. Der Chinese lächelt still und zieht seine Konsequenzen» Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Hardeu in Berlin. — Berlag der Zukunft in Berlin» Druck von G. Bernstein in Berlin.



Mlesiazusen.  
er an der Oberfläche haftende Blick mag wähnen, daß eine alte Utopistenforderung der Erfüllung hitzig entgegemeife. Wie lange wird schon die politische Gleichberechtigung der Frauen verlangt? Masfenhall hat das Verlangen jedenfalls schon, seit auf dem Sozialdemokratenprogramm die Wahlberechtigung aller Zwanzigjährigen als allein menschenwürdig dekretirt wird. Und seit in Sacks eingenähte Unholdinnen über die Erde (nicht doch: übers Pflaster der Großstädte) schreiten, wird die Forderung nach dem Frauenstimmrecht nicht nur aufgestellt, sondern auch verfochten. Trotz Allem: in der Politik der Männer hörte man nie davon. In der Zeitung stand das Wort „Frauenstimmrecht“ einmal, wenn Mangel an anderem Stoff genauere Berichterstattung über Frauenkongrefse erlaubte. Heute nun liest man fast so oft von der Frau in der Politik, wie man vom Grafen Zeppelin zu hören bekommt.  
Gaufest des Bundes der Landwirthe. Ein Festredner, der sein Publikum kennt, toastet auf die Damen. „. . . Aber nicht nur am Familienherde soll die Frau, die Jungfrau wirken. Auch wir, meine Damen, wir vom Bunde, können Ihre Hilfe nicht entbehren. Die Gleichgültigkeit der Männer zu bekämpfen: giebt es da wohl ein besseres Mittel als die eifrige Mitarbeit der Frau? li, meine Damen, in Ihre Hände ist eine gewaltige Macht gelegt. Und so wende ich mich an Sie mit der Bitte, sie auch zu gebrauchen. Sorgen Sie dafür, daß Ihr Gatte ein treues und eifriges Mitglied des Bundes der Landwirthe bleibt. Aber auch an die Unverheiratheten unter Ihnen wende ich mich. Keine treuagrarische Dame sollte ihrem Liebsten einen Kuß geben,



Die Zukunft.

ehe er nicht Mitglied des Bundes der Landwirthe geworden ist." Die Damen quieken, die Männer lachen dröhnend. Und der Redakteur vom nächsten liberalen Blättel tunkt zornmuthig die Feder, um gegen agrarischen Gewissenszwang das liberale Bürgerthum in Stadt und Land auf die Schanzen zu rufen. Das Alles ist schon oft gewesen. Jetzt auf einmal hat es Hall. Der liberale Redakteur am Großstadtblatt sekundirt den kleinen Kreiskollegen in Schimpf und Ernst. Und triuniphirt, als er drei Tage später von einer ähnlichen Rede in einer Centrumsfestversammlung berichten kann. Vom „konfessionellen Kuß" darf er sprechen und auf dem selben Blatte die Gleichheit der reaktionären Struktur im schwarz-blauen Block wieder nachweisen. Warum ist heute so anders als in den Dutzenden gleichartiger Fälle früher?

Kopenhagen. Sitzungsaal des Folkething. Das neue Kabinet Holstein-Ledreborg will sich dem Parlament vorstellen. Vollzählig sind die Minister, zahlreich, trotz der hochsommerlichen Zeit, die Volksboten versammelt. Laut und unruhig schwirrt das Gespräch. Plötzlich ein Auffahren, ein jähes Erstarren rings im Saal. Vor dem Präsidentenstuhl steht eine Dame. Eine grauhaarige. Mit der einen Hand hat sie die Präsidentenglocke gepackt. Groß, hochaufgerichtet steht sie da. Und spricht. Ruft eine scharfe Anklage in den Saal. Nicht allzu Phrasenhast: „Ehe Ihr Eure Arbeit beginnt, sollt Ihr Euch erst einmal schämen. Denn Ihr (der Blick wandert zur Mimsterbank) bringt Schande über unser Land. Aus Machtgier und Eigennutz feilscht und schachert Ihr um des Landes Wohl und Weh. Aber wir dänischen Frauen verleugnen und brandmarken Euch als vaterlandlose Söldner." Sie wendet sich um, reicht dem verdutzten Präsidenten die Glocke hinauf und schreitet schnell und unangefochten aus dem Saal, der unter dem wirren Tumult der Zurückbleibenden erdröhnt. Ost schon gewiß sind temperamentvolle oder gar hysterische Frauen (Fräulein Westenholz zählt wohl zur ersten Gruppe) empört gewesen über das Thun der Männer, die des Vaterlandes Geschick leiteten und bereiteten. Ein Zufall, daß gerade heute eine dieser Empörten den Entschluß zu so drastischer Bekundung ihres Unwillens fand?

In London wirbelt inzwischen Sankt Veitens Tanz. Nicht ob deutscher Dreadnoughts diesmal. „Votes i'oi- ^oien": gellt der Schlachtruf. Riesenversammlungen im Hyde-Park. Meist ist es aber die gleiche, nicht allzu große Schaar, die ihn schrillend hören läßt. Tage lang umlauern sie das Parlamentsgebäude, die Ministerpalaces. In alle Versammlungen, wo Minister reden, drängen sie sich ein und suchen mit ihrem Gellruf unerwünschte Störung zu schaffen. Im Luftballon fliegen sie über das Parlamentsgebäude und lassen Flugblätter hinabrieseln. Im Sitzungsaal der oominons schleichen sie sich auf die Galerie und der ^eakei- muß vom Wollsack aufspringen, um der Störung durch Geschrei und wirbelndes Papier zu wehren. Herrn Asquith



Ekklesiazusen.

lassen sie sich als Postpackete ins Haus schicken. Umzüge halten sie ab, bei denen die Schwestern, die ob des Groben Unfuges ein paar Tage ins Gefängniß wandern mußten, in der Gefangenenkleidung hoch zu Roß voranreiten. Der so höfliche Straßenpolizist hat schlimme Tage. Wehrt er den Manischen das Vordringen in den geheiligten Privatbezirk des Parlamentes oder der Minister, schützt er des englischen Bürgers oder der englischen Bürger oastls vorm Eindringen der Feindinnen, so fahren ihm kratzende Hände ins Gesicht und der Helm fliegt ihm vom Kopf. Manchmal muß er auf Dächer klettern, um dort zitternde, klitschnasse Frauen herunterzuholen, die oben die ganze Nacht im Regen harrten, weil sie einen Minister am anderen Tag so stören zu können hofften. SuN-s^ettes nennt sich die lärmende Sippe. Und hier ist kein Zweifel: so systematische Hysterie von Weibermafsen hat die nicht mehr ganz junge Erde noch nie gesehen.

Alle Anitas Augspurg schwimmen in Wonne und schreiben sich den Suffragettenlärm aufs Konto. Das dürfen sie ungescheut. Nicht die maßvolle Frauenrechtleri, die immerhin doch Einiges geleistet hat, errang diesen Erfolg. Das thaten die Radikalsten der Radikalen. Die, für die jedes Ding nur eine Seite'hat, die im Flachrelief die geknebelte, gegen ihre Fesseln anwüthende Frau zeigt. Die, für die eS keine Frauenprobleme mehr giebt, weil sie längst alle gelöst haben. Die, für die das ganze Menschenleben in all seiner Komplizirtheit gar nicht existirt, sondern nur eine kleine Summe abstrakter Formeln, mit denen sich prächtig rechnen, doziren und agitiren läßt. Ihre Stimme, die sonst nur unter Ausschluß jeder weiteren Oeffentlichkeit gellte (wenn man nicht gerade einem biderben Provinzschutzmann einen staat- oder sittengefährdcnden Eindruck zu machen wußte), findet jetzt im Suffragettenlärm den Widerhall, der über die Erde gellt. Den Erfolg heimsten sie ein.

Nur fraglich, obs wirklich einer ist.

Wäre es einer, so müßte er die Männer schrecken. Das thut er nicht.

Nirgends eilen die Mannsen auf die Schanzen, um die wüthige Phalanx der Weibsen abzuwehren. Sie können also offenbar nicht die leiseste Furcht haben, der Heereszug der LuMaFSttss möchte sich in den Siegeszug des Frauenstimmrechtes wandeln. Nun ist es schon oft so gekommen, daß die Herren von heute die Gefahr von morgen nicht merkten. Daß sie aus ihrer Apathie eist auffuhren, als die Hörner der Gegner von den Wällen des eigenen Lagers herabschmetterten. Auch hier könnte es so liegen.

Liegt aber nicht so. Wir haben ja eine lebende ZiM^o-etw in Berlin gehabt. Sie redete in einer Versammlung, der ein paar Hundert Menschen beiwohnten. Die Zeitungen stimmten am nächsten Morgen einen Lobgesang auf das Aeußere der Agitatorin an. Chic und niedlich. Und die Dame erzählte voll Stolz, daß der Heerbann der suM'AK6tt6s sich nicht etwa aus

37\*



Die Zukunft.

alten Schreckschrauben (so hart war der Sinn), sondern aus Damen der allerersten Kreise zusammensetzt. Und hier haben wir den Fingerzeig.

Die Forderung des Frauenstimmrechtes ist (in England) eine Angelegenheit der Damen geworden. Der Zweifltber ist in einem eingeschränkten Sinn zu verstehen. Man könnte ihn, wenn die Bildung erlaubt wird, durch „Snobin“ ersetzen. Um die weibliche Ausgabe des Snobs handelt es sich.

Wie kam Saul unter die Propheten? Die Snobin hat vielen Pflichten zu genügen. Sie muß stets to d^w gekleidet, ihr Haar, ihr Körper soignirt sein. Sie muß Theater und Rennplätze, Konzerte und in England wohl auch Kirchen besuchen. Muß die Reisezeit an den mondänen Plätzen verbringen. Muß Gesellschaften, 1^8, .jours Kxes geben und besuchen. Muß über Alles, was die Mode befiehlt, angenehm nichtssagend die anerkannte Meinung zu beplaudern wissen, sei ein Buch oder ein Sportsman, ein Maler oder ein Raubmörder, ein Kirchenredner oder ein Rennpferd gerade voS-ue. Das füllt die Zeit der Snobin voll aus; läßt aber im Inneren eine gewisse Oede, Unbefriedigtheit zurück. Auch einem Spatzenhirn enthält so kraftlose Kost auf die Dauer zu wenig Nährwerth. Und so sucht die Snobin stets nach Etwas, das ihr höhere Sensationen gewähren könne als die Nichtigkeiten des Tages. Der Ehebruch allein thuts auch nicht. Das Vergnügen, den angetrauten Snob mit einem anderen Snob zu betrügen, ist oft nur mäßig; das illegitime Glück der legitimen Langweile zum Verzweifeln ähnlich. Die gleichartige Möglichkeit für die Unverheirathete ist außerdem von der Gesellschaft in keiner Weise rezipirt. Und so stürzt sich die Snobin mit Emphase auf die Tagessensation» Lange hat sich hier die Religion als brauchbarer Lieferant erwiesen. Gesundbeten und Tischrücken« Der Salonmystizismus hat öfter geblüht als der Salonmaterialismus. Das Feld ist jetzt aber abgegrast. Wenn mans mit der Frauenrechtlerei versuchte?

Das Suffragettenthum hat es der Snobin im i^isi-r^ old VnA- lÄncl. angethan. Sie fand hier Alles, was sie brauchte: eine moderne Idee, radikal genug, daß sie sich selbst als deren Vertreterin imponiren konnte; Vertreterinnen dieser Idee von so fremdartigem Schlag, daß die Bekanntschaft höchlich amüsirte; die Gelegenheit, von sich reden zu lassen und doch Dame zu bleiben, schließlich auch die mystischen Schauer des Märtyrerthumes. Das sollte nicht locken?

Es lockte. Zu der kleinen Schaar der radikalen Vorkämpferinnen stieß der Heerbann der gelangweilt gewesenen und nun begeisterten Allesbeschnüfflerinnen. Jetzt konnte man in die Schlacht ziehen. Man zog. Und da der Engländer die persönliche Freiheit auch des Narren sehr hoch achtet, brachte es viel Spaß und wenig Leiden, in dieser Schlacht mitzukämpfen. Gewiß: es ist kein absonderliches Vergnügen, sich im Regen auf dem Dach eine Nacht



Ekklesiazusen.

433

durchzufrieren. Und auch nur drei oder vierzehn Tage im Gefängniß: amön  
ists im Grunde nicht. Aber LÄZdiouadls. Wenigstens heute noch. Und  
die Interviews, die Abbildungen in den illustrierten Zeitungen, der Vorrang  
im Demonstrantenzug: ist das Alles nichts?

Jetzt will man das Suffragettenthum nach Deutschland importiren. Mir  
scheinen Zeit und Ort schlecht gewählt. Die Zeit: die Forderung der votes  
Lor Nomen ist schon reichlich lange modern. Wie lange kann sies noch bleiben?  
Wie soll eine absterbende Mode noch locken? Und der Ort: Berlin, das schon  
ernstere Dinge totgeschnoddert hat. Berlin, das immer noch nicht einen so  
recht nennenswerthen Prozentsatz an Snobs und Snobinnen aufweist. Berlin,  
die Stadt der klassischen Schutzmannsgrobheit, die das politische Märtyrer-  
thum recht unangenehm machen dürfte. Vielleicht ist deshalb auf das große  
Spektakulum, das für die deutsche Reichshauptstadt angekündet war, verzichtet  
worden. Sehr weislich. Die Ausführung wäre verpufft. Was Andres suche  
zu ersinnen, des Chaos wunderliche Tcchter! Sie wirds schon finden. Wir  
warten in heiterer Skepsis.

Aber das Problem des Frauenstimmrechtes ist noch lange nicht zu Ende  
durchdacht und durchdebattirt. Kein Zweifel, daß einiges Gesunde in ihm  
steckt. Warum sollte dies Gesunde nicht heraus erkannt und herausgeholt werden?

Die matzlose und bomirte Art der gerühmtesten Vorkämpferinnen verstimmt  
freilich. Wer sich dem Problem nähert, wird von den gellen Stimmen der  
Prophetinnen wieder fortgescheucht. So lange nun gar die Snobinnen diese  
Prophetinnen umweitstanzen, wird kein Ernsthafter die leiseste Neigung haben,  
sich mit dem Problem auseinanderzusetzen. Erst wenn die Luft wieder rein  
ist von dem englischen Nebel, wenn die biderben Scherze ländlicher Agitatoren  
wieder höchstens bis zur nächsten Kreisstadt ein Echo finden, wenn die Westen-  
holtzs wieder ihren ehrlichen oder hysterischen politischen Unwillen im Kreis  
der männlichen Familienmitglieder verspritzen: erst dann wirds mit der Er-  
örterung des Frauenstimmrechtes ernst. Erst wenn die suSi-Ag-sUs verschwand,  
kann das weibliche suSi-A^wm. möglich werden.

Johannes W. Harnisch.



Die Zukunft.

Ein Erlöser von der Frauenemanzipation,

MA n der Literatur der Gegenwart erregt jede geistige Verwegenheit, jedes originelle Draufgängerthum, mag es auch nur ein temperamentvoller Purzelbaum oder eine fossile Naivetät sein, lebhaftes Interesse. Der Aufsatz des Sanatoriumsleiters Di'. Georg Groddeck, das Fragment aus seinem Buch „Hin zur Gottnatur“, hat denn auch beinahe sensationell gewirkt. Von einem ethischen Furor durchtränkt, mit stolzer Souverainetät in einer bestechenden Form vorgetragen, schmeichelt er sich bei Ethikern und Aestheten ein.

In zwei Hauptthesen konzentriert sich Groddecks Glaubensbekenntniß vom Weibe. Ein Nehmen ifts und ein Geben. Er nimmt ihm die Persönlichkeit.

Das Weib ist keine Persönlichkeit; niemals. Feurig beschwört er den Leser, an ihrer UnPersönlichkeit festzuhalten, daran, daß sie nicht schaffen kann, daß sie nur ein Nebenumstand in der Schöpfung ist (er nennt sie „eine vorübergehende Erscheinung“); denn sie hat keine Persönlichkeit.

Dächte ich dabei an Peter Schlemihl, es wäre nicht zutreffend. Schlemihl verlor nur seinen Schatten, die Frau aber verliert, nach Groddeck, ihre eigentliche Wesenheit und behält nur den Schatten.

Die Frau ohne Persönlichkeit! Das klingt fast wie eine Jahrmarkts- oder Panoptikums-Reklame. Eine Frau ohne Unterleib machte im Panoptikum Furore. Die Persönlichkeit des Menschen ist seine Seelenhaut. Kaltblütig zieht dieser Herr sie dem Weibe ab.

Groddeck als Geber. „Gottnatur“ giebt er der Frau. Sie ist Herrliches, unnennbar Heiliges, Madonna; sie ist wie der Sternenhimmel, wie die Sonne, das Meer und so weiter: sie ist Gott, Gottnatur. In der Bibel steht: Den geistig Armen (dem Antifeministen sinds die Frauen) gehört das Himmelreich. Der liebe bescheidene Mann begnügt sich mit dem Erdenreich. Aufrichtig gesagt: Ich glaube weder an die grandiose Heiligkeit der Frau noch daran, daß sie der Persönlichkeit bar ist. Ich glaube nicht, „daß es Pflicht des Weibes ist“, mit allen Mitteln, die je Frauenlist gefunden und erdacht, einen Mann zu gewinnen, und daß Dies „das Ziel aller weiblichen Erziehung sein sollte.“ Abgesehen davon, daß Männerfang und Gottnatur sich nicht gut reimen: müßte bei dieser Jagd nach dem Manne nicht ein Sturz der Ethik erfolgen, der die gepriesensten Zierden des Weibthumes, ihre veilchenhafte Bescheidenheit und lillienhafte Reinheit, ihre mimosenhaft keusche Zartheit unv alles Aehnliche miterschläge?

Ich glaube nicht daran, daß die Frau „von ihrem erstxn Kind an ein Gemisch von Mädchen und Mann wird“ Für „eine wissenschaftlich festbegründete und unumstößliche Thatsache“ hält Groddeck dieses neckische Naturspiel. Du lieber Gott! Die Richter und Inquisitoren, die einst die Hexen-



Em Erlöser von der Frauenemanzipation.

435

morde verübten, hielten auch die Hexerei für eine wissenschaftlich festbegründete und unumstößliche Thatsache. Und ehrenwerthe Männer waren sie Alle. Und in der That: Weiber ohne Persönlichkeit mit einem Heiligenschein, auf Männerfang dressirt, als Mütter halb Mädchen, halb Mann, sind sie nicht etwas hexenähnlich, fabelwesenhaft? Und hat nicht Groddeck in seiner Physiognomie einen leisen, feinen, schwärmerischen Hexenrichterzug?

Ich glaube nicht, „daß die Frau nur zum Dulden und Tragen und Dienen und zu nichts Anderem geboren ist“. Groddeck sagts; und Groddeck ist ein ehrenwerther Mann.

Weh, Weh, dreimal Weh über Euch Frauen, die Georg Groddeck mit einer Dornenkrone befüllt, während er für die männlichen Glatzen den Lorber bereit hält! Dornenkranz und Heiligenschein!

Nicht wahr, meine lieben Schwestern, Ihr ambitionirt nicht, zum Stamm der Christus zu gehören und durch sieben Schwerter in der Brust die Madonna zu markiren? Als einfache Menschen, gleich Euren Brüdern, flechtet Ihr gern, ab und zu wenigstens, roth; Rosen in die Passionblumen. Freude ist die Desinfektion der Seelen, die schwerblütig und beladen sind. Haltet den Dieb, Ihr Frauen, der sie Euch stehlen will. Henkt ihn!

Selbst Elefant und Kamel sind nicht dazu geboren, Lasten zu tragen.

Tragen sie sie doch, so ists, weil sie ihre Kraft nicht kennen. Gerathen sie in Wuth, so zermalmten sie wohl ihre Herren und Wächter.

Warum lernt Ihr Eure Kraft nicht kennen, warum gerathet Ihr nicht in Wuth, meine sanften Schwestern, auch dann nicht, wenn der ehrenwerthe Herr dekretirt, daß „die Frau nur Pflichten hat, aber keine Rechte“. Wer weigert Euch Rechte? Der Mann. Kann er es? Ja, er macht die Gesetze.

So entrafßt ihm das Monopol der Gesetzgebung (und müßtet Ihr als Suffragettes die Werbetrommel rühren). Monopole sind Hemmschuhe der Entwicklung. Mit diesem Monopol bildet das starke Geschlecht einen Männertrust, der sich gegen die Beteiligung der Frau an den gewinnbringenden Geschäften des Lebens wendet.

Meint Ihr Brüder vielleicht, je weniger Lebensfreuden Euren Schwestern zufallen, desto mehr werden auf Euch kommen? Las ich doch einmal, daß die Frauen resignirter stürben als die Männer, weil sie mit dem Leben keine Genüsse aufzugeben hätten.

Wäre der Verfasser des Artikels „Die Frau“ ein Semit, so würde ich ihn für einen in den Traditionen seines Volkes Befangenen halten. Die männlichen Juden dankten in ihrem Gebet Jehova, daß er sie nicht als Weiber schuf.

Ich glaube nicht, daß es „sinnlose, verruchte Phrasen sind, daß das junge Mädchen aus Liebe Heirathen soll“. Ich glaube nicht, daß die Liebe, die zur Eheschließung führt, „ein Verbrechen ist, da der einzige Sinn der Ehe



Die Zukunft.

ein wohlgerathenes Kind ist". Es entbehrt nicht einer gewissen Brutalität, wenn Troddeck der keuschen, zärtlichen Jungfrau zumuthet, den Akt der Liebe als eine maschinelle Prozedur zum Zweck der Erzeugung tüchtiger Kinder aufzufassen. Ein Helotendienst, den das Weib der von Groddeck verheiligten Gattung schulden soll. Fast könnte man dabei an eine Sitte des Altertums denken, die die Defloration der Jungfrauen (Priester vollzogen sie) zu einem religiösen Akt stempelte.

Ich glaube nicht, daß das Weib in der Zeit der Menstruation „unzurechnungsfähig ist, an Körper und Geist völlig zerrüttet und in Aufruhr gebracht, einem periodischen Raptus" verfallen. Warum ich es nicht glaube? Raptus hin, Raptus her: meine Köchin kocht in den ominösen Tagen (Groddecks wahrscheinlich auch), meine Näherin näht, drüben die ältere Tochter unterrichtet, eine jüngere ist in der Schule eifrige Lernerin. Die Schauspielerin spielt, die Telphonistin telephonirt, die Frauenrechtlerin hält einen Vortrag: und Niemand ahnt etwas von den fürchterlichen, ans Irrenhaus streifenden Zuständen dieser traurigen Geschöpfe.

Glaubhaft, daß Groddeck in seinem Sanatorium mit tzyperhysterischen andere Erfahrungen gemacht hat. Vielleicht ist ihm einmal eine Raptusinhaberin zu Leibe gegangen. Gewiß (ich nehme es an) dispenfirt er seine Krankenwärterinnen, während sie den „Raptus" haben. Er wird auf seine Kranken doch nicht Furien loslassen.

Sollte Herr Groddeck unvermählt sein, so wünsche ich ihm als Gattin eine starke Persönlichkeit (keine Xantippe, da ich nicht rachsüchtig bin). Und er wird den Weg nach Canossa, so Gott und seine Frau will, antreten.

Die Renaissance des Oesterreicherthumes.

^^Has Auferstehen von Toten ist ein Wunder. Dabei macht es keinen Unterschied, ob es sich um Menschen oder um Gefühle handelt. Solche Wunder kann man nun manchmal in Oesterreich erleben, wo das Unnatürliche auf der Tagesordnung steht und das Selbstverständliche im Glanz des Ungewöhnlichen in die Erscheinung tritt. Pocht in anderen Siaaten der Feind an die Thore, dann erhebt sich Jung und Alt zur Vertheidigung des Vaterlandes. Keinem wird einfallen, von einem außergewöhnlichen Ereigniß zu reden. Heißt das Land jedoch Oesterreich, dann ändern sich sofort die Verhältnisse. Als während der frostigen Winterzeit das übermüthige, aufgestachelte Serbenvolk gegen das Reich der Habsburger die Läufe frisch gelieferter Kanonen drohend richtete, fühlte man zwischen der Elbe und Adria das Wesen eines fremden, belebenden, aufrichtenden Geistes. Ohne Sang und Klang war vor Jahren das alie gute Oeflerreicherthum begraben worden: und nun hatte es den Deckel der kalten Gruft gesprengt. Im Drang kritischer Hedwig Dohm.



Die Renaissance des Oesterreicheithumes.

437

Tage konnte man diesem Geschehniß nicht nachsinnen; man vermochte nicht einmal seine Bedeutung voll zu erfassen. Rief nur die Noth des Augenblickes die Bedrohten zu gemeinsamer Abwehr zusammen? Oder liefen aus dem Schlaf Geweckte, noch Träumende hinter dem zuversichtlich starken Baron Aehrenthal her, der so hell wie Keiner vor ihm die Siegestrompete blies? Die Zeit der Mobilisirung war für nachdenkliche Betrachtungen nicht geeignet. Man freute sich nur, daß Alles so glatt ging und daß der Koloß Oesterreich-Ungarn, den sich Viele wie das Reich des Zaren auf thönerren Füßen ruhend dachten, kräftig zu marschiren verstand. Doch jetzt sind die Wolkenfchwadcn längst verssogen. Alle Unruhe ist verschwunden und der sich sicher führende Bürger denkt nicht mehr an Krieg und Kriegsgeschrei. Da ist wohl die Stunde gekommen, nachzudenken, welche Ursachen die Renaissance des Oesterreicherthumcs bewirkt hatten.

Suchen wir uns zuerst in die Stimmungswelt vergangener Tage zurückzusetzen. Der politische Grundton in dem Länderkonglomcrat der Habsburger war ein durch Sorglosigkeit gemilde:ter Pessimismus. Fürst und Volk konnten sich keims ruhigen Lebens erfreuen. Das Wort Türkermoth vermag heute nicht mehr all die Schnecken auszudrücken, die es für ferne Jahrhunderte enthielt. Um seinen ganzen Sinn zu begreifen, mutz man sich erst mühsam in die Tage zurückträumen, da Wien mit seinen Wällen und Thürmen noch eine Grenzfestung war. Wie oft schien es, als würde das Kreuz, das die Habsburger fest in Händen hielten, verschwinden und der Halbmond über den Thälern und Bergen Mitteleuropas aufleuchten! Aber nicht nur die grüne Fahne des Propheten zog Unheil verkündend von Ost nach West. Wer kann mit wenigen Sätzen ausdrücken, welche Gefahren sonst noch über die Lande der Habsburger hinzogen? Maria Theresia schrieb in reiferen Jahren: „Nicht mehr als etliche Tausend Kronen waren in den Kassen; der in- und ausländische Kredit fast völlig zu Boden; wenig Einigkeit unter den Ständen und Ministern; das Volk in der Hauptstadt so zaumlos wie schwierig und auf die nämliche Art fast in denen Ländern; kurz: Alles sah einem allgemeinen baldigen Verfall und Zerrüttung gleich." Das war anno 1740. Unter solchen Verhältnissen konnw sich kein beruhigender Optimismus einleben. Als das große Gewitter der Revolution über Frankreich niedergegangen war, kamen die am Klarsten Denkenden im Kaiserstaat vollends aus dem Gleichgewicht. In den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts hatte man nur das dumpfe Gefühl, daß tiefgehende Wandlungen im Bilde des Staatslebens bevorstünden. Man ahnte das Erwachsen neuer gewaltiger Probleme, ohne auch nur die Richtlinien der Zukunftsentwicklung erspähen zu können. Ter Zustand der Unsicherheit wurde ärger. Darunter litten Fürst und Rathgeber. Nichts ist lehrreicher als ein Blick in die Tagebücher des Freiheirn Karl Friedrich Kübeck voll Kübau, der dreier Kaiser von Oesterreich vertrauter Rathgeber war. Wo man sie auch aufschlägt: auf jeder Seite fast wird man an das Nahen einer Revolution erinnert, über deren Charakter keine Klarheit besteht. In dieser drückenden Ungewißheit erlahmten die Fähigkeiten und man dachte nicht an vorbauende Neuerungen; man bohrte sich ins Alte noch tiefer ein. Kaiser Franz sagte, wie Kübeck berichtet, am Beginn der dreißiger Jahre: „Jetzt ist keine Zeit zu Reformen; die Völker sind wie schwer verwundet" Nicht weniger instruktiv wirken die jüngst veröffentlichten Tagebücher des Grafen Prokesch von Osten. Die Eintragung vom elften Januar 1831 lautet: ^Diskussion mit Baron Marschall (einem österreichischen Diplomaten) über den Stand der europäischen



Die Zukunft.

Verhältnisse. Er steht den Untergang der österreichischen Monarchie als unaufhaltbar nahend an. Schreiten wir mit dem Zeitgeist vor, so zerfällt unser Ländergebiet: schreiten wir nicht mit, so werden wir erdrückt." Aehaliche Klänge kann man aus den vertraulichen Aeüßerungen Metternichs heraushören. Die nachgelassenen Schriften des Staatskanzlers sind von bösen Ahnungen erfüllt. Der Pessimismus, der vor dem Jahr 1848 geherrscht hatte, verschwand auch nach der Revolution nicht. Im Lauf der Jahre griff die trübe Vorstellung der schwankenden Existenz Oesterreichs-Ungarns auch auf das Ausland über. Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst erzählt im zweiten Band seiner Denkwürdigkeiten, daß er im Jahr 1892 in Wien die Frage zu beantworten suchte: „Sind Anzeichen vorhanden, daß der Zerfall der österreichischen Monarchie jetzt eine raschere Gangart einschläge?" Da können die wunderlichen Meinungen, die sich in England und Frankreich verbreiteten, eigentlich gar nicht mehr befremden. In diesem Zusanunenhang betrachtet, werden, zum Beispiel, die Schriften André Ch<sup>^</sup>radames, die sonst absurd erscheinen müßten, einigermaßen verständlich.

Die pessimistische Grundstimmung schloß aber ein starkes Vaterlandgefühl nicht aus. Bon den Deutschen Oesterreichs war der Staat vornehmlich aufgerichtet worden; ihr Blut gab das Bindemittel, das die einzelnen Länderblöcke zusammenhielt. Die Deutschen fühlten sich als Träger Oesterreichs, in ihnen lebte ein kräftiges Staatsgefühl; aus ihrem Kreis wuchs die seltsame, leider bisher noch zu wenig unterdrückte Pflanze des alten Oesterreicherthumes hervor. Wann immer eine Woge patriotischer Begeisterung über das Reich der Habsburger hinfloß: die Deutschen hatten sie zum Aufschäumen gebracht. In der Zeit Napoleons sangen deutsche Dichter die anfeuernden Freiheitlieder. Deutsche haben die feinste Blüthe der vaterländischen Geschichtschreibung bewirkt, die nach den Franzosentagen ausbrach. Selbst in den bangen Jahren der Gegenrevolution waren die Deutschen enger als alle anderen Volksstämme mit dem Staat verwachsen, wie schmerzlich sie auch den Druck der starren Autoritätsherrfchaft empfinden mochten. Die Vorbedingung der absolutistischen Machtentfaltung war im Kaiserstaat die Durchsetzung centralistischer Verwaltungsprinzipien: und der Centralismus hat nicht aus Liebe, sondern aus praktischen Rücksichten das Deutschthum gefördert. Durch die Revolution war die bevorzugte Stellung des ersten Kulturvolkes Oesterreichs geschmälert worden; doch brachte die Umwälzung bürgerliche Rechte. Der Absolutismus nahm nach 1848 die bürgerlichen Freiheiten, aber er VerHals zur alten nationalen Vormacht.

Doch die entwickeltste Nation Oesterreichs, die den Parlamentarismus vor der Revolution so heiß ersehnt hatte, wünschte ihn dennoch mit nur künstlich unterdrückter Leidenschaftlichkeit zurück. Aber mit dem neuen Beginn des Verfassungslbens dämmerten auch ernste Sorgen auf. Nach der Wiederaufrichtung der Konstitution ging es mit einigen Unterbrechungen anderthalb Jahrzehnte leidlich fort. Mehr der Abstinenz treibenden Unklugheit der Czechen als der eigenen Stärke konnten eS die Deutschen danken, daß sie den Staat weiterhin beherrschen durften. In diesen anderthalb Jahrzehnten erreichte das Oesterreicherthum seinen stärksten politischen Ausdruck. Die Deutschen fühlten sich so ganz als Oesterreicher und sahen die westliche Reichshälfte so sehr als ihren Staat an, daß sie die Schaffung nationaler Schutzwälle unterließen. Bald sollte sich die Arglosigkeit bitter rächen. Gegen Ende der fiebenziger Jahre brach das schwache Gebäude des deutsch-liberalen Regimes zusammen. Die neuen Mächte, die aus den Ruinen emporstrebten, führten einen



Die Renaissance des Oefterreicherthumes.  
vollständigen Umschwung herbei. Graf Taaffe, der früher in deutschen Ministerien  
gesessen hatte, begann, den Deutschen Oesterreichs den Sarg zu zimmern. Der  
Einheitsstaat wandelte sich allgemach in einen Völkerftaat um und der Schutt, der  
beim Niederreißen Jahrhunderte alter Gebäude herabfiel, bedrohte die Köpfe deA  
Volkes der einstigen Reichsbaumeister. Die Deutschen mußten zurückweichen.  
Nun fing eine neue Periode im politischen Denken dieser Nation an. Die  
Kraft, die sich nicht mehr schöpferisch ausleben konnte, drängte zu radikalen Nega-  
tionen. Eine deutschnationale Bewegung entstand und allgemach verlöschten die  
Lichtlein des Altösterreicherthumes. Man fing „Deutschland, Deutschland über  
Alles“; immer weitere Kreise der Intelligenz, besonders der Jugend, begannen, sich  
geistig von Oesterreich loszusagen. Der Bismarckkult griff um sich; Richard Wagner,  
der Bielen durch seine unsterblichen Werke theuer geworden, wurde aKs nationaler  
Verkünder und Erwecker gefeiert. Georg von Schönerer konnte auf seine größten  
Erfolge blicken. Die „Wacht am Rhein“ erschallte, wo immer sich in den achtziger  
Jahren deutsche Jünglinge zusammenfanden. Aus bewußten, ja, verliebten Oester-  
reichern waren nackensteife Söhne einer bestimmten Nation geworden. Weil d«5  
früher theuere Vaterland zu eng wurde, suchte man sich auf den weiten Fluren  
eines Staates der geeinigten Deutschen heimisch zu machen. Bismarcks urgewaltige  
Schöpfergabe hatte aus Trümmern das Deutsche Reich gar herrlich aufgerichtet;  
jetzt schwärmte man schon von einem größeren Deutschland. Oesterreich entschwand  
vielen Blicken, weil sich dichter Nebel der Verzweiflung über dieses in einem da-  
mals noch unverstandenen Umbau befindliche Staatswesen senkte.  
Bei den Deutschen war das Oefterreicherthum erstorben; bei den im raschen  
Vormarsch begriffenen anderen Völkern kam es noch nicht zur Geltung. Die Polen,  
die unter den österreichischen Slaven die stetigste nationale Kulturarbeit hinter  
sich hatten (das traurige Schicksal der Geschichtslosigkeit blieb ihnen erspart), standen  
ihrem neuen Vaterland fremd gegenüber. In ihnen glomm die Hoffnung, daß  
Polen noch nicht verloren sei. Daher konnten sie nur mit halbem Herzen bei der  
neuen Reichsgemeinschaft sein. Auch fühlten sie sich noch nicht gesättigt; Eroberung-  
pläne beschäftigten ihre Hirne. Es gab ja mancherlei nationale Arbeit; man nutzte  
sich also mit Sonderbestrebungen beschäftigen. Für die Czechen wurde nun zum  
frohen Tanz aufgespielt. Dieses Volk hat in wenigen Jahrzehnten das fast ver-  
loren gegangene Nationalbewußtsein zur mächtigen Flamme angefacht. Doch die  
nationale Erneuerung war noch nicht zur Vollendung gediehen. So absorbierte  
die völkische Bethätigung alle Kraft der Köpfe und alle Gefühle der Herzen. Auch  
wollte man sich mit den bedeutenden Errungenschaften, die jedes Jahr in seiner  
Chronik verzeichnete, nicht zufrieden geben. Mit dem Essen wuchs der Appetit.  
Statt dankbar zu sein, grollte man über die Dürftigkeit der Tafel. Oesterreich  
wurde nicht jauchzend umworben, nicht wie eine liebende Mutter überschwänglich  
ans Herz gedrückt, sondern kalt zurückgestoßen. Einzelne undankbare Fanatiker  
dachten sogar über den Staat wie Franz Moor über seinen Vater. Auch die Süd-  
flaven waren nicht befähigt, dem verschwindenden Oefterreicherthum Heimstätten  
zu eröffnen. Von den Ruthenen aber, dm Parias, konnte man einen flammenden  
Patriotismus nicht erwarten. Dieses Bauernvolk stellte zwar für Kaiser und Reich  
tapfere Soldaten; aber die bedauernswerthen ostgalizischen Dorfproletarier hatten  
von dem Segen rechtsstaatlicher Kultur wenig erfahren. Die Ruthenen zitterten  
in Oesterreich vor den Polen wie in Rußland vor dem Zaren. Welche krause Vor-



Die Zukunft.

stellungen nutzten sich da von Kaiser und Reich festsetzen? Kein Wunder, wenn diese zur Treue geborene, nicht durch SeZbstdenken erzogene Nation bei Heimath«lichen Festen Fahnen folgt, die das Bild des Nationalhelden Jan Mazeppa zeigen...

Die nationalen Einzelbewegungen hatten also wirklich das gesamtftaatliche Sühlen erstickt. Trotz Alledem lebte der Staat weiter; oder er vegetirte doch. Die vielen Theile wurden nicht durch einen lebendigen Gemeingeist zusammengehalten, sondern nur durch die eherne Notwendigkeit zusammengezwängt. Tie Bürger wirkten und strebten wohl in Oesterreich, aber Oesterreich lebte nicht in den Bürgern. Das heilige Feuer des Patriotismus, das früher von den Deutschen unterhalten wurde, war verloschen, weil man seine Wächter aus dem Tempel gestoßen hatte.

Die rastlose Zeit, die der Erde das starre Panzerkleid des Winters umlegt, bringt auch das keusche Erwachen des Frühlings, die fröhlich aufquellende Lebensfreude. Sie reißt Wunden auf, daß das Blut hoch aufspritzt, und sorgt dann dafür, daß die Schmerzen vergehen und die Oeffnungen vernarben. So bemächtigte sich auch der tief gedemüthigten, in ihrem starken Glauben erschütterten Deutschösterreicher nach fast zwei Jahrzehnten der geistigen Vaterlandflucht eine neue Gesinnung.

Der kühne Vorstoß der vereinigten Slaven, der in den Tagen des Graf Badeni gewagt wurde, hat die Deutschen aus Nebelträumen aufgescheucht und zu einer aktiven Politik der Gegenwehr gezwungen. In dem Kampf gegen die Sprachen«Verordnungen lernten sie erst die in ihnen schlummernde Kraft erkennen. Einem Volk, das solche Energie entfalten konnte, brauchte um die Zukunft nicht bang zu sein; denn ein Staat, der so sehr von einem Theil seiner Bevölkerung abhängt, muß gewisse Rücksichten walten lassen. Wohl mag es vorkommen, daß man sich an nnantafthbarcn Rechten frevelhaft versündigen will, aber es wird nicht gelingen, den Vorsatz auszuführen. Es muß beim Vorhaben bleiben. Diese Erkenntniß kam aufmunternd dem Gefühl zu Hilfe, das den Teutschösterieichern tief in die Brust gesenkt ist. Die Liebe zum heimathlichen Boden erscheint in den deutschen Gauen zwischen den Sudeten und dem Karst wundervoll entwickelt; und wie die Heimathliebe fest wurzelt, so ist auch das Vaterlandgefühl gut verankert. Man kann das natürliche Empfinden wohl für einige Zeit überschreien und zurückdrängen, doch nur scheinbar ertöln. Mit ihrem Selbstvertrauen fanden die Deutschen wieder ihr Vaterland. Und nun begann man, ruhiger zu überlegen. Was war geschehen? Die Slaven hatten sich in den Sattel geschwungen, um zu reiten; sie wollten nicht mehr Fußvolk sein. Könnte man ihnen Das verargen? Sie verlangten nach eigenen Richtern, nach eigenen Beamten, sie suchten ihrer entwickelten Sprache Vollwerthigkeit zu erringen. Die Art, wie Das geschah, war verwerflich; die Rücksichtslosigkeit forderte schroffe Zurückweisung. Aber man fing doch an, das Recht der Nationen auf nationales Eigenleben auch für Oesterreich gelten zu lassen und den Grund des Nebels nicht in den Personen, nicht nur in den Ambitionen, sondern vor Allem in den unzweckmäßigen Einrichtungen des Staatswesens zu erkennen, vi-. Karl Renner sprach zuerst klar und scharf aus, was Viele dachten; er baute in der staatsrechtlichen Theorie ein Oesterreich der nationalen Autonomie auf und zeigte, daß darin das Glück und der Friede Wöhren müßten. In den Kreisen der Intelligenz gewann der neue Prophet bald überzeugte Anhänger. Doch noch größer war sein Erfolg, als die Sozialdemokratie seine Ideen aufgriff. Das eben ist das Charakteristische dieser Epoche, daß die industrielle Arbeiterschaft und die klerikale Landbevölkerung, vereint mit dem städtischen Mittelstand, an Macht gewannen. In diesen



Die Renaissance des Oesterreicherthumes.

441

beiden Heerlagern herrschte jedoch ein in nationaler Hinsicht versöhnlicherer Geist. Gewiß: noch immer gab es eine starke Gruppe intransigenter Deutschen, in der das Oesterreicherthum keinen Platz fand und der alldeutsche Gedanke siegreich blieb. An des zwanzigsten Jahrhunderts Anfang feierten die Alldeutschen sogar große Wahlerfolge. Dann fingen die persönlichen Zänkereien der Führer an, ein Selbstzerfleischungprozeß begann, Schmutzfluthen ergossen sich und arger Gestank stieg empor. Deutsche Treue war hier nicht am Werk, deutsche Charakterfestigkeit waltete da nicht. Mit Abscheu wandten sich Viele ab. Tastend fanden sie sich wieder inK alte Oesterreich zurück, das freilich nicht mehr dem Oesterreich der alten Zeit glich. Doch mit der Beseitigung des seelischen Zwiespalts hatte es noch nicht sein Bewenden. Das Oesterreicherthum erwachte nicht nur neuerdings, sondern überwand sogar den müden Pessimismus, den es immer wie Bleigewichte mit sich geschleppt hatte. In den Tagen der langwährenden ungarischen Krise wurden in Cisleithanien großösterreichische Wünsche wach und von den Deutschen vertreten. Man glaubte, daß der gar oft totgesagte Staat, der im Jahr 1867 in zwei Theile zerrissen ward, nicht zerbröckeln, sondern in einer wohlgegliederten Einheit aus den Stürmen und Erschütterungen hervorgehen werde. Oesterreich hatte endlich einen Platz in der Zukunft; man vertraute auf das Vaterland. Als dann das verfallene Parlament der Prioilegirten abgetragen wurde, damit für eine ungekünstelte Volksvertretung Raum werde, als sich Oesterreich leicht wie ein gelenkiger Jüngling die bunt zusammengeflickten Kleider der politischen Sonderrechte auszog, um in ein weites schönes Gewand von modernem Schnitt zu schlüpfen, da verflüchtigte sich die Skepsis. Man fühlte sich stark genug, zu Oesterreichs Heil und Frommen noch mehr zu leisten. Jeder hoffte nach seiner Art. Neben den politischen Erscheinungen darf ein anderes Moment nicht übersehen werden. Der Staat fand in dieser Zeit einen Historiker, der die Fähigkeit besaß, das Interesse für die vaterländische Geschichte zu erwecken. Anton Springer, der ein lesenswüthiges Werk über das Oesterreich in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts geschaffen hat, sagt in seinen Memoiren: „In Wahrheit schrieb ich eine lange Krankheitgeschichte. Warme Brusttöne anzuschlagen, die Leser zu erheben und zu begeistern, sie von Szenen siegreicher Tapferkeit zu solchen des nationalen Stolzes und der patriotischen Hingabe zu führen, blieb mir versagt." Dem Buch fehlt es an aufrüttelnder, mitreißender Zuversicht. Stille Resignation liegt über ihm. Springers Nachfolger konnten den Weg zum Herzen des deutschen Volkes nicht finden. Der emsige klerikale Gelfert ließ kalt, Krones hatte auf seiner Palette zu wenig Farben, Rogge spie Gift aus. Auch Mayer blieb in der ersten Auflage seines Geschichtswerkes bei einem trockenen Ton. Da lam Einer, der den Pinsel zu führen verstand, der seine Bilder fein zu nuaneiren wußte, der mit dem Herzen schrieb. Heinrich Friedjungs „Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland" ist kein Werk, das man in das für die herkömmliche patriotische Literatur bestimmte Fach steckt. Es enthält gar manche wuchtige Anklage, die aber nicht kalt hervorquillt^ sondern von glühender Liebe erfüllt ist. Es lehrt Oesterreichs Fehler erkennen, zeigt aber auch Oesterreichs Vorzüge. Und vor Allem: es umgiebt die Zukunft nicht, mit Hoffnungslosigkeit. Dieses Werk hat eine weitere Verbreitung gefunden als irgendeine andere Oestsrreich gewidmete historische Arbeit; es hat Schule gemacht. Friedjung selbst ist bei dem ersten Werk nicht stehen geblieben, trotzdem ihm kein auguftisch Alter blühte und keines Medicäers Güte lächelte.



Wie in der Geschichtschreibung, so machte sich in der schönen Literatur ein neuer Zug bemerkbar. Von den großen österreichischen Dichtern, die uns theuer sind, hat keiner die Flamme der vaterländischen Begeisterung angefacht. Grillparzer war zwar das Fleisch gewordene Oesterreich und seine Werke sind das beste Spiegelbild der Zeit. Aber seine Epoche kannte neben Zuneigung viel Haß, neben Begeisterung dumpfe Verzweiflung. Die Epigramme des einsam wandernden Dichters enthalten hundert Wahrheiten, doch auch hundert Stachel. Es ist vergränte Liebe, schmerzvolle Innigkeit, ein Leben voll Hingebung und Enttäuschung. Aus Grillparzers Büchern können nur die ganz Wenigen, die tief zu graben verstehen, Trost und Aufmunterung herausholen. Die anderen Meister haben überhaupt nicht versucht, sich mit Oesterreich eingehender auseinanderzusetzen. Rosegger hat wohl die grüne Steiermark besungen; doch nur sie, nicht Oesterreich, beschäftigte sein dichterisches Auge. Die wiener Dichter blieben mit ihrem Interesse wieder am Stefansthmm hängen. So fehlte es in Oesterreich an einem österreichischen Dichter, bis die Zeit auch hier Wandel schuf. Wie ein Herold, der einem Zuge voraneilt, sprengte Rudolf Hans Bartsch einher. Seine „Zwölf aus der Steiermark“ und gar seine „Haindlkinder“ sprachen die in der Literatur fremde Sprache des warmen Oesterreicherthums. Was man vor zehn Jahren wahrscheinlich nicht ohne Protest hingenommen hätte. Das wurde jetzt mit jubelnder Begeisterung gehört. Der selbe Bartsch, der den alten Haindl, den guten Deutschösterreicher, mit so viel Liebe vor uns hingestellt hat, war vor einigen Jahren noch ein an Oesterreich Verzweifelter, ein Irrender. Damals erschien anonym sein Buch: „Als Oesterreich zerfiel... 1848“ und dieser Titel sagt schon Alles. Daß Bartsch nicht allein bleiben wird, beweist ein anderes Werk, das schon von der Renaissance des Oesterreicherthums erfüllt ist: Emil Ertls Roman „Freiheit, die ich meine“.

All diese Strömungen waren schon vor Jahresfrist vorhanden, aber man hatte sie nicht beachtet. An ihren Zusammenhang dachte man eben so wenig, wie man ihre Entstehung zu begründen suchte. Es bedurfte erst eines außergewöhnlichen Ereignisses, das die verschiedenen Bächlein auf eine Mühle leitete. Dieses Geschehniß war der Konflikt mit Serbien. Das sonst traumverloren cinherziehende Oesterreich mußte sich auf:affen; ein großer Augenblick war gekommen. Oesterreich-Ungarn konnte die Probe glänzend bestehen; sein fester Wille brachte die Gegner zum Weichen. Wäre jedoch nicht die Renaissance des Oesterreicherthums vorhergegangen, so hätte der große Wurf vielleicht gar nicht gewagt werden können; jedenfalls würde sein Gelingen zweifelhaft geblieben sein. Denn haben in den Monaten der gefährlichen Verwickelungen auch alle Völker ihre Pflicht gethan, so waren doch die Deutschen mit dem hellsten Feuer der Begeisterung bei der Sache.

Das alte Oeflerreicherthum ist in den Deutschen wieder lebendig geworden. Doch die Blülhen, die es heute treibt, sind anders als die vor der Aera Taaffe aufgebrochenen. Ist die nationale Hochfluth verrauscht, so hat sich doch ein gesundes nationales Empfinden erhalten. Und die Vorstellungen vom Staat wurden unter dem Zwang der Verhältnisse so revidirt, daß jetzt einem gerechten und billigen Ausgleich der Völkerinteressen kein unüberwindliches Hinderniß mehr entgegensteht. Oesterreich hat seine Deutschen wiedergefunden; nun heißt es: sie festhalten. Die Verantwortlichen müßten blind sein, wollten sie sich dieser Pflicht entschlagen.

Wien. Richard Charmatz.



Männlich und Weiblich.

443

Männlich und Weiblich.\*)

ÄM^^nn des Lenzes milder Hauch die Erde wachküßt und junges Grün das kahle Land verzaubert, wenn die Blumen sprießen und die Schwalben nisten, wenn die Lerche steigt und Feld und Wald jubiliren, dann schwillt auch unsere Brust von Sehnsucht und Liebe, dann keimt und treibt und blüht es in unseren Herzen, dann zieht es die Geschlechter zu einander, dann fühlen sie in ihrem Tiefsten die Zusammengehörigkeit zu einem Ganzen des Lebens. Der Tod vernichtet unablässig. Die Geschlechter erneuern das Leben und machen es unsterblich über alle Vernichtung hinweg.

Giebt es eine größere Leistung des Lebens als die der Geschlechter? Kann sich irgendetwas messen mit dem Wunder von der Erneuerung des Lebens? Und wenn nicht, muß nicht das Dasein der Geschlechter auf einer fundamentalen und nothwendigen Einrichtung der Natur beruhen? Gewiß und selbstverständlich, werden Sie antworten. Aber so antwortet nicht die heutige Biologie. Sie sagt kühl: ^ Die Geschlechter sind nichts Fundamentales, nichts Prinzipielles, nichts Notwendiges. Sie sind unerhebliche Einrichtungen, Einrichtungen untergeordneter Art. Wie? schreien Sie auf. Etwas, das durch die ganze Natur geht, das immer und überall vorhanden ist, das die größte Leistung des Lebens vollbringt, soll untergeordnet sein? Darauf sagt die moderne Biolog'e: Mein Lieber, errege Dich nicht. Deine Boraussetzung, cs gebe überall die beiden Geschlechter, ist falsch. Denn erstens fehlen die Geschlechter in der ganzen großen Gruppe der einzelligen Lebewesen. Uud diese pflanzen sich doch auch fort. Und ferner ist das Zusammenwirken der Geschlechter selbst dort nicht immer nöthig, wo sie existiren. Bei den Bienen, zum Beispiel, giebt es außer der zweigeschlechilichen Zeugung, aus der Königin und Arbeiterinnen, also weibliche Individuen hervorgehen, auch noch die eingeschlechtliche Jungfernzeugung, die Parthenogenese, die aus dem völlig unbefruchteten Ei männliche Bienen, die Drohnen, entstehen läßt. Ja, man kann noch einen Schritt weiter gehen. Die Vermehrung vieler Lebewesen bedarf selbst des Eies nicht. Abraham Trembley zerschnitt zuerst einen Süßwasserpolyphen in viele Stücke. Und jedes wuchs zu einem neuen Individuum heran. Aus einer Hydra wurden zehn. Jeder Gärtner, der Stecklinge in die Erde setzt und aus ihnen neue Pflanzen zieht, braucht weder Blütenftaub noch Stempel dazu. Die ungeschlechtliche Vermehrung beweist also schlagend, wie wenig nothwendig die Geschlechter zur Erneuerung des Lebens find.

Diese Entgegnung wirkt ja zunächst wie ein kalter Wasserstrahl auf unser heißblütiges Naturgefühl. Die Logik der modernen Biologie scheint schlüssig^Aber sie scheint nur so. Es giebt Sätze von zunächst unangreifbarer Dogmatik, gegen bie sich unser Instinkt auflehnt. Wer aber wirkliche Verwandtschaft mit der Natur hat, Der sühlr, daß die Antwort unserer Biologen nicht richtig sein kann. Die einzelligen Wesen, an welche die Logik unserer Lebensforscher zuerst angeknüpft hat, pflanzen sich gewöhnlich durch Theilung fort. Aus einer Zelle ent- ^) Ein Kapitel aus dem ernsten und schönen Buch „Vom Leben und vom Tod“, das der bekannte,von einer treuen Gemeinde umringte Arzt und Biologe Wilhelm Fließ in den letzten Septembertagen bli Eugln Diederichs in Jena erscheinen läßt.



## Die Zukunft

stehen zwei, aus zweien vier und so weiter. Das geht eine ganze Weile so. Dann aber kommt ein neues Stadium, die Konjugation. Je zwei und zwei Zellen legen sich an emander, paaren sich und lassen ihre Kernsubstanzen mit einander in Beziehung treten oder verschmelzen. Dann gehen sie wieder auseinander und sind nun zu neuer Vermehrung durch Theilung befähigt, bis endlich eine abermalige Konjugation eintritt. Unterbleibt die Konjugation, wird sie künstlich, experimentell verhindert, dann erlischt die Fähigkeit der Zellen, sich durch Theilung zu vermehren, und die Individuen gehen zu Grunde. Sie sterben, wie Alles, was vom Leben stammt. Das hat zuerst Maupas überzeugend gezeigt. Mit der prinzipiellen Unsterblichkeit der Einzelligen ist es also nichts. Ganz abgesehen davon, daß gewöhnlich bei der Konjugation selbst ganz sichtbarlich ein Theil des Körpers nicht in den Verjüngungsprozeß eintritt, sondern sich auslöst und so zur echten Leiche wird. Vermehrung und Tod rücken hier zeitlich zusammen, wie etwa bei der Eintagsfliege, dem Neunauge oder wie bei der Agave, die sich totblüht. Erhalten bleibt nicht der individuelle Theil, sondern die befruchtete Keimsubstanz, die neuen Generationen das Leben überträgt. Ist hier schon kein Wesensunterschied zwischen Einzelligen und Vielzelligen, denn Paarung tritt ja bei Beiden ein: sollte er beim Befruchtungsvorgang selbst vielleicht doch vorhanden sein?

Was paart sich mit emander? „Zwei bel ebige Zellen" sagen unsere Biologen, Zellen, die keinen Geschlechtsunterschied haben. Und woher wissen sie Das? Man höre und staune: einfach daher, weil man mit unseren heutigen mikroskopischen und färberischen Mitteln keinen Unterschied wahrnehmen kann. Ist Das nicht köstlich? Was wir heute nicht sehen. Das existirt nicht, wenn auch tausend Ver-nunftgründe für die Existenz sprechen.

„Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn?

Was Ihr nicht tastet, steht Euch meilenfern;

Was Ihr nicht faßt/das fehlt Euch ganz und gar!

Was Ihr nicht rechnet, glaubt Ihr, sei nicht wahr;

Was Ihr nicht wägt, hat für Euch kein Gewicht;

Was Ihr nicht münzt, Das, meint Ihr, gelte nicht."

In allem Ernst: wie weit gehen denn unsere heutigen Mittel zur Unterscheidung? Ein einziges Beispiel wird Das erhellen. Sie wissen, daß ganz früh, bei der ersten Theilung nach der Befruchtung, sich die Urgeschlechtszelle von der Urkörperzelle absondert. Von der ersten stammen alle ForlpflanzunaMen, von der zweiten stammt der übrigs Körper ab. Welcher Mikroskopier kann aber sagen, ob aus dieser Urgeschlechtszelle Samenkörper oder Eier hervorgehen werden? Und doch müssen alle Differenzen hierfür schon in jener Urgeschlechtszelle enthalten sein. Nur wir unermögende Menschen können diese Differenzen nicht erschauen. Man hat ja auch früher bei den Schimmelpilzen die geschlechtliche Fortpflanzung geleugnet, weil man die sich paarenden Keimzellen für gleich hielt. Sie sehen auch in der That völlig gleich aus. Aber der amerikanische Forscher Albert Francis Blakeslee von der Harvard-Universität hat in dem energischeren oder verzögerten Wachsthum der Pilzfäden, aus denen die Keimzellen hervorgehen, ein sicheres Unterscheidungsmerkmal kennen gelehrt. Durch ingeniose Bastardirungsversuche hat er zu zeigen vermocht, daß hinter dem kräftigeren und spärlicheren Wachsthum sich die männlichen und weiblichen Geschlechtsunterschiede verbergen, die man dm



Männlich und Weiblich.

445

ausgewachsenen einzelnen Zellen nicht ansehen konnte. Und halte er die schneller wachsenden Plusfäden von den langsamer wachsenden Minusfäden gesondert, so konnte er beobachten, daß niemals sich die Pluskeime unter einander und niemals die Minuskeime unter einander paarten, wohl aber die Plus- mit den Minuskeimen. Nur auf dem Umwege der EntWicklung hat sich hier die sexuelle Differenz nachweisen lassen, die bei der Betrachtung der ausgewachsenen Einzelfäden nicht zu erkennen war. Ein lehrreiches Beispiel dafür, daß wir kein Recht haben, die Geschlechtsunterschiede da zu leugnen, wo wir sie nicht gleich sehen.

Das thun aber unsere Biologen. Sie dekretiren: Weil wir die sexualen Unterschiede heute nicht finden können, existiren sie nicht. Stab pro rations vollunws. Und auf dieses Willkürdekret bauen sie den weittragenden Schluß auf: der sexuelle Gegensatz kann auch bei den höheren Wesen nichts Prinzipielles sein, weil er bei den Einzelligen nicht vorhanden ist.

Früher hätte ich mich damit begnügen müssen, Ihnen nur den logisch mangelhaften Unterbau dieses gewaltthätigen Schlusses aufzuzeigen. Heute aber kennen wir schon sehr viele einzellige Wesen, bei denen wir männliche und weibliche Exemplare ihrer Form nach zu unterscheiden vermögen. Zum Beispiel: in der ganzen großen Gruppe der Sporozoen können wir Das. Es sind niedere Lebewesen, zu denen auch das Malariaplasmodion gehört.

Am Schluß der EntWicklung, die im menschlichen Blut sich abspielt, find zwei deutlich verschiedene Formen dieser Parasiten vorhanden, die man auch allgemein die männliche und die weibliche Form nennt. Bei der Konjugation im Magen der Anophelesmücke gatten sich stets nur männliche Formen mit weiblichen.

Also auch bei den Einzelligen lassen sich sehr oft die Geschlechtsgegensätze direkt oder indirekt nachweisen. Und wo wir heute noch nicht sehen, wird ein Morgen uns die Augen öffnen.

Nach dieser Erkenntniß können wir über den ersten Einwand der modernen Biologen zur Tagesordnung übergehen. Auch den einzelligen Wesen fehlen keineswegs die Geschlechtsunterschiede.

Wie steht es aber mit der Parthenogenese, der eingeschlechtlichen Zeugung?

Hier kommt aus einem weiblichen Ei, das vom Samen nicht befruchtet wird, unzweifelhaft ein neues Individuum heraus.

Man kennt Das hauptsächlich bei Insekten und gewissen Krebsen. Aber es fällt auf, daß die Parthenogenese immer abwechselnd mit wirklicher Befruchtung vorkommt. Und wo man, wie bei einigen Krusterarten, die Männchen noch nicht kennt, da läßt doch das Vorhandensein der völlig unverkümmerten Samentasche beim Weibchen uns vermuthen, daß auch Männchen existiren werden. Also auf die Tauer erhält auch die Parthenogenese allein das Leben ihrer Art nicht. Von Zeit zu Zeit mutz der männliche Zeugungstoff befruchten. Diese Befruchtung hält nur für eine Reihe von Generationen vor, wie bei uns der eine Samenfaden für alle Zelltheilungen im Verlaufe eines langen Jndividuallebens den Anstoß giebt. Die Nothwendigkeit der zeitweise eintretenden Befruchtung weist also darauf hin, daß auch bei der Parthenogenese männliche und weibliche Stoffe zusammenwirken müssen. Aber es giebt noch einen direkteren Hinweis, der geeignet ist, unsere Einsicht sehr zu vertiefen.

Was geht denn überhaupt bei der Zeugung vor? Ein reifes Ei und eine

38



Die Zukunft.

reife Samenzelle lassen ihre Kerne mit einander verschmelzen und geben dadurch den Anstoß zu zahlreichen Zelltheilungen. Die neu entstandenen Zellen bilden schließlich ein Individuum, das von den beiden vereinigten Elternkernen abstammt. Ein reifes Ei und eine reife Samenzelle! Was verstehen wir darunter?

Der Kern einer jeden Zelle enthält gewisse Körperchen, die man wegen ihrer leichten Färbbarkeit „Chromosomen“ genannt hat. Diese Chromosomen haben offenbar eine große Wichtigkeit. Denn innerhalb einer Spezies hat jede Zelle die selbe Chromosomenzahl und sie überträgt diese Zahl bei jeder Zelltheilung auf die Tochterzelle. Hat, zum Beispiel, die Mutterzelle vier Chromosomen, so spalten sich bei der Theilung diese Chromosomen ihrer Länge nach so, daß auch die Tochterzelle vier davon erhält. Die unerläßliche Bedingung für die Erneuerung dieses Vorganges aber ist, daß nach der Theilung ein Ruhestadium der Zelle eintritt, in dem die Chromosomen wieder so weit wachsen können, daß sie zu neuer Zweitheilung befähigt werden. Unterbleibt das Ruhestadium und tritt doch sofort eine zweite Theilung ein, so wird durch diese zweite Theilung die Chromosomenzahl halbiert. Also jede neue Zelle enthielte in unserem Beispiel dann nur zwei Chromosomen. Dieser Fall findet sich nur ein einziges Mal in der lebendigen Natur verwirklicht, und zwar bei der „Reifung“ von Ei und Samenzelle.

Hier und hier allein haben wir zwei unmittelbar auf einander folgende Theilungen. Und das Ergebniß davon ist, daß zeife Eier und Samenzellen wirklich nur halb so viel Chromosomen haben wie die übrigen Zellen des Körpers. Die andere Hälfte haben sie bei der zweiten Theilung verloren. Ganz sichtbarlich. Denn bei dieser zweiten Theilung ist Etwas vom Ei abgetrennt worden, der „Richtungskörper“, mit dem die überschüssigen Chromosomen ausgeführt wurden. Sie fragen, was diese Ausstoßung wohl für eine Bedeutung habe und von welcher Wesenheit das exportirte Material denn eigentlich sei. Darauf antwortet Ihnen der Entdecker dieser merkwürdigen Vorgänge, Eduard van Beneden. Ei und Samen sind ursprünglich hermaphroditisch. Für die Befruchtung müsse der Samen seinen weiblichen, das Ei seinen männlichen Antheil verlieren, damit nach der Vereinigung wieder das richtige Mischungsverhältniß vorhanden sei. Also im Richtungskörper des reifenden Eies wandert männliche Substanz aus.

Nun sagen allerdings moderne Biologen, diese Deutung müsse aufgegeben werden. Denn der Richtungskörper, der die Chromosomenhälfte fortführt, sei seiner Formentstehung nach ein rudimentäres Ei und könne als solches keine männliche Substanz fortführen. Dazu müßte es ein rudimentäres Samenkörperchen sein. Ja, woher wissen denn die Forscher, in welcher Form allein die Natur männliche Substanz aus dem Ei entfernen kann?

Die selben Forscher müssen zugeben, daß ein Ei auch männliche Substanz enthält. Denn es können erbliche Eigenschaften des Vaters der Frau durch das Ei übertragen werden. Die Form des Eies ist also mit dem Vorhandensein männlicher Substanz durchaus verträglich. Und trotzdem kann mit einem Male ein rudimentäres Ei keine männliche Substanz besitzen und ausführen. Ist es nicht bezeichnend genug, daß gerade das exportirende Ei (der Richtungskörper) rudimentär bleibt? Es muß doch Etwas nicht oder nicht genügend enthalten, was das Vollei beherbergt: die weibliche Substanz, die eben im reifen Ei zurückgehalten wird. Wie fruchtbar die Erklärung Benedens ist, daß bei der Zweiten Reifetheilung



Männlich und Weiblich.

447

männliche Substanz aus dem Ei ausgeführt wird, sehen Sie daran, daß bei der Parthenogenese regulär diese zweite Reifetheilung unterbleibt. Das parthenogenetische Ei hat also die volle Chromosomenzahl. Das heißt: aus ihm ist die männliche Substanz nicht entfernt. Dieser letzte Satz erleidet keine Ausnahme durch die vereinzelter Fälle, wo man doch auch am parthenogenetischen Ei eine zweite Richtungtheilung hat eintreten sehen. Denn bei dieser Theilung kam es niemals zu einer Ausstoßung des Richtungkörpers, also niemals zur Entfernung des männlichen Antheils, sondern dieser blieb innerhalb der Eizelle und vereinigte sofort seinen Kern mit dem Eikern: ein Vorgang echter Kernverschmelzung, der sich in nichts Anderem von einer wahren Fremd-Befruchtung unterscheidet als darin, daß der männliche Kern aus der männlichen Substanz des Eies selbst abgespalten war. Man kann also mit Fug und Recht sagen: Das parthenogenetische Ei wird auch befruchtet, nur nicht von fremder männlicher Substanz, sondern von der eigenen. Es findet, wie wir Das nennen wollen, eine Binnenbefruchtung statt.

Daß im parthenogenetischen Ei männlicher Stoff sitzen muß, ist eigentlich selbstverständlich. Denn das Bienenai läßt gerade aus ihm männliche Individuen (die Drohnen) entstehen. Was aber nicht in der Anlage drinnen ist, kann auch nicht herauskommen. „MKil est in corpore, quod von prins fnsrit in Ssr-inine.“ Das wird man nicht bestreiten können.

So ist auch die Parthenogenese kein Beweis gegen das Vorhandensein und die Naturnothwendigkeit sexueller Gegensätze. Sie zeigt vielmehr, daß auch ihre Möglichkeit nur auf der Gegenwart männlichen und weiblichen Stoffes beruht. Und doch können wir mit diesem Nachweis noch nicht von ihr Abschied nehmen.

Wir haben gesehen, daß die Parthenogenese dauernd nicht das Leben fortpflanzen kann. Sie muß mit wahrer Fremdbefruchtung abwechseln. Diese ist obligatorisch, die Parthenogenese hat gleichsam nur fakultativen Werth. Aber wir müssen verlangen, daß dieser fakultative Charakter der Parthenogenese auch sonstwie im großen Reich des Lebendigen aufzeigbar wäre. Denn es kann nicht sein, daß ein fundamentaler Mechanismus nur vereinzelt bei einigen Spezies sich ermögliche. Die Natur arbeitet überall mit den selben Mitteln.

Fakultativ ist die Parthenogenese aber zweifellos auch bei solchen Organismen vorgebildet, die in der Natur sich nur durch echte Fremdbefruchtung fortpflanzen, zum Beispiel: bei den Seeigeln. Viele von Ihnen kennen wahrscheinlich die Forschungen von Loeb, die Aufsehen erregten. Loeb hatte Seeigeleier mit verdünnter Chlor-magnesiumlösung behandelt und sie dadurch auch parthenogenetisch zur Entwicklung gebracht. Sie gediehen ziemlich weit, bis zum Larvenstadium.

Aber wir brauchen gar nicht auf die Seeigel zurückzugreifen. Wir können gleich zum Menschen emporsteigen und dort, wenn auch in abnormalen Gebilden, nach Zeugnissen für den parthenogenetischen Keimmechanismus suchen.

Beim Menschen giebt es eine Gattung von angeborenen Geschwülsten, die aus allen anderen herausragt. Während sonst eine Geschwulst im Wesentlichen aus einer Art von Gewebe besteht, setzen sich die Teratome, von denen ich hier reden will, aus allen möglichen Geweben zusammen, die überhaupt im Körper vorkommen. Haare, Zähne, Muskeln, Haut, Nerven, Knochen und was Sie sonst wollen, ist in ihnen zu finden. Auch größere Skelettheile, Stücke der Wirbelsäule, des Beckens, serner Theile des Gehirnes, der Nieren und Aehnliches können diese

38\*



Die Zukunft.

Geschwülste beherbergen. Sie können sogar im Inneren eines Fötus sitzen, ja, es geht so weit, daß ein Fötus im Leibe eines anderen wächst: Loews in Lo6w, wie man sagt. Man hat viel hin und Hergerathen, was die Bildungen eigentlich seien. Heute faßt man sie in Ermangelung eines Besseren als entgleiste Zwillinge auf. Aber Zwillinge existiren immer neben einander, nie in einander. Wer bedenkt, daß diese Geschwülste mit größter Häufigkeit von den Keimdrüsen, besonders vom Eierstock ausgehen, kann sich kaum der Annahme entziehen, daß hier Reste von Parthenogenese vorliegen, die allerdings in der Norm beim Säugethier nicht mehr vorkommt. Mit dieser Erkenntniß verlieren die Bildungen alles Wunderbare.

Der ausgewachsene Eierstock hat die Fähigkeit zur parthenogenetischen Betätigung nicht mehr. Nur der fötale, werdende Eierstock, der noch die thierischen niederen Stadien durchläuft,, hat abnormer Weise die Eignung dazu. Auch hier kann der parthenogenetische Keim keinen lebenden Menschen mehr hervorrufen, aber seine formbildende, Entwicklung auslösende Kraft hat er bewahrt und er vermag die Eizelle wenigstens zur unvollkommenen Produktion aller Gewebe anzuregen, die sonst nur nach Befruchtung durch fremden Samen entstehen.

Die Geschwulstlehre bietet aber noch ein anderes Beispiel, das hierher gehört. Vom Hoden des Mannes kann eine bösartige Geschwulst, das sogenannte Chorion-Epitheliom, ausgehen, dessen wesentliche Bestandtheile jener Eihaut gleichen, die unmittelbar das Kind im Mutterleib umhüllt und die wir Chorion nennen, Hier produziert abnormer Weise das männliche Keimorgan einen Gewebstheil, der normal nur bei der Schwangerschaft des Weibes heranwächst. Und wie könnte der Mann Das, wenn er nicht weiblichen Stoff in sich trüge!

Haben wir mit unserer Auffassung Recht, so wird augenfällig, daß, in p0-tsritia wenigstens, die eingeschlechtliche Zeugung neben der zweigeschlechtlichen in der ganzen Organismenreihe möglich ist. Der lebendige Stoff kann also prinzipiell auch ohne Mitwirkung eines zweiten Individuums ein neues Wesen zeugen. Und Das kann er, weil er aus männlichen und weiblichen Antheilen besteht.

Aber gerade deshalb kann er noch ein Anderes.

Sie haben von der Hydra gehört, die man in kleine Stücke zerschneidet. Jedes Stück wächst sich dann wieder zu einem neuen Polypen aus. Em ausgeschnittenes Tritonauge ergänzt sich wieder vollkommen, eben so wie ein abgebrochener Eidechsen-schwänz oder ein Regenwurm, dem man die Hälfte des Leibes entfernt hat. Aber auch beim Menschen wächst ein ausgeschnittener Nerv (wie wir Aerzte sagen: leider!) wieder; und Leber und Milz können verlorene Substanz narbenlos ersetzen. Aus kleinen Epidermisstückchen, die wir auf die wunde Haut aufpflanzen, „transplantiren“, wird eine lückenlose Hautdecke und bei jeder Wundheilung sehen wir in der Ergänzung der Blutgefäße eins der großen Wunder der Regeneration.

Und erst die Pflanzen! Stecken Sie ein Begonienblatt in den Boden: und es bewurzelt sich, grünt und blüht. Nehmen Sie eine Karioffelknolle (eigentlich einen Stengeltheil der Pflanze) und legen Sie diese in die Erde: Sie bekommen die neue Staude. Pfropfen Sie ein edles Rosenreis, etwa die Mar«chal Niel-Rose, auf einen Wildling: und es wachsen die üppigsten Niels darauf. Ueberall bildet sich der kleine Theil zu dem Ganzen aus.

Man hat dieses Ergänzungsvermögen auch ungeschlechtliche Fortpflanzung genannt und diese dann der geschlechtlichen als ebenbürtig an die Seite stellen



Männlich und Weiblich.

449

wollen. Aber eine weitere Beobachtung wird lehren, daß weder die Ebenbürtigkeit noch die Ungeschlechtlichkeit zu Recht besteht.

In neuerer Zeit ist die Aufmerksamkeit auf zwei hochinteressante Erscheinungen gelenkt worden, die ein Helles Licht auf unsere Frage werfen.

In ganz Mitteldeutschland kränkeln die Pappeln und verdorren von der Spitze her. Sie altern. Und Das zur selben Zeit, wo ihre Stammpflanze, aus deren Reisern sie alle gezogen sind, die Pappel im Park von Wörlitz, greift. Vor hundert Jahren wurde diese Pappel, die männlichen Geschlechtes ist, aus dem Orient importirt. Aber die anderen Pappeln sind nicht ihre Kinder, sie sind nicht durch einen Befruchtungakt erzeugt, sondern sie sind ganz direkt Leib von ihrem Leib und nur gewachsen, nicht geboren. Man kann Das auch so ausdrücken, daß man sagt: Alle mitteldeutschen Pappeln bilden eine einzige Persönlichkeit, wenn sie auch räumlich getrennt sind. Und sie tragen deshalb auch das gemeinsame Schicksal des gleichzeitigen Alterns und Vergehens.

Und noch schlimmer als mit den Pappeln gings mit den vielbegehrten, edlen La France-Rosen. Sie starben plötzlich und überall in Massen ab und sind jetzt gänzlich eingegangen. Und warum? Weil sie in der Stammpflanze nur einmal aus Samen gezogen und seitdem nur durch Pfropfreiser vermehrt wurden. Der Sämling starb, „weil seine Stunde kommen war“, und alle Zweiglein mußten mit ihm den Tod erleiden. Denn sie alle bildeten mit dem Sämling nur einen einzigen großen Rosenbusch und gleiche Jugend und gleiches Alter war ihr Theil.

Auch bei den Reben und Kartoffeln, die durch Ableger vermehrt werden, hat jede Sorte ihr Jugend- und ihr Mannesalter; dann greift sie und muß durch Neuzttchtungen, also durch wahre Befruchtung, ersetzt werden.

Hat man von der Zeugung gesagt, sie sei das Wachsthum über die Grenze der Persönlichkeit hinaus, so ist die ungeschlechtliche Vermehrung nur ein Wachsthum innerhalb der Grenze der Persönlichkeit und wie diese nur von beschränkter Dauer, nicht gleichsam ewig, wie das erzeugte Leben. Aber ist sie darum wirklich ganz ungeschlechtlich, wirken bei ihr thatsächlich nicht männliche und weibliche Stoffe zusammen?

Jeder Rosen-, Reben- oder Kartoffelsteckling bringt männliche und weibliche Geschlechtsorgane, Staubgefäße und Stempel hervor. Es müssen in ihm also männliche und weibliche Stoffe gewesen sein. Und zur Bastardbildung gehört doch immer die Kreuzbefruchtung durch den Vater von einer und durch die Mutter von einer anderen Art. So kommen ja auch alle unsere Zuchtprodukte zu Stande.

Sie werden gewiß überrascht sein, zu hören, daß es auch echte Pfropfbastarde giebt, wo also die Mischung der Eigenschaften zweier Stammpflanzen lediglich durch Pfropfung hervorgebracht ist. Der rothblühende Geißkleestrauch wurde auf den gelbblüthigen Goldregen aufgepfropft: und nun traten, genau wie bei den kreuzbefruchteten Mischlingen, Mittelfarben in den Blüthen auf. Hier können nur die weiblichen und männlichen Antheile sich gemischt haben, die in den Stecklingen enthalten waren. Sollte Jemand zweifeln können, daß stets beide Stoffe, männliche und weibliche, in allem Lebendigen stecken, so möchte ich noch an einem anderen, ganz verblüffenden Beispiel diese Wahrheit erläutern.

Der Brandpilz *Ustilago violacea* kann seine Sporen nur in den männlichen Staubbeuteln einer anderen Pflanze zur Ausbildung bringen. Findet er aber nur weibliche Exemplare feines Wirthes, der Lichtnelke *Ustilago violacea* in album.



Die Zukunft.

vor, so läßt er in der weiblichen Pflanze die männlichen Staubbeutel erwachen.

Aus einer kaum sichtbaren Anlage von scheinbar undifferenzirtem Gewebe bringt

er ansehnliche Staubbeutel heraus. Er vermag, was kein Experimentator kann

und was auch die Natur spontan vermeidet. Die weibliche Pflanze mußte doch

mit männlicher Substanz begabt sein. Sonst hätte kein Pilz sie zu Tage gefördert.

Unsere Revue hat uns ganz ausnahmelos gelehrt, daß wo immer wir die

Vermehrung des Lebens untersuchten. Männliches und Weibliches am Werk war.

Der geschlechtliche Gegensatz fehlt auf keiner Stufe. Also muß er etwas Funda-

mentales und Unentbehrliches sein.

Aber unsere Untersuchung hat uns noch mehr gelehrt. Sie hat die Grenze

des Individuums erweitert. Alle Stöcklingsrosen bilden einen einzigen großen

Rosenbusch, alle Pappeln eine Persönlichkeit. Ein gemeinsames Blühen, ein ge-

meinsamer Tod umschließt sie. Nun wird es uns verständlich, warum etwa

die amerikanische Wasserpest (*Löäosa eäuaä«risis*), deren ausschließlich weibliche

Ranken einst unsere Flüsse hoffnungslos versperrten, so plötzlich von selbst schwand.

Warum eine Epidemie so plötzlich von selbst erlischt, warum Spielarten, wie der

Borsdorfer Apfel, so plötzlich vom Markt verschwinden. Alle diese Äepfel, alle

LaFrances, alle Elodoeae, alle Seuchenkeime einer Generation sind, streng genommen,

je ein Individuum mit gemeinsamer Lebenszeit. Etwa wie die gesammten Zellen

unseres Körpers, die so verschiedene Organe wie das Herz, die Leber, das Gehirn

aufbauen und stetig erneuern, durch die selben Lebensperioden mit einander un-

löslich verknüpft sind.

Ist die bei der Zeugung ihnen ursprünglich verliehene, ganz bestimmte Menge

lebendiger Substanz verbraucht, dann steht ihr Leben still, wie die abgelaufene Uhr.

Gleichviel, ob sie körperlich verbunden oder räumlich getrennt sind. Nach den Er«

fahrungen bei den Pflanzen werden wir heute nicht mehr jene Erzählung ohne

Weiteres ins Reich der Fabel verweisen, daß eine künstlich transplantierte Nase

abstarb an dem Tage, wo der fremde Hautspender zu leben aufgehört hatte.

Müssen wir also biologisch die Grenzen des Individuums erweitern, müssen

wir sagen, daß es stets durch Fremdbefruchtung hervorgebracht wird und dann

nur typisch wächst, so müssen wir uns doch darüber klar werden, daß auch diese

Grenze keine absolute ist. In unseren körperlichen und geistigen Eigenschaften sind

wir von unseren Vorvätern und Vormüttern abhängig; wir leben ihr Leben und

sterben ihren Tod. Was ist erschütternder als die Thatsache, daß das Geburts-

datum der Enkel und Urenkel vom Todestag der Groß- und Urgroßmutter zeit-

lich und ziffernmäßig genau abhängig ist? Der Tod schafft nach einer bewunderns-

werthen Ordnung Raum für das erwachende Leben. Sterben, Lieben und Leben

sind auf einander abgestimmt und haben ihren festbestimmten Platz und ihre genau

gegebene Zeit in dem großen Strom lebendiger Substanz, der über die Erde fluthet

und in dem wir selbst die Tropfen sind. Seine feinsten Stäubchen aber sind männ-

liche und weibliche Substanz, die in unablässigem Wechselspiel auf einander wirken,

deren Kräfte alles Leben hervorbringen, die in einem besonderen Fall auch das

Leben erneuern und die schließlich, wenn sie im abgegrenzten Einzelwesen ihre Kräfte

erschöpft haben, uns eingehen lassen in jene letzte Ruhe, die wir, je nach unserer

Weltanschauung, Erlösung oder Seligkeit nennen.

Dr. Wilhelm Fließ.



Harrimans Erbe.

451

Harrimans Erbe.

ie Vereinigten Staaten sind reich an Naturschätzen. Käme es nur darauf cm, diese Reichthümer in primitiver Weise zu heben und auf den Markt zu bringen, so wäre jeder Aufwand von mehr als gewöhnlicher Intelligenz und Willenskraft eine nutzlose Vergeudung werthvoller Eigenschaften. Der Weg von der Produktion bis zum Absatz ist jedoch nicht so einfach, daß^ihn jeder Mensch zurücklegen könnte. Die Politik der Transportwege gehört zum eisernen Bestände der amerikanischen Wirtschaft. Man muß wissen, wie man die Waare rasch und billig hinausbringt, und muß versuchen, die Eisenbahnschienen seiner Kontrolle zu unterwerfen. Mit der Entwicklung der Eisenbahnen ift die Spekulation eng verbunden; der internationale Kapitalmarkt kennt nur das amerikanische Eisenbahnpapier. Was sonst noch an neuweltlichen Effekten nach Europa kommt, ist gering im Vergleich zur Masse der Bahnwerthe. Die Eisenbahnchance ift von allen Möglichkeiten die am Meisten kapitalisirte. Und die Intelligenzen unter den dusinsLsuien haben sich zuerst mit den Eisenbahnen beschäftigt. So thaten die Mackay, Gould, Fish, Banderbilt, Hill und Harriman. Verschwindet Einer aus dieser Schaar, so hält die Welt für Sekunden den Athem an. Edward H. Harriman hat, nach schwerer Krankheit, das Zeitliche gesegnet. Von der Schwelle, die ins biblische Alter führt, zog ihn der Tod unsanft hinweg. Wochen und Monate lang rissen Knlls und dears, Hausse- und Baisseleute, sich um die Krankheitberichte der Aerzte. Und in den letzten Tagen vor dem Tode des größten aller Eisenbahnspekulanten interesstrten sich die Börsen fast nur noch für die Ereignisse, die sich in Arden, dem Landsitz Harrimans, abspielten. So weit reichte, auch in Europa, der Einfluß dieser Persönlichkeit. Wer war Harriman? Auf diese Frage würde man von Roosevelt eine andere Antwort bekommen als von Morgan. Jener würde sagen: „Der größte Schwindler, den die Union je sah“; Dieser: „Eins unserer erfolgreichsten Finanzgenies“. Vielleicht haben Beide Recht. Harriman kannte die Bedeutung des amerikanischen Eisenbahnnetzes und sah, wo die stärksten Chancen lagen: in der einheitlichen Organisirung der Schienenwege, die zwischen Atlantic und Pacific laufen. Die wollte der Eisenbahnkönig unter seine Botmäßigkeit bringen; und er hätte das Ziel wohl erreicht, wenn ihm die Krqft geblieben wäre, noch einmal den Kampf mit seinem Gegner James Hill aufzunehmen. Die intellektuellen Beherrscher der nordamerikanischen Wirtschaft Pflügen in verhältnißmäßig kurzer Zeit ihr Programm abzuspielen. Edward Harriman stand nur elf Jahre im Mittelpunkt der newyorker Börsenberichte; schon als Boy von vierzehn Jahren aber kannte er die Tips von Wallstreet genau. Die Leute, die mit den obligaten sünf Cents in der Tasche anfangen, sind meist durch die Protektion irgendeiner großen Firma oder eines mächtigen Faiseurs auf die Füße gestellt worden. John Rockesöller ist eine Ausnahme von der alten Regel. Harriman dagegen wurde durch die newyorker Bankiers Kuhn, Loeb & Co. gemanaget. Sie unterstützten ihn bei der Reorganisation der Union-Pacisic-Bahn, die den Ausgangspunkt seines Bahnensystems bildete. Hier zeigte er, daß seine Fähigkeiten sich nicht in der talentvollen Errichtung von ^Wasserburgen" erschöpften, sondern daß er die Technik des Eisenbahnwesens beherrschte. Die organisatorische Stärke wurde wirksam unterstützt durch eine niemals zurückschreckende Sicherheit im Weglassen „scheinbar unerläßlicher Dinge“. Dazu rech-



nete Harriman alle Grundsätze, die mit Sittlichkeit auch nur das Mindeste zu thun hatten. Nur als Spekulant, versteht sich; als Bürger führte er einen tugendhaften Lebenswandel und war der zärtlichste Gatte. Als Geschäftsmann jedoch hatte er sich aus allen Banden der Moral und des Gefühls gelöst. Der Bericht der Zwischenstaatlichen Handelskommission, der eigentlich erst die Verzweigungen des harri-manischen Einflusses in der Bahnenrepublik der Vereinigten Staaten enthüllte, ließ alle sittlich Reinen erschauern. Anno 1906 wurden der gefallen Größe Nekrologe geschrieben und Roosevelt genoß den Triumph des Siegers. Doch schon ein halbes Jahr nach den Tagen, wo die Moral laut Victoria geschossen hatte, leuchtete Harrimans Stern wieder. Eine schwere Krisis schüttelte den amerikanischen Wirthschaftkörper; man rief nach der Rettungsgesellschaft: und sie kam, geführt von Rockefeller, Morgan und Harriman. Wenn in Roosevelts robuster Körperlichkeit Raum für das Gefühl der Enttäuschung ist, so muß ihm der Sieg des Eisenbahnmannes bittere Stunden bereitet haben. Dagegen konnte James Hill sich rühmen, die Minen Harrimans unschädlich gemacht zu haben. Nicht zufrieden mit der Herrschaft über Union- und Southern-Pacific, wollte Harriman auch die nördlichste der drei Ostbahngruppen, die von Hill kontrolirt wird, beherrschen. Er kaufte große Posten von Aktien der Northern-Pacific, der Great.Northern und der Northern Securities Company, um die Majorität in diesen Gesellschaften zu erlangen. Das glückte ihm nicht: und so warf er die Aktien auf den Markt und bewirkte dadurch eine starke Deroute, die ihn persönlich allerdings nicht berührte. Da zeigte er sich ganz als den brutalen Geldmacher der Sage, der munter über Leichen schreitet. Nicht minder gewaltthStig erschien er als GegnerStuyvesantFishsbeiderJllinois-Bahn.MitVanderbilt, Morgan undRockefel-ler stellte er sich auf guten Fuß. Die Größen der Standard Oil Company bewunderten Harrimans Erfolge und.folgten ihm mit ihren Millionen durch Dick und Dünn. Der Bruder Johns, William Rockefeller, half dem Freunde von der Union-Pacific, als es nöthig wurde, einen Strohmann für die Aktien der Southern-Pacific-Bahn und deren Stimmen aufzustellen. Das „Bauen mit Wasser“, dem sich Harriman mit virtuosem Geschick widmete, brachte oft reichlichen Gewinn. So hat er ein Meisterstück gewissenloser Effektenfabrikation, Zugleich aber ein Kabinetsstück reorganisatorischer Thätigkeit bei der (in der Untersuchung der Zwischenstaatlichen Handelskommission viel genannten) Chicago- and Alton-Bahn geliefert. Dieses Unternehmen sah schlimm aus, als es an Harriman fiel. Er baute die völlig heruntergekommene Bahn neu aus und machte sie rentabel. Der Betrieb wäre wahrscheinlich sehr ergiebig geworden, wenn nicht die Finanzierung der neuen Gesellschaft zu ganz ungeheuerlichen Schiebungen Anlaß geboten hätte. In der Enquete der Regierungskommission wurde festgestellt, daß ein großer Theil des Kapitals der Bahn „Wasser“ sei. Die Dividende von 30 Prozent war nur durch falsche Buchung möglich geworden; man mußte erst Sch Udverschreibungen ausgeben, um die Mittel für die Dividendenzahlung zu beschaffen. Diese Bonds wurden dann der N^w Jork Life Insurance Company, einer der großen Lebensversicherungsgesellschaften, aufgehängt. Auch die National City Bank in New Jork wurde mit dem Handel der Altonbahn in Verbindung gebracht. DieLeichenschau gab eine üble Vorstellung von der kontagiösen Wirkung des Harrimanbazillus. Man darf sich aber den ästhetisch m Genuß an der Beobachtung einer die kaufmännischen Fähigkeiten skrupellos ausnützenden Persönlichkeit durch solche Details nicht verkümmern lassen. Wenn Harriman sich vorgenommen hatte.



Harrimans Erbe.

453

irgendeine neue „Melone“ anzuschneiden, in den Körper eines von ihm noch nicht kontrollierten Bahnenjystems einzudringen, so gab es für ihn keine Hemmungen; mochte es sich um eine Vanderbilt- oder um eine Gould-Bahn handeln. Zu den Hauptaktionen dieser Art gehörte die Betheiligung an Vanderbills New Dork Central-Bahn und an der einst Gould gehörigen, später von Morgan sanierten Eriebahn. Die von Harriman beherrschte Eisenbahnsphäre umfaßte ein Netz von etwa 70 000 Englischen Meilen. Die Kapitalisirung dieser Herrschaft würde einen Betrag von mehreren Milliarden ergeben. Das Vermögen, das der verstorbene Eisenbahnkaiser hinterlassen hat, wurde von newyorker Bankiers zuerst aus 200 bis 500 Millionen Dollars geschätzt. Der weite Raum, der zwischen den Grenzen dieser Taxe liegt, zeigt, in welche Riesenspekulationen der Allumfasser verwickelt war. Neben werthvollen Grundstücken waren Aktien und Obligationen Bestandtheile des Vermögens. Das bedeutet in Amerika fiktiven Reichthum, wenigstens zu einem guten Prozentsatz des Gesamtwerthes. „Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen“: so spricht der deutsche Dichter; der Dankeer aber lehrt: „Bringe das Ererbte auf den Markt, damit es Zu Geld werde“

Eine Persönlichkeit kann schwer ersetzt werden. Der Nachwuchs im Reich der Obersten Vierhundert New Forts ist zum Theil mit den Merkmalen der Dekadenz behaftet. Die Familien Astor, Gould und Vanderbilt sind heute durch manches Exemplar vertreten, das von einer überfeinerten und künstlich erzeugten Kultur angekränkt ist und die nüchternen Geschäfte allenfalls noch wie einen netten Sport betreibt. Jn Uebrigen beschränken sich ihre dispositiven Talente auf die Anordnung phantastischer äinner und den Erwerb von Kunstwerken, die einfachen Millionären nicht zugänglich sind. Die Morgan, Rockefeller, Hill, Schiff sind saturirt. John Pierpont Morgan ist unter den Großen der Einzige, der niemals müde zu werden scheint. Stirbt ein Regent, so taucht die Sorge um die Erbschaft auf. So wars, als Henry Huddleston Rogers, der Kanzler Rockefellers und des Petroleumtruffs, starb; so ist es heute, da Harriman ausgestrichen worden ist. Die Börse wurde durch die Großfinanz, mit Morgan an der Spitze, gestützt. Man intervenirte, um den ersten Anprall der Verkäufe von Outsidermaterial abzuschwächen. Mit den Manipulationen in Wallstreet ist aber die Frage nicht beantwortet, wer in Zukunft die Kontrolle über den riesigen Aktienbesitz Harrimans ausüben soll. Der hatte ja noch allerlei Pläne, die er kurz vor seinem Tode einem Interviewer andeutete. Vor Allem lag ihm daran, mit dem neuen Korporationengesetz fertig zu werden. Vermuthlich mit Hilfe neuer Emissionen. Dann dachte er daran, Zweiglinien zur Ergänzung seines „Systems“ zu bauen. Aus all diesen großen Plänen ist nun nichts geworden. Wird Harrimans Politik fortgeführt werden und von wem? Man nennt verschiedene Namen. Die newyorker Börse sieht in Robert S. Lovett den Erben. Richter Lovett, wie er genannt wird, war bei Harriman in der selben Stellung, die Rogers bei Rockefeller eingenommen hatte: der Vertraute und erste Rathgeber des Herrschers. Man sagt von ihm, daß er in den letzten Jahren die treibende Kraft bei allen Transaktionen Harrimans war, da dessen Elastizität durch die schwere Krankheit stark beeinträchtigt worden sei. Aber er ist nicht mehr jung und soll schon ziemlich verbraucht sein. Als zweiter Kandidat gilt Julius Kruttschnitt, ein Deutscher, der sich durch solides technisches Können ausgezeichnet hat, ohne das mindeste Talent zur praktischen Ausführung amerikanischer Finanzmethoden zu besitzen.



Harriman bewies einen guten Blick für fachmännische Tüchtigkeit, als er diesen Ingenieur an sich zog und schließlich zu feinem Direktor für Streckenunterhaltung machte. Er schätzte Krutznitt sehr und bedauerte stets, daß der Osi-inan so geringes Talent zum Spekuliren habe. „Wenn er ein eben so guter Finanzmann wie Ingenieur wäre, so würden die Eisenbahnen der Vereinigten Staaten in einer Hand vereinigt sein.“ Der dritte Name, den die newyorker Finanz auf ihrer Lifte hat, ist eines Outsiders: Edwins Hawley. Viele sehen in ihm den künftigen Kaiser im Reich der Schiene. Hawley ist im „besten Alter“, sehr klug, sehr unternehmend und sehr einflußreich. Er hat bei den südlichen und westlichen Eisenbahnen schon heute eine autorative Stellung, und da er sich noch kurz vor Harrimans Tod auf dessen Wunsch mit ihm versöhnte, hat er gute Aussichten auf den verwaisten Thron. Von der Art der Persönlichkeit hängt beim Trust Alles ab. Der amerikanische Großspekulant ähnelt einer Centrale, in der alle Drähte zusammenlaufen. An den Relais sitzen die Werkzeuge des Titanen; aber der Hauptapparat wird von ihm selbst bedient. Oft hört man ja auch bei uns, ein Unternehmen sei so eng mit den Intentionen seines Schöpfers verwachsen, daß dessen Verschwinden eine völlige Umwälzung in der Organisation herbeiführen werde. Man denke an Albert Ballin und die Hamburg-AmeriZa-Linie. Noch fühlbarer ist das persönliche Moment bei den amerikanischen Eisenbahn-pools. Einige Gruppen beherrschen den größten Theil des Eisenbahnnetzes der Vereinigten Staaten. Im Osten Vanderbilt, die Penn-sylvania-Bahn und Morgan; im Westen Harriman, Hill und Gould. Wenn die Kapitalisirung der Eisenbahnen gesund wäre, so würde das Gewicht des stimm-gewaltigen Führers durch die natürliche EntWicklung der Unternehmen ausgeglichen. Da aber die Technik des Wasserbaues bei den amerikanischen Eisenbahnen zur höchsten Vollendung gebracht ist, gehts ohne den Erbauer des Wasserwerkes selten ganz glatt. Die durchschnittliche Rente der Bahnen ist kaum so hoch wie die Verzinsung des sächsischen oder bayerischen Eisenbahnkapitals. Das will Etwas heißen. Wenn in Bayern über die niedrige Rente des in den Staatsbahnen angelegten Kapitals geklagt wird, so sollte man sich dabei der Hunderte von Millionen Mark erinnern, die Deutschland in amerikanischen Eisenbahnwerthen angelegt hat und die sich mit einem geringeren Durchschnittszins begnügen müssen, als ihn der Fiskus auf seinen Schienen erzielt. In den Vereinigten Staaten waltet der Geist des Kurses über dem Kapital. Sobald eine Bahn anständige Dividenden zahlt, setzt die Wasser-kunst ein. Man nimmt eine vierprozentige Verzinsung als Basis und giebt neue Aktien aus, bis die Rente, die zuvor höher war, auf das „Normalniveau“ gebracht ist. Da sich nun aber bei einer gut angelegten Bahn die Einnahmen voraussicht-lich steigern, so werden die künftigen Erträge mit in den Kalkül eingezogen und das Kapital wird über die Vierprozentgrenze hinaus „verwässert“. Das ist der Grund all der Reorganisationen, mit denen drüben die Eisenbahngesellschaften so oft beglückt werden. Bald wird es in den Vereinigten Staaten keine Bahn geben, die nicht mindestens einmal den rseeiver bei sich gesehen hat. In seinem Buch über Amerika erwähnt Ernst von Hesfe-Wartegg ein Wort des Präsidenten der Chicago and Great Western-Bahn, A. B. Stickney, das für diese Eisenbahnverhältnisse charakteristisch ist. Stickney betonte, daß die durchschnittlichen Zinsen aller Eisenbahn-papiere der nordamerikanischen Union in den letzten Jahren nicht mehr als 3½ Prozent betragen haben, und rief entrüstet aus: „Es giebt in den Bereinigten Staaten



Harrimcms Erbe.

455

keinen Geschäftszweig, der geringere Eiträge liefert als die Eisenbahnen. Kein Kapital in der Union verzinst sich so niedrig wie das in den Eisenbahnen angelegte. Wie kann man unter diesen Umständen an die Herabsetzung der Passagier- und Frachtpreise denken?" Der Mann hat Recht. Er vergaß nur, zu sagen, daß die Ursache der unbefriedigenden Erträge nicht in der wirtschaftlichen Struktur oder in der geschäftlichen Lage der Vereinigten Staaten, sondern in der ungeheuren Verwässerung des Eisenbahnkapitals zu suchen ist. Vergaß ers mit Absicht?

Die Chicago and Great Western-Bahn gehört übrigens auch zu den Schulbeispielen für Wasserbauten. Vor einiger Zeit wurde von den Obligationären der Gesellschaft ein Verwalter eingesetzt, der das heruntergewirtschaftete Unternehmen wieder rentabel machen, sollte. Man wußte von Anfang an, daß ein i-scsivsi- dazu nicht im Stande sein würde; und so hat sich denn Morgan der faulen Geschichte bemächtigt, um die Bahn zu „rekonstruieren“. Das Bankhaus I. P. Morgan hat sich einen gewissen Ruf in der Reorganisation bankroter Eisenbahnen erworben. Die Sanirung der Eriebahn war wohl die erste That Morgans auf diesem Gebiet. Nun wird das deutsche Publikum durch gewaltige Inserate zur Betheiligung an der Finanzierung der Chicago Great Western aufgerufen. Man redet den Leuten ein, daß die Ausarbeitung des Rekonstruktionplanes durch die „erste Bankfirma der Vereinigten Staaten“ einen „wesentlichen Schritt zur Rehabilitirung der Gesellschaft“ bedeute. Nie wieder werde sich eine so günstige Gelegenheit zum Kaufen amerikanischer Cisenbahnpapiere einstellen. Diese Effekten sollen aber erst ihre Er giebigkeit erweisen; und die ganze Sanirung besteht einstweilen darin, daß etwa 100 Millionen Dollars neue Aktien und 28 Millionen Dollars Bonds ausgegeben werden, deren Verkauf dem Bankhaus I. P. Morgan & Co. einen gewiß nicht kleinen Nutzen lassen wird. Die Erwerber der Papiere aber dürfen auf ihre Dividende warten. Wer das amerikanische System der Sanirung (möglichst große Papierproduktion) kennt, überläßt es den „Anderen“, sich an solchen Transaktionen zu beteiligen. Warum wendet man sich denn so aufdringlich an das deutsche Kapital, wenn die Rekonstruirung der Bahn wirklich so großen Nutzen verheißt? Dann mögen doch die newnorker und londoner Geldleute das Geschäft allein machen. Wahrscheinlich wird Morgan sich um so lebhafter für die praktische Betätigung der Eifenbahnpolitik interejsiren, je mehr die Kräfte der allen Riesen erlahmen. James I. Hill, der „große alte Mann des Nordwestens“, scheint keine Ambitionen mehr zu haben. Einst galt der Begründer der Great Northern-Eisenbahn für den künftigen Beherrscher der gesamten Schienenrepublik. Man schätzte ihn höher ein als Harriman, dessen Thatkraft sich erst in spekulativen Manövern geäußert hatte. Noch wußte Niemand, das; in dem kleinen Broker der newnorker Börse ein Organisator stecke. Harrimans Stern ging, auf; und Hills Laterne warf nur noch trüben Schein. Nach der public opiniou wenigstens. In Wirklichkeit trat Hill zurück, weil ihn neue Pläne nicht lockten, die Konsolidirung des bestehenden Vermögens ihm vielmehr reizvoll genug schien. Heut gilt Hill als historische Person. Vielleicht wird sein Name in seinem Sohn Louis Hill neu aufleben; Der hat noch die Jugend, mit der man die Welt erobert. Auch Harriman ließ einen Stammhalter zurück (der bis zum Tode des Vaters als Ingenieur ein Gehalt von zwanzig Dollars in der Woche bezog). Das ist schon dritte Generation der Eisenbahndynasten. Die Großväter waren die Schöpfer der Millionen; die Väter ver-



Wässerten das Kapital zur Milliarde; was melden die Söhne thun? Es fragt sich, ob man dem Koloß des amerikanischen Eisenbahnkörpers das Wasser entziehen kann, ohne den Organismus in wichtigen Theilen Zu verletzen. Die dritte Generation der Eroberergeschlechter wird die Chancen auszubeuten haben, die sich im Eisenbahnbau noch bieten. Schon hört man von der Abficht einer Monopolisirung der Wasserkräfte, deren Ausbau eine von den Existenzbedingungen des kommenden Verkehrs auf den Schienen bildet. Merkwürdig ist, daß man aus den Vereinigten Staaten über Pläne zur Elektrisierung von Eisenbahnen wenigerhört als aus Deutschland. Sollten die Erfahrungen, die man mit den Niagarafällen gemacht hat, zu einer Fortsetzung dieser Art von Wassertechnik nicht reizen? Oder ist der Dankee nüchterner als der phantasievolle Deutsche und rechnet nur mit den Möglichkeiten des nächsten Tages? Jay Gould, der Dionys unter den Tyrannen des amerikanischen Kapitals, rühmte sich einmal, daß die amerikanischen Eisenbahnen den internationalen Geldmarkt beherrschen und daß jeder Eisenbahnkaiser deshalb Herr der Erde sei. Zieht man davon das übliche amerikanische Agio ab, so bleibt ein Stückchen Wahrheit übrig. Auf allen großen Effektenmärkten gehören „Vankeewerthe" zum eisernen Bestand. Das erklärt die Theilnahme der Kapitalistenwelt an Harrimans Tod. Als er begraben wurde, mußten alle Züge des Union Pacific-Systems fünf Minuten lang die Fahrt unterbrechen. So ehrte man symbolisch den toten König. «Alle Räder stehen still." Nur fünf Minuten; dann kamen die Lebenden wieder zu ihrem Recht. Was werden sie den Börsen bringen? Wir bekümmern uns viel mehr um Amerika als die Amerikaner um uns.

Die wissen von Deutschland sehr wenig, kennen von unseren Bülow, Bethmann und Genossen kaum den Namen und sehen in dem Deutschen Reich einen absolutistisch regirten Feudalstaat, in dem hübsche Landschaften und nette alte Stadtidyllen zu begucken sind. Ihre expansiven Wünsche kreisen um zwei Pole: Ostasien und Südamerika. Von beiden Gebieten hoffen sie viel und ergrimmen deshalb, wenn ihnen erzählt wird, Deutschland wolle nach Brasilien oder sonstwo hinübergreifen und ihnen die Herrschaft über den Gelbenmarkt streitig machen. Darum wars ein Fehler, daß man sie einen Augenblick in der Chinesenbahnsache von Berlin aus chicaniren zu wollen schien, und vielleicht ganz gut, daß der Urlaub unseres Botschafters die Ausführung der geheimräthlichen Ordre verzögerte (oder vereitelte). Dem Grafen Wörnstorfs ist verübelt worden, daß er, statt in Washington still für die Möglichkeit eines deutsch-amerikanischen Handelsabkommens vorzuarbeiten, am Ufer des Starnberger Sees saß. Er hat aber wohl schon gemerkt, daß uns drüben der Himmel nicht so voll Geigen hängt, wie der aus der Lehrzeit des armen Specky von Sternburg berühmte Harvard-Professor wähnte, und blickt wahrscheinlich aus hoffnungslosem Auge auf die EntWicklung. Der neue amerikanische Schutzzolltarif mit seinen Willkürlichkeiten und Auslegungsmöglichkeiten ist schlimm; noch schlimmer, als man erwarten mußte. Aber nur ein in sich einiges, heute also noch unfindbares Europa könnte dagegen Etwas thun; und so lange England, das sich den amerikanischen Produkten ohne die winzigste Sperrschranke öffnet, solchen Tarif hinnehmen muß, wird er für Deutschland fast unangreifbar bleiben. Vorsicht, Ihr Herren Agrarier! Da ist nicht viel zu gewinnen, aber Beträchtliches zu verlieren. Denn die Vereinigten Staaten brauchen auf uns nicht allzu ernste Rücksicht zu nehmen und sind in der neidenswerthen Lage, uns ohne Risiko ärgern zu können. Das erkennt Jeder, der, statt immer nur auf die Börse, auf die Wirthschaft beider Länder schaut. Ladon.



Zwei Briefe.  
457

Zwei Briefe.

^MMor einigen Wochen erschien in Ihrer Zeitschrift ein Artikel über „Kaplans-elend“. Er erinnerte mich an die miserable Lage anderer Hilfsgeistlichen in Deutschland. Ich meine die Schloßkaplane, die geistlichen Lakaien adeliger Herrschaften, die Männer, die in der Schlotzkapelle das Wort Gottes verkünden und in ihrem Nebenamt zur Dokumentirung des frommen Sinnes der Schlohherrschaft am letzten Platz der Tafel als Dekoration dienen. Erlauben Sie mir, mal ins volle Menschenleben Hineinzugreifen.

Für eine gräfliche Standesherrschaft in der Laufitz wird ein katholischer Schloßkaplan gesucht. Damit der Diözesanbischof nichts hereinzureden hat, soll der Geistliche einer anderen Diözese angehören, wird also aus Oesterreich bezogen. Neunhundert Mark Gehalt; in Wirklichkeit: siebenhundertfechsundneunzig, denn zweimal wöchentlich muß der Kaplan auf die Intention der Schloßherrschaft die Messe lesen: macht hundertundvier Ä!ark jährlich. Dabei freie Wohnung und Beköstigung. Freie Wohnung etwa im Schloß? Ach nein! Neben den Bureauräumen, auf einem Korridor. Als Stubennachbar hat der hochwürdige Herr den Amtsschreiber und einen Stallburschen, der beim Militär sich einen Fehler zugezogen hat und nun bis auf Weiteres das hochgräfliche Gnadenbrot ißt. Nun die großartige Schloßkapelle. Sie ist in einem Seitenflügel untergebracht. Etwa drei Meter von ihr entfernt ist der Hundezwinger. Vor der Schloßkapelle ist das Zimmer des Leibjägers. Ein dumpfiger Raum, ohne Fußboden; nur Cementfliesen bedecken ihn. In diesen Raum ist meist der Leibhund eingesperrt. Dem Köter gefällt die Nähe des Gotteshauses offenbar nicht, denn den Tag über, wenn die gnädige Herrschaft in Berlin oder ohne Leibhund „exU-a äomum“ ist, ertönt ein ohrenbetäubendes Geheul, in das natürlich die benachbarte Meute sofort einstimmt. Da soll nun der arme Schloßkaplan in seinem Zimmer (das im anderen Flügel liegt) für die gnädigste Herrschaft beten oder sich wissenschaftlich bethätigen. Aber die Bureaux der Güterdirektion und des Amtsvorstchers sind ja auch dort. Können die Herren Das aushalten? Wüthend rennt der Schloßkaplan in das Bureau des Amtsvorstehers und Amtsanwaltes. „Hören Sie nicht das gräßliche Hundegeheul?“ „Ach, lieber Herr Kaplan, daran müssen Sie sich nun schon einmal gewöhnen, daran giebts nichts zu tippen; so wars, als noch der gottselige Großvater des Herrn Grafen lebte, und so wird es auch bleiben.“ „Aber wie können Sie Das aushalten?“ „Ach, man gewöhnt sich an Alles,“ sagt der alte Amtsanwalt, den der Graf und die ganze hochgräfliche Familie mit „T^u“ anredet. Patriarchalsitte? Ich danke bestens.

Sonntag. Predigt und Hochamt in der Schloßkapelle. Die Predigt verläuft ohne Störung. Nun kommt das Hochamt. Beim „Pater Noster“ werden die Hunde unruhig. Ein Geheul wie beim „Wilden Jäger“ setzt ein, das jeden Gesang übertönt. Das ist denn doch zu stark. Wozu ist das Konsistorium in Breslau, das man auf Deutsch schön so „Geistliches Amt“ nennt? Also los! Die Schloßkapelle wird Photographie, das Lokal, in dem der Heulhund haust, genau bezeichnet, die Entfernung vom Hundezwinger angegeben und die ganze Sache an das «Geistliche Amt“ berichtet. Wochen vergehen. Da erscheint der Herr Erzpriester beim Schloßkaplan mit den Schriftstücken. Er ist peinlich davon berührt, daß die Sache an das Amt berichtet worden ist. Und auch das Geistliche Amt



Die Zukunft.

möchte die Sache gütlich beigelegt wissen, damit der Standesherr, der Herr Graf, dör doch Mitglied des Preußischen Herrenhauses ist, nicht böse wird. Aber die Würde des Gotteshauses, in dem das Heilige Sakrament aufbewahrt wird, duldet doch nicht die unmittelbare Nähe der Hunde. Das ist gegen jede kirchliche Vorschrift. Hilft Alles nicht. „Auch die Hunde hat der liebe Gott erschaffen/' So sagt der Graf. „Natürlich", meint der Schloßkaplan, „aber auch die Schweine." Und Alles bleibt beim Alten.

Ein anderes Bild. Der Speisesaal im Schloß ist hell erleuchtet. Diener laufen geschäftig umher. Heute ist großes Jagddiner. Aus Berlin sind Gäste da. Im Salon werden die Herrschaften einander vorgestellt. Auch der Schloßkaplan wird den Herrfchaften flüchtig vorgestellt. „Unser Schloßkaplan." Dann gehts zu Tisch. Der Schloßkaplan zuletzt. Der mutz ja demttthig sein; sonst ist er ein Sozialist. Auch an der Tafel sitzt er als Letzter, hinter den sechsjährigen Kindern irgendeiner Seitenlinie der gräflichen Familie. Vor dem Essen wird gebetet. Aber Niemand von der gräflichen Familie macht das Kreuzeszeichen. Sie schämen sich vor den Potsdamer und berliner Offizieren. Und dennoch ist der offizielle Vertreter der Religion anwesend. Ein berliner Artilleriehauptmann meinte denn auch: „Ja, weshalb schämt sich denn die Herrschaft vor uns? Die älteren Damen nehmen täglich, wie ich gehört habe, das Sakrament; da konnten sie doch ihre Ceremonien vor uns ruhig machen. Das stört uns nicht im Geringsten." (Die Religion ist also bei manchen adeligen Herrschaften nur Dekoration oder angeerbte Anstandspflicht.) Nach aufgehobener Tafel begiebt sich die hocharistokratische Gesellschaft wieder in der selben Ordnung in den Salon, wo Kaffee und Liqueur gereicht wird. Der Kaplan darf nicht mit. Ec muß auf sein Zimmer, denn er muß für die Herrschaft Askese treiben. „Werden Sie denn nie nach dem Essen in den Salon gebeten?" fragt da ein Professor aus Poppelsdorf. „Nie", erhält er zur Antwort. „Aber ich kann mir dann den Seelenzustand der gräflichen Familie gar nicht vorstellen. Sie wollen fromm sein, geben Almosen, hören täglich die Messe, knien vor Ihnen nieder und lassen sich ihre Sünden vergeben: und behandeln den Verkünder ihrer Religion wie einen Kammerdiener." „Ja, lieber Herr Professor, die Zeiten des Grafen von Habsburg, der einst einem Priester sein Roß schenkte, sind längst vorbei. Heute handeln diese Herren wie die orthodoxen Juden in Galizien. Die kaufen sich am Versöhnungstage einen Hahn. Dem flüstern sie ihre Sünden in die Ohren und werfen ihn dann ins Wasser." Der Adel hat seine Privilegien im Staat und auch in der Kirche. Leider sind die Privilegien der Blauen in der Kirche von noch viel unheilvollerer Bedeutung als im Staat. Wollen Sie Beispiele? Ein Schloßkaplan in Westfalen stellte die Frau eines Försters zur Rede, weil sie bei den Damen der gräflichen Familie einen Angestellten durch ihre Klatschereien in üblen Ruf gebracht hatte. Die Frau des Försters war vor ihrer Verheirathung Stubenmädchen im Schloß. Das war nun eine böse Sache. Sie lief zu den Damen und beklagte sich bitter über den Kaplan. Die Damen erzählten es dem Grafen. Der ließ den Kaplan kommen, schnauzte ihn an und der Kaplan mußte die Frau um Verzeihung bitten. Dann kamen die Landtagswahlen. Der Graf ließ den Kaplan zu sich bitten und erklärte ihm, daß er den Thron, der Kaplan aber den Altar repräsentire. Thron und Altar müssen zusammenhalten, also habe der Kaplan auch während dieser Zeit seine Predigten einzurichten. Und so weiter.



Zwei Briefe.

459

Noch gemüthlicher geht es auf einem Schloß in Schlesien zu. Dort werden die Verstorbenen Derer von . . . unter der Schloßkapelle beigesetzt. Neben der Totengruft ist der Gemüsekeller. Sonst fordert die Polizei, daß der Friedhof (nach dem allgemeinen Landrecht) so und so viele Meter von den menschlichen Wohnungen entfernt sei. Aber die Blauen haben das Privileg, neben dem Gemüsekeller in Frieden zu ruhen.

Die evangelischen Schloßkaplane haben wenigstens Aussicht, nach all den Demüthigungen, die sie als gebildete Menschen über sich ergehen lassen mußten, eine einträgliche Pfarre zu erhalten. Das ist in der Katholischen Kirche sehr selten der Fall. Die Herrschaften wissen es so einzurichten, daß der Kaplan beim Geistlichen Amt keine gute Note erhält; und dann ist der arme Tropf aus einer anderen Diözese, hat also vergeblich sich im Glanz der hochgräflichen Sonne ge-weidet. Hat er seine Pflicht auf der Kanzel gethan, dann heißt es: „Kreuziget ihn!“

Ist er politisch gewesen, dann stößt er beim Geistlichen Amt an.

Deshalb: Fort mit diesem Privileg der Adeligen. Mögen sie vor Gott, wie jeder andere Sterbliche, sich beugen und dem Priester hienieden das Kreuz ersparen!

II. „Ist es einem Laien in Luftschiffahrt und Aviatik, aber einem Ingenieur, gestattet, ein Wort zu der Zeppelinangelegenheit (worunter nicht etwa technische Detailsragen, sondern allgemeine Eindrücke verstanden werden sollen) zu sagen? Ich hoffe es, wenn ich vorausschicke, daß der Zweck dieses Schreibens ist, Fragen anzuregen, die vielleicht auch andere Menschen sich schon gestellt haben.

Ich möchte mich informiren lassen, denn mir fehlt die Zeit, mich ernstlich mit ernstlicher Literatur über Flugtechnik zu befassen, und die Lust, mich dilettantisch nur durch Lesen von Zeitschriften für Luftschiffahrt an ein Gebiet heranzuspielen, blos deshalb, weil es scheinbar Mode wird.

Also: welches ist eigentlich der Zweck und die Absicht der G. m. b. H, die mit der Millionenspende des deutschen Volkes fundirt wurde? Will sie Luftschiffe im Fabrikbetrieb bauen? Vermuthlich; denn man hört von Anlagen sogenannter Luftschiffwerften. Fitr wen und wozu sollen diese Luftschiffe gebaut werden? Eine Gesellschaft konftituirt sich doch nicht, ohne sich über die Abnahmeverhältnisse ihres Produktes im Klaren zu sein. An fremde Nationen wird sie wohl nicht liefern; an die deutsche Armeeverwaltung wohl auch höchstens Nr. 3, das aber nach dem Modell von Nr. 2 erbaut ist. Wenigstens verlautet nichts von wesentlichen Aenderungen. Das ist das Wunderbare; man sollte annehmen, daß jeder Typ ein neues Stigma tragen würde. An Privatgesellschaften wird schwerlich zu liefern sein, denn ich glaube nicht, daß nach den gemachten Erfahrungen sich so bald Kapitalisten finden, um Luftschiffahrtlinien zu gründen. Hat die G. m. b. H. denn überhaupt ein Monopol oder werthvolle Patente? Und wenn all Das zutrifft, was ich aber nicht glaube: war denn bei der Spende die Absicht des Volkes, dem Staate eine Luftflotte zu schenken oder indirekte Touristenlinien schaffen zu helfen? Gewiß nicht; das Volk hatte wohl die edle, aber unklare Idee, zur Weiterförderung einer ihm imponirenden Kulturerjche-inung beizutragen. Arbeitet aber nun die Zeppelingesellschaft in diesem Sinn? Verfolgt sie ihr eigentliches Ziel, unbekümmert um das Beifallsgebrüll der Menge, wissenschaftlich mit dem Pfunde zu wuchern, den ersten überkommenen Gedanken, der heute noch vom Standpunkt des Ingenieurs genialprimitiv zu nennen ist, zu befruchten? Erwirbt und veröffentlicht sie systematisch



Versuchsergebnisse, fördert sie den Gedanken der Luftheroberung im Allgemeinen?

Arbeitet sie auch auf anderen Gebieten ihres Elementes, in der wissenschaftlich höher stehenden Aviatik, unterstützt von einem Stab selbstloser, wissenschaftlich gebildeter Ingenieure? Oder vergißt sie Alles, läßt sie sich blenden von dem ersten Lorbeer und dem billigen Ruhm, von Zeit zu Zeit eine (nie programmgemäß verlaufende) Renommifahrt zu machen, und arbeitet in der Zwischenzeit nur daran, das durch die Renommifahrt ramponirte Luftschiff nach geraumer Zeit durch Morphiuminjektionen wieder gesellschaftsfähig zu machen oder an einem Erfahrenommirschiff, wenn es hoch kommt, zu bauen? Ich weiß es nicht; aber ich fürchte, es ist so.

Wenn diese Bahn beschritten ist und bleibt, kommt früher oder später eine nationale Blamage, ein Panama der neuen Technik, bei dem man den ehrlichen Grasen Zeppelin nur bedauern kann. Dann ist wieder eine Idee, nicht, weil sie schlecht war, diskreditirt, sondern eine vielleicht gute hat sich prostituiert, sie hat dem Laien Wissenschaft und Fortschritt vorgetäuscht, wo in Wirklichkeit nur räumliche Größe, Absonderlichkeit, Ungewohntes in Verbindung mit irgendwoher injizirtem Hurragefühl eine Leistung gezeitigt haben, die sich von einem technischen Cirkuskunststück im Grunde nur durch die aufgewandten Kosten unterscheidet. Hat (um eine letzte Frage zu stellen) nicht das Volk das moralische Recht, von der Zeppelingesellschaft, obwohl sie eine G. m. b. H. ist, also legal nicht beipflichtet, die Veröffentlichung einer Bilanz und eines sehr detaillirten Geschäftsberichtes zu verlangen? Es würde mich als langjährigen Leser Ihrer Zeitschrift interessieren, wenn Sie die Güte hätten, sich zu meinen Fragen zu äußern."

Ich kann, so gern ichs möchte, diesen Wunsch nicht erfüllen. Nur sagen, daß die Zahl der Fachleute anschwillt, die fürchten, dem Zeppelinfieber werde eines nicht allzu fernen Tages ein nicht minder jäher Rückgang der Stimmungstemperatur folgen. Fürchten: denn auch in ihnen lebt die bange Ueberzeugung, daß man draußen die Unfruchtbarkeit der zeppelinischen Versuche als eine Niederlage deutschen Unternehmens deuten und in nüchternem Kaltsinn die Begeisterung, die oft so wunderliche Formen annahm, verspotten würde. Schon höhnt man kichernd ja den sonderbaren Schwärmerplan, das Luftschiff, das auf seinen Fahrten über deutschem Boden fast nie ohne Havarie geblieben ist, für das unendlich größere Schwierigkeit bietet, als die Wagniß einer Nordpolexpedition zu benutzen. Vor dreizehn Monaten wurde, in den Tagen des heißesten Rausches, warnend hier gesagt: „Zeppelins wäre nun Deutschlands Schlappe; und höher als der Mann, auch der edelste, muß uns, viel höher, des Reiches Wohl gelten. Dem zeugt der Taumelnie einen Messias/" Wurde gefragt, ob Geheimrath Emil Rathenau, statt des Schimpfes, nicht Dank dafür verdiene, daß er den Muth zu einem Vorschlag fand, der zunächst mißfallen mußte: zu dem Vorschlag, dem Grafen Zeppelin einen zu Rath und Kontrolleberufenen Ausschuß zu gesellen. Jsts heute noch eine Frage? Wäre dem Lustschiff nicht manches Mißgeschick (Motoren, Propeller) erspart worden, wenn dem Grafen die besten Berater vorwärts geholfen hätten? Techniker, die von der Kesselschmiede bis zur Turbine und Metallfadentlampe vorgeschritten sind, jedes Rädchen und jede Nietmöglichkeit zu schätzen, zu nützen wissen und klarer als der genialere Kopf erkennen, wie man modern, haltbar und billig baut? Der Rausch rath immer schlecht. Sperrt seinem Gelall das Ohr der Nation! Vielleicht sagt uns die Zeppelingesellschaft

Studien; sagt uns, daß sie im Stillen emsig an der Mehrung ihres technischen Vermögens arbeitet und ihre Aufgabe nicht in der Veranstaltung von Schaufahrten erledigt wähnt.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: M. Harden in Berlin. — Vorlag der Zukunft in Berlin.

Druck von G. Bernstein in Berlin.



